Bremer Sonntagsblatt.

Seit Juli:

Organ des Künstlervereins.

Dreizehnter Jahrgang.

1865.

Herausgeber: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer.

Bremen.

Druck von Heinrich Strack.

1865.

Inhalts-Verzeichniß.

Geschichte und Biographie.

Literatur- und Kunstgeschichte.

Culturgeschichtliches.

Reise- und Naturschilderungen.

Theater, Musik und bildende Künste.

Poesien.

Uebersetzungen.

Recensirte Werke.

Namen-Register.

Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 23.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 1. Bremen, 1. Januar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Jean Paul und Charlotte von Kalb. *)

Wem schwebt unter den seltenen Frauen, welche auf die Träger unserer neuen Dichtung einen wenn nicht bestimmenden, d. h. mächtig anregenden Einfluß gewonnen, das Bild der wunderlich unglücklichen Charlotte von Kalb nicht lebhaft vor, die, von Schillers Seele glühend ergriffen, ihn völlig sich anzueignen strebte? Palleske hat diese Beziehungen mit warmer Begeisterung geschildert, die freilich weit über den gegebenen Thatbestand hinausschweift. Wenn Frau von Stein auf den von der Anmuth ihres Wesens hingerissenen Goethe mit der Milde ihres Gemüthes beruhigend und bildend einwirkte, so war es bei Frau von Kalb leidenschaftliche Glut und aufgeregte Einbildung, welche Schiller an sich zu fesseln, ihn mit ihren schwärmerisch die Welt umspielenden Gedanken zu erfüllen und sich geistig in diesem Genius abzuspiegeln trachtete. Ehe Charlotte den aus Italien heimgekehrten Goethe, wohl erst nach ihrer Rückkunft von Meiningen im Anfange des Septembers 1788, kennen lernte, hatte Schiller sich bereits ihrem Einflusse fast ganz entzogen, da ihn die anmuthige Verbindung mit der Lengefeldischen Familie das drückende der Feuerseele Charlottens um so tiefer hatte empfinden lassen und eine herzliche Neigung zu derjenigen, die sein Leben auf das schönste beglücken sollte, schon zu keimen begann. Goethes gespanntes Verhältniß zu Frau von Stein, deren Kälte ihn zurückgestoßen, wurde damals, besonders von der Weimarer Frauenwelt, mit neugieriger Aufmerksamkeit verfolgt, und wie hätte Charlotte, bei ihrer ähnlichen Verstimmung gegen Schiller, hieran nicht regen Antheil nehmen sollen? Zunächst schloß sie sich vertraulicher Herders Gattin an, da sie in diesem Hause die gefühlteste Theilnahme gefunden hatte und ein ähnlicher gepreßter Zustand beide sich nahe brachte. Caroline Herder empfand die Abwesenheit ihres Gatten tief schmerzlich, wenn sie diesem auch den Aufenthalt im Maienlande Italien gern gönnte, der ihm zu ihrem ärgsten Bedauern durch eine zudringliche Frau und sonstiges Mißgeschick verkümmert wurde; Charlotte sah den Verlust ihres Vermögens bang entgegen, während ihr abwesender Gatte sie ohne alle Nachricht ließ. Die ganze Schwere dieses unwürdigen und leidigen Verhältnisses und den Entschluß, dasselbe, wo möglich, zu brechen, theilt Charlotte der Freundin mit. Goethe, der die leidenschaftlich bewegte Frau in manchen Gesellschaften antraf, bezeigte sich ihr freundlich, ohne ein näheres Verhältniß zu wünschen. So besuchte er sie auch nicht in ihrer neuen Wohnung, wo sie sich stattlich eingerichtet hatte, woher sie denn eine Einladung zu ihm ablehnte. Daß er den jungen Mädchen auf dem Balle den Hof machte, erbitterte sie gewaltig. An dem im December nach Weimar kommenden Philipp Moritz, nahm sie, wie die ganze Weimarer Frauenwelt, deren ästhetischer Prophet er wurde, großen Antheil. Nach seiner Entfernung schloß sie sich immer mehr an Frau von Stein an, und sie entrüstete sich mit allen Weimarer Frauen, als sie von seinem Verhältnisse zu Christiane Vulpius vernahm. Hatte sie selbst ja eine ähnliche, wenn auch nicht gleiche Entwürdigung erfahren, da Schiller sie gegen die Lengefelds aufgegeben, obwohl sie damals von einer Herzensneigung desselben noch keine Ahnung hatte. Erst als Frau von Stein im Mai Weimar verlassen hatte, ließ die Erbitterung gegen Goethe nach, wie auch Herders Gattin ihn wieder in milderm Lichte sah. Sie fand, daß »der Pan wieder erwacht sei«, und freute sich des nähern Umganges mit dem herrlichen Dichter, der gern den gebildeten Weimarer Frauen seine Gemälde und sonstigen Kunstgegenstände zeigte, der von Italien so wundervoll zu erzählen wußte. Gegen Weihnachten 1789 kam endlich ihr Gatte nach so langer stummer Abwesenheit wieder nach Weimar; aber die Eröffnungen, welche dieser ihr machte, so wie sein ganzes liebloses Wesen versenkte sie in tiefes Seelenleid. Auch Goethe wurde dadurch zu reinstem Antheil gestimmt. Zu allem herben Schmerze trat noch die bitterste Eifersucht, als sie von der Verlobung Schillers mit der jungen Lengefeld vernehmen mußte, welche geistig so tief unter ihr stehe. Vergebens sucht sie das Verhältniß zu trennen, Schiller in einem namenlosen Briefe davon zurückzuhalten. Zuletzt forderte sie ihre Briefe von Schiller zurück, und dieser überbrachte sie ihr selbst, als er kurz vor seiner Vermählung nach Erfurt ging. Sie hatte sich zu heftigen Aeußerungen gegen Schillers Braut hinreißen lassen, die damals in Weimar verweilte, wußte sich aber später äußerlich in ein gutes Verhältniß zu ihr zu setzen. Die Nachricht von der am 22. Februar erfolgten Vermählung Schillers mußte ihre Seele in

*) Die genaue Einsicht in dieses merkwürdige Verhältniß wurde nach Spazier durch manche neuere Mittheilungen ermöglicht, unter denen die von Ernst Förster gegebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter", die erste Stelle einnehmen. Die Datirungen der Briefe sind leider ganz unrichtig (bei Spazier zuweilen verfälscht), und manche arge Druckfehler wirken sehr störend.

leidenschaftliche Qual versetzen; auch die Zeugen ihrer Verbindung mit dem unaussprechlich geliebten Manne, der von ihr sorgsam aneinander gereihte Briefwechsel, waren ihr so zur Pein, daß sie diese dem Feuer opfern mußte. Von Goethes innigem Antheile an der so schwer Leidenden zeugen einige erhaltene Zettel aus dieser Zeit. „Sie können glauben“, schreibt er ihr, „daß ich auch oft an Sie denke, wenn ich gleich nicht erscheine, und das ist freilich ein unfruchtbarer Antheil. Meine Existenz neigte sich immer zur Einsamkeit, und ich denke, es wird endlich auch dabei bewenden. Heute Abend werde ich mit Vergnügen aufwarten, und wünsche Sie mit Ihrem Herrn Gemahl allein zu finden“. Ein andermal erwiederte er: „Gern will ich Ihnen glauben, daß Ihnen unser kaltes Schattenreich wunderbar vorkommt. Fast noch nie haben sich die Verhältnisse so zersprengt und isolirt als diesmal. Mit viel Freude erwarte ich Sie heute Nachmittag. Nur wünsche ich, Sie, so lange die Sonne noch scheint, in meinem freundlichen Gartenzimmer zu sehen. Hier einstweilen ein alter Freund (sein Bild)“. Als er im März 1790 vor seiner Reise nach Oberitalien sich von ihr verabschiedete, brachte er ihr Uebersetzungen von Voß und Stollberg. Auf einen Brief Charlottens erwiederte er am 30. April von Venedig aus in zutraulichster Weise. Ihr Gemahl eilte bald darauf nach Frankreich, nachdem er sein Haus geordnet hatte, als ob er lange abwesend sein würde. Sie selbst ging noch vor Goethes Rückkunft zu ihrer Schwester nach Kalbsrieth, kehrte aber bereits im August zurück. Während ihr Gatte noch in Frankreich weilte, genas sie in Weimar von einer Tochter, die sie bei ihren zerrütteten Vermögensverhältnissen und der völligen Auflösung ihres ehelichen Glückes nicht ohne Schmerz an ihr Herz drücken konnte. Von Schiller und seiner Gattin, die sie nicht ihres Vertrauens gewürdigt hätten, wie sie gegen Frau von Stein klagte, hielt sie sich zurück; auch sah sie wohl kaum den im October aus Schlesien zurückkehrenden Goethe. Im folgenden Jahre ging sie auf längere Zeit nach Kalbsrieth. Als sie im October 1792 in Weimar war, um sich zu verabschieden, befand sich Goethe auf dem Rückzuge aus der Champagne. Am 23. April 1793 wandte sie sich endlich wieder einmal an Schiller, dem sie so lange in stummem Schweigen gegrollt hatte, mit der Bitte, ihr einen Hofmeister für ihren heranwachsenden Knaben zu empfehlen. Dieser erwiederte freundlichst auf den unerwarteten Beweis ihres gütigen Andenkens, ihres Vertrauens und ihrer Theilnahme; nur seine üble Gesundheit sei Schuld, daß sie in der Versicherung des Andenkens ihm zuvorgekommen sei. Die Besorgung eines Hofmeisters veranlaßte mehrere Briefe. Hölderlin, der endlich auf Schillers Empfehlung die Stelle antrat, erregte Charlottens warmen Antheil. Im Winter 1793 auf 94 kam sie wohl nach Weimar und Jena wo sie wieder mit Goethe anknüpfte. Nach Kalbsrieth zurückgekehrt, trat sie mit ihm wieder in briefliche Verbindung. Goethe erwiederte freundlich und meldete von seinen Zuständen. Fichtes Berufung, die sie freudig begrüßte, bot wohl die nächste Veranlassung zum Briefe an Goethe. „Leben Sie recht wohl und lieben Sie mich!“ so schließt seine Antwort. „Sagen Sie mir manchmal ein Wort, ich schreibe auch und schicke was, damit wenn wir uns wiedersehen, auch kein Augenblick durch Erneuerung verloren gehe, wie wohl diesmal geschehen ist“. Auch an Schillers Gattin wandte sie sich wieder, als dieser mit den Seinen aus Schwaben nach Jena zurückgekehrt war. Ende Juni sandte ihr Goethe seinen Reineke, wogegen er Fichtes Darstellung seiner „Wissenschaftslehre“ ihr nicht zugeben ließ, da diese, wenn sie anders davon Kunde nehmen wolle, einen mündlichen Vortrag erfordere. „Leben Sie recht wohl und gedenken mein! Gustel (sein August) ist wohl, froh und klar. Wünschen Sie ihm mit mir, daß er so bleiben könne. Noch muß ich sagen, daß seit der neuen Epoche auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner wird, worüber ich mich freue und in seinem Umgange manches Gute hoffe. Leben Sie recht wohl und kommen bald mit uns zu genießen, was wir auch besitzen und erwerben mögen“. Dagegen konnte er ihrem Wunsche, für den Verkauf einer theuern Weinsorte zu sorgen, nicht nach Wunsch entsprechen, da man zur Zeit keinen so theuren Wein suche. Im December kam sie selbst nach Weimar, wo sie wieder ihren Wohnsitz aufzuschlagen gedachte. Von Jena holte sie ihren Fritz ab, den sie dorthin mit Hölderlin hatte ziehen lassen. Als Schiller am 22. Goethe berichtete, Frau von Kalb befinde sich seit einigen Tagen zu Jena, bedauerte dieser, daß sie diesmal leider in der Ferne an ihm vorbeigegangen; aber bald darauf traf sie in Weimar ein, wo Goethe sie zu besuchen nicht unterließ. Die freundliche Verbindung ward, wenn auch nicht lebhaft, fortgesetzt; sie selbst litt damals auch körperlich. Ein im Mai geborenes Töchterchen starb bald nach der Geburt. Ein kurzer Aufenthalt in Jena, wo sie mit Schiller viel verkehrte, that ihr sehr wohl. Wie hoch sie den Umgang mit ihm und seiner Gattin schätzte, sprach sie kurz nach ihrer Rückkehr in einem Briefe an letztern aus. „Goethe sah ich noch nicht“, meldet sie diesen; „er ist aber wieder (von Karlsbad) hier. Meyer sagte mir, er habe schon längst mich besuchen, mich zu sich einladen wollen; aber sein Mißstand mit der ganzen Societät hier, macht, daß er auch für mich verloren ist. Das könnte, das sollte anders sein“. Wie Charlotte über Schillers Aufsätze in den „Horen“ ihre Ansicht diesem mitzutheilen nicht unterlassen konnte, so zog sie auch Goethes Märchen lebhaft an. Sie sprach dies in einem Briefe aus, worin sie ihm auch ihre liebevolle Theilnahme an den Verlust seines neugeborenen Kindes zu erkennen gab. Als sie ihm aber darauf eine Erklärung der Personen des Märchens sandte, bat Goethe Freund Schiller, ihm doch gleich eine andere Erkärung zu schicken, die er Charlotten dagegen mittheilen könne. Auf ihr künstlerisches Urtheil legten die verbündeten Dichter gleich wenig Werth, doch blieben sie mit ihr in freundlichster Verbindung. Von Ifflands Gastspiel im März und April wurde sie begeistert, und besonders scheint „Egmont“ sie sehr angesprochen und sie den Dichter selbst deshalb warm begrüßt zu haben. Dagegen wurde sie bei der Anwesenheit Körners gegen Schiller sehr verstimmt, worüber sie Goethe vertrauliche Mittheilungen machte, von welchen dieser den besten Gebrauch versprach.

Aber bereits mehrere Monate früher hatte ein anderer Dichter Charlottens Geist und Seele ganz hingerissen; Jean Paul hatte sich ihrer bemächtigt. Dieser hatte schon im Juni 1795 seinen „Hesperus“ an Goethe gesandt, der ihn, und nicht weniger Schiller, bei aller Anerkennung der schwungvollen Kraft, ablehnen mußte. Dagegen wurde Herder, Knebel und die weimarer Frauenwelt gegen Ende des Jahres davon voll begeistert, und Frau von Kalb konnte es nicht unterlassen, ihren glühendsten Beifall dem Dichter auszusprechen. Am 29. Februar schrieb sie dem so glänzend hervorgetretenen Dichter, der freilich schon die Gunst einer hohen Dame, der Fürstin Lunowsky, sich erworben hatte: „In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt; sie erregten Aufmerksamkeit, und vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir geben sie die angenehmste Unterhaltung, und die schönsten Stunden der Vergangenheit verdanke ich dieser Lectüre, bei der ich gern verweilte; und in diesem Gedankentraume schwanden die Bildungen Ihrer Phantasie gleich Phantomen aus dem Geisterreiche meiner Seele vorüber.“ Schon oft habe sie, durch den Reiz und Reichthum seiner Ideen innigst beglückt, dankbar die Feder ergriffen, aber immer sie wieder

niedergelegt, im Gefühle, wie unbedeutend ihm dieses einzelne Zeichen von einer Unbekannten wäre, bis sie in einer glücklichen Stunde sein Lob von Männern gehört, die sie längst gekannt und geehrt habe. „Jetzo ist es nicht mehr die einsame Blume der Verehrung, die ich Ihnen übersende, sondern der unverwelkliche Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand. Wieland hat vieles im „Hesperus“ und „Quintus“ ausnehmend gefallen; er nennt Sie unsern Yorik, unsern Rabelais. Das reinste Gemüth, den höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune, die oft in den überraschendsten, anmuthigsten Wendungen sich ergießt, dies alles erkennt er mit innigster Freude in ihren Werken *). Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Progamm vom Rector Fälbel (im „Quintus Fixlein“). Sonst wirken Satiren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinne, selbst in der Dämmerung, schwingen die meisten ihre Geißel willkürlich oder der gereizte Affekt bewaffnet ein Vorurtheil gegen das andere. Ihrem Blick hingegen hat sich ein weiter Horizont geöffnet, Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Lichte Ihres Geistes“. Als Jean Pauls Freunde in Weimar nannte sie ihm noch von Knebel, den Uebersetzer des Properz in den „Horen“, von Einsiedel und von Kalb. „Leben Sie wohl“, schloß sie, „beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Genüsse der Kunst, und machen Sie uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden“. Hocherfreut erwiederte Jean Paul am 7. indem er zugleich den ersten Theil seiner „Blumenstücke“ (des „Siebenkäs“) beilegte. Nachdem er seinen Dank ausgesprochen und die Wonne, den weiblichen Seelen Morgenträume und sanftere Seufzer zu geben, als ihnen das Leben abzwinge, fährt er fort: „Ich habe Mühe meinen Dank abzubrechen, da ich nicht weiß, ob ich Ihnen früher Antwort geben darf als mündliche. Wenn ich die hohe Dreieinigkeit, die drei Weisen welche aus dem Orient zogen, hören und sehen werde, so werde ich kaum beides mehr können, sondern vor Liebe und Rührung verstummen. Wollte der Himmel, ich wüßte die Tageszeit, wo Sie die „Blumenstücke“ lesen, ich würde nicht arbeiten, sondern im Freien herumgehen und nach dem Fürstenthume Weimar schauen und Ihnen Zeile für Zeile nachlesen, und halb recht froh halb recht furchtsam sein. Das Schicksal ahme, wie die Dichtkunst die Wirklichkeit in ihren Dichtungen verschönernd kopirt, umgekehrt in Ihnen jene nach, und verwandle jede Rose des Lebens, wenn Sie sie weglegen, in die weiße der Erinnerung, damit, wenn Sie nach vielen Jahren sich umwenden, ein großer weißer Rosengarten hinter Ihnen blühe“. Der Beifall Herders, Wielands und der herrlichen Frau, deren Unglück er nicht ahnte, trieb den Dichter zur Fortsetzung der „Blumenstücke“, die er nach Vollendung des ersten Bandes im vorigen November, zurückgelegt hatte. Charlotte antwortete sofort am 26., obgleich ihre Seele damals von einem düstern Nebel umgeben war. Zunächst hielt sie an der Andeutung seiner Ueberkunft nach Weimar fest. Seinen Brief wolle sie mündlich beantworten; sie freue sich auf seine persönliche Bekanntschaft. Er möge schreiben wann er kommen wolle, aber auch keinen Tag später kommen, da das Erwarten eine schmerzlich tödtende Sache sei. Ueber ihre Erfahrung mit Schriftstellern macht sie die bezeichnende Bemerkung, ihren Geist und Verstand habe sie meist im Umgang dem völlig gleich gefunden, den sie aus ihren Schriften sich gebildet, aber im praktischen Leben seien sie ihr als ganz andere Wesen erschienen. „Auch bei dem Stärksten, und just bei dem am tiefsten, nimmt doch die Organisation endlich das Gepräge an, die das Schicksal ihm aufdrücken will, und das ist der sichtbare Mensch, der oft viel verloren zu haben scheint. Wer aber nur den mindesten Glauben an etwas Ewiges, Unsichtbares hat, gewinnt durch jedes Leiden, durch jede Erfahrung. Tief in der schweigenden Brust, ruht noch das Ideal seines Glücks, immer wirds effekt- und farbenloser, bis es verschwindet, und die Idee allein noch der Geist unsers Lebens ist.“ Schiller und Goethe waren ihr so erschienen, und besonders der erste hatte ihr solche Leiden bereitet, die aber den Grund ihres Vertrauens auf das Ewige im Menschen nicht, zu erschüttern vermochten. Am 28. giebt sie ihm den Eindruck wieder, den die „Blumenstücke“ auf sie geübt. „Vor-“ und „Nachrede“ fand sie köstlich; an einem heitern Tage werde sie diese Herder vorlesen, aber sie müsse diese auch mit ihm selbst (Jean Paul) einmal lesen. „Ach wie viele vergangene Ideen meiner Seele habe ich in Ihren Schriften wieder gefunden, wie viel neue, belebende, erquickende haben Sie mir gegeben! Sie sind — Schreiber; ich bin — Leser. Wir werden sein!“ Im ersten „Blumenstück“ findet sie Michel-Angelo, im zweiten Raphael. Dagegen hat sie die Geschichte von Siebenkäs nicht angesprochen; sie glaube, daß sie das Bild nicht recht gesehen, die Figuren seien ihr nicht recht deutlich. Angenehme Dinge seien darunter, voll Natur und Seele, andere aber auch etwas krank und krankhaft. In der „groß-possierlichen Bettlerscene“ hätte sie gern einige Worte weggewischt, da sie auch manchmal überfein sei und mit allen fünf Sinnen lese. Der Brief Leibgebers sei, wie so vieles bei ihm, un délire de genie. Sie gedenke aber auch des Briefes von Victor an Clotilden im „Hesperus“, der auch die Religion ihres Geistes, ihres Herzens sei, nur sei das Fleisch schwach, doch begehe es nur Fehler der Uebereilung, der Ungeduld, wenn es darben müsse u. s. w. Victor sagt in jenem Briefe, nichts befriedige die liebende Seele als das, was sie mitten geliebten theile, und er schließt mit dem Seufzer: „O Clotilde, kann es der Mensch sagen, wie sehr er liebt“.

Der Dichter ließ Charlottens Brief unbeantwortet; er arbeitete unbeirrt an seinem „Siebenkäs“ fort, und ging Anfangs Mai nach Baireuth, wo er schon zweimal so schöne Tage verlebt hatte. Hier machte er diesmal die Bekanntschaft von Charlottens Schwester, ohne die Verwandtschaft zu ahnen. Was ihn aber in Baireuth besonders ergriff, war die Beobachtung, daß er hier allgemein gelesen und verehrt sei, so daß man nach seinem Kupferstich verlangte. Charlotte, die damals noch an Goethe vertraute Briefe schrieb, konnte die Ankunft des Dichters des „Hesperus“ gar nicht erwarten. Am 13. Mai theilt sie ihm ihr sehnsüchtiges Verlangen mit, ihn noch in diesem Frühlinge in Weimar zu sehen; mit allen seinen Reizen werde der Frühling seinen Freunden nichts sein, wenn er selbst ihnen nicht erschiene. „Sie sind der Geist unserer Verbindung! Reich sind wir alle durch die Achtung, Bewunderung und Hoffnung, die Ihre Schriften erregen. An ähnlicher Anerkennung Ihres Werthes erkennen wir, die unsere Freunde sind oder werden können. Keiner weiß und darf es wissen, daß Sie mir geschrieben und ich an Sie als mein Mann, der auch trauert, daß er vergeblich Sie erwartet hat, in acht Tagen muß er verreisen. Keiner als ich weiß, daß wir Sie hier in Weimar erwarten dürfen; und doch ist es fast das Zeichen unseres Grußes: Ist Richter noch nicht da? — Herder, Knebel, Einsiedel sind hier drei Wesen, die einer unbefangenen hohen Freude über die Vollkommenheit eines andern

*) „Wieland sagte“, schreibt Herders Gattin den 8. Februar an Gleim, „wenn dieser Richter nur acht Tage bei ihm wäre, so müßte er anders schreiben oder er (Wieland) wolle sich ändern. Aber nach Weimar soll und darf er nicht kommen, darüber sind wir eins; sonst würde ihm sein junges warmes Blut erstarren“.

fähig sind. Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Sie bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes, todtes, kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt. In Ihnen erscheint uns aber ein Geist mit Herz und Seele, der Tausende aus ihrem Todesschlummer wecken könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn". Sie drückt ihm den Wunsch vieler aus, ein Schauspiel von ihm zu sehen. Starr werde ihre Hand, wenn sie sich ihn als Satiriker denke, und ihr sei es selbst ein Räthsel; aber leider vergesse sie immer über den schönen ihn begleitenden Genius den mächtigen, der ihn beherrsche. Da konnte Jean Paul der lockenden Stimme der Bewunderung nicht länger widerstehen. Zehn Tage sei sie in Beireuth gewesen (bis zum 16. Pfingstsonntag) schreibt sie am 18.*) an den zwei letzten (den 17. und 18.) habe er Frau von Krüdener zu langem Abschied gesprochen, da sie nach Lausanne gehe. Ihre große Aehnlichkeit und Unähnlichkeit brauche eine mündliche Schilderung. Die Entschuldigung seines Stillschweigens, fährt sie am 19. fort, liege darin, daß er nicht eher habe gewiß sagen können, er werde im Zwischenraum vom 2. bis 9. Juni den Salomonstempel sehen, den so viele Davidsträume ihm bisher ausgemalt. „Ich komme nicht als ein bescheidener Mann, sondern als ein demüthiger nach Weimar. Satire wohnt in meiner Feder, nicht auf meiner Zunge, nie in meinem Herzen. Zu der Seele, zu der ich komme und eile und deren Glorie mit so vielen Strahlen auf ihren drei Blättern an mich liegt, werde ich mit der freundlichsten gehen, und dieses mein weiches, stilles und folgendes Herz muß mir bei demjenigen Herzen, dem meines nachahmt, Nachsicht schaffen! Ach, ich bin so wenig und komme vor Herder!" Kurz darauf bat Charlotte Goethe auf kurze Zeit um Wohnung auf dem Schlosse zu Jena, da sie dorthin zu kommen gedachte, um ihrer Tante nahe zu sein, welche eine Operation dort zu bestehen hatte. Dieser räumte aus Gefälligkeit seine eigene Wohnung ein, wie er ihr am 7. Juni meldete. Den 5. schrieb ihr Jean Paul, in acht Tagen werde er neben ihren Stuhl stehn; immer sehnsüchtiger werde er, je länger es dauere.

Den 10. langte er mit Extrapost in Weimar an, da er ein ähnliches Schicksal wie in Jena hatte vermeiden wollen, wo der Wirth dem bescheidenen Fußreisenden ein anständiges Zimmer verweigert. Kaum im Gasthof angekommen, bat er Charlotte um eine einsame Stunde. Da ihre Einladungszeilen ihn zweimal verfehlten, so ging er erst am Morgen des 11. zu ihr. „Sie hat zwei große Dinge", berichtet er seinem Hofer Freunde Otto, „große Augen wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie spricht gerade so, wie Herder in den „Briefen über Humanität" schreibt. Sie ist stark, voll, auch das Gesicht — ich will sie Dir schon schildern. Drei Viertheil Zeit brachte sie mit Lachen hin, dessen Hälfte aber nur (körperliche) Schwäche ist, und ein Viertheil mit Ernst, wobei sie die großen, fast ganz zugesunkenen Augenlieder himmlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselweise verhüllen und entblößen. — Sie sind ein sonderbarer Mensch!" das sagte sie mir dreißig mal. — Ich aß aus Ursachen nicht bei ihr. Sie schrieb meine Ankunft an Knebel. Um 3 Uhr kam ich wieder, und Knebel auch. Er ist ein Hofmann im Aeußern, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach! Alle meine männlichen Bekanntschaften hier (ich wünschte, diese nicht allein!) fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an. Er wollte mich zu Herder und heute Mittag zum Essen zu Goethe führen! aber ich blieb bei dem Vorsatz des coeur-à-coeur, wenn ich nämlich jemand zum erstenmal sehe".

Am Mittage des 12. war er bei Charlotten allein. Nachmittags um 3 Uhr kam Knebel, mit welchem sie dessen Garten besuchte. Auf dem Wege trafen sie Einsiedel, der mit der Herzogin-Mutter ins Theater fuhr, aber ausstieg, und sogleich wiederzukommen versprach. Auch Herder mit Frau und zwei Kindern kam zu Knebel. „Wir gingen ihm entgegen, und unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Mund und an seiner Brust; ich konnte vor erstickender Freude — nur weinen. Herder konnte mich nicht satt umarmen. Als ich mich umsah, waren die Augen Knebels auch naß". Abends aßen sie alle bei Charlotten, wo Jean Paul so lebhaft war und Satiren machte, wie bei seinen Freunden. Unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten sie den Abend und die Vormitternacht. Den 13. aßen sie alle Abends bei Herder. Schon in den ersten Tagen wird Charlotte ihn zum Vertrauten ihrer schmerzlichen Leiden gemacht, er aus seinem Auge die Thräne über ihr Gesicht ergossen haben, die aus dem ihrigen nicht rann, wie er später schreibt, wenn auch die Scene, wo er, wie er zwei Jahre später an Otto schreibt, wie in Leipzig im Pulvermagazine Taback rauchte, wohl später fiel. Den 13. sah er zum ersten mal dem ihm brieflich schon lange befreundeten Friedrich von Oertel, bei dem er auf dessen dringende Bitte am folgenden Tage seine Wohnung nahm. Am Morgen des 15. frug Charlotte bei ihm an: „Sie haben doch wohl geschlafen? Die Freundschaft hat Ihnen ja die Ruhestätte bereitet". Bald möge er doch heute zu ihr kommen, da sie ihm vieles zu sagen habe, und den Augenblick ihr schreiben, damit sie nicht warte. „Ich glaube, man wird sie hier nicht fortlassen. Ich lasse Sie fort: bei mir muß alles so nothwendig sein, wie die Gesetze der Natur — Leben und Tod — Leben und — Charlotte". Den Abend vorher hatte er bei ihr zugebracht. Am 15. fuhr er nach Rohrbach zur Geheimeräthin von Koppenfels; den Abend brachte er bei Oertel zu, wenn Jean Pauls eigener Bericht an Otto im Briefe vom 23. richtig ist. Aber schon am 17. spricht er von zwei Abenden, die er bei Herder gegessen, welche sich nach jenem Berichte nicht ergeben. War er vielleicht diesen Abend bei Herder, so könnten an demselben Morgen, nach dem Empfange eines Zettels von Jean Paul, die Zeilen Charlottens geschrieben sein: „Ich werde um 5 Uhr zu Herders kommen. Die Erde trägt mich geduldig, den Himmel fand ich in Ihren Schriften und die Quelle des Ewigen in Ihnen. „Sie sind kein Magnet? Wer kann so lästern. Ich grüße den Unsterblichen". Den 16. fuhr er mit Charlotten nach Tiefurt zur Herzogin Mutter, wo die Schröter sang. Dort kam es zu einem unangenehmen Vorfall. Den andern Morgen schrieb ihm Charlotte: „Es dämmerte noch, als ich diesen Morgen erwachte; ich konnte aber die Farben um mich unterscheiden. Ich bin auf Ihr Billet sehr verlangend; und ich schreibe, eh' ich es bekomme, damit ich, so viel ich kann, nüchtern schreibe. — — Ach, mein Gott! da ist ja Ihr Billet! — Ich habe schmälen wollen über die Stunde von gestern Abend: der Teufel mags nun thun! Aber um Gotteswillen zeige keinem andern als mir Dein Herz! Alle, die Dich sehen, werden für Dich sterben wollen. Nein, um Gottes willen nicht! Wie in einem Spiegelzimmer stehst Du da und wirfst über alle Deine Gestalt, blickst uns an mit Deinem Geist, Deinem Gemüth. Aber wir sind keine Spiegel so glatt und kalt, nein nein, nein! Eine idealische Schilderung liebt die Seele; einen idealischen Menschen liebt das Herz, und will es, und will ihn. Lieber, rede mit der Schrötern! sie hatte auch gestern sich Mühe gegeben und für Dich so schön gesungen. Knebel hat sie sehr lieb, er war gestern ordentlich schöner d. h. es war so ein Wiederschein auf seinem Gesicht von seinem Gefühl für sie. Gehen Sie zu ihm; gehen Sie zu

*) Der Herausgeber läßt den 16. (statt den 18.) drucken.

Böttiger, der Ihnen alles zu Gefallen thun wird, zu Herder, zu Einsiedel. — Alle Welt will ihn (Dich) haben, bei Gott alle Welt! Nein, nein, nein! sie soll ihn nicht haben, oder ich will vergehn, ich will erst vernichtet sein, dann kann sie ihn haben! Ach, nichts als die allerfeinste Diät der Seele, die reinsten, wärmsten Genüsse können mich wieder bessern und erquicken — in dem Dreiklang Otto, Jean Paul und Lotte. Stehen Sie zwischen uns, so glaube ich, tönen reine Harmonien, da fließt der Strom des Lebens silberhell vorüber«. Welche schwärmerische Glut der Eifersucht bricht hier hervor! In einem späteren Briefe gedenkt sie der Stunde, als Herder, Oertel, die Imhof, die Schröter bei ihm gewesen; da sei sie das gewesen, was sie jetzt gewiß sei, ganz ihm hingegeben. Charlotte rieth ihm überall Kälte und Selbstbewußtsein an, besonders gegen Goethe, von dem sie ihm behauptete, er bewundere nichts mehr, nicht einmal bei sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; bloß Kunstsachen wärmten noch seine Herznerven. Sprach auch hier die Eifersucht aus Charlotten! Als Jean Paul am Mittage des 17. mit Knebel bei Goethe speiste, fand er es doch etwas anders. Er las ihm A l e x i s und D o r a vor, und drückte ihm die Hand, als sein Blick begeisterte Theilnahme zeigte; beim Abschied that er es von neuem und hieß ihn wiederkommen. Den Abend brachte Jean Paul bei Oertel zu. Charlotte war an diesem Tage wegen ihrer Tante nach Jena gefahren. Am folgenden Morgen entschuldigte er sich bei der Freundin, daß er ihr gestriges Billet, vollglänzenden Morgenthau nicht habe erwiedern können. »Ein Buch habe ich jetzt nicht für Sie, aber mitbringen will ich mehrere Briefe« schrieb er. »Gestern schwankte ich träumend mit Oertel und Düval (Du Vau?) im Park umher; die Nacht zog die Bäume riesenhafter empor und lag wie eine zusammengerollte Ewigkeitsschlange in den Klüften; dann regte sich die Sehnsucht wie ein lebendiges Kind in meiner Brust, und ich liebkosend und weich an der Seele, die ich liebe: sie wandelte unsichtbar an meinem Arme, ich hörte ihre Gedanken, ihr lautes Herz. Wenn es schön ist in dem engen Zimmer, gleichsam jede Empfindung aus dem fremden Auge zu trinken und an das Antlitz zu sinken, was in der Liebe glänzt, so ist es schöner im Zauberkreise der allgewaltigen Natur zwischen Bergen, Strömen und Sternen ans geliebte Herz zu fallen und leise zu sagen: Du bist die Natur, Du bist das Universum um mich, und ich gebe Deinem nahen Herzen alles, was der große Geist in meinem erschafft. Schreiben Sie mir bald«. Charlotte meldete ihm am folgenden Mittag den glücklichen Erfolg der Operation ihrer Tante. »Was soll ich über Ihren Brief sagen?« schrieb sie. »Die Sehnsucht fühlt' ich auch, als ich ihn las. O hätte ich sie noch gewaltiger empfunden! ich weiß gewiß, daß Sie gestern einmal sehr lebhaft an mich dachten. Wie unendlich schön! — Nur durch eine ganze Ewigkeit kann man solche Gesinnungen verstehen lernen und für sie dankend sein. Ich bin so gar nichts, daß auch nur in diesem ganz mich umwehenden Bewußtsein ich mein Dasein bemerken kann; und in diesem stören mich die Worte »Beste! Gewaltige!«*) und können mich kalt und hochmüthig machen«. Sie berichtet ihm von einem Besuche, den sie bei Schiller gemacht. »Man fragte mich nach Weimar; ich sagte, Richter sei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, und sie (Schillers Gattin) kann es nicht. Das wußte ich schon; im Ton merkte ichs wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: E r i s t s e h r, s e h r i n t e r e s s a n t! Ja! sagte Schiller. Ich verlange auch ihn kennen zu lernen«. Wie Schiller über Charlottens sprudelnden Enthusiasmus urtheilte, zeigt sein Brief an Goethe vom 18., wo er dieses Besuches gedenkt. Jean Paul, meint sie, dürfe Schiller noch so bald nicht besuchen, dieser müsse ihn erwarten und sein Eindruck auf die Menge ihn vom Geist und beglückten Sein seines Wesens überzeugen. Und doch sei Schiller nicht ganz so, aber sehr von seiner Individualität beschränkt. Sie habe Goethe immer wahr in seinen Aeußerungen gefunden. Freilich mochte es sie verletzt haben, daß dieser sie nicht mit Jean Paul zu sich eingeladen hatte, aber dieser Aerger war bald vorüber. Jean Paul erwiederte den 20. mit sehnsüchtigster Liebe: »O Freundin, ich bin, ich schreibe, ich lebe noch — aber dennoch in einen lauten Mondscheintraum fuhr der Blitz, und trübe Wolken bedeckten die Phantasie. Dieser reiche Kranz, den mir Erkennen wand, ist nun verwelkt. Ich rettete vom Leben wenig und werfe es über die kleine Welt. Ich habe heute wieder die zersetzende Sehnsucht, deren feine aqua toffana das Leben auseinander legt. Wir bezahlen jede Freude mit einem doppelten Schmerz: mit dem öden Trübsinn der Verlassenheit, mit dem Schmerz der Sehnsucht. Die Schmerzen der Sehnsucht sind das einzige Mittel, die Sehnsucht zu ertragen, ja selbst sie zu versüßen. Das stille Erwägen unserer abbreviirten, oft von der nächsten Minute beschlossenen Zeit, unseres innern hohen Verlangens und die äußere Oede mögen diesen Gesinnungen in Ihrer Seele immer mehr Glanz bereiten, und Sie zugleich rührig und selig machen. Das Wachsthum der Freuden, welche die Aufopferung gibt, möge in Deinem Herzen den heitern Glanz der Gottheit immer mehr ausbreiten! Der Mondschein unseres Lebens liegt nahe am hellen Glanze des ewigen Morgens«. Charlotte, welche durch Zufall den Brief erst am 23. erhielt, fühlte sich dadurch beklommen. »Ich verdiene nichts und habe das Höchste, was im kühnen Fluge meine Seele ersinnen konnte. O zweifle nicht länger«, erwiederte sie. Schiller könne seine Ankunft kaum erwarten; Goethe müsse sehr interessant von ihm geschrieben haben. Er hatte ihn als ein sehr complicirtes Wesen bezeichnet, das Schiller sehn werde und müsse. »Das Leben hier ist mir zu lau, es erschlafft mich«, fügte sie hinzu. »Wie wirds werden mit der Zukunft? Wir werden uns allein sprechen. Wir wollen die Güter (Gipfel?) und Berge besuchen und auf dem hohen Dach unter dem Sternhimmel verweilen«. Am 24. kam Jean Paul wohl mit Oertel nach Jena. Den 25. besuchte er Schiller, der ungemein gefällig gegen ihn war, ihn zu den »Horen« einlud und den Wunsch äußerte, daß er sich in Jena niederlasse. Bei Goethe hatte Jean Paul am vorigen Tage wieder zu Mittag gespeist. Am Nachmittag fuhr er mit Frau von Kalb, Oertel u. a. nach der Trasnitz. Er blieb bis zum 27., wo er nach Weimar zurückkehrte. An titanartigen Aeußerungen innigster Liebe und Zusammengehörigkeit, an den leidenschaftlichsten Ausbrüchen konnte es zwischen den Liebenden nicht fehlen: aber ihre Liebe hielt sich in den Schranken entzückter, sehnsuchtglühender Schwärmerei. Jean Paul blieb noch mehrere Tage in Weimar. Vielleicht schrieb Charlotte beim Abschied folgende Zeilen oder sandte sie ihm nach: »So bezeuge ich nun, wie durch unser Erkennen ich eine Erneuerung, eine sanftere Belebung des Gefühls gefunden. Wir wissen nicht, was wir sein können, und die Strahlen der Seligkeit verdunkeln wir durch Zerstreung und Unglauben. Die Schule des innern Lebens kann uns allein erziehen; wir sind es nicht gewohnt uns als Kinder des Heils zu betrachten; daher sinkt bald das aufflammende Leben wieder nieder. Mißbrauch hemmt uns auch,

*) Diese Worte finden sich nicht in Jean Pauls abgedruckten Briefe; aber Förster hat diesen wohl nicht ganz gegeben, vielleicht eine Nachschrift übersehen, oder ein beigelegtes Blatt war verkommen. Die Datirung des Briefes bei Spazier und die Bezeichnung „nach einem Besuch bei ihr“ ist falsch; ja er fügt diesem Briefe eine Stelle aus einem ganz andern hinzu. Bei einzelnen Abweichungen ist nicht zu entscheiden, ob Spazier ausgeschmückt oder Förster ausgelassen hat.

und solche Tage sind nicht aus dem Leben zu nehmen; der Irrthum, den wir tragen, ist nicht der Erde, er ist dem Himmel gesündigt. Ich darf mit Jean Paul aussprechen: „Wir sind alle geboren, wie männliche Jungfrauen zu sein!“ In der Welt lernen wir es nicht, nur in der Einsamkeit. Dies Loos verleiht eine geistige Fügung, wenn es die Ergebenheit zu ertragen vermag. Wir erkennen in dem, was uns begegnet, die absolute Nothwendigkeit. Jedes Wesen, mit dem ich das Leben geführt, ist mir durch die Leiden, die es ertragen, geheiligt worden“. Eine Erwiederung darauf könnten die Worte Jean Pauls sein, deren Datirungen 24 wohl verlesen ist (statt 27?): „Ich reiche Dir die Hand über Zeit und Raum. Es war eine Zeit, ehe ich Dich kannte und liebte. Die Ewigkeit beginnt für den Liebenden; sie ist der Strahl, der das Unendliche erhellt und begeistert. Ja wohl, die Schmerzen, die Leichentücher müssen wir im Grabe lassen. Ich leide wie Du, denn tief ist der Schmerz der ewigen Sehnsucht“.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeitshemden.

Ballade, aus dem Böhmischen des Karl Jaromir Erben übertragen von Alfred Waldau.

Es war die Stund' vor Mitternacht,
Noch immer brannt' die Lampe sacht,
Noch immer glüht' der Lampenring,
Der oberhalb des Betstuhls hing.

Ein Muttergottesbild befand
Sich in dem Stübchen an der Wand:
Die Mutter Gottes mit dem Kind,
So schön, wie Ros' und Knospe sind.

Und vor der Himmelskönigin
Ein Mädchen kniet mit frommem Sinn:
Das Antlitz senkend trauerbleich,
Die Hände faltend schmerzensreich;
Die Thräne sich in's Auge stahl,
Der Busen wogt' vor Herzensqual,
Und wo ein Thränlein niedersank,
Am weißen Busen glänzt' es blank.

„O Gott! wo ist mein Vater, ach?
Er ruht schon unter'm Rasendach!
O Gott! wo ist die Mutter gut?
Dort liegt sie, wo der Vater ruht!
Die Schwester starb im Jugendroth,
Den Bruder schlug die Kugel todt“.

„Den Liebsten hab' ich auch nicht mehr,
Für den ich gern gestorben wär'!
Er mußte in die Fremde geh'n,
Nicht wieder hab' ich ihn geseh'n“.

„Und als die Scheidestunde kam,
Sein Trost verscheuchte meinen Gram;
„„Säe Flachs, mein Lieb, säe Flachs im Hag,
Und denke an mich jeden Tag;
Im ersten Jahre spinn' mit Fleiß,
Im zweiten bleich' die Leinwand weiß,
Im dritten näh' die Hemden leis':
Und wenn die Hemden fertig sind,
Den Hochzeitskranz von Raute wind'.““

„Schon schickte ich die Hemden zu,
Schon legte ich sie in die Truh',
Mein Rautenkranz verwelkt, zerfällt:
Der Liebste ist noch in der Welt,
Ach, in der Welt, so weit, so groß,
Als wie ein Stein im Meeresschooß.
Drei Jahr' lang er kein Wörtlein schrieb —
Der liebe Gott weiß, wo er blieb!“

„Maria, Jungfrau voll der Gnad'!
Ach, steh' mir bei mit Rath und That:
Den Liebsten gib mir bald zurück,
Es blüht in ihm mein einzig Glück;
O send' mir aus der Fremde ihn —
Oder nimm' auch mein Leben hin:
Mit ihm ist blühendschön das Sein —
Doch ohne ihn nur Harm und Pein.
Maria, heil'ges Mutterherz!
Ach, steh' mir bei in meinem Schmerz!“

Da hat das Wandbild sich bewegt —
Die Jungfrau schrie auf, tieferschreckt;
Und sieh', der Ampel trüber Glanz
Schoß knisternd auf — erlosch dann ganz.
Vielleicht hat dies der Wind gethan,
Vielleicht — daß böse Dinge nah'n!

Horch! Schritte hallen durch die Nacht,
Und Jemand klopft an's Fenster sacht!
„„Mein Liebchen, schläfst du, oder nicht?
Hoi, bin schon da, mein Herzenslicht
Wie geht es dir, mein gold'nes Kind?
Erkennest du mich noch geschwind,
Bist du mir stets noch wohlgesinnt?““

„Um Gotteswillen, Liebster mein!
So eben denk' ich wieder dein;
Ich dachte dein zu jeder Zeit
Und mein Gebet war dir geweiht!“

„„Ho, laß' das Beten — komm', o Maid,
Spring' auf und gib mir das Geleit;
Der Mond scheint auf den Weg so hell:
Ich hole mir mein Bräutchen schnell.““

„Um Gott, wie soll ich dich versteh'n?
Wohin soll ich so spät noch geh'n?
Es heult der Wind, die Nacht ist kalt,
Wart' bis zum Tag — er kommt ja bald.“

„„Ho, Nacht ist Tag und Tag ist Nacht —
Mich drückt bei Tag des Traumes Macht!
Bevor im Dorf erwacht der Hahn,
Gehörst du mir für immer an.
O zaudre nicht, auf, komme doch,
Mein Weib wirst du ja heute noch!““

Nacht war es, tiefe ernste Nacht,
Der Mond hielt hoch am Himmel Wacht,
Im Dorfe war es still und leer,
Es braust der Nordwind nur einher.

Und vorwärts, vorwärts eilt der Mann,
Sie folgt ihm nach, so schnell sie kann.
Laut schlugen die Dorfhunde an,
Als sie die beiden Pilger sah'n;
Sie heulten ein Wundermähr':
Es kommt ein todter Mann daher!

„„Die Nacht ist schön und hell die Luft —
Die Todten kommen aus der Gruft;
Wer weiß, mein Kind, wie nah' sie sind —
Bist du in Furcht, mein liebes Kind?““

„Wozu die Furcht? Du bist ja hier,
Und Gottes Auge über mir. —
O sprich mein Liebster, mach' mir kund,
Dein Vater lebt und ist gesund?
Dein Vater, dein lieb Mütterlein,
Sie werden wohl recht freundlich sein?“

„„Zu viel, Jungfräulein, frägst du mich!
Du wirst schon seh'n – nur spute dich

Ja, sute dich — es eilt die Zeit,
Und uns're Reise geht noch weit. —
Was hast du in der Rechten da?""

„Ach, mein Gebetbuch ist es ja."

""O wirf es weg! Die Litanei'n,
Sind schwerer als der Felsenstein!
O wirf sie weg, die harte Last,
Weil du noch weit zu gehen hast.""

Er nahm das Buch, verwarf es dann —
Zehn Meilen sind im Flug gethan. —

Sie gingen über's Haideland,
Vorbei an Wald und Felsenwand;
Im Riedgras und im Felsengrund
Bellt' da und dort ein wilder Hund;
Der Todtenvogel prophezeit:
Ein schwarzes Unglück ist nicht weit.

Und vorwärts, vorwärts eilt der Mann,
Sie folgt ihm nach, so schnell sie kann.
Auf manchen Dorn und scharfen Spat
Das zarte weiße Füßchen trat;
An Quarzgestein und Hagebutt'
Hing tropfenweis das rothe Blut.

""Die Luft ist hell, die Nacht so schön —
Die Todten mit Lebend'gen geh'n;
Wer weiß, mein Kind, wie nah' sie sind —
Bist du in Furcht, mein liebes Kind?""

„Wozu die Furcht? Du bist ja hier,
Die Schutzhand Gottes über mir. —
Doch sage mir, wie sieht es aus,
Mein Herzensschatz, in deinem Haus?
Das Stübchen freundlich? hell und rein?
Wohl wird nicht fern die Kirche sein?"

""Zu viel, Jungfräulein, frägst du mich!
Ein Weilchen noch gedulde dich.
O komm' nur schnell — es flieht die Zeit,
Und uns're Reise geht noch weit. —
Was hast du, Schatz, im Gürtel hier?""

„Den Rosenkranz nahm ich mit mir."

""Ho, dieser Rosenkranz, o Weib,
Umschlingt dir schlangengleich den Leib,
Beengt dich, raubt den Athem dir;
Wirf ihn weg — Eile haben wir!""

Er nahm den Kranz, verwarf ihn dann —
Husch, zwanzig Meilen sind gethan. —

Vom Hohlweg führt der Weg empor,
Weit über Wiese, Bach und Moor;
Im Felsengrund, im Moorschilfgrün
Blaufarbige Irrlichter glüh'n:
Zwei Reih'n zu Neun, stets gleich und gleich,
Als ging's zu Grab mit einer Leich';
Die Frösch' im Bache, reich an Zahl,
Sie kreischen einen Grabchoral.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein vaterländisches Gemälde.

Der verstorbene König von Würtemberg hatte schon vor Ausbruch des dänisch-deutschen Kriegs dem Professor Rustige die Fertigung eines historischen Bildes übertragen, welches im höchsten Grade zeitgemäß erscheint; denn es handelt sich um die Darstellung des Augenblicks, wo Kaiser Otto I. den Speer in die Ostsee wirft, um vor dem Angesicht des geschlagenen Dänenkönigs Harald und seiner Schaaren die Gränzmark des deutschen Reichs gegen das Land der Dänen zu bezeichnen. Kaiser Otto, mit den ihn zunächst umgebenden Gestalten ungefähr in Zweidrittels-Lebensgröße gehalten, ist eine Düne hart am Strande des Meers hinangeritten, und schleudert den hochgehobenen Speer mit der Rechten gegen dasselbe, während die Linke, zugleich die Zügel des Rosses haltend, gebieterisch hinausweist um die oben bezeichnete Absicht des Wurfs anzudeuten. Die Bedeutung des letztern einem mit dem unterliegenden geschichtlichen Zug Unbekannten durch sich selbst klar zu machen, und ihn fühlen zu lassen daß die geschleuderte Waffe nicht etwa gegen die jenseits einer Bucht fliehenden Feinde, sondern auf die schäumend aufbrausende See gerichtet sei, war höchst schwierig, wo nicht unmöglich, mindestens wenn der Künstler nicht Gefahr laufen wollte, im Streben, vollkommen deutlich zu werden, ans Unschöne oder doch Geschmacklose anzustreifen. Allerdings würde ein eben erst aus der noch erhobenen Hand entlassener Speer, während die Linke, unterstützt vom nöthigen Ausdruck des Gesichts, gebieterisch auf die Richtung nach dem Meer hinwiese, oder auch die bereits in die Wasseroberfläche einschlagende Waffe unter Beigabe der gleichen Gebärde und des gleichen Blicks, die Intention etwas deutlicher gemacht haben; aber wir müssen, der Darstellung des Künstlers beipflichtend, uns selbst entgegen halten, daß ein frei in der Luft fliegender oder bereits in die See einschlagender Speer jedenfalls etwas unplastisches wäre, und gar leicht etwas seltsames, vielleicht halb lächerliches, bilderbuchartiges hätte bekommen können. — Die feindlichen Dänenhorden, unter welchen sich der König Harald Blauzahn noch erkennen läßt, fliehen in der Ferne auf dem jenseitigen Ufer, wo der Dünenstrich eine Landzunge bildet, in wildem Getümmel, und von den Deutschen verfolgt, auf ihre Schiffe. Viele ertrinken, andere retten sich auf Kähne. Den auf weißem Schlachtroß sitzenden Kaiser umgeben seine Getreuen, staunend und siegesfreudig. Das Banner, welches jener auf dem Lechfeld später selbst vorantrug, wird hier von einem jugendlichen Träger jubelnd geschwenkt, und ein anderer deutscher Krieger hält erbeutete dänische Trophäen empor. Den Vorgrund zur Rechten nehmen dänische Gefangene ein, unter welchen Mädchen und Weiber Wehklage um einen todten Verwandten erheben, und eine in ihrem Schmerz hinsinkende Gestalt, sowie eine andere noch sehr jugendliche, eine Tochter vielleicht, die sich an einen mit einer Kette Gefesselten anschmiegt, besonders hervortreten, während die Männer mit geballter Faust und trotzigen Mienen ihrem Zorn Ausdruck geben. Ein deutscher Reiter zeigt lachend auf Otto, als wollte er den Gefangenen zurufen: „Seht, so macht's ein deutscher Kaiser!" Neben ihm wischt ein anderer älterer Reiter sein Schwert, denn die blutige Arbeit ist gethan. Den Vordergrund links füllen Verwundete, deren einer von einem ergrauten Heilkundigen verbunden wird, während andere kräftige deutsche Krieger herbeieilen und siegestrunken ihrem Beherrscher zujubeln. Die in sich selbst zusammengeballte durch bewundernswerthe Verkürzungen auffallende Figur eines Todten nimmt so ziemlich die Mitte des Vordergrundes ein. Die mehrfachen Pferde sind, mit Ausnahme des edeln kaiserlichen Rosses, von etwas derbem an den wallonischen Schlag erinnerndem Bau, echte Kinder der Zeit, in welcher man noch nicht viel auf feinere Züchtung hielt. Ihre sich groß aus dem Kopf herausdrängenden Augen zeugen von wildem Kriegsfeuer. Die Luft, welche die Wellen des Meers schäumend antreibt, hebt mit gleicher Kraft die Segel der Dänen und die bald mit einem Engel, bald mit einem einfachen Adler (der doppelte war bekanntlich damals noch nicht im Gebrauch) bezeichneten Fahnen der Deutschen auf diese Weise zu dem Eindruck des bewegten Ganzen das ihrige beitragend.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Zeitteles, Neuhochdeutsche Wortbildung. — Hammer, Auf stillen Wegen. 2. Aufl. — Neumann, Dinonby, Gedicht. — Reutmann, Shakespere und seine Bedeutung. — Schwartz, Die Kinder der Arbeit. — Schirk, Heideblumen. — Winterfeld, Der stille Winkel. — F. v. Raumer, Historisches Taschenbuch. — Peschier, Dichterbuch der französischen Schweiz. — Palingenesie der Hölle. — Horn, Gedichte. — Frerichs, Geist und Herz. 2. Aufl. — Michelet, Bibel der Menschheit. — Miß Yonge, Ruth und ihre Freundinnen.

* Auf der Bühne zu Weimar ist ein neues historisches Drama von Alexander Rost aufgeführt. Bertbold Schwarz, so nennt sich dasselbe, vereinigt mit einem chronologisch kühnen, theatralisch aber wirksamen Griff die Erfinder der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers, den letzteren aus seiner Mönchskutte, ebenfalls frei, in das Liebhaber- und Heldenwamms übersetzend; Goldmacherei geht blendend neben dem dunkeln Werk Schwarzens und dem hellen Gutenbergs her. Ueber dem Ganzen liegt der dunkle Ton mittelalterlicher Romantik.

Im Atelier des Professors Max Widnmann ist so eben das Modell einer kolossalen Victoria vollendet, welche, auf Anordnung des Königs Maximilian II., den Mittelbau des Maximilianeums krönen soll. Der Künstler hat seine Figur — sie mißt 15 Fuß — in dem Moment aufgefaßt, wo sie dem Würdigsten des Instituts den Lorbeerkranz in der hocherhobenen Rechten auf das Haupt zu setzen sich anschickt, während die Linke einen Kranz von Eichenlaub trägt, um auch diesen den geistig aufstrebenden Jünglingen um die Schläfe zu winden. Widnmann hat nun die ihm gewordene Aufgabe nicht bloß äußerst glücklich, sondern auch mit hohem künstlerischen Verständniß gelöst, und ein herrliches Seitenstück zu den bekannten Rauch'schen Victorien geschaffen, das von manchen sogar diesen vorgezogen werden dürfte. Das Antlitz hat einen vollkommen antiken Schnitt und trägt durch und durch ein ideales Gepräge; überall tritt dem Beschauer das reinste Ebenmaß und schöne Linien entgegen, die Gewandung fließt leicht und anmuthig herab, und läßt die schönen Formen der mit Grazie ausschreitenden Figur durchscheinen, so daß das Auge, wohin immer es blicken mag, mit Wohlgefallen auf der unentweihten Natürlichkeit ruht, in deren ausdrucksvoller Darstellung die Griechen die unerreichten Vorbilder geworden sind. Ferner naht von demselben Künstler die Statue des Frhrn. Wolfgang Heribert v. Dalberg ihrer Vollendung, welche im Auftrag König Ludwig I. für Mannheim bestimmt ist, und den schönen freien Platz vor dem dortigen Theater zieren soll, auf welchem bereits die Standbilder Schillers und Ifflands stehen. Selbstverständlich herrscht hier die realistische Behandlungsweise vor, und der geistreiche Intendant erscheint im Zeitcostüm mit Frack und Mantel, weßhalb der Künstler es sich vorzugsweise angelegen sein ließ durch feine Modellirung des Kopfes und strenge Individualisirung uns diesen bedeutsamen Mann vorzuführen.

Von den in Rom in neuester Zeit vollendeten Bildhauerarbeiten werden gerühmt: Einige schöne und gelungene Bildwerke, welche Emil Wolf modellirt hat, namentlich eine Circe, auf einem Knie in ihrem Zauberkreis ruhend, eine Gestalt von großer Anmuth und vortrefflicher Behandlung des Marmors, dem eine virtuose Technik die ganze Weiche des Fleisches zu geben wußte. Dasselbe läßt sich von des Meisters Iole sagen, die sich scherzend mit des Hercules Löwenhaut überzieht, obwohl hier die Darstellung des Nackten ein wenig stark realistisch ausgefallen ist. Der Künstler ist eben mit der Modellirung einer Judith beschäftigt, die eine Gestalt von hohem Adel und großer Schönheit zu werden verspricht. Ein eigenthümliches Werk ist eine jüngst im Thon fertig gewordene sitzende Statue des Mephistopheles, modellirt von Pettrich. Der Goethe'sche „Geist, der stets verneint“ ist ganz so als Junker Satan wiedergegeben, wie ihn Seydelmann auf der Bühne dargestellt und die zeichnende Kunst ihn oft fixirt hat: einen Wolf, der ein Lamm zerreißt und zwei Katzen neben sich; lang hingestreckt auf seinen Sessel, drastisch, ergreifend, wie ein Gespenst — das Ganze ein Gemälde in Thon, aber mit ausgezeichneter Technik gemacht. Es hat eine gewisse Sensation hervorgerufen, und wird viel besucht. — In Dresden wurden an drei auf einanderfolgenden Abenden die drei in ihrem Inhalt zusammengehörigen Sophokleischen Tragödien, König Oedipus, Oedipus in Kolonos und Antigone gegeben. Ueber die erstere, die bisher nur in München vorgeführt worden war, schreibt Hermann Hettner in der A. A. Z.: Eine tiefe Ergriffenheit, eine feierliche Erhebung ging durch das ganze Haus; man möchte sagen: heute wie vor zweitausend Jahren empfand der Zuschauer noch die unentrinnbare Macht jener hehren gottesdienstlichen Weihe, welche unverbrüchlich über Ursprung und Wesen der griechischen Tragödie lag. Mag auch im König Oedipus jenes „große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,“ schrecklicher und grausenerregender auftreten als es das durch das Christenthum vertiefte Freiheitsgefühl des modernen Menschen verträgt, und als es irgendein neuerer Dichter nachbilden dürfte; mag dem ungelehrten Zuschauer, welchem die Griechenwelt fremd ist, manches Räthsel der Motivirung ungelös't bleiben — es bewährte sich doch das alte Wort, daß echte Poesie für alle Zeiten unvergänglich ist, das daß rein Menschliche, daß Adel und Tiefe der Leidenschaft immer und überall erhebt und erschüttert.

Der bekannte musikalische Schriftsteller Kastner, Mitglied des Instituts, arbeitet gegenwärtig an einer Biographie Meyerbeer's. Dieses Werk soll schon dieser Tage erscheinen. Zugleich mit demselben erscheint eine deutsche Bearbeitung desselben von Ludwig Kalisch. — Die Opera Buffa von Jacques Offenbach: „La belle Hélène“, ist endlich im Variétés-Theater aufgeführt worden. Sie ist eine haarsträubende Parodie der Entführung Helena's. Die beiden Atriden, die beiden Ajax, Paris, Achill und der Seher Kalchas reden im pariser Argot und machen die zweideutigsten Wortspiele. Die famose Madame Schneider spielt die Rolle der Helena. Im Gynäceum, wo sie Paris erwartet, sieht man das Portrait ihrer Mutter Leda und den sich ihr nahenden Schwan. Helena wendet sich an dieses Bild mit den Worten: O ma mère! O mon père! und die Anrede an den gefiederten Vater ruft ein ungeheures Gelächter hervor. Die Anspielungen auf diese mythologische Schwanerei werden oft, vielleicht allzu oft wiederholt. Das Salz in dem Stücke kommt nicht direkt von Attica. Im Vergleiche mit dem „Orpheus in der Unterwelt“ ist es ziemlich schwach. Die Handlung, welche in derartigen Schöpfungen sich schnell abrollen muß, ist zu dürftig für die drei Akte und schleppt sich in mehreren Scenen mühsam hin. Der erste Akt ist der gelungenste. Was die Musik betrifft, so ist sie heiter genug; doch steht sie tief unter der des „Orpheus“ und wird Offenbach nicht unsterblicher machen, als er schon ist.

Ein Rev. Al. B. Groffart hat in einer kleinen Schrift den Beweis geführt, daß die unter Franz Bacons Schriften figurirenden „Christlichen Paradoxa“ nicht von ihm herrühren, sondern nur ein Abdruck der „Memorials of Godliness and Christianity, by Herbert Palmer“ sind. Dieser Palmer (geb. 1601 zu Wingham in Ost-Kent, gest. 1647 in London) war ein puritanischer Prediger, welcher in der Cromwell'schen Zeit eine Rolle spielte. Damit, bemerkt das Athenäum, zerfallen die Vorwürfe, welche, deutscherseits u. a. von Ritter, oft gegen Bacon in religiöser Beziehung erhoben worden seien. — Das „Leben Cäsars“ von dem Kaiser Napoleon befindet sich jetzt unter der Presse; der erste Band dieses vielbesprochenen und mit allgemeiner Spannung erwarteten Werks wird, wie man sagt, Anfangs Januar veröffentlicht werden.

Im Verlage von Klinkworth in Hannover ist ein Werk erschienen, aus welchem früher im Bremer Sonntagsblatt ein Bruchstück mitgetheilt wurde: Titian, Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit, von Werner Bergmann, (2 Bände.) dasselbe ist nicht eine erschöpfende Monographie, wie wir sie über Rafael, Michel-Angelo, Dürer, Velasquez besitzen; es verfolgt nicht die Absicht, gründlich zu untersuchen, sondern unterhaltend zu belehren. Eine Lektüre, die wir vorzugsweise den Damen empfehlen. Titians Leben war reich an romantischen Episoden, und diese sind spannend und lebendig beschrieben. Das Interesse, zunächst für die Person des Künstlers angeregt, wird auch Interesse für seine Werke wecken.

Wie die „Europa“ berichtet, soll kürzlich ein Hausirer von einem Dorfpfarrer in der Nähe von Lille ein altes Bild um anderthalb Franken gekauft haben, welches durch Vermittlung eines Bildhändlers gegen die Summe von 3000 Franken in den Besitz eines Pariser Kunstfreundes gekommen sei. Es wird für einen echten und vorzüglichen Greuze ausgegeben.

Von Schiller's „Dreißigjährigem Krieg“ ist eine Uebersetzung in ungarischer Sprache von Stephan Tuckos erschienen.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℛ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 2. Bremen, 8. Januar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Jean Paul und Charlotte von Kalb.

(Fortsetzung.)

Schon am 9. Juli wandte sich Charlotte, die noch in Jena weilte, an den heimgekehrten Dichter, worin sie das Wesen gefunden habe, dem sie ihre geheimsten Gedanken und Gesinnungen mittheilen könne. Was nun gleich einer Ephemere in ihr lebe, erhalte jetzt ein zweites längeres Leben, wenn sie es dem sage, der sie verstehe, sie berichtige, wo sie irre, ihr auch die Schätze seines Geistes vertraulich mittheile. Und am folgenden Tage drückt sie ihre Sehnsucht aus, ihn wiederzusehen. „Bald! Wäre es anders möglich, wenn nicht alles ein Rauch ist? Que le temps me dure passé loin de toi!“ Der Geliebte sprach am 11. die Unmöglichkeit aus, sie zu entbehren. An ihrem Geburtstage wolle er das Geschick flehen, ihrem von einem Felsen auf den andern geworfenen, wund geschälten Herzen eine reiche grüne Stätte zu geben, ihr Ruhe, einen sanften Lebensweg zu bescheeren. Handeln möge sie jetzt; dann befriedige sich ihre übervolle Seele. Gleich darauf erwiederte sie: „Unser Verlangen ward erfüllt, wir haben gesprochen, uns gewonnen — aber unsere Sehnsucht ist nicht gestillt, wir haben jetzt ernstere, höhere Grade gewonnen. Werden wir diesen genügen? Liegt es in der Macht der Seele, stets zu beglücken? — Wer den Geist der Liebe erkannt, gefunden, soll einsam bleiben, geschieden von allen Erscheinungen; denn der wechselnde Tand hat kein Recht an ein solches Gemüth. Charlotte dachte daran den Dichter in Hof zu überraschen, was aber unterblieb. Dagegen hatte dieser wieder am 17. August einen Besuch der Frau von Krüdener, deren notae characteristicae, wie er an Oertel schreibt, ein ewiger Friede und Freude in sich, obgleich sie alles genossen, eine weite Menschenliebe, die nichts mit sentimentalischem, erotischem Eigennutz gemein habe, und eine gute Meinung, die sie von andere, andere von ihr haben. „Ich weiß, ich lebe jeden, und noch mehr jede in der ersten Minute zu sehr,“ fügt er hinzu, „in der mittlern zu wenig, in der letzten gerade recht, aber wie will ich anders? Der ihr und Oertel in Leipzig zugedachte Besuch unterblieb. Oertel selbst kam nach Hof. Nach seiner Rückkehr, am 1. October schreibt Jean Paul diesem, er solle Charlotte schreiben und ihr die bei ihm genossenen Tage malen, damit die Gute, die unter ihrer Vergangenheit erliege, auch komme.“ Diese äußerte sich endlich am 16. October über die im August geschriebene, ihr in der Handschrift mitgetheilte Vorrede zur zweiten Auflage des „Quintus Fixlein“, worin er die kleine Dichtung „die Mondfinsterniß“ aufgenommen hatte. Hier hatte er die Religion als schützenden Genius gegen die den Mädchenherzen so gefährliche Verführung geschildert. Sie beschwur und flehte ihn, diese Vorrede nicht drucken zu lassen. Er möge die armen Dinger verschonen, ihr Herz und Gewissen nicht noch mehr durch die gräßliche Erwähnung der Geschichte der Verführung ängstigen, da die Natur schon genug gesteinigt sei. „Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Die Stellen in Ihren Schriften über Weiber haben meist einen kleinen Irrthum; Sie werden es noch inne werden. Verzeihen Sie mir mein aufrichtiges Geschwätz. Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation; immer lasse den kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich, und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen Sie immer jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folgen der unseligsten Armseligkeiten und Bedürfnisse, und selten der Klugheit. Liebe bedurfte keines Gesetzes.“ Jean Paul fühlte sich durch eine solche Aeußerung doch etwas abgestoßen, und ihrem Verlangen konnte er nicht Statt geben. Viel könne er opfern, schrieb er, aber nicht seine Begeisterung für die Unsterblichkeit und deren Hoffnung. Auch gegen den Grundgedanken seiner schon im April gedichteten Vision „Vernichtung“ hatte sie sich erklärt. Vortrefflich gesunde Naturen, wie Charlotte, hätten wohl ähnliche Meinungen über Verhältnisse, wie die von ihr geäußerten, aber für Schwächlinge sei es Arsenik. „In Ihrem Urtheil ist eigenes Gefühl zuweilen vorlaut; daher gefällt Ihnen Ihr Echo im „Hesperus“. In den „Mumien“ und der „Mondfinsterniß“ mißfällt Ihnen zu sehr das mit Ihnen Dissonirende; aber ich verlange Ihr Urtheil über den dritten Theil des „Hesperus“ (den er neu bearbeiten wollte). Sie sind eine transcendente Portraitmalerin der Individuen; dies verstehen Franzosen, aber keine Deutsche; Sie sind in diesem Punkte keine.“

Als Jean Paul eine Andeutung fallen ließ, daß er im nächsten Frühjahr Weimar wieder aufsuchen werde, freute sie sich auf den Frühling, wie ein Gefangener, der aus seinem Gefängnisse befreit wird. „Was brauchen Sie?“ schrieb sie. „Eine

Wohnung, die Ihre Freunde möbliren würden. Ja, Sie könnten selbst eine möblirte haben, entweder Knebels Wohnung auf dem Markt oder sein Gartenhaus. Den Kaffee besorgt Ihnen die Aufwartung, und wenn Sie Mittags gern zu Hause sein wollen — das hiesige Wirthshausessen könnte Ihrer Gesundheit auf die Länge schaden — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Essen schicke. Haben Sie jetzt kein Geld, so können Ihnen hier Ihre Freunde einige hundert Thaler leihen, und wenn es auch für immer wär'! Was hilft uns denn der Plunder, wenn unser Freund nicht mit genießt! Ich verachte den, der bei Hohen und Fürsten um Pensionen buhlt; aber ich verachte den noch viel mehr, der nicht das Herz hat, von seinen Freunden etwas anzunehmen.« Sie schließt mit den Worten: »Was habe ich denn noch zu sagen? Ach noch viel! Sei wie Minerva klug, und glücklich wie Apoll! Lächle nicht! Du lächelst zu schön! Die Töne, die Dein Gemüth ohne Worte gibt, sind süßer wie Harmonikaklang. — Ich will still sein — still.« Jean Paul aber meinte, in seinen Fasttagen dürfe er wohl Subsidiengelder von den Freunden fordern aber nicht zu seinen Freudenfesten. Von der ihn damals beschäftigenden Idylle »der Jubelsenior« meldete er nichts, nur bemerkte er, erst im »Titan« werde seine biographische Truppe wieder auf dem kalten Mont-blanc der vornehmen Welt spielen.

Charlotte vertraute dem schwärmerisch geliebten Freunde alle ihre geheimsten Schmerzen und Kümmernisse, und sie hatte sich der herzlichsten Theilnahme zu erfreuen. »Wenn ich einmal bei Ihnen bin, tausendfach verkanntes Herz,« schreibt er einmal, »werde ich nicht begreifen, warum ich Ihnen so selten schrieb — aber in meinen flüchtigen Briefen find' ich weder den Ausdruck noch den Genuß der Liebe für Sie, aber in den Ihrigen finde ich beides. — Ach, Sie wissen nicht, wie der angeschmiedete Prometheus sich sehnt nach der unersetzlichen Charlotte. — O wären Sie doch zweimal in der Welt!« Und einen Monat später: »Das Schicksal hat einen Trauerflor über Ihr Auge geworfen; darum sehen Sie Weimar schwarz. Wie? hätte man sich so verändert? Unmöglich. Einer aber verändert sich leichter als viele, wie Sie. Die Gesellschaft ist ein verschüttendes Bergwerk für den, der darin Geld aufsuchte. Ich liebe die ungleichartigsten Seelen so sehr, wie Herder und Knebel, daß sie meinem Herzen das ihrige nicht versagen können. Das männliche Herz ist geräumiger als das weibliche, in dem bloß ein Ehebette und eine Wiege aufzustellen ist, und nicht mehr. Ihr Brief hat mir bittersüße Thränen gekostet. Dein großes Herz verhungert und verwelkt in der öden Welt. Du glaubtest, Männerliebe könne es füllen, aber Deine weite Seele füllt und sättigt nur der Unendliche, der hinter dem Tode glänzt, und seine zweite Welt.« Am 3. April räth er ihr eine Reise als Arzenei an, mit dem Wunsche, daß sie durch Hof ginge. Neun Tage später theilt er ihr seine Absicht mit, in der Mitte der Messe nach Leipzig zu gehen, und er fragt an, ob es unmöglich sei, daß er ihr dort die Stellen seiner Jugendträume zeige. Weimar werde ihm durch ihre Schilderung und ihre Entfernung so bleich und leer, daß er am Ende gar nicht hinkommen werde. Ende April ging er wieder auf vierzehn Tage nach Baireuth, wo er den »Hesperus« für eine zweite Ausgabe umarbeitete. Nach Beendigung desselben begann er am 21. Juni die Ausarbeitung des »Titan,« indem er das früher Entworfene ganz aufgab; er schrieb die Jugendgeschichte des Helden, den er schon erwachsen vorführte. Bald darauf traf ihn ein an demselben Tage geschriebener Brief Charlottens, gegen die er so lange verstummt war. Sie warf ihm vor, nicht sein Ich, aber seine Handlungen seien veränderlich. Er wende den Sonnenglanz seines Ideals bald auf diese bald auf jene Gestalt, die unveränderliche Liebe für diesen idealischen Glanz werde zu einer veränderlichen für die Gestalten, über die er streife: ihre Seele dagegen habe nur zwei Flügel, die sich aber durch die Innigkeit ihrer Liebe mit jedem andern messen könnten. So erkannte sie sehr wohl, daß Jean Paul in einer idealen Welt lebe, für die er aus der Wirklichkeit nur seine Nahrung sog — und doch sollte er ihr persönlich angehören, ganz für sie leben. Ihre Seele dürste nach ihm, schrieb sie, sie müsse ihn allein hören, mit ihm die grünende Unermeßlichkeit besuchen; könnte sie das nicht, so fahre sie den ersten Tag zurück und zürne auf ihn. »Lebe wohl, Seele meiner Seele! Denke daran, daß unter allen keine so liebte, wie ich, und daß Du den Gifttropfen einer ewigen Sehnsucht in meine weiche Seele gegeben hast.« Auf diese Hindeutung eines baldigen Besuches nnd die bittere Klage, daß er sie schmachten lasse, erfolgte keine Antwort.

Jean Paul sah um diese Zeit der Auflösung seiner Mutter entgegen. Da kam Emilie von Berlepsch, eine durch reiche Schönheit und geistige Reize glänzende junge Wittwe nach Hof, welche den Dichter des »Titan« so sehr in ihre Kreise zog, daß er die heißgeliebte Mutter zu verlassen und ihrer Einladung nach Franzensbrunn zu folgen sich verleiten ließ. Er hielt sich zurück, konnte es aber nicht verwehren, daß sie ihn, als er ihr das erste Capitel des »Titan« vorgelesen, in der Begeisterung umarmte. Sie schlug ihm eine reiche, schöne junge Zürcherin zur Gattin vor. In Franzensbrunn traf ihn die erschütternde Nachricht vom Tode der Mutter, die ihn mit blutendem Herzen nach Hof zurücktrieb. Sein Versprechen, nach Franzensbrunn zurückzukehren, vermochte er nicht zu halten. Auf Emiliens Vorwürfe und wiederholte Einladung erwiederte er am 23. Juli mit der Versicherung, daß er ganz unschuldig sei. »So leicht vergesse ich nicht, und so leicht werden Sie nicht vergessen. Aus meinem Herzen durfte nie eine schöne Seele weichen, und keine, die ich liebte, und keine, die gelitten hatte. Wie könnte Ihr Bild bei der Vereinigung dieser drei Beziehungen je in meinem Geiste verschwinden oder erbleichen!« Und sieben Tage später: »In Ihrem Herzen ist mehr Liebe als in Ihrem Auge, und darum werden Sie nicht gekannt und nicht glücklich. Möchten Sie lieber an meinen Schlüssen und meinen Erfahrungen als an meinen Empfindungen Antheil nehmen! Ich kann mit dem brennbaren Aetherglobus der zweiten Welt aufsteigen über die erste und in der Montgolfiere des Ideals mich in den offenen Himmel verlieren; aber ich frage dann nicht nach der Erdenkälte in der Höhe, weil ich nur von der Erde, nicht vom Körper getrennt bin.« An demselben Tage meldete er Charlotte kurz den Tod seiner Mutter, deren Krankheit sich schon wie ein dichter Nebel über alle Freuden des Frühlings gelegt hatte. Emilie hatte Charlotten, wenn nicht verdrängt, doch in den Hintergrund gerückt; die neue, ihn gewaltig bedrängende Erscheinung nahm ihn lebhafter in Anspruch als Charlotte, deren wunderbares Wesen sich ihm bereits dichterisch gestaltet hatte. Charlotte schwieg, durch den kurzen Brief verletzt. Er hatte sich nun, schon wegen seines Bruders, der eine Universität beziehen mußte, fest entschieden, im Herbste nach Leipzig zu ziehen, wie er am 13. August an Oertel meldet. Daß auch Emilie dorthin kam, bestimmte ihn gewiß noch mehr dazu. Von dieser schrieb er Oertel, er habe in ihr zum erstenmal so viele kühle Besonnenheit und Unsinnlichkeit bei einer idealischen Phantasie gefunden, zum erstenmal erfahren, daß es eine reine, einfache, bestimmte weibliche Seele gebe, die einen bessernden Genuß ohne eine Ecke gewähre, und aus der er nichts wegverlange. So hatte ihn die Kokette bestrickt, trotz seines Hanges zur reinen Natur. Gesteht ja auch Schiller einmal, welche Gewalt eine Kokette über ihn zu üben vermöge. Emilie konnte es sich

nicht versagen, den Dichter wieder in Hof zu besuchen, wo sie dann noch glühender mit aller Macht empfindsamer Liebe auf ihn eindrang, doch wußte Jean Paul ihr seine Forderung ungebundener Freiheit entgegenzuhalten, und das Uebermaß ihrer Forderungen herabzustimmen. Als er am 30. August Charlotten sein „Kampanerthal" übersandte, schrieb er: „Ihr Stillschweigen schmerzt mich; dieselbe Festigkeit, womit ich zuweilen Ihren Wünschen und meinen widersprach, gibt auch meiner Hochachtung und meiner Freundschaft für Sie eine Ewigkeit. Seien Sie künftig, wie Sie wollen, ich ändere mich nie gegen Sie. Schweigen Sie fort, ich komme doch, wenn es das Verhängniß erlaubt, und suche in Ihrem Auge die schönste Gegenwart und, wenn Sie diese versagen, die schönste Vergangenheit." Emiliens gedachte er nicht, da er wohl nicht ahnte, daß diese nach Weimar gehn oder Charlotten, die in Kalbsrieth war, sprechen werde. Erst am 12. September schrieb ihm Emilie, in 8 Tagen gehe sie nach Weimar. Daß er nach Leipzig ziehen werde, theilte er am 21. Oktober Charlotten mit, die ihm wohl von der Berlepsch geschrieben hatte. „Welche Zeiträume sind zwischen unsere Hoffnungen getreten!" äußerte er. „Frau von Berlepsch kenne ich von Franzensbad, und achte sie hoch. Ich urtheile, damit Sie urtheilen. Im Winter sind Sie in Weimar, und aus Leipzig ist mehr ein Schritt als ein Flug dahin. Wenn Sie mich sehen, werden Sie mehr über die Vergangenheit als die Zukunft fragen." In Charlottens Erwiederung verräth sich ihre Eifersucht auf Emilien. „Ich bin heiter, werde fast ernst und stolz," meldete sie. „Als die Berlepsch bei mir war und mich verhörte, wann ich einen Brief von Ihnen erhalten, habe ich ein wenig gelogen, und gesagt: Sie hätten mir von Leipzig geschrieben. Denn, wenn es auch wahr ist, daß Sie Charlotten über diese Minerva, Venus, Ninon, Sappho vergessen, und ganz entbehren können, so soll sie doch dieses Glaubens noch nicht leben. Ein Brief kann mir überhaupt wenig sein; ein Besuch muß über uns entscheiden. Da wollen wir von der Zukunft reden und sie befestigen. Tausend Grüße von meinem Mann. Er hat in mich gedrungen, Ihnen zu schreiben, und bittet, Sie möchten bald antworten und viel von sich erzählen, und läßt Ihnen sagen, Sie möchten glauben und trauen auf unsere feste, innige Achtung und Freundschaft." Jean Paul schrieb ihr noch unmittelbar vor seinem Umzuge. „Wie vieles ist zwischen meine Hoffnungen getreten! Aber meine Freundschaft für Ihr Auge, und die Kraft, womit Sie das Aeußere in das Innere ziehen, wird nirgends verändert."

Charlotte billigte, daß Jean Paul nicht Weimar oder Jena sich zum Aufenthalt gewählt, wo er keine Heimat gefunden hätte. Wie tief sie verletzt sei und daß sie sich gegen Emilien aufgegeben glaube, verrieth sie deutlich. „Ja wohl hat sich vieles in uns geändert! Ich bin älter geworden, auf dem Lande stille und hafte fast an nichts mit persönlichem Antheil. Wenn wir uns wiedersehen, wird es sein, wie eine neue Bekanntschaft." Wenn Frau von Berlepsch ihm gefallen, so habe er wohl gethan, sich dieser angenehmen Empfindung zu überlassen. Sie habe sie oft gesehen, empfinde aber weder für noch gegen sie. Auf kurze Zeit werde sie nach Weimar gehen, wünsche aber gar nicht ihn da zu sehen oder vielmehr anwesend zu sein, wenn er hinkomme, da sie an diesem Orte bei ihrer Entwöhnung von jeder Gesellschaft sich kein Vergnügen verspreche. „Ich kann nur schwer schreiben, und ich glaube, wir müssen uns erst wieder gesprochen haben, um zu wissen, ob wir uns noch gefallen, und ob die Zeit, die wir miteinander zubringen, einen höheren Werth erhält. Ich glaube es, aber sehen müssen wir uns wieder, sonst fließt die alles tilgende Lethe über unsere Vergangenheit." Er interessire sie als Mensch; der Seele und dem Gemüth von Jean Paul sei sie weit mehr geneigt als seinen Schriften; ihre Idee über das Bücherwesen habe sich sehr geändert. Jean Paul entschuldigte sich, daß er so wenig und leer schreibe; im Frühlinge wolle er ihr diesen Winter abbitten, und sie werde ihm vergeben. Von Leipzig treibe ihn die Gegend und die ihr ähnliche Flachheit der Geister fort; Weimar liege ihm immer als das Jerusalem vor, in das er einmal einziehen müsse, nicht um zu leiden, sondern um das Osterlamm zu essen. So suchte er Charlotten möglichst zu beruhigen und ihre Zweifel zu verscheuchen, was ihm aber nicht gelang. Nach Weimar zurückgekehrt, meldet sie am 10. December, sie sei jetzt fast blind, da sie zu viel gegen ihr Augenleiden gebraucht. „Die Berlepsch wird bald bei Ihnen sein," fügte sie hinzu; „sie hat mich nämlich besucht. Einige Ihrer Briefe hat sie in einer Gesellschaft vorgelesen, und diese werden nun häufig bei den Theegesellschaften recitirt. Sie ist mehr eitel als klug! und äußerst geschwätzig über das neue himmlische Leben, welches sich ihr mit Ihnen eröffnet. Nennen Sie mich nicht, und schreiben Sie von mir noch weniger; der Ruhm wird meinen Namen nicht tragen, und das Gerücht soll ihn nicht mißbrauchen!" Als sie bei ihnen gewesen, habe ihr Mann, um einen Spaß zu machen, ihr erzählt, daß er gehört, Jean Paul werde nächstens heirathen, worauf diese betroffen erwiederte, so weit wird es wohl noch nicht sein. Charlotte bittet ihn, ihr trocken zu sagen, ob er heirathen werde. „Ich wünsche Ihnen, wenn Sie eine Frau nöthig haben, daß Sie ein ordentliches, sanftes, thätiges Mädchen wählen, und Freunde die nicht mit Ihnen prunken. Ich lebe ganz allein, und ohne alle Resource der Lectüre. Mein Mann liest mir nur zuweilen vor. Ich soll Ihnen von demselben viel Schönes sagen. Er liebt, er ehrt Sie sehr, und wünschte herzlich, wenn wir auf dem Lande sind, welches mit dem Anfang des Frühlings geschehen wird, daß Sie uns dann besuchen. Ach, oft kömmt mir der Wunsch, daß es schon jetzt sein möchte. Aber Sie müssen, um uns zu erfreuen, incognito einige Tage hier sein; denn die Gesellschaft verbietet überall Athmen, Reden u. dgl."

Jean Paul nahm sich Emiliens an, die unterdessen nach Leipzig gekommen war. „Die Berlepsch sieht bei Ihnen vor dem Laube die Frucht nicht, wie Sie bei ihr," äußerte er am 22. December. „Sie beide müßten einander lieben, so wie ich Sie. Die Berlepsch las meine Briefe, wie Sie ja auch thaten, wahrscheinlich nur stellenweise und nur guten Menschen vor. Den Vorhang vor Ihrem Bilde, Theure, zog ich nur vor heiligen Augen weg; doch hab' ich zuweilen, wenn Sie mißverstanden wurden, mir das Schweigen nicht geboten." Den doppelten Scherz gegen die Berlepsch mißbilligte er, da er entweder seine Wahrhaftigkeit oder seine Verschwiegenheit compromittire. Er heirathe entschieden, und gerade, wenn er es finde, ein Wesen, wie Charlotte es ihm zeichne. In Weimar habe er niemand zu scheuen. Sie könnte niemand aus meiner Seele verdrängen als Sie. Sie bleiben meinem Herzen, was Sie waren. Solche Stunden, wie unsere, sind mit einem ewigen Feuer bezeichnet."

Das Verhältniß zu Emilien nahm bald eine eigene Wendung. Gleich am Anfange wollte sie ihr, der Zürcherin und sein eigenes Vermögen zusammenwerfen, um ein Landhaus zu kaufen; er solle die Zürcherin heirathen, sie ewig bei ihnen bleiben. Jean Paul zeigte ihr die Widersprüche eines so seltsamen Verhältnisses. „Ihre Seele hing an meiner heißer, als an der übrigen," berichtet er am 27. Februar seinem Freunde Otto. „Sie bekam über einige meiner Erklärungen Blutspeien, Ohnmachten, fürchterliche Zustände. Ich erlebte Scenen, die noch keine Feder gemalt. Einmal an einem Morgen (den 13. Jänner), unter dem Machen einer Satire von Leibgeber, ging mein

Inneres auseinander: ich kam Abends und sagte ihr die Ehe zu. Sie will thun, was ich will, will mir das Landgut kaufen, wo ich will, am Neckar, am Rhein, in der Schweiz, im Voigtlande. So lieben und achten wird mich keiner mehr; und doch ist mein Schicksal noch nicht entschieden von — mir. Wenn ich aber von Nichtentscheidung rede, so glaube, daß ich aus Gründen und factis handle.“ Von allem diesem durfte Charlotte nichts erfahren; er schwieg gegen sie. Als sie am 12. Februar nach der Ursache seines Schweigens fragte, dem sie keinen Namen geben wolle, wartete er wieder längere Zeit. An demselben Tage, wo er Otto sein neues Verhältniß zu Emilien vertraute, konnte er Charlotte nichts weiter sagen, als das nur kalte Briefe erfunden hätten, daß ein kaltes, flatterndes, eine helle Minute lebendes Blatt nichts sei gegen das lebendig glühende, ewig erwiedernde Beisammensein. Schon damals hatte er Emilien gestanden, daß er keine Leidenschaft gegen sie habe und sie nicht zusammen gehörten; nach zwei „aus der glühendsten Hölle gehobenen Tagen“ bestimmte er sie zur Entsagung, seine herzliche Freundschaft sollte ihr genügen. Den 13. März verkündet er seinem Freunde Otto: „Zu Ende Mai's gehe ich mit der Berlepsch nach Dresden, Seifersdorf, Tharand und auf der Elbe nach Wörlitz. Sie wohnt im Sommer in Gohlis (einem Dorfe bei Leipzig), und hält für mein dichterisches Seildrehen und Seiltanzen eine untere Stube parat. — Ich bin frei, frei, frei und selig! geb' ihr aber, was ich kann. Meine Rechtfertigung setze voraus.“ Zwei Briefe Charlottens aus dem März und April ließ er wahrscheinlich unbeantwortet, obgleich sie in letzteren ihn dringend um einen Besuch in Kalbsrieth oder um eine andere Zusammenkunft gebeten hatte, damit doch einmal eine Handlung geschehe, die dem jede fremde Individualität mißachtenden Tone der Zeit widerspräche. Ihn selbst hatte es in den ersten Tagen des Aprils nach seiner Heimat zurückgetrieben. Vergebens forderte ihn Emilie am 11. dringend auf, von Hof zurückzukehren und mit ihr nach Weimar zu reisen, besonders da man dort sage, sie seien aufs äußerste mit einander zerfallen; vergebens schrieb sie ihm fünf Tage später von Weimar aus, er möge doch ja nach Weimar kommen, wo man ihn wünsche, sich seiner freue. Im Mai folgte er der Berlepsch nach Dresden, kehrte aber Anfangs Juni, statt mit ihr nach Dessau zu gehen, nach Leipzig zurück, wo er am ersten Bande des „Titan“ arbeitete, wozu ihm Emilie und die „Titanide“ Charlotte so reiche Farben geliehen hatten. Aber schon Mitte Juli wurde ihm Leipzig zuwider, und suchte er nach einem neuen Wohnorte, wo er einen für ihn passenden Kreis fände. Er besuchte Halle und Halberstadt, wo ihn Gleim mit wärmsten Jubel aufnahm. Nach Leipzig Ende Juli zurückgekehrt, floh er von neuem, da er hier wieder in Neigungsverhältnisse zu kommen fürchtete, denen sein Verstand widersprach. Ueber Jena und Weimar wolle er nach Gotha gehn, wohin ihn Schlichtegroll und der geistvolle Erbprinz zogen. So schrieb er denn im August nach so langem Schweigen wieder an Charlotte: „Ich komme nächstens nach Weimar. Mir fehlt der Muth, für mich eine Bitte zu haben, aber ich weiß, daß mir ohne Sie in Weimar die Erinnerung der reichen Zeit und dann die gegenwärtige zu sehr fehlen werden. Also kommen Sie wo möglich aus Franken zurück! Ich sehe eine himmelblaue Zukunft und einen Genius, dessen Flügel mich kühlen und tragen. Ich bin ein Auferstandener und die Bande der Erde liegen im Grabe.“ Den 17. meldete er Herders Gattin, daß er in künftiger Woche auf der Reise nach Gotha in Weimar einige Tage verweilen werde. Er fand sich hier so freundlich von allen Seiten aufgenommen, daß er, statt es bei einem „Visitenlauf“, wie er gedacht hatte, bewenden zu lassen, sich von der Reise nach Gotha zurückhalten ließ, und schon am 2. September sich eine Wohnung auf den Winter miethete. Seine zweite Begeisterung war diesmal, das erstemal in seinem Leben, stärker als seine erste, wie er an Herders Gattin schreibt, obgleich Charlotte nicht in Weimar war, die er aber bald hier zu finden hoffen durfte; Herder und die begeisterte Liebe seiner Gattin hatten ihn hingerissen, aber auch das, was diese über Charlotten ihm mittheilten, ihn bestimmt. So kehrte er denn nach Leipzig nur zurück, um sich von dort loszumachen. „Am Mittwoch (den 24.) fuhr ich wieder in einen neuen Welttheil hinein,“ schrieb er am 24. October an Oertel, „aus dem mich nichts bringen wird als ein Ehebette, auf das ich mich dann legen und betten will bis zur letzten Ruhe der Ruhe. — Von der Berlepsch scheide ich wieder ziemlich ausgesöhnt.“

Gleich nach seiner Ankunft empfing er von Herders Gattin den innigst ersehnten Brief Charlottens. „Herders sprechen viel über Sie“, schreibt er dieser; „Sie werden von Ihnen tief erkannt d. h. geliebt, aber wenn man mir da die Fülle Ihrer innern unverwelklichen Welt abmalt, so sagt mir ein Seufzer, daß ich einmal darin an einem Frühling einen Frühling fand. Kommen Sie bald und bringen Sie die alte Gesinnung mit, die ich Ihnen entgegenbringe.“ Von der Berlepsch fühlte er sich frei, und Herders und seiner Gattin warme Schilderung Charlottens hatten das Feuer seiner Einbildungskraft neu entflammt. Schon am 29. konnte die Geliebte ihm melden, daß sie gestern in Weimar angekommen. „Heinrich (ihr Gatte) kann Ihre Bekanntschaft nicht erwarten, und ich nicht das Wiedersehen. Sie sind in Tiefurt. Sobald Sie zurückkommen und frei sind, kommen Sie zu uns. Morgen Abend sind wir mit Ihnen bei Herders; morgen Mittag wünsche ich, Sie könnten mit Oertel mein Gast sein. Tausend Lebewohl!“ Er antwortete an demselben Tage: „Innigen Dank für die holden Zeilen, die ich von Ihnen erhielt. So gut ich die Zukunft, die jetzt Gegenwart wird, von meiner Hierherreise an bis zu Ihrem Briefe mir weissagte, so kann ich auch prophezeihen, daß ein ewiger Frieden auf unserer Freundschaftsinsel grünen werde, da ich meinen Ungestüm gemildert habe. Ich freue mich auf die erste Stunde, aber möge sie nur von Ihnen bequem und frei gewählt werden! Ich habe Ihren seelenvollen Brief wieder gelesen und werde von seiner erhabenen Wärme und Ruhe erquickt.“

Welch eine unerwartete Wendung dieses Verhältniß nahm, von welchem Jean Paul nichts weniger als eine Wiederholung der Berlepschen Geschichte erwartet hatte, ergeben seine Briefe an Otto. „Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften“, berichtet er diesem am 28. December. „Jene Frau — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue —, die von Weimar nach Hof zuerst an mich schrieb — diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück, und will mich heiraten. Kurz, nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet sie tief, und höher als die Berlepsch, und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Wiederschein dieser Altarsflamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu. „Im Lenz! im Lenz!“ — Mit drei Worten. O, ich sagte der hohen heißen Seele einige Tage darauf Nein. Und da ich eine Größe, Glut, Beredtsamkeit hörte wie nie, so bestand ich darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun wolle. Denn sie glaubt, ihre Schwester und ihr Mann, der Präsident, und ihre Verwandten würden alles thun. Ach, im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit. Ich habe endlich Festigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz schuldlos. Ich sehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit diesem schwarzen Wasser malen kann — aber es passet nicht zu meinen Träumen! — Wild bin ich ordentlich!

Sieh gerade um diese Zeit 97, gerade da ich Herminen (in den „Palingenesien“) malte, und jetzt da ich in den gedruckten Briefen an Dich im Jänner mein künftiges Leben und Lieben wieder malen will (in „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf“): da kehret dieser Sturm zurück. Sonderbar setzt sich das Schicksal an meinen Schreibtisch und tunkt ein! Ich machte in Leipzig einige Briefe an Dich voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittelspitz oder Spitz vorkam — sieh! und meine Heirat! Noch sonderbarer werde ich zu höhern Zwecken erzogen, die länger stehen sollen als mein Glück und mein Grab. Ich meine, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher ernsten Berechnung auf meinen „Titan“ (dessen ersten Band er vorläufig im vorigen September abgeschlossen hatte) das Geschick mich durch alle diese Feuerproben in und außer mir, durch Weimar und durch gewisse Weiber führt. Jetzt kann ich ihn machen, indeß ich früher manchen Fehler leichter dargestellt und begangen als gesehen hätte. Ach! ich suche im ausgelernten Leben außer der liebenden allväterlichen, mein Jodiz palingenesirenden Ruhe auch nichts weiter als ein Instrument zu sein in der Hand des Verhängnisses, es werfe mich dann weg in die stille Höhle, wenn es mich gebraucht. Jene Berlepschen Verhängnisse banden meine Augen und Hände zu, und ich versäumte vielleicht ein Herz, das mein gehörte. Soll ich immer so spielen und hoffen und ausschlagen und verfehlen? Solche Weiber, wie beide, verblenden gegen jede stillere weibliche Luna.“ Der Dichter befand sich in der ärgsten Bedrängniß, da er durch sein Ablehnen eine Seele tief verwunden mußte, deren geistige Wärme und Macht er verehrte. Charlotte, die sich so schwer unglücklich in der Verbindung mit dem Manne fühlte, der kein Herz, keinen Sinn für sie hatte, die noch immer am Verluste Schillers litt, erfaßte mit verzweifelnder Glut den heißgeliebten Dichter, den sie keiner andern gönnen konnte, und den sie doch so bald zu verlieren fürchten mußte, beinahe schon an die Berlepsch verloren hatte.

(Schluß folgt.)

Die Hochzeitshemden.

(Schluß.)

Ballade, aus dem Böhmischen des Karl Jaromir Erben übertragen von Alfred Waldau.

Und vorwärts, vorwärts eilt der Mann,
Sie fühlt's, daß sie kaum weiter kann.
Das Riedgras wohl bei jedem Tritt
Sie messerscharf in's Füßchen schnitt;
Es ist das grüne Farrenkraut
Von ihrem Blute überthaut.

„„Die Nacht ist schön, die Luft so hell,
Lebende geh'n zu Grabe schnell:
Wer weiß, mein Kind, wie nah' wir sind, —
Bist du in Furcht, mein liebes Kind?““

„Wozu die Furcht? Du bist ja hier
Und Gottes Wille über mir!
Doch halte ein in deiner Hast,
Gönn' mir nur eine kurze Rast.
Schwach wird der Geist, die Kraft entwich,
Zum Herzen dringt ein Messerstich!“

„„Komm' nur, beeil' dich, Liebchen mein!
Bald werden wir am Ziele sein.
Es harrt der Schmaus, es harrt der Gast,
Die Zeit fliegt mit des Pfeiles Hast. —
Doch sage mir, was hast du nur
Am Halse an der Seidenschnur?““

„Das Kreuz der Mutter ist es nur.“

„„Hoho, verdammtes Gold! Es blitzt
So seltsam, und scharfkantig ritzt
Es blutig dich und mich vielleicht —
Wirf's weg, dann bist du vogelleicht!““

Er nahm das Kreuz, verwarf es dann —
Husch, dreißig Meilen sind gethan. —

Da steht auf einer weiten Au
Ein hoher sonderbarer Bau;
Hoch, schmal ist seine Fensterreih',
Auch Thurm und Glocke sind dabei.

„„Hoi, Liebchen mein, wir sind am Platz!
Siehst du denn nichts, mein theurer Schatz?““

„Ach Gott, ich seh' die Kirche blos!“

„„'S ist keine Kirch', das ist mein Schloß!““

„Der Kirchhof — und die Kreuze da?“

„„Nicht Kreuze sind's — mein Park ist's ja!
Hoi, Liebchen, sieh' mich an und spring'
Nun über diese Mauer flink!““

„O laß' mich schon! Laß' mich zurück!
So wild und gräßlich ist dein Blick;
Dein Hauch ist giftig, flammenheiß,
Dein Herz ist wie das harte Eis!“

„„Bewahr', mein Lieb', nur deine Ruh'!
Bei mir geht's reich und lustig zu:
Da gibt's viel Fleisch — doch ohne Blut,
Heut' wird es anders sein, mein Gut! —
Was trägst du, Schatz, im Bündel da?““

„Die neuen Hemden sind es ja.“

„„Ei, wir begnügen uns mit zwei'n:
Eins wurde mein, das and're dein.““
Das Bündel warf er über das
Gemäuer mit Hohn in's Gräbergras.
„„Sei furchtlos, sieh' mich an und spring'
Noch über diese Mauer flink.““

„Du gingest mir ja stets voran,
Ich folgt' dir auf der schlimmen Bahn;
Du schrittest ja doch stets vor mir:
So thu's auch jetzt, ich folge dir!“

Seht wie er ihr zu Willen ist,
Noch ahnt er nicht die Hinterlist:
Sein Luftsprung ging fünf Klafter hoch —
Allein wo blieb die Jungfrau doch?
Sie hielt sich schon zur Flucht bereit,
Schon blitzt' dahin ihr weißes Kleid,
Schon floh sie fort in jäher Hast —
Das ahnte nicht ihr böser Gast!

Es steht die Todtenkammer hier,
Die Klinke klappt und schließt die Thür;
Ein kleines Haus ist's, fensterlos,
Der Mond guckt durch die Ritzen blos;
Das Haus ist einem Käfig gleich,
D'rin liegt am Brette — eine Leich'.

Hoi! draußen tobt es wunderbar,
Schon naht der Grabgespenster Schaar;
Da rauschen sie und klappern sie
Und krächzen diese Melodie:
„„„Der Leib gehört ins schwarze Grab,
Weh' dem, der seine Seel' vergab!“““

Da pocht es an die Thür mit Hast'
Denn draußen steht der böse Gast:
„„Wach' auf, mach' auf, du todter Mann,
Daß ich das Haus betreten kann!““

Da ist der Todte aufgewacht
Und hat die Augen aufgemacht,
Er hebt den Kopf, von Träumen schwer,
Und starrt dahin und starrt daher.

„Hilf, heil'ger Gott! Ich fleh' zu dir,
Schon greift des Teufels Macht nach mir!
Sei still du Todter, rühr' dich nicht,
Gott schenke dir das ew'ge Licht!“

Der Todte legt sich nieder stumm,
Und schließt die Augen wiederum. —

Da hallt es wieder — poch, poch, poch!
Der And're ruft viel stärker noch:
„„Steh' auf, steh' auf, du Todter hier,
Und öffne deine Kammer mir!““

Der Lärm verstummt, der Ruf verhallt,
Und wieder rührt sich die Gestalt,
Und schon ist ihre starre Hand
Nach dem Thürriegel hingewandt.

„Erlös' die Seele, Jesus Christ
Da wo die Noth am höchsten ist! —
Bleib' liegen' rühr' dich nicht, du Leich' —
Gott tröste dich und mich zugleich!“

Der Todte hat sich hingelegt,
Die starren Glieder ausgestreckt. —
Und wieder pocht es dumpf und schwer!
Die Jungfrau hört und sieht nichts mehr!
„„Steh' auf, steh' auf, du Todter hier,
Die Lebendige reiche mir!““

O ärmste Jungfrau — Weh' und Ach!
Der Todte ward schon wieder wach;
Die großen trüben Augen sah'n
Die Halberstarrte grausig an.

„Jungfrau Maria, steh' mir bei,
Daß mir dein Sohn auch gnädig sei!
Unwürdig war's, um was ich bat:
Ach ja, vergieb die Frevelthat!
Maria, Gnadenmutter mein,
Erlös' mich von der Höllenpein!“

Und horch, soeben fängt der Hahn
Im nahen Dorf zu krähen an;
Und alsbald tönt aus jedem Haus
Der Hahnruf in den Tag hinaus.

Da fiel im selben Augenblick
Der Todte auf das Brett zurück,
Und draußen war es still und leer:
Verschwunden war das böse Heer. —

Wie früh' die Leut' zur Messe geh'n,
Da bleiben sie vor Schrecken steh'n:
Ein Grab ist offen — welch ein Graus!
Die Jungfrau liegt im Todtenhaus,
Auf jedem Grabe flattert jetzt
Ein Stück vom Hemde, arg zerfetzt! — —

Du hast, o Jungfrau, wohlgethan,
Daß du den Herrgott riefest an,
Den bösen Gast nicht ließest nah'n!
Und hättest du's nicht so gemacht,
Es hätte dir den Tod gebracht.

---

* Der Naturwissenschaftliche Verein in Bremen.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir einen kürzlich begründeten Verein in unserer Vaterstadt, dessen Entstehung von einem vielseitigen und rührigen geistigen Leben Zeugniß ablegt. Es scheint manchmal, als wenn Wissenschaft und Kunst in dem unruhigen Getriebe einer Handelsstadt keine bleibende Stätte finden, als wenn sich die Musen nur unter den Ruinen gefallener Größen oder in der idyllischen Abgeschiedenheit kleiner Landstädte eine behagliche Heimath begründen könnten. Wir geben allerdings zu, daß jene zarten Wesen nicht gerade auf den Tummelplätzen Merkur's ihre Lieblingssitze aufzuschlagen pflegen, allein wir wissen auch, daß sie ihre Jünger in alle Welt hinaussenden und daß sich unter diesen auch starke Naturen vorfinden, die sich selbst unter aufreibender Arbeit und mitten im geschäftigen Treiben eines Weltmarktes ein Herz voll idealsten Strebens zu bewahren vermögen. Und solche Männer werden wir auch unter uns besitzen. Unsre Vaterstadt ist sich ihrer Aufgabe wohl bewußt, sie erkennt ihre Zukunft und ihr Gedeihen in einer stetigen Entwickelung ihres Handels und Verkehrs; die Volkswirthschaft ist daher die wissenschaftliche Lehre, welche in ihr am meisten zur Herrschaft berufen ist. Bremen weiß aber auch, daß Capital und Arbeit nicht die einzigen Factoren sind, welche zur Macht führen, es weiß, daß beide gar wenig nütze sind, wenn sie sich nicht mit Bildung und Intelligenz verbinden. Wenn sich daher bei uns ein gesundes geistiges Leben entwickelt, so ist das nicht etwa nur ein Vortheil für unsere Gelehrten und Dillettanten, es ist vielmehr ein offenbarer Gewinn für unser ganzes Gemeinwesen. Jeder tüchtige Mann, der in unsern Mauern wirkt, ist ein Schatz für alle seine Mitbürger, denn was immer er treibe, es kommt seine nützliche Thätigkeit nicht allein ihm und seiner Familie, sondern zugleich der gesammten Bevölkerung unserer Stadt zu Gute. Der Organismus eines jeden Gemeinwesens wird um so mehr erstarken, je besser jedes einzelne Glied desselben die ihm zufallende Aufgabe erfüllt.

Wenn sich nun die Naturforscher und Naturfreunde Bremen's vereinigen um sich gegenseitig anzuregen und zu belehren, so freuen wir uns dessen nicht allein im Interesse dieser Männer, die dadurch in ihren Bestrebungen gefördert werden, sondern wir erkennen in diesem Schritte zugleich einen Gewinn für unsern ganzen Freistaat. Unsere Künstler- und Gelehrtenwelt strebt darnach Bremen zum anerkannten Mittelpunkt für das gesammte geistige Leben in dem deutschen Küstenlande zwischen der Unterelbe und den holländischen Grenzmooren zu machen; sie sieht sich daher genöthigt immer neue Sammelplätze für den Austausch von Ideen in unserer Vaterstadt zu begründen. So soll denn auch der junge naturwissenschaftliche Verein gleichsam ein geistiger Markt für große und wichtige Interessen werden. Die Naturwissenschaften haben einen so gewaltigen Einfluß auf die herrschende Weltanschauung gewonnen, daß man mit Recht behaupten darf, sie drücken unserem Jahrhundert sein eigenthümliches Gepräge auf. Den ungeahnten Erfolgen der Naturforschung nacheifernd haben sich auch die andern Wissenschaften der Methode bemächtigt, durch welche jene ihre großen Resultate errungen hat. Durch Annahme der kritischen Untersuchungsweise der Naturforscher, durch Analyse und Vergleichung haben namentlich Geschichte und Sprachforschung der Menschheit neue und reiche Gebiete erschlossen und gemeinsam mit der Naturwissenschaft die Anschauungen der Menschen und Völker unsers Zeitalters umgestaltet.

Das Streben des neubegründeten Vereins ist also darauf gerichtet einen Mittelpunkt für alle naturwissenschaftlichen Interessen in Bremen und dessen Umgegend zu bilden. Den wenigen wirk-

lichen Naturforschern von Fach will er Gelegenheit zum Gedankenaustausch mit ihren Berufsgenossen so wie zu gegenseitiger Anregung und Unterstützung bei ihren Untersuchungen verschaffen; der größeren Zahl von Männern, welche eine allgemeine naturwissenschaftliche Bildung besitzen, will er die Mittel bieten den Fortschritten der Wissenschaft zu folgen; diejenigen, welche sich für einzelne Specialitäten interessiren, will er so viel wie möglich mit Fachgenossen zusammen führen, namentlich aber will er sie zu wirklichen Mitarbeitern an dem herrlichen Bau der Wissenschaft heranbilden, indem er die Verbindung zwischen ihnen und den Centralpunkten des wissenschaftlichen Lebens vermittelt. Aber der Verein soll nicht allein zum Nutzen seiner eigenen Mitglieder bestehen, seine Thätigkeit soll sich auch über weitere Kreise erstrecken.

Der deutschen Wissenschaft gegenüber hat der Verein vorzugsweise zwei Aufgaben in's Auge zu fassen. Die eine ist die Verwerthung der überseeischen Verbindungen Bremen's im Interesse der Naturforschuug; die andere ist die Arbeit an der Erkenntniß der Natur Nordwestdeutschlands. Unsere Umgegend und das ganze niedersächsische Tiefland hat bisher seine Aufgabe auf diesem Felde noch nicht genügend erfüllt. Die geschätztesten Schriftsteller über Land und Leute in unserer Heimath standen bisher auf naturwissenschaftlichem Gebiete, welches sie häufig berühren mußten, nahezu rathlos da, so daß es sehr verzeihlich ist, wenn sie längst veraltete oder völlig falsche Ansichten weiter verbreiten halfen. Aber auch die gediegensten auswärtigen Naturforscher von Fach verrathen manchmal die größte Unkenntniß über die Natur unserer Heimath. Wenn Bennigsen-Förder meint, unsere Nordseeküste senke sich in jedem Jahrhundert durchschnittlich um 3—4 Fuß gegen den Meeresspiegel hinab, wenn Rütimeyer von der Halligen der Ostsee spricht, wenn Kerner den Hülsenstrauch für einen integrirenden Bestandtheil unserer Heidevegetation hält, so sind derartige seltsame Irrthümer dieser ausgezeichneten Forscher nur durch die Mangelhaftigkeit der zugänglichen Quellen über unsere heimischen Bodenverhältnisse und unsere Flora zu erklären.

Der Vaterstadt und deren Bevölkerung gegenüber hat der neue Verein andere Aufgaben zu lösen. Er wird es sich angelegen sein lassen das gebildete Publikum über die wichtigsten naturwissenschaftlichen Tagesfragen aufzuklären und zu belehren. Auch den Bedürfnissen des materiellen Lebens wird der Verein Rechnung zu tragen haben; er wird sich bemühen so viel wie möglich Behörden und Private in den Stand zu setzen naturwissenschaftliche Untersuchungen, die für praktische Zwecke erforderlich werden, durch einheimische Kräfte vornehmen zu lassen.

Den Mitgliedern des Vereins wünschen wir vor allen Dingen Freudigkeit und Eifer für die Sache, und hoffen, daß sie sich ohne engherzige Sonderbestrebungen dem Gedeihen des Ganzen widmen werden. Niemand wird erwarten können, daß im Vereine vorzugsweise seine eigenen Lieblingsstudien gepflegt werden. Wer Morgens beim Füttern seiner Reisvögel oder Inseparables zoologische Beobachtungen anstellt, darf nicht hoffen, daß viele Mitglieder des naturwissenschaftlichen Vereins sich mit besonderm Eifer dem nämlichen Felde der Forschung zuwenden werden. Ein Gleiches gilt für den Astronomen, der sich speciell für die Parallaxe einiger Fixsterne interessirt, von dem Käfersammler, der ein Sortiment brasilianischer Species zu bestimmen wünscht, von dem Botaniker, der auf Brandpilze fahndet, von dem Physiologen, der die chemischen Verhältnisse des Glycogens studiren möchte, und von den hundert und aber hundert Specialisten und Specialitäten, in welche sich die Naturwissenschaft atomistisch zerklüften läßt. Es kann unmöglich der Zweck eines naturwissenschaftlichen Vereins sein auf die besonderen Untersuchungen jedes Einzelnen genauer einzugehen, wenn er es sich auch angelegen sein läßt, ihnen die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jeder theile im Vereine mit, was ihm am Herzen liegt, Jeder suche für sein Lieblingsfach Propaganda zu machen, aber Jeder bringe auch einen offenen und empfänglichen Sinn für die Naturerscheinungen mit, an denen sich Andere erfreuen, an denen sie die Größe und Weisheit des Schöpfers bewundern lernen. Wer in solcher Weise den Interessen und Gedanken Anderer zu folgen sucht, der wird sich dadurch in seinen eigenen Bestrebungen gefördert und zu neuen Anstrengungen ermuthigt fühlen. Es giebt Nichts in der Natur, was nicht beachtenswerth wäre, was nicht die Mühe des Forschers reichlich lohnte. Der echte Naturfreund wird daher Nichts für so klein erachten, daß er die Gelegenheit sich damit bekannt zu machen, verschmähen sollte. Wenn man in diesem Sinne die Natur auffaßt, wird es nicht schwer fallen jedem besonderen Fache und den Lieblingsstudien jedes Einzelnen gerecht zu werden. Ehre jedem fleißigen Arbeiter, der da Bausteine für die Wissenschaft herbei führen hilft; im Hinblick auf den gewaltigen Umfang der gesammten Naturforschung wird er nicht vergessen, daß es nicht seine persönliche Thätigkeit allein ist, welche Beachtung verdient. Das Ganze sowohl als alle Einzelheiten sind es, die wir zu erkennen streben, aber die Einzelheiten vorzüglich in ihren Beziehungen zum Ganzen. Das rohe Material an sich ist todt und werthlos, es erhält seinen Werth nur durch planmäßige Verbindung und Zusammenfügung, denn der Geist ist's, der lebendig macht.

Dem jungen Vereine wünschen wir von Herzen ein fröhliches Gedeihen!

* Beethoven und Weber.

Vor Kurzem haben die Leser des Sonntagsblattes den Lebenslauf Karl Maria's von Weber bis zu seinem frühen Ende nach der Schilderung in dem zweiten Bande der Biographie des Tondichters verfolgt. Es konnte damals ein Punkt nur flüchtig berührt werden, auf den wir noch einmal die Aufmerksamkeit lenken möchten, die Berührungen nämlich zwischen Beethoven und Weber. Solcher Berührungen sind nicht viele gewesen, aber sie sind anziehend. Es ist interessant zu beobachten, wie zwei Geister, von denen jeder in seiner Art mächtig bestimmend auf die ganze Entwickelung der Musik eingewirkt hat, sich persönlich zu einander stellten, wie der eine über den anderen dachte, wie Beethoven als der Componist der letzten klassischen Oper über den Schöpfer der ersten romantischen Oper geurtheilt hat. Ihm, der es nie verschmerzen konnte, daß sein Fidelio die Leute nicht für sich gewann, mußte der Freischütz mit seinem so völlig abweichenden Wesen, mit dem charakteristischen Gesicht eine höchst eigenthümliche und frappante Erscheinung sein. Wie er darüber dachte und was er von Weber hielt, erfahren wir aus dem Buche. Die Scenen, in welchen Beethoven und Weber dort sich begegnen, sind ein wesentlicher Zuwachs für unsere Kunde von dem großen Meister der Symphonie.

Es war in den letzten Lebensjahren Beethovens, daß sein Weg sich mit dem Webers kreuzte. Das ist bekanntlich eine Zeit in dem geistigen Leben Beethovens, über die wir sehr dürftig unterrichtet sind. Man denkt sich ihn da als einen menschenscheuen Mann, der die Welt verachtet und haßt, mit Niemandem verkehrt, in dumpfer Verzweiflung hinbrütet. Bei dieser Vorstellung, die man sich gewöhnlich macht, ist arge Uebertreibung. Weder war Beethoven damals von der Welt so vernachlässigt, wie die Leute glauben, noch der stets finstere Menschenhasser. In seinen letzten Lebensjahren hat ihm der bessere Theil der Mitlebenden durchaus die Huldigungen nicht vorenthalten, die ihm gebührten. Im Theater allerdings war der Geschmack der Wiener verdorben, aber im Concertsaale keineswegs nicht. Und dort nahm Beethoven seinen Rang ein, auf den

Programmen der berühmten Concerts spirituels in Wien war er der Inhaber der ersten Stelle, dort fanden seine Werke volle Würdigung. Aber auch die landläufigen Erzählungen über sein persönliches Wesen während jener Zeit sind arge Entstellnngen der Wahrheit. Er war allerdings weit davon entfernt, ein gewandter, liebenswürdiger Gesellschafter zu sein, aber er schlug eben so wenig allen Menschen die Thür vor der Nase zu. Hören wir nur, wie er mit Weber verkehrte.

Es war im Februar des Jahres 1822, daß Weber nach Wien kam, um mit der Direction des Kärnthnerthortheaters über die Composition der „Euryanthe“ zu verhandeln. Er scheint damals Beethoven gar nicht gesprochen zu haben, denn während er mit dem „Freischützen“, den Erörterungen über die „Euryanthe“ und einem eignen Concerte vollauf beschäftigt war, quälte ihn eine Halsentzündung, um deren willen der Aufenthalt in Wien abgekürzt wurde. Im Herbste 1823 kam er mit der inzwischen vollendeten „Euryanthe“ zurück. Am 5. October fuhr er mit Inlius Benedikt und dem Verleger Haslinger hinaus nach Baden, wo Beethoven bis spät in den Herbst hinein zu hausen pflegte. Sie fanden ihn in einem öden, fast ärmlich aussehenden, nichts weniger als ordentlichen Zimmer. Auf dem Fußboden lagen Musik, Geld, Kleidungsstücke, auf dem Bette Wäsche; auf dem Tische Kaffeegeschirr, auf dem Flügel dicker Staub. Beethoven, der einen abgetragenen, an den Aermeln zerrissenen Hausrock trug, erkannte Weber, ehe er ihm genannt war, schloß ihn in die Arme und rief: „Da bist du ja, du Kerl! Du bist ein Teufelskerl! Grüß' dich Gott.“ Er reichte ihm nun die Schreibtafel, und es entspann sich ein Gespräch, während dessen Beethoven die Musikalien vom Sopha warf und sich dann ungenirt in Gegenwart der Gäste zum Ausgehen ankleidete. Die Oper „Freischütz“ kannte Beethoven nicht vom Theater her, das er nicht besuchte, sondern durch das Studium der Partitur, die er sich im Steinerschen Musikladen im Paternostergäßchen geholt hatte. Er studirte sie, und das Tieforiginale der Oper imponirte ihm, so daß er zu seinen Freunden sagte: „Der Weber muß Opern schreiben, gerade Opern, eine über die andere und ohne viel daran zu knaupeln. Der Kaspar, das Unthier, steht da wie ein Haus. Ueberall wo der Teufel die Tatzen reinsteckt, da fühlt man sie auch!“ Ueber das Wolfschluchtfinale sagte er unter Anderem: „Der Weber hat da verteufeltes Zeug hineingemacht. Wenn ich's lese, wie da bei der wilden Jagd, so muß ich lachen, — und es wird doch das Rechte sein —. So was muß man hören, nur hören, aber da — ich — —“, und dabei zeigte er nach dem Ohr.

Bei jenem Gespräch, als Beethoven über seine Lage klagte, meinte Weber, er solle ein Kunstreise durch Deutschland machen, um zu sehen, wie hoch er geschätzt werde. „Zu spät,“ rief Beethoven, indem er die Pantomime des Clavierspielens machte und den Kopf schüttelte. „So gehen Sie nach England, das Sie bewundert,“ schrieb Weber auf die Tafel. „Zu spät,“ rief Beethoven, nahm Weber demonstrirend unter den Arm und zog ihn mit nach dem Sauerhof, wo er speiste. Hier war er herzlich und warm, ja ganz aufgeräumt und vergnügt. Der sonst oft so rauhe, zurückstoßende Mann machte Weber ordentlich die Cour und bediente ihn bei Tische mit einer Sorgfalt wie seine Dame, so daß Weber sich fast genirt fühlte, aber auf das Angenehmste berührt war. So verkehrten die beiden großen Meister in Liebe mit einander, und die Anderen saßen fröhlich dabei und sahen, wie sich die Stirnen gegen einander neigten. Es war ein eigenthümlicher Contrast. Webers schmaler, langer, dünnumlockter Schädel, sein feines, geistvolles, zartes Gesicht, und dagegen Beethovens breites, dichtbewaldetes Hirngewölbe, sein geröthetes Löwenangesicht. Beim Abschied nmarmte und küßte Beethoven Weber mehrmals, behielt lange seine schmale Hand in der seinigen und rief: „Glück auf zur neuen Oper! Wenn ich kann, komme ich zur ersten Aufführung.“

Indeß Beethoven kam nicht, weil er eben das Theater überhaupt mied, nahm aber lebhaften Antheil an dem Schicksale der Oper. Am Tage nach der zweiten Aufführung wimmelte es im Musikladen von Steiner im Paternostergäßchen von Künstlern und Componisten, und es wurde eifrig dabattirt über das neue Ereigniß. Zwischen all dem Persiren schoß auch Beethoven in den Laden und fragte in seiner gewohnten hastigen Weise Haslinger: „Nun, wie hat die neue Oper gefallen?“ Haslinger antwortete schreibend: „Außerordentlich, ein großer Erfolg!“ Da rief Beethoven: „Das freut mich! Das freut mich! So muß der Deutsche über den Sing-Sang (— er meinte Rossini's Opern —) zu Recht kommen.“ Dann fragte er nach Henriette Sontag, welche die Euryanthe gesungen hatte, und schmunzelte, als sie gerühmt wurde. Zu dem auch gegenwärtigen Julius Benedikt sich wendend, trug er diesem auf: „Sagen Sie Herrn von Weber, ich wäre hinein gekommen, aber wozu? — Seit langer Zeit schon“ — und er deutete auf seine Ohren und lief davon.

Später haben sich die beiden Meister nicht mehr gesehen. Weber starb im Juni 1826, Beethoven im März 1827.

F. B.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Guntram. Kaiser Karl der Fünfte. — Vernaleken. Literaturbuch. — Luthardt. Die Darstellung des Schmerzes in der bildenden Kunst. — Raabe (Corvinus), ferne Stimmen. — Rothenfels. An der Weichsel. — Sauerländer. Goethe's Faust und die Schoppenhauersche Philosophie. — J. W. Smith. Ist Müller gerichtet worden? und hat Müller bekannt.

* Das neueste „Boletin bibliografico Espannol“ soll — wir haben nämlich diese Notiz nur mittelbar — die Angabe enthalten daß man in Catania (womit wohl die sicilische Stadt dieses Namens gemeint ist) bei Abtragung eines Gebändes den die Regierungszeit Caligula's behandelnden Theil der Annalen von Tacitus aufgefunden habe. Wir erwähnen das unter dem nöthigen Vorbehalt, denn dergleichen Fünde verloren gegangener Schriften des Alterthums wurden bekanntlich schon gar oft angekündigt, ohne sich zu bestätigen. Interessant ist diese Notiz in dem Augenblicke, wo Freytags neuer Roman, der die vermißten Theile des Tacitus zum Gegenstande hat, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Vor Kurzem ist ein neues Werk von Prof. J. Ficker erschienen „Urkunden zur Geschichte der Regierung Kaisers Ludwig des Bayern und der italienischen Verhältnisse seiner Zeit.“ Ficker theilt hier einiges von seiner Ausbeute in italienischen Archiven mit; was er in der Vorrede über die Benutzbarkeit der römischen Archive sagt, verdient allgemeinere Beachtung, wenn es auch nicht sehr tröstlich klingt. — Emil Palleske, mit den Vorarbeiten zu einem Werk über Shakespere beschäftigt, bereist zur Zeit das Rhein- und Maingebiet, und hält in allen größern Städten Vorlesungen aus und über Shakespere, Schiller und Goethe, und zwar mit einem Verständniß und einer Darstellungsgabe wie sie selten vereinigt sind. Am verdienstvollsten und erfreulichsten aber ist daß Palleske auch in Straßburg über Schiller und Goethe lesen und, wie sich schon jetzt mit Bestimmtheit sagen läßt, eine sehr bedeutende Anzahl von Hörern finden wird. — Alexander Dumas der Jüngere heirathete die Frau Wittwe Narischkin; die Trauung fand in Paris am 29. December Statt. — Capitän Henriot (Heinrich IV.) von Sardou, Musik von dem außerordentlich begabten belgischen Tondichter Gevaert, wurde am 29. v. M. in der komischen Oper zum ersten Male, und zwar mit sehr großem Erfolge aufgeführt. — August Becker, bekannt durch seine trefflichen Hochgebirgsbilder, wurde im August von der Königin von England nach Balmoral berufen, um das Material zu mehreren bedeutenden Bildern aus der Umgebung dieses berühmten Schlosses, so wie aus anderen Theilen der schottischen Hochlande zu sammeln. Nach zweimonatlichem Aufenthalte in Schottland ist Herr Becker zurückgekehrt. Wir dürfen demnächst von diesem Künstler eine Reihe von bedeutenden Gemälden erwarten. — Der Maler Benedict Masson, der beauftragt ist, die Geschichte Frankreichs auf den Mauern des Hofes des Invalidenhotels zu malen, wurde vom Kaiser in Privat-Audienz empfangen. Die Arbeit desselben besteht aus vier großen Gemälden, wovon jedes ungefähr 150 Fuß breit ist und eine der großen militärischen Epochen Frankreichs darstellt. Das eine behandelt die Zeit Napoleon's I., das zweite die Ludwig's XIV., das dritte die Ludwig's des Heiligen und das vierte die Karl's des Großen. Bekanntlich eignen sich die Franzosen den großen deutschen Kaiser an. Mit demselben Rechte könnten sie auch Julius Cäsar zu ihrem Empereur machen.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ⅌
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 3. Bremen, 15. Januar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Jean Paul und Charlotte von Kalb.

(Schluß.)

Von den stürmischen Wogen der in allen Tiefen aufgeregten Seele Charlottens zeugen die erhabenen Briefe dieser Zeit. Auf einer Redoute, die sie mit Jean Paul besucht, hatte es ihr so wohl gefallen, wie auf keiner. Gehe es so fort, scherzt sie, so wolle sie wohl sehen, wie jugendlich sie in vierzig Jahren sein werde. „Es giebt eine Stimmung des Gemüths, wo der leiseste Hauch die Seele bewegt, wo Freude und Schmerz wie das Ruder über dem See, Furchen ziehen, die aber schnell wieder in den glatten Spiegel sich verwandeln. Ich gehe mit leichtem Schritte den Berg hinan, denn die Wahrheit, die Liebe und die Begeisterung begleiten mich.“ Sein Wort: „Habe keine Irrthümer d. h. liebe mich!“ greift sie leidenschaftlich auf. „Weißt Du denn ganz, was das in meinem Herzen heißt lieben?“ sprudelt sie auf. „Giebst Du mir dieses Recht, so wird bald die Macht dieses einzigen beglückendsten Gefühls die Zauberei meines Lebens sein. O mein Freund, mein holder, mein liebenswürdiger, mein gütiger! o dürfte ich auch sagen mein treuer! Was ist alles Herrliche ohne das Beständige! Glaube mir, ich bin eigennützig und mehr noch. Mich kann jede Sehnsucht von Dir verwunden und wäre es nach dem Paradies. Warum willst Du etwas anderes wünschen, als was ich wünsche. Nenne mich nicht Titanide! Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne und Sonderbare. Denke daß das Leiden und die Freuden der Wesen sich nach ihren Kräften messen, und daß die Räume eines Pantheons noch trauriger an die Ungleichheit erinnern als die einer ruhigen Hütte. Schon bemerkst Du die mächtigen Stürme der Seele, die an mein Wesen herannahten. Gebiete ihnen zu schweigen und fasse jetzt auf ewig die liebende Seele! Ich bin zufrieden und nicht traurig, aber mein Geist schwebt immer auf der Höhe, wo er in bodenlose Abgründe oder in die lichten Sterne des neuen Lebens schaut.“ An einem Abend, wo sie sein Herz mit allem seinem Jammer und allen seinen Wünschen ihm enthüllt, hatte er ihr versprochen, seine Lippen auf die Wunden ihres Herzens zu legen. „Sei still, liebe Seele!“ hatte er ihr zugeredet. „Werde ruhig und hoffend.“ Die ganze Nacht über hatte sie nichts anders gedacht, und sie schrieb ihm mit Beziehung darauf am nächsten Morgen: „Prüfe Dich nur, was meine Liebe für mich Dir ist? Ob sie Deinem Herzen unentbehrlich, ob sie unendlich ist? Es ist mir, als hörte ich nur meine Liebe. — Von einem mächtigen Geiste vernichtet zu werden ist viel erhabener als die höchste Ehre, Genuß und Fülle, so die Welt geben kann. O nimm mich auf, daß ich sterben kann; denn ich kann entfernt von Dir nicht leben und nicht sterben! Heiliger Gott, gieb Deinem Unsterblichen alles, alle die Seligkeit, die deine Erschaffenen entbehrten, alle die Seligkeit, die sie verkennen. Gieb ihm mein Herz, gieb ihm meine Wonne! Laß mich nur in seiner Nähe, daß ich sein Antlitz schaue! Laß mir den Schmerz, laß mir die Thränen um ihn!“ Einmal schreibt sie ganz kurz: „Kommen Sie ja! Sie müssen mich hören. Ich schreite fort. Ich bin unveränderlich bis in den Todt bis in den Tod!“

Nach einem starken Ausbruche ihres leidenschaftlichen Ungestüms richtete er einen Brief an sie, worin er die Entscheidung auf den Frühling aufschob und ein ruhigeres Zusammenleben forderte; sie sollten sich nur in längeren Zwischenräumen und vor Zeugen sehen. Dies hielt sie auch, wie Jean Paul am 6. Januar 1799 an Otto schreibt. „Nein! es giebt nichts Heiligeres und Erhabeneres als ihre Liebe!“ fügt er hinzu. „Sie ist weniger sinnlich als irgend ein Mädchen; man halte nur ihre ästhetische Philosophie über die Unschuld der Sinnlichkeit nicht für die Neigung zur letztern! Tausendmal leichter als mit der Berlepsch geh' ich mit ihr durch alle Saiten der Seele; sie soll immer froher durch mich werden, denn ich mauere, hoffe ich, einige aus dem Altar ihrer Liebe zu ihrer Familie gefallene Steine wieder ein. Sie hat drei große Güter, und wird, wenn die Processe geendet sind, wie sie sagt, reicher als eine Herzogin. Im Frühling begleit' ich sie auf das schönste, und habe alles.“ So konnte sich Jean Paul durch ihr Vorgeben blenden, so konnte er an die Möglichkeit eines Verhältnisses glauben, das beide ins schrecklichste Unglück gestürzt haben würde. Zwar unterließ er nicht zuweilen sein Bedenken zu äußern und ihre Entsagung zu fordern, ja sie verstand sich auch wohl dazu, nahm diese aber gleich darauf heftig zurück. Ihrem Versprechen zuwider, keinen Schritt in der Sache thun zu wollen, schrieb sie doch an ihren Schwager wegen der Scheidung, wie Jean Paul am 6. Februar an Otto meldet; ihrem Manne dachte sie eine von den Töchtern des in Weimar weilenden Engländers Gore zu. „Ich beharre fest auf meinem Stand,“ äußert Jean Paul. „Auch ist ihr die Trennung ohne alles weitere schon erwünscht, zumal da er mit einem neuen Riß die copula carnalis ganz zerrissen.“ So schleppte sich das Ver-

hältniß längere Zeit hin; Charlotte gewöhnte sich allmählich an den Gedanken, daß sie auf Jean Pauls Besitz verzichten müsse, wie leidenschaftlich sie auch zuweilen daraus auffahren mochte. So fand sie denn auch wieder Ruhe zu anderm Antheil. Die Aufführung von Schillers „Piccolomini“ Ende Januar regte sie auf, und sie konnte nicht unterlassen, an Schiller nach derselben einige Zeilen zu schreiben, worauf der Dichter seine Freude aussprach, daß sie seinen Sinn und Geist so wahr herausgefunden habe.

Der Geliebte suchte auf möglichst zarte Weise sich dem leidenschaftlichen Drucke Charlottens zu entziehen, die noch immer an dem Gedanken unzertrennlicher Verbindung mit ihm sich erhob, und die Möglichkeit nicht ganz aufgeben mochte. „Laß Deine Seele nicht gegen mich ermatten,“ schreibt sie ihm einmal, „bleibe meinem Willen treu! Ich kann nichts anderes auf der Erde mehr wollen. Glaube mir, mein Wunsch, mein Plan wird siegen — ich mag, ich kann das Leben ohne ihn nicht wollen. Ich kenne die lange, öde, widrige Vergangenheit. Liebe mich und kein anderes Wesen sowie mich. Ich will, ich kann mich nicht ändern, denn ich fürchte das Unglück und die Oede und die Trauer meines Lebens. Wir müssen mit einander leben und sterben. Das sagt meine Vernunft, mein Verstand, mein Herz. Und mein ganzes Wesen findet nur Wohlsein in diesem Wahn, in dem Umgang, dem einsamen, mit Dir und mit Deinen innigsten Freunden.“

Anfangs März ging Jean Paul zum Besuche nach Gotha. Dorthin schreibt ihm Charlotte voll inniger Sehnsucht. Wenn der Geist das Gemüth nachziehe, so sei sie auch in Gotha; denn immer befinde sie sich wohl da, wo das Wesen sei, welches ihm das liebste sein könne, wenn es wolle. „Ich bin gut,“ heißt es weiter. **Je connais l'amitié. Souvent est l'amour à vos côtés. Donnez-moi l'amitié, mais avec jalousie de l'amour.**“ Zu seinem Geburtstage den 21., wünscht sie dem eben zurückgekehrten bei Uebersendung einer kleinen Gabe Glück. „Guter, Lieber, wie erhält alles einen so innigen Werth für mich! Ich sehe Dich heute nicht, und nur mündlich brachte mir der Knabe (den sie am Morgen schon einmal mit einem Briefe an ihn geschickt hatte) Antwort. Eine Zeile von Deiner Hand würde mir einen ruhigen, lieben Abend bereiten, und ich würde unter den Fremden fast liebenswürdig sein.“ Am 6. April kann Jean Paul an Oertel schon ruhig schreiben, er habe mit der Kalb die Berlepschen Verhältnisse gehabt; sie habe ihre Ehe trennen lassen, und eine mit ihm anfangen wollen, doch habe er alles jetzt sanft gelöst. In Weimar wollte man ihn bald mit Wielands, bald mit Herders Tochter, bald mit Corona Schröter, bald mit andern verlobt wissen. Charlotte nahm herzlichsten Antheil an Schillers „Wallenstein,“ der am 22. die Bühne betrat. Sie bezeigte schriftlich dem Dichter ihren Beifall. Ihr Brief, erwiederte Schiller, sei ihm ein theures Pfand ihres Wohlwollens und ihrer treuen Freundschaft, und bringe ihm die ersten schönen Zeiten ihrer Bekanntschaft zurück. Damals habe sie das Schicksal seines Geistes an ihrem freundschaftlichen Herzen getragen und in ihm ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent getragen. Sei es ihm jetzt gelungen, ihre damaligen Hoffnungen von ihm wirklich zu machen und ihren Antheil an ihm zu rechtfertigen, so werde er nie vergessen, wie viel er davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig sei. Wie sie Schillers Triumphe damals begeistert begrüßte, so nahm sie sich Fichtes lebhaft an, den man des Atheismus angeklagt hatte, und sie brach darüber sogar mit Herder.

Jean Paul erhielt im Mai einen Brief Emiliens, von Cuxhaven aus, die eben bereit war, nach Schottland zu reisen, wohin sie eigentlich dem Schotten Macdonald nacheilte, da sie auch auf seine Hand — sie hatte ihn zu Weimar kennen gelernt — entschiedene Absicht hatte. Er antwortete mit dem Geständniß seiner fortdauernden Liebe und dem Wunsche: „Der Engel der Zukunft gebe Dir Träume und der Genius der Vergangenheit schleiche ungesehen fort!“ Nach der Mitte Mai besuchte er den Hof von Hildburghausen. Eine dortige Hofdame, Caroline von Feuchtersleben, die ihm schon schriftlich ihre Bewunderung ausgesprochen, hatte er schon in Weimar persönlich kennen gelernt und sich von ihr angezogen gefühlt. Nach der Rückkehr schrieb er am 3. Juni an Carolinen: „Ich habe mit Glückwünschen für Dich in das Heiligthum Deines seltenen Herzens geblickt. Ich sage immer: „Werde einmal glücklich!“ wenn ich Deinen Schattenriß ansehe, aber ich werde ihn nicht oft mehr ansehen, weil er mich so innig rührte.“ Tags darauf äußert er gegen Jacobi: „Hätt' ich eine Braut oder Frau, so wäre alles — leicht. Ich kenne nun das Leben, besonders das auflösende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen und verspäten. Nein, ich will ein einfaches, stilleres Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkomme, und alles, was das erinnernde Herz ewig vornalt.“ So war der Sturm, den Charlotte in ihm erregt hatte, durch die natürlichen Anforderungen reiner, stiller Liebe verscheucht. Diese war nach Kalbsrieth gegangen, von wo sie ihm tief bewegt schrieb, wie sie den Tod der Liebe so oft geschmeckt habe, da seine Gegenwart immer ihre Liebe erwecke, leider auch seine Bücher. „Wann einst glücklicher ich neben Dir ruhe, will ich Dir vieles erzählen, und dann wird die Thräne der Wehmuth sich mit der Thräne der Freude mischen; dann küssen wir die letzten Zeichen unserer vergangenen Leiden uns von den Wangen und keine ähnlichen Klagen erpressen wieder diese Zeugnisse einer ewigen Liebe.“ Als sie im August vernommen hatte, Caroline sei Jean Pauls Braut, äußerte sie: „Mit Liebe, mit Freundschaft, mit Innigkeit, mit Wärme gedenke ich Deiner, aber keinen unruhigen Affect darf ich in mir aufkommen lassen. O lieber, guter, theurer Freund! unsere Liebe d. h. unsere Seelen- und Geistesart, unsere Neigungen und gemeinsamen Freuden am Schönen und Erhabenen, wie an dem ruhigen häuslichen Sein sind nicht vergänglich, sie sind; denn wir sind nur durch sie.“ Die geistige Verbindung, worin sie mit dem Dichter stand, schien ihr viel höher als das Verhältniß, welches ihn zu der im Jugendreiz prangenden Schönheit zog, und daß der ihrem so ebenbürtige Geist eines solchen bedurfte, schmerzte sie tief, aber der Gedanke, was sie sich gewesen, erhob sie. Im Herbste kehrte sie nach Weimar auf kurze Zeit zurück. Den eben wieder von Hildburghausen gekommenen Freund lud sie im November auf den Abend zu sich ein, wo sie zusammen essen wollten. In demselben Briefe äußerte sie über sein letztes schon im Sommer gelesenes Werk: „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf,“ sie verstehe darin alles, „tief, leicht, sinnend und bildend;“ zu seinem „Leben“ möchte sie auch noch ein Blättchen beilegen. Wie sie vor drei Jahren ihm zugerufen, „Komm zu mir!“ so rufe sie jetzt wieder: „Bleibe bei mir!“ Daß sie im „Titan,“ dessen ersten Band er am 5. November vollendet hatte, ihm zu seiner Linde gesessen, diesem von höchsten Seelenadel erfüllten, von stolzem Freiheitsdrange und schwungvoller Begeisterung erfüllten Wesen, ahnte sie wohl nicht. Wir wissen nicht, wie Charlotte diese bedeutendste dichterische That Jean Pauls aufgenommen. Noch vor dem Anfange des Jahres 1800 verließ sie Weimar; Schiller bezog ihre Wohnung. Ihre Verhältnisse hatten sich im Sommer 1800 so verschlimmert, daß sie im Ernste daran dachte, eine Erziehungsanstalt zu errichten. Schiller suchte ihr in einem innigsten Antheil zeigenden Briefe diesen Vorsatz auszureden, da ihr Geist eine höhere Richtung und einen kühnern

Gang nehmen wolle, und auch der äußere Erfolg zu bezweifeln sei. Jean Paul aber schreibt fast hart an Herders Gattin: „Das Projekt der guten Kalb ist so unbestimmt und der Französische Aufsatz so voll Sprachfehler, daß sie wahrscheinlich keinen Genuß davon haben wird als den der Hoffnung. Geben Sie sich keine lange Mühe mit dem Abrathen des Erziehens — die Zöglinge werden fehlen.“ Seit sich sein eigenes Verhältniß zu Carolinen aufgelöst und in dessen Folge die Verbindung mit Herder sich getrübt hatte, war Weimar für ihn öde geworden. Im October siedelte er nach Berlin über. Hier machte er bald die Bekanntschaft einer zweiten Caroline, welche ihm das langersehnte häusliche Glück bringen sollte. Von ihr schrieb er am 12. Januar 1801 an Herders Gattin: „Ich mag das edle Wesen gar nicht loben, und malen mit verwässertem Abstractionen. Statt ihrer Festigkeit, Herzensreinheit, Schönheit rc. rc. will ich bloß das eine anführen, daß sie, was bisher noch keine eine Woche lang vermochte, nun ein ganzes Vierteljahr ohne eine einzige dissone Stunde auskam mit — mir.“ Als er mit seiner am 27. Mai ihm angetrauten Caroline durch Weimar nach Meiningen ging, fand er Charlotten dort nicht. Dagegen freute er sich, sie bei einem Besuche Weimars im Juni 1802 dort gerade anwesend zu wissen. Sie scheint nach längerer Zeit sich von Weimar aus wieder einmal an ihn gewandt zu haben. Er antwortete in herzlichster Weise: „Halten Sie das Blatt für ein Strichblatt aus der frohen Zeit, wo statt der Briefe Billete kamen. In acht Tagen bin ich in Weimar mit meiner Frau. Es ist unendlich schön, daß ich in dieser so schönen Vergangenheit (Weimar) eine so schöne Gegenwart finde, nämlich Sie. Ihre Urtheile über meine Bücher sind allezeit mir theurer als alle Urtheile in Büchern. Sie haben Ihre Wurzeln in zwei Herzen. Sie werden unter meinem Dache zweimal verstanden und geliebt — und Sie wissen nicht, wie so sehr. Wir müssen beisammen bleiben; auch weiß ich nicht, was bei solcher gegenseitigen innern Erkennung noch Trennung erlauben könnte.“ Nach seiner Rückkehr wandte er sich freundlich wieder zu ihr. Die Stunden in Weimar bei ihr seien schön und zart gewesen, wenigstens für ihn. „Ich glaube nicht, daß die Frauen einer so reinen geistigen Anhänglichkeit, die keine Beziehungen des Ichs, sondern nur den Werth des Fremden begehrt, fähig sind wie die Männer. Da Sie nicht erlauben zu wünschen, so darf ich nicht einmal sagen: Leben Sie wohl! — Gute Nacht! guten Abend! sagte ich freilich lieber.“ Charlotte scheint hiernach nicht so ganz rein theilnehmend gewesen zu sein, wie Jean Paul gehofft hatte.

Sie ging im September nach Homburg, wo sie beim Hofe die freundlichste Aufnahme fand. Damals war sie, wie sie an Schillers Gattin schreibt, mit jedermann in Friede, mit ihrem Manne und ihren Kindern in Friede und Freundlichkeit. Jean Paul siedelte im Juni 1803 nach Coburg über. Dorthin schrieb sie ihm im September einen heitern, gewandten und witzigen Brief. „Das ist das Rechte,“ erwiederte er, „daß die Menschen still wie Blumen neben einander stehen ohne heftige Verschlingungen und Stürme, sich nur durch Duft berührend und sich bloß einem allgemeinen Himmel öffnend.“ Zugleich sprach er die Hoffnung aus, sie in nächster Woche, wahrscheinlich auf ihrem Gute zu Waltershausen, zu besuchen. Auf ihre Klage über die Vereitelung dieser Hoffnung erwiederte er: „Gute Stille! ich möchte Sie recht loben; denn Sie lieben recht; Sie sind so frei, offen und so reich, Gold im Krystall. An Ihnen kann ich nicht irre werden, und darauf, auf unsern ältesten und neuesten Bund bauen, Charlotte, ewig!“ Das Versäumte holte er im folgenden Frühjahre nach. „Seit lange hab' ich nicht ein so schönes, ruhiges Dasein genossen als bei Ihnen,“ schreibt er nach der Rückkunft. „Unser ewiger Geistesbund, der durchaus keine äußerliche Bande und Fäden zu seiner Festigkeit hat und braucht, ist durch unser letztes Zusammensein nicht sowohl fester geknüpft als mit neuen Farben für mich geschmückt worden. Wenn es Glück auf der Erde giebt, so nehme es den Weg zu Ihrem Herzen.“ Aber gleich darauf starb ihr Gatte und der völlige Verlust ihres Vermögens schien unvermeidlich. Nach Berlin trieb es sie jetzt, wo sie bei Fichte und Hufeland gute Aufnahme fand. Jean Paul schickte ihr von Baireuth aus, wo er sich jetzt niedergelassen hatte, am 5. Mai 1805, seine „Aesthetik,“ worin sie ihr Ich oft finden werde; vielleicht locke diese ihr noch einige Blätter für ihn ab. Er sehne sich nach ihrem Laute, nach der Freundin, die so stark, wie sie aus dem „Titan“ und der „Aesthetik“ sehen könne, an ihm umgebildet. Schillers Tod erschütterte sie unmittelbar darauf, so tief, daß es in der ersten Zeit ihr unmöglich ward, der Wittwe ein Wort des Andenkens zu sagen, selbst mehrere an deren Schwester gerichtete Briefe vermochte sie nicht abzusenden. Endlich am 28. Juni wagte sie es, die trauernde Gattin anzusprechen. „Sie, liebe Theure, sind mir immer im Herzen!“ schreibt sie. „Sein Genius ist der Welt eine hohe, einzige Gunst, unvergänglich. Unendlich ist der Gedanke an ihn in den Herzen seiner Freunde. Der Wechsel der Empfindung, selbst die Sehnsucht vermindert sich in dem Gemüth dessen, der die Ewigkeit denkt und mit der Gewalt der Liebe zu seligen, hohen Ahnungen und Erkenntnissen geleitet wird.“ Sie selbst fand sich leider genöthigt, einen kleinen Handel anzufangen. Auch aus der folgenden Zeit sind uns noch ein paar Briefe Jean Pauls an die unglückliche Freundin erhalten. Einmal schreibt er (denn der Brief wird irrig ins Jahr 1802 gesetzt): „Ich möchte jetzt Ihre Augen oder Ihre Lippen küssen; denn ich weiß nicht, was geistiger ist. Ich bin der Alte für die Alten, also für Sie. Nie kommt aber ein Alter in Ihr Herz, und daher keins in Ihr Auge und auf Ihre Zunge. Wenn Sie sterben, kenne ich keinen höhern Verlust, bloß weil ich glaube, daß wenige — und die sind todt (Schiller) — wissen, was davon gegangen ist.“ Gegen Ende des Jahres 1806 bittet er, über sein langes Schweigen nicht zu zürnen, das kein inneres gewesen sei. „Das Wichtige im Leben kam immer von Erinnerung an Sie beglückt zu mir. Leider ist jetzt nichts wichtiger als die Noth. Der Krieg, der diesmal das Gute erntet, nicht säet, rückte uns näher und nah, und drohte oder versprach, mich immer weiter zu treiben bis nach Berlin. Dies weiß ich gewiß, daß ich in einer größern Stadt sterbe und daß ich Berlin wiedersehe. Da zu wohnen fehlt mir weniger Lust als Geld. Wie lange bleiben Sie noch da? Mir fehlt nichts als Frühling und Weimarsche Gesellschaft. Wäre denn außer Berlin gar keine Möglichkeit, daß drei Menschen, die sich gewiß mit so offener und freier Liebe wiederfinden, nur ein Leben neben einander ohne Ferne führen? Als Jüngling will man bloß Briefe, später in der Ehe will man Gegenwart.“ So gut sollte es ihnen nicht werden. Erhalten ist uns nur noch folgendes angeblich 1810 geschriebene Blatt Charlottens, welches Jean Pauls fortdauernde Wirkung auf ihre Seele bezeichnet. „Eine bedeutende Individualität des Geistes sendet ihre Strahlen. So wird der Mensch, wenn ihn einmal eine wahrhaft bedeutende Geisteswirkung tiefer getroffen hat, noch bei jedem stillen oder lauten Gefühl der Erinnerung an dieselbe von eigenthümlicher Rührung bewegt. Diese Grade geistiger Belebung sind nicht getrennte Glieder, sondern ein einziges ungetheiltes Ganze, in dessen innerer Harmonie sich lebendig umwoben zu fühlen das Beste bleibt, zu dem wir im Leben durchzudringen vermögen.“

Ein glückliches Wiedersehen war ihnen versagt. Charlotte gerieth in dürftige Verhältnisse. Die Erblindete erhielt im Jahre

*

1820 durch die Prinzessin Marianne eine Wohnung im königlichen Schlosse zu Berlin. Fünf Jahre später ging der jüngere Freund zum ewigen Frieden ein. Dem achtzigsten Jahre nahe fühlte Charlotte noch den Drang die Denkwürdigkeiten ihres Lebens bis zum Jahre 1791 zu erzählen. Wie sie hier vor der Bekanntschaft Jean Pauls abbricht, so zeigt sich auch in ihrer Erzählung „Cornelia,“ die sonst so viel auf Selbsterlebtes hindeutet, keine Beziehung auf jenen, der das Bild der durch seltenen Seelenadel und mancherlei Tugenden, selbst den Trieb zu treuem Haushalt ausgezeichneten, aber durch schwärmerische Ueberspannung unglücklichen Frau in seinem „Titan“ verklärt hat, wie sie Schiller bei seiner Darstellung des „Don Carlos,“ besonders bei dem Bilde der Königin und des Marquis Posa, begeistert und seinen idealen Aufschwung beflügelt hatte. So leuchtet sie als ein mächtig funkelnder Stern in dem Haine unserer Dichtung, während ihr Leben in Noth und Kummer ihr zerrann, über welche sie nur ihr Seelenadel, ihr tiefes warmes Gefühl, das Bewußtsein dessen, was sie Schiller und Jean Paul geworden, und die Kraft gefaßter Entsagung erhob. Aber wie hoch wir auch ihre edle, tief kräftige, glühend rege Natur immer stellen mögen, doch noch höher müssen wir es anschlagen, daß Schiller und Jean Paul ihrem leidenschaftlichen Drange sich entzogen und sich in ein ihr Leben beglückendes stilles eheliches Glück retteten durch die Gewalt inniger Herzensliebe und reiner Natur.

---

* Dein Lichtbild.

Gedichte von Franz Poppe. *)

I.

Die Sonnenstrahlen zeichneten Dein Bild
In dunkler Kammer, mit des Lichtes Wahrheit;
Die schöne Seele spiegelt sich so mild
In Deines Auges süßer Himmelsklarheit.

O nur das Licht, das rein und himmlisch ist,
Vermochte es, Dein Antlitz mir zu malen,
Weil Du dem Himmel ja entsprossen bist,
So rein und fleckenlos wie Sonnenstrahlen.

Und wie das Bild im dunkeln Kämmerlein
Sich malte mit dem reinen Licht der Sonne,
So wohnt es still in meinem Herzensschrein
Und zaubert eine Welt voll Frühlingswonne.

Und aus der stillen Herzenskammer steigt
Es oft hervor in stiller Weihestunde;
Dann bann' ich es in Liederrahmen leicht
Und schau' es an auf reinem Silbergrunde.

II.

Tobt Schmerz in meiner Seele wild,
Dann such' ich Trost in Deinem Bild;
In Deinen Augen find' ich Trost,
Der Schmerz entflieht, der in mir tost.

Vor Deinem milden Augenlicht
Besteht die dunkle Wolke nicht;
Sie flieht in Hast, von Dir verscheucht,
Wie Nebel vor der Sonne fleucht.

O süßes, goldnes Himmelslicht,
Du holdes Bild, verlaß mich nicht!
Du bist mein Trost in trüber Nacht,
Wenn sich verbirgt der Sterne Pracht.

Versinkt mein schöner Hoffnungsstern,
Dann quillt kein Trost mir aus der Fern,
Dann wird die Welt mein ödes Grab:
O, wende Dich nicht von mir ab!

III.

Nur des Lichtes reine Wellen,
Die vom Meer des Schönen kommen,
Sie vermochten darzustellen
Deine Züge mir, die frommen.

Denn Du selber bist entsprossen
Aus dem Land des Idealen;
Und die Sonne, lichtumflossen,
Malt man nur mit Sonnenstrahlen.

Aus dem engen Bund des Schönen
Wird das Schöne nur geboren,
Und in Farben und in Tönen
Geht es nimmermehr verloren.

Himmlisch sind die Menschenaugen,
Die da schweifen nach den Fernen;
Sie vermögen einzusaugen
Einen Himmel mit den Sternen.

Himmlisch ist die Künstlerseele,
Die vermag, zum ew'gen Leben,
Frei von Erdendruck und Fehle,
Wahrhaft Schönes zu erheben.

*) Der Verfasser obiger Gedichte ist ein junger Landschullehrer in Bürgerfelde bei Oldenburg. — Auf seinen in anspruchsloser Weise ausgedrückten Wunsch habe ich dieselben gern dem Sonntagsblatte übermittelt, denn sie scheinen mir von wirklicher poetischer Begabung zu zeugen und bekunden eine formale Bildung, die dem strebsamen, ganz auf sich selbst angewiesenen Verfasser, der nur eine Zeitlang das Seminar besucht hat, zur Empfehlung gereicht.
A. Laun.

---

* Die Ausgaben und Uebersetzungen des Dante.

Auf die Säcularfeiern Schillers und Shakesperes folgt in diesem Jahre die des größten italienischen Dichters, Dante Alighieri, geboren am 27. Mai 1265. Die neueren Erscheinungen der Dante-Literatur geben Hermann Grieben Veranlassung, in der Kölnischen Zeitung die folgenden Notizen über die Ausgaben und Uebersetzungen von Dantes großem Gedichte, „die göttliche Komödie“ zusammen zu stellen.

Merkwürdig ist, daß ein von Dante's eigener Hand geschriebener Codex schon längst nicht mehr existirt. Möglich, daß er durch einen jener Zufälle abhanden gekommen, durch den so viele andere Manuscripte verschwunden sind; wahrscheinlich aber ist er seiner Zeit absichtlich vernichtet worden. Man erinnere sich, daß Papst Johann XXII. (1316—1324), der eigentliche Erfinder der Censur-Maßregelungen, auf alle ketzerischen d. h. ghibellinischen Schriften fahnden und so viel man deren habhaft werden konnte, verbrennen ließ. Als Dante im Jahre 1321 (am 14. September) gebrochenen Herzens zu Ravenna gestorben und dort in der Franciscanerkirche bestattet war, forderte der päpstliche Legat, Cardinal Bertrando di Poggetto, die Auslieferung der sterblichen Ueberreste des todten Dichters, weil „die Gebeine des Lästerers der Päpste und des Verbreiters ketzerischer Meinungen verbrannt

und die Asche in alle Winde zerstreut werden sollten. Sicherlich wäre diese Execution vollführt worden, wenn nicht der Fürst Ostasio von Ravenna den todten Gastfreund energisch geschützt hätte. Aber die Commedia, die in zahllosen Abschnitten durch ganz Italien verbreitet war, wird es haben entgelten müssen. Es wird ihrer eine große Masse, darunter auch wohl die Autographa, in Beschlag genommen und den Flammen überantwortet worden sein.

Die älteste Abschrift der Commedia, die heute noch existirt, ist die sogenannte Villanische. Filippo Villani, der Biograph Brunetto Latini's (des Lehrers von Dante) soll sie im Jahre 1343 angefertigt haben, doch ist diese Zeitangabe noch streitig. Dieser Codex, auch Codice di Sta Croce genannt, befindet sich zu Florenz in der Mediceisch-Laurentianischen Bibliothek. Außer ihm existiren heute noch circa 500 andere. Auch Deutsche, darunter ein gewisser Koch (1430), haben sich im 13. und 14. Jahrhundert damit beschäftigt, das aus nicht weniger als 13,000 Verszeilen bestehende große Gedicht abzuschreiben, bis endlich die Buchdruckerkunst diese Arbeit bedeutend vereinfachte. Der erste Abdruck des Commedia-Textes erschien im Jahre 1472 zu Foligno (im Kirchenstaate). Diese Editio princeps führt den Titel: La Commedia di Dante Alighieri delle pene e punizj de' vizj e de' meriti e premj della virtù. In demselben Jahre wurde die Commedia auch noch in Jesi (im Kirchenstaate), in Neapel und Mantua gedruckt. Keine von allen vieren gab ihr das Prädicat divina, wie auch Boccaccio immer nur schlechtweg von der Commedia sprach. Dante selbst hatte in seiner Widmungsschrift an den Can grande als „Titel“ ausdrücklich Commedia bestimmt. Dabei blieb es denn auch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Jene vier ältesten Drucke aus dem Jahre 1472 sind von Lord Vernon in einer von A. Panizzi besorgten Parallel-Ausgabe zusammengestellt und dadurch klar gezeigt worden, wie fehlerhaft und willkürlich abweichend die Codices gewesen sein müssen, die ihnen damals zu Grunde gelegt worden waren. Der erste, der mit dem Texte eine kritische Sichtung vornahm, war Landino, dessen Ausgabe 1481 erschien, aber schon 1502 durch die von Pietro Bembo besorgte Aldina an Correctheit übertroffen ward. Die Venetiana von 1555 adoptirte zuerst auf dem Titel das Prädicat divina, um die Bewunderung auszudrücken, die man allgemein der Commedia und ihrem divino poeta zollte. Seitdem ist das divina traditionel geworden und natürlich auch in die Verdeutschungen der „göttlichen Komödie“ übergegangen. Im Jahre 1595 besorgte die Academia della Crusca zu Florenz eine auf nicht gerade allzu genaue Durchsicht einer Anzahl von alten Handschriften gestützte Ausgabe, die, obschon die Aldina auch mustergültig blieb, akademisches Ansehen genoß und bis ans Ende des 18. Jahrhunderts maßgebend war. Im Jahre 1792 erschien dann die große, mit einem überaus reichen Commentar ausgestattete Ausgabe P. Lombardi's; aber schon zwei Jahre darnach trat Dionisi, der den Codex Villani als den ältesten für den correctesten hielt, mit seinem nach diesem gründlich rectificirten Text hervor. Ugo Foscolo, der 1827 als Flüchtling zu London starb, gab 1825 einen sehr beachtenswerthen Text der Commedia heraus. Im Jahre 1837 erschien die von den Akademikern der Crusca zu Florenz besorgte Ausgabe, welche bisher für die vorzüglichste galt, wenn sie auch nicht allen Anforderungen vollständig genügte.

Nun aber hatte Prof. Karl Witte in Halle, unter den deutschen Dantisten unbestritten der textkundigste, mit echt deutschem Fleiße sich an die Arbeit einer gründlichen Text-Revision gemacht und, einstweilen von sämmtlichen vorhandenen Druckausgaben, deren Zahl bereits weit über 300 geht, absehend, nur die noch erhaltenen Handschriften einer Prüfung unterzogen. Fünfhundert Codices, deren viele ungemein schwer leserlich sind, Terzine für Terzine mit einander zu vergleichen, wäre Eines Mannes Arbeitskraft und Lebenszeit nimmer ausreichend. Witte aber leistete das Mannesmögliche. Wenigstens für einen Gesang, den dritten des Inferno, brachte er die gründliche Vergleichung sämmtlicher Manuscripte zu Stande und gelangte so zu dem Schlusse, daß von allen 500 vier und zwar neben dem Villanischen Codex, der die verhältnißmäßig größte Autorität in Anspruch nehmen darf, noch der Codex Caetani, der sich im Besitze des Duca Sermoneta zu Rom befindet, der Codex Vaticanus in Rom, der angeblich von Boccaccio's Hand ist und Petrarca gehört haben soll, und endlich der Berlinische Codex, den die königliche Bibliothek von dem englischen Dantisten Dr. Nott (Winchester) erworben hat, den correctesten Text enthalten. Aus der gewissenhaftesten Vergleichung und Prüfung aller in diesen vier Handschriften von einander abweichenden Lesarten ist nun ein Commedia-Text hervorgegangen, der, so correct als irgend möglich, den sonst mustergültigen Ausgaben der Crusca zum allermindesten ebenbürtig zur Seite tritt. Witte hat sich aber auch nicht damit begnügt, bloß das Resultat seiner Forschung zu veröffentlichen, sondern durch Mitabdruck aller beachtenswerthen Varianten den Textkennern den ganzen kritischen Apparat an die Hand gegeben. So finden wir am Seitenrande alle wesentlichen Lesarten der Aldina und der beiden Crusca-Ausgaben von 1595 und 1837 gewissenhaft vermerkt und Abweichungen, die in anderen Drucken vorkommen, unter dem Text aufgeführt.

Den ersten Versuch, deutsche Leser mit der Commedia zu befreunden, machte vor jetzt hundert Jahren Meinhard, der ziemlich gewissenhaft, aber in geschmacklos wässeriger Prosa eine umfangreiche Blumenlese aus den hundert Gesängen verdeutschte, an Ungeschmack aber doch von Bachenschwanz noch übertroffen wurde. Dieser übersetzte nämlich 1767—69 nach und nach alle drei Theile der göttlichen Komödie in eine Prosa, die auch nicht eine Spur von dem Wohllaut, der Plastik und der schwungvollen Kraft des Originals zeigt. Sodann versuchte Jagemann 1780 bis 1785 im Magazin der italienischen Literatur (Weimar) „die Hölle“ in freien Jamben nachzubilden. Schiller veröffentlichte in seinen „Horen“ 1795 die ersten sieben Gesänge der „Hölle,“ welche A. W. v. Schlegel auch jambisch, aber mit Endreimen in der ersten und dritten Verszeile übersetzt hatte. Die volle Terzinenform eignete sich erst K. L. Kannegießer an, dessen Uebersetzung der „Hölle“ zu Amsterdam im Jahre 1809 erschien. Erst 1814 (Leipzig) folgte das „Fegfeuer“ nebst einer zweiten Auflage der „Hölle“ und 1821 endlich das „Paradies“. Kannegießer hat fortwährend an seiner Uebersetzung gefeilt, wie das jede neue Auflage derselben (die vierte 1843) gezeigt hat. Die Verdeutschung der ganzen „göttlichen Komödie“ von K. Streckfuß erschien zuerst 1824—26 und hat seitdem sehr viele Auflagen erlebt, wie sie denn auch wohl in Deutschland am meisten verbreitet ist, da der Uebersetzer sie nicht bloß mit einer historischen Einleitung, sondern auch mit reichhaltigen Erläuterungen unter dem Text versehen hat. Kannegießer und Streckfuß hielten die Terzinenform bei der Nachbildung des Dante'schen Gedichtes für unerläßlich, ersterer zwang sich sogar, fast nur weibliche Endreime anzuwenden, um der Form des Originals so nahe als möglich zu kommen. Natürlich mußte dafür der Inhalt nicht selten leiden. Auch Bernd von Guseck (1841) und Graul (1843) glaubten sich dem strengen Gesetze der terza rima unterwerfen zu müssen. Inzwischen war 1830 auch wieder einmal eine Prosa-Verdeutschung von Hörwarter (Innsbruck) versucht worden, aber nicht viel besser ausgefallen, als die von Bachenschwanz. Heigelin war in seiner

Uebersetzung (Blaubeuren 1836) wieder zu den freien Jamben zurückgekehrt und eben so bediente auch Philalethes sich der reimlosen Verse. Philalethes ist bekanntlich pseudonym der Prinz Johann (jetzige König) von Sachsen, dessen Uebersetzung der „göttlichen Komödie“ nebst ausführlichem Commentar nach und nach in drei Prachtbänden von 1839—49 zu Dresden herauskam. Auch Kopisch opferte, um texttreu bleiben zu können, die Terzine, wählte die Jambenform und gab seiner Verdeutschung ein auch dem Original eigenes alterthümliches Colorit. Neuerdings hat Julius Braun, der 1863 erst „die Hölle“ veröffentlichte, die Terzine als zu steif und die reimlosen Jamben als zu schmucklos verworfen und dagegen das Original metrisch, aber mit ganz frei gewählter Reimstellung nachzudichten versucht. Auch Adolf Dörr, der bis jetzt erst die fünf ersten Gesänge der „Hölle“ (im Bremer Sonntagsblatt) veröffentlichte, hat sich wieder für den Reim entschieden und die ganze „Komödie“ in dieser Weise behandelt. Seine Bearbeitung wird, wie wir hören, binnen Kurzem erscheinen. Inzwischen ist nun auch der ehrwürdige L. G. Blanc (Professor der romanischen Sprachen in Halle) mit seiner seit Jahrzehnten sorgfältig ausgearbeiteten Uebertragung der „göttlichen Komödie“ (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) hervorgetreten. Blanc hat, „um ein treues Abbild des Originals zu schaffen, welches auf den heutigen deutschen Leser ungefähr den nämlichen Eindruck mache, den das Original auf die heutigen Italiener macht“, sich der Terzinenform begeben und, wie Philatheles, reimlose Verse gewählt. Wie Kopisch, hat er aber auch dem Styl eine alterthümliche Färbung gegeben, weil ihm dies „nicht bloß erlaubt, sondern geradezu nothwendig gefordert schien“. Die am Schlusse jeder der drei Abtheilungen beigegebenen Erläuterungen sind allerdings etwas dürftig, aber Blanc wollte absichtlich „nur das Allernothwendigste zum Verständniß der oft dunkeln Anspielungen an die Hand geben“, da „ein gründlicher Commentar oder eine alle Theile des großen Gedichtes umfassende Darstellung seines Zweckes und seiner wunderbaren Organisation für einen Mann seines Alters (Blanc ist 1781 geboren) gerade unausführbar sein würde“.

* Aberglaube der Araber.

In Bagdad erfuhr G. Petermann (s. „Reisen im Orient“, zwei Thle., 1860 f.) Mancherlei über den Aberglauben der Araber, von dem er verschiedene Beispiele mittheilt, und zugleich bemerkt er, daß Christen und Juden ihn größtentheils mit den Muhamedanern theilen. Es gewährt Interesse, den Aberglauben anderer Völker, z. B. des deutschen, etwa nach Anleitung der, viel Aufschluß darbietenden Schrift von Dr. Adolf Wuttke in Berlin: „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ (Hamburg, 1860), damit zu vergleichen.

Es ist bekannt, sagt Petermann, daß die Araber Skorpionen- oder Schlangensteine haben, d. h. kleine polirte Steine, welche, wenn man sie auf die verletzte Stelle legt, das Gift aus der Wunde saugen sollen; nach dem Gebrauche thut man sie in Milch, welche wieder das Gift aus dem Steine ausziehe. Thut man das letztere nicht, so solle der Stein zerbrechen. Eben so ward dem deutschen Reisenden ein sogenannter „Blutstein“ gezeigt. Er hatte die Form eines viereckigen Siegels, war ebenfalls geschliffen und hatte die rohe Abbildung eines vierfüßigen Thieres, scheinbar eines Steinbocks, eingeschnitten. Seine Farbe war die von gewöhnlichem schlechten Siegellack, und Petermann meint, daß es wahrscheinlich ein Blutjaspis gewesen sei. Es ward ihm versichert, daß der bloße starre Anblick desselben das Nasenbluten, den Blutgang der Frauen und Mädchen und überhaupt alles Bluten sogleich stille. Auch andere Steine sollen dagegen gebraucht werden, die ganz glatt, ohne Bild und Schrift seien. Auf diese richte man erst den Blick ganz starr, und dann drücke man sie an die Stirn. In Bagdad sah Petermann einen Stein von grünlich grauer Farbe, der die Kraft jedes Giftes, das man genossen hat, vernichten soll, wenn man davon etwas abschabt und verschluckt. Bei Schlangenbissen brauche man ihn nur auf die Wunde zu drücken, und der Biß würde dadurch unschädlich.

Ein anderer schwarzer Stein, Namens Selwa, soll, wenn man ihn in Wasser legt, roth werden und letzteres roth färben. Giebt man von diesem Wasser Jemandem zu trinken, so zehrt er allmählig ab und stirbt. Dieser Stein ist besonders bei Frauen beliebt, vielleicht weil sie sich mittelst desselben einer Nebenbuhlerin oder des eigenen Mannes mit leichter Mühe entledigen können.

Ein grauer Stein, Sultâni, wird von den Frauen auf der Brust getragen, um die Liebe ihres Mannes zu gewinnen und sich zur Beherrscherin desselben zu machen.

Ein weißer Stein, Mogh el Hammâr (das Eselsgehirn), wird geschabt und dem Feinde in Speisen oder Getränke gegeben, um ihn wahnsinnig zu machen. Dagegen gilt ein bräunlicher Stein, Semâmi, für einen Talisman, aber nur dann, wenn man drei zusammen als Armband trägt.

Ist ein Muhamedaner von einer Schlange gebissen oder von einem Skorpion gestochen worden, so spricht er: „Im Namen Gottes, des Gnädigen, Barmherzigen, Heil über Noah in Ewigkeit“ und spuckt dreimal auf die Wunde. Sie sagen nämlich: Als Noah die Arche gebaut hatte und Thiere von allen Gattungen darin aufnahm, kamen auch die Schlange und der Skorpion, und baten um Aufnahme in der Arche. Noah gestattete sie ihnen aber erst dann, als sie ihm versprochen hatten, daß ihre Verwundungen den Menschen unschädlich sein würden, sobald sie seiner dabei gedächten.

Nach der Behauptung der Orientalen können sie einen jungen Ehemann als Bräutigam bannen oder binden. Wenn Einer bei der Traurede des Priesters einen Ring nimmt und diesen bei einem jeden Worte des Geistlichen etwas tiefer an den Finger steckt, so ist der junge Ehemann so lange gebunden, bis Jener den Ring wieder abgelegt hat. Nimmt aber Einer Mehl in die Hand und läßt davon bei einem jeden Worte des Priesters etwas auf die Erde fallen, oder er bindet Knoten in einen Faden und verbrennt ihn dann, so ist keine Lösung möglich.

Wenn Einer ein langes Gebet umgekehrt betet, während der Molla die Leichenrede hält, so kann dieser nicht weiter sprechen.

Für das, was an jedem Tage der Woche zu thun ist, haben sie bestimmte Regeln. Der Freitag gebührt der Frau, der Sonnabend ist gut für die Jagd, der Sonntag für den Beginn eines Bau's, der Montag für den Anfang einer Reise,*) der Dienstag zum Schröpfen, der Mittwoch zum Einnehmen von Medicin, der Donnerstag für Besuche, Arbeiten, auch für Abschneiden der Haare und Nägel. Für das letztere haben sie auch in Betreff der Reihenfolge eine bestimmte Regel. Bei der rechten Hand beginnt man mit dem vierten Finger, nimmt dann den Mittelfinger, den Daumen, den kleinen, und zuletzt den Zeigefinger; bei der linken Hand dagegen geht man in umgekehrter Reihenfolge von dem Daumen aus, nimmt dann den Mittelfinger, den vierten, den Zeige- und zuletzt den kleinen Finger. Auch ist den Arabern das Weissagen aus den Furchen und Linien der hohlen Hand nach Art der Zigeuner nicht unbekannt, und sie haben sogar dafür einen besonderen Ausdruck, „Ferâse“.

*) In einzelnen Gegenden Deutschlands herrscht dagegen der Glaube, daß man Montags und Freitags nichts Wichtiges unternehmen und beginnen dürfe.

Es ist bekannt, daß es im Orient, besonders in Indien und Egypten, Schlangenbändiger giebt, welche diese Thiere durch Musik aus ihren Schlupfwinkeln hervorlocken und sie greifen, ohne von ihnen verwundet zu werden, und mancher Deutsche hat wohl schon in Deutschland indianische Gaukler gesehen, die auch mit Schlangen ihre Künste trieben und Schlangenbeschwörungen vornahmen. In Betreff der Skorpionen erfuhr Petermann von einem Franzosen, daß er einmal auf einem Basār in Bagdad einen Neger gesehen habe, der einen Skorpion auf seinem Arme hatte und mehrmals von ihm sich stechen ließ, ohne daß ihm die Wunden schadeten. Man forderte ihn auf, den Skorpion zu tödten, aber er war nicht dazu zu bewegen, und als er darauf von einem Anderen durch Zertreten getödtet ward, wandte er sein Gesicht ab, um es nicht zu sehen. Auch in Griechenland sind Schlangen Gegenstand des Volksaberglaubens, und die sogenannte Hausschlange, die von der Gattung der unschädlichen und nicht giftigen ist, wird für heilig gehalten. Niemand vergreift sich an sie, und wehe dem, der sie tödtet.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Capadose, Erinnerungen aus Spanien. — Uhl, die Theaterprinzessin. 2te Aufl. — Moser, Goethes zweiter Faust. — Gleich, Eine Dame aus der großen Welt. —

— Das Januarheft von Westermanns illustrirten Monatsheften trägt die Nummer 100. Wir wünschen dem vortrefflichen Unternehmen ein Beharren in den eingeschlagenen Bahnen und ein stetes Fortschreiten in der Gunst des Publikums. Von dem gediegenen Inhalt heben wir diesmal besonders hervor die Novelle von Theodor Storm: Von jenseit des Meeres, und einen Aufsatz von Fr. A. Weichner über Erwin von Steinbach.

* Endlich ist ein Werk vollendet, von dem das Bremer Sonntagsblatt oft berichtet hat, die „deutsche Geschichte von Adam Pfaff;" d. h. es ist weniger vollendet als zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht. Der Verfasser, welcher die deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu schreiben versprach, hat bei Beginn des dreißigjährigen Krieges abgebrochen. Das auf vier Bände berechnete Werk wuchs ihm unter den Händen so gewaltig an, die besonders bei der Geschichte des 16. Jahrhunderts nothwendigen Erweiterungen waren so bedeutend, daß er mitten unter anstrengenden Berufsgeschäften sein ursprüngliches Programm aufgeben mußte. Er hat an der deutschen Geschichte bis 1618 zwölf Jahre, am vierten Bande, der mit der Reformation beginnt beinahe acht Jahre gearbeitet. Das ist ein großer Uebelstand, der bei einem in Lieferungen erscheinenden Werke nicht vorkommen darf, der um jeden Preis hätte vermieden werden müssen; Verfasser und Verleger haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn unter solchen Umständen Leser und Beurtheiler verstimmt werden. Uebrigens hat das Buch so viele gute Seiten, daß Pfaff's Mittheilung, er arbeite an einem fünften und sechsten Bande, uns Freude gemacht hat. Die Verlagshandlung fügt dem vorläufigen Schlußhefte neue Titel für sämmtliche vier Bände des Werkes bei; dasselbe mußte nämlich den Titel ändern und heißt jetzt; „deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges."

Von dem bekannten historischen Werke: „die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung," herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke und K. Ritter, erschien eine neue Lieferung, Nr. 45 Auch hier geht Alles fein langsam voran; das vorliegende Heft ist das einzige, das im Jahre 1864 zu Tage getreten, während 1863 doch vier Lieferungen fertig wurden. Die neueste nun gehört dem zwölften Jahrhundert an und enthält den „sächsischen Annalisten" in der Bearbeitung von Eduard Winkelmann in Reval, einem der wenigen noch immer thätigen Mitarbeiter an dem Chronikenwerke den Titel „der sächsische Annalist" führt; eine aus dem zwölften Jahrhundert stammende umfangreiche Reichsgeschichte, welche bei dem Jahre 741 anhebt und 1139 abbricht; sie besteht wesentlich aus einer sorgfältigen Compilation aus den wichtigsten Quellen, Widukind, Adam von Bremen, Bruno, Lambert, Ekkehard u. s. w. Der Verfasser ist unbekannt, doch muß er nach Halberstadt gehören.

— Die Londoner Zeitschrift Saturday Review besprach in einer November-Nummer 1864 Ad. Stahr's jüngstes Werk: „Cleopatra", und unterwarf es dabei einer eben so strengen als gerechten Kritik. Trotz der geistreichen und anziehenden Darstellung tadelt der Verfasser des Artikels das Bestreben des deutschen Gelehrten, auch hier die Ehrenrettung einer geschichtlichen Person zu unternehmen, welche bisher in anderer Weise beurtheilt worden, und behauptet, daß es ihm nicht gelungen sei, die Cleopatra in einem bessern Lichte darzustellen, als es bisher der Fall gewesen, und das feststehende Urtheil der Geschichte zu ändern. Der englische Kritiker rügt dabei mit Ernst und Strenge die leidenschaftlichen Uebertreibungen, die sich Stahr ebenso für Lob, wie für Tadel zu Schulden kommen lasse, und die eine Art Modekrankheit unserer Zeit seien. Namentlich macht er es Stahr zum Vorwurf, daß er die geschichtlichen Quellen willkürlich zu seinem Zwecke benutzt habe, wie dies vor Zeiten auch Niebuhr in seiner Römischen Geschichte gethan. In gleicher Weise, wie es Stahr mit Tiberius gemacht, mache er es hier mit Cleopatra und nebenbei mit Antonius, während er auf der anderen Seite in seiner Abneigung und in seinem Haß gegen Cicero so weit geht, daß er ihn sogar als einen unredlichen Mann hinstellt. Solche Versuche einer gesuchten apologetischen Kritik und kecken Sophistik, die theils einem übertriebenen Optimismus, theils einem ungerechten Pessimismus huldigen und verfallen, sind für die Geschichte in dem nämlichen Grade gefährlich, in dem sie unsere Zeit selbst kennzeichnen. Unsere Gegenwart gefällt sich und bewegt sich auf einzelnen Gebieten in Widersprüchen und Extremen, und das gilt von der Politik, wie von der Kirche, es gilt auch von der Literatur, und von dem gewöhnlichen Leben. Uebertreibung kennzeichnet unsere Zeit, und der böse Geist der Lüge, der absichtlichen oder unbewußten Täuschung, so wie der Selbsttäuschung geht in ihr auf gefährliche Weise um. Der augenblickliche Vortheil, die naheliegenden Interessen beherrschen die Gegenwart. Es fehlt unserer Zeit an dem rechten sittlichen Halt. Eitelkeit und Hochmuth lassen es zu keiner unbefangenen und vorurtheilsfreien Thätigkeit des Verstandes — auch in den gewöhnlichsten Angelegenheiten des täglichen Lebens — kommen; die mannigfaltigsten Hallucinationen der Einbildung umnebeln und betäuben die Sinne; Wahrheit und Achtung der guten alten Sitte hat nicht mehr die gebührende Geltung: das individuelle Bewußtsein achtet nur jene Gesetze und Gränzen, die ihm für seine Neigungen, Leidenschaften, Interessen und Zwecke besonders zusagen. Ein gutes Theil von dem Allen paßt auch auf das Treiben und Bewegen unserer Zeit in der Literatur und in den mit ihr verwandten Zweigen. Bessere Regungen und Bestrebungen haben im Einzelnen Mühe, sich geltend zu machen. Die Kritik wird zu edleren Zwecken zu wenig gebraucht und angewandt, zu schlechten dagegen wird sie offen gemißbraucht. Ist kein Lessing da? möchte man da wohl ausrufen und fragen.

— Am 31. December hat die Kunstwelt einen Verlust durch den Tod des bejahrten Malers Prof. v. Kloeber erlitten. Derselbe war Mitglied des Senats der Akademie der Künste zu Berlin und noch bis zuletzt thätig. Sein letztes größeres Werk waren die Deckengemälde der neuen Börse.

Künstlerverein. Am 28. December wurde das Stiftungsfest durch dramatische Unterhaltung und ein gemeinsames Mahl gefeiert. Ein ausführlicher Bericht mußte aus unserer vorigen Nummer wegen Mangel an Raum ausfallen. Wir beschränken uns jetzt darauf, die Thatsache zu registriren. — Am 4. Januar hielt Herr Professor N. Delius aus Bonn einen Vortrag über die angebliche Freundschaft zwischen Shakespeare und Southampton. Er erinnerte im Eingange daran, wie verschieden bei den beiden Nationen, die Shakespeare feierten, die Art sei, denselben aufzufassen. Während die Deutschen ihre Aufmerksamkeit auf sein inneres Leben richteten, seien die Engländer mit allem Fleiße bestrebt, aus alten Archiven und Büchern biographische Notizen über ihn zu sammeln. In Shakespeares Dramen bilde das Gefühl der Freundschaft häufig ein bedeutsames Element. Im Kaufmann von Venedig bilde es das eigentliche Motiv der Handlung; in den beiden Edelleuten von Verona trete es bedeutsam hervor; im Hamlet sei die Freundschaft des Horatio zum Hamlet die einzige klare und wohlthuende Empfindung zwischen so vielen wüsten; im Caesar nehme das Verhältniß der Freunde Brutus und Cassius die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch, als die Hauptaction; die Freundschaften der Humoristen, wie Mercutio, seien besonders zu betrachten; endlich sei ein sehr eigenthümliches Verhältniß das zwischen Antonio und Sebastian in Was Ihr wollt. Es sei nicht zu bezweifeln, daß Shakespeare das Gefühl, welches er so liebevoll schildere, auch im Leben kennen gelernt habe. Seine Liebenswürdigkeit in dem geselligen Verkehr, den er mit seinen Berufsgenossen in den Londoner Schenken pflog, und an welche Anklänge in den Falstaffscenen des Heinrich IV. zu finden seien, sei bekannt. Indessen werde hier an kein ideales Freundschaftsverhältniß zu denken sein. In diesem Jahrhundert sei von dem Engländer Drake der Graf Southampton als der eigentliche Seelenfreund Shakspeares bezeichnet worden; diese Annahme habe in Deutschland mehr Anklang gefunden als in England und sei von Ludwig Tieck und Heinrich König zu romanhaften Schilderungen verwerthet worden. Southampton, eine glänzende aristokratische Erscheinung,

wurde im Jahre 1573 geboren, und hatte als Rechtsschüler in Gray's Inn, das mit der Bühne in wenngleich lockerer Verbindung stand, Gelegenheit, sich für das Theater besonders zu interessiren. Seinen Freund, den Grafen Essex, begleitete er 1597 auf der Expedition nach den azorischen Inseln, wahrscheinlich auch schon ein Jahr früher auf der nach Cadix. Nach der irischen Expedition, auf welcher er Essex gleichfalls begleitete, und nach der Hinrichtung des letzteren erschien er nicht bei Hofe, aber auffällig viel im Theater, wahrscheinlich um durch dies zu jener Zeit für einen Edelmann nicht gewöhnliche Benehmen die Aufmerksamkeit von seiner politischen Haltung abzulenken. Nichtsdestoweniger zog er den Verdacht der Königin auf sich und wurde in den Tower gesperrt, jedoch nach deren Tode von ihrem Nachfolger freigelassen. Durch seinen Freimuth zog er auch die Ungnade Jacobs I. auf sich, gegen den er in Opposition trat. Er wurde nach den Niederlanden gesandt, wo er 1624 starb. Er galt stets für einen Protector der Literatur. Für einen intimen Verkehr zwischen Southampton und Shakespeare, der sich jedenfalls zunächst im Kreise seiner Fachgenossen bewegt haben werde, liege kein Zeugniß vor. Allerdings sei es sehr wahrscheinlich, daß ein so feiner Kenner der Literatur wie Southampton die überwiegende Bedeutung Shakespeares durchschaut und ihn nach seinem wahren Werthe gewürdigt habe. Die dramatische Poesie wurde zu jener Zeit noch nicht zur Literatur gezählt, weil man nicht für den Druck, sondern für die Bühne schrieb. Es könne recht wohl der Fall sein, daß Southampton Shakespeare aufgemuntert habe, sich durch andere Dichtungen das Bürgerrecht auch in der Literatur zu erwerben. Jedenfalls habe Shakespeare beim Erscheinen sowohl von Venus und Adonis als von Lucretia die Dedicationen, ohne welche ein Werk damals nicht erschien, an Southampton gerichtet. Der Ton der ersteren Dedication sei ein schüchterner, der der anderen immerhin noch sehr respectvoll. Wenn Shakespeare sein Gefühl für den Grafen als love bezeichne, so könne man hieraus keinen Schluß auf eine bestandene Freundschaft ziehen, denn im Sprachgebrauche jener Zeit bedeute love jedes Gefühl der Anhänglichkeit zwischen zwei Personen, also auch Ergebenheit. Ein Brief Southamptons an den Lordkanzler, in welchem er diesem Shakespeare als einen seiner besten Freunde empfiehlt, sei unächt, und eine der Fälschungen, durch welche sich Collier in der Shakespeareliteratur bekannt gemacht. Schriftzüge und Tinte stimme überein mit den angeblich alten Varianten, die Collier erweislich angefertigt. Das nächst alte Beweisstück für die angebliche Freundschaft sei die Biographie, mit welcher Rowe seine Ausgabe Shakespeares 1709 begleitete. In demselben sei von Geldgeschenken die Rede, die Shakespeare von dem Grafen erhalten habe; diese Nachricht sei bei den günstigen Vermögensverhältnissen, in denen Shakespeare erweislich gelebt, höchst unwahrscheinlich. Alles was Rowe erzähle, sei auf das Geschwätz eines gewissen Davenant zurückzuführen, der sich unwahrer Weise für einen illegitimen Sohn Shakespeares ausgegeben, und daher ein Interesse gehabt, denselben mit einem gewissen Nimbus zu umgeben. Weder Southampton bei seinem vielbewegten Leben, noch Shakespeare bei seiner umfassenden Thätigkeit als Dichter, Schauspieler und Director werde viel Zeit übrig gehabt haben, einen Freundschaftscultus zu pflegen, wie man ihn ihnen unterlege. Die Sonnette endlich, die wahrscheinlich auf eine fingirte Person gedichtet seien, böten keinen Anhalt, sie auf Southampton zu beziehen. Eine Freundschaft zwischen beiden Männern, dies war das Resultat des Redners, des David Strauß des Shakespeare-Mythus, sei durch Nichts beglaubigt und entschieden unwahrscheinlich.

Stadttheater. Fräulein v. Sell aus Braunschweig, die an fünf Abenden gastirte, ist eine für das Conversationsstück glänzend begabte Dame, die als Beatrice in „Viel Lärmen um Nichts“ und als Margarethe in den „Erzählungen der Königin von Navarra“ mit Recht lauten Beifall erntete. Weniger befriedigte sie als Clärchen im „Egmont“ und als Lorle in „Dorf und Stadt.“ Für den Ausdruck des Naiven und Schlichten fehlen der Künstlerin die Mittel; die Reflexion tritt stets stark in den Vordergrund. Das Clärchen kann, namentlich in der Scene mit Egmont, nicht innig und einfach genug dargestellt werden. Ein Aufsetzen von Lichtern, wie Fräul. von Sell es beliebte, versetzt künstlerisch und moralisch das hingebende Mädchen in eine falsche Beleuchtung. Das Scribesche Stück sähen wir übrigens gern gänzlich von der deutschen Bühne verschwinden. Es ist endlos lang und langweilig, und hat nur den Zweck, den nichtsnutzigen König Franz I. zu verherrlichen, und den deutschen Karl V. in einer possenhaften Weise herabzusetzen.

Der Verwaltungsrath der deutschen Schiller-Stiftung hat folgendes Circular erlassen: Weimar, 22. Nov. 1864. Der Verwaltungsrath der deutschen Schiller-Stiftung ist am 18. und 19 dss. Mts. zur Conferenz am Vorort versammelt gewesen und hat in derselben folgende Beschlüsse gefaßt: 1) Da der Erlaß des königl. sächsischen Ministeriums des Cultus und des öffentlichen Unterrichts vom 12. Nov. d. J., durch die Dresdener Zweig-Stiftung, unter dem 27./29. Nov. an den Verwaltungsrath mitgetheilt, nur auf die Beziehungen der Stiftung und ihrer Organe zu der königl. sächsischen Staats-Regierung und zu den beiden im Königreich Sachsen belegenen Zweig-Stiftungen Dresden und Leipzig Einfluß haben kann, so erachtet sich der Verwaltungsrath allen übrigen Staats-Regierungen und Zweigstiftungen gegenüber für verpflichtet, die Majoritätsbeschlüsse und Majoritätswahlen der letzten General-Versammlung, desgleichen die durch erstere zu Stande gekommenen und sofort in Kraft getretenen neuen Satzungen aufrecht zu erhalten. In dieser seiner Rechtsanschauung steht der Verwaltungsrath vollkommen auf dem Standpunkte des Nienburger Rundschreibens vom 14. Dec. d. J., durch welches die Anschauungen und Anträge der Darmstädter Zweig-Stiftung und die identischen Noten von Danzig, Leipzig, Nürnberg, Offenbach so schlagend widerlegt werden, daß jedes weitere Wort über dieselben erspart werden kann: im Uebrigen darf hierbei auch auf die ausführliche Denkschrift der Wiener Zweig-Stiftung und das Schreiben des Hamburger Zweig-Stiftung-Vorstandes verwiesen werden. 2) In der Absicht, sowohl mit der königl. sächsischen Staats-Regierung als mit der für die gesammte Stiftung so hochwichtigen Dresdener Zweig-Stiftung baldmöglichst wieder in geordnete Beziehung zu kommen, und in Anerkennung der dem sächsischen Cultus-Ministerium durch einen Erlaß vom 14. December 1861 unzweifelhaft zustehenden Berechtigung zu dem Inhibitions-Edict vom 12. November 1864, hat der Verwaltungsrath beschlossen, der königl. sächsischen Staats-Regierung gegenüber alle diejenigen entgegenkommenden Schritte einzuleiten, welche geeignet scheinen, eine Rücknahme des letztern Erlasses zu erwirken. Hierbei bemerkt der Verwaltungsrath ausdrücklich, daß die Vorbehalte, mit welchen die königl. sächsische Staats-Regierung unter dem 14. December 1861 die sächsischen Zweig-Stiftungen anerkannte, dem Verwaltungsrathe niemals mitgetheilt worden sind; sie würden, wären sie seiner Zeit dem Verwaltungsrath und den Zweig-Stiftungen bekannt gemacht worden, unstreitig nicht nur auf die Berathungen der letzten General-Versammlung, sondern auch bereits auf die Verhandlungen vor Abschluß des Vertrags über die Lotterie-Erträgnisse sehr bestimmend eingewirkt haben. 3) Der durch die letzte General-Versammlung legal gewählte Verwaltungsrath wird am 1. Januar 1865 seine Functionen antreten; die Zweig-Stiftungs-Vorstände von Köln und Wien sind demgemäß ersucht worden, ihre Wahlen in den Verwaltungsrath, falls solche noch nicht vorgenommen worden, ungesäumt einzuleiten und deren Ergebniß anher zu melden, wogegen die Mitglieder von Frankfurt und Stuttgart mit dem 31. December 1864 aus dem Verwaltungsrath ausscheiden. Die königlich sächsische Staatsregierung wird ersucht werden, von ihrem Standpunkte aus den neuen Verwaltungsrath als ein Provisorium gelten zu lassen, wie sich ein solches ja auch nach den Anschauungen der Minorität der Zweig-Stiftungen nöthig macht. 4) Der im Januar 1865 fällige öffentliche Jahresbericht soll sich unter den obwaltenden Umständen auf Rechnungsablage und Veröffentlichung der seit dem 18. October 1864 gewährten Unterstützungen, so wie auf statistische Nachrichten aus der Stiftung beschränken; eine ausführliche Darlegung der jetzigen Wirren und Differenzen behält sich der Verwaltungsrath bis zu deren Erledigung vor. 5) Der Verwaltungsrath beschließt, in den nächsten und eigentlichen Wirkungen der Schiller-Stiftung so lange wie möglich jede Störung und Unterbrechung fern zu halten. Es sollen deßwegen die zum 1. Jan. k. J. zahlbaren Pensionen und Unterstützungen trotz ihres ansehnlichen Betrages (von mehr als 3000 Thalern) sammt und sonders aus der Centralcasse verabfolgt werden, und die letztere wird ihren übernommenen Verpflichtungen getreulich nachkommen, müßte zu diesem Zwecke auch das erworbene Capital angegriffen oder ganz und gar aufgezehrt werden, für welche Eventualität die General-Versammlung bekanntlich dem Verwaltungsrathe nicht nur Vollmacht, sondern sogar bestimmte Weisung gegeben hatte. 6) Jede Verantwortung für das Elend, welches über die Pflegebefohlenen der Stiftung unfehlbar hereinbrechen würde, sobald die Centralcasse ihre Zahlungen einstellen müßte, wie für das öffentliche Aergerniß des jetzigen Zustandes wälzt der Verwaltungsrath feierlich von sich ab und derjenigen Fraction innerhalb der Minorität zu, welche, die Grundrechte alles parlamentarischen Wesens mißachtend, statt den gesetzlichen Beschlüssen unzweifelhafter Mehrheiten sich zu fügen, die Autonomie und Selbstregierung einer freien Stiftung aufgab und durch Proteste und Denunciationen deren Bestand, Wirksamkeit und Frieden auf das Spiel setzte. 7) Der Verwaltungsrath setzt sich vor, bei dieser wie bei jeder früheren Krisis in der Stiftung aller Zeitungs-Polemik seinerseits fern zu bleiben und sich bis zum Austrage des Dresdener Incidenzpunktes auch eingehender Widerlegungen von Sonder-Gutachten aus Zweig-Stiftungen zu enthalten, da er sich geradezu in Permanenz erklären müßte, wollte er auf alle Anträge oder Angriffe Rede und Antwort stehen. Er vertraut zuversichtlich auf sein und der Sache gutes Recht, richtet an alle Stiftungsgenossen die inständige Bitte, in ihren Kreisen der beiderseitigen Agitation zu steuern, damit Ruhe und Besonnenheit in die aufgeregten Gemüther zurückkehre, und hofft, daß in nicht zu ferner Zeit das alte freundliche Einvernehmen der Stiftung in Haupt und Gliedern wieder hergestellt sein werde. In collegialischer Hochachtung. Für den Verwaltungsrath der deutschen Schiller-Stiftung. Der Vorsitzende.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 4. Bremen, 22. Januar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

Die temperirte Stimmung in der Musik.

Von Alexander Meyer.

Jeder Mensch, der innerhalb Eines der modernen Culturvölker geboren und erzogen wird, tritt bereits in früher Jugend in den Mitbesitz eines reichen, geistigen Erwerbes ein, über welchen er alsbald so sicher zu herrschen und frei zu verfügen lernt, daß er meint, er sei eine Mitgift, welchen die gütige Natur dem ganzen Menschengeschlechte an der Wiege mitgegeben, und es komme nur darauf an, daß jeder Einzelne der in ihn gelegten Fähigkeiten sich klar bewußt werde. Wenn wir uns mittelst eines Zündhölzchens die Lampe anstecken, so denken wir wohl ab und zu daran, daß die ältesten Generationen der Menschen Jahrtausende ohne den Gebrauch des Feuers auf der Erde geschweift haben; allein es giebt geistige Besitzthümer, die jüngeren Datums sind, als das Feuer, und die dennoch so mit uns verwachsen sind, daß wir uns die Menschen nicht ohne dieselben vorstellen können. Wir finden nichts Wunderbares darin, wenn ein dreijähriges Kind lallt: „Vater und Mutter“, „Bruder oder Schwester“, „nicht Suppe“; allein es mußten Jahrtausende vergehen, ehe man lernte, für sinnlich nicht wahrnehmbare Beziehungen beständig die Wörtchen „und“, „oder“, „nicht“ zu gebrauchen. Und von unseren Sprachgelehrten müssen wir lernen, daß es noch heute Völker giebt, welchen gleichbedeutende Worte fehlen. So schalten wir auch in der Ausübung der Musik über ein reiches Besitzthum, welches wir für die natürliche Anlage eines Jeden halten, während es in der That auf der angestrengten Thätigkeit unserer Vorfahren beruht. Fragt man einen Musiker: „Woher habt Ihr die Tonleiter, die Accorde, den Unterschied von Dur und Moll“, so ist Fünfzig gegen Eins zu wetten, daß er die Achseln zuckt, wie man beim Anhören einer recht unverständigen Frage zu thun pflegt, und endlich die Erklärung giebt: „Das liegt im Gefühl, im Gehör, das muß so sein, es ist nicht anders möglich.“ Ja freilich liegt es uns im Gefühl und Gehör, weil wir von Jugend auf daran gewöhnt sind, wie an Auf- und Untergang der Sonne. Hätte man aber selbst einen Mozart auferzogen, ohne ihn je einen musikalischen Ton hören zu lassen, so würde er mit allen seinen Anlagen am Ende seines Strebens vielleicht zu der Entdeckung gekommen sein, daß es ein besonderes Ergötzen des Ohres ist, von Einem Ton zu demjenigen anderen überzugehen, welchen wir in unserem ausgebildeten Systeme als die Octave zu bezeichnen pflegen; weiter nicht. Und wenn Chidher, der ewig junge, einmal unsere Concerte besuchen sollte, so wird er uns sagen, daß vor 500 Jahren, als er zum letzten Male desselbigen Weges fuhr, Gefühl und Gehör ein ganz anderes gewesen sei.

Wenn der Wind heult, so steigt und fällt seine Tonhöhe in allmäligen Uebergängen ohne Absatz, und verursacht uns einen wirren und unangenehmen Eindruck, weil uns jedes Maß fehlt, mittelst dessen wir die späteren Laute mit den früheren vergleichen und die Breite der Veränderung überschauen können. In der ganzen Ausdehnung der Tonhöhe feste Stufen aufzufinden, von deren Einer wir zur Anderen mit Wohlgefallen übergehen können, das war jedesmal eine That, wie die Entdeckung eines fremden Landes. Schon in vorhistorischen Zeiten hat man die Octave, die Quinte und Quarte als solche brauchbare Stufen entdeckt, und halbgebildete Völker sind noch um zwei Schritte weiter gegangen. Wir finden bei vielen Völkern die nachfolgende Tonleiter: C, D, F, G, A, c; über dieselbe sind aber weder die celtischen Stämme, noch Perser und Araber, noch Chinesen hinausgedrungen, obwohl sie sämmtlich einen reichen Melodienschatz, und ein nicht kunstloses musikalisches System besitzen. Den Griechen allein war es vergönnt, in Terpander und Pythagoras zwei Genien hervorzubringen, von denen der Eine das E, der andere das H entdeckte. Die halben Töne aber, welche wir mittelst Vorzeichen bezeichnen, blieben aber im Wesentlichen auch den älteren Griechen noch unbekannt. Wollten sie ein Stück in der Durtonart spielen, so mußten sie C zur Tonika machen, und wollten sie sich des Tones D als Tonika bedienen, so konnte ihre Tonleiter nur folgende sein: D, E, F, G, A, H, c, d. Aehnlich war es mit jedem anderen Tone. Dies ging auch an, da die Musik der Griechen eine einstimmige, eine Aufeinanderfolge von Einzelklängen, nur Melodie, nicht wie die unsrige, eine vielstimmige, eine Aufeinanderfolge von Accorden, auch Harmonie war. Zuerst machte im zehnten Jahrhundert der flandrische Mönch Hucbald den Versuch, zur Verschönerung des Gesanges eine zweite Stimme neben der Melodie in Consonanzen einhergehen zu lassen, und Franco von Cöln, wie Guido von Arezzo folgten ihm auf der betretenen Bahn. Allein noch verstand die Zeit nicht, das aufgestellte Princip weiter zu entwickeln, und die Kunst Hucbalds kam wieder in Vergessenheit. Erst seit der Kirchenreformation wurde die Menschheit, katholische wie protestantische, von dem unbezwinglichen Bedürfniß erfaßt, Gott in

Harmonie zu preisen, in Gesängen, bei denen jede einzelne Stimme ihren besonderen Weg ging, und doch jede mit der andern in schönem Einklang sich bewegt. Die Accorde fingen an, das Material der Musik zu werden.

Jetzt machte man aber die Entdeckung, daß von den sieben Tonarten der Griechen, von denen eine, die mit h beginnende, die mixolydische, schon längst als unmelodisch abgeworfen war, nicht alle geeignet waren, auf denselben Accorde zu bauen. Vielmehr bewährten sich nur zwei dazu als tauglich, die mit c beginnende, welche man die Durtonleiter, und die mit a beginnende, welche man die Molltonleiter nannte. War die Musik durch die Einführung der Accorde bereichert worden, so entstand doch auf der anderen Seite eine Verarmung, indem man vier Tonleiteen und die auf ihnen beruhenden Tongeschlechter als fortan unbrauchbar über Bord werfen mußte. Die verschiedenen Abstufungen des Toncharakters, welche die Verschiedenheit der Tonleitern bisher ermöglicht hatte, fielen fortan weg, und es mußte dafür ein Ersatz geschafft werden. Dieser bot sich alsbald dar. Bei dem deutlicheren und festeren Bau eines harmonischen Satzes ist eine größere Freiheit in modulatorischen Abweichungen von der ursprünglichen Tonika gestattet. Man vermeidet die Einförmigkeit, man benutzt die musikalischen Wirkungen der Veränderung und des Wiederfindens der musikalischen Tonart, indem man modulirt. Wie die Consonanzen durch die Dissonanzen hervorgehoben und wirksamer gemacht werden, so wird das Gefühl der herrschenden Tonalität und die Befriedigung in ihr durch vorausgehende Abweichungen nach nahe gelegenen Tonarten verstärkt. Es wird dadurch ein neues Gebiet musikalischen Reichthums betreten, welches den Alten jedenfalls nur sehr wenig zugänglich war. Mit dem wachsenden Reichthum der Modulation tritt nun eine andere Nothwendigkeit immer klarer hervor. Jedes musikalische Instrument, jede Gesangstimme hat einen bestimmt begrenzten Umfang; je nachdem die Melodie hoch über die Tonika hinauf oder tief unter sie hinabgeht, muß man sie verschieden hoch wählen. Die Tonika muß ihrer Höhe nach so gelegt werden, daß der Umfang der Töne des Musikstücks in den Umfang der Stimme oder desjenigen Instruments paßt, durch das es ausgeführt werden soll. Es muß daher die Möglichkeit gewährt werden, den Grundton jedes Musikstücks in beliebiger Höhe zu wählen. Es muß möglich sein, jeden beliebigen Ton zum Grundton eines Dur-, wie eines Molltonstücks zu machen. Man bedurfte daher der halben Töne. Für die Sänger liegt hierin keine Schwierigkeit; sie können mit jedem Grundton anfangen, und finden überall in ihrer Stimme die Tonstufen, die dann folgen. Die Streichinstrumente können gleichfalls jede Tonstufe hervorbringen; allein der Lernende ist hier zunächst auf die mechanische Einübung der Finger angewiesen, um die Tonstufen richtig zu treffen, und erlangt erst durch eine vollendete Uebung des Spieles die Fähigkeit, jeden Ton sicher spielen zu können, wie ihn das Ohr fordert. Unübersteiglich ist aber die Schwierigkeit für solche Instrumente, die nur gewisse feste Tonstufen besitzen. Man begnügte sich deswegen im Anfange damit, die halben Töne b, es, fis, cis, gis einzuschieben, und vermied die Ausweichungen in entfernten Tonarten, bei welchen man der Töne dis, ais, as, des, ges bedürft hätte.

Bei der vollen Ausbildung des chromatischen Systemes kommt man mittelst des Quintencirkels durch zwölf Schritte aufwärts von c bis his, welches sich von der Octave des c etwa um den fünften Theil einer halben Tonstufe unterscheidet; ebenso gelangt man durch 12 Schritte abwärts von c bis Deses, welches sich von der tieferen Octave des c gleichfalls um den fünften Theil einer halben Tonstufe unterscheidet. Das His ist um eine Kleinigkeit höher, das deses um eben so viel tiefer, als c. Setzt man c und his und deses gleich, und vertheilt die kleine Abweichung auf alle 12 Quinten jedes Cirkels gleichmäßig, so wird jede einzelne Tonstufe um eben den sechzigsten Theil eines halben Tons unrein, eine Abweichung, die sehr geringfügig ist. Dadurch erreicht man gleichzeitig den Vortheil, cis und des, ais und b u. s. w. zu verschmelzen: jede Verschiedenheit der Tonstufen innerhalb einer Octave wird auf die zwölf Stufen zurückgeführt, wie wir sie in unseren modernen Tastaturinstrumenten haben. Dies ist das System der gleichschwebenden Temperatur, als dessen Erfinder man Neidhard und Werckmeister nennt (etwa 1690). Sebastian Bach hat sie für das Clavier angewendet; dessen Sohn Emanuel, der als Clavierspieler berühmt war, und 1753 ein seiner Zeit maßgebendes Werk „über die wahre Art, das Clavier zu spielen", herausgegeben hat, verlangt sie für dieses Instrument mit Entschiedenheit. In Frankreich hat vor Allen Rameau für Durchführung derselben gekämpft.

Dieses System hat nun einen großen Nachtheil: die Reinheit der Terz ist verloren gegangen. Zwar ist mit Ausnahme der Octave kein einziges Intervall völlig rein; allein die Unreinheit der Quinte ist eine so geringfügige, daß sie sich der Wahrnehmung durch das menschliche Ohr fast völlig entzieht. Die große Terz aber, wie wir sie von der Aeolsharfe hören, wie sie einem unverbildeten Ohre im Gehör liegt, wie sie in einem aus ungeschulten Sängern bestehenden Männerquartett angeschlagen wird, diese natürliche große Terz weicht stark ab von der sogenannten Pythagoräischen großen Terz, die wir künstlich mittelst des Quintenzirkels in vier Schritten gewinnen. Der Unterschied zwischen beiden beträgt ein Komma, den fünften Theil eines halben Tones; die Schwingungszahlen beider verhalten sich wie 80:81. Nicht ohne harten Kampf hat man die reine Terz aufgegeben; bevor man sich entschloß, durchgängig nach temperirten Quinten zu stimmen, stimmte man einzelne Töne als reine Quinten, andere als reine große Terzen, und häufte die sich ergebenden Fehler auf einige Intervalle zusammen, die man Wölfe nannte, und deren widriges Heulen die Compositionslehrer zu vermeiden empfahlen. Heute aber ist es so weit, daß auf dem am häufigsten gebrauchten musikalischen Instrumente, dem Claviere, es unmöglich ist, eine der wichtigsten Consonanzen, die natürliche große Terz in ihrer Reinheit hervorzubringen.

Das System der temperirten Stimmung hat ohne Frage durch seine Einfachheit ganz außerordentliche Vorzüge für die Instrumentalmusik; jedes andere System würde einen außerordentlich viel complicirteren Mechanismus der Instrumente bedingen und ihre Handhabung beträchtlich erschweren. Die hohe Ausbildung der modernen Instrumentalmusik ist nur unter der Herrschaft des temperirten Stimmungssystems möglich geworden. Aber diesen Vortheilen stehen Nachtheile gegenüber, über welche die modernen Musiker nicht selten leicht hinweggehen, die sie für eine mathematische Spitzfindigkeit ohne praktischen Werth erklären. Es komme, so sagen sie, auf die Unreinheit der Terzen nicht viel an, weil die Terz als eine weniger vollkommene Consonanz gegen Verstimmung weniger empfindlich sei, als die Quinte. Allein dieser Satz ist nur richtig, wo in einstimmiger Musik die Terzen als melodische Intervalle auftreten; im consonirenden Dreiklänge aber ist jeder Ton gleich empfindlich gegen Verstimmung. Wir bringen nur mittelst einer Stimmgabel völlig einfache Töne hervor; wenn wir auf irgend einem musikalischen Instrumente einen Ton anschlagen, so erklingen neben dem Hauptton noch Nebentöne, die wir nur durch Uebung unterscheiden lernen. Diese Nebentöne bilden die Ursache der meisten Dissonanzen. Die unreinen Terzen der temperirten Dreiklänge erzeugen nun in der Tiefe Nebentöne, die um weniger als einen halben Ton von denen der

reinen Temperatur entfernt sind; dieselben entsprechen keiner möglichen Modulation, keinem Ton der chromatischen Scala, keiner Dissonanz die durch irgend eine Melodieführung eintreten könnte, sie klingen eben einfach verstimmt und schlecht. Namentlich wenn in hoher Lage nicht zu schnelle Terzengänge gespielt werden, bilden diese untern Nebentöne (Combinationstöne) eine abscheuliche Art Grundbaß dazu, der um so unangenehmer ist, als er dem richtigen Grundbaß ziemlich nahe kommt, und so klingt, als würde dieser von einem ganz verstimmten Instrumente ausgeführt. Am deutlichsten bemerkt man sie bei Violinen; hier hört sie jeder Musiker und jeder geübte musikalische Dilettant sogleich, wenn man ihn darauf aufmerksam macht. Duraccorde, in günstigen Lagen, haben, wenn sie auf einem Instrumente in reiner Stimmung ausgeführt werden, stets einen sehr vollen und gleichsam gesättigten Wohlklang; sie fließen in vollem Strome ganz ruhig hin, ohne zu zittern und zu schweben. Setzt man temperirte Accorde dagegen, so erscheinen diese rauh, trübe, zitternd und unruhig. Ein gewöhnlicher Duraccord in temperirter Stimmung ausgeführt, hat ungefähr denselben Grad von Rauhigkeit, wie ein Septimenaccord in gleicher Tonhöhe und reiner Stimmung. In je höherer Lage der Scala gespielt, desto größer und unangenehmer tritt die Differenz zwischen reinen und temperirten Accorden hervor. In der reinen Stimmung treten ferner die Unterschiede des Klanges zwischen Duraccorden und Mollaccorden, zwischen verschiedenen Umlagerungen der Accorde gleicher Art, zwischen Consonanzen und Dissonanzen viel entschiedener und deutlicher hervor, als in der gleichschwebenden Stimmung. Die Modulationen werden daher viel ausdrucksvoller. Manche feinere Schattirungen werden fühlbar, die jetzt fast verschwinden, namentlich die auf den Umlagerungen der Duraccorde beruhenden, während andererseits die Intensität der schärferen Dissonanzen durch den Contrast mit den reinen Accorden viel mehr gesteigert wird. Die Musiker in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts, die noch an die reinen Intervalle des damals sehr sorgfältig eingeübten Gesanges gewöhnt waren, sträubten sich deswegen lange gegen die Annahme der temperirten Stimmung; und die modernen Musiker, welche der letzteren sehr zugethan sind, haben mit seltenen Ausnahmen niemals Aufführungen in reiner Stimmung gehört.

Die temperirte Stimmung hat sich zuerst und vorzugsweise an den Klavieren entwickelt. Hier sind in der That die Verhältnisse besonders günstig, um ihre Mängel zu überdecken. Die Klaviertöne haben sämmtlich nur im ersten Augenblicke, gleich nach dem Anschlage, eine große Stärke, die aber bald sich vermindert. In Folge dessen sind diejenigen Nebentöne, deren längeres Andauern den zitternden Klang hervorruft, nur im ersten Augenblicke zu hören, und fallen dann ganz fort. Ferner trägt die weiche Klangfarbe des Klaviers dazu bei, die dem Zusammenklange nachtheiligen Töne zu beseitigen. Dagegen sind bei den scharfen Orgelregistern, namentlich bei den Mixturen und Zungenwerken die Mängel der temperirten Stimmung außerordentlich auffallend. Man hält es gegenwärtig für unvermeidlich; daß die Mixturregister, vollstimmig gespielt, einen Höllenlärm machen, und die Orgelspieler haben sich in ihr Schicksal gefügt. Es wäre sehr leicht, durch wenige Registerzüge das Orgelwerk für jede Tonart einzustimmen, um volle wohlklingende Consonanzen zu erhalten. Wenn man die Hälfte der Orgelregister, deren Unterschiede oft genug auf eine Spielerei hinauslaufen, striche, und dafür die Zahl der Töne innerhalb der Octave verdoppelte, indem man jedem Tone seine reine Terz zufügt, würde man mit Hülfe passender Registerzüge in jeder Tonart rein spielen können. Die Blasinstrumente sind auf temperirte Stimmung berechnet, aber gute Spieler können durch stärkeres oder schwächeres Blasen den Ton ein wenig in die Höhe treiben oder sinken lassen, und dadurch den Forderungen des Ohrs einigermaßen nachgeben. Daher klingen Terzengänge auf Blasinstrumenten, von mittelmäßigen Musikern ausgeführt, oft genug verzweifelt falsch, während sie von gut gebildeten Schülern mit feinem Ohr ausgeführt, vollkommen gut klingen können. Hörner und Trompeten haben die natürliche Stimmung.

Die Streichinstrumente sind ganz frei in ihrer Intonation, und da jede Tonleiter ihren besondern Fingersatz hat, könnte jeder Schüler sich so einüben, daß er jeder Tonart ihre eigene Leiter gäbe. Indessen gehen die neueren Violinschüler seit Spohr meist darauf aus, die Stufen der gleichschwebenden Temperatur hervorzubringen, und nur zwölf Tonstufen in der Octave zu unterscheiden. Eine einzige Ausnahme geben sie zu, daß man nämlich bei Doppelgriffen die Töne etwas anders greifen müsse, als wenn man sie einzeln angiebt. Allein diese Ausnahme ist entscheidend. Es ist klar, daß wenn sich der einzelne Spieler verpflichtet fühlt, die verschiedenen Werthe der Noten in den verschiedenen Consonanzen zu unterscheiden, gar kein Grund dazu da ist, die schlechten temperirten Terzen beizubehalten. Der Unterschied zwischen reinen und falschen Intervallen ist grade so groß, wenn die Noten von zwei Instrumenten, als wenn sie von Einem gespielt werden. Nun klingen in der That mehrstimmige Accorde, von mehreren Spielern im Quartett ausgeführt, oft genug merkwürdig schlecht, während jeder einzelne von diesen Spielern Solosachen ganz hübsch und angenehm vorzutragen im Stande ist; und doch kann man andererseits in den Quartetts, welche von sehr fein ausgebildeten Spielern vorgetragen werden, in der Regel nicht behaupten, daß falsche Consonanzen vorkämen. Die einzige Erklärung davon ist die, daß geübte Spieler von feinem musikalischen Sinne auf der Violine diejenigen Töne zu greifen wissen, die sie hören wollen, und dabei nicht an die Regeln einer unvollkommenen Schule gebunden sind. Ungeübte Spieler dagegen, welche sich von den Regeln der Schule nicht frei gemacht haben, bringen unvollkommene Consonanzen hervor, und sündigen so, ohne selbst Schuld daran zu haben. Talenten zweiten Ranges würde es daher erleichtert werden, zu einem vollendeten Zusammenspiel zu gelangen, wenn man sie von Anfang an daran gewöhnt, die Tonleiter nach reinen Intervallen zu spielen und auch im Zusammenspiel auf die Reinheit der Consonanzen zu achten.

Aehnlich wie mit den Streichinstrumenten verhält es sich mit dem Gesange. Hier ist die Intonation vollkommen frei, und die Tonhöhe kann am allerleichtesten und vollkommensten den Wünschen eines feinen musikalischen Gehörs folgen. Allein die Sänger werden von Anfang an geübt, an dem gleichschwebend gestimmten Klaviere zu singen. Der Sänger kann nur solche Tonverhältnisse rein und sicher treffen, die das Ohr rein und sicher auffaßt. Wird einem Sänger ein Duraccord auf einem Klaviere mit temperirter Stimmung angegeben, so hat er vermöge der unreinen Terz einen Spielraum von fast einem Fünftheil eines Halbtons, innerhalb dessen seine Stimme herumirren kann, ohne grade entschieden die Harmonie zu verletzen. So lernen die Sänger nicht rein singen, und ihr Ohr für den Wohlklang reiner Accorde empfindlich zu machen. Während in früherer Zeit die Einübung der Sänger mit einer Sorgfalt geschah, von der wir gegenwärtig keine Idee haben, und es der alten italienischen Kirchenmusik noch jetzt anzusehen ist, daß sie auf den reinsten Wohlklang der Accorde berechnet ist, und daß ihre ganze Wirkung zerstört wird, sobald diese in ungenügender Reinheit ausgeführt werden, so ist nicht zu verkennen, daß gegenwärtig selbst

von unseren Opernsängern nur wenige im Stande sind, einen kleinen mehrstimmigen Satz, der entweder gar keine Begleitung hat, oder nur sparsam durch wenige Accorde begleitet ist, z. B. das Maskenterzett im Don Juan so zu singen, daß der Hörer die volle Freude an dem reinen Wohlklang haben könnte. Die Accorde klingen fast immer ein wenig scharf und unsicher, so daß sie einen musikalischen Hörer beunruhigen. Gute musikalische Talente können sich schließlich selbst durch Uebung auf die rechte Bahn helfen, und die Fehler der Schule überwinden; ja es gelingt ihnen dies vielleicht um so eher, je weniger sie in diese Schule gegangen sind. Wenigstens hört man oft, daß vier musikalische Dilettanten, die sich viel mit einander eingeübt haben, vollkommen rein klingende Quartetts singen. Ja, vielleicht hört man Quartetts öfter vollkommen rein von jungen Männern, welche wenig oder gar nichts anderes singen, als diese ihre vierstimmigen Lieder, sich aber darin oft und regelmäßig üben, als von geschulten Solosängern, welche an die Begleitung des Klaviers oder des Orchesters gewöhnt sind. Beim Gesange ist die Reinheit die oberste Bedingung der Schönheit; die Instrumentalmusik hat den Vorzug, auf schneller wechselnde Noten berechnet zu sein, nnd dadurch die Uebelstände der temperirten Stimmung zu verdecken.

H. Helmholtz, dessen »Lehre von den Tonempfindungen« wir in vorstehender Darlegung gefolgt sind, weist endlich nach dem Einfluß der temperirten Stimmnng auf die Compositionsweise nach: »Zunächst ist dieser Einfluß günstig gewesen, er hat bewirkt, daß die Componisten wie die Spieler sich mit der größten Leichtigkeit in den verschiedensten Tonarten bewegen können, daß ein Reichthum der Modulationen möglich wurde, der früher nicht existirt da. Andererseits aber ist nicht zu verkennen, daß die veränderte Stimmung zu einem solchen Reichthum von Modulationen auch zwang. Denn da der Wohlklang der consonanten Accorde nicht mehr ganz rein war, die Unterschiede zwischen ihren verschiedenen Umlagerungen verwischt wurden, mußte man durch stärkere Mittel, durch richtigen Gebrauch scharfer Dissonanzen, durch ungewöhnlichere Modulationen zu ersetzen suchen, was die der Tonart selbst angehörigen Harmonien an characteristischen Ausdruck verloren hatten. Daher bilden in manchen neueren Compositionen dissonante Septimenaccorde schon die Mehrzahl der Accorde, und consonante Accorde die Ausnahme, während Niemand zweifeln wird, daß es umgekehrt sein sollte, und die fortdauernden kühnen Modulationssprünge drohen das Gefühl für die Tonalität ganz zu zerstören. Es sind dies mißliche Symptome für die weitere Entwickelung der Kunst. Der Mechanismus der Instrumente und die Rücksicht auf seine Bequemlichkeit droht Herr zu werden über das natürliche Bedürfniß des Ohres, und droht das Stilprincip der neueren Kunst, die feste Herrschaft der Tonika und des tonischen Accordes wieder zu zerstören. Unsere letzten großen Componisten Mozart und Beethoven stehen noch am Anfang derjenigen Periode, wo die Herrschaft der gleichschwebenden Temperatur beginnt. Mozart hat noch Gelegenheit gehabt, reiche Studien in Gesangcompositionen zu machen. Er ist Meister des süßesten Wohllautes, wo er ihn haben will, aber er ist darin auch fast der letzte. Beethoven hat mit kühner Gewalt Besitz ergriffen von dem Reichthum, den die ausgebildete Instrumentalmusik hervorbringen konnte, seinem gewaltigen Willen war sie das gefügsame und zu allem bereite Werkzeug, in welches er eine Gewalt der Bewegung zu legen wußte, wie vor ihm Keiner. Die menschliche Stimme aber hat er als dienende Magd behandelt, und deshalb hat sie ihm auch nicht mehr die höchsten Zauber ihres Wohlklangs gespendet.«

In der Durchführung der temperirten Stimmung liegt, wie in der Eichel die Eiche, die Geschichte der neueren Musik beschlossen: überwiegende Bedeutung des Klaviers für das musikalische Leben; Uebergewicht der Instrumentalmusik über den Gesang; schnelle Bewegung; Verminderung des Wohlklanges; reicher Gebrauch künstlicher Mittel. Die Entwickelung jeder Kunst ist abhängig von dem Material, welches verwendet wird. Aller aesthetische Eifer gegen die Zukunftsmusik ist erfolglos, wenn man nicht das Material beseitigt, welches die Musik zu ihrer neuesten Phase geführt hat, nämlich die temperirte Stimmung. Dies hat Helmholtz richtig erkannt, und bringt deswegen durch Wort und That auf die Wiedereinführung der reinen Stimmung. Daß die Musiker sich durch die, wenn auch blendenden und gewaltigen Untersuchungen eines Physikers und Physiologen bestimmen lassen werden, ihre bisherigen Bahnen zu verlassen, ist freilich stark zu bezweifeln.

---

* Der Glockenthurm zu Brügge.

Nach Longfellow von Adolf Laun.

Auf dem Marktplatz steht zu Brügge wie ein Wächter alt und grau,
Dreimal schon vom Blitz getroffen, eines Thurmes mächt'ger Bau.
Einst zu seiner luft'gen Zinne stieg ich in der Sommerzeit,
Als die Welt warf ab das Dunkel wie ein schwarzes Wittwenkleid,
Und mit Städten, Dörfern, Strömen, noch vom Nebel halb bedeckt,
Lag gleich einem Silberschilde rings die Landschaft hingestreckt;
Wallend stieg aus den Kaminen weiß wie Schnee der Rauch empor,
Bis er geistergleich verschwebend sich im Aetherblau verlor.
Lautlos schwieg noch Alles in der Stadt, die schlummernd vor mir lag,
Nur das Eisenherz im Thurme hört' ich beben Schlag um Schlag;
Aus dem Nest im Dache klang das Lied der Schwalben froh und frei,
Und mir schien's, als ob die Erde ferner als der Himmel sei.
Da begann das Spiel der Glocken feierlich und ernst und tief,
Das die Bilder alter Zeiten hin vor meine Seele rief,
Wie wenn Psalme frommer Nonnen tönten aus dem Klostergang,
Und die große Glocke stimmte drein wie ernster Mönchsgesang,
Und Gestalten ferner Tage füllten plötzlich Herz und Sinn;
Was nur noch in Büchern lebet, trat jetzt lebend vor mich hin.
Flanderns Forstverwalter, 1) jener mächt'ge Balduin Bras de Fer,
Lyderic de Buc und Cressy, Guy de Dampierre.
Aller Glanz, den man so gerne damals sich entfalten ließ,
Stolze, königliche Damen, Ritter von dem goldnen Bließ,
Kaufherrn, kommend aus Venedig, der Galeeren Silberfracht,
Die Gesandten fremder Völker, Könige an Glanz und Pracht,
Maximilian den Stolzen sah ich knieen auf dem feuchten Grund
Vor der Jäg'rin mit dem Falken, vor Marien von Burgund,
Sah wie bei ihr schlief ein Herzog 2) in der Kammer lichterhellt,
Ein gezognes Schwert dazwischen, ringsum Wachen aufgestellt.

---

1) Foresters. Dies war der Titel, der den ersten Gouvernenren von Flandern gegeben wurde, später hießen sie counts.

2) Nach der Sitte der Zeit schlief der Herzog von Bayern, Maximilians Stellvertreter, neben der Prinzessin, sie waren beide vollkommen angekleidet, hatten zwischen sich ein gezogenes Schwert liegen und vier bewaffnete Männer standen um sie herum.

Sah die Schaar der Vlämschen Weber, Juliers und Namur voran,
Die die Schlacht der goldnen Sporen [1]) einst im blut'gen Kampf gewann.
Sah die Minnewaterschlacht, der weißen Hüte [2]) Zug nach West,
Und den Artevelde, wie er stieg in's goldne Drachennest. [3])
Doch noch einmal kam der Spanier, Schreck verbreitend überall,
Und die Aufruhrglocken hallten durch das Land mit wildem Schall.
Bis vom Thurm zu Gent die Antwort tönte über Deich und Sand:
Ich bin Roland, ich bin Roland. Sieg und Freiheit sind im Land! [4])
Da vernahm ich Trommelwirbel, lärmend war der Tag erwacht,
Und was ich heraufbeschworen sank zurück in Grabesnacht,
Stunden waren gleich Minuten hingeflohn, ich merkt' es kaum,
Längst schon lag des Thurmes Schatten auf des Marktes sonn'gem Raum.

---

* Kleine Mittheilungen.

Von Gustav Kühne.

Zum ersten Male gesammelt. Dritter Theil. Aus dem goldenen Zeitalter der Literatur. (Gesammelte Schriften. 6 Bd.) Leipzig, L. Denicke. 1864.

An Gustav Kühne schätzen wir nicht bloß die gewandte Feder, die in raschem Fluge den Inhalt eines Buches klar zusammenzufassen und anziehend darzulegen vermag, sondern zugleich das umsichtige ästhetische und sittliche Urtheil, das, ohne von einseitigen Parteistreben und literarischer Kameradschaft beeinflußt zu werden, den Blick auf die idealen Güter des deutschen Volkes gerichtet hält und sie mit Männern vertheidigt. Seine „Deutschen Charaktere“ sind aufs neue davon ein Beleg. Der dritte Band enthält Aufsätze über Karl August von Weimar, Goethe und Schiller, zusammengestellt aus Abhandlungen, die den Lesern der Europa schon bekannt sind. Ihr Werth besteht nicht sowohl in gründlicher Durchforschung des Materials, das die Quellen an die Hand geben, vielmehr empfängt es der Verfasser mehr aus der zweiten Hand. Manchmal hat ein einzelnes Werk allzu sehr maßgebend eingewirkt, und es möchte in vielen Fällen Bedenken erregen, hier als selbsterworbenes Eigenthum vorgetragen zu sehen, was der Verfasser einem mehr zur Hand liegenden Werke verdankt; allein die Form seiner Darstellung mußte specielle Nachweisungen und Citate ausschließen. An Ungenauigkeiten in biographischen Einzelheiten fehlt es übrigens nicht. Mehr noch wird es dem Leser auffallen, daß in den bei verschiedenen Veranlassungen verfaßten Abhandlungen oft das nämliche Thema wieder aufgenommen und dieselbe Sache mehrmals besprochen wird, was bei der Herausgabe der Sammlung sich leicht hätte tilgen oder doch auf ein Minimum reduciren lassen.

Ungeachtet dieser Ausstellungen, die es leicht wäre mit Beispielen zu belegen, sind Inhalt und Form der gesammelten Abhandlungen höchst anziehend und belehrend. Die erste „Karl August von Weimar“ gibt ein mit sicherer Hand gezeichnetes Charakterbild des trefflichen Fürsten. Die drei folgenden „die Dioskuren von Weimar,“ „Goethe in der Schule der Frauen,“ Goethe und sein Jahrhundert“ verbreiten sich über die verschiedenen Epochen von Goethe's Geistesentwickelung, so daß der Hauptinhalt der neueren Goethe-Biographien nach allen Hauptmomenten seines Lebens zur Sprache gebracht wird. Das Urtheil über seine Dichtungen ist in den meisten Fällen klar und maßvoll. Nur gegen die Werke der Periode der italienischen Reise und der nächstfolgenden Zeit ist der Verfasser nicht ganz gerecht. Iphigenie ist nur ganz flüchtig gewürdigt, und der lebenswarme „Torquat-Tasso“ wird ziemlich kühl abgefertigt. Darnach läßt sich erwarten, daß Kühne für die Lichtseiten der „natürlichen Tochter“ und des zweiten Theils des Faust das Auge erschließt.

In den beiden letzten Aufsätzen: „Schiller als Prophet,“ „Schiller als Mensch und Dichter“ hat die Idealität Schiller's eine liebevoll eingehende Würdigung gefunden, wenn auch nicht frei von der enkomiastischen Manier, mit der es in jüngster Zeit Sitte geworden ist über Schiller zu reden. Die jugendliche Sturm- und Drangperiode des Dichters und die Zeit seiner männlichen Reife sind nicht genugsam aus einander gehalten; nur so läßt sich der Entwickelungsproceß seiner dichterischen Natur veranschaulichen. Die Xenien sind dafür ein so richtiges Document, daß sie mehr, als geschehen ist, hätten hervorgehoben werden sollen.

Allgemeiner biographisch-historischer Fest-Kalender für Gelehrte und Gebildete. Uebersicht der Geburts- und Todesfeste sowie der Haupt-Lebensverhältnisse der hervorragendsten Personen und wichtigsten Ereignisse in Kunst, Politik und Kirche. Von Dr. Friedrich von Kruse. Leipzig, L. Fernau. 1864.

Dies sorgfältig gearbeitete Buch, dessen Verfasser zu den gründlichsten Forschern auf dem Gebiet der Geschichte zählt, verdient allen denen empfohlen zu werden, die für eine genaue und übersichtliche Feststellung geschichtlicher Daten ein Interesse haben. Jedem Tage des Jahres sind die hervorragendsten Männer der politischen und der Culturgeschichte nach ihrem Todes- und Geburtsjahre zugetheilt und zugleich die bedeutendsten historischen Ereignisse genau registrirt. Der Werth des Buches besteht vorzüglich in der Sorgfalt und Genauigkeit, womit alle einzelnen oft mit einander streitenden Angaben geprüft und festgestellt sind. Mehrere erläuternde Beigaben und ein ausführliches Register erhöhen die Brauchbarkeit des verdienstlichen Werkes.

Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI. und XVII. Jahrhundert. Aus den Quellen bearbeitet von Emil Weller. Zweiter Band. Freiburg im Br. Herder'sche Verlagshandlung. 1864.

Emil Weller hat in dem zweiten Theil seiner „Annalen &c.“ seinen Plan weiter ausgeführt und verfolgt, ein Verzeichniß der vorhandenen Drucke deutscher Dichtungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts zusammenzustellen. Nachdem er im ersten Bande

---

[1]) Die Schlacht der goldnen Sporen bei Courtroy, den 11. Juli 1302 zwischen den Franzosen und Vlämingen war für die ersteren eine verhängnißvolle, es kamen in derselben eine Menge französischer Fürsten und Edelleute um. Sie hieß la Journée des Eperons d'Or, weil auf dem Schlachtfelde eine Anzahl goldner Sporen gefunden wurde.

[2]) Bezüglich auf eine Fehde zwischen den Bürgern von Gent und Brügge, in der die Aufständischen von Gent, les Chaperons Blancs, den Grafen von Flandern und Protector von Brügge besiegten und in diese Stadt eindrangen. Indessen wurden sie später bei dem Dorfe Nevèle geschlagen, und der Graf zog wieder in seine treue Hauptstadt ein.

[3]) Das goldne Drachennest. — Der goldne Drache, genommen von der Kirche St. Sophia in Constantinopel während eines der Kreuzzüge und auf den Thurm von Brügge gepflanzt, wurde später durch Philipp von Artefelde, (gefallen in der Schlacht bei Rosebec 1382) dem Führer der Aufständischen gegen den Grafen Ludwig III. nach Gent gebracht und ist noch eine Zierde am Glockenthurm dieser Stadt.

[4]) Die Inschrift an der Sturmglocke von Gent ist: Mynen naem is Roland; as ik klep, is er Brand, and as ik luy is er victorie in het land. Mein Name ist Roland, wenn ich summe ist Feuer, wenn ich läute ist Sieg im Land.

(1862) sein Augenmerk auf die historischen Lieder, die Volkspoesie und die polemisch-satirischen Gedichte gerichtet hatte, folgen nunmehr vorzugsweise die Sammlungen und Einzeldrucke weltlicher Lieder und geistlicher Dichtungen sowie die Drucke der Dramen. Die Nachweisungen der Kirchenlieder der reformirten Kirche finden sich hier zum erstenmal mit möglichster Genauigkeit zusammengestellt.

Bewundernswürdig ist der emsige mikrologische Fleiß, womit das in den bedeutendsten Bibliotheken, vornehmlich des südlichen Deutschlands und der Schweiz aufbewahrte literarhistorische Material verzeichnet ist. Freilich beschränkt sich der Verfasser auf die Nachweisung der Drucke, indem weder ganze Stücke noch Proben (geringfügige Ausnahmen abgerechnet) beigefügt sind, so daß wir nur von deren Vorhandensein Nachricht erhalten, ohne durch diesen Nachweis zu einem nähern Verständniß und Einblick in die bezeichneten Schätze der Nationalliteratur zu gelangen, als es schon durch die zahlreichen auf diesem Felde zusammengelesenen Sammlungen geschehen ist. Immerhin ist eine so sorgfältig gearbeitete Statistik des Materials mit Dank anzuerkennen, da sie wichtige Fingerzeige für weitere Forschungen darbietet.

Fast die Hälfte des starken Bandes besteht aus Supplementen zu den diese Literaturzweige betreffenden Abtheilungen von Gödeke's Grundriß und zu dem ersten Bande der Annalen des Verfassers. Man sieht, wir Deutschen haben es in alexandrinischer gelehrter Behandlundlung der Literaturgeschichte sehr weit gebracht. Ein Register zu beiden Bänden der Annalen ist beigefügt. W. S.

---

* Es ist auch für Deutschland nicht unwichtig, daß nach öffentlichen Nachrichten der französische Minister des öffentlichen Unterrichts die Frage an die Akademie gerichtet hat, ob nicht in den Schulen Frankreichs bei Erlernung der griechischen Sprache die neugriechische, also reuchlinische Aussprache, statt der erasmischen, eingeführt werden solle. Die Akademie ist auf die Sache insofern eingegangen, als sie eine Commission ernannt hat, die sich mit dem Gegenstand beschäftigen und Bericht darüber erstatten soll.

In Frankreich besteht seit Kurzem eine sogenannte „Stiftung des Katholicismus von Polen,“ deren Präsident, der Kanonikus des kaiserlichen Kapitols von St. Denis, Herr von Segur, unterm 15. October 1864 ein Schreiben an den Erzbischof von Posen gerichtet und ihm das Programm der Stiftung, so wie den an alle Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs von ihm erlassenen Aufruf übersandt hat. Darnach hat sich die „Stiftung“ der Katholisirung der Bevölkerung Polens, des Volkes, „welches Gott für würdig erachtet hat, durch mehrere Jahrhunderte die Brustwehr der Christenheit, der Vorposten der heil. katholisch-apostolisch-römischen Kirche zu sein“, zur Aufgabe gestellt, wobei sie ihr Augenmerk zugleich auf die der preußischen Herrschaft unterworfenen ehemals polnischen Landestheile richtet.

Theater.

Am Montag wurde eine neue Posse von Salingré: „Viel Vergnügen“ gegeben. Nicht der Werth dieser Arbeit veranlaßt uns, ihrer hier zu erwähnen, sondern ihre maßlose Erbärmlichkeit. Herr Salingré hat das wirkliche Verdienst, die Posse auf den tiefsten Punkt der Entartung herabgebracht zu haben; seine Schuld ist es nicht, daß das Publikum sich nicht bereits seit Jahren von diesem Genre mit voller Entrüstung abgewandt hat. Die Bühne wird entweiht, der Geschmack des Publikums systematisch verschlechtert durch solche Erzeugnisse. Daß auch an die Posse der Maßstab der Poesie zu legen sei, ist eine Forderung, die den Verfassern, der Kritik, wie dem Publikum gleichmäßig seit geraumer Zeit abhanden gekommen ist; es gilt jetzt nur noch, sich dagegen zu wehren, daß sie nicht zu einer Pflanzstätte der Gemeinheit werde. Von Handlung, von Charakterentwickelung ist in einem solchen Werke bekanntlich nie die Rede. Was die Stelle der Handlung vertritt, ist so dürftig, so alltäglich, so nüchtern und doch dabei so widersinnig und abenteuerlich, daß es unmöglich ist, einen Bericht darüber zu erstatten. Daß ein paar Kleinstädter beschließen, einen Tag in Berlin zuzubringen, daß sie dabei durch ein Mißverständniß der Polizei als verdächtig eingeliefert werden, daß sie wieder frei werden und an einem Balle, einem Concerte theilnehmen, ist gewiß eine so kümmerliche Handlung, daß schwer begreiflich ist, wie sie durch drei Acte ausgesponnen werden konnte. Jede einzelne Scene aber so plump angelegt, das Frühstück in der Restauration, das Verhör vor der Polizei; daß man glauben möchte, ein Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt, habe nach den Vorstellungen, die er sich von europäischer Sitte gemacht, diese Scenen niedergeschrieben. Die Characteristik der Personen besteht darin, daß der Eine über Rheumatismus klagt, und deswegen fortdauernd Körperverrenkungen vernimmt, ein anderer Gamaschen statt Stiefel trägt, u. s. w. Aber Handlung und Charactristik ist ja dem Verfasser Nebensache; das worauf es ihm ankommt sind 1) die eingestreuten Witze, 2) die Couplets, 3) ein arrangirter Festzug. Die Witze gehören regelmäßig zu derjenigen Art, welche man mit dem treffenden Ausdrucke „Kalauer“ bezeichnet. Eine neue Posse kann jedesmal nur dann vom Stapel gelassen werden, wenn der Verfasser die erforderliche Menge von „Kalauern“ gesammelt hat, die dann hier und da, ohne Rücksicht auf den Gang der Handlung zur Aufmunterung eingestreut werden. Fällt, was zuweilen vorkommt, eine Posse durch, so werden die „Kalauer“ sorgfältig herausgenommen, in Spiritus gesetzt und bis zur nächsten Posse aufbewahrt. Bei diesem neuesten Erzeugnisse müssen wir nun constatiren, daß sämmtliche eingestreute Witze, wie auch der Festzug, im Circus besser an ihrem Platze gewesen wären, wie auf der Bühne. Das Couplet freilich hat seit dem vorjährigen Feldzuge einen neuen Aufschwung genommen. Bisher waren wir daran gewöhnt, die guten Lehren zu hören, die der Hanswurst den Ministern, großen und kleinen, gab, und uns von ihm in die Geheimnisse der höheren Politik einweihen zu lassen; jetzt wird derselbe scheckige Hanswurst zum Tyrtäus und Pindar der preußischen Armee. Was wollen die Schwächen der auf die gloire stolzen grande nation, über die wir zu spotten pflegen, dagegen sagen, daß nunmehr fast seit Jahresfrist täglich auf drei bis fünf, zu Zeiten auch wohl auf sieben Berliner Vorstadttheatern die Thaten der Kämpfer von Missunde, Düppel und Alsen verherrlicht werden in der Melodie von „Ach du lieber Augustin“ und ähnlichen Gassenhauern. Es läßt sich für dieses Verfahren keine treffendere Bezeichnung finden, als die der politischen Zoten. Versteht man unter Zoten Aeußerungen, die heilige Empfindungen verletzen, so trifft der Ausdruck völlig zu auf diese Bestrebungen, den Patriotismus und die Siegesfreude zu wohlfeilen Beifallsbezeugungen zu discontiren und dadurch aller Würde zu berauben. Das unersättliche Bedürfniß nach Novitäten, welches auf den zahlreichen Theatern Berlins zu stillen ist, erklärt es allein, daß dort solche Producte sich an das Licht der Lampen wagen dürfen; an anderen Bühnen sollte man sich gegen sie streng ablehnend verhalten.

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. J. Conradi, Georg Stein oder Deutsche und Letten. — R. Bausch, Aphorismen aus Schillers Werken. — Th. Reihwisch, Gammel Sören Sörensen, Gedichte. — A. Heinrich, der Augenblick des Glücks, Intriguenstück. — Hibeau, der Kurfürst und die Pächterin, Lustspiel. — Mosle, Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg. — Donath, Glauben und Schauen, Gedichte. — Gräfin A. Schwerin, Theuer erkauft, Erzählung. — Koppel, Cervantes auf der Fahrt, Gedicht. — Th. Drobisch, bunte Glasuren. — Riegel, Grundriß der bildenden Künste. — O. Ule, ausgewählte kleine naturwissenschaftliche Schriften.

* Das Leben Cäsar's von Napoleon erscheint Ende Februar. Die Buchhandlung von Karl Gerold's Sohn in Wien hat den Verlag der von Rietschel unter den Auspicien des Kaisers besorgten deutschen Uebersetzung übernommen. — Der eben erschienene Dramatic Almanack for 1865. By J. W. Anson (London, Arliss) ist dem Athenäum eine Bestätigung seiner tröstlichen Ansicht, daß in England seit zwei Jahren etwa eine heilsame Reaction zu Gunsten des intellectuellen Drama's eingetreten sei, und daß bloßer Abhub vom Pariser Repertoire die Londoner Bühne nicht mehr so vorwiegend beherrsche wie früher. — Die theologische Schrift von Ernest de Bunsen (einem Sohn des großen Gelehrten): „The Hidden Wisdom of Christ and the Key of Knolwedge; or History of the Apocrypha" ist jetzt (bei Longman) in zwei Bänden erschienen. — Eine neue englische Ausgabe und Uebersetzung des Lucretius, von H. A. J. Munro, einem Philologen geachteten Namens (2 Vols. Cambridge), wird sehr gelobt, und vom Athenäum als Textrecension der Lachmann'schen Arbeit an die Seite gestellt. — Die sehr wohlfeile (3½ Shilling) „Globe Edition" von Shakespeare's sämmtlichen Werken in einem mäßigen Octavband von 1079 Seiten, herausgegeben von W. G. Clark und W. A. Wright, den Veranstaltern der großen Cambridger Ausgabe, findet außerordentlichen Beifall.

— Sir Edward Bulwer Lytton, der Romandichter, ist in der Genesung von längerer Kränklichkeit begriffen. Er befindet sich zur Zeit in Hastings, an der Küste von Sussex, und hofft seinen Sitz im Unterhaus wieder einnehmen zu können. — Alfred Tennyson, der Poeta laureatus, heißt es, soll zur Baronetswürde erhoben werden. Das Court Journal nennt das „a tremendous on dit." — Samuel Warren, Verfasser der beliebten Schriften „The Diary of a Physician (Tagebuch eines Arztes)" und „Ten Thousand a Year," befindet sich, wie das Athenäum meldet, in einem Siechthum das keine Genesung mehr hoffen läßt. — Am 12. Januar starb in Bonn der Professor der französischen Sprache und Literatur Karl Monnard. Besonders bekannt gemacht hat er sich durch seine Uebersetzung und Fortsetzung der Joh. v. Müller'schen Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, anderer zahlreicher Schriften nicht zu gedenken.

— In Köln werden im Laufe dieses Winters Herr v. Sybel über die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts, Herr Springer über die Kunstgeschichte lesen. — Der verstorbene Prof. L. Treviranus hatte dem naturhistorischen Verein der preußischen Rheinlande und Westphalens sein Herbarium, welches, mit einer außerordentlichen Sorgfalt gesammelt, eine allgemeine vollständige Uebersicht des Pflanzenreiches gibt, wie solche jetzt nur selten noch gefunden werden dürfte, durch ein nicht vollkommen rechtgültiges Codicill vermacht. Die Familie, welche inzwischen zur Erbschaft gelangt ist, hat jedoch mit sehr anerkennenswerther Bereitwilligkeit den Willen des Verstorbenen zur Ausführung gebracht.

— Die Accademia Pontaniana hatte eine Preisfrage gestellt über das Verhältniß der italienischen Sprache zur lateinischen: ob erstere nur ein verderbter Dialekt der letzteren sei; was von der Ansicht zu halten „daß das Italienische in Rom gesprochen worden sei noch zu der Zeit da das Latein eine lebende Sprache war u. s. w." Den Preis trug ein Cesare Cantù davon. Seine Grundansicht läßt sich wenigstens ahnen aus seinem Virgilischen Motto: Sermonem Ausonii patrium moresque tenebant. — Die „North British Review" enthält eine linguistisch anziehende Abhandlung über den „alten angel-schottischen Dialekt," in welchem zuletzt noch Robert Burns seine Lieder gedichtet, und der jetzt im Aussterben begriffen ist. Es ist, sagt der Reviewer, altes Englisch, aus derselben Quelle abgeleitet, ein auf angel-sächsischen Stamm gepfropfter normannischer Schößling. Chaucer und Barboul wichen beide in Worten und grammatischen Formen von einander ab, doch wir können ihre Verschiedenheiten bis auf Robert von Glocester und Robert de Brunne zurück verfolgen, von denen ersterer der Poet der Westsachsen, letzterer ein Ost-Angel war, ein Mönch zuerst in Sempringham, dann zu Sixhill in Lincolnshire; von jenem (1280) leitete Chaucer sein Englisch, von diesem (1330) Barbour sein Angelschottisch ab. Das jetzige Aussterben der national-schottischen Zunge wird vom Reviewer zärtlich beklagt; doch wird die Unsterblichkeit des Burns'schen Liederbuchs kaum darunter zu leiden haben, wenn auch vielleicht nach einigen Jahrzehnten dessen Popularität.

Das neueste Heft der deutschen Schaubühne, redigirt von Feodor Wehl enthält den Bericht über die erste Generalversammlung des Shakespeare-Vereins zu Dresden am 24. und 25. Sept. v. J. Wilhelm Wolfsohn hielt die Eröffnungsrede, Otto Banck sprach über die Einführung der Tantieme, Hettner befürwortete die Einführung eines Centrallesecomités für dramatische Werke, Feodor Wehl besprach die Presse in ihrem Verhalten zur Bühne, Advokat E. Judeich regte die Ausarbeitung eines allgemeinen Theatergesetzes an. Sämmtliche Reden sind im Wortlaut mitgetheilt. Es wurde gewählt eine Commission für Ausarbeitung der die Tantieme betreffenden Grundsätze, bestehend aus Putlitz, Otto Banck, Pabst, Wehl, Rietz; eine Commission zur Ueberwachung der Theaterkritik bestehend aus Hettner, Otto Banck, Emil Bürde, Wolfsohn; eine Commission, die über das Centrallesecomité zu berichten hat, bestehend aus Marr, Hettner, Köster, von Gall, Carl Banck; eine Commission zur Ausarbeitung eines Theatergesetzes, bestehend aus Gall, Emil Devrient, Pabst, Eduard Devrient, Otto Banck, Marr, Wolfsohn, Judeich, Rietz; endlich der Ausschuß des Vereins bestehend aus Wehl, Wolfsohn, Hettner, Otto Banck, Friedrich, Köster, Putlitz, Marr, Rietz.

Hermann Schmid trat mit seinem auf dem Münchener Hoftheater zur Aufführung gebrachten Trauerspiele „Ludwig im Bart" als Concurent um den vom König Max II. ausgeschriebenen Preis für das „beste Drama aus der bayerischen Geschichte" auf. Schon vor einigen Jahren war demselben die Auszeichnung geworden daß sein Schauspiel „Maximilian" unter 39 eingegangenen Stücken als das einzige preiswürdige erachtet wurde. Der dortmalige Erfolg, oder vielmehr Nichterfolg, der Preisbewerbung nach geschehener Aufführung ist bekannt. Schmid aber ließ sich nicht entmuthigen, und hat sich bei dem neuerlichen Ausschreiben einer verlängerten Concurrenz wieder unter die Bewerber gestellt. Abermals nun ist sein Stück „Ludwig im Bart" unter 28 Concurrenten wieder allein zur Aufführung vorgeschlagen worden; doch haben die Preisrichter sich ihr Urtheil bis nach der Aufführung vorbehalten. Der Erfolg der letzteren war ein günstiger und man erwartet daher die Zutheilung des Preises. Die Kritik tadelt vielfache Abweichungen von der historischen Treue, und den zerfahrenen Stoff, der Thatsachen behandelt, welche sich durch 30 Jahre, 1417—1447 hinziehen. Die Exposition im ersten Act stellt den bärtigen Ludwig dar, wie er den niederbayerischen Rittern, welche sich gegen die Tyrannei ihres Landesherrn auflehnen wollen, seine Mithülfe so lange versagt, als sie nicht auf dem ordentlichen Weg beim Kaiser Abhülfe gesucht haben, und wie er erst dann sich an ihre Spitze stellt, als der Kaiser in seiner Streitsache mit dem Herzog von Landshut einen ungerechten Spruch fällt. Der zweite Act bringt eine Steigerung, indem der Conflict zwischen dem rechtmäßigen körperlich verunstalteten und dem schönen unehelichen Sohn, der schon im ersten Act angedeutet ist, sich dadurch schärft, daß der erstere sich weigert die gefangene Prinzessin Margaretha von Brandenburg, die er liebt, herauszugeben, und darüber in offene Feindschaft mit dem Vater geräth. Im dritten Act tritt der Höhepunkt des Stücks ein. Ludwig will nämlich seinen begünstigten Sohn zum Nachtheil des andern als Herzog erklären lassen, veranlaßt aber damit nur dessen Tod. Der Act schließt mit dem vollständigen Sieg des Gegenspiels, indem der Vater durch den Sohn gefangen genommen wird. Der vierte Act enthält die Peripetie. Die gehaßte Margaretha hat unter fremdem Namen zu dem gefangenen Ludwig sich gesellt, und unerkannt dessen Liebe sich gewonnen. Bald gelingt es ihr auch den Vater mit dem schwer erkrankten bereuenden Sohn zu versöhnen. Der fünfte Act endlich giebt die Schlußhandlung; den Tod des unter der Last seiner Schuld erliegenden und durch ihre Erkenntniß sie sühnenden Helden. Gelobt wird die folgerichtige und bestimmte Zeichnung der Charactere, die körnige, schlagende, fesselnde Diction, die Neuheit und Schönheit der Bilder. Die Zulassung des Werkes, welches einen Vorfahren des Königshauses, und obenein in nicht schmeichelhafter Beleuchtung auf die Bühne bringt, geschah durch königlichen Machtspruch, indem der König bemerkte: „Was seine Ahnen gethan, dürfe sein Volk auch sehen, ob gut oder schlecht." Auch in Stuttgart ist das analoge Hinderniß

geschoben, welches bisher der Aufführung der Karlsschüler entgegen stand. — In Paris hat das Vaudeville-Theater ein vieractiges Stück, **La charmeuse**, gebracht, und zwar gegen den Willen seines Verfassers Marie Uchard, der den Director Beaufort dafür gerichtlich belangen wird. Diese **charmeuse** ist ein Fräulein Andrée, verliebt in einen adeligen Libertin. Dieser compromittirt sie, und sie verläßt ihn. In einem Haus das sie als Adoptivkind aufgenommen hat, entführt sie ihrer Adoptivschwester Jacqueline den Geliebten, und zwar bloß um das muthwillige Spiel ihrer Zauberkünste zu treiben. Schließlich bereut sie, flieht aus dem Haus, an welchem sie zur Verrätherin geworden ist, und Jacqueline findet ihren Geliebten wieder. Hr. Uchard beabsichtigte eine andere Entwicklung, aber Hr. Beaufort wollte nicht warten, und so kam diese Dichtung ohne Interesse und ohne Entwicklung auf die Bühne und — gefällt. — **Le Capitaine Henriot**, komische Oper in drei Acten, Musik von Gevaert, Text von Sardou, wurde günstig aufgenommen. Hr. Sardou versteht es ein Stück „zuzuhauen,“ er bringt auch Witz und Wärme hinein, und so ist auch die Rolle des Capitäns Henriot voll sprühender Lustigkeit; aber die ernsten Partien sind lahm und langweilig. Zum Glück findet die Gestalt Heinrichs IV. stets Gnade vor den Augen der Franzosen, und sie sehen ihn gern auf die Bühne treten; denn bei diesem populärsten ihrer Könige dürfen sie sich immer auf gute Witze und hübsche Streiche gefaßt machen. Ihre übrigen Könige geben nichts zu lachen, und auch Ludwig XIV. und Franz I. sind nicht brauchbar. Der Capitän Henriot also, **alias Henri IV.**, belagert Paris, belagert aber auch zugleich das Herz einer schönen Dame, und der letzte Act zeigt seinen Sieg über die Ligue und über seinen Nebenbuhler, seinen triumphirenden Einzug in Paris und in das Herz der Geliebten — Henri IV. wie er leibt und lebt. Im musikalischen Theil hat namentlich ein vom König gesungenes Trinklied die Zuhörer entzückt. — Jules Janins classisches Gewissen protestirt im Feuilleton des Journals des Débats gegen die Carikirung der antiken Welt, wie sie neuerdings in dem banalen Genre der Offenbach'schen Musikposse zu Tage tritt, und findet dabei das schöne Wort: „**O faiseurs de parodie, qui faites chaque soir une charpie de la ceinture de Vénus!**“ — Frau Ristori spielt zur Zeit in Konstantinopel; aber die sogenannte „Gesellschaft von Pera“ lauscht lieber eine Nacht um die andere auf den „Trovatore,“ und wenn er auch noch so falsch gesungen wird, als daß sie Tragödien besuchte, die ihre Fassungskraft übersteigen.“ — Das große Volks-Theater in Paris, das in der Nähe des Bastillenplatzes gebaut wird und 2000 Plätze, von denen die theuersten nur 2 Franken kosten, haben wird, soll binnen Kurzem beendet werden. Es werden dort Dramen, Vaudevilles und Spectacelstücke gegeben werden. Der Director desselben ist schon im Besitze von 100 Stücken, worunter 30 Dramen.

Das Gewitter, welches am 6. Januar den einen Thurm der Lorenzkirche in Nürnberg zerstörte, hat auch an anderen Orten großen Schaden gethan. Unter anderen wurde in Würzburg der Neubauthurm vom Blitz getroffen, der an beiden Kuppeln sowie am Anfang des Kirchenschiffes zündete.

In Baiern herrscht große Bestürzung darüber, daß man zu der Concurrenz zu einem Denkmal für Max II. auch Berliner Künstler zulassen will. Weil — so lautet die Logik — auf dem Berliner Theater ein Stück durchgefallen ist, welches König Ludwig aus dem Spanischen übersetzt hat, so ist es ein Schimpf für die nationale Ehre Baierns, wenn die annexionslustigen Preußen mit einer Einladung von München aus beehrt werden. — Der Ausschuß zur Errichtung eines Denkmals für F. G. Jahn erklärt in einem neuen Ausschreiben daß dieses Denkmal, bestehend aus einer 10 bis 12 Fuß hohen bronzenen Bildsäule Jahns und dem Fußgestell aus schlesischem Marmor mit angemessener Verzierung, nach dem von Sachverständigen gemachten Anschlag 7500 bis 8000 Thlr. kosten werde. Zur Deckung der Kosten hat der Ausschuß bereits 4394 Thaler zur Verfügung; es würden demnach noch 3000 bis 4000 Thlr. durch weitere Sammlungen aufzubringen sein. Alle Freunde des gemeinsamen Vaterlands und des Turnwesens werden nun von dem Ausschuß gebeten denselben durch eifrige Veranlassung und Beförderung von Sammlungen unterstützen zu wollen. — Wie man aus Chur meldet, ist der Plan zu dem Denkmale des Dichters J. G. von Salis, auf dem Friedhofe von Seewis, nun definitiv festgestellt. Dasselbe soll in der Büste des Dichters, nach einem Portraite aus seiner Jugendzeit, auf einer abgebrochenen Säule bestehen, die auf einem marmorenen Postamente ruht. Das Postament zeigt drei Reliefs, von welchen das eine die „Erinnerung“ und die beiden anderen die „Dichtkunst“ und die „Kriegskunst“ darstellen. Die Säule, welche ebenfalls aus Marmor, zeigt den Namen des Dichters und als Motto eine Stelle aus einem seiner Gedichte. Das Ganze wird von einem eisernen Gitter umgeben sein. Büste und Reliefs sind dem Bildhauer Kaiser in Zürich zur Ausführung aus weißem carrarischem Marmor übergeben. — Dem Bildhauer Hornberger ist der Auftrag geworden die Statue des Königs Wilhelm II. von Holland auszuführen. — Bei der Eröffnungsfeier des neuen Schuljahrs an der Universität Neapel am 2. Januar zeigte Professor Settembrini der Versammlung eine gypsene Büste Alexanders v. Humboldts vor, mit dem Vorschlag eine ähnliche aus Marmor für die Aula fertigen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit Enthusiasmus angenommen, und es kamen in wenigen Minuten mehr als 300 Fr. zusammen. — Gustav Doré hat Frau Rossini zu Neujahr ein schönes Geschenk mit einem von ihm gemalten Fächer gemacht, auf welchem er das herrliche Motiv: „O, Mathilde, Idol meiner Seele,“ ausführte. Die gewöhnlichen Noten sind dabei durch Amoretten ersetzt, und jede Figur hat den Ausdruck der Note, die sie in dem Liede des Meisters ersetzt. Die Linien sind dargestellt durch Flöten und Fidelbogen. Kurz, man kann keine Vorstellung geben von dem Geiste, der Anmuth und dem Ausdrucke in diesem Bilde.

Unter den zur Ausschmückung des Maximilianeums bestimmten Malereien sind, wie die Baier. Ztg. berichtet, zwei im Auftrag des höchstseligen Königs von Seibertz in Fresco ausgeführte Wandgemälde vollendet worden. Dieselben befinden sich in zwei einander entsprechenden Räumen der Vorhalle, durch welche man in die großen Hauptsäle gelangt, zu deren Ausschmückung eine Anzahl großer Oelgemälde mit Darstellungen der großartigsten und bedeutungsvollsten Geschichtsacte ausersehen ist. Gemäß dem Platz den sie einnehmen, haben beide die Bestimmung durch Vorführung bedeutender Persönlichkeiten aus der Gegenwart und Neuzeit auf die Versenkung in die epochemachende Entwicklungsphasen der Vergangenheit in angemessener Weise vorzubereiten, und demgemäß zeigt uns das eine die hervorragendsten Staatsmänner, das andere die namhaftesten Gelehrten, Dichter und Künstler des Jahrhunderts, jenes mit entfernterer, dieses mit näherer Beziehung auf Bayern und auf die Regierungszeit des königlichen Auftraggebers. Das erste derselben, welches die südlich vom Mittelraum gelegene Seitenhalle schmückt, stellt ein durch rothsammetene Vorhänge in drei Abtheilungen gegliedertes Staatszimmer dar. In der mittlern und größten dieser Abtheilungen sieht man um einen Tisch herum, theils sitzend theils stehend, die staatslenkenden Diplomaten der Restaurationsperiode, zu einer politischen Conferenz versammelt, zunächst links vom Beschauer Talleyrand, nächst ihm Montgelas, sodann Hardenberg, neben ihm Metternich und ein wenig im Hintergrunde Gentz. Die beiden Seitenabtheilungen sind zu Hindeutungen auf eine noch weiter rückwärts liegende Periode einerseits und die Bewegungsjahre der Gegenwart andererseits benutzt. Rechts erblickt man den ältern Pitt und den Nationalökonomen Adam Smith, links dagegen in der Tiefe des Zimmers die Büste des Königs Max und den bayerischen Rechtsgelehrten Kreittmayr, im Vordergrund Frhrn. von der Pfordten. Das Aeußere der Kleidung und Zimmerausstattung ist mit historischer Treue und Genauigkeit behandelt. Unmittelbar näher dem jetztzeitigen Interesse stehen die Persönlichkeiten des zweiten Gemäldes, welches seinen Platz in der nördlich gelegenen Seitenhalle erhalten hat. Es vergegenwärtigt uns eine Versammlung von Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst welche sämmtlich der Regierungszeit des höchstseligen Königs selbst angehört oder zu ihr mindestens in naher Beziehung gestanden haben. Den Mittelpunkt des Bildes nimmt die Figur Alexanders v. Humboldt ein, der von den beiden Präsidenten der beiden Münchener Akademien J. v. Liebig und W. v. Kaulbach in die vielleicht ihm zu Ehren veranstaltete Versammlung eingeführt wird. Um diese drei Männer gruppiren sich alle übrigen Figuren. An Liebig, der zu Humboldts Rechten steht, reihen sich zunächst Schelling und Thiersch, an sie Klenze, Hermann und Döllinger mit Frauenhofer, Westenrieder und Lori im Hintergrund. An Kaulbach dagegen, welcher seinen Platz links von Humboldt erhalten hat, schließen sich nach hinten Karl Ritter und Dönniges und seitwärts nach dem Vordergrund zu Ranke und Geibel, während noch etwas weiter nach rechts (vom Beschauer) Lachner und Kobell und hinter ihnen in der Tiefe des Zimmers Schwanthaler, Platen und Baader ihren Platz erhalten haben. Auch die Zusammenstellung dieser Personen ist dem Wesen einer solchen Versammlung entsprechend, dergestalt daß sich in ihr zugleich der Charakter einer angemessenen Würde und Feierlichkeit und der Ausdruck des Lebens in ungezwungenen Wechselbeziehungen zu erkennen gibt. In nicht gewöhnlichem Grad aber ist dem Künstler die treue und lebenswahre Nachbildung der einzelnen Persönlichkeiten in ihren Aeußerlichkeiten, wie von Seiten des Geistes und Charakters gelungen. Im Gegensatz zu den lebhaftern und glänzendern Farben des ersten Bildes bewegt sich dieses mehr in ernsten und dunkeln Tönen, und bringt hiedurch den Gegensatz zwischen der innerlichen Bedeutung beider auch unmittelbar für das Auge zur Anschauung.

— Der Tenorist Wachtel verläßt sein Wiener Engagement am 1. Mai.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 36.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 5. Bremen, 29. Januar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Briefe an Ludwig Tieck.

Von J. W. Schaefer.

Zweiter Artikel *).

Wenn wir in unserm ersten Artikel über die Holtei'sche Sammlung von Briefen an L. Tieck die Erwartung aussprachen, der Inhalt der letzten Bände werde reichhaltiger ausfallen, weil in Folge der alphabetischen Anordnung der Namen der Correspondirenden noch mehrere der in Tieck's Leben bedeutungsvoll hervortretenden Freunde seiner Jugend im Rückstande waren, so ist diese mit dem Erscheinen des dritten und vierten Bandes zum Theil in Erfüllung gegangen. Gleichwohl ging auch jetzt die Absicht des Herausgebers weniger dahin, die geheimen Fäden in der geistigen Entwickelung des Dichters klarer denn bisher erkennen zu lassen, als vielmehr durch die an ihn gerichteten Briefe zu veranschaulichen, wie vielseitig Tieck's Berührungen mit den Mitlebenden gewesen sind, mit welcher Verehrung ihm das jüngere Geschlecht gehuldigt hat. Es ist nicht zu verwundern, daß diese allgemein gehaltenen Huldigungs- und Empfehlungsbriefe fast ganz dem letzten Abschnitt von Tieck's Leben angehören. Nach Goethe's Scheiden bezog Tieck das leergewordene Hotel des Ministerpräsidenten im Reiche des Geschmacks, zumal auch er eine Zeitlang ein Glied der Dresdener Theaterintendanz war, durch dessen Einfluß junge dramatische Talente in die Welt eingeführt zu werden hofften. „Voilà un compliment dont la fortune a changé l'adresse," möchte man daher von sehr vielen dieser Briefe sagen. Den jüngeren Dichtern, die ihm vertrauensvoll ihre Dichtungen zur Beurtheilung zusandten, scheint Tieck nur ausnahmsweise ein ermunterndes und leitendes Wort erwidert zu haben. Und doch finden wir Namen, die nachmals zu allgemeiner Anerkennung gelangten, Wilhelm Müller, Prutz, Mosen u. And. Bei der bekannten Unlust Tieck's, sich in Correspondenzen einzulassen, eilen selbst viele der bedeutendsten Zeitgenossen in schneller Hast an uns vorüber; oft sind es nur gleichgültige Geschäftssachen, womit die Erwartung, die ein berühmter Name in uns erregte, sich genügen lassen muß. Hin und wieder läßt uns eine anmuthige Oase verweilen und zieht uns zu eingehender Betrachtung heran; es sind namentlich die Briefe von Otfried Müller, Quandt, Solger, Adolf Schöll, Uechtritz, Eduard von Schenk. Aus dem ersten Briefe dieses bayrischen Ministers, der sich als dramatischer Dichter bekannt gemacht hat, ersehen wir, daß König Ludwig von Bayern den Wunsch hegte, Tieck an die neugestiftete Universität München zu ziehen. (Einige Jahre vorher hatte die philosophische Facultät zu Breslau ihn als Professor der neuen Literatur zu berufen gesucht.) Es sind beherzigenswerthe Worte, wenn Schenk bei dieser Veranlassung schreibt: „Weit entfernt, Ihre akademische Wirksamkeit auf den engen, systematisch gezogenen Kreis gewöhnlicher Collegien beschränken zu wollen, lebt vielmehr der König der Ueberzeugung, daß ein Mann, wie Ludwig Tieck, durch seine Persönlichkeit, durch seine freiesten Vorträge und Gespräche, selbst durch die Würde und Anmuth seines geselligen Umganges mehr wirken und anregen könne, als Andere durch die ausführlichsten und ausholendsten Vorlesungen über Aesthetik, Literaturgeschichte u. s. w. Wählen Sie aus dem umfassenden Gebiete Ihrer Forschungen einzelne Theile, lesen Sie über Shakespeare, Dante, Calderon, oder lesen Sie einzelne Werke dieser großen Dichter nur vor, und es wird sich ein liebevoller Kreis jugendlicher Zuhörer begierig um Sie sammeln, und er wird durch diese ewigen Muster — so vorgetragen und so erläutert, — wahre Kunst und wahre Schönheit kennen lernen."

Was bei diesen Bänden unsere Erwartung höher spannt, sind die Namen aus der Jugendzeit der Tieck'schen Romantik, A. W. und Fr. Schlegel, Steffens, Wackenroder. Es fehlt Fr. von Raumer, der seine Briefe zurückerhalten hat. Von Schelling findet sich ebenfalls nichts, wahrscheinlich aus dem nämlichen Grunde; von Schleiermacher sind nur drei Briefchen aus den letzten Jahren erhalten, nicht viel mehr von Varnhagen. Aus den letzteren heben wir die charakteristische Stelle heraus: „Die Lebenden will ich überhaupt geschont wissen, und ich glaube, daß ich es meinerseits nur allzusehr gethan habe; in welchem Maße, könnte nur der beurtheilen, der einsähe, was alles in meinen unendlichen Papieren ich zum Schweigen gebracht habe."

Wackenroder's Briefe, alle den Jahren 1792 und 1793 angehörend, führen uns in Tieck's akademische Jahre zurück; sie sind der kindliche, weichherzige Ausdruck einer bis zur Verehrung gesteigerten Jugendfreundschaft, voll von Ausdrücken der Sehnsucht

*) Siehe Bremer Sonntagsblatt 1864. Nr. 44. S. 355 ff.

nach Wiedersehen und Wiedervereinigung, die darauf in Erlangen den Freunden gewährt ward. Wir erfahren daraus Manches über Tieck's dramatische Erstlingsversuche, Anna Boleyn, Adelbert und Emma, der Abschied, der Roßtrapp, alle mit der ihm damals eigenen flüchtigen Productivität mehr hingeworfen als ausgeführt, nicht ohne von Wackenroder's offenherzigem Freundesurtheil die nöthige Zurechtweisung zu erfahren. Wackenroder hatte schon damals ein reges Interesse für altdeutsche Poesie, vor der Tieck ihn noch warnte, bis er selbst in gleiche Neigungen und Studien hinübergezogen wurde und sich lange Zeit mit der Herausgabe des Nibelungenliedes und Uebertragungen der lyrischen Dichter dilettantisch beschäftigte. Welch eine Naivetät der Ansichten damals noch auf diesem Gebiete herrschte, sieht man z. B. daraus, daß Tieck den Wolfram von Eschenbach für den Verfasser des Textes des gedruckten alten Heldenbuchs hält.

Ueber die späteren Jahre, wo die romantischen Tendenzen sich entschiedener geltend machten, belehren uns ausführlicher die Briefe von A. W. Schlegel und Henrich Steffens. Der Letztere schildert uns, wie bereits in seiner Selbstbiographie, in einem seiner Briefe mit lebhaften Farben jenen eigenthümlichen Bund der Poesie und Philosophie, womit wir in das neue Jahrhundert eintraten. „Es war eine wunderliche, ahndungsvolle Zeit," schreibt er 1814 an Tieck, „in welcher ich Deine erste Bekanntschaft machte. Aus einem fernen Lande früh schon durch große Hoffnungen und sonderbare Wünsche getrieben, fand ich mich in der Mitte vieler bedeutender Männer, die mich gern aufnahmen, und mit einem großen kindlichen, recht eigentlich absichtslosen Muthwillen ließ ich alle meine Gedanken und Anschauungen, geschenkte und eigene, ein loses, leichtes Spiel treiben. Ich denke oft mit inniger Freude daran, und diese Zeit, die mir an Liebe, Freundschaft, geistiger Anregung mancherlei Art so reich war, erscheint mir immer als die Blüthezeit meines Lebens". Allein er deutet zugleich scharf auf den Verfall hin, der dem romantisch-philosophischen Hochmuth auf dem Fuße folgte. „So gewiß, wie es ist, daß die Zeit, in welcher Goethe und Fichte und Schelling und die Schlegel, Du, Novalis, Ritter und ich, uns alle vereinigt träumten, reich an Keimen mancherlei Art war, so lag dennoch etwas Ruchloses im Ganzen. Ein geistiger Babelsthurm sollte errichtet werden, den alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuths unter seine eigenen Trümmer — bist du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den andern. — Ich kenne deine Gesichtszüge nicht mehr, Deine Worte sind mir unverständlich, — und ein jeder trennte sich in den entgegengesetztesten Weltgegenden — die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelsthurm dennoch auf eigene Weise zu bauen."

A. W. Schlegel erscheint in diesen Briefen in der Periode seines rastlosen Schaffens, und seine ausgezeichneten Verdienste um deutsche Bildung und Literatur treten aufs neue recht lebhaft vors Auge. Wir begleiten ihn bei den schwierigen Problemen, die er seiner Uebersetzungskunst stellte, welche er „auf den höchsten Punkt zu cultiviren" sich entschlossen zeigt. Daß seine Shakspeare-Uebersetzung, durch die er sich ein Ehrendenkmal gesetzt hat, ins Stocken gerieth, war nicht eine Folge eingetretener Unlust, sondern rührte von der Theilnahmlosigkeit des Publikums her, die dem Verleger zu weiterer Fortsetzung des Unternehmens den Muth nahm. Noch 1809 schreibt er: „ich kann ihn weder aufgeben, noch zu Ende fördern." Doch seit 1810 zog er die Hand von dem Werke ab.

Mehrere der Schlegel'schen Briefe betreffen die Redaction des Musenalmanachs für 1802, der die jungen Romantiker als geschlossene Phalanx ins Feld führte. Tieck war auf dem Titel als Mitherausgeber genannt, jedoch bei seiner Saumseligkeit und Unordnung fiel Schlegel alle Mühe allein zu. Von Jugend auf gehörte es zu Tieck's Eigenthümlichkeiten, seine Freunde und die literarische Welt mit Versprechungen und Erwartungen hinzuhalten. Unendlich oft wiederholen sich in diesen Briefen die Mahnungen zur Fortsetzung des Cevennenkriegs, welche eine Reihe von Jahren hindurch im Leipziger Meßkatalog als stereotyper Titel fortgeführt wurde. Man erwartete Großes von seinem stets in Aussicht gestellten Werke über Shakspeare, von welchem aus seinem Nachlaß nur dürftige Entwürfe zu Tage gefördert sind. „Was wird aus allen Deinen dichterischen Planen?" ruft ihm Schlegel in der langen Zeit des Schweigens zu, welche dem Octavianus folgte. Schlegel erscheint dagegen in unablässiger Thätigkeit, und über solchen Früchten des Fleißes vergißt man gern die auch in den Briefen aus den späteren Jahren durchblickenden Schwächen der Eitelkeit, die von verjüngenden Toilettenkünsten und Lordsfreundschaften viel Aufhebens macht.

Friedrich Schlegel's Briefe bringen nichts von Bedeutung. Das Verhältniß zu seinem Bruder tritt in Wilhelms Briefen am schärfsten hervor. Friedrich klagt über dessen Pedanterie, und wenn er ein andermal hervorhebt, sein Bruder leide an Halbheit, Unkenntniß und falschen Vorstellungen, so nimmt sich das gerade in Friedrichs Munde höchst ergötzlich aus. Ueber dessen spätere Schriften spricht Wilhelm gegen Tieck offen seine Unzufriedenheit aus. „War's nicht ein Jammer," schreibt er, „daß ein solcher Geist so zu Grunde gegangen ist!" Ein andermal äußerte er: „Ich hätte Lust dem früheren Friedrich gegen den spätern ein Denkmal zu setzen." Tieck, von dessen Hand die hinterlassene Wittwe Fr. Schlegel's ein Lebensbild ihres Gatten entworfen zu sehen wünschte, hat sich ebensowenig der bedenklichen Aufgabe, deren Schwierigkeit auch sie recht wohl erkannte, unterziehen mögen.

Der zuletzt erwähnte Brief von Dorothee Schlegel ist auch in anderer Hinsicht der gehaltvollste von denen, welche von Frauenhand in der Sammlung enthalten sind. Rahel Varnhagen, von der zehn Briefe abgedruckt sind, mag mit den kokettirenden Sprüngen ihrer bekannten geistreich scheinenden Manier noch hin und wieder Beifall finden; der Inhalt ist dürftig.

Indem wir die Holtei'sche Sammlung aus der Hand legen, können wir freilich das Geständniß nicht zurückhalten, daß die daraus für unsere Literaturkenntniß gewonnene Ausbeute gering ist und selbst zum Verständniß von Tieck's Leben und poetischer Production kaum irgend etwas mitgetheilt wird, was nicht schon durch Köpke's ausführliche Schilderung aufgeklärt ist. Bei chronologischer Anordnung würde es noch mehr in die Augen fallen, daß weite Strecken in des Dichters Leben in diesen Briefen kaum berührt werden und auf die früheren Abschnitte desselben nur hin und wieder ein schwaches Licht fällt. Wir müssen voraussetzen, daß es nicht in der Macht des Herausgebers gestanden hat, diesem Uebelstande abzuhelfen. Indeß können wir ihm schließlich nicht den Dank vorenthalten für die mit großer Sorgfalt zusammengestellten Nachrichten über die einzelnen, zum Theil völlig verschollenen Verfasser der Briefe, wodurch er besonders über die Geschichte des neueren Drama's und Theaters manche werthvolle Aufklärung gegeben hat.

---

* Elisabeths Handschuh.

Ballade.

Von Elise Ruperti.

Der Glocken helle Klänge
Vom Thurm zu Eisenach
Verkünden laut der Menge
Den Buß- und Feiertag.

Und ehe noch verhallet
Der Ruf zum Haus des Herrn,
Die Schaar der Frommen wallet
Herbei von nah und fern.

Und zum Gebete eilen
Die Stufen sie empor,
Die Dürftigen nur weilen
Noch an der Kirche Thor;

Erharrend dort mit Sehnen
Ein strahlend Augenpaar,
Das, trocknend ihre Thränen,
Der Armen Sonne war.

In allen deutschen Gauen
Pries man Elisabeth,
Die edelste der Frauen,
So hülfreich früh und spät.

Der Kranken Schmerzen lindern,
Sich ihrer Pflege weihn,
Die Noth der Armen mindern,
Schien sie allein zu freun.

Doch schaut, dort im Geleite
Von edlen Fraun und Herrn,
Der Landgraf ihr zur Seite,
Naht sie sich schon von fern.

Der Ritter Helme funkeln
Im lichten Sonnenschein,
Doch ihren Glanz verdunkeln
Der Damen Perl' und Stein;

Nur sie, in Engelmilde,
Die Krone aller Fraun,
Gleicht einem Heil'genbilde,
Ist sonder Prunk zu schaun.

Die hülfereichen Hände
Ziehn Gaben nun hervor,
Daß Allen rings sie spende,
Die an der Kirche Thor.

O seht den armen Blinden,
Den man noch zu ihr führt!
Er wußte nicht zu finden
Sie, die das Elend rührt.

Und ach, umsonst sein Hoffen,
Zu lang' hat er verweilt;
Die Hand, die immer offen,
Hat alles schon vertheilt.

Doch in des Mitleids Drange
Zieht sie den Handschuh aus.
„Du säumtest schier zu lange,
Trag' den mit dir nach Haus.“

Da spricht der Ritter einer
Zum Blinden: „Gieb ihn mir!
Es schätzt so hoch ihn Keiner,
Nimm dieses Gold dafür.

Ein Handschuh, den getragen
So reine, edle Hand,
Sei mir in Kampf und Wagen
Des Glückes Unterpfand.

Wenn rings die Lanzen splittern,
Sei er mein Talisman;
Der Feind soll flugs erzittern,
Der sich ihm nahen kann.

Er sei fortan zu schauen
Als meines Helmes Zier,
Die Ehre edler Frauen
Verfecht' er für und für;

Und wer es wagt zu schmähen
Der Frauen Tugendsinn,
Der soll mir Antwort stehen. —
Den Handschuh werf' ich hin!“

II.

Im Sterben lag ein Ritter,
Ergraut im Waffenklang
Und unter Speergesplitter, —
Den Tod er nicht bezwang.

Und um ihn her die Seinen,
Das Herz von Kummer voll,
Des Abschieds Thräne weinen,
Der Liebe heil'gen Zoll.

Da hellt dem alten Recken
Noch einmal sich der Sinn,
Die Hände segnend strecken
Sich nach den Theuren hin.

„Warum euch so betrüben?
Dem Tod entgeht man nicht;
Ergebung müßt ihr üben,
So will's die Christenpflicht.

Mit meinem besten Blute
Kämpft' ich ums heil'ge Grab;
Drum mit getrostem Muthe
Sink' ich in meins hinab.

Doch laßt mich nochmals schauen
Den Handschuh, wohlbekannt,
Die edelste der Frauen
Trug ihn auf reiner Hand.

Noch einmal, eh' ich sterbe,
Soll mich sein Anblick freun;
Laßt ihn von eurem Erbe
Das höchste Kleinod sein.

In Kämpfen und Gefahren
Weit über Meer und Land
Half er mich treu bewahren,
War mir des Glückes Pfand.

Als meines Helmes Zeichen
Schreckt' er den Sarazen,
Die Feinde mußten weichen,
Ließ sich der Handschuh sehn.

Und als mit Roß und Knappen
Ich endlich heimgekehrt,
Hab' ich in meinem Wappen
Des Herzens Dank bewährt.

Ihr wißt es, auf dem Schilde,
Der unserm Stamm gebührt,
Ist in dem Wappenbilde
Ein Handschuh ausgeführt;

Und Mahnung meinen Söhnen
Soll dieser Handschuh sein,
Verehrung edlen Schönen,
Der Tugend Schutz zu weihn.

Wo man den Schwachen kränkte
Mit schnödem Bubensinn,
Wo Macht das Recht verdrängte,
Da werft den Handschuh hin!

Und der gerechten Sache
Weiht euch, trotz Hohn und Spott;
Ob euch der Troß verlache,
Mit euch der große Gott!«

So hat der Greis gesprochen, —
Nun sind die Lippen stumm,
Die Kraft ist ihm gebrochen,
Und Stille herrscht ringsum.

Auf seinen Handschuh drückte
Er der Verehrung Kuß,
Und nach den Lieben blickte
Er wie zum Scheidegruß.

Es falten sich die Hände,
Fast schon der Kraft beraubt,
Zu einem sel'gen Ende
Neigt sich das müde Haupt.

---

* Aus den bayerischen Alpen.

Von W. Glander.

Das Höllenthal und die Hochalpe bei Partenkirchen.

Wer von Partenkirchen oder Garmisch die Straße im Loisachthal aufwärts wandert, der gelangt in nicht gar langer Zeit zum einsamen Wirthshaus an der »Schmelz;« früher, als der Name noch eine wirkliche »Schmelz« bedeutete, nämlich das nahegelegene Amalgamirwerk des Höllenthaler Bleibergwerkes, war das Wirthshaus ein beliebtes Ziel für die Abendspaziergänge der Garmischer Sommergäste, man freute sich dann an dem bunten Farbenspiel des Zinkofens, aus dessen Oeffnungen die gelblich-grünen Flämmchen hervorzüngelten und weithin leuchtete noch die Glut des Kamins den Heimziehenden.

Heute dient die Schmelz anderen Zwecken, ein Sensenschmied hat sich dort angesiedelt, der Hochofen steht verlassen, seit der Bergbau im Höllenthal ausgelassen worden ist, theils wohl wegen allzugeringen Bergsegens, besonders aber der großen Kosten des Betriebes halber, der im Winter ein paar Monate ganz stocken mußte und auch im Frühjahr und Spätherbst nur unter steter Lebensgefahr der Knappen, der Lawinen halber, statt finden konnte.

Immerhin wird Niemanden ein Gang zur Schmelz gereuen, denn nirgends sieht man vom Thal aus schöner in den wilden Felsenkessel des Höllenthals hinein, das zwischen der Wand des Waxenstein im Westen, der Alpspitze und den Höllenthalspitzen im Osten tief hineinzieht gegen den Nordabfall der Zugspitze; zuletzt nur noch einer einzigen riesigen Schütthalde gleich, trägt es hoch oben an seinem Schlusse, am »Höllenthalkahr« ein großes zwischen wilden Felsspitzen gebettetes Firnfeld — den Höllenthalferner, aus dem die Zugspitze selbst in unnahbaren Wänden emporsteigt.

Dem Bergbau hat es der Tourist zu verdanken, daß diese schauerliche Wildniß überhaupt zugänglich gemacht worden ist, ja daß ein verhältnißmäßig guter Pfad, so lange er eben noch unterhalten wird, tief in die Thalschlucht hineinführt, ja eine theilweise Durchwanderung derselben möglich macht, die einen Begriff gibt von den Naturkräften die unablässig und ewig an den Alpen den Kampf der Zerstörung kämpfen. —

Von der Schmelz aus sieht man hoch oben an der dunkeln Wand des Waxensteins einen schmalen grünen Streifen sich hinziehen — es ist der Weg in's Bergwerk, erschrick nicht, Wanderer, mancher Knappe hat ihn bei Sturm und Wetter begangen, beschwert mit der Last der Erzstufen, und er ist noch nicht der schlimmste Theil des Weges, drüben gegen das Knappenhaus zu droht ihm auch noch im Frühjahr Lawinengefahr, am Waxenstein ist wenigstens die Neigung so steil, daß kein Schnee haftet; laß dich nicht zurückschrecken, folge mir immerhin, wenn du dir auch keine Bergbesteigung zutrauen würdest. —

Kurz hinter der Schmelz führt der Weg über einen Bach, der heftig der Loisach zueilt, als wäre er unwillig über die Frohndienste, die er dort dem Schmied thun muß. — es ist der Hammersbach, der Abfluß der Wasser des Höllenthales; von seinem Ungestüm kannst du schließen mit welch' zerstörender Wuth er nach einem Hochgewitter daher stürmen mag; ein Weg führt links ab, gerade auf den Waxenstein zu, unvermerkt bist du im Dorfe Hammersbach, dessen paar Häuser sich schon an die Berghalde lehnen, bald gehts in die Waldschlucht hinein, hart an dem wilden Bach. Ein Steg führt hinüber; »zur Maxklamm« zeigt drüben ein Wegweiser, nach einigem Steigen thut sich eine wilde Felsenscenerie auf, und zuletzt schliessen sich die Wände und riesenhafte Blöcke versperren den Weg; dort entströmt der Bach brausend den Felsen, durch deren Tiefe er sich einen wohl noch von keinem Sterblichen gesehenen Durchgang gewühlt hat; es ist der Schluß der Höllenthalklamm, den du vor dir siehst, denn von hier aus aufwärts bildet das ganze Bett des Hammersbachs eigentlich nur eine einzige Klamm, das heißt, der Bach hat sich tief in die Thalsohle eingegraben und fließt nun fast unterirdisch und gar nicht oder nur an einzelnen Stellen sichtbar.

Doch zurück über den Bach, die Maxklamm ist nur die sogenannte Damenparthie, jetzt geht es scharf im Zickzack, den »Stangenwald« hinan, wohl eine Stunde durch köstlichen Hochwald und wie er sich öffnet, tritt dir der Absturz der Felswand entgegen, an dem jetzt der Pfad hinführt — jener schmale grüne Streif, den du drunten von der Schmelz sahst; er ist nicht so schlimm als er von dort aussah, er ist wenigstens drei Fuß, sehr oft aber fünf und sechs Fuß breit, und der Absturz zu deiner Linken ist weit nicht so jäh als der Anstieg der Felswand zur Rechten, die drohend in die Lüfte ragt.

Heiß brennt die Sonne auf den Felsen, um so erwünschter ist der Quell, der dort in eine Baumrinde gefaßt, dem Gestein entrieselt, zur kurzen Rast und Umschau — und welche Umschau! — tief unten das Thal, das sich nach und nach geöffnet hat und in dem die Vegetation schon dürftig zu werden beginnt, die Föhre zur krüppelhaften Latsche herabsinkt, und rückwärts schaust du hinaus in's grüne Loisachthal, ja darüber hin schweift der Blick in die Ebene, weit draußen gefesselt durch einen tiefblauen Spiegel — den Starnberger See.

Wieder gehts an der Felswand weiter und mit einem Male jäh hinunter, gerade dem Abgrund zu, du bist »an der Stange;« Tritt für Tritt prüfend mußt du hinabsteigen bis du vor der Klammbrücke wieder ebenen sicheren Boden hast; ein schauerlicher Felsenschlund öffnet sich, unter dir in grauem Dunkel tobt der Kampf der Elemente; tief unten der Hammerbach, nicht sichtbar, kaum hörbar, und in halber Höhe bricht, ihn zu unterstützen in dem ewigen Kampf, ein mannsdicker Wasserstrahl aus der Felswand hervor und stürzt in die Tiefe.

Das Höllenthor, so heißt die Stelle, ist der einzige zugängliche Punkt der Klamm, denn gerade hier an ihrer Verengung, führt eine kühne Holzbrücke hinüber, 240 Fuß über dem Wasser und wohl 100 Fuß lang, und gestattet einen Blick in die fürchterliche Tiefe.

Hoch oben über der Brücke, etwas seitwärts, siehst du an beiden Abhängen ein reckartiges Gerüst, es diente dazu, den Knappen das Schleppen der Erzkörbe hier an den steilsten Stellen des Weges zu ersparen, ein gewaltiges Tau verband quer über dem Abgrund hin die beiderseitigen Gerüste; in dieses mit einem losen Quertau befestigt wurde der Korb mittelst seiner eigenen Schwerkraft über die Schlucht hinüber bugsirt, das Tau fest angezogen, so daß er drüben, wo das Gerüst weit niedriger stand, wieder in die Höhe schnellte und nun mit kühnem Ruck aufgefangen und festgehalten werden konnte; — auch gerade kein Kinderspiel, einen Centnerschweren Erzkorb im rechten Augenblick zu packen und wenn auch mit vereinter Kraft zu halten, dabei auf einen Fleck stehen wo Ausweichen nicht möglich, Ausgleiten aber mehr als bedenklich ist!

So steil es drüben herabging, eben so und noch steiler und weit länger geht es jetzt aufwärts, nicht mehr an der Felswand, sondern über wildes Felsgetrümm, immer aber auf ziemlich gutem, wenn gleich für den Fremdling kaum kenntlichem und deßhalb hundertmal zu verfehlendem Steig; manchmal über recht unangenehme schmale Stellen, wo dir nur übrig bleibt, den Fuß dahin zu setzen, wo eben der Führer den seinen aufhebt; gehörst du etwa zu denen die wie Jener im Märchen das „Gruseln“ erst lernen müssen, dann laß dir die Stelle zeigen, wo vor einigen Jahren eine Lawine einen Knappen hinabriß in die Tiefe, dort unten wo du den Schneefleck siehst, lag sein Leichnam Monate lang unter der eisigen Hülle, bis Gewitterregen und die Julisonne die Schneemassen schmolzen und es möglich machten den dann erst sichtbaren Körper heraufzuschaffen. —

Endlich ist das erste Knappenhaus erreicht, aber kein Rauch, der dem Wanderer die Nähe von Menschen anzeigte. — Alles verlassen, das Haus, das seiner Zerstörung entgegen geht, daneben starrt die Mündung eines Stollens schwarz entgegen, einige Stückchen Bleierz — keine gastliche Stätte, nur unheimliche Oede und nicht anders ist es beim obern ein paar hundert Fuß höher gelegenen Knappenhaus.

Und auf das ärmliche vergängliche Menschenwerk thauen die hehren Alpengipfel herab, wie für die Ewigkeit erbaut; der Wazenstein, die Höllenthalspitze und dort am Schluß der Thalschlucht über dem Höllenthalkar, von dem ein Firnfeld herüberblitzt, steigt der Zugspitzstock in schrecklich zerrissenen, überhängenden Wänden auf; der Felsgrat, der vom Zugspitzstock östlich zum Brunetbalkopf zieht, scheidet die beiden, ihn umlagernden Ferner — hier der Höllenthalferner, fast unzugänglich, drüben jenseits des Felsgrates der Schneeferner oder Plattachferner über den, auf dem weiten Umweg durch das hintere Rainthal, der einzig mögliche Weg auf die Zugspitze führt. Rückwärts, gegen das Loisachthal zu, hat sich der Felsenkessel geschlossen, die östliche Thalwand scheint sich dort dicht an den Wazenstein zu schmiegen und versperrt allen Ausblick. Kaum daß noch die Latsche und kurze zwischen dem Gestein hervorsprossende Grasschöpfe das düstre Grau der ganzen großen Scenerie etwas mildern, so ist alles ringsumher öde und leblos.

Du sehnst dich, aus dem unwirthbaren Felsenthal hinauszukommen zu den grünen Höhen, die dir der Führer dort oben hinter jener Felsscharte verspricht, aber immer höher und höher gehts hinauf, ein tiefer noch im August schneeerfüllter Tobel nach dem andern muß umgangen werden; in einen derselben, wo es ohne Gefahr für etwa des Weges heraufkommende geschehen kann, weil noch ein gehöriger Lawinenrest daran liegt, läßt der Führer einen tüchtigen Felsbrocken ab, der in tollen Sprüngen die Halde hinabkollert um, in Trümmer zerschellt tief unten noch ein mehrhaft dämonisches Echo an der jenseitigen Halde herauszuforderu.

Noch ein steiler Hang, eine glatte Felsplatte, und die Scharte ist erreicht — jetzt öffnet sich mit ein paar Schritten eine Landschaft, so gründlich verschieden von dem was du in den letzten Stunden gesehen, daß du versucht bist, an Zauberei zu glauben; — aber noch glaubst du am Ende aller Vegetation, alles Lebens zu sein, da trittst du aus dieser starren Steinwelt in die Region einer herrlichen Hochalpe, saftige Matten, weidendes Vieh, und wo ja der nackte Fels zu Tage tritt, da umrahmt ihn die rothblättrige Alpenrose mit ihren feurigen Dolden; tiefer unten ein paar braune Punkte — die Sennhütten, und wo die Matten aufhören beginnt die Waldzone, in deren Tiefe sich dort drüben die Partnach ihre Klamm ausgewühlt hat, bis endlich die Thalebene von Garmisch und Partenkirchen, wieder im grünen Schmuck der Wiesen, eine neue Abwechselung gewährt; jenseits dieser hebt sich's aber wieder mächtig in die Höhe, gerade aus der Kramen mit seinen dunkel bewaldeten Dolomitstufen, rechts das Esterngebirge, unten bewaldet, oben eine Alpe an der andern, nur seine Spitzen ragen in Schrofen auf; über seine höchste Zinne, den Krottenkopf, siehst du beinahe hinüber, zwischen beiden Gebirgen hinaus aber öffnet sich die unendliche Ebene mit ihren Seen zumal dem Ammer- und Wurmsee; gegen Osten setzt das Wettersteingebirge noch Stunden lang fort, von der Dreithorspitze über den gezackten Kamm des eigentlichen Wettersteins allmählich herabsinkend zum Durchbruch des Isar oberhalb Mittenwald, jenseits dessen das dunkle Karwendelgebirg niedriger, aber fast wilder geformt als der Wetterstein emporstarrt; dort siehst du die Isar sich östlich wenden und verfolgst den Lauf ihres breiten Kiesbettes Stunden lang; über die tiefe Gebirgslücke, die sich der Walchensee ausgewaschen hat, ragen, weniger ernst aber farbenreicher und mannigfaltiger die Zinnen der Kalkalpenwelt von der Benedictenwand bis zum Wendelstein in den Horizont hinein.

Du stehst auf der höchsten Stufe der Hochalpe, dem „Osterfeld,“ wendest du dich um, so ragt ganz nahe eine neue Berggestalt in die Lüfte, die Alpspitze, nach der Zugspitze die schönste und kühnste unter allen Spitzen des ganzen Wettersteingebirges; in der That um mehr denn 1000 Fuß niedriger als die Zugspitze verdunkelt sie mit ihrem herrlich geschwungenen Horn, besonders von Partenkirchen aus gesehen, fast die wild erhabene Größe jener.

Nun noch zum letzten Mal ein kleiner Anstieg auf jenen Felshügel, und du überschaust die beiden, so gründlich verschiedenen Bilder mit einem Male, hier die grünen Matten der Hochalpe, dort die Wildniß des Höllenthals, durch das du heraufgekommen und das jetzt in Vogelperspective unter dir liegt, dort siehst du den Stangensteig an der Wand des Wazenstein ziehen, dort steigt er herab zur Klammbrücke, deren derber Holzbau sich von hier oben gesehen wie dünne Stäbchen über die Kluft legt. Noch höher, als der Stangensteig, zieht am Wazenstein ein ganz schmaler Pfad hinan, nur der Hirt betritt ihn, der dort seine Schafe hinauftreibt, die paar Grasflecke abzuweiden, die sich in den Felsscharten des Wazenstein finden, wo seine Wand mehr gegen Mittag umbiegt; durch einige dieser Scharten die feinen Kamm auszacken, siehst du hindurch auf das Trauchgauer und Schwangauer Gebirge und das schwäbische Hügelland jenseits des Lech.

Und wenn du dich satt, fast müde gesehen hast an der Masse des Gebirges mit seinen zahllosen Spitzen, so schau hinaus in

den Ocean der Ebene, wie er in großen Wellenlinien sich endlos hinausstreckt, von Seespiegeln und von den Silberlinien der Flüsse durchzogen, bis dir an der Grenze der menschlichen Sehkraft Himmel und Erde in Eins verschwimmt; — nicht, daß du weißt jener weiße Streif ist München, jener dunkle Punkt die Frauenthürme, nein, das Ganze in seiner grenzenlosen Ausdehnung, von einem zarten blauen Ferndust überhaucht — das ist es was dieser zuerst einförmig scheinenden Fläche den Reiz verleiht; so, als Ganzes betrachtet, wird sie ein Ruhepunkt für das Auge, eine nothwendige Ergänzung, ohne welche auch die großartigste Gebirgsansicht mit der Zeit monoton werden müßte.

Ziehen dann in der Mittagsschwüle, die dir aber hier oben gar nicht drückend scheint, leichte Wolken mit ihren Schatten über Ebene und Gebirg hin, umspielen sie zuweilen das Haupt der Zugspitze, bis sie ein Windstoß wieder verjagt, und an dir und unter dir vorbei aus den Bergen hinausbläst, so ist es ein reizender Wechsel von Licht und Schatten, von Tönen und Farben in dem großartigen Landschaftsbild.

Und hier kannst du dich ruhig und sorglos dem Genuß hingeben, hier drängt die Zeit nicht zur Rückkehr, kein ängstliches Gefühl beschleicht dich, kein Gedanke an beschwerliches und mißliches Hinabsteigen, der dir auf hohem Alpengipfel so oft den Genuß verkümmert, stört dich, denn in einer halben Stunde bequemen Absteigens bist du unten in der Hütte, und auch dort noch ist die Aussicht fast dieselbe, nur daß ein begras'ter Rücken den Schlund des Höllenthals verbirgt, dagegen öffnet sich zu deinen Füßen das Bodenlahnthal; dicht beim „Sommerhäus'l“ der Sennerin senkt sich die Berghalde hinab, die der „Spitzwald“ bedeckt, ein wahrer Urwald, den noch keine Art berührt hat, ganz unwegsam der zahllosen Felsabstürze halber, die in ein Labyrinth von thurmartig-ausgewaschenen bizarren Dolomitspitzen führen und so die Jungfräulichkeit des Waldes bewahrt haben.

Von der Hochalpe sind es fast 3 Stunden nach Partenkirchen — ist es dir schon zu spät am Tage, oder bist du allzusehr ermüdet, so schaue das kleine Ungemach eines Heulagers nicht, schick den Führer nach Hause, und bleib' in der Hütte; die heutige Tour wird deine Muskeln wohl so in Anspruch genommen haben, daß du auf dem Heu schläfst, als wären es Eiderdaunen, und auch dein Magen, der bis jetzt mit kalter Küche vorlieb nehmen mußte, wird Geschmack an der alpinen Kost finden.

Wenn dir vollends das Reiseglück wohl will und du einen klaren Abend erwarten darfst, dann bleibe auf jeden Fall, genieße das herrliche Schauspiel des Sonnenuntergangs; wenn dann die Schatten der Berge länger und länger werden, die Thäler sich in Dunkel hüllen, und der strahlenlose Feuerball im fernen Westen versinkt, die Hörner und Kalkschrofen aber noch lange im feurigen Purpur erglühen der allmählich ins Violett übergeht bis er zuletzt im Weiß und bleiernen Grau erstirbt — dann hast du die große Alpennatur in ihrer vollen Glorie gesehen, deine Reiseerinnerungen sind um ein unvergleichliches Blatt reicher geworden, und manchmal wirst du wohl an stillen Winterabenden zurückdenken an den Sonnenuntergang der Hochalpe und — das bald verschmerzte Ungemach des Heulagers.

Doch du hast den Führer fortgeschickt, so darf ich dich auch noch nicht allein lassen, denn du hast immerhin noch über 3000 Fuß ins Thal hinabzusteigen, und glaube ja nicht, daß vom Berg herunter leichter zu finden sei als hinauf. Du wirst früh genug auf sein, den Sonnenaufgang zu sehen, die blauen Schatten in den Thälern sich lüften, das Nebelmeer draußen in der Ebene in Wallung gerathen zu sehen.

Der Rückweg führt dich auf die Kreuzalpe, dort hast du die Wahl zwischen drei Wegen ins Thal, entweder ins Bodenlahnthal hinab zum Rutenthalerhof und durch die Partnachklamm hinaus, oder über die Hammersbacher Alpe hinab zu deinem gestrigen Ausgangspunkt Hammersbach, oder endlich zwischen Kreuzeck und Rikerberg über ein Terrain voll Moorgräben direkt nach Partenkirchen, — welchen Weg du aber einschlagen magst, versäume nicht, von der Kreuzalpe einige 100 Schritte vorwärts bis zum Abfall eines begrasten Vorsprungs zu gehen; dort siehst du am Warenstein vorbei hinab auf den Eibsee mit seinen Inselchen und seiner düstern Waldumrahmung, vor dir aber liegt das grüne Loisachthal mit Garmisch und Partenkirchen, und über den Loisachdurchbruch zwischen Kramer und Esterngebirge hin schaust du noch einmal hinaus in die Unendlichkeit der Ebene.

---

* Eine Portraitsammlung.

Weihnachts-Album. Photographische Portraitgalerie. Herausgegeben von Dr. Max Schasler und Alb. Schwendy. Berlin 1865.

. Was wir von der gegen das Ende des verflossenen Jahres in Berlin angekündigten Portraitgalerie berühmter Männer, der als einem Tempel des Ruhmes der bezeichnende Name „Pantheon“ beigelegt ist, zu erwarten haben, davon giebt eine als Weihnachts-Album erschienene Zusammenstellung von 12 Portraits Zeugniß. Sie bringt, was der Vorliebe der Herausgeber für die bildenden Künste nicht zu verargen ist, nur einen Geistlichen, einen Musiker, einen dramatischen Künstler, zwei Bildhauer und sieben Maler; lauter Männer, die völlig der Gegenwart angehören und größtentheils noch unter uns wandeln. Die Photographien, welche in angemessener Größe Brustbilder von gleicher Kopfhöhe bieten, sind sämmtlich nach dem Leben angefertigt und zeichnen sich durch Schärfe, Klarheit und charakteristische Auffassung des Originals aus; so in letzterer Beziehung namentlich die Bildhauer August Kiß und der verstorbene Ernst Rietschel; eben so der bekannte fruchtbare Volksmaler Ludwig Richter. Einer jeden Persönlichkeit ist ein kurzer, sich ganz auf das Faktische beschränkender Lebensabriß aus der Feder des Redacteurs der „Dioskuren,“ Dr. Schasler, beigefügt, wobei wir, da noch neuerdings der auch hier abgebildete Cornelius durch seine glücklich überstandene Krankheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, nicht unterlassen wollen zu bemerken, daß derselbe, wie Julius Hübner in Dresden nachgewiesen, nicht 1787, sondern 1783 geboren ist.

Das nach diesen Proben zu erwartende und bereits in der ersten Lieferung erschienene „Pantheon“ hat die äußerst praktische Einrichtung, daß es in sieben getrennten Serien oder Sectionen ausgegeben wird, wonach es jedem Abnehmer frei steht, sich je nach Bedürfniß und Neigung die Hauptvertreter irgend einer Sphäre des öffentlichen Lebens anzuschaffen: nämlich die Fürsten und Feldherren, die Staatsmänner und Juristen, die Theologen und Kanzelredner, die Gelehrten, Dichter und Schriftsteller, die Mediciner und Naturforscher, die bildenden Künstler und die Musiker und dramatischen Künstler. Die monatlich erscheinenden Lieferungen jeder Section werden 4—6 Portraits mit begleitendem Text enthalten.

Druckfehlerberichtigung. Die in der vorigen Nummer unter „Kleine Mittheilungen“ besprochene Schrift von Gustav Kühne führt den Titel „Deutsche Charaktere,“ welcher durch einen Druckfehler fortgeblieben ist.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Nottebohm, ein Skizzenbuch von Beethoven. — v. Andlaw, Sieben heilige Fürsten. — W. Petsch, In Schleswig-Holstein, Gedichte. — J. Schötter, Johann Graf von Luxemburg und König von Böhmen. — Schillers Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von E. v. Gleichen-Russwurm. — Müller, Ueber das Verhältniß von Recht und Pflicht. — Boenet, Bethanien, Betrachtungen über Krankheit, Tod und Auferstehung. — Hackländer, der verlorene Sohn, Lustspiel. — Kliefoth, zwei politische Theologen.

Künstlerverein. Am 18. d. M. wurde der Cyclus der historischen Vorträge durch Herrn Architecten Runge fortgesetzt, welches über die Entwickelung der romanischen Baukunst bis zu ihrer Blüthe sprach. Der Vortrag zeichnete sich besonders durch die präcise Zusammenfassung des ausgedehnten Materials aus. Von dem allgemeinen Wesen der Architectur ausgehend wurde gezeigt, wie das durch das junge Christenthum erweckte religiöse Leben sich auch neue Formen für die gottesdienstlichen Gebäude schuf. Der Stil der Basiliken und des Rundbaus wurde anschaulich characterisirt und als Beispiele die St Paulskirche vor den Thoren Roms und die St. Sophienkirche zu Byzanz hervorgehoben. Daran knüpfte sich eine kurze Darstellung der weitern Entwickelung der Kunst; als eine der hervorragendsten Blüthen romanischer Architectur wurde die Benedictinerabtei zu Laach bezeichnet und durch Abbildung vorgeführt. Als eine neue Form tritt der Spitzbogen ein, dessen Ausbildung durch den Uebergangsstil einem späteren Vortrage vorbehalten blieb.

Abtheilung für Bremische Geschichte und Alterthümer. In der Sitzung vom 17. Januar kam zunächst folgendes Dankschreiben des Herrn Dr. Lappenberg auf das ihm übersandte Ehrenmitglied-Diplom zur Verlesung:

Hamburg, den 11. Januar 1865.

An des Künstler-Vereins
Abtheilung für Bremische Geschichte und Alterthümer.

Die Herren Deputirten des hochgeehrten Vereins, welche in dessen Auftrage durch die Ueberreichung Ihres Diplomes mich hoch ehrten und innigst erfreuten, haben meinen tiefgefühlten Dank Ihnen auszusprechen übernommen. Ich würde jedoch meiner eigenen Gesinnung nicht genügen, wenn ich nicht selbst Ihnen, hochgeehrte Herren, erklärte, wie sehr ich mich durch die angetragene Genossenschaft Ihnen verpflichtet fühle.

Gestatten Sie mir Ihnen zu bekennen, daß wenn historische Studien nach verschiedensten Richtungen hin meinem Leben einen großen Reiz verleihen durften, doch die Geschichte der drei Schwesterstädte auf mich stets eine eigenthümliche Anziehung, ich darf sagen, einen Zauber geübt hat. Durch den geliebtesten Vater, den ehrwürdigen Großvater der Stadt Bremen entsprossen, durch treffliche Freunde ihr immer nahe, weilte ich in meiner Gedankenwelt gar häufig und gerne in jener Stadt, welche mit meiner eigentlichsten Heimath dieselbe uralte glorreiche Kirchen- und eine ähnliche Verfassungs-Geschichte theilt, so sehr daß die des Weserfreistaates mit der des Elbefreistaates gleichmäßig fortschreitet und die gelegentlichen Verschiedenheiten der einen nur dazu bestimmt scheinen, lehrreiche Schlaglichter auf die der anderen zu werfen.

Daß ich den Versicherungen trauen darf, daß meine seit langen Jahren angestrebten wohlgemeinten Bemühungen um Bremens Geschichte neben den Erfolgen der näherstehenden und einflußreichen Männer eingewirkt haben sollen, muß mich mit gerechter Freude erfüllen; sie thut es immer mehr, je rascher die wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung dieser Stadt sich entfaltet; und ich darf daher mit frohem Bewußtsein das mir von älteren und jüngeren geistesverwandten Männern dargebotene literarische Ehrenbürgerrecht Bremens annehmen. Dieser Kranz wird mir für alle Jahre, welche mir noch beschieden sein dürften, eine der liebsten Erinnerungen meines Lebens bringen.

Genehmige der hochverehrte Verein die Versicherung meiner Hochachtung und dankbaren Verehrung.

(gez.) J. M. Lappenberg Dr.

Hierauf theilte Herr Dr. Ehmck das Ableben des Herrn Pastor Kohlmann zu Horn mit und knüpfte daran einen biographischen Abriß, welchem wir folgendes entnehmen.

Johann Melchior Kohlmann, geb. am 21. Januar 1795, war ein Sohn des Lehrers Kohlmann, welcher der St. Michaelis-Kirchspielschule vorstand, und dem ein anderer Sohn später in diesem Amte folgte. Er erwählte den geistlichen Beruf und gelangte sehr früh zur praktischen Ausübung desselben. Bald nach Beendigung seiner theologischen Universitätsstudien zum Gehülfsprediger in Wasserhorst ernannt, wurde er bereits am 26. März 1819 als Prediger zu Mittelsbüren und Grambke angestellt, welche Pfarre er 10 Jahre später mit der zu Horn vertauschen konnte. Die letztere hat er dann bis zu seinem am 23. December 1864 erfolgten Tode bekleidet. Er war ein treuer und eifriger Seelsorger und lag mit Freuden der practischen Seite seines Berufes ob. Als Theologe gehörte er zwar der streng gläubigen Richtung, aber nicht ihren Fanatikern an. Die Muße aber, welche seine amtlichen Geschäfte ihm übrig ließen, nahmen weniger theologische Studien als wissenschaftliche Bestrebungen in Anspruch. Er gehörte zu den wenigen unserer Beamten, die eine Freude darin fanden, ihre von Amtsgeschäften freie Muße durch wissenschaftliche Thätigkeit auszufüllen.

Von Jugend auf war er ein eifriger Verehrer altbremischer Sitten und Einrichtungen, ein Freund der plattdeutschen Sprache, ihrer Sprichwörter und der Lebensweisheit, die sich in ihren kernigen Ausdrücken offenbarte, gewesen. Er gehörte noch einer Generation an, die ohne Weiteres für gut und löblich hielt, was alt und bremisch war, einer Anschauungsweise, die durch die Erzeugung und Pflege eines ehrenwerthen Localpatriotismus auch ihren Segen gehabt hat. Durch diese Neigung ward er frühzeitig auf das Studium der Bremischen Geschichte geführt, dem er sich mit immer wachsendem Eifer hingab. Er begann die alten Stadtchroniken zu sammeln, von denen er sich theils die Originale, theils Abschriften zu verschaffen wußte, es gelang ihm Zutritt zu unserem Archive zu gewinnen, und er entwickelte nun einen außerordentlichen Fleiß die älteren Acten und Urkunden desselben, namentlich diejenigen, welche sich auf die Bremische Kirchengeschichte bezogen, aufzustöbern, sich Abschriften und Auszüge der wichtigsten Quellen dieses Theils unserer Geschichte zu sammeln, und er erwarb sich dadurch das Verdienst, auf eine Menge werthvoller historischer Materialien aufmerksam zu machen und viele dem drohenden Untergange zu entreißen. Diese Thätigkeit Kohlmanns ist um so höher anzuschlagen, weil sie in einer Zeit ausgeübt wurde, in welcher dieselbe auf die Theilnahme eines nur sehr kleinen Kreises rechnen konnte. Denn gerade die unermüdliche Ausdauer, welche Kohlmann diesen Studien widmete, und die Resultate seiner Forschungen, welche er freilich größtentheils nur für sich aufspeicherte, haben dann später die Aufnahme dieser Studien in größeren Kreisen und die Ausdehnung derselben bedeutend erleichtert. Ein größeres Publikum für seine Arbeiten heranzuziehen und anzuregen, war ihm freilich auch dadurch erschwert, daß er nicht eine hervorragende productive Kraft und die Gabe künstlerischer Darstellung ihm nur in geringem Grade zu Theil geworden war. Doch blieb er für sich keineswegs bei dem bloßen Sammeln von Urkunden und Quellenmaterial stehen; vielmehr verstand er es wohl namentlich bei Gelegenheitsreden seine Kenntnisse der vaterstädtischen Geschichte zu verwerthen und durch die historische Begründung der Gegenstände, welche er zu behandeln hatte, neue Gesichtspunkte zu gewinnen; über eine Reihe einzelner Fragen namentlich des Bremischen Kirchenrechts und der Kirchengeschichte arbeitete er Abhandlungen aus, die er dann vorzugsweise in den periodischen Zusammenkünften seiner Collegen vortrug.

Bei seiner großen Kenntniß der Geschichte Bremens und der Nachbargebiete, und bei dem reichen Schatz von Materialien für dieselbe, über den er gebot, wurde er natürlich gern von auswärtigen Gelehrten zu Rathe gezogen und er spendete dann bereitwillig zu wissenschaftlichen Werken, während er das Bedürfniß zur selbständigen Herausgabe solcher Werke weniger empfunden zu haben scheint. In solcher Weise betheiligte er sich namentlich an den 1841 von Lappenberg herausgegebenen „Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen“ und später an den für die Geschichte des Hannoverschen Landes wichtigen Hodenberg'schen Urkundenbüchern. Erst 1844 begann er mit selbständigen Publicationen, indem er das erste Heft der „Beiträge zur Bremischen Kirchengeschichte“ erscheinen ließ, dem dann bis zum Jahre 1852 drei fernere Hefte folgten. Sie behandelten der Reihe nach die Geschichte der Capitel St. Ansgarii und St. Stephani und der zugehörigen Gemeinden, der Pfarre Seehausen (welche Schrift er Johann Smidt zu dessen fünfundzwanzigjährigem Bürgermeister-Jubiläum darbrachte), die Schlacht von Drakenburg und die voraufgehende Belagerung Bremens im Jahre 1547 und die Bekenntnißschriften der Bremischen reformirten Kirche. Am Meisten von allgemeinem Interesse wegen ihres Inhalts ist die Schrift über die Drakenburger Schlacht, obwohl es auch ihr an künstlerischer Abrundung fehlt und vorzugsweise nur eine Zusammenstellung des auf jene Ereignisse bezüglichen geschichtlichen Materials geboten wird; das kleine Werk welches die dreihundertjährige Wiederkehr des Tages jener Schlacht feiern sollte, hatte das Verdienst eine glänzende und ehrenvolle Epoche der vaterstädtischen Geschichte den Nachkommen wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Leider ist aber das Verzeichniß der Publicationen Kohlmanns, abge-

sehen von einigen kleineren Aufsätzen wie dem vor zwei Jahren in dem Archiv des Stader historischen Vereins veröffentlichten über die Geschichte des Klosters Lilienthal, damit geschlossen. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient der von dem Verstorbenen hinterlassene literarische Nachlaß, in welchem sich einestheils eine große Anzahl werthvoller Geschichtsquellen (darunter mehrere gute Exemplare stadt-bremischer Chroniken, ein altes Copiar des Klosters Lilienthal ꝛc.) und Sammlungen von Urkunden-Abschriften finden werden, anderentheils die meisten der schon erwähnten kleineren Abhandlungen und daneben gewiß auch eine Menge brauchbarer historischer Collectaneen, unter denen uns namentlich seine Anmerkungen und Zusätze zu dem Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuch gerühmt werden. Die historische Abtheilung des Künstlervereins hat somit gewiß gute Ursache, Kohlmann als ihrem Vorläufer und tüchtigem Vorarbeiter ein ehrendes Andenken zu widmen, und sie wird dasselbe am Besten bethätigen, wenn sie für die Erhaltung und Verwerthung seines wissenschaftlichen Nachlasses in geeigneter Weise Sorge trägt.

Den dritten Gegenstand der Tagesordnung bildeten die Verhandlungen über die Ansgariusfeier, welche letztere in einem zu haltenden Vortrage nebst musikalischer Aufführung bestehen soll. Endlich berichtete Herr Dr. Schumacher über den Inhalt der von dem Mecklenburgischen Verein für Geschichte und Alterthümer herausgegebenen und hierher übersandten Jahrbücher.

Stadttheater. Am Freitag wurde den hiesigen Theaterfreunden der seltene Genuß eines Ballets zu Theil, welchen ihnen das Gastspiel des Frl. Elise Casati vom Berliner Hoftheater und die Theilnahme der hier wirkenden Familie Casati ermöglichte. Frl. Elise Casati ist entschieden auf die Wirksamkeit als Groteskänzerin hingewiesen; eine seltene Kraft der Fußmuskeln gestattet ihr, überraschende Evolutionen auszuführen. Die Spitzentänze welche sie ausführt, werden von keiner anderen Tänzerin leicht nachzuahmen sein. Das Ballet welches zur Aufführung kam, hieß Manon und bewegt sich in der Sphäre der Grisettenwelt. Leider vermißten wir in den Tänzen der Damen die schwarzen Stiefeletten, ohne welche eine Grisette nicht zu denken ist.

Neue Musikwerke. Roberts Schumanns Messe für vierstimmigen Chor mit Begleitung des Orchesters, das erste Werk, mit welchem er sich in das Gebiet specifischer Kirchenmusik begeben, ist jetzt aus seinem Nachlasse edirt. Das Orchester ist durch Hinzuziehung der Orgel verstärkt. Einem würdigen, einleitenden „Kyrie“ (C-moll $^{4}/_{4}$) folgt ein lang ausgeführtes „Gloria“ voll Glanz und Pracht. Reizend zarte Stellen darin („et in terra pax hominibus“ und „Gratias agimus tibi“) contrastiren auf's Wirksamste mit den Kraftmotiven „Gloria in excelsis Deo“ und „Domine Deus, rex coelestis.“ Das letzte Motiv in F-dur $^{4}/_{4}$ mit herrlich figurirten Bässen wird nach und nach sanfter und verliert sich in die dumpf klagenden Uebergangstakte „miserere nobis,“ denen sich unmittelbar der großartige Schlußsatz „Quoniam tu sanctus“ anschließt. Nicht minder wirkungsvoll ist die dritte Nummer, das „Credo“ das Bedeutendste des ganzen Werkes. Es zerfällt in die bekannten drei Unterabtheilungen „credo in unum Deum,“ „et in unum Dominum Jesum Christum“ (mit dem erhabenen „et resurrexit“) und „credo in spiritum sanctum,“ deren jede mit bewunderungswürdiger Sorgfalt ausgeführt ist. Ein lieblich-inniges „Offertorium“ (Sopran-Solo mit Begleitung der Orgel und einem Solo-Violoncell), welches die Jungfrau Maria verherrlicht, bilden den Uebergang zu den beiden Schlußnummern „Sanctus“ und „Agnus Dei,“ die gleichfalls zahllose Schönheiten enthalten und dem Vorhergegangenen in keiner Weise nachstehn. — Von Vincent Adler erschien eine Ballade pour Piano und eine Sérénade hongroise pour Piano. Bei Erfindung der letzteren scheint sich der Componist eine besondere Scene gedacht zu haben, wenigstens läßt sich dies aus dem Bau und Charakter dieser ungarischen Serenade schließen: ein schwermüthiger Gesang, auf originell-monotoner rhythmischer Begleitungsunterlage beginnt und beschließt das Stück, um als Mittelsatz ein paar Theile echten Ungartanzes („Friska“) zu bringen. Dort herrscht tiefste Melancholie, hier Ausgelassenheit. — Vierundzwanzig Etuden für die Violine von P. Gaviniés, das Studienwerk eines der bedeutendsten Violinspieler seiner Zeit ist von Ferdinand David neu herausgegeben worden. — Carl Götze (in Weimar) hat eine neue romantische Oper in drei Acten „die Corsen,“ Text von Agnes Grans, vollendet.

Die Hauptsätze des bereits erwähnten Werkes von Ernst Bunsen über die Urgeschichte des Christenthums sind folgende: Zoroaster ist identisch mit dem mosaischen Adam; der persische Gesetzgeber ist der ursprüngliche Lehrer der „verborgenen Weisheit;“ die Erzählung von Kain und Abel ist ein allegorischer Bericht von der Wanderung eines arischen Stammes aus Baktrien an den obern Indus; Abraham war ein Schüler Zoroasters; eine große Reform des israelitischen Glaubens fand statt während der babylonischen Gefangenschaft, als die „verborgene Weisheit“ Zoroasters den Juden bekannt ward, und die Hauptelemente der persischen Religion dem mosaischen Grundstock aufgepfropft wurden; die persianisirten Juden, welche nach Cyrus Jerusalem wieder aufbauten, bekannten einen mehr spiritualistischen Glauben als in ihrem geschriebenen Gesetz enthalten war; das mündliche Gesetz, wiewohl von den Sadducäern, der höchsten Rangclasse der Juden, verworfen, war eine echte Tradition, älter als Moses, ja bis auf Adam zurückreichend; die Tradition der Volksältesten enthielt die großen Lehren von der Einheit in der Gottheit, von der Sohnschaft Christi, von Mittlerschaft, Sühne und Unsterblichkeit; diese Doctrinen wurden insgeheim nur wenigen, niemals offen der Menge vorgetragen; Jesus war ein Lehrer dieser babylonischen Geheimlehre, doch nur in Parabeln und dunkeln Aussprüchen, die im Evangelium Matthäi aufbewahrt sind; er theilte den begünstigtern unter seinen Jüngern, dem Petrus vielleicht, dem Johannes gewiß, aber in der Stille und geheim, die edleren Stücke seiner Gnadenlehre mit; ein neues Evangelium, verschieden von dem den Zwölf verkündigten, wurde dem Paulus offenbart; Johannes, nachdem Paulus die neue Kirche mit den Zoroastrischen Ueberlieferungen vertraut gemacht hatte, verfaßte sein Evangelium um zu zeigen, daß Paulus recht, und die unwissenden Galiläer unrecht hatten.

Zu diesen Sätzen kommen dann weitere Behauptungen, wie z. B. daß Christus nicht 33, sondern 50 Jahre gelebt habe, und daß das eben abgelaufene Jahr 1861 der Anfang des 49. Jubeljahrs sei. Einige von Hrn. v. Bunsens Thesen sind alt genug, so alt wie Abtalion und Hillel; aber, in der Gesammtheit genommen, haben sie das Aussehen beträchtlicher Neuheit und sogar Kühnheit; jedenfalls aber sind sie in diesen zwei Bänden mit echt Bunsen'scher Gelehrsamkeit und Bunsen'schem Eifer dargelegt. Wie Bunsen der Vater stellt Bunsen der Sohn das Evangelium Johannis weit über die synoptischen Evangelien, erklärt dieß aber dahin daß dasselbe eben auf jener „verborgenen Weisheit“ beruhe, welche zuerst St. Paulus offen und gleichmäßig für Griechen und Juden verkündigt habe.

— Am 12 Januar starb in Karlsruhe Dr. theol. Karl Ullmann, Prälat und Director a. D. des evangelischen Oberkirchenraths, in einem Alter von 68 Jahren. Ullmann war eines von den Häuptern der modernen Vermittlungs-Theologie. Seine wissenschaftliche Thätigkeit in Baden begann mitten in der Reactionszeit 1851, und endigte mit dem Beginn der neuen badischen Aera. Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist in zahlreichen Schriften niedergelegt. Seit 1828 erscheint, von ihm und Umbreit begründet, die bekannte theologische Zeitschrift: Studien und Kritiken. Unter seinen Schriften sind zu nennen: Gregor von Nazianz, Reformatoren vor der Reformation, Ueber die Sündlosigkeit Jesu, Wesen des Christenthums, Historisch oder Mythisch? (gegen Strauß), Ueber den Cultus des Genius ꝛc — In nächster Zeit erscheint im Verlag von Franz Duncker: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte“. Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu von David Friedrich Strauß.

Schiller's Tochter, Frau von Gleichen Rußwurm hat aus dem Nachlasse ihres Vaters die Kalender herausgegeben, welche er vom 18. Juli 1795 bis 29. April 1805, zehn Tage vor seinem Tode führte. In denselben lesen wir nicht ohne lächelnde Verwunderung ein Verzeichniß der stattlichen Garderobe unseres Dichters, die den Beweis liefert, daß er damals in Weimar über dem innern Menschen den äußern keineswegs versäumte, wie ihm das vor Zeiten ein Kamerad in der Karlsschule schnöder Weise nachgesagt hatte. 33 bunte Schnupftücher, 37 Hemden, 7 Paar seidene Strümpfe, 13 Röcke, 15 Paar Hosen (darunter sogar lederne) u. s. w., das wäre selbst für einen Gentleman, der niemals einen Vers gemacht hat, noch einen machen kann, eine sehr ausreichende Zahl. Da Schiller in jener Zeit manchmal spazieren ritt, klirren in dem Katalog auch ein paar Sporen. Was wir unserem Liebling ferner von Herzen gönnen, so daß wir noch im Geiste mit ihm anklingen möchten, ist daß sein Flaschenkeller nicht des edeln und unterschiedlichen Rebensaftes ermangelte, sowie auch nicht der „Tropfen des Geistes“ zum Punsch. Sogar einige Foglietten goldgelben Falerners waren von einem Freund verehrt. Wie wohlfeil zu Anfang des Jahrhunderts noch das Brennholz war, werden Hausfrauen der Jetztzeit in Schillers Kalender nicht ohne Seufzer lesen. Abgesehen von diesen Notizen, die uns bei einem solchen Menschen und Hausvater interessiren, enthalten die Kalender gar manche literarische Andeutungen welche, bei aller lapidarischen Kürze, dem Biographen und Literarhistoriker fruchtbringend werden können. Die mit Freunden, Schriftstellern und Verlegern gewechselten Briefe sind sorgfältig verzeichnet, ebenso bedeutende Besuche, die gemacht oder empfangen wurden. Goethe kommt fleißig ins Haus; mit ihm W. Humboldt, Körner und Cotta wird am meisten correspondirt. Ein Brief Schillers an Kant vom Jahr 1795, der einzige, scheint leider verloren gegangen zu sein. Es fehlt nicht an kurzen Aufzeichnungen über die Arbeiten, welche Schiller eben zur Hand hatte; so erfahren wir z. B. daß er, im Januar 1805, die Phädra in 26 Tagen vollendete. Das Theater besuchte er oft, und alle Stücke sind angemerkt. Angehängt ist ein Facsimile von Schillers Handschrift in seinen letzten Tagen, und wehmüthigen Eindruck macht's, daß er zweimal vorgreifende Noten über Monate und Jahre niederschrieb, die er nicht mehr erleben sollte.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 6. Bremen, 5. Februar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Die Stedinger.

Von H. A. Schumacher.

Aus einer im Druck begriffenen gekrönten Preisschrift. *)

I.

In deutschen Landen ist die mittelalterliche Geschichte jenes Standes, der Hauptkraft und Kern eines gesunden Volkes sein muß, traurig und düster. Jahrhunderte hindurch hat der deutsche Bauersmann sein mühevoll erarbeitetes Brod in Unehren, in Schimpf und Kummer gegessen; schon in altersgrauer Zeit, schon damals, als das deutsche Reich sich bildete, war die Herrlichkeit des freien und stolzen Bauernstandes, der ehedem die besten Kräfte der Nation umfaßte, im Verschwinden begriffen. Der Kreis der freien Männer, — welche auf eigenen Gehöften sitzend, den Ersten des Volkes ebenbürtig waren an Ehre und Kraft, wurde rasch von den neuen Gewalten erdrückt, von Priesterschaft und von Herrenstand. Aus der Menge des Landvolkes verlor sich die Waffenlust und die Kriegsbereitschaft; in den engen Kreisen des Broderwerbs bewegten sich die, von deren Arbeit der Nationalwohlstand abhing, und die Trennung von den höheren Interessen, die enge Begrenzung des Strebens und Schaffens stellte sich dar in Hörigkeit und Knechtschaft. Während im Bürgerthume eine neue Freiheit mächtig sich hob, während die Städte, mit Wall und Gemäuer umgürtet, das stolze Bewußtsein der Gleichberechtigung nährten, lebten auf dem platten Lande Bevorrechtete und Belastete neben einander, standen sich hier Ueberfreiheit und Unfreiheit gegenüber.

Nur selten rangen die Verachteten mit den Waffen in der Hand wider die Vornehmen, die sie bedrückten; nur hier und dort konnten die Reste alter Selbständigkeit gegen die zahlreichen Angriffe vertheidigt werden.

Fast einzig in ihrer Art stehen die friesischen Stämme da, welche, von frühen Zeiten her in den Seemarschen des deutschen Meeres wohnend, die alte Freiheit und die alte deutsche Bauernkraft bewahrten. Hier melden die Bücher der Geschichte Jahrhunderte hindurch von glücklichen Erfolgen der bäuerlichen Waffen; aber sonst endete nur selten ein Kampf, den der Bauernstand gegen andere Stände führte, mit dem Ergebniß, daß die Zustände bewahrt oder neu begründet wurden, in denen das Landvolk als gesundes kraftvolles Glied der Nation sich regen konnte. Die mittelalterliche Geschichte kennt aber eine Zeit des mächtigen Aufschwungs der bäuerlichen Kreise. Sie schienen sich gerade damals aus ihrem Verfall aufrichten zu wollen, als die Städte zuerst kühner ihr Haupt erhoben. In der zweiten Hälfte des zwölften und in den ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts erblühte auf dem platten Lande eine neue Freiheit, die schöne Früchte versprach, aber nicht zeitigte. Nach den Tagen schweren Druckes durchzog eine mächtige Bewegung das deutsche Landvolk; die alten Sitze wurden verlassen; die Bande, die den Einzelnen an die Scholle fesselten, rechtliche wie sittliche, zeigten sich kraftlos. Der freie Friese wanderte, wie der Hörige der rheinischen Klöster, der Holländer, wie der Flandrer, der Landmann weit und breit aus westfälischen, sächsischen und fränkischen Landen. Die großen Kapitalmächte jener Zeit, die schon emporgewachsenen Handelsstädte und die Kirche, sie unterstützten solche Wanderung, die nicht zu hindern war. In Böhmen und in Mähren rief man nach dem deutschen Pflug; in Nordalbingien schuf deutsche Arbeit aus Haide Hufenland, aus Wald und Sumpf fruchttragendes Gefild; die Germanisirung der Ostseelande gründete sich auf das mächtige Vordringen des deutschen Bauers, welcher der Befestigung der Kirche den einzig sicheren Halt, der Hebung der deutschen Fürstenmacht die beste Förderung bot. Unwirthliche Striche wurden an der ganzen Ostseite des Reiches der Kultur gewonnen, bald Lande, die ehedem von anderen Stämmen bevölkert gewesen und, dann durch den Krieg verwüstet, öde dalagen, bald Gegenden, in denen die Natur noch nicht dem Menschen dienstbar geworden war. Diese Bewegung rief Gründungen hervor, in denen der immer wahre Satz verwirklicht werden sollte: daß nur des Freien und besonders des freien Landmanns Arbeit ein Volk kräftig und gesund erhalten könne. Allein es kam keine Besserung. Wie der freie Bauernstand der alten Zeit den anderen Gewalten rasch erlag, so auch dieser neugeschaffene, welcher die feindseligen Mächte nicht erst neben sich empor wachsen, sondern schon in voller Kraft sich gegenüber stehen sah.

In den Jahren, da jene Bewegung unter dem deutschen Landvolke herrschte, wurden auch die Gestade der Unterweser bevölkert; neue Ansiedlungen schlossen sich an die spärliche frühere

*) Abgedruckt mit Genehmigung der Abtheilung für Bremische Geschichte und Alterthümer.

Die Red.

Bewohnerschaft, die in dem Tieflande jenes Stromes sich angebaut hatte, an die vereinsamten Orte, die in der Nachbarschaft der friesischen Stämme und der engernschen Bauern der höheren Landstriche entstanden waren. Damals zogen viele Friesen aus der Seemarsch an das sumpfige Ufer des Flusses; von der hohen Geest und dem Anbau der Dünen stieg Mancher zu dem Gestade hinab; kräftige Arme kamen aus Holland, aus Westfalen und vom Rhein; das nahe Ziel, das gleiche Vortheile verhieß, wie das fern im Osten winkende, ward nicht vergessen. So wurden denn die bisher in viele Läufe zertheilten Fluthen der Weser durch Dämme gebändigt; das Sumpfland ward von Röhricht und Buschwerk befreit und kunstvoll entwässert. Die Flußmarschen der Niederweser entstanden. An beiden Seiten des Stromes erstreckten sich nun zwischen den friesischen Seemarschen und den höheren, längst von Engern bebauten Gegenden bewohnbare und bevölkerte Striche: am östlichen Ufer in schmalem Streifen, am westlichen in bedeutender Ausdehnung.

Diese Lande begründete ein im Verlaufe weniger Jahrzehnte herbeigeströmtes Sammelvolk, und ein neugeborenes kräftiges Mischvolk setzte die Arbeit der Väter fort. Nach dem Gestade der Weser wurde es das Volk der Stedinger geheißen, und dieser Name umfaßte alle Bewohner jenes Tieflandes mit Ausschluß der Striche, die in der nächsten Nähe der alten, auf den Dünen gegründeten Bischofsstadt Bremen sich ausbreiteten. Gemeinsamkeit der Bedürfnisse und der Interessen verband die Anbauer jener Marschen; die Weser theilte sie in Oststedingen und in Weststedingen, und ihr Hauptnebenfluß, die Hunte, schied in dem westlichen Lande eine Nordmarsch von einer Südmarsch, trennte Nieder- und Ober-Stedingen, die beide durch später abgedämmte Weserarme wieder in kleinere Gebiete zerlegt wurden.

Vormals hatte der mächtigste der hamburg-bremischen Erzbischöfe, Adalbert, das Eigenthum an den meisten jener Sümpfe, Brüche und Inseln erworben, die vor der Entstehung der stedingischen Flußmarschen an die Weser grenzten. Von seinen Nachfolgern ward zum großen Theil der spätere Anbau ins Werk gesetzt; wenigstens ging von ihnen der Impuls zur Unternehmung mancher Ansiedlung aus. Sie gaben an vielen Theilen der Sümpfe und Moräste ihr Eigenthum auf, verliehen das Land zu Hollerrecht und erhielten von den neuen Eigenthümern, welche die unwirthlichen Oeden zu brauchbarem Boden umwandelten, statt ihres früheren, wenig nutzbaren Rechtes geringe Zinse und ermäßigte Zehnten. Solche Abgaben drückten den einzelnen freien Bauersmann nur wenig; von vielen neuentstandenen Hofstellen bezahlt wurden sie eine nicht unbedeutende Einnahme des geldarmen Erzstiftes. Als dann die Gegenden rasch erblühten, erwarben Klöster und Kapitel der Diöcese Landbesitz in ihnen. Wie in allen Gründungen jener Zeit, saßen bald in jenen Wesermarschen neben dem freien Bauerstande zins- und frohn-pflichtige Meier, sowie hof- und heer-dienstpflichtige Mannen, und ihre Zinse, Frohnden und Dienste erhöhten die Bedeutung, welche diese Gebiete für die Finanzen der bremischen Kirche hatten. Den Kern der Bewohner der Weseruferlande bildete aber der freie Bauernstand, ein Geschlecht, das freilich nicht jener unbeschränkten, abgabelosen, uralten Freiheit der benachbarten friesischen Stämme sich rühmen konnte, wohl aber eine Selbständigkeit genoß, welcher der Segen und Genuß freier Arbeit zu Theil ward. Die ersten Anbauer fanden an den öden Ufern des Stromes keine Verfassung vor, die auf ihre neuen Ansiedlungen hätte übertragen werden können; so bildete sich unter ihnen eine Ordnung der Bauerschaften, die für den Bedürfnisse der Ackerwirthschaft genügte, aber unter die verschiedenen Ansiedlungen keine feste politische Verbindung hervorrief.

Früher hatte der Erzbischof von Bremen außer dem Eigenthum an den Sümpfen und Brüchen, das nach der Umwandlung derselben nur sporadisch an einzelnen Theilen des neugeschaffenen Landes bestehen blieb, auch Grafenrechte über die spärliche ehemalige Bevölkerung erworben. Als diese Befugnisse durch die frische, zahlreiche Ansiedlung neue, großartige Bedeutung hätten erlangen können, waren sie meistentheils thatsächlich schon aufgegeben. An jenem Ufer, auf dem die erzbischöfliche Residenz lag, und, diese mit der stedingischen Flußmarsch verbindend, der erzbischöfliche Hof Lesum sich erhob, hatten die Grafenrechte freilich bewahrt werden können; aber an der anderen Seite des Stromes, an dem wichtigeren Ufer, war längst auf der hohen Geest und den Dünen das Geschlecht der Oldenburger Grafen zu Macht gekommen und konnte jene Anrechte über das neubebaute Tiefland beanspruchen. In der Mitte desselben, um Warfleth herum, bestand eine eigene alte Grafschaft, deren Bedeutung durch die Umgestaltung der ursprünglichen Verhältnisse ausserordentlich zu wachsen schien. Freilich leiteten diese Warflether, wie jene Oldenburger Grafen, ihre Hoheitsrechte vom bremischen Erzbischofe ab, aber schon seit langer Zeit hatten ihre Interessen von denen des Stiftes sich gesondert; sie hatten aufgehört, Beamte des Kirchenfürsten zu sein. Das Fortvegetiren veralteter Verhältnisse war durch eine träge, thatenlose Zeit gefördert; dann hatten schwere Fehden die Beziehungen, die zwischen den verschiedenen weltlichen Gewalten bestanden, verwischen helfen; mit jedem Jahr, das die neuen Gründungen begrüßten, wurden ihre Bezüge zu den Gliedern des Reiches, zu den Vertretern der oberherrlichen Gewalt unklarer und unklarer. Mit der bremischen Kirche durch zahlreiche Fäden verknüpft, hatten die Männer, die sich Stedinger nannten, wenig Vortheil und Nutzen von jenen Grafen zu erwarten. Zum eigenen Schutz waren sie kräftig genug; die Regelung ihrer inneren Verhältnisse geschah nach den unverwüstlichen Satzungen des deutschen Landsassenrechtes; es fehlte jeder Grund, den fürstlichen Herren, welche den Anbau der Weserlande nicht einmal gefördert hatten, besonders hold zu sein. Blickten die Stedinger nach Norden, so sahen sie ein freundnachbarliches Bauernvolk, das in seinem Siegel das Bildniß Karls des Großen führte und dadurch in Jedem verständlicher Sprache anzeigte, daß es in weltlichen Dingen Keinem Unterthan sein wolle, als dem Könige allein; daß die friesischen Bauern selbst den Herzog von Sachsen nicht als ihren Herrn anerkannten, hatten Kriege gelehrt, welche gerade in die Zeit fielen, da die Urbarmachung der Wesergestade mächtig fortschritt: glorreiche Fehden, deren Andenken in den Herzen der neuen Ansiedler fortleben mochte. Schauten diese auf das Land, das im Osten und Westen ihre Neubruchstriche umgab, so zeigten sich ihnen keine Zustände, die beneidenswerth waren; der niedersächsische Bauernstand hatte schon in karolingischer Zeit schwere Einbußen erfahren; er war seitdem nicht vorwärts geschritten; rings umher fanden sich auf der Geest und in den Dünenorten die traurigen Zustände der Knechtschaft und Hörigkeit; hie und da waren Einzelne zum Herrenstand durch Kirchengunst emporgestiegen; das Leben der Masse war kraft- und marklos.

Schienen auch die Meier und Dienstmannen, die neben den freien Bauern saßen, schien auch die Grafschaft Warfleth inmitten des neu umgeschaffenen Tieflandes, schien auch die erste Entwicklung der Gründungen darauf hinzuweisen, daß die Verhältnisse der übrigen engernschen Lande auch in den Flußmarschen emporwuchern würden, so war doch das Vorbild der friesischen Nachbarn kein unerreichbares Ideal. Der Einfluß der Fremde auf die unfreien Männern unter den Ansiedlern war nicht jener Herrschaft gleich, welche durch die Kraft uralten Besitzes in anderen

Landen ausgeübt werden konnte. Die Grafen von Warfleth waren schwache Vertreter einer Gewalt, die in Mitten von Sümpfen und Brüchen auf einsamer Weserinsel nur mühsam ihr Leben hatte fristen können; gegen die Fürstenmacht, die von der Geest aus in die Marschen hinabsteigen wollte, bot die Natur rings umher einen wirksamen Schutz: die unwegsamen Moore, die Weststedingen als breiter Ring umzogen und auch Oststedingen abschlossen.

Den Grafen von Oldenburg war es indessen zur Zeit des beginnenden Anbaues gelungen, eine feste Position in Weststedingen zu gewinnen. So schwer es auch sein mochte, dieselbe gegen den Willen der Bauern zu halten, so war sie doch als Anfang einer Herrschaft für die Zukunft von großer Bedeutung. Nicht weit von dem festen Hause des Warflether Grafen standen zwei Burgen der Oldenburger an strategisch wichtigen Punkten, die Burg Lienen die Weser, der Lichtenberg die Hunte beherrschend. Gelang es trotz der Moore diese Festen mit dem Hochlande in Verbindung zu bringen, auf dem die Grafenherrschaft in anerkannter Kraft bestand, so konnte daran gedacht werden, das gräfliche Territorium bis an die Weserufer zu erweitern, die Nordmarsch der Weststedinger zu erwerben, den Ausgangspunkt für eine spätere Ausdehnung der Botmäßigkeit nach Norden und Süden: über die friesischen Landen, wie über Südstedingen. Aber die Pläne, die bei der Gründung jener Festen maßgebend gewesen waren, gingen nicht in Erfüllung. Die Burgvögte begannen in ihnen dasselbe Treiben, das so vielfach in deutschen Landen die Geduld der Bauern auf das Höchste anspannte; die Burgmannen benahmen sich gegen das Landvolk, als hätten sie es mit Hörigen und Knechten zu thun, und der Uebermuth der gräflichen Diener steigerte sich bis zu Gewaltthaten wider die Frauen und Töchter der neuen Ansiedler.

Die zweite oder dritte Generation der Männer Niederstedingens ertrug die Ungebürlichkeiten nicht mehr; in einem der ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts fielen jene Festen. Wie die Niederstedinger hiedurch dem Vordringen der Grafengewalt ein Ziel setzten, so befreiten sich auch die Oberstedinger von ihrem fürstlichen Herrn; die längst morsche Grafschaft Warfleth brach zusammen; das Tiefland an der linken Seite der Weser schloß sich thatsächlich zu einer abgesonderten Landschaft zusammen, und es ward kein Versuch gemacht, dasselbe durch stärkere Mittel unter die Botmäßigkeit der benachbarten Gewalten zu bringen, oder die Grafschaft Warfleth wieder herzustellen.

Die erste That der Bauern an der Unterweser war keine Empörung; es jagten keine Unterthanen ihre rechtmäßigen Landesherrn aus ihren Sitzen. Mochte auch in den langbewohnten Gegenden Niedersachsens die Landesherrlichkeit schon mehr und mehr sich ausgebildet haben; in den Flußmarschen handelte es sich darum, ob die Keime, aus welchen sie sich entwickeln konnte, empor wuchsen oder nicht. Sie wurden von den Bauern zerstört, welche keine Lust verspürten, Unterthanen zu werden, deren Stellung damals von Hörigkeit und Knechtschaft kaum zu unterscheiden war.

Die erste Erhebung der Stedinger galt nicht der Kirche; da, wo der Erzbischof die Grafenrechte selbst ausüben wollte, blieben die Bauern ruhig; das Stedingerland auf der rechten Weserseite schloß sich der Bewegung nicht an. Diese trat aber rasch aus ihrem ursprünglichen Kreise heraus. Die Bauern Weststedingens, deren erstes Werk ohne Mühe vollbracht war, hielten die Leistung von Zehnt und Zins für eine Last. Ihre Nachbarn, die Friesen waren von solchen Abgaben frei; sie aber hatten sich beim Anbau zu denselben verstehen müssen; auch die Meier mögen wenig bereitwillig gewesen sein, ihre Dienste und Gelder zu erstatten; so gingen denn die Cassen des Erzstiftes leer aus, und Hartwig der Zweite war nicht der Mann, die Anfänge solcher Rechtswidrigkeit sofort zu rügen. Drei Jahre nach der Erhebung gegen die Grafengewalt schien ein Kampf wegen jener grundherrlichen Abgaben bevorzustehen. Der Erzbischof wollte mit bewaffneter Hand die Bauern an ihre übernommenen Pflichten mahnen; aber diese fügten sich, und der wenig erwünschte Kampf mit der Kirche wurde vermieden.

Mit jedem Jahre wuchs indessen die Macht und Bedeutung des freien Bauernvolkes an der Unterweser; nur in Norddeutschland griffen die Bewohner des platten Landes in die Bewegungen, die das Reich erschütterten, ein, und die Stedinger feierten nicht, den Friesen es hierin gleich zu thun. Kaum waren sie durch Zehntleistung und Zinszahlung den Anforderungen des Erzbischofs nachgekommen, so erging an sie der Aufruf, für die Rechte desselben mit bewaffneter Hand einzutreten. Jenes Hartwigs Nachfolger, Waldemar, hatte mit einem mächtigen Feinde zu kämpfen, mit dem Könige von Dänemark, welcher, den Streit der beiden Domkapitel des Erzstiftes benutzend, die Elbe überschritten hatte, auf daß er einen von ihm mit den norddeutschen Erzbischofsstuhle beliehenen Grafen in den Besitz der linkselbischen Lande setze. Die Stedinger folgten dem Rufe und zeigten 1208 ihre Waffenkraft in der Vertreibung des dänischen Praetendenten aus Stade, der zweitwichtigsten Stadt der bremischen Lande.

Auch später war Erzbischof Waldemar von dem guten Willen jener Bauern abhängig, deren Lande nahe vor den Thoren seiner Residenz sich ausbreiteten. Wenige Jahre nach dem Siege gegen den dänischen Praetendenten (1210) trat ein anderer Gegenbischof ihm gegenüber; Waldemar ward gestützt durch die kaiserliche, sein Gegner, Gerhard, Graf von Oldenburg und Bischof von Osnabrück, durch die päpstliche Partei gehalten, an deren Spitze der junge Staufer trat, Friedrich der Zweite. Treu hielten die Bauern der Unterweser auf Seiten jenes Kirchenfürsten aus, den Otto IV., der Kaiser, für den rechtmäßigen erklärte. Wie die Bürger Bremens, trotzten sie dem Banne und dem Interdikte. 1212 zerstörten sie die festen Häuser, deren Nähe für die Sicherheit der erzbischöflichen Residenz gefährlich werden konnte; dann brachen sie die Festen zu Seehausen und zu Rhiensberg; das stark befestigte Hagen, das an den Marken Oststedingens sich erhob, ward umlagert; nördlich von Hoya boten sie den Anhängern des Oldenburgers ein Treffen, erlitten aber eine vollständige Niederlage. Dicht bei der Südgrenze Weststedingens sahen sie eine neue Feste erstehen, von der aus der Kampf wider ihren Erzbischof weiter fortgeführt werden sollte, den Schlüterberg und harrten trotz ihrer Bedrängniß aus. Sie zerstörten 1214 die an der Nordgrenze von Oststedingen sich erhebende Burg des Edelherrn von Stotel, der, wie die Vornehmen des Erzstiftes, auf Seiten Gerhards stand und führten den Kampf fort, bis er eine andere Wendung nahm, weil das Haupt der päpstlichen Partei in Aachen gekrönt und fast von allen Fürsten des Reiches anerkannt war, weil sich der Kaiser auf seine Erblande beschränkt sah und dem gewissen Sturze mit raschen Schritten entgegen ging. Wie seine Sache, so war auch die von Erzbischof Waldemar jetzt eine verlorene. Die Bauern anerkannten 1216 den Grafen von Oldenburg als Erzbischof von Bremen. Die Bürgerschaft der Stadt folgte bald ihrem Beispiele, nachdem der Bruder des Kaisers umsonst versucht hatte, die wichtigste Position, die seiner Partei in Norddeutschland noch geblieben war, gegen den Angriff der Gegenpartei und gegen die Rüstungen der mit ihr vereinigten Bauern zu halten.

Der Uebertritt der Stedinger zur staufischen Partei entschied endgültig die Niederlage der Welfen in ihren Erblanden.

In dem so wild bewegten Jahrzehnte, das auf Hartwig des Zweiten Tod folgte, änderte sich Vieles für das neuentstandene Bauernvolk; nicht bloß daß die Bewohner beider Ufer der Weser zu gleicher Zeit kriegerisch aufgetreten waren, nicht bloß daß die Gemeinsamkeit ihrer Thaten und Leiden das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärkte; die Theilnahme an den entscheidenden Fehden der bremischen Lande erhöhte das Selbstvertrauen der Landleute; ihr entschlossenes Eingreifen machte sie zu einem politisch bedeutenden Gliede des Erzstiftes. An der Unterweser war schnell eine Macht entstanden, die bei der Mittellosigkeit der Erzbischöfe von Hamburg-Bremen für ganz Norddeutschland wichtig werden konnte. Es offenbarte sich in dem ersten Auftreten der Stedinger außerhalb ihrer Lande eine sich selbst bestimmende Kraft; sie halten mit richtiger Würdigung der jedesmaligen Verhältnisse des Reichs zuerst auf Seiten der staufischen Partei gestanden: auf Seiten des Königthums, gegen das eine Fürstenaristokratie sich erhob; dann hatten sie für den Vertreter des Kaiserthums gefochten trotz der Anfeindungen der Kirche; und als dieses als illegitim sich darstellte, waren sie zu der Reichspartei übergetreten, auf deren Seite das Recht und die Macht war. Nicht die Stedinger sind dafür verantwortlich zu machen, daß sie in jenen zehn Jahren drei Mal andere Feinde und andere Freunde hatten; die Schlag auf Schlag folgenden Wechsel in den Angelegenheiten des Reiches während des Kampfes zwischen Welfen und Staufer äußerten sich auch in ihrem Beginnen und Handeln.

In den Zeiten, da dieser Kampf das deutsche Reich aus den Fugen zu rütteln schien, waren die Stedinger in geschlossener, Achtung gebietender Haltung aus dem Dunkel hervorgetreten, welches damals das Loos der ländlichen Bevölkerung zu sein schien; als jener Ringkampf beendigt war, kamen Jahre der Ruhe für die bremischen Lande, eine nur durch lokale Fehden unterbrochene Zeit des Friedens, ein seit lange ungewohnter Segen.

Der Oldenburger Graf, der von den Stedingern unterstützt, 1216 den bremischen Stuhl bestiegen hatte, konnte nur kurze Zeit für das Wohl seiner Diöcese wirken; ihm folgte ein zweiter Gerhard, ein Edelherr von der Lippe, der gewaltige Kirchenfürst, welcher mit starker Hand in die Kämpfe eingriff, die in Nordalbingien wider die Dänen gefochten wurden.

Er hatte keinen Grund den Stedingern dankbar zu sein, wohl aber Anlaß, ihnen zu zürnen. In der Zeit jener Fehden, die vor seinem Regierungsantritt ausgefochten wurden, hatte sich das Selbständigkeitsgefühl der Bauern der Niederweser mächtig gehoben; dem Erzbischofe, den ihre Waffen schützten, hatten sie nicht mehr die Abgaben entrichtet, die vormals ihre Väter übernommen hatten. Der, welcher ihrer Unterstützung den erzbischöflichen Stuhl verdankte, hatte von ihnen, die ihm wichtigere Dienste geleistet, jene Leistungen nicht gefordert. Die Stedinger waren zu mächtig geworden, als daß man es hätte wagen können, ihre Hülfe und Gunst zu verscherzen durch die Mahnung an Dinge, die schon unter Hartwig dem Zweiten beinahe zu blutiger Fehde geführt hätten. Bei Gerhards Regiment kamen aber andere Rücksichten zur Herrschaft. Der thatenkräftige Mann saß trotz aller Anfeindungen fest auf dem Stuhle des heiligen Ansgar. Mit Eifer und Glück suchte er das Erzstift aus dem tiefen Verfall, in den es unter der Regierung jenes Hartwig und während der Kämpfe der Gegenbischöfe gerathen war, emporzuheben. Unermüdlich war er in Reformen der kirchlichen Angelegenheiten; das geistliche Regiment sollte in der ganzen großartigen Strenge geführt werden, der Innocenz III. die Wege gezeichnet hatte. Den weltlichen Ansprüchen des bremischen Stiftes wollte er keinen Titel vergeben; nicht bloß zur Unterstützung seines Neffen, des Grafen von Schauenburg, auch zur Erlangung der von der bremischen Kirche beanspruchten Grafschaft in Dithmarschen unternahm er seine nordalbingischen Kriegsfahrten, er scheute nicht die Fehde mit den Welfen, um die Grafschaft Stade zu behaupten. Seit vielen Jahren hatte kein Kirchenfürst zwischen Weser und Elbe residirt, der mit solcher Energie, wie Gerhard der Zweite, die Interessen der Kirche durchführte.

Vor Allem mußte er seinem Erzstifte Geldmittel schaffen. Der Zustand der Finanzen desselben war ein trostloser; nur außerordentliche Maßregeln konnten ihn bessern; denn das Kirchengut war verschleudert und das Land verarmt. Vergebens hatte er versucht, das der Kirche zustehende Zollrecht zu Ungunsten seiner Stadt Bremen auszunutzen; er hatte die Macht der Bürgerschaft fühlen müssen, die seit Hartwigs Zeit stolz sich erhoben. Bremens Bürger war nicht zur Stärkung der kirchlichen Kräfte zu gebrauchen; außer ihnen gab es aber noch einen anderen Stand in den bremischen Landen, der leistungsfähig war: der freie Bauer, welcher nicht für Andere arbeitete, sondern für sich selbst und für die Seinen.

Wo immer die Kirche ihrer dominirenden Kraft sich bewußt war, forderte sie rücksichtslos den Zehnten; in den nordalbingischen Landen war es dem Erzbischof gelungen, das kirchliche Zehntrecht zur Geltung zu bringen; das Gleiche sollte in der Diöcese Bremen geschehen, aber nur wenige Striche boten Aussicht auf eine bedeutende Einnahme. Da lagen dicht vor den Thoren seiner Residenz die kaum ein Jahrhundert alten, aber schon blühenden, in den letzten Friedensjahren reich gewordenen Flußmarschen der Weser; sie bewohnte jenes Sammelvolk der Stedinger, das zum größten Theile der Kirche seine Entstehung verdankte, zum größten Theile Zehnten und Zinse vertragsmäßig übernommen hatte. War Gerhard nicht durch die beschworenen Verheißungen seines Vorgängers gehindert worden, auf der Weser das Zollrecht zu Ungunsten der Bremer geltend zu machen, wie sollte er den Zustand respectiren, der seit einiger Zeit in den Stedingerlanden herrschte, selbst wenn er sich auf Zugeständnisse gründete, die seine Vorgänger in Zeiten der Noth ihren treuen Helfern gemacht hatten. Die Abgabenfreiheit des Kernes der Stedinger mußte aufhören, wenn der Schade des Erzstiftes gründlich gebessert werden sollte; die Zehnten und Zinse waren einzutreiben, ihre Leistung war für die Zukunft zu sichern.

Möglich ist es, daß Gerhard der Zweite, als er nach der Beendigung der nordalbingischen Kriegszüge seine Blicke auf die Wesermarschen richtete, nichts beabsichtigte, als dieselben privaten Rechte geltend zu machen, die Hartwig den Zweiten zu Rüstungen bewogen hatten; möglich ist es ferner, daß der Titel des Rechtes ihm bei solchem Plane zur Seite stand, daß von Gerhard dem Ersten kein Verzicht auf die Abgaben geleistet ward, als die Stedinger auf seine Seite übertraten; aber der Geist der Zeit, in der Gerhard der Zweite lebte, der Geist, der ihn bei seinem Wirken für das Erzstift beseelte, führt auf weitere Pläne.

Es war etwas Unerhörtes, daß dicht vor seiner Hauptstadt Bremen ein Volk von Bauern saß, das in weltlichen Dingen keiner der bestehenden Gewalten sich unterordnete, sondern einen selbständigen politischen Factor im Erzstifte bilden wollte, frei von den Banden des Lehnwesens, die sonst Alles umstrickten, trotzend den Ansprüchen der Landesherrlichkeit, die sonst überall zur Geltung kamen. Es war etwas Unerhörtes, daß auf dem platten Lande ein eigenartiges Gemeinwesen sich bilden wollte, ähnlich den städtischen, gegen deren Emporkommen das Fürstenthum fort und fort anzukämpfen hatte. Es war etwas Unerhörtes, wenn die Kirche es duldete, daß auf die Geschicke des Erzstiftes eine Macht den entscheidenden Einfluß hatte, über welche sie nicht vollständig gebot, obwohl der Mittelpunkt der Diöcese von ihr

abhängig werden mußte, so wie sie zu voller Ausbildung ihrer Kräfte gelangte.

Alles mußte den scharfsichtigen Kirchenfürsten dazu führen, wenn er mit bewaffneter Hand seine Forderungen wegen der Zehnten und Zinse gegen die Stedinger geltend machen wollte, bei diesen Ansprüchen nicht stehen zu bleiben, sondern dafür zu sorgen, daß die Uferlande der Weser unter seine Botmäßigkeit kamen. Für solche Forderungen fehlte ihm jedenfalls der Titel des Rechtes.

Auf gütlichem Wege war von den Stedingern die Leistung der Zehnten und der Zinse nicht zu erlangen. Wie Hartwig der Zweite wollte Gerhard daher mit Heeresmacht sie erzwingen; erreichte er dies, dann war es möglich, die landesherrlichen Ansprüche gegen die Besiegten durchzuführen; so begann der Kampf gegen die Bauern, dem bald das Gewand des Religionskrieges übergeworfen wurde.

---

* Böhmische Christussagen.

Gesammelt von Alfred Waldau.

Jesus und der Schwabe.

Es geschah einmal, daß der Sohn Gottes auf seiner irdischen Wanderung mit einem Schwaben zusammentraf. Der Schwabe sagte: „Herr, laß' mich mit dir wandern!“ „Es sei.“ erwiederte Jesus und der Schwabe ging mit. Nach einigen Tagen gelangten sie auf eine breite Straße. Rechts und links lag ein Dorf. In dem einen Dorfe läuteten die Glocken eben zu einer Hochzeitsfeier, in dem andern zum Begräbniß. „In welches Dorf willst du gehen, Schwabe?“ fragte der Heiland und der Schwabe entgegnete: „In das, wo sie zur Hochzeit läuten, dort geht es lustiger zu.“ „Wohlan, so gehe hin und ich begebe mich in das Dorf, wo sie zum Begräbniß läuten.“ Hierauf schieden Beide. Jesus ging, erweckte in dem Dorfe den Todten, den man eben zu Grabe trug, und bekam dafür gar viel Geld. Der Schwabe aber eilte in das Dorf, wo man die Hochzeit feierte und wurde zu dem Feste eingeladen. Doch beim Hochzeitsmale fing er einen bösen Streit an und wurde dafür von den erbitterten Gästen weidlich durchgeprügelt und dann zur Thür hinausgeworfen. Aechzend kehrte er zum Herrn Jesus zurück. — Nach einigen Tagen kamen Beide wieder zwischen zwei Dörfer: in dem einen ward abermals zur Hochzeitsfeier, in dem andern zum Begräbniß geläutet. „In welches Dorf willst du jetzt gehen?“ fragte Jesus den Schwaben. „In das Dorf, wo zum Begräbniß geläutet wird,“ sagte dieser; „wie soll ich es aber anstellen, daß ich den Todten zum Leben erwecke?“ Jesus antwortete: „Du brauchst nur zu sprechen: Ich will, stehe auf und —“ Der Schwabe ließ den Herrn Jesus nicht ausreden, sondern lief spornstreichs in das Dorf, hielt den Leichenzug an und schrie: „Ich will, stehe auf!“ Der Todte aber rührte sich nicht und da die Leute glaubten, der Schwabe treibe sündhaften Spott mit der frommen Handlung, so ergriffen sie ihn, gaben ihm eine gute Tracht Prügel und jagten ihn dann zum Dorfe hinaus. Inzwischen war der Herr Jesus zu dem Hochzeitsfeste gegangen, wo er Wasser in Wein verwandelte und abermals viel Geld bekam. Als er wieder mit dem Schwaben zusammentraf, schwur dieser hoch und theuer, künftighin nie mehr ein Dorf besuchen zu wollen, wo die Glocken zur Hochzeitsfeier oder zum Begräbniß läuten, denn er würde sonst wieder Schläge bekommen. Jesus schenkte ihm das Geld, das er für seine beiden Wunder erhalten hatte und der Schwabe zog allein in die weite Welt hinaus und dort treibt er sich wohl noch heute herum, wenn er nicht schon gestorben ist.

Die seltsame Sprache.

„Lieber Herr,“ sagte einmal St. Peter zu dem Heilande, „ich wünschte mir, eine solche Sprache reden zu können, die nur selten einer versteht.“ — „Das ist ein seltsamer Wunsch,“ erwiderte der Erlöser; „und weßhalb willst du eine fremde Sprache kennen? So lange du in der Heimath weilst, genüget dir die liebe Muttersprache, und wenn du in die Fremde kommst, erlernst du zeitig genug die Sprache, die dort die Menschen reden!“ — „Wohl wahr,“ meinte St. Peter, „allein trotzdem möchte ich eine so seltsame Sprache kennen, daß nur Wenige sie verstehen.“ „Nun, dein Wille geschehe,“ sagte nun Jesus, „siehe nur zu, Petrus, daß du ihn ja nicht bereuest! Gieb also Acht, ich werde dir nun zeigen, wie du die seltsame Sprache erlernen kannst!“ Nun erhob der Heiland seinen Reisestab und schlug damit auf einen gewaltigen Baumkloß, der am Rande der Straße lag. Und dabei sprach er: „Hanserl, steh' auf!“ Augenblicklich war der Baumkloß belebt und in einen großen, vierschrötigen Kerl verwandelt. Nun fing dieser an sich zu strecken und zu gähnen und glotzte eben den heiligen Peter an, der vor Schrecken ganz starr war. Endlich brach der Kerl in die zornigen Worte aus: „Wos host mi ufgweckt, du Herrgottsfackermenter, jetzt gaj he'a und hilf mr ooch ufstihe!“ — „Nun, lieber Petrus,“ sagte darauf der Heiland, „da hörst du die Sprache, welche nur selten Einer versteht. Lerne sie fleißig: dieser da soll dein Lehrmeister sein.“ Da war dem heiligen Petrus gar übel zu Muthe und er verlegte sich auf's Bitten: „O theurer Meister, vergieb mir meinen thörichten Wunsch. Ich bleibe mit meiner Muttersprache zufrieden und trage kein Verlangen mehr nach der Sprache, die nur selten Einer versteht, seitdem ich weiß, wie sie klingt!“ Allein diesmal wollte der Herr Jesus nichts von einer Verzeihung wissen: St. Peter mußte, so sehr er sich auch sträubte, von dem aus einem Baumkloß entstandenen Menschen die seltsame Sprache lernen und dieser wich nicht eher von seiner Seite, als bis er sie gelernt hatte.

Die Gans mit Einem Bein.

Einmal ging der Herr Jesus mit St. Peter durch ein breites Thal. Weil es eben Sonntag war, gab Jesus seinem Jünger Geld und hieß ihn in das nächste Wirthshaus gehen und dort eine gebratene Gans kaufen. St. Peter begab sich dahin und kaufte die Gans. Auf dem Rückwege aber verzehrte er das eine Gänsebein, denn der Braten duftete gar lieblich. Als nun der Herr Jesus die gebratene Gans sah, fragte er: „Petrus, wo hat denn die Gans ihr zweites Bein.“ — „Sie hatte kein zweites,“ erwiderte St. Peter. — „Ei, wie sollte die Gans nur Ein Bein haben?“ — „Ja wahrhaftig, himmlischer Sohn,“ betheuerte der Jünger; „sieh' nur, die Gans dort steht auch nur auf Einem Beine!“ Dabei wies St. Peter auf eine Gänseheerde hin, die am Anger weidete. Der Herr Jesus stellte sich zufrieden und sprach nicht weiter von der Sache. Nun zerschnitten sie die Gans, verzehrten sie unter einem schattigen Baume und schritten weiter. Bald gelangten sie in einen Wald, wo der Heiland also zu seinem Jünger sprach: „Petrus, wir haben kein Geld mehr und werden doch bald eins brauchen. Aber unter diesem morschen Baumstrunk liegt ein Schatz; nimm einen Knüttel, hebe den Baumstrunk aus der Erde und bringe den Schatz an's Licht!“ St. Peter that, wie ihm der Meister befohlen hatte und fand

wirklich eine große Menge goldener Münzen. Jesus zählte das Geld, theilte es in drei gleich große Häuflein, nahm das eine für sich, gab das zweite dem heiligen Peter und das dritte ließ er auf der Erde liegen. Da fragte St. Peter erstaunt: „Himmlischer Sohn, wem gehört denn das dritte Häuflein?“ Der Heiland antwortete: „Das soll jenem gehören, der das zweite Gänsebein gegessen!“ St. Peter erröthete, wurde gar unruhig und stotterte endlich: „Himmlischer Sohn — das zweite Gänsebein habe ich gegessen — denn ich war sehr hungrig!“ Ob dieses Geständnisses ward Christus der Herr sehr böse und sagte dann schmerzlich: Petrus, wenn sogar du, der du doch meinem Herzen am nächsten stehst, Lug und Trug gegen mich übest, was sollen erst die anderen Menschen thun?“ Da bereute St. Peter seine ungebührliche Handlung, weinte bitterlich, bat den Herrn Jesus demüthig um Verzeihung und gelobte, nie wieder eine Unwahrheit zu sprechen. Als der Heiland seine aufrichtige Reue sah, so verzieh er ihm, denn er liebte seinen Jünger sehr. Und in der That hat St. Peter nie wieder gelogen und nimmermehr behauptet, daß die Gans nur Ein Bein habe.

* Zur Geschichte des Aberglaubens.

Von Dr. Leonhard Freund.

„Aberglaube ist der Hang, in das, was als nicht natürlicher Weise zugehend vermeint wird, ein größeres Vertrauen zu setzen, als in das, was sich nach Naturgesetzen erklären läßt, — es sei im Physischen oder im Moralischen.“

Kant.

1. Die Ungarn.

Der ungarische Volksglaube glich dem der alten Perser. Die Magyaren verehrten nämlich Feuer, Luft und Wasser und feierten die Erde durch Gesänge. Auch glaubten sie an gute und böse Geister, denen sie die günstigen und ungünstigen Ereignisse in den Wechselfällen des Lebens zuschrieben. Eigenthümlich genug hatten sie nur für den bösen Geist „Ördög“ einen besondern Namen; für den guten schufen erst christliche Geistliche eine Bezeichnung. Die heidnischen Priester galten für Menschen, welche die Zukunft zu erforschen vermochten; sie sollten aber auch böse Dämonen bezwingen können. Kein Wunder war es daher, daß in der späteren christlichen Zeit die alten Ungarn noch eine gewisse Vorliebe für die Gaukeleien von Zauberern und Hexen bewahrten. Hexerei mit dem Zäpfelkraut, ferner Zauberei, Weissagung, Teufelsbeschwörung, künstliche Verblendung, Verzauberung durch das Auge einer indianischen Schildkröte werden unter den Formen des magyarischen Zauberglaubens genannt.

Zur Bekämpfung des Hexenwesens ergingen Gesetze; wir heben folgende aus denselben hervor.

Nach einer Bestimmung Stephan's (1016) sollten Hexen, wenn man sie zum ersten Mal bei ihren Künsten traf, zur Kirche geführt und dem Priester zur Buße durch Fasten und zum Unterricht übergeben, dann aber in Frieden entlassen werden. Die zum zweiten Male betroffene Hexe ward nochmals zur Kirchenbuße angehalten. Blieb diese wiederum fruchtlos, so wurde die Hexe gebrandmarkt. Es geschah dies in Kreuzesform mit glühend gemachten Kirchenschlüsseln an folgenden Stellen: auf der Brust, auf der Stirn und zwischen den Schultern. Im dritten Betretungsfalle ward die Hexe sofort dem weltlichen Richter überliefert und hingerichtet.

Schwarzkünstler und Zauberer, welche Menschen durch Gifttränke und Zauberwerk ihres Verstandes beraubten oder gar umbrachten, verfielen der Gewalt des Beschädigten oder seiner Verwandten, die mit ihnen nach Belieben verfahren konnten.

Wer sich mit Weissagen aus der Asche und ähnlichem Blendwerk abgab, den ließen die Bischöfe mit Geißelhieben züchtigen. Nach einem Gesetz von Ladislaus (1077—1095) sollten Hexen von den Bischöfen nach Willkür bestraft werden.

Bereits Andreas I. (1046—1060) hatte den Rückfall der Magyaren in das Heidenthum durch ein besonderes Gesetz zu verhindern gesucht.

Auch unter Coloman's Regierung (1095—1114) wurde die Ausübung heidnischer Gebräuche, welche dem Aberglauben Vorschub leisteten, untersagt. Vornehme sollten dafür 11 Tage lang, Personen geringeren Standes nur 7 Tage lang Kirchenbuße thun, letztere aber außerdem Schläge erhalten. Die Verfolgung der Hexen verbot hingegen Coloman in einem Gesetze, dessen Inhalt jedenfalls ein Zeugniß seiner aufgeklärten Denkungsart liefert, wenn man berücksichtigt, in welcher Zeit es erlassen worden: „Ueber Hexen, die es gar nicht giebt — so befiehlt er — soll man nicht urtheilen.“ Er beschränkt auch die Gottesurtheile; sie sollten fernerhin nur an den Bischofssitzen und in größeren Probsteien, wie Preßburg und Neutra stattfinden.

Sein Vorgänger in der Regierung, Ladislaus hatte bereits die Anwesenheit von drei tüchtigen Zeugen bei den Ordalien vorgeschrieben.

Der Hang zum Aberglauben äußerte bei den Ungarn selbst bis in die neueste Zeit hinein seine verderbliche Kraft. Noch im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts wurde in einem Dorfe am Waagthale eine Hexe auf die Beschuldigung hin, Regenmangel verursacht zu haben, verfolgt und nach abgelegtem Geständniß zum Feuertode verurtheilt.

Auch von anderen heidnischen Vorstellungen und Sitten haben sich manche noch in der Gegenwart erhalten. Verzauberte Rosse, welche, wie Bileam's Esel, sprechen können, figuriren in den Erzählungen der Hirten. Und wie in den heidnischen Zeiten der glückliche Ausgang eines Unternehmens durch eine religiöse Ceremonie, den sogenannten Aldom'as mit Opfer gefeiert ward und mit Gelag, so ladet selbst noch heute der Ungar den Geschäftsfreund nach geschlossenem Handel zu einem Trunk Wein und spricht dabei: „Trinken wir den Aldom'as.“

2. Die Polen.

Mit dem Heidenthum, welches nur langsam dem Christenthum wich, zumal die Slaven in den Christen gefährliche Feinde ihrer nationalen Unabhängigkeit erblickten, war auch bei den Polen der Glaube an überirdische Einwirkungen von Göttern und Geistern verbunden. Weissagungen fanden statt, Zeichen wurden gedeutet, die Zukunft aus Opfern verkündet und dergleichen mehr. Dieser Wunderglaube soll sogar einmal selbst auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse Einfluß geübt und dem Stamme der Piasten zu seiner Erhebung auf den Thron verholfen haben.

Die Speisen und Getränke nämlich, welche der Landmann Piast einst während des in der Mitte des neunten Jahrhunderts zu Kruszwice am Goplosee abgehaltenen polnischen Reichstages seinen Gästen vorgesetzt hatte, waren — so wird erzählt — während des Mahles nicht geringer geworden. Darum galt er den geladenen Genossen für einen von Wundern umgebenen Mann und sie beeilten sich, ihn zum Herzog von Polen auszurufen.

Uebrigens behauptete der Aberglaube selbst nach Einführung des Christenthums viele Jahrhunderte hindurch seinen Einfluß. So stand z. B. ein Bischof von Cracau, Stanislaus Szczipo-

nowski, gemordet, wie behauptet wird, im Jahre 1079 von Boleslaus II. (1058—1080) in dem Rufe, Todte wieder lebendig machen zu können.

Boleslaus V. (1243—1279), genannt der Schamhafte, aber suchte noch anno 1241 — einige Jahre vor seinem Regierungsantritt — die das südliche Polen verheerenden Tartaren durch eine auf sein Gebet angeblich vom Himmel herabgesandte Feuersäule zu bändigen.

3. Die Russen.

Lange erhielt sich in Rußland das Heidenthum und mit ihm der Wunderglaube in den mannichfaltigsten Erscheinungen und Gestalten. Aus den Opfern, welche den Göttern dargebracht wurden, so wie aus den Tritten der Pferde weissagten die Priester. Es wird berichtet, daß der Glaube an gute und böse Hausgeister allgemein verbreitet gewesen sei, — daß es Zauberer gegeben habe, welche gleich den sibirischen Schamanen durch Musik auf die Einbildungskraft der Menschen einzuwirken suchten; ferner solche, die mit schwarz geflügelten Geistern Umgang hatten, Krankheiten durch abergläubische Mittel heilten, kommende Ereignisse und Schicksale im Voraus verkündeten, trockenen Fußes durch Flüsse gingen und dergleichen Wunderdinge mehr verrichteten.

Besonders aber in Oleg's Zeiten (879—912) gab es der Seher viele. Dem Fürsten Oleg selbst, der auf dem Grabhügel seines Lieblingsrosses durch den Biß einer Schlange sein Leben verlor, soll sogar prophezeit worden sein, jenes Pferd, welches er am häufigsten ritt, werde dereinst ihm den Tod bringen. Das unwissende Volk hielt überhaupt jede außerordentliche Unternehmung und jede ungewöhnliche Erscheinung für Wirkungen übernatürlicher Ursachen und glaubte darum den Sehern. Selbsttäuschung Einzelner, sowie absichtlicher Betrug, der wohl oft auch aus einem höheren Interesse geübt wurde, — so erweckten und nährten z. B. manche Heerführer den Glauben an die Heiligkeit der Fahnen, um auf diese Weise die Tapferkeit der Krieger zu entflammen und wach zu erhalten — mögen hier, wie überall, zur Verbreitung des Wahnes beigetragen haben.

Noch in der Gegenwart fürchtet in Rußland der gemeine Mann in dem Echo der Höhen den Widerhall von Berg- und Waldgeistern und auch heute spielt bei ihm namentlich in der Volksmedizin und zwar mehr, als anderwärts — der Aberglaube seine oft verderbliche Rolle.

Die Entscheidung in Anklagesachen wegen Zauberei stand während der Periode, mit welcher wir uns hier beschäftigten, sowie im späteren Mittelalter überhaupt auch im russischen Reiche den Geistlichen zu *).

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. v. Arneth. Maria Theresia und Maria Antoinette, ein Briefwechsel. — Appell. Werther und seine Zeit. 2. Aufl. — Aristoteles. Ueber die Dichtkunst, von Susemihl. — A. Meißner. Lemberger und Sohn. — Desor, der Gebirgsbau der Alpen. — Gottschall. Dramatische Werke. — Bonaventura Nachtigallenlied. — v. Winterfeld. Cadettengeschichten. — Schmeling. Die Seeräuber auf Borneo, Roman. — Diefenbach. Novellen. 2 Cyclus. — Eckardt. Gefallene Würfel.

In der Sitzung der Abtheilung für bremische Geschichte und Alterthümer vom 30 Januar widmete Herr Richter Rotteniuss dem verstorbenen Richter Focke einen ehrenden Nachruf, das Interesse desselben für die Erhaltung und lebendige Fortentwickelung historisch gewordener Institutionen lebhaft betonend. Es wurde mitgetheilt, daß die Familie des verstorbenen Pastor Kohlmann den Nachlaß desselben nicht zu veräußern beabsichtige, die Benutzung desselben für die wissenschaftlichen Zwecke des Vereins aber gestatten werde. Herr Dr. Schumacher sprach über die verschollenen Kirchen Bremens, die Nachrichten zusammen stellend, welche über die städtischen Kirchen Jacobi, Georgen, Nicolai, zwölf Apostel, über die Stiftskirche Wilhadi, über die Klosterkirchen Catharinen, Paul, Michael und Johannes der Täufer, über die Spitalkirchen vom heiligen Geist und Remberti, über die Kapellen Salvator und Maria Magdalena, sowie über einige ungenannte erhalten sind.

Ueber Carlotta Patti fällt der durch seine Schriften über Geschichte der Musik rühmlichst bekannte Kapellmeister Schletterer in Augsburg folgendes Urtheil: Die Stimme der Frl. Carlotta Patti ist nicht groß und bedeutend, und wirkt durch jenes eigenthümliche Timbre das dem Gesang französischer und italienischer Sängerinnen eigen ist (hervorgebracht durch ein gewisses Nasale und durch das Outriren einzelner Töne), im ersten Moment nicht einmal ganz angenehm auf deutsche Ohren. Aber hört man nun diese glockenhellen Passagen, dieses bewundernswerthe Staccato, diese Nachtigallentriller, dieses Crescendo und Diminuendo, das bezaubernde Portamento, diese seltene Leichtigkeit, die ihr die höchsten Töne mit überraschender Reinheit hervorzubringen gestattet, so vergißt man kleinere Mängel bald, und fühlt sich einer Künstlerin ersten Ranges gegenüber. Wer sich je näher mit dem Kunstgesang beschäftigt hat, muß sofort erkennen daß eine solche staunenswerthe Technik, selbst bei den glücklichsten Naturanlagen, nur das Resultat der unermüdlichsten und sorgfältigsten Studien sein kann. Fräulein Patti konnte nur durch seltenen Fleiß eine seltene Stimme zu solch seltener Virtuosität ausbilden, und schon deßwegen erscheint sie unserer Bewunderung und vollen Anerkennung würdig. Sie ist keine dramatische Sängerin, es fehlt ihrem Gesang das tiefe Gemüth, mit dem in deutschen Liedern deutsche Sängerinnen unmittelbar unser Herz zu bewegen streben. Aber wie oft fehlt dagegen unsern Sängerinnen jene Gesangskunst, welche uns in ihrem Gesang nicht nur eine innere Befriedigung, sondern auch einen wirklichen und vollkommenen Kunstgenuß finden läßt. Es ist eine Thorheit zu sagen: Frl. Patti singt ohne Gefühl. Abgesehen davon, daß die von ihr vorgetragenen Pièçen weniger an das Gefühl appelliren, als mehr nur zur Entfaltung glänzender Virtuosität Gelegenheit bieten sollen, so setzt eine so vollendete Wiedergabe der vorliegenden Compositionen und ein von größter Sorgfalt und völliger Hingabe zeugender Vortrag auch eine Tiefe der Auffassung voraus, bei der das Gefühl nicht unbetheiligt bleiben konnte. Frl. Patti ist ein Phänomen; man muß sie selbst hören um sie ganz würdigen zu können; wer sie aber gehört hat, wird sie auch bewundern müssen, selbst wenn er sich mit ihrem Programm nicht einverstanden erklären kann. — Bei Gelegenheit der Besprechung von Beitzkes Geschichte des Jahrs 1815 theilt die Köln. Ztg. folgenden Lebensabriß des gefeierten Historikers mit: Heinrich Ludwig Beitzke steht jetzt im 67. Lebensjahre. Am 15. Februar 1798 ward er in dem Dorfe Muttrin (im pommer'schen Kreise Belgard) geboren. Sein Vater war dort Pfarrgeistlicher, starb aber schon im März 1803 und hinterließ seine Witwe mit fünf Söhnen und zwei Töchtern in dürftiger Lage. Heinrich war der jüngste der Söhne und blieb, zumal da er ein schwächliches Kind war, mit den Schwestern bei der aus Colberg gebürtigen Mutter, die eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Bildung besaß, in dem ärmlichen Pfarrwitwenhause des Dorfes, genoß den Elementar-Unterricht des zugleich als Schneider fungirenden Schulmeisters im Winter und zur Sommerszeit trieb er sich mit seinen Altersgenossen in Wald und Feld umher. Zehn Jahre alt geworden, ward er vom muttriner Pfarrer, dem Nachfolger seines Vaters, zu dem Unterricht herangezogen, den derselbe den Söhnen des Gutspächters ertheilte. Eine Tante, die von Colberg nach Muttrin übergesiedelt war, erfüllte die Phantasie des lebhaften Knaben mit Schilderungen aus dem siebenjährigen Kriege, der Colberg drei schwere Belagerungen durch die Russen gebracht hatte, und mit dem Ruhme des großen Königs. Zwei ältere Brüder, die inzwischen die Universität zu Frankfurt a. d. O. hatten beziehen können und Theologie studirten, reizten in der Ferienzeit durch ihre Mittheilungen Heinrich's Wissensdrang und Lernbegierde. Aber noch einen Sohn studiren zu lassen, war der Mutter unmöglich, und ein Stipendium nirgends mehr zu erlangen. Um Ostern 1811 erbot sich ein alter Geistlicher in Colberg, den jungen Beitzke zu sich zu nehmen und den Unterricht in der städtischen Bürgerschule genießen zu lassen, damit er sich später in der Pepiniere in Berlin zum Militärarzt ausbilden könne. Eine solche Zukunft lag aber nicht in den Wünschen des wissensdurstigen Knaben. Nachdem er dritthalb Jahr in Colberg gewesen, entschoß er sich, in Belgard bei Gerichte als Schreiber zu arbeiten, um sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen und seiner Mutter nicht zur Last zu fallen. Das war im Herbst 1813. Der noch nicht 16 Jahre alte Schreiber vernahm die

*) Unter allen slavischen Rechten zeigt wohl das böhmische die meisten Spuren von dem Hange der Slaven zum Aberglauben.

Kunde von dem großen Siege der vaterländischen Heere mit Begeisterung, aber auch mit tiefem Kummer, daß seine Mittellosigkeit ihn verhinderte, als Freiwilliger an dem glorreichen Feldzuge Theil zu nehmen. Das Jahr 1815 sollte seine Wünsche erfüllen. Die alte Tante in Muttrin war gestorben und hatte ihm ein kleines Capital vermacht. Kaum war es kund geworden, daß Napoleon von Elba zurückgekehrt sei, als auch der Jüngling nach Berlin eilte, sich equipirte und im Mai zur Armee abging. Das Detachement, dem er sich zugesellt hatte, stand am 16. Juni, während der Schlacht bei Ligny, in der Nähe von Huy an der Maas, wurde aber, da es Namur nicht erreichen konnte, bis nach Lüttich zurückgedrängt. Erst vor Maubeuge erreichte Beitzke das 1. pommer'sche Regiment, in das er eintreten wollte. In demselben machte er die Belagerung von Maubeuge und Philippeville mit und wurde bereits Ende September zum Portepee-Fähnrich im 21. (4. pommer'schen) Linien-Regiment befördert, das im November Mainz als Garnisonsort angewiesen erhielt. Bald darauf erfolgte der Friedensschluß, der die Hoffnung des jungen Fähnrichs, das Offizierspatent im Felde zu erwerben, zu nichte machte. Jetzt galt es, das vorschriftsmäßige Examen zu bestehen. Der commandirende General am Rhein, Graf Gneisenau, errichtete in Coblenz eine Kriegsschule. Diese besuchte Beitzke vom Januar bis Juli 1816, machte dann noch einen Cursus in der zu Mainz für die Bundesfestungen neu errichteten Brigadeschule durch und bestand, der erste in seinem Regiment, im November 1817 zu Berlin die Officierprüfung. Als Seconde-Lieutenant begleitete er im Sommer 1818 sein Regiment nach Glogau, wohin es von Mainz verlegt war, und meldete sich dann sofort zum Eintritt in die allgemeine Kriegsschule zu Berlin. Dort arbeitete er mit eisernem Fleiß, die Lücken seines Wissens auszufüllen, und im Sommer 1821 kehrte er zu seinem Regiment zurück, das inzwischen nach Pyritz in Pommern verlegt worden war. Im Jahr 1823 gelang es ihm, zu den topographischen Landesvermessungen des Generalstabes commandirt zu werden. Die daraus erhoffte Beförderung blieb zwar aus, wohl aber erhielt Beitzke 1828 die nachgesuchte Lehrstelle der Geographie bei der Divisionsschule zu Stargard in Pommern. Acht Jahre hindurch docirte er so die Wissenschaft Karl Ritter's, dessen Schüler er auf der allgemeinen Kriegsschule gewesen war. Dabei entstand in ihm der Plan, eine geographische Beschreibung Deutschlands nach den neuen Principien zu bearbeiten. Zu dem Zweck bereiste er in den Sommern 1832 und 1835 Süddeutschland, besonders die Alpenregion, und schrieb dann sein Werk „die Alpen, ein geographisch-historisches Bild,“ das 1843 zu Colberg im Druck erschien. In Colberg war es, wo Beitzke 1836 aus der Divisionsschule in das Füsilier-Bataillon seines Regiments zum praktischen Dienst zurücktrat. Er war inzwischen 1831 zum Premier-Lieutenant avancirt, aber erst 1839 ward er Hauptmann und Compagniechef, als welcher er sich im Jahre darauf mit der Tochter seines Bataillons-Commandeurs, v. Borries, vermählte. Das rauhe, wechselnde Klima von Colberg sagte ihm indessen so wenig zu, daß er, fortwährend kränkelnd, sich genöthigt sah, seinen Abschied zu fordern, den er denn auch zu Ende 1845 in ehrenvollster Weise mit der wohlverdienten Pension und dem Majorscharakter erhielt. Nun schritt er, von Colberg nach dem gesundern Cöslin übergesiedelt, zur Ausführung seines längst gehegten, nun endlich zur Reife gekommenen Lieblingsplanes, der Schilderung des ruhmvollen Volks-Befreiungskrieges von 1813 und 1814. Anfangs hatte er sich für den Gedanken begeistert gehabt, die Heldenthaten seines Volkes dichterisch in einem Epos zu verherrlichen. Hatte er auch als Lieutenant ein Bändchen „Gedichte“ veröffentlicht, so erkannte er doch bald, daß er der Aufgabe, einen so gewaltigen Stoff poetisch zu bewältigen, nicht gewachsen sein würde. Er beschloß daher, „die Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814“ zu schreiben. Den nationalen Sinn des Volkes zu heben, die stumpf gewordene Erinnerung an die Großthaten der Nation neu zu schärfen und den nachgewachsenen Geschlechtern zu zeigen, wie die Väter um die Freiheit gekämpft; das war die Idee, die ihn zu dem Werke begeisterte und während der Arbeit die mächtigen zündenden Worte eingab. Zehn Jahre sind es nun, daß dieses Buch, das 1855 in drei Bänden erschien, Eigenthum des deutschen Volkes ist. Selten ist eine Schrift mit größerer Anspruchslosigkeit an die Oeffentlichkeit gebracht und, kaum hervorgetreten, mit so einstimmigem und nachhaltigem Beifall begrüßt worden. Schon 1859 mußte eine zweite und 1863 eine dritte Auflage veranstaltet werden. Die Universität Jena gab ihren Wahrspruch über die wissenschaftliche Gediegenheit des Werkes und verlieh bei Gelegenheit ihres 300jährigen Jubiläums 1858 dem Verfasser honoris causa die philosophische Doctorwürde. Im November desselben Jahres wählte der pommer'sche Wahlkreis Anklam den Major Dr. Beitzke neben dem Grafen Schwerin-Putzar ins Abgeordnetenhaus und gab so dem Vertrauen des Landes auch einen bestimmten politischen Ausdruck. Ja, als Beitzke im Jahre 1861 dieses Mandat wegen großer körperlicher Ermattung hatte niederlegen müssen, um sich durch eine Cur in Ems wieder stärken zu können, wurde er bei den Neuwahlen im Jahre 1862 in vier Wahlbezirken zugleich begehrt. Er entschied sich für das Hamm-Soester Mandat, das ihm auch bei der nach der Auflösung der Kammern angeordneten letzten Neuwahl mit gesteigerter Majorität wieder übertragen ward. Im letzten Sommer zog ihm die Denunciation eines jungen Menschen, der ein paar „unehrerbietige Worte“ des treubewährten Patrioten in einer Conditorei zu Cöslin belauscht haben wollte, eine ehrengerichtliche Vernehmung zu, die indessen keine weitere Folge gehabt zu haben scheint, da man sich wohl überzeugt haben wird, daß ein Mann, der so unerschrockene Bücher schreibt, auch kein Wort spricht, das er nicht vertreten könnte.

— Ueber die im Cortile des Palazzo Righetti gefundene bronzene Kolossalstatue des Herkules werden folgende Notizen bekannt. Die Statue ist 3,83 Meter hoch. Herkules steht da, das Gewicht des Körpers auf dem rechten Beine basirend, in der rechten die Keule, von welcher sich verschiedene Fragmente gefunden haben. In der Linken hielt er ursprünglich ohne Zweifel die Aepfel der Hesperiden, welche gegenwärtig fehlen. Ueber den linken Arm hing die noch erhaltene, aber gegenwärtig abgelöste Löwenhaut. Das Gesicht ist von idealer griechischer Schönheit und läßt auf den Wangen die Spuren eines keimenden Bartes sehen. Das kurze Haar, welches in kleinen Locken über der muskulösen Stirn emporstrebt, ist mit einer Binde umgeben. Die Statue ist wohl erhalten, es fehlen nur der hintere Theil des Schädels, welcher, wie der scharfe Schnitt am Hinterkopfe zeigt, aus einem besonderen Stücke gegossen war, der linke Fuß und das Geschlechtsglied, welches in gewaltsamer Weise ausgerissen zu sein scheint, vermuthlich von christlichen Fanatikern. Die massive Vergoldung strahlt in beinahe unverletzter Pracht, nur an wenigen Stellen durch Oxydation getrübt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Statue auf ein griechisches Original zurückgeht und zwar vermuthlich auf ein lysippisches. Die Proportionen des Körpers nämlich sind in Vergleich mit anderen Herkulesstatuen auffällig schlank und erinnern mutatis mutandis an die berühmte vatikanische Kopie des lysippischen Apoxyomenos. Außerdem stimmt der Typus des Kopfes vollständig mit den Herkulesköpfen überein, welche wir auf macedonischen Münzen finden, auf denen man zunächst das lysippische Ideal zu gewärtigen hat. Dagegen gehört die Ausführung entschieden der römischen Epoche an. Wie gewöhnlich bei römischen Kopien hellenischer Originale, finden wir eine gewisse Ungleichheit in der Güte der Durchführung, je nachdem sich der Künstler mehr oder minder nach seinem Vorbilde richtete. Sehr schön und wohl geeignet, eine Idee vom Originale zu geben, ist der Kopf. Ebenso zeichnen sich die Partien um die Knie durch lebensvolle Behandlung aus. Ungleich weniger Verständniß und Feinheit zeigt die Behandlung der Brust und des Unterleibes, wo die Muskulatur vielfach todt und starr erscheint und die Falten des Fleisches in sehr herber und scharfer Weise markirt sind. Entschieden ist hier die Leichtigkeit und Elasticität des hellenischen Originals verwischt. Eine eingehende künstlerische Analyse der Statue ist gegenwärtig noch unmöglich, da diese sich nicht in der Stellung befindet, für welche sie gearbeitet war, sondern auf einem Paradebett hingestreckt liegt. Vergleichen wir die Statue mit anderen uns erhaltenen kolossalen Bronzewerken, so steht sie, was Güte der Ausführung betrifft, tief unter dem prachtvollen Pferdekopf oskisch-kampanischer Kunst in Neapel, dagegen über der Reiterstatue des Mark Aurel und über dem Herkules-Koloß auf dem Kapitol und wird auch der Zeit nach zwischen die Neapolitaner Bronze und den Mark Aurel anzusetzen sein. In der That weist auch die Provenienz auf die Zeit des Pompejus hin, indem die Pertinenzen des Theaters des Pompejus bis zu dem Palazzo Righetti reichten. Herr Righetti schuldete der Regierung eine bedeutende Summe, eine Schuld, welche durch Abtretung der Statue an das vatikanische Museum getilgt wird. Der römische Volkswitz sagt: Herkules hat seine dreizehnte Arbeit vollbracht, er hat Righetti die Schulden bezahlen helfen.

— Félicien David ist eifrigst mit den Proben seiner neuen Oper „Le Saphir“ beschäftigt. Das Gerücht: er sei wegen Geistesstörung in eine Privatirrenanstalt gebracht worden, ist demnach völlig unbegründet. — Am nächsten Sonnabend gibt das Théâtre lyrique zum erstenmal die Oper des Fürsten Poniatowski: „L'Aventurier.“ An demselben Tag spielt das Gymnase das neue Stück des unermüdlichen, aber keineswegs unerschöpflichen Hrn. Sardou: „Les vieux garçons.“ Morgen (Freitag) gibt das Théâtre du Châtelet ein neues Decorations- und Spektakelstück: „Les Mystères du vieux Paris.“

— Der Componist des „Faust,“ Hr. Gounod, hat eine neue Oper, „Die beiden Königinnen,“ vollendet, zu welcher Hr. Legouvé das Textbuch geliefert. Dieselbe wird vertragsmäßig am 15. März d. J. auf dem Théâtre Lyrique zur Aufführung gelangen. — Von dem bekannten Dante-Uebersetzer und Verfasser der „Comédie enfantine,“ Hrn. Louis Ratisbonne, wird demnächst, unter dem Titel, „Les figures jeunes,“ ein neuer Band Gedichte erscheinen. — Das mehrfach angekündigte Buch des Hrn. v. Falloux „Itinéraire de Turin à Rome“ hat die Presse verlassen.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 23.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 7. Bremen, 12. Februar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Gedächtnißrede auf den Erzbischof Ansgar.

Von Ernst Bulle.

Hochansehnliche Versammlung!

Mit dem ersten Glockenschlage des morgenden Tages läuft ein Jahrtausend ab, welches an seinem Anfange Männer sah von der gewaltigsten Bedeutung und Völker in der ungeheuersten Aufregung. Tausend Jahre sind's seit Angars Tode, tausend Jahre seit an dieser Stelle deutscher Erde sein heißes Herz aufhörte, Gebete für das Heil der nordischen Germanen gen Himmel zu senden. Wir pflegen wohl gewöhnlich leichthin das Wort Jahrtausend in den Mund zu nehmen, aber wenn wir selbst am Ende eines deutlich abgegränzten Jahrtausends stehen, und wenn wir eine Zeit und einen Mann feiern, der genau damals auf diesem Boden stand, auf dem unser Fuß jetzt ruht — so will uns etwas anwehen von dem leisen Schauer der Ewigkeit. Vielleicht klingt es in unserer Seele, wie das uralte Lied des Moses: tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Ansgar ist nur aus seiner Zeit heraus zu verstehen, denn was ihn groß gemacht hat, ist die treue geniale Wiederspiegelung der Ideen, der Leidenschaften des 9. Jahrhunderts. Was ihn durchglühte, ist die Begeisterung aller edlen Herzen jener Periode und die Menschheit ist durch diese Begeisterung ein gutes Stück vorwärts gekommen.

Es bedarf nur eines Namens, um sofort jene Begeisterung nach ihrer Hauptseite zu charakterisiren. Dieser Name ist Kaiser Karl der Große. Ich bitte Sie, Ihre Gedanken einen Augenblick auf ihn zu concentriren.

Um das Jahr 800 war der Ruhm des großen Frankenkönigs auf das Höchste gestiegen. Von Benevent bis nach Holstein, von Ungarn bis Barcelona war er Herr. Alle Völker germanischen Blutes, die im Herzen Europas seßhaft waren, gehorchten ihm, und alle regierte er persönlich. Noch nie war eine so gewaltige Gestalt durch die deutschen Stämme geschritten. Und noch nie waren in einem deutschen König so große Gedanken wach gewesen, wie in Karl. Er stand auf den Trümmern einer mächtigen Zeit, denn das Reich der römischen Cäsaren war zersplittert, zerschlagen durch die Streitaxt der Germanen. Aber untergegangen war es nicht! Noch lebte das römische Reich fort in der Ueberzeugung, in dem Glauben aller Völker, am meisten in der Ueberzeugung der Germanen selbst, die in dem fernen Kaiser von Byzanz mit heimlicher Scheu den rechtmäßigen Herrn des Erdkreises anstaunten. Nur schwer machen wir uns einen Begriff von dem tiefen, unauslöschlichen Eindruck, den die einheitliche Herrschaft Roms in den Völkern hinterließ. Alles was mächtig, was geistreich, was geschmackvoll war, kam von Rom. Rom, die Ewige, die Göttliche, sie war in der Phantasie dreier Erdtheile der Inbegriff menschlicher Herrlichkeit und lange lange in das Mittelalter hinein tönten am Heerdfeuer auf Island, wie unter den Palmen der Oasen in der Sahara die Lieder von den Wundern Roms.

Das römische Reich war christlich geworden, es war jetzt gleichbedeutend mit der Christenheit. Was der Ehre des römischen Namens theilhaftig sein wollte, mußte seine Knie vor dem Gekreuzigten beugen. Doppelter Glanz umstrahlte nun den Herrn Roms, den Kaiser. In ihm war verkörpert die Macht des Gottesreiches, die verkündete Einheit aller Christus-Gläubigen und mit dem Begriffe höchster menschlicher Gewalt hat sich nun der strahlende Glanz göttlicher Erhabenheit verbunden: der Kaiser ist Gottes Statthalter, er ist die Urquelle alles Rechtes und aller Sitte auf Erden.

So sagten alle Völker und glaubten daran trotzdem, daß das alte Rom ein Trümmerhaufen zu werden begann, trotzdem, daß in dem fernen Constantinopel, wo die römischen Kaiser jetzt saßen, eine Palastrevolution nach der andern folgte, trotzdem, daß die Kaiserwürde in den Händen verächtlicher Eunuchen sich befand. Was in Constantinopel vorging, störte nicht die großen Ideale der abendländischen Christenheit. Für diese war der Kaiser ein Ideal. Mit allem Pomp hatten die Römer in ihren Stadt einmal einen Kaiser begrüßt, 663 Constans II., wenn er auch nur von Constantinopel herübergekommen war, um sie zu brandschatzen.

Jetzt aber, ums Jahr 800 war Unerhörtes geschehen. Aufgerüttelt wurden die Römer, aufs Schmerzlichste berührt an ihrer empfindlichsten Seite durch die Kunde, daß ein Weib den Kaiserthron bestiegen habe. Die blutbefleckte Kaiserin Irene, eine schöne geistreiche Athenerin, hatte dem eignen kaiserlichen Sohn die Augen ausstechen lassen, und hatte sich den Purpur umgeworfen.

Vergegenwärtigen Sie sich, daß dieß im 9. Jahrhundert geschah. Wir finden heut' den Gedanken ganz erträglich, von einer geistreichen Frau ein Volk regiert zu sehen. Auch der asiatische Osten hatte einst eine Semiramis, eine Zenobia,

Aber das griechisch-römische Alterthum, die Völker voll strotzender Männerkraft, sie kannten das Weib im günstigsten Falle nur als die Mutter ihrer Kinder, nie im Rathe, nie gleichberechtigt in geistigen Dingen, geschweige denn auf dem Throne als Herrin. Sie hatten einst die Weiberknechte der Zenobia verhöhnt — und nun — die Kaisergewalt, die Richtermacht über alle Völker in Irenes Hand!

Der Unwille, der Zorn drängten einen Plan zur Reife, dessen Ausführung der Weltgeschichte eine neue Wendung gab. Der Kaiserthron ist erledigt, denn ein Weib kann nicht Kaiser sein, die Römer müssen ihr uraltes Recht wieder in Ausübung bringen, sie müssen einen neuen Kaiser wählen.

Im Jahre 799 war in Rom eine stattliche Gesandtschaft König Karls eingezogen, seine vertrautesten Freunde waren darunter, die beredeten mit dem römischen Adel und dem Papste Leo III. die Wahl Karls des Großen zum römischen Kaiser. Am Weihnachtstage d. J. 800 setzte Papst Leo dem Frankenkönige, der halb überrascht wurde, die Kaiserkrone auf und warf sich dann vor dem neuen Kaiser nieder, ihm den Fuß zu küssen nach alter Cäsarensitte.

Das christliche Europa, so meldet uns Ansgar, nahm mit jubelnder Verehrung die Kunde auf, daß das kaiserliche Scepter durch die Wahl des römischen Volkes auf die Franken übertragen worden.

Und in der That, dem Kaiser Karl war es Ernst mit seinem Kaiserthum. Es war ihm nicht eine Titularveränderung, wie man wohl heut zu Tage aus Königreichen Kaiserreiche macht, es war ihm eine Erhöhung seiner Pflicht, Erhöhung seiner Ansprüche wie seiner persönlichen Geltung.

Diese neuen Pflichten waren zum großen Theil religiöser Natur. Der Kaiser war Oberhaupt der Christen: als solcher lenkte er auch die christliche Kirche. Wohl hatte der römische Papst schon hohe Geltung in der Christenheit, besonders seit Bonifazius ward sein Name in Deutschland mit höchster Verehrung genannt — aber noch war das Papstthum weit davon entfernt, eine dem Kaiserthum gegenüber stehende Macht sein zu wollen. Am wenigsten dem Kaiserthume Karls, denn Karl und sein Vater hatten ja die Päpste hülfeflehend vor sich auf dem Boden liegen gesehen, hatten sie dann mit reichen Ländereien beschenkt, hatten aber auch über Päpsten zu Gericht gesessen. Demüthig beugten sich diese vor dem Throne. Den Thron aber umgab ein doppelter glänzender Kreis: die weltlichen Großen, die Feldherren Karls reiheten sich an die geistlichen Großen, die Staatsmänner und Gelehrten des Kaiserhofes. Alle geistige Bildung, alles Wissen, die Politik zum größten Theile war in der Geistlichkeit concentrirt, diese war der hervorragendste Bestandtheil der Staatslenkung. So vereinten sich in Karl weltliche und kirchliche Souveränetät. Er war groß und fromm genug, die Grenzen beider Gebiete nicht zu verwischen, er verstand das Wesen der Kirche besser, als je ein Kaiser nach ihm, besser, als die großen Päpste, welche später den Kampf gegen Kaiser und Reich begannen.

Da starb Karl. Sein Sohn Ludwig d. Fr. wurde Kaiser nach ihm. Ein Mann, so schwankend, so unmännlich, so zu träumerischer Andacht geneigt, als sein Vater männlich, thatkräftig, klar gewesen war. Das Kaiserthum begann zu erbleichen. Mit unverzeihlicher Gedankenlosigkeit löste Ludwig die straffen Bande auf, durch welche Karl die deutschen Völker aneinander und an seinen Thron gefesselt hatte, er ließ wieder die alten Gewohnheiten, die alten Eifersüchteleien groß werden, er verschleuderte die Güter der Krone und war nach 15 Jahren der Elendeste der Menschen, als die Samenkörner seiner Schwäche und Thorheit aufgegangen waren und er von wilden Söhnen der Krone und der Freiheit beraubt, im schmählichen Büßerhemd vor den stolzen Bischöfen lag, die er bereichert, die er verzogen hatte, die ihm mit dem Ehrennamen des Frommen geschmeichelt haben.

Während der entsetzlichen Bruderkämpfe, der Empörung dreier Könige gegen ihren Vater und Kaiser war die Glorie des Kaiserthums entehrt worden. Da begann, im Schmerz über die erneuete Zersplitterung der Völker, die Kirche mit großen Gedanken sich zu tragen. Wenn das Kaiserthum nicht im Stande schien, die Nationen der Christenheit zusammen zu halten, war es da nicht nahe gelegt, diese nothwendige Einheit durch eine andere Person, als den Kaiser, zu erhalten, zu retten? Und welche andere Person konnte es geben, als den Bischof von Rom? den Nachfolger des Apostels Petrus, den Bischof der Welthauptstadt? Je trauriger das Kaiserthum herabsank, desto mehr gährte diese Frage im Klerus des Frankenreichs. Der Papst mußte gehoben werden, ihm unmittelbar mußten die Bischöfe untergeordnet werden, mit Umgehung der Erzbischöfe, der Metropoliten; nach Rom wies abermals, wie schon so oft, der Drang der Zeit, die Sehnsucht der geistig Bedeutenden.

Es entspricht durchaus dem Charakter des Mittelalters, daß man diesen Drang, diese Sehnsucht conservativer Weise durch alte Schriften legitimiren wollte. Wir Modernen scheuen uns nicht, was wir wollen und wünschen, sei es noch so neu und unerhört, auch als ein Neues auszusprechen und unsere Schlagwörter, Fortschritt, Revolution, Entwicklung, Berechtigung sind Zeuge davon, daß wir ein unbedingtes Vertrauen zu dem endlichen Sieg des Neuen über das Alte besitzen. Anders jene Mittelalterlichen. Was nicht seinen Zusammenhang mit dem Längstbestehenden nachzuweisen vermochte, errang sich nur schwer einiges Zutrauen. Was aber einhertrat mit dem dreisten Anspruch, alt, recht alt zu sein, was den Schein sich geben konnte, nach langer Vergessenheit zum erstenmale jetzt wieder an's Licht zu treten, das fand ungetheilten Beifall und sofortige Anerkennung. So war's auch mit der nunmehr als nothwendig erkannten unbedingten Suprematie des Bischofs von Rom über die ganze Christenheit. Eine Sammlung von uralten Gesetzen, päpstlichen Erlassen, Conciliensbeschlüssen tauchte auf, in der genau das ausgesprochen war, was der Klerus jener Tage wollte. Selten ist ein Buch mit solcher Begier ergriffen worden, als diese berüchtigten Dekretalen des Isidor. Berüchtigt sage ich, denn diese Dekretalen sind eine ungeheure Fälschung. Keines der alten päpstlichen Gesetze darin ist ächt, alles ist erfunden in jener Zeit, die Isidorischen Dekretalen sind das staunenswertheste Beispiel der plumpsten Täuschung — und doch haben die Päpste sieben Jahrhunderte hindurch ohne Widerspruch sich auf dieselben berufen. Die Isidorischen Dekretalen sind das Constitutionsbuch der päpstlichen Universalmonarchie geworden.

Um die Zeit, als Kaiser Ludwig zu Soissons 833 seine Kaiserkrone durch bischöfliche Hände entweiht sah, vernahm man wahrscheinlich zuerst von jenen Dekretalen, und als Kaiser Ludwigs Enkelkind, König Lothar II., 30 Jahre später, wagen wollte, den Befehl des Bischofs von Rom zu ignoriren, saß der Mann auf dem Stuhle Petri, der jene Dekretalen bereits mit Bann und Fluch interpretirte, der erste von den Päpsten, die geistliche Kaiser sein wollten, Nicolaus, den sie den Großen nennen.

Ich bitte, denken Sie bei dem päpstlichen Rom jenes 9. Jahrhunderts nicht an das päpstl. Rom von heute. Wie eine jugendliche Königin, neu verjüngt, und doch mit dem schweren Prachtschmuck eines glorreichen Jahrtausends trat die priesterliche Roma unter Nikolaus einher, das dunkle Auge glühend von

Stolz und Begeisterung. Vor ihrer Hand, halb zum Segen halb zum Befehl erhoben beugten sich die Kindervölker des Nordens gern. Denn auf ihren Wink lauschten die Edelsten und Besten unter den Nationen; was in jenen Zeiten entsetzlichster Verwirrung Großes und Schönes sich rettete, barg sich in die Falten ihres glänzenden Gewandes. Jene Roma war eine andere, als die keifende, zahnlose Matrone von heute, die mit unwürdigem Gekreisch gerade die Edelsten und Besten aus allen Nationen zurückstößt und verflucht. Roma ist wieder einmal alt geworden.

Die jugendliche Roma des 9. Jahrhunderts aber war die Herrscherin auf allen Gebieten des Geistes, der Cultur, der Civilisation. Auf sie übertrugen die enttäuschten Völker ihre Kaiseridee, als Karls helle Sonne untergegangen war, der Bischof von Rom galt in der Folgezeit als der Repräsentant der Einheit aller civilisirten Nationen.

Sollte ich es Ihnen noch betheuern, daß diese ideale Roma die menschliche Seele mit begeisterter Spannkraft erfassen mußte? Die Gedanken, welche Karl des Großen Brust geschwellt hatten, schwellten jetzt die Brust der Mönche und der Priester. Die Kaiseridee war ganz übergegangen ins Religiöse, nachdem ihre weltliche Seite so schmachvoll dahin gesunken war.

Wir stehen nun vor Ansgar selbst. Als die Nachricht vom Tode Kaiser Karls des Großen am 28. Januar 814 in dem Kloster Corbie in der Picardie anlangte, traf sie keinen aus der frommen Schaar vielleicht so tief, als einen 13jährigen Knaben, der in jugendlicher Lebhaftigkeit mit leichtem Sinn unter den Schulgenossen des Klosters sein Wesen trieb. Keinen hat die Nachricht, daß auch ein Kaiser sterben, ja daß dieser Kaiser auch sterben müsse, so bis ins Innerste ergriffen und umgewandelt. Ansgar war in seinen Kinderjahren am Hofe des großen Kaisers gewesen, hatte ihn gesehen in seiner gloriosen Pracht — und nun hieß es, er sei todt! Da fing der Knabe an in sich zu gehen und es fiel ihm ein Traumgesicht wieder ein, das er früher gehabt, wo ihm die Himmelskönigin erschienen war und sein kindisch leichtfertiges Wesen getadelt hatte. Ernst und eifrig wurde der Knabe und aus dem Knaben wurde schnell der Jüngling. Entzündet von der Sehnsucht nach Gott, nach dem Ewigen, der auch bleibt, wenn Kaiser sterben, ergriffen von der Leidenschaft der Religion hatte er mit den Mönchen am Abend des Pfingstfestes das Complitorium mit dem Halleluja gesungen und schweigend, wie die Regel des heiligen Benedikt es gebot, sich auf die Matte gestreckt, um zu schlafen. Da wars ihm, als ob er sterbe, wie Kaiser Karl. Da traten St. Petrus und Johannes der Täufer an das Lager des Gott geopferten Knaben. Sie winkten ihm und sie wanderten. Sie wanderten in das Fegefeuer und er duldete Entsetzliches in dieser dunkeln Gluth. „Dann aber kamen wir an einen Ort gen Aufgang“ so erzählte er als Greis. „Und dort war ein wunderbarer Glanz, ein Licht von unendlicher Klarheit, dem alle köstlichste Farbe innewohnte und aller Reiz. Und doch sah ich nur die Oberfläche, ihn selbst aber glaubte ich da drinnen, von dem Petrus sagt: es gelüstet die Engel ihn zu schauen. Denn von ihm ging die Klarheit aus, in der rings umher alle Heiligen strahlten. Er selbst aber war in Allen und Alle in ihm. Er selbst umgab Alle äußerlich, er selbst lenkte Alle innerlich, er selbst schützte Alle von obenher und stützte sie von unten. Sonne aber und Mond leuchteten dort nicht, und Himmel und Erde sah man nirgends. Als mich meine Begleiter nun vor diese Unendlichkeit des Lichtes hingeführt hatten, da geschah eine süße süße Stimme, heller als irgend ein Klang, die schien mir das Weltall auszufüllen und sie sprach zu mir: Gehe und mit der Martyrkrone komme wieder!“

Das war der Anfang Ansgars. Die süßen unaussprechlichen Lieder, die der junge Mönch in jener Pfingstnacht gehört, die namenlose Seligkeit, die er empfunden hatte im Anschauen Gottes, den lichtstrahlenden Glanz, den er dort eingesogen, hat er sein Lebenlang in sich bewahrt und mit solchem Reichthum im Herzen ist die Entsagung leicht, ist das Mönchthum keine Last. Alle Religion hat nur einen Inhalt und das ist der einfache Satz, den Ansgar aussprach: Gott selbst aber war in Allen und Alle in ihm. Die Göttlichkeit des Menschengeistes, das berauschende Gefühl ewiger Dauer ist der zündende Funke in Ansgar, wie in uns, in dem Mönche, wie in dem Rationalisten, im 9. Jahrhundert, wie im 19.

Es war etwas Großes um jene Mönche des ältesten Ordens im Abendland. Die Benediktiner haben alle Vorzüge, die man dem Mönchthum zusprechen kann, am längsten und reinsten sich erhalten. Ihnen danken wir die Ueberlieferungen des klassischen Alterthums, wie die Colonisation weiter Strecken unseres Vaterlandes. Sie waren durch die einfache, ziemlich vernünftige Regel Benedicts von Nursia zur Arbeit, körperlicher und geistiger, genöthigt, für die der dazumal täglich wiederkehrende Dienst im Kirchenchor mit reichem Psalmengesang und Antiphonien anregende und wohlthätige Unterbrechung war. Bei ihnen war deßhalb die Pflanzschule aller Wissenschaft und aller Kunst jener Zeiten. Sie waren unumgänglich nothwendig für die Erziehung und Bildung der Völker Germaniens. Darum war Karl der Große ihnen so freundlich gesinnt, darum hatte er gerade jenem Kloster Corbie, wo Ansgar erzogen ward, seinen kaiserlichen Vetter Adalhard zum Abte gegeben. So stand Kloster Corbie in unmittelbarer Beziehung zum kaiserlichen Hofe und Abt Adalhard hat auf das Thätigste mit eingegriffen in die Politik, wie in die Verwaltung Karls. Die Kaiseridee, die Begeisterung für das ideale Gottesreich der Christenheit mit ihrem Kaiser an der Spitze, diese Idee schwebte über Corbie und jedem seiner Mönche. Sie erfüllte die Jugend Ansgars.

Kaiser Ludwig der Fromme war nicht im Stande, diese Idee in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen und noch weniger der Mann dazu, ihren ferneren Ausbau fortzusetzen. Nur eine Seite, allerdings eine sehr hauptsächliche, des von seinem Vater begonnenen Werks begriff er völlig, das war die Kirchenpolitik in Sachsen. Sachsen, das heißt das Land zwischen dem Niederrhein und der Elbe, wurde von einem Volke bewohnt, das nach einem dreißigjährigen Kampfe endlich den stolzen Nacken vor Karl dem Großen gebeugt hatte. Aber Friede war auch nach dem Friedensschlusse von Selz nicht in den Gemüthern. Trotzig schied sich der Sachse vom Franken. Sollte jede Rache, jede Empörung für alle Zeiten vernichtet sein, so mußten die Sachsen civilisirt, d. h. sie mußten Christen werden. Die Religion der Liebe, der gesetzlichen Ordnung war der einzige Wall gegen Ausbrüche der Barbarei.

Darum hatte Karl kein Mittel gescheut, die Sachsen zu bekehren. Auch blutige grausame Befehle hatte er gegeben, die wir ihm nicht verzeihen, die aber, wie wir einsehen, seiner Zeit nothwendig schienen. Nun war Sachsen ruhig, ein halbes Menschenalter war vorüber seit dem Frieden von Selz. Allmählich drang die neue Religion mit ihrer Versöhnung, mit ihren großen, lockenden Verheißungen in das Herz des Sachsenvolkes ein. Aber noch fehlte es an einer Stätte in diesem Lande, wo die christliche Bildung ihren Mittelpunkt fände, wo eine Pflanzschule der Wissenschaft, ein Asyl geistiger Thätigkeit errichtet wäre. Ludwig der Fromme beschloß, diesem Mangel abzuhelfen. Im Jahre 822 vollendeten die Benedictinermönche aus Corbie an einem reizenden Flecke des Weserthales das neue Kloster. Wer jemals von Höxter aus durch die lange Allee Weser abwärts gewandert ist, hat jenes Kloster unter schattigen Baumanlagen begrüßt. Corvey ist sein Name, wie der Name des Mutterklosters in der Picardie.

Dort traf Ansgar ein im Jahre 823. Der junge Mönch wurde vom Abte Adalhard nach dem neuen Kloster gesendet, daß er dort die Wissenschaften lehren solle. Noch war er nicht einmal zum Priester geweiht, aber seine Gelehrsamkeit erschien den Benedictinern groß genug, ihm die wichtigste Stelle in dem neuen Stift anzuvertrauen. Da lehrte denn der eifrige Mann, er der erste einer langen Reihe tüchtiger Gelehrter im Kloster Corvey. Denn, wie Ludwig und Adalhart es gewollt, so geschah's; Corvey ist Mittelpunkt aller geistigen, gelehrten Bildung im Sachsenlande geworden. Die Mönche von Corvey haben seitdem fleißig die alten Griechen und Lateiner abgeschrieben und in ihrem Kloster hat die verlorene Handschrift der sechs ersten Bücher der Annalen des Tacitus sich erhalten.

Hier reifte Ansgar zum völligen Manne. Hier müssen wir ihn nach seinem innern Wesen erfassen, nach seinem Charakter und seiner Eigenthümlichkeit zu begreifen suchen. Ihr zu beurtheilen ist uns eine wichtige Handhabe geboten. Das sind die Visionen, die Traumgesichte, welche ihm in den Augen seiner Zeitgenossen und der Nachlebenden mehr als irgend etwas Anderes den Namen eines Heiligen eingetragen haben. In dem von Ansgars Nachfolger Rembertus geschriebenen Leben des Heiligen werden uns dreizehn solcher Visiionen mehr oder minder ausführlich zum Theil mit seinen eignen Worten erzählt.

Das Leben des Traums hat in gewissen Bildungsperioden der Menschheit eine große Bedeutung gehabt. Ich bitte Sie, meine verehrten Herrschaften, sich die Männer und Geschichten des Alten Bundes aus unsern heiligen Schriften zu vergegenwärtigen. Diesen Männern altjüdischer Nation kommen die Gebote Gottes zu nicht geringem Theile im Traum. Ferner der Apostel Paulus, einer der klarsten Köpfe des ersten christlichen Jahrhunderts, zieht seinen Heldenmuth, wie seine besten Erkenntnisse zum Theil aus Traumgesichten, aus Visionen.

Im Allgemeinen demnach müssen wir constatiren, daß die Visionen wesentlich verknüpft sind mit dem Religionsleben der Menschheit. Und zwar auf demjenigen Standpunkte der Religion, wo sich dieselbe noch in ihrer ursprünglichen Form darstellt als die schöpferische, poetische Gestaltungskraft. Der Begriff hat sich da noch nicht ganz losgelöst von dem Bilde, unter dem er auftritt. Die Wahrheit wird dann nicht nur gedacht und ausgesprochen in logischen Sätzen; sondern sie wird zugleich auch geschaut und empfunden in lebhaften, deutlichen Gestalten.

Wir sind leicht geneigt, von unserm modernen protestantischen Standpunkt aus jene Traumgesichte und Visionen einfach als bloße Nervenerregungen bei Seite zu schieben. Aber wir verkennen dabei, welch großen Gedankeninhalt, welche Fülle von wichtigen, deutlichen Wahrheiten in den Traumbildern religiös bedeutender Menschen enthalten waren. Es ist vielmehr sachgemäß, daß wir sie anerkennen als eine naiv poetische Thätigkeit religiöser Seelen, als eine unbewußt schöpferische Darstellung des Gedankeninhalts solcher Seelen.

Nun gerade das Halbdunkel des Traums, gerade das Unbewußte der Entstehung jener Bilder neben dem vollen Bewußtsein ihrer individuellen Wahrheit muß den Visionen eine Gewalt über den Menschen geben, wie kaum eine andere Seelenthätigkeit sie ausübt. Denn je geheimnißvoller eine Anregung in uns auftritt, desto fester pflegen wir sie zu halten. Und wenn nun dazu die Ueberzeugung kommt, daß Gott selbst in jedes einzelne Menschenschicksal unmittelbar, mit Umgehung der natürlichen Vermittelungswege eingreift, so werden jene Visionen sofort zu Wundern. Alle Männer jener Religionsstufe von Jesaja an bis auf Paulus und Ansgar hatten aber die Ueberzeugung, die Gottheit stehe mit einigen Auserwählten in einer nicht naturgewöhnlichen Verbindung — wer wollte da nicht begreifen, wie die Visionen für die Gestaltung solch eines bedeutenden Mannes von der allergrößten Wichtigkeit wurden?

Ansgar stand durch seine Visionen nach seiner eignen felsenfesten Ueberzeugung mit Gott im nächsten Verhältniß des Verkehrs. Die Visionen wurden ihm zu den wesentlichsten Factoren seines innern und äußern Lebens. „Von Kindheit an," so schreibt St. Rembertus, sein Biograph, „ist er durch geistige Offenbarungen vom Himmel her inspirirt und durch Gottes Gnade häufig in erhabenem Besuch ermahnt worden, so daß er dadurch seine Seele vom Irdischen losmachte und mit ganzem Gemüthe dem Himmlischen nachstrebte. Einzelnen von uns, die ihm besonders nahe standen, hat er diese Offenbarungen wohl mitgetheilt, doch mit der Bedingung, daß sie zu seinen Lebzeiten keinem Menschen weiter bekannt würden." Diese Visionen waren das Heiligthum seiner Seele.

Tritt nun zu diesem begeisterungsreichen Heiligthum ein klarer Verstand, ein in allen Aeußerlichkeiten scharf blickendes Urtheil, eine ruhige Nüchternheit, eine rastlose angestrengte Arbeitsamkeit, ein gewandter gebildeter Umgangston, eine herzgewinnende Freundlichkeit, so wird Ihnen nicht unerklärlich sein, daß Ansgar auf seine Umgebung einen übergewaltigen Eindruck machen mußte. Dem Propheten, der zugleich weise und verständig die Welt ansieht, wie sie ist, widersteht so leicht keine unbefangene Seele. Wir haben durch Rembert einen genauen Einblick in des großen Erzbischofs Inneres. Ansgar that Nichts in der Leidenschaft des ersten Eindrucks, sondern in Allem nahm er sich reifliche Zeit zur Ueberlegung. Dann wartete er auf die Erleuchtung der göttlichen Gnade, das heißt auf die Bestätigung seiner Ansicht durch eine Vision. War ihm dann Sicherheit über die Sache geworden, dann ging es ohne Zögern ans Werk. Und nie hat er ein Werk, das er begonnen, wieder verlassen. Die größte Tugend des Mannes, Standhaftigkeit und Ausdauer, hat er in höchstem Grade besessen.

Denken wir uns nun diesen kraftvollen und warm belebten Mann erfüllt zuerst von der Kaiseridee, und dann von dem Ideale der römischen Kirche, denken wir uns ihn von Jugend auf im Verkehr mit den hervorragendsten Trägern dieser Ideen, im Umgang mit den Großen der Kirche und des Reichs und endlich ihn als Benediktinermönch, als Theilhaber der größten Ordensinstitution jener Zeit, so vollendet sich uns das Bild Ansgars zu dem treuen Typus seines Jahrhunderts. Er ist ein Priester, mit allen Vorzügen und auch mit den Schattenseiten, welche einem Priesterbewußtsein im Gegensatz zum protest. Begriff des Geistlichen, anhängen.

Daß wir Ansgar nicht zu einem Musterbilde, zu einem Ideal für uns selbst zu erheben im Stande sind, liegt wesentlich in seiner Priester- und Mönchsnatur. Der ganze Unterschied von Clerus und Laien ist unchristlich, ist erst aus dem alten Heidenund Judenthum in die Religion des Geistes hineingetragen worden und darum ist für uns, die wir zur ursprünglichen reinen Christuslehre zurückgekehrt sind, Ansgar nur ein Irrender da, wo er ein göttlich Bevorzugter zu sein wähnte. Welch' ein Unterschied zwischen ihm und dem Apostel Paulus! Ansgar quält seinen Leib, enthält sich der Fleischspeisen, wägt sich ängstlich das Brod zu, das er essen will, mißt mit Peinlichkeit das geringe Quantum Wein sich ab, und ist unglücklich, daß seine durch diese Askese immer elender werdende Leiblichkeit ihm nicht gestattet, noch größere Enthaltsamkeit, noch größere Selbstquälereien sich aufzulegen. Thränen sind ihm das Liebste, es wird von ihm als eine Gnadengabe Gottes gerühmt, daß er weinen konnte, wann er wollte. Sehen wir dagegen auf Paulus, den Apostel

des Geistes! Alles ist Euer, schreibt er, genießet, aber mit Maß; aber freuet euch, freuet euch allerwege! Das ist heitere Geisteskraft, ungetrübte, reine Menschennatur, verklärt durch den ewigen Inhalt der Religion. Dieser Paulus ist uns ganz lieb, an Ansgar bewundern wir, verehren wir vieles, aber seine Mönchsnatur stößt uns zurück.

Der Mönch von Corvey war 25 Jahre alt, als Abt Wala ihn berief mit auf den Reichstag nach Ingelheim zu ziehen. Dort war großes Gepränge um Kaiser Ludwig und die Kaiserin Judith, denn es war gemeldet worden, der König Harald von Dänemark fahre den Rhein herauf und begehre mit seinem Weib und seinem Sohn durch die heil. Taufe aufgenommen zu werden in die Christenheit. Nichts Erfreulicheres konnte dem Kaiser Ludwig begegnen, als diese Nachricht in doppelter Beziehung. Denn einmal gereichte seinem frommen Sinne die Bekehrung eines heidnischen Königs zur innigsten Genugthuung und zweitens war dieser heidnische König ein Däne, der Gränznachbar der Sachsen.

Mit dieser Fahrt König Haralds beginnt Ansgars rasches, thätiges Missionsleben. Mit dieser Fahrt des Dänenkönigs thut sich aber zugleich eine neue Scenerie auf vor unsern Augen: der Blick in den nebelumwallten, fluthumbrausten, geheimnißreichen scandinavischen Norden.

Schweden, Norwegen, Dänemark und Schleswig sind bewohnt von des großen Germanenvolkes jüngsten Gliedern. Das gewaltige Geschlecht der Nordmannen hauste dort als der Rest der Zurückgebliebenen, während Gothen und Langobarden, Sueven und Vandalen längst schon nach dem heißen Süden gezogen waren und längst schon dort ihren Untergang gefunden hatten. Die Nordmannen waren in den Scherenküsten, auf den grünen Inseln des Belt, an den undurchdringlichen Wäldern Jütlands wohnen geblieben, zerspalten in eine Unzahl kleiner Reiche. Kampf mit einander und Seeraub war ihre Freude, Freiheit ihre Lebensluft. Ruhmvolle Könige hatten wohl von Zeit zu Zeit Schwedenland, Gothland und Seeland beherrscht, denn wer im Norden hätte nicht gehört bis in unsere Tage von den Ynglingakönigen, von Harald Hildetand, dem Blinden, von Sigurd Ring? Wer hätte nicht gehört von dem Riesenkampfe der Brawallaschlacht, wo Odhin, der Göttervater selbst, Harald erschlagen und Sigurd Ring mit Sieg gekrönt? Uralter Ruhm klingt wieder aus dem Rauschen der Brandung am Oeresund und am Brawik.

Dann aber waren Bruderkriege häufig, denn alle Söhne wollten erben und doch sollte nur einer König sein. So rangen Göttriks Söhne und Enkel mit den Söhnen Halfdans in Dänemark. Und Harald, Halfdans Sohn, floh aus dem Lande, zum römischen Kaiser Ludwig dem Frommen und flehete um Schutz und um ein Heer, sein väterliches Reich wiederzuerobern. Im Jahre 826 kam Harald mit 400 Dänen nach Ingelheim und Mainz und empfing die heilige Taufe sammt seinen Begleitern. Ansgar wurde ihm mitgegeben in die Heimath, Ansgar und sein Busenfreund Autbert. Da betrat der Apostel des Nordens zum erstenmale die Stätte seiner Wirksamkeit.

Was fand er für ein Volk, welches war der Boden für das Evangelium? Die Religion des Nordens war die Urreligion aller Germanen: Odhin, Thor, Freyr, die Walkyrien, die mit den kampfesfrohen Helden in Walhalla bei Meth und stetem Waffenstreit ein wechselvolles Leben führen. Aber es ging ein eigenthümlicher Zug der Wehmuth durch diese Religion. Dieselbe weissagt ihr eigenes Ende. Das Reich der Asen wird zu Grunde gehen, wenn Surtur aus dem Süden kommt mit flammendem Schwerte.

Auch die Götter müssen dann sterben. So klagt die Wöluspa, die Seherin der Edda:

Viel weiß der Weise, weil seh ich voraus
Der Welt Untergang, der Asen Fall.
Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer
Vom Himmel fallen die heitern Sterne
Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum
Die heiße Lohe bedeckt den Himmel.

Alles muß fallen. Nur die uralten Nornen bleiben und eine neue Erde wird dann geschaffen.

Mit diesen Göttern nahm Ansgar den Kampf auf. Es gehörte sein Muth, seine Ausdauer dazu. Mit seinem Glauben an Gottes unmittelbare Wunder, mit seiner Begeisterung für das Reich Christi zog er ein in das Reich des Teufels. Nach seiner Anschauung waren die Heidengötter gleichbedeutend mit den Teufeln, war Odhin nichts anderes als der Satan selbst. Das ganze Mittelalter hegt diesen Glauben. Es ist klar, daß ein größerer Muth dazu gehört, den Kampf mit bösen machtbegabten Geistern aufzunehmen, als dazu, jene für Wahngebilde unentwickelter Religiosität zu erklären.

Ansgar blieb zwei Jahre in Schleswig. Nach zwei Jahren wurde er von Kaiser Ludwig abberufen. Er wurde nach Schweden gesendet. Mitten hinein sollte er nun in die Hauptsitze des alten Heidenthums, dorthin, wo von Urzeiten her die Gothen und Schweden ihrem Thor, ihrem Freyr kostbare Tempel gebaut hatten.

Zu Schiff war er mit den Kaufleuten gegangen, die bei Kaiser Ludwig um einen Missionar gebeten. Ludwig, als Regent der Kirche, hatte Ansgar gesandt. An den Küsten von Blekingen aber faßten Seeräuber das Schiff, bloß und verarmt mußten die Reisenden froh sein, ihr nacktes Leben an den Strand zu retten. Da stand Ansgar nun auf dem schwedischen Boden, dem er die zarte Pflanze der Christusliebe einsetzen sollte — er, der einzige Muthige unter einer Schaar Verzagter. „Laß uns umkehren,“ baten die Genossen, „laß uns an der Küste das nächste Schiff erreichen und heimkehren.“ Nein, sagte Ansgar, ich bin Gottes Gesandter. Vier Wochen ging ihre Wanderung durch wegelose Wildniß nach Norden an den Mälarsee. Dort lag ihr Ziel, die Doppelstadt der Götter und der Könige, Sigtuna und Birka. Wo jetzt Stockholm auf Insel und Strand sich in einer Landschaft ausbreitet, die werth ist mit Constantinopel und Neapel zu wetteifern, da hatte in der Urzeit König Odhin Tempel gebaut, da wohnten die Schwedenkönige, da wohnte damals König Björn.

Ansgar ward gut aufgenommen und verkündete den Herrn offen und ungehindert, seinem flammenden Worte wich in manchem Herzen das nordische Eis, und Herigar, der Jarl von Birka, ließ sich taufen.

Diese erste schwedische Reise sollte mehr eine Untersuchungsreise sein, als daß man schon an eine feste Begründung schwedischer Missionen gedacht hätte. Nach anderthalb Jahren kehrte Ansgar zurück, um dem Kaiser Bericht zu erstatten.

Ansgars Botschaft an den Kaiser über die guten Aussichten der nordischen Mission zeitigte bei diesem einen Entschluß, den er eigentlich als die Erbschaft seines großen Vaters längst hätte zur Ausführung bringen sollen. Das war die Stiftung eines Erzbisthums für den Norden. Es ist alte und bewährte Taktik der römischen Kirche, an den Grenzen der Distrikte, die sie bekehren will, zunächst einen glänzenden Mittelpunkt aller Bestrebungen zu schaffen, ein Bisthum mit großen Titeln, die allmählich zur Wahrheit werden sollen. So auch damals. Vier Pfarrkirchen gab es bis dahin zwischen der Schlei und der Elbe — das war wenig, aber genug, um der Anfang zu sein des Erzbisthums Hamburg. Wer anders konnte aber Erzbischof desselben werden, als Ansgar, der Einzige, der den Norden genau kannte, der den begeisterten Muth rastlosen Eifers besaß, der ohnedieß von Jugend auf mit den höchsten Personen in Verkehr gestanden?

Drei Reichstage wurden im Jahre 831 gehalten und auf allen dreien verhandelte man diese wichtige Angelegenheit. In Diedenhofen bei Metz kam sie zum Schluß. Aufs Feierlichste wurde Ansgar zum Erzbischof geweiht durch Bischof Drogo von Metz in dessen Kathedrale unter Assistenz der glänzendsten Würdenträger des Klerus.

Der Name war das Beste an dem neuen Erzbisthum. Hammaburg war ein unbedeutender Flecken, dessen zukünftige Wichtigkeit freilich schon Karl dem Großen klar gewesen war. Schon dieser hatte dort eine Kirche gestiftet. Nun zog Ansgar dort ein und begann den Bau von Kirche und Kloster. Die Mittel dazu wurden ihm gewährt durch die Schenkung einer reichen Abtei in Flandern, Turholt. Drei Jahre nach dem Reichstag von Diedenhofen, nachdem er wohl in Hamburg sich einigermaßen eingerichtet haben mochte, sehen wir dann den neuen Erzbischof auf dem Zuge nach Rom. Denn schon so fest hatte Rom seine Macht auch über die Erzbischöfe gegründet, daß derselben keiner wagte, seine Würde zu üben ohne das Pallium, jenen kleinen wollenen Ueberwurf, den in früheren Jahren der Bischof von Rom als freundschaftliches Ehrengeschenk dem einen und andern Erzbischofe gesendet hatte. Aus diesem Geschenk war allmählich das Zeichen der Unterordnung unter den Papst geworden.

Papst war damals Gregor IV., nicht gerade einer der Hervorragendsten seines Namens, aber der doch seine Stellung und deren Zukunft begriff. Er ernannte Ansgar und seine Nachfolger zu apostolischen Legaten des Nordens und gestattete einstweilen, wie schon er zu sagen wagte, dem kaiserlichen Hofe, die Priester des neuen Erzbisthums einzusetzen.

Nach Hamburg zurückgekehrt, ließ sich Ansgar vor Allem angelegen sein, sein in Schweden begonnenes Werk zu festigen. Er ordinirte sofort einen Bischof Gautbert für Birka, der wohl gegen 10 Jahre dort gewirkt haben mag. Ansgar selbst besuchte die Kirchen in Holstein und in Hadeby bei Schleswig und vor Allem eifrig war er darauf bedacht, in den zu bekehrenden Völkern baldmöglichst einen einheimischen Clerus zu bilden. Darum kaufte er Sklavenkinder auf und sandte sie nach Flandern zur Erziehung. Sie sollten einst seine Missionare im Norden werden. Wie lange Ansgars ungestörtes Wirken in Hamburg gedauert habe, ist eine noch nicht hinreichend aufgeklärte Frage der Chronologie.

Indessen aber begann die Kunde von der Entwürdigung des Kaiserthums, von dem Bruderkrieg im Frankenreiche, von der Schwäche des Karolingers unter die Normannen zu dringen. Es ist wohl zu betonen, daß seit dem Jahre 836 die Einfälle der Normannen im Frankenreiche beginnen, von denen man in früheren Zeiten, so lange Karl das Kaiserthum hatte, wenig oder nichts vernahm. Nun aber regte sichs gewaltig fieberhaft in Skandinavien, auf den Inseln, in Jütland, in Schleswig. Die seit Jahrhunderten geübten Wikingerfahrten, bisher einzeln und klein auf Seeraub und gelegentliche Plünderung ohnmächtiger Hafenplätze beschränkt, verwandelten sich jetzt, seitdem man die Schwachheit des Franken-Kaisers entdeckt hatte, in Völkerzüge. Es war die letzte Völkerwanderung der Germanen. Die jüngsten Germanenvölker zogen aus, ihre älteren Brüder zu plündern, zu morden, in deren Landen sich häuslich nieder zu lassen. Selten hat die Geschichte einen solchen Ringkampf aufzuweisen, wie er nun anhub. Vom Süden nach Norden dringend steht Ansgar, hoch das Kreuz haltend, und donnert mit glühendem Blick im Auge das Wort vom Christus, dem einzigen Gotte, hinaus in die bis ins Tiefste erregte Normanenwelt. Vom Norden nach Süden drängend wälzt sich eine Normannenschaar nach der andern, ein blut- und beutegieriges Seevolk nach dem andern, mit entsetzlichem Jauchzen nach brennenden Kirchen lüstern. Wo sie ein Kreuz sehen, kennt ihre Wuth keine Grenzen. Es war ein Kampf der natürlichen Elemente gegen die sittlichen Kräfte der Menschheit. Ein Krieg auf Leben und Tod zwischen dem urkräftigen Heidenthum und der Civilisation d. h. dem Christenthume. Da sah man die Städte brennen von Nantes bis Rouen, von der Seine bis zum Rhein; wehe den Unglücklichen, die in der Normannen Hände fielen! Wehe dem Weibe, wehe dem Priester! Das Entsetzlichste wurde zur alltäglichen Wirklichkeit.

Da wars auch, daß eines Nachmittags auf der rückkehrenden Fluth spitzkielige Normannenschiffe in mächtiger Anzahl die Elbe herauffuhren mit furchtbarer Schnelle. Es galt Hamburg. Ansgar war überrascht. Er versuchte die Stadt zu halten. Aber der Gaugraf war fern und mit ihm die streitbare Mannschaft. Vergeblich stellen die Priester sich an die Mauern. Am Abend waren die Normannen in der Stadt und Ansgars Kirche, Ansgars Kloster loderten Brandfackeln zu den schaudererregenden Orgien der in Blut und Wollust watenden Dänen. Dänen waren es, vielleicht war Horich der Dänenkönig selbst an ihrer Spitze.

Ansgar war geflohen, kaum hatte er seinen Mantel fassen können. Mit Mühe hatte er die Reliquien seiner Kirche gerettet. Er hatte ein Erzbisthum eingebüßt, er hatte mit einem Schlage das Werk seines Lebens vernichtet gesehen. Denn allenthalben erhoben sich Dänen und Schweden gegen alles Christliche. Bischof Gautbert in Birka wurde gefesselt, gequält und endlich des Landes verwiesen, seinen Neffen Nithart hatte er von dem wüthenden Volke erschlagen sehen müssen. Hülflos kam er bei seinem noch hülfloseren Erzbischofe an. Es war eine traurige Zeit. Aber Ansgar schwieg. Er hatte kein Scheltwort, keinen Fluch für die Räuber. Er betete: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobet!

Fünfzig Jahre lang rasten die Normannen an den Küsten des deutschen Meeres. Hamburg ward wieder gebaut und abermals verbrannt. In den Niederlanden faßten die Dänen festen Fuß, Kaiser Lothar, Ludwigs Nachfolger auf dem entwürdigten Throne Karls, gab den Heiden christliches Land zu Lehen, in Butjadingen, in Ostfriesland saßen Normannen, den Rhein hinauf zogen sie bis in die Schweiz, Paris wurde geplündert. Und weiter fuhren sie in das Mittelmeer, der furchtbare Hastings brandschatzte Italiens Küsten, und nur durch einen geographischen Irrthum der Normannen entging das gehaßte Rom einer Plünderung des Trastevere. Meine Herrschaften, heute vor tausend Jahren war das blühende Mitteleuropa, waren Deutschland, Frankreich, Italien vergleichbar dem edlen Löwen, der von wüthenden Hunden angegriffen wird. Die christlich-germanische Cultur, noch in den Knabenschuhen stehend, mußte sich zugleich vertheidigen gegen die Normannen im Norden, gegen die Magyaren im Osten und gegen die Saracenen im Westen und Süden. Die Ungarn haben damals Bremen verbrannt und die Araber Piemont geplündert.

Ansgar war arm geworden. Denn auch jene Abtei Turholt in Flandern hatte ihm Karl der Kahle genommen. Wo er sich aufgehalten habe in jenen Jahren, ist nicht ersichtlich. Adam von Bremen, der 200 Jahre später lebte, meldet, er habe damals das Kloster Ramelsloh gegründet, dessen Grund und Boden ihm von der frommen Ikia geschenkt worden sei. Wir wissen es nicht.

Das Kaiserreich Karls des Großen war zerstückelt. Der Vertrag von Verdün hatte Ludwig den Deutschen zum König des Ostens, Karl den Kahlen zum Herrscher von Frankreich gemacht. Ludwig der Deutsche sah das Elend der Nordküsten. Er sann auf straffere Organisation der Vertheidigung in militärischer wie in kirchlicher Beziehung. Der Bischof von Bremen Leuderich

war um jene Zeit gestorben. Da trug König Ludwig auf dem Reichstage zu Mainz im Jahre 847 den versammelten Großen des Reichs und Bischöfen den Plan vor, das Erzbisthum Hamburg, das doch nur dem Namen nach bestehe, zu vereinigen mit dem Bisthum Bremen. Beide Bisthümer sollten von nun an eine Diöcese bilden, und Bremen, das vor den Einfällen der Nordmänner geschützter liege, solle Sitz des Erzbischofs werden. Der Reichstag nahm das an, trotz des heftigsten Widerspruchs des Bischofs von Verden. Ansgarius wurde der erste Erzbischof von Bremen. Als der Erzbischof von Köln Bremen nicht aus seinem Sprengel entlassen wollte, recurrirte man auf Rom. Es war zur Zeit des Papstes Nicolaus. Ein Machtspruch von ihm entschied für Ansgar. Seitdem war es das Interesse des neuen Erzbisthums, die unbedingte Suprematie Roms auf das Lebhafteste zu vertreten. Ansgar war in seinem Alter der entschiedene Träger der Papstidee, wie er in seiner Jugend der begeisterte Priester der Kaiseridee gewesen war. Er war der intime Freund des Bischofs Ebbo, dem man die Anfertigung der Pseudoisidorischen Dekretalen zum Theil Schuld giebt.

Siebzehn Jahre hat Ansgar in dieser Stadt an diesem Dom gewirkt. Es waren nicht ruhige Jahre, das Erzbisthum war keine Sinecure. Es waren aber doch Jahre des Wiederaufbaus, Jahre der Wiederherstellung des Verwüsteten. Während ununterbrochen die Wikingerzüge über die Nordsee stürmten, gelang es Ansgar, denselben Horich, der ihm Hamburg verbrannt hatte, zum Freunde zu gewinnen. Es gelang ihm das Größere, Horich wurde Christ. In Schleswig selbst sehen wir nun Ansgar den Altar einer neuen Kirche weihen, wir sehen ihn in Ripen oben in Jütland eine Kirche gründen. Horich liebte den milden Apostel des Glaubens, denn Mildes konnte er mit Schrecken paaren in seiner Rede, so meldet uns Rembert. Horich nahm den Erzbischof in seinem vertrauten Rath. Seit dieser Zeit faßte das Christenthum feste Wurzel in Schleswig, Jütland und auf den nächsten Inseln. Es ist nicht wieder von da vertrieben worden.

Und Schweden? Ansgar hat niemals in seinem Leben aufgegeben, was er einmal angefangen hatte. Zwanzig Jahre nach jener ersten Versuchsreise nach Schweden, sieben Jahre, nachdem Gautbert von dort war vertrieben worden, fuhr Ansgar die Schlei hinaus auf dänischen Schiffen. Er fuhr nach Sigtuna zum Schwedenkönig Olaf. Briefe hatte er vom König Ludwig dem Deutschen und vom Dänenkönig Horich. Horich schrieb Olaf: Niemals in meinem ganzen Leben habe ich einen solchen guten Menschen gesehen und bei keinem Sterblichen habe ich je so viel treues Gemüth gefunden, als bei Ansgar. Olaf nahm den Erzbischof freundlich auf. Zwei Jahre lang wohnte Ansgar bei ihm in der Königsburg Birka. Das waren die beiden Jahre der Begründung der schwedischen Kirche.

Die Art und Weise, wie die Zulassung des Christenthums in jenen Schwedenvolk-Ländern bewerkstelligt wurde, ist höchst bezeichnend für altgermanischen Regierungsbrauch. Als Ansgar ankam, sagte ihm der König, aus eigner Machtvollkommenheit könne er ihm das Predigen deßhalb nicht gestatten, weil durch den Volkswillen damals Bischof Gautbert verjagt worden sei. Der Wille des Volkes nur könne die erneute Predigt wieder zulassen. Man warf das Loos, ob die Götter wohl es zugeben würden, den neuen Gott Christus in die Mitte ihrer Verehrer aufgenommen zu sehen. Die Götter stimmten durch günstiges Loos für Zulassung. Nun ward die Volksversammlung von Birka berufen und ein alter Mann rieth, man möge dem neuen Gott willig Raum verstatten, denn schon häufig hätten auf wilder See die Normänner ihn angerufen und günstige Hülfe erlangt. Viele seien deßhalb vordem nach den Niederlanden gereist, dort sich taufen zu lassen. Nun sei es aber bequemer, man könne den mächtigen Christus jetzt im eigenen Vaterlande zum Freunde gewinnen. Es sei auf alle Fälle nützlich, die fremden Priester freundlich gewähren zu lassen. Das wurde Volksbeschluß in Birka wie in Gothland. Auf einer Insel des Mälarsees erhob sich die erste christliche Kirche in Schweden.

Nach seiner Rückkehr aus Schweden ist Ansgar nicht wieder über das Meer gefahren. Er reiste häufig in seiner Diöcese hin und her, Kirchen weihend, das Volk lehrend. So hat er in Holstein den Menschenhandel abgeschafft, und in Berne, in Elsfleth, in Scharmbeck Kirchen gebaut, in Bassum ein Nonnenkloster. Mit heiligen Frauen stand er in regem Verkehr. Im Thale der goldenen Bode, wo diese nördlich von Blankenburg sich aus dem Harz herausdrängt, liegt ein Kloster Michaelstein. Das war damals eine einsame Klause in der Wildniß. Dort hauste die Tochter des letzten Herzogs der Ostfalen, die heilige Luitbirg, anbetend und sich kasteiend, meinend, sie thäte Gott einen Dienst damit. Zu ihr kam häufig Ansgar, keine Mühseligkeit des Weges scheuend. Er brachte ihr Nahrung für Körper und Geist. Er brachte ihr noch mehr, nämlich Arbeit, Beschäftigung. Der tüchtige Benedictinergeist, allem Müssiggange abhold, trieb ihn dazu. Vornehme junge Mädchen schickte er ihr, mitten im Walde erhob sich nun die Bildungsstätte reiner edler Weiblichkeit. Hier in der Stadt Bremen weihete er den neuen Dom, und im Jahre 860 übertrug er dahin die Gebeine des heiligen Willehad, des ersten Bischofs auf dieser Sanddüne. Viel Wunder geschahen dabei, und Ansgar selbst hat sie alle aufgezeichnet mit kindlich naivem Sinn, überzeugt, daß sie so geschehen seien. Diese Schrift über die Wunder Willehads bilden neben der Lebensskizze dieses Heiligen und einer Sammlung kurzer Gebete und frommer Sprüche die er mit Humor seine Bonbons nannte, so wie einige unbedeutende Briefe das Einzige, was uns Zeugniß giebt von Ansgars schriftstellerischer Thätigkeit.

In seinem 64. Jahre kam er zu sterben. Längst war er krank, sein Körper war zerrüttet durch die selbst quälerische Askese, häufig schon hatte er den Horen nicht mehr beizuwohnen vermocht. Aber bis zu seinem letzten Stündlein blieb er seiner Klosterregel treu und hat das härene Gewand Benedicts auch unter dem Pallium getragen. Auch als Erzbischof hat er noch Netze geflochten, noch den Armen die Füße gewaschen. Seine Sehnsucht war bis ans Ende die Martyrkrone. Die Vision aus der Pfingstnacht 814, wo Gottes Stimme dem Knaben den Tod für Christus angekündigt hatte, ist nie aus seinem Sinn gewichen. Er weinte vor Kummer im Alter, daß er nicht gewürdigt worden für den Herrn zu sterben.

Als er so schwach geworden war, daß er den Tod nahe sah, ließ er aus seinem feinsten Wachs drei schöne große Kerzen fertigen und am 2. Februar im Dom auf den drei Altären der Jungfrau, des Apostels Petrus und Johannes des Täufers anzünden. Diese drei waren einst dem Knaben im Traum erschienen, diesen dreien sollte durch die brennenden Kerzen der letzte Erdendank des Greises gebracht werden. Langsam brannten die Kerzen nieder, vor dem Bette des Kranken kniete St. Rembertus, sein intimster Freund, und betete leise mit ihm. Am 3. Februar waren die Kerzen verbrannt. Ansgar war todt.

Tausend Jahre sind seitdem vorbei. Die Kaiseridee ist todt. Die bremischen Erzbischöfe sind alle begraben. Nur Rom ist das Einzige, was aus jener Zeit noch übrig ist. Doch auch dieses ist schon gerichtet. Ansgars Dom ist längst verbrannt. Aber vernichtet ist Nichts von Dem, was Göttliches in jenen Zeiten lebte. Vernichtet ist Nichts von dem wahrhaft Menschlichen darin. Unsere Begeisterung, unser Glaube ist wesentlich derselbe. Auch wir schaffen und wirken in der Ueberzeugung, daß es einen Sieg

des Lichtes über die Finsterniß, daß es einen Fortschritt, daß es eine Einheit der Menschen giebt. Und über allem Wechsel unsrer Anschauungen schwebt der Genius des Christenthums, welcher eins ist mit dem Ideale der Menschheit.

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wallt er auf und ab.
Webt hin und her!
Geburt und Grab —
Ein ewig Meer
Ein wechselnd Weben
Ein glühend Leben.
So schafft er am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirket der Gottheit lebendiges Kleid.

* Die Frage.

Von Karl Koch aus Alsfeld.

Wie oft, ihr Lüfte, hab' ich euch belauscht,
Wenn ihr an einem schwülen Sommerabend
In keckem Spiel die Schläfe mir umrauscht,
Der Wange Kühlung bringend, süß und labend.
Ich habe stets verstanden euer Wort,
Drum stillt auch jetzt mir meines Herzens Sehnen;
Giebt's in der Welt denn keinen einz'gen Ort,
Wo keine Schmerzen sind und keine Thränen?
Da ward es rege in dem kühlen Hain,
Die Lüfte seufzten mitleidsvoll: Ach nein.

Zu dir, o Mond, in hehrer Sternennacht,
Bring' ich des Herzens bange, bange Frage,
Du hast so mancher Brust schon Trost gebracht,
Hast du denn keinen mehr für meine Klage?
Giebts keinen Ort, der frei von Schmerz und Qual,
Den du gesehn in deinem Sphärenwandel,
Den du verklärt mit deinem Silberstrahl? —
Da hüllt er sich in seinen Wolkenmantel.
Ich fühlte wohl, daß sein verschwundner Schein
Bedeute: Nein, du armer Mensch, ach nein.

Ich warf mich auf mein Lager kummerschwer.
Der Traumgott flocht die Frage bang und trübe
In meine Träume. Sieh, es schwebten her
Drei hehre Engel, „Glaube, Hoffnung, Liebe.“
Die fragten freundlich mich: Was fehlet Dir?
Ich aber wagte nicht emporzublicken:
O nennt den Port des Friedens, nennt ihn mir,
Ihr kennet ihn, so rief ich mit Entzücken.
Sie lächelten mich freundlich an und hoben
Ihr Flügelpaar und deuteten „nach Oben.“

Literatur und Kunst.

* Dante Alighieri's Säculär-Jubiläum fällt in den Mai d. J. Ueber den eigentlichen Geburtstag des Dichters gehen die Angaben auseinander; es kommt aber auch nicht darauf an, ob die Geburt des Knaben vor 600 Jahren an diesem oder jenem Maitage erfolgt ist. Die Italiener haben daher die Jubelfeier in die Mitte des Monats verlegt und werden damit in Florenz, laut dem bereits aufgestellten Programme, am 14. Mai, Sonntag Cantate, beginnen. An diesem Haupt-Festtage soll die von dem jungen Bildhauer Pazzi aus Ravenna gefertigte Kolossal-Statue des Jubitars auf dem Platze von Santa Croce feierlich enthüllt werden. Das Monument besteht aus einem ca. 22 Fuß hohen Piedestal, das an drei Seiten mit Basrelifes (Scenen aus der Comedia, wie Unterredung mit Petrus und Zusammenkunft mit Sordello) geschmückt ist, und aus dem 18 Fuß hohen Standbilde Dante's, der, als Franciscanermönch gekleidet, aber ohne Scapulier und Capuze, das Haupt mit dem Lorberkranze umwunden, in der Rechten die Divina Commedia trägt und mit der Linken, wie ein reisiger Wanderer, das lange Ordensgewand aufgeschürzt trägt. Zu seinen Füßen hält ein Adler Wacht. Das Antlitz des Dichters ist nach der Gypsmaske modellirt, die sich im Besitze der Familie der Torrigiani befindet und nach der Natur (?) aufgenommen worden sein soll. Die Züge desselben erscheinen tiefsorgenvoll und mit einem gewissen Anfluge von Geringschätzung und Verachtung gegen die Außenwelt. Das Programm belehrt uns, daß die Dante-Festlichkeiten in Florenz nicht weniger als acht Tage, vom Sonntag Cantate bis zum Sonntag Rogate, dauern sollen. Gleich nach Enthüllung des Denkmals beginnt ein großer Gala-Corso mit historischen Triumphwagen. Auf dem Platze selbst Musik-Aufführung, Abends allgemeine Illumination der Stadt und Festball. Am Montag, 15. Mai, feierliche Eröffnung des Dante-Lehrstuhls, auf welchem die Commedia und die übrigen Werke des Dichters erläutert und volksverständlich gemacht werden sollen. Wir erinnern hierbei daran, daß schon für Boccacio im Jahre 1373 ein solcher Lehrstuhl in Florenz errichtet und auch in Pisa und Bologna später versucht wurde, dem Volke Dante's Werke verständlich zu machen. An demselben Tage Rennspiele nach altitalienischer Sitte. Am Dienstag, 16. Mai, wissenschaftlicher Congreß, Besuch an Galilei's Grabe in Santa Croce, Regattas auf dem Arno. Am Mittwoch, 17. Mai, Preisvertheilung an die Künstler, großes Turnier auf dem Platze Santa Maria Novella, Ball im Theater Pagliano, Volksfest auf dem St. Marcusplatze zu Ehren Michel Angelo's. Am Donnerstag, 18. Mai, Revue und Manöver der Truppen, Corso und Volksspiele. Am Freitag, 19. Mai, großes Musikfest, dessen Ertrag für arme Künstler bestimmt ist. Am Samstag, 20. Mai, National-Schützenfest und Feuerwerk, wobei die Eroberung von Ancona dargestellt wird. Am Sonntag, 21. Mai, allgemeines italienisches Dante-Jubelfest, Revue der Nationalgarde, Huldigung auf der Piazza della Signoria, ländliches Fest zu Bobolt; zum Schlusse allgemeine Illumination der Stadt und großer Chorgesang vor der Dante-Statue. Man ersieht aus diesem Festprogramme deutlich genug, daß die Italiener nichts wenig als gesonnen sind, ihren großen Dichter als den summo teologo und den Sänger eines poema sacro zu feiern. Dante ist ihnen der Inbegriff aller ihrer nationalen Bestrebungen, und das Jubelfest hat für sie einen wesentlich politischen Charakter. Von einer besonderen kirchlichen Feier ist in dem Programme gar keine Rede.

— Max Bruchs Oper „Lorelei“ ist auf der hamburger Bühne am 18. Januar zum ersten Male aufgeführt worden und hat sich große Anerkennung erworben. Die Hamburger Nachrichten schreiben: „Max Bruch's musikalisches Werk ist von einem so edlen Gehalt, daß es dem Mendelssohn'schen Lorelei-Torso zu einer würdigen Ergänzung dienen könnte, auch wenn es sich das Bruchstück des großen Vorgängers einverleibt hätte, worauf indessen das Zartgefühl des Componisten bis auf die leiseste Erinnerung daran verzichtet hat. Das Textbuch von Geibel aber hat vor anderen Versionen desselben Stoffes den Vorzug der Ursprünglichkeit der theatralischen Verwendung voraus. Der Gegenstand, den es verarbeitet, die Entstehung nicht sowohl der Lorelei-Sage, sondern vielmehr der Lorelei-Gestalt des Märchens, reicht allerdings in seiner Balladen-Natur nicht völlig aus für die dramatische Gliederung einer großen Oper, und Geibel's lyrisches Wesen prägt sich überdies in dem Buche zu deutlich aus für eine knapp geschürzte, spannend verlaufende Handlung. Allein zu diesem poetischen Gewebe hat Max Bruch einen so feinen, charaktervollen, symphonisch anziehenden, musikalischen Einschlag gegeben, daß es nur an der Unerfahrenheit des Componisten liegt, wenn der Styl einförmig erscheint. Niedrig ist er nirgends, derselbe Schwung der Erfindungskraft bleibt jedem Theile des Werkes treu, und aus jedem spricht neben einem schönen Sinne ein künstlerisch gewissenhafter Ausdruck. An manchen Stellen, des dritten Actes vorzüglich, hat Bruch zu erkennbar das Muster von Wagner's Tannhäuser und Lohengrin vor Augen gehabt, oder auch, wie im Marsche, die Orchesterwirkungen Mendelssohn's. Aber in seiner eigenthümlichsten Art lernt sich der Künstler erst aussprechen, wenn er das Selbstvertrauen gewonnen hat, welches seinem Geiste die Form wie von selbst zur gehorsamen Dienerin unterwirft, also auf dem Höhepuncte seiner Reife. Daß Bruch eine solche Reife in Kurzem zu erreichen wissen und daß dann die Originalität seines Empfindens in Verbindung mit einer Herrschaft über die Technik, wie er sie schon jetzt besitzt, die schönsten Früchte zeitigen wird, das verbürgt uns der ernste Sinn und die Innigkeit des Gefühls, womit er sich klar und rund in Lorelei ausspricht. Das zur ersten Aufführung zahlreich versammelte Auditorium folgte dem Flusse der Oper mit theilnehmender Aufmerksamkeit in ihrer an das Oratorium und die Symphonie erinnernden Bewegung und zeichnete die wenigen Abschnitte, welche sich das Werk zum Vortheil einer augenblicklichen Beifallsäußerung gestattet, mit Applaus und Hervorrufungen der Hauptdarsteller, zuletzt des Componisten und des Herrn Mühldorfer, aus.“

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 21.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 8. Bremen, 19. Februar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Die Stedinger.

Von H. A. Schumacher.

Aus einer im Druck begriffenen gekrönten Preisschrift.

II.

Kaum länger als ein Jahrzehnt dauerte nach den Waldemar'schen Wirren die Ruhe der Weserlande. Das Stedingervolk hatte sich aber in dieser Zeit noch mehr gekräftigt; Gerhard II. bot einem zähen, unerschrockenen Gegner den Kampf, als er im Jahre 1229 seine lang gehegten Pläne ins Werk setzen wollte. Dem Heere des Erzbischofes standen nicht mehr die Stedinger gegenüber, die vor zwei Jahrzehnten, gleich nach der Erhebung gegen die Grafengewalt, einen Kampf mit der Kirche scheuten; eine neue Generation war groß geworden, und hatte sich bei bedeutenden Kämpfen in den Waffen bewährt. Das Erscheinen der erzbischöflichen Heeresmacht genügte nicht, wie vormals, die Bauern zum Nachgeben zu bewegen; auch die Stedinger fühlten, daß es im Kampfe gegen Gerhard nicht bloß um Weigerung und Forderung von grundrechtlichen Abgaben sich handelte, sondern um die Begründung von Ansprüchen weit höherer Art. Gerhard's Bruder, Hermann von der Lippe, das Haupt des edelen Hauses, sammelte die Schaaren, deren nächste Aufgabe es sein sollte, die Bauern zu nöthigen, einen Theil vom Ertrage ihrer Arbeit zu Nutz und Frommen der Priesterschaft abzugeben. Obwohl der Weihnachtsabend zum Tage des Angriffs gewählt war, traf der Edelherr von der Lippe mit seinem ritterlichen Volke auf kampfbereite Bauern, die ihm die Schlacht anboten. Als die Stedinger ihre Waffen zum ersten Male für sich selbst und gegen ihre eigenen Bedränger erhoben, krönte sie der Sieg. Der Bruder des Erzbischofs ward erschlagen; die Schaaren, die er geführt, wandten sich zur Flucht. Die Kraft der Bauern war am Hofe des Kirchenfürsten unterschätzt, wie die Kraft der Bürger bei der ersten Niederlage, welche die erzbischöfliche Politik an der Weser erlitten hatte, beim Kampf um die Zollfeste Witteborch. Die gewöhnlichen Mittel, über die Gerhard gebieten konnte, zeigten sich als unzureichend; aber gerade dieser Umstand bewies ihm, wie wichtig es für die Kirche war, daß seine Pläne ausgeführt wurden.

Der Tod seines ältesten Bruders beflügelte Gerhards Schritte; sein Geschlecht schien bestimmt zu sein, im Kampfe gegen die Bauern schwere Opfer zu bringen; denn von den Friesen war erst vor wenigen Jahren ein anderer Bruder erschlagen und ein dritter in schwere Haft genommen worden.

Kaum drei Monate waren seit jener Niederlage verflossen, als Gerhard den Schlag führte, der die Kraft der Bauern brechen sollte. Im März des Jahres 1230 versammelte er die Prälaten und Würdenträger der Kirche aus der bremischen Diöcese in seiner Residenz und ließ vor ihnen die Anklage erheben, Alle, die sich Stedinger nenneten, seien Ketzer.

Die ehrwürdigen Väter, die in der Kathedrale zu Bremen versammelt waren, wußten, welche Bedeutung solche Anklage habe. Wider Ketzer waren die furchtbarsten Waffen zu ergreifen, waren die wirksamsten Kräfte in den Kampf zu führen, waren alle Mittel erlaubt. Es war nichts Neues, daß man ein ganzes Volk eines Verbrechens beschuldigte, das an und für sich nur der Einzelne begeben konnte; man hatte sich längst daran gewöhnt, nicht bloß diejenigen für Ketzer zu halten, welche Ansichten vortrugen und verbreiteten, die der Lehre der Kirche widersprachen; man hatte bereits Alles, was den Forderungen der Kirche widerstritt, unter Ketzerei zu bringen gewußt. „Ungehorsam ist gleich Götzendienst“, lautete ein Spruch Samuels, der bei der Priesterschaft von gutem Klange war; der bewaffnete Widerstand gegen die Ansprüche der Kirche auf Zehnten und Zins galt in ihren Augen als ketzerisch, verdiente nach ihrer Meinung Interdikt und Bann. Aber diese Waffen versprachen keinen Erfolg bei den Bauern, die noch vor einem Jahrzehnte unter dem Interdikte auf der Seite eines gebannten Kaisers für einen gebannten Erzbischof gefochten hatten; auf Grund der Ketzerei mußten weit wirksamere Mittel in Bewegung gesetzt werden können. Die Kreuzpredigt gegen die Ketzer war die furchtbare Waffe, welche die Kirche seit zwei Jahrzehnten führte; der Religionskrieg mußte möglich gemacht werden, wenn man die Bauern bezwingen wollte. Hierzu bedurfte man aber der Vollmacht des Papstes und, um sie zu erlangen, des Nachweises wirklicher Haeresie.

Auch diese gelang es leicht bei den Stedingern zu entdecken; das Landvolk war noch voll von heidnischem Aberglauben; sein Leben kannte viele Gebräuche, die der Kirche ein Greuel waren; der Bauer dachte sich noch Haus und Hof, Flur und Feld von guten und von bösen Geistern bevölkert, mit denen er Zwiesprach führen konnte, die ihm leitend und prophezeihend zur Seite standen; er fragte noch weise Frauen bei wichtigen Angelegenheiten

um Rath; bei Aussaat und beim Austreiben des Viehes gab es allerlei Zeichen zu erforschen; auch Wachsbildchen setzte er in die Winkel seiner Stuben, neben die Hausthüre und auf den Hahnebalken. Dieses und manches Andere bot Anlaß, einen Vorwurf wegen Ketzerei zu erheben. Dazu kam die allgemeine Anklage unchristlichen Lebens, die bei der Armuth der Flußmarschen an Gotteshäusern leicht erklärlich war. Endlich bot der letzte Kampf Gelegenheit von Mißhandlungen gegen Geistliche, die auch wohl früher vorgekommen sein mochten, von Ermordung der Mönche und Priester, von Schändung der Klöster und Kirchen zu reden. Seit die Stedinger gegen den Erzbischof in Waffen standen, ließen sie es nicht an Kriegshandlungen fehlen; das Kloster Hude, das unmittelbar an der Grenze ihrer Lande lag, wurde zerstört; die aufgebrachten Schaaren mögen manche Gewaltthat geübt haben gegen Boten, die sie zur Unterwerfung aufforderten, oder gegen mißliebige Priester, die Spione werden konnten. Solche Vorgänge waren für die Anklage wichtig, und was sich auffinden ließ, die Bauern als widerspenstig gegen die heilige Kirche hinzustellen, das benutzte man.

Die Versammlung der frommen Väter erklärte am 17. März 1230, die einzelnen Punkte der Anklage seien durch Notorietät und Evidenz völlig erwiesen und die Stedinger deßhalb als Ketzer zu verdammen.

Durch diesen Schritt Gerhard des Zweiten wurde es möglich, dem Kampfe gegen die Stedinger, dem er allein nicht gewachsen war, den Mantel eines Religionskrieges umzuwerfen; vielleicht hoffte der Kirchenfürst auch schon dadurch sein Ziel zu erreichen, daß er drohte, die düstern Geister des Fanatismus wider die Bauern entfesseln zu wollen.

Allein die Verurtheilung wegen Ketzerei schreckte die Bauern nicht; sie waren entschlossen, dem Erzbischof die Spitze zu bieten und den Kampf mit all den furchtbaren Mächten aufzunehmen, welche die Ketzer verfolgten; sie scheuten nicht die Agitation der Bettelmönche, welche obwohl erst seit kurzer Zeit durch den Norden Deutschlands verbreitet, schon eine dämonische Gewalt über die Geister des Pöbels ausübten; sie fürchteten nicht die Acht des Reiches oder endlich die Erhebung der Kreuzpredigt wider sie. Sie standen gerüstet da, und waren bereit ihre Freiheit gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Weststedingen war durch die Flüsse und Moore eine große Festung; da wo das unwegsame Moor fehlte, schloß eine Landwehr das Gebiet der Bauern ab; trockenen Fußes war dasselbe nur auf einer stark befestigten Brücke zu betreten, die nach Bremen zu über die Ochum gebaut war und die alte Heerstraße absperrte, die von der erzbischöflichen Residenz nach Nordwesten führte. Es war zu hoffen, daß man den Kampf nicht allein zu führen habe; Gerhards großer Feind stand abermals wider ihn in Waffen, Otto der Welfe von Lüneburg, der Enkel Heinrichs des Löwen; die Stadt Bremen konnte dem Streite nicht parteilos zuschauen und durfte es nicht leiden, daß der Weserstrom in die Hand des Erzbischofes kam; die streitbaren Männer der friesischen Lande mußten im Unternehmen gegen die Stedinger einen Angriff auf die eigene Freiheit erkennen und Alles anstrengen, die Nachbarschaft der freien Bauern sich zu erhalten.

Dem Ketzerconcil in Bremen folgte nicht sofort die Erneuerung des Kampfes; zwar baute der Erzbischof das feste Haus Schlüterberg wieder auf, das vormals unter ganz anderen Verhältnissen wider die Stedinger errichtet war; aber er konnte am päpstlichen Hofe zunächst nicht mehr erlangen, als eine Bestätigung der ausgesprochenen Excommunication. Das Jahr 1230 verging, ohne daß der Kampf auf Leben und Tod begonnen wurde; ebenso das folgende Jahr. Obwohl am 26. Juli desselben der Papst den Bischof von Lübeck, den Prior der Predigermönche im Katharinenkloster zu Bremen und seinen Legaten in Norddeutschland beauftragt hatte, die benachbarten Fürsten gegen die Bauern in die Waffen zu rufen, kam es zu keiner kriegerischen That. Erst im dritten Jahre nach dem Banne brach das Ungewitter los.

So hatten die Stedinger Muße sich zu rüsten; ihr Grimm gegen die Priesterschaft wuchs von Tage zu Tage; einen der Predigermönche, der in ihr Gebiet sich wagte, knüpften sie auf; das Gerücht sprach von unerhörten Greuelthaten, welche sie gegen die Vertreter der Kirche ausgeübt haben sollten. Während die Fürsten und Herren der norddeutschen Lande zauderten für Gerhard einzutreten, bewog dieser die Kapitelgeistlichkeit und gesammte Klerisei der Diöcese, die Dienstmannen des Erzstiftes und die Vornehmsten der Stadt Bremen, den heiligen Vater um Hülfe gegen die Stedinger anzugehen. Gregor der Neunte, der Greis, der mit hartnäckigem Sinn in die Fußstapfen Innocenz des Dritten trat, hörte so viel von Ketzergreueln, daß die Berichte aus Bremen nicht übergroßen Eindruck auf ihn machten; er beauftragte die Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg und Minden mit Untersuchung der Sache. Gerhard selber begab sich nach Rom. Er war zugegen im Lateran, als am 16. Januar 1231 der Friede zwischen Papst und Kaiser feierlichst proclamirt wurde. Er war in Friedrichs Hoflager und erreichte Maßregeln des Kaisers gegen den Feind des Erzstiftes, Otto den Welfen; aber er bewog weder die Curie, noch den Hof zu energischem Einschreiten gegen die ketzerischen Bauern.

Als im September des folgenden Jahres (1232) der Schwiegersohn des erschlagenen Hermann von der Lippe in Bremen ankam, konnte er seinem Oheime melden, daß der Kaiser, den er auf den norditalischen Reichstagen gesehen, dem Erzbischofe günstig gesinnt sei, daß er die Predigermönche in Bremen zu Ketzerverfolgern bestellt habe, wohl auch, daß die Urkunde unterzeichnet sei, in welcher das Reichsoberhaupt die Stedinger ächte; aber von bedeutsamen Schritten des Papstes war noch nichts bekannt. Erst als der Schauenburger Graf Bremen wieder verlassen hatte, traf die Nachricht ein, daß in Anagni am 19. October die Kreuzpredigt gegen die Stedinger gestattet sei auf Grund des Berichtes, den jene drei norddeutschen Bischöfe über die Ketzerei der Bauern eingesandt hätten.

Weit mehr als zwei Jahre dauerten also die Anstrengungen Gerhards von der Lippe, die entscheidende Bulle vom Papste zu erhalten. Damals, als im ganzen mittleren Europa die Ketzerverfolgungen florirten, als im Herzen Deutschlands das Kreuz wider die Haeretiker gepredigt wurde, im Norden des Reichs die Dominicaner, nach Ketzern spürend, umherschweiften, als der Kaiser der Hierarchie nothgedrungen gewogener war, wie manchem Patrioten wünschenswerth schien und der Papst sich zum Großinquisitoramte berufen glaubte; in solch einer Zeit gebrauchte Gerhard der Zweite fast vier und zwanzig Monate, um die Stedinger mit dem ersehnten Erfolge zu verketzern. Es standen ihm keine Interessen entgegen, die bei Kaiser und Papst maßgebend waren und erst beseitigt werden mußten. Friedrich II. kam sowenig, wie irgend einer seiner Nachfolger, auf den Gedanken, daß die gesunde Kraft eines freien Bauernstandes zum Wohl des Reiches erhalten und gestärkt werden müsse. Der Papst war nicht sorglich, die Reinheit der geistlichen Waffen zu bewahren und nicht mißtrauisch gegen die einseitigen Anschuldigungen der hohen Klerisei. Dem Unternehmen Gerhards mangelte aber jede höhere Bedeutung; ihm fehlte ein weitreichendes Interesse, dem in der päpstlichen Curie oder am kaiserlichen Hofe Rechnung getragen werden mußte. Des Erzbischofs Hader mit den Bauern der Unterweser schien von bloß lokaler Wichtigkeit zu sein und darum

erreichte Gerhard nur langsam in Anagni und Ravenna sein Ziel.

Selbst als der Papst zur Gestattung der Kreuzpredigt sich verstand, geizte er noch mit dem Preise, den er den Kreuzfahrern verhieß. Im Jahre 1227, gerade damals als alle Welt sich zur Fahrt gegen die Saracenen rüstete, hatte er den vollen Ablaß jedem Streiter Gottes verheißen, der gegen die Friesen Nordhollands das Kreuz führe; die wilden Bauern hatten den Bruder Gerhards von der Lippe, den Bischof von Utrecht auf dem Moore von Coevorden skalpirt. Dann hatte im Jahre 1230 der Papst dem Ketzermeister Konrad von Marburg gestattet, Mörder und Mordbrenner unter die Zahl jener Kreuzfahrer aufzunehmen, die vollen Ablaß durch den Kampf wider die Ketzer erlangen wollten; es galt in den Städten Mitteldeutschlands die manichäische Sektirerei auszurotten. In beiden Fällen sandte er eine Ketzerbulle nach der anderen in rascher Folge. Dem Ansinnen Gerhards gegenüber zauderte der sonst maßlose Gebieter der Christenheit; die gegen die Stedinger erhobenen Anklagen schienen ihm, selbst als seine frommen Brüder von Lübeck, Ratzeburg und Minden sie wiederholten, nur nebensächlicher Beachtung werth, und die Stedingerbulle: Intenta fallaciis sathanae versprach nicht den üblichen Ablaß den gegen die Bauern ziehenden Kreuzschaaren.

Kaum wurde aber die Bulle, in welcher den drei genannten Kirchenfürsten die Kreuzpredigt gestattet ward, in Norddeutschland bekannt, so rührte sich hier die Agitation. Die Predigerbrüder benutzten ihre unheilvolle Macht über den Pöbel und brachten schnell eine Kreuzschaar zusammen. Noch im Winter 1232 begann der erste Kreuzzug gegen die Stedinger. Da zeigte sich der Unterschied zwischen der Kriegstüchtigkeit aufgeregter Abentheurer und der Waffenkraft gereizter Bauern. Die Heerfahrt schlug völlig fehl; die Stadt Bremen, in der die Schaaren sich sammelten, ward von den Stedingern bedroht, der Schlüterberg gebrochen; die Feste Oldenburg hätte ein gleiches Schicksal getroffen, wenn nicht Verrätherei unter den Stedingern sie gerettet hätte. Die, welche man angreifen wollte, kamen dem Angriffe zuvor; selten hat ein Kreuzheer mit solcher Schmach sich bedeckt, wie das erste, das Gerhards Pläne wider die Flußmarschen der Weser ausführen sollte. Die den Stedingern benachbarten Fürsten und Herren, die Grafen von Oldenburg, der Graf von Hoya, der Edelherr von Stotel hielten sich noch vom Kampfe fern; nicht aber der Welfe Otto. Er zog verwüstend und plündernd durch die bremischen Lande und kam mit seinen Schaaren bis zu dem Schauplatze der stedingischen Waffenthaten.

Der unglückliche Ausgang des zweiten gegen die Freiheit der stedingischen Lande gerichteten Unternehmens schreckte Gerhard den Zweiten nicht. Am 19. Januar 1233 hatte der Papst eine neue Bulle für ihn ausgestellt und die Bischöfe von Paderborn, Hildesheim, Verden, Münster und Osnabrück zur Betreibung der Kreuzpredigt ermuntert. Die Dominicaner waren unermüdlich, einen Vertrag zwischen ihm und dem Rathe von Bremen zu Stande zu bringen, der die Bürger von der Parteinahme für die Stedinger abhielt und in allgemeinen Ausdrücken zur Unterstützung der Kreuzfahrer verpflichtete. Kein leichtes Beginnen war es, die Bremer zu bewegen, die Verstärkung der erzbischöflichen Macht an der Weser geschehen zu lassen; aber in der Zeit, da im ganzen Reiche die Rathsverfassung der Bischofsstädte außerordentlich gefährdet war, konnte der Stadtrath von Bremen keine weitaussehende Fehde mit dem Erzbischofe anfangen; er begnügte sich damit, daß ihm die Freiheit des Weserstroms garantirt, daß ihm feierlich gelobt wurde, ohne Zustimmung der Bremer kein festes Haus an den Uferstrichen der stedingischen Flußmarschen zu errichten. Der Erzbischof verstand sich im März des Jahres 1233 zu weitgehenden Beschränkungen seines Zollrechtes und gewann durch diese die Bürger Bremens für seine Sache. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß die Bürger einer aufblühenden Stadt, wie Bremen, gegen Gelöbnisse und Verheißungen einzelner Vortheile die Interessengemeinschaft aufgaben, welche sie mit den Bauern verband. Diese hatten den Heldenmuth gegen eine Welt in Waffen für ihre Freiheit zu stehen; die Stadt, die erkennen mußte, daß auch sie für ihre Freiheit noch manchem heißen Kampfe entgegen gehen werde, konnte nicht auf die Seite der Bauern treten, um mit ihnen im Bunde dem Umsichgreifen der kirchlichen Herrschgelüste zu steuern, sondern mußte sich vor eigener Bedrängung durch ihren Erzbischof mit Brief und Siegel zu schützen suchen. Indessen war sie nur mühsam zu dem Schritte zu bewegen; eine eigene Bulle des Papstes ward an die Stadt gerichtet. Das Zugeständniß hinsichtlich des Zollrechtes mußte der König Heinrich bestätigen. Die umwohnenden Fürsten und Herren hatten zu schwören, der Stadt in der Erhaltung der Rechte, die der Erzbischof ihr verheißen, getreulichst beizustehen. Das Domkapitel gelobte, Jeden mit dem Banne zu belegen, der gegen solche Versprechungen handeln würde, und die ersten Corporationen Bremens, das Kapitel der Dominicaner und der Convent der Deutschherrn, übergaben dem Rathe beglaubigte Abschriften seines Vertrages.

Bei der Schließung dieses Pactes waren die vier Grafen von Oldenburg und ihr Anverwandter, der Edelherr von Stotel zugegen. Mit ihrer und der Bremer Unterstützung ward im Juni die zweite Kreuzfahrt unternommen. Auf ihr errang der Erzbischof den ersten Sieg über die Bauern; der Zug richtete sich gegen Oststedingen, an dessen Grenze, wie schon bemerkt, der Sitz der Edelherrn von Stotel und das erzbischöfliche Haus Hagen sich erhoben. Die Weststedinger konnten es nicht hindern, daß die Bremer mit ihren Schiffen die Weser hinabfuhren und die Marschen an der linken Seite des Flusses von der Theilnahme an dem Kampfe abhielten, der am 26. Juni auf dem rechten Ufer ausgefochten wurde. Die Bauern starben, vierhundert an der Zahl, den Heldentod, Männer, Weiber und Kinder. Hoch auflodernde Scheiterhaufen verkündeten, mit welchen Waffen die Kirche das Landvolk bezwang.

Umsonst ließ man alle Schrecknisse des Religionskrieges über Oststedingen ergehen; die Marschen am linken Ufer beharrten bei ihrem Widerstande. Die Macht ihrer Gegner wuchs aber von Tag zu Tag. Kaum war das Blutbad in Oststedingen vollbracht, so lief die am 17. Juni im Lateran ausgefertigte Bulle ein, in welcher der heilige Vater, den unglücklichen Ausgang des ersten Kreuzzuges bedauernd, den vollen Ablaß, welcher den wider die Saracenen kämpfenden Schaaren verheißen ward, Allen anbot, die ihre Waffen gegen die Stedinger tragen würden.

Jetzt begann die Kreuzpredigt mit verdoppeltem Nachdruck. Immer weiter dehnten die Dominicaner ihre Wanderungen aus; eifrigst durchzogen sie die Sprengel der Bisthümer von Paderborn, Münster und Osnabrück; die hohe Klerisei in Utrecht und Cöln nahm von jener Bulle Abschrift; in Bremen kamen immer mehr von den beutelustigen Junkern und den gewöhnlichen Kreuzsoldaten zusammen, die gegen gute Löhnung bald hier, bald dort im Heere der Kirche fochten.

Im Spätsommer ordnete sie Graf Burchard von Oldenburg zu einer neuen Heerfahrt; es galt jetzt die Weststedinger in gleicher Weise zu bewältigen, wie ihre Brüder am rechten Weserufer. Die Marsch bot nur an ihrer südlichsten Ecke einen Paß; aber vor dem Beginn des Tieflandes, auf den letzten Ausläufern der Dünen breitete sich der Hemelskamper Wald aus; hinter ihm lagen die Befestigungen der Stedinger. An diesem Punkte

wollte der Oldenburger Graf durchbrechen; es kam zu einer blutigen Schlacht; Graf Burchhard wurde mit zweihundert Kreuzträgern in jenem Walde erschlagen; seine Schaaren wandten sich zur Flucht, und die dritte Kreuzfahrt endete mit einem Siege der Gebannten.

So zeigte sich, daß mit der Bewältigung des schmalen, ungeschützten Oststedingens nur wenig erreicht war; was half es, daß in dieser Marsch der Erzbischof und der Edelherr von Stotel jetzt schalteten und walteten mit dem Rechte des Siegers; der Herd der angeblichen Ketzerei stand am anderen Ufer der Weser; hinter dem Hemelskamper Wald und den weiten Mooren saß der Kern des Bauernvolkes gut verschanzt; an den Flüssen hin zogen sich die Deiche, eine niedere, aber heilige Schutzwehr, besonders befriedet und geweiht durch fromme Umzüge. Das Jahr, in dem Gerhard gehofft hatte, sein Werk zu vollenden, ging schon zur Neige; da versuchte er einen letzten Schlag. Er wollte Noth und Tod über die Bauern bringen durch Oeffnung der Deiche; Hochwasser und Fluth sollten die Lande der Stedinger überschwemmen; wenn die Bauern auch noch nicht zu bezwingen waren, so sollten sie doch in ihren Dörfern auf den Deichen einen schreckensvollen Winter durchleben.

Der apostolische Vater hatte einen teuflischen Plan gegen die Teufelsbrut der Ketzer ersonnen; aber scharfe Augen bewachten sein Thun und Handeln. Die Schiffe fuhren heran, mußten aber unverrichteter Sache heimkehren; denn die Bauern schützten ihre Deiche. Auch das vierte Unternehmen, das unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes begonnen ward, schlug völlig fehl.

Erst das Jahr 1234 sollte die Entscheidung des Kampfes bringen. Der Winter ward zu keiner neuen Heerfahrt benutzt, weder vom Erzbischofe, noch von den Stedingern; aber jener wußte ihn auf andere Weise auszubeuten. Er bereitete Alles vor, um im nächsten Frühlinge den Kampf mit neuen Mitteln beginnen zu können. Der Herzog Otto von Lüneburg ward bewogen, gegen die Ketzer das Kreuz zu nehmen und dadurch fernerer Unterstützung der Stedinger zu entsagen. Seit dem Frühlinge 1233 hatte er freilich nicht mehr in unmittelbarer Nähe des Schauplatzes der Stedingerkämpfe gefochten, indessen durch seinen Angriff auf Stade den Bauern genützt; ein einziger Heereszug von ihm konnte die Pläne für den nächsten Frühling zerstören. Da vereinigte sich die hohe Geistlichkeit wider ihn; er lief Gefahr, daß gegen ihn selbst das Kreuz gepredigt wurde, und so stellte er zunächst seine Fehde mit dem Erzbischofe ein. Die Kreuzpredigt dauerte während des ganzen Winters fort; durch ganz Westfalen, durch die holländischen und flandrischen Lande wanderten die Mönche und Geistlichen; in den Diöcesen von Utrecht und Köln hatte ihre Agitation reichen Erfolg. Sie wagten es sogar die Ostfriesen gegen die Bauern der Unterweser aufzurufen; aber dort trafen sie auf so hartnäckigen Trotz, daß sie erschlagen worden wären, wenn sie sich nicht durch die Waffen des Bannes geschützt hätten, und heimkehrend froh sein mußten, als wenigstens einige Männer das rothe Kreuz aus ihren Händen empfangen hatten.

Schon im October des Jahres 1233 stellte sich Graf Florentin von Holland bei Gerhard dem Zweiten ein, ein Neffe des erschlagenen Burchard von Oldenburg; später kamen noch andere Fürsten: Otto von Geldern, ein Vetter der Oldenburger, der seit seinen Kämpfen gegen die Friesen den Bauern grollte, Ditrich von Cleve und Graf Ludwig von Ravensberg, der Gemahl von Gerhard's Schwester Gertrud; Herzog Heinrich von Brabant ließ seinem Sohne das Kreuz auf die Brust heften; die ganze edle Sippe der Oldenburger Grafen und der Edelherren von Lippe strömte herbei. Ohne Bedeutung war es für die Stedinger, daß im Februar 1234 die meisten deutschen Fürsten sich heftig aussprachen wider die allgemeine Anarchie, welche die Kirche durch die Kreuzpredigt gegen die Ketzer hervorrufe. Gerhard war selbst auf dem Reichstage zu Frankfurt zugegen gewesen, auf dem der wegen der Ketzerjagden so schnöde verletzte Landfrieden aufs Neue proclamirt wurde; er kümmerte sich nicht um das Reichsgesetz. Gregor beauftragte im März seinen Legaten eine Aussöhnung zwischen den Stedingern und den Kirchenfürsten zu versuchen; aber auch diese Maßregel hielt den Erzbischof nicht vom Aeußersten ab.

Im Mai war ein stattliches Heer von Kreuzfahrern in Bremen versammelt, und zu den genannten Fürsten gesellte sich nun Graf Heinrich von Oldenburg, der Bruder des im vorigen Jahre erschlagenen Burchard. Das Fest des heiligen Urban, der zuerst die Kreuzzüge ins Leben gerufen hatte, wurde noch in Ruhe gefeiert; zwei Tage später fand die Entscheidungsschlacht statt.

Am 27. Mai 1234 standen die Kreuzfahrer und die Bauern zwischen den Oertern Altenesch und Ochtum in Oberstedingen sich gegenüber; die Landwehre hinter dem Hemelskamper Walde hatte den Feind nicht abgehalten vom Eindringen in das Tiefland. Unterhalb derselben, da, wo drei Arme der Weser sich vereinten, ihr Hauptlauf und die Nebenarme der Ollen und der Ochtum, war der letztere Fluß mittels Schiffen überbrückt. Dort war die Stedingermarsch am Schmalsten; durch die natürlichen Grenzen der Moore und Flüsse umschlossen, bot sich ein enges, aber ebenes Schlachtfeld. Am hellen Mittage war der Uebergang über den Ochtumfluß erzwungen; das Kreuzheer stand in den Marken seiner Feinde; aber die kampfgewohnten Bauern machten ihm den Sieg noch streitig. Obwohl sie die Landung hatten geschehen lassen müssen, widerstanden sie, angefeuert durch ihre Führer, durch Bolke von Bardenflet, Tammo von Huntorp und Detmar vom Diefe, dem ersten Anstoß der ritterlichen Schaaren. Rasch ordneten sich die Kreuzfahrer zur Schlacht; aus der Ferne drang zu ihnen das Singen der Klerisei hinüber, welche ein altes Schlachlenlied anstimmte, dem beinahe Zauberkraft zugeschrieben wurde. Ein schwerer, heißer Kampf entbrannte; schon war Graf Heinrich von Oldenburg erschlagen; schon war mancher edle Ritter zu Boden gestreckt; ein Gerhard von Diest und ein anderer Gerhard mit dem Beinamen von Mulswerth waren schon in den Staub gesunken: da entschied den Ausgang des hitzigen Kampfes der Angriff der gepanzerten Ritter, die Graf Ditrich von Cleve hoch zu Roß gegen die Bauern führte. Nach heldenmüthigem Widerstande wichen die Stedinger, wandten sich zur wilden Flucht; ihre besten Streiter lagen auf dem blutgetränkten Gefilde, mit Wunden bedeckt, von den Rossen zertreten; nur Wenige der streitbaren Männer entrannen den Streichen der Kreuzfahrer und den Gefahren der hastigen Flucht.

Aus beiden Gebieten Weststedingens war die Kraft des Volkes bei Altenesch den Eindringlingen entgegengetreten; beide, die Ober-, wie die Niederstedinger, waren dort zu Boden geworfen; auf der linken Seite der Weser stellte der Kreuzarmee weder diesseits, noch jenseits der Hunte ein neues Bauernheer sich gegenüber; am 27. Mai 1234 hatte Gerhard sein Ziel erreicht; in den Flußmarschen der Weser war der ihm widerstrebende Bauersmann bewältigt.

Alle Greuel der Plünderung und Brandschatzung suchten die eroberten Lande heim; sie erlitten das gleiche Schicksal, wie im Jahre zuvor Oststedingen, nur daß keine Scheiterhaufen errichtet wurden und von der Ketzerei der Bauern nach der Consecration der gemeinsamen Grüfte auf dem Schlachtfelde nicht mehr die Rede war. Längst war das Kreuzheer, das Beutelust und Fanatismus zusammen geführt hatte, wieder in alle Winde zerstreut;

längst war den Herren, die der Heerfahrt sich angeschlossen hatten, reiche Besitzungen in den Marschen angewiesen: da erst löste der Papst die Stedinger von dem 1230 ausgesprochenen Banne (21. August 1235). Die aussätzigen und rebellischen Bauern, so schrieb er, hätten Gehorsam gelobt, der Erzbischof möge sich für das Vergangene Genugthuung, für die Zukunft Sicherheit leisten lassen.

Am Tage von Altenesch ward die so viel verheißende Bauernrepublik der Weserflußmarschen mit Einem Schlage vernichtet. Der Religionskrieg, den Gerhard heraufbeschworen, hatte seinen Zweck erfüllt. Er hatte dazu gedient, ihn zum Herrn jener Lande zu machen; nichts hinderte ihn, als solcher aufzutreten und die Stedinger in Zukunft als seine Unterthanen zu betrachten. Freilich bildeten sich an beiden Ufern der Weser eigene Landesherrlichkeiten; an der oststedingischen Seite entstand die neue Grafschaft Stotel; an der anderen Seite ward der Hauptstrich von Oberstedingen den Oldenburgern zu Theil; aber der Erzbischof betrachtete sich als Oberherrn dieses ganzen Tieflandes. Er behielt den wichtigsten Theil sowohl von Oststedingen, wie von der Nordmarsch der weststedingischen Lande für sich. Jenes Gebiet beherrscht er von der Feste Hagen aus; in diesem ward später das alte Stammhaus der Warflether Grafen wieder aufgebaut als erzbischöfliche Weserburg. Das neue Stotel wurde die Zwingfeste für den nördlichen Strich von Oststedingen; die gräflich oldenburgische Burg zu Berne die für den größeren Theil des oberstedingischen Gebietes.

Allein eines der Stedingerlande bewahrte seine alte Selbstständigkeit bis zu einem gewissen Grade. Freilich lebten in allen Flußmarschen, auch nach der Altenescher Schlacht einzelne freie Bauern neben den stark sich vermehrenden Dienstmannen und Hörigen fort; aber sie waren durch die Unterthanenschaft in eine Abhängigkeit gebracht, die jenen Verhältnissen mehr als ähnlich sah: nur in Niederstedingen konnte die Landesherrlichkeit nicht zur Geltung gebracht werden. Die Oberstedinger suchten vergebens während der Wirren, die im Erzstifte beim Tode Gerhard des Zweiten ausbrachen, auch noch bei späteren Gelegenheiten sich aus der Botmäßigkeit zu erheben. Die Oststedinger trugen geduldig das neue Joch. Aber im Lande jenseits der Hunte, da wo im Beginn des Jahrhunderts die Erhebung gegen die Grafengewalt angefangen hatte, bewahrten sich die Bauern ihre Selbstständigkeit; in Niederstedingen entstand keine Zwingfeste; die vor Zeiten zerstörten Burgen wurden nicht wieder aufgebaut. Die neue Generation, die das Blut der Väter in ihren Adern fühlte, begann mit den Grafen von Oldenburg einen heißen, langjährigen Kampf und genoß die Hülfe der Friesen, welche den Vorfahren nicht zu Theil geworden war. Lange wechselte das Glück der Waffen; sieben Jahre hindurch war Niederstedingen eine Sumpf- und Wasserwüste, wie vor dem Anbau; da entschied der Sieg der Bauern auf dem Boitwardener Moor das Schicksal des Landes für die nächste Zeit. Freilich betrachtete sich der Oldenburger Graf als Herr desselben, aber die Niederstedinger genossen, von den friesischen Nachbarn geschützt, eine selbstständige Verfassung; ihre selbstgewählten Rathmänner schlossen Verträge, ohne sich um den fernen Grafen zu kümmern, und die Landesherrlichkeit des Erzbischofs bestand darin, daß er ein Dokument besaß, in welchem diese Bauern ihm Treue gelobten. Gegen das Ende des Jahrhunderts, beim Untergange der Stoteler Grafen, erlangten auch die Bewohner des nördlichen Theils von Oststedingen eine freiere Stellung wieder und schlossen sich, wie die Nordstedinger am anderen Weserufer, den Friesen an. Sie theilten in späterer Zeit mit diesen die Geschicke; ihren südlicher wohnenden Genossen wurde das Schicksal des Landvolkes der benachbarten Geestlande zu Theil.

So gestaltete sich im Lauf der Jahre das Ergebniß des großen Tages von Altenesch um; was an ihm errungen war, wurde nicht in allen Stedingerlanden behauptet, sondern nur in den Gebieten, die noch später diesen Namen tragen; in dem jetzigen Stedingerland und dem jetzigen Osterstade.

* Schilflieder.

Von Otto Buchwald.

1.

Still flüstert das Bächlein durchs grüne Rohr
Und bewegt es leise und linde,
Da haucht es sanfte Töne hervor
Wie Lieder getragen vom Winde.

Und wenn auch Welle auf Welle schied,
Stets kommen die neuen gezogen:
So flüstert das Rohr sein heimliches Lied
Umspielt von schmeichelnden Wogen.

Doch welche Wellen es leise berührt
Und erzeugt die säuselnden Lieder,
Dem hat es umsonst stets nachgespürt,
Es weiß nur: sie kommen nicht wieder!

2.

Wie steht das Rohr jetzt trüb und fahl
An den erstorbnen Uferborden,
Welk sind die Blumen ohne Zahl,
Das Bächlein ist so starr geworden.

Beglücktes Rohr! Du schaust die Flur
Verwelkt und schneebedeckt die Plane,
Daß nicht vom Frühling eine Spur
An deinen todten Lenz dich mahne.

Du siehst die Wellen nicht, die mild
Im Schlaf umhüllt die Eisesdecke,
Daß dein gealtert häßlich Bild
Dich selbst im Spiegel nicht erschrecke.

3.

Das Rohr, das einst so süß und schaurig
Gehaucht sein Lied am kühlen Bach,
Wie ruht es nun so still und traurig
Auf dieser Hütte niedrem Dach.

Doch in dem Hüttlein welch ein Treiben!
Das Rädchen schnurrt, die Dirne scherzt,
Der Mond schaut freundlich durch die Scheiben,
Wenn kühn der Bursch sein Mädchen herzt.

Du altes Rohr, nachdem geschwunden
Dir deine frühlingsgrüne Zier,
Schirmst du in rauhen Winterstunden
Den holden Frühling unter dir.

* Charles Sealsfield.

Der rühmlichst bekannte ungarische Schriftsteller Kertbeny hat Erinnerungen an Charles Sealsfield erscheinen lassen. Wenn auch die Gründe, mit denen er die Ansicht zu bekämpfen sucht, Sealsfield sei der Kreuzherren Sekretair Postel gewesen, nicht stichhaltig sind, so enthält die Schrift doch des Interessanten Viel. Wir entnehmen ihr Folgendes:

Alfred Hartmann bezeugt, Sealsfield sei 1832 nach der Schweiz übergesiedelt. Zu welchem Zwecke? Zumeist wohl, um in einem freien Lande, in schöner Natur zu leben. Doch scheint er daneben noch eine direkte Mission gehabt zu haben. Er ging nach Arenenberg. Und von hier ab trat er nun in nähere, noch nicht ganz klare Verhältnisse zu dem jetzigen Kaiser der Franzosen und dessen Mutter. Er hatte mir lange über diesen Punkt keine Andeutungen gegeben. Doch als ich einst zufällig der Bemühungen erwähnte, welche Hofrath Dr. Perner in seinen Publikationen anstellte, um Propaganda für seinen sonst ganz löblichen Thierschutzverein zu machen, und dabei zu dem Mittel griff, der Welt höchst schwarz hinzumalen, welch ein thierquälendes grausames Wesen Napoleon III. schon als Junge gewesen sein soll — und das erzählte der würdige Mann mir auch mündlich oft genug an der Table d'hôte in München, seinerseits fest daran glaubend! — da hielt Sealsfield nicht mehr länger an sich. Er sagte, er müsse solche Angaben nicht nur als höchst dumme Lügen erklären, sondern könne sogar schlagende Beweise des Gegentheils aus eigener Erfahrung liefern. Und nun erzählte er, — was seither auch schon Alfred Hartmann zur Veröffentlichung brachte — er sei eines Tages, durch Briefe Josef Bonaparte's, nach Arenenberg empfohlen worden. Er ging vom Konstanzer Seegelände aus dahin zu Fuße promeniren. Einen Berg hinaufschreitend, sah er weiter vor sich einen Reiter, der plötzlich vor einem ihn anbettelnden baarfußen Handwerksburschen anhielt, und nach einigem Wortwechsel — die Entfernung war zu groß, um das Gespräch zu hören — seine eigenen Stiefel auszog, sie dem Burschen zuwarf, und unbeschuht weiter trottete. Als Sealsfield dem Burschen nahe gekommen, stand dieser, die erhaltenen Stiefel verlegen in Händen haltend, und grinste „sind mir ja viel zu klein; hab' ja keinen Fuß wie der schöne junge Herr; hätt' übrigens lieber ein paar Batze genommen“. In Arenenberg angekommen, wollte Sealsfield, als die Konversation schon ihren vertrauteren Lauf genommen, eben dies Abenteuer erzählen, — da trat der Prinz Louis Napoleon in das Gemach seiner Mutter, und der Gast erkannte den Reiter. Königin Hortense aber klagte später direkt gegen Sealsfield, daß ihr jüngerer Sohn alles Eigenthumssinnes bar sei. Denn eines Tages habe er seine gesammte Garderobe bettelnden Zigeunern zum Fenster hinabgeworfen, denen man die theure Habe nur mit Mühe, und gegen reiche Vergütung, wieder abjagte. Auch könne man dem, damals schon 24jährigen jungen Prinzen kaum irgend Geld zur Disposition überlassen; sogar auf dem Dorfe, blos unter Bauern, habe er schon in nächster halben Stunde keinen Sou mehr. Endlich, setzte Sealsfield hinzu, das Schloß war ja eine völlige Menagerie. Der Prinz hatte von Hunden und Pferden, bis herab zu Tauben, Vögeln, ja Fröschen und Eidechsen einen direkten Akklimatisationsgarten, und ich sah ihn diese Thiere stets mit größter Zärtlichkeit behandeln. „Was wollen Sie!“ rief der alte Herr zuletzt etwas echauffirt aus, „ich, der inkarnirte Republikaner, der ich jetzt Napoleon III. nicht in die Nähe ginge, und schickte er eine eigene Gesandtschaft nach mir aus, ich werde doch wirklich kein Wort verlieren, gälte es blos dem Prinzen, nicht der Wahrheit! Aber ich habe ihn Jahre beobachtet, besser beobachten können, als wohl irgendwer, und ich entsinne mich nicht der geringsten Spur eines bösen Charakterzuges. Im Gegentheile, er wuchs ihnen gerade hindurch durch alle Verkümmerungsversuche einer nur zu zärtlichen Mutter und bedientenhaften Umgebung. Einmal erzählte er selbst es mir, am Schlusse eines sehr ernsten Gespräches, schon als Kind habe er manche traurige Entdeckung machen müssen, die ihn früh antrieb, sich auf eigene Faust zu entwickeln. Der Prinz pflegte mit großer Liebe im Garten zu Arenenberg ein, ihm allein zugewiesenes Blumenbeet. Doch gerade dies allein blieb das trostloseste; die schönste Blüthe dorthin verpflanzt, verwelkte sofort. Das machte den Jungen traurig, dann nachdenkerisch. Plötzlich entdeckte er des Räthsels Ursache. Seine zu besorgte und vorsorgliche Umgebung hatte ihm stets warmes Wasser in die Gießkanne gegeben, auf daß die durchlauchtigste kaiserliche Hoheit sich nicht etwa unversehens die Händchen erfriere — noch dazu im August! — „Und was wär' wohl aus uns geworden?“ frug mich der Erzähler ruhig, „würden wir aus solcher Erziehung hervorgegangen sein?“ — „Höchstens Kaiser!“ erwiderte ich ironisch, „sonst gewiß keinerlei vernünftige Menschengattung; aber“ — ergänzte ich billig — „so Dutzendkaiserleins etwa, gewiß keine Sphynx in den Tuilerien!“ — „Ach, ich könnte Ihnen noch ganz Anderes erzählen! Ich habe — —“ und plötzlich erhob sich Sealsfield und verschwand. Darnach kam er aber über eine Weile, und hielt ein ziemlich dickes vergilbtes Manuskript in Händen. „Sehen Sie, das sind meine Erinnerungen an Arenenberg. Schon vor 30 Jahren niedergeschrieben, sind sie eine literärische Fotografie, lange bevor die chemische erfunden war. Vielleicht lese ich Ihnen einmal aus diesen Blättern vor, in die noch kein Zweiter geblickt. Vielleicht sogar schenke ich Ihnen dies Manuskript. Letzteres müßte ich mir aber erst recht überlegen, und dazu vorher die Handschrift noch einmal ganz aufmerksam durchlesen.“ Und von da ab war mehrmal die Rede zwischen uns von diesem Manuskripte, besonders als die Frage wegen Sealsfields Memoiren verhandelt wurde, davon später Näheres zu sagen ist. Als ich 1863 wieder in Paris war, mahnte ich Sealsfield höchst behutsam an dies freiwillig gethane, später wieder eingeschlafene Versprechen. Er antwortete mir unterm 27. Januar aus Solothurn betreff allerlei Anderem, und darüber auch folgendes. Nebenbei bemerkt, er schrieb eine höchst unleserliche Handschrift, mit lateinischen Buchstaben, und ziemlich veralteter Orthografie, aber in fließenden Linien. Dazwischen strich er viel. Jene Stelle nun lautete: „Sie wünschen die Erinnerungen an Arenenberg zu sehen? Diesen Wunsch kann ich nicht erfüllen.“

„Das Lebensbild datirt vom Jahre 1832, in welchem Jahre ich zuerst durch den verstorbenen Exkönig von Joseph von Spanien — Grafen von Survillier — eingeführt, die Bekanntschaft Louis Napoléons und seiner Mutter machte. Jch wurde freundlich, ja ausgezeichnet aufgenommen, und eines Vertrauens gewürdigt, das sich in diesem Lebensbilde ausspricht. Der ungeheure Contrast zwischen den Jahren 1808—1814, und 1832 tritt in diesen Aufzeichnungen in den Aeusserungen der nun verstorbenen Königin so lebhaft hervor, dass es unzart von meiner Seite wäre, dieses Bild nach dreissig Jahren wieder aufzufrischen, — für Sie aber selbst gefährlich werden könnte. Sie würden von der Stunde an, wo sich Ihre Dazwischenkunft der fr. Regierung manifestirte, ganz gewiss der Gegenstand der schärfsten Ueberwachung werden. Wohlverstanden, das Lebensbild enthält keine Sylbe, die unehrenhaft oder geringschätzig von Sohn oder Mutter spräche. Aber ein Kaiser liebt es höchst wahrscheinlich nicht, an seine Dunkelheit, Exil, u. s. w. erinnert zu werden,

und seiner Mutter geheimste Gedanken der Welt vorgelegt zu sehen. Mit Recht würde es von Seite Napoléons als unzart, als Missbrauch genossener Gastfreundschaft, — von Seite meiner übrigen Bekannten aber würde es sehr leicht als Kriecherei oder Schmeichelei ausgelegt werden, und beides wäre nicht wohl passend für den Republikaner, der die Grundsätze des Republikanismus als sein Hauptbanner sein Leben hindurch verfochten! — Postscriptum: Ich habe besagtes Lebensbild über 20 Jahre nicht in den Händen gehabt, jetzt aber wieder Veranlassung genommen, es durchzusehen, und muss sehr das wiederholen, was ich oben geschrieben."

Nun, dies höchst interessante Manuscript wird sich jetzt wohl im Nachlasse vorfinden, habe ich durch mein Drängen nicht zu große Bedenklichkeit wachgerufen, daß der alte Herr sich etwa bewogen fand, es aus zu großer Vorsicht noch in elfter Stunde zu verbrennen? Schon deßhalb und im Allgemeinen seh ich mit großer Spannung dem Aufschlusse entgegen, wer wohl überhaupt die Erben dieses verwandtschaftslos scheinenden, und nicht unbemittelten, geheimnißvollen Mannes sein mögen, und welche Bestimmungen er über seinen literarischen Nachlaß traf?

Sehr hübsch ist folgende Geschichte, die Sealsfield wahrhaft dramatisch und im echten Accent zu erzählen wußte. Es war, glaub' ich, in Schafhausen, um die Zeit, da schon beide Welttheile von dem „großen Unbekannten," dem Verfasser des Kajütenbuchs u. s. w. sprachen, als dieser dort in einen Leseverein der Bürger ging. Er nahm ein Journal, und suchte zu lesen. Nicht weit davon saßen vier höchst angesehene Repräsentanten der Bundesregierung, und spielten Karten. Da hörte er folgendes Gespräch. „Der Siebner sticht! — Du, da ischt schon wieder der Amerikaner." — Der Partner ereiferte sich hitzig über die Stechkraft des Siebner; als aber diese europäische Frage gelöst war, setzte er so nebenbei hinzu: „Der Amerikaner? Ja so! Hab'n schon gsi!" Der Dritte im Spiel breitete nun fächerartig seine Kaufnummern aus, und nachdem dieser Ehrgeiz befriedigt war, fragte nun dieser seinerseits; „Jo, aber wer ischt er denn eigentlich, der Amerikaner dort?" Der Vierte hatte jetzt die Vorhand, explizirte zuerst den Stand des Spiels, und belehrte dann nach einer Pause „Was er ischt? Nun, er ischt halt so een Schryber!" Hierauf begann das neue Spiel, und als sich nach Ausgabe der Karten wieder etwas Ruhe ergab, fragte der Zweite den Vierten „Schryber ischt er? Ja, aber was for ein Schryber? Was schrybt er denn?" Jetzt wurde die Partie jedoch plötzlich durch drei kecke Stiche des Ersten lebensgefährlich. Die großen Staatsmänner suchten mit angehaltenem Athem den Riesenkampf auszukämpfen, und als endlich der Dritte verlor, warf er den ganzen Bettel ärgerlich auf den Tisch, und machte sich durch einige Grobheiten gegen seine Gegner Luft. Um jedoch die Rede auf anderes Thema zu bringen, fragte nun seinerseits der Sieger wohlwollend: „Ja, was schrybt er denn?" Doch der Gegner verlangte ungeduldig den Beginn der neuen Partie. Da er dabei augenscheinlich gute Karten erhielt, erwiderte er nun wohlgefällig seinen Reichthum beäugelnd, „Was er schrybt? Nu, er schrybt halt so Bicher!" Jedoch auch der Erste schien mit guten Trumpfen bedacht zu sein, denn nachdem er mehrmal eingezogen, nahm er wieder den schlaffen Faden der Frage auf, und sagte: „20, 40, 60! — Was für Bicher schrybt er denn, der Amerikaner?" Aber so gleich Sechzig ansagen, das war am meisten dem Dritten zu dick; dieser Ungefragte erwiderte also so obenhin um sich Luft zu machen „Was er für Bicher schrybt? Nu, so Libögeschichte schrybt er, so verlibte Romane." Dabei ersah aber der Erklärer einen Spielvortheil und stach plötzlich zweimal hintereinander, gewann zuletzt die Partie, und aus war die Geschichte mit dem Treffbuben. Als nun wieder gemischt wurde, nahm der Erste, — offenbar der Stimmführer dieses viereckigen Kleeblatts — bedächtig eine Prise, stellte die Dose weg, maß Sealsfield aufmerksam und streng, und sagte dann mit halber Stimme zu seinen würdigen Freunden „Libögeschichten schrybt er? Schau, schau! Hätt' doch immer glaubt, gsi ist ein ordentlicher Mensch der sein regelrecht Auskommen hat!" —



Literatur und Kunst.

Eingegangene Novitäten. Carlén, die Hochzeit in Beånna. — Dehn, Weiberlist. — Jenkner, Entwurf der Stilistik nach philosophischen Grundsätzen. — Brandes, Ausflug nach Spanien. — Ottfried, Schubert-Novellen. — Frommann, Vom Morgen zum Abend. — Miß Coleson, Geschichte ihrer Gefangenschaft unter den Sioux-Indianern. — Seeberg, Anton in Amerika oder Freytag's Soll und Haben. — Braddon, Frau Doctorin. — Braddon, Henry Dunbar. — Shakespeares sämmtliche Werke, (Herausgegeben vom Shakespeare-Verlag in Leipzig.) — Müller von Königswinter, Von drei Mühlen. — Trollope, Orley-Farm. — Petsch, Mein Feldtagebuch.

* Großes Aufsehen erregt augenblicklich ein Bild des genialen Malers Ludwig Knaus, das der bekannte Kunsthändler Goupil nach Paris entführt hat, um es in Kupfer stechen zu lassen. Wir erblicken in einer Dorfscheune einen armen herumziehenden Taschenspieler mit Weib und Kind sammt dem unentbehrlich jammervollen Gethier. Auf einem Faß, das ihm als Bühne dient, steht der Künstler, eine lange dünne Gestalt mit hohlen vom Hunger abgezehrten Wangen und langen struppigen Locken, gekleidet in rosenfarbene Tricots von mehr als zweifelhafter Reinheit. Trotz Noth und Armuth strahlen seine Mienen im Bewußtsein des Talents von echtem Künstlerstolz. Ein triumphirendes Lächeln schwebt um den eingefallenen Mund über die gelungene Production, welche das ganze ländliche Publicum in das höchste Erstaunen setzt, und mit Bewunderung für den großen Hexenmeister erfüllt. Hat er doch so eben dem tölpischen Bauer an seiner Seite den großen Hut von dem dicken Kopf abgenommen und darunter vier lebendige Canarienvögel herumflattern lassen, so daß der bestürzte Bursche, über solche Zauberei erschrocken, förmlich an allen Gliedern zittert und vor Entsetzen fast zusammenbricht. Auch die anwesenden Zuschauer drücken in ihren Mienen in verschiedenster Weise ihre Verwunderung, je nach ihrem Bildungsgrad, aus. Zweifel und stumpfsinnige Verwunderung, Schadenfreude und unheimliches Grauen malen sich auf ihren ausdrucksvollen Gesichtern. Hier lächelt ein ländlicher Freigeist ungläubig, dort bekreuzt sich eine alte Frau und ergreift die Flucht vor dem furchtbaren Zauberer. Zwei reizende Dirnen brechen in ein lautes Gelächter aus über die verdutzte Physiognomie des armen Bäuerleins mit dem abgezogenen Hute, während ein liebliches Kind von 3 bis 4 Jahren in kurzem grünen Röckchen und mit nackten Beinen Erstaunen, Schreck und Lust in wunderbarster Mischung zeigt. Im Hintergrund erscheint die Familie des Taschenspielers und die Mitglieder der Bande, ein kecker Bursche mit rothen Haaren, der eingeweihte Helfershelfer, der höhnisch über die Dummheit des Volkes spottet, ein flitterhaft herausgeputztes Mädchen, mit deren Staat das zerlumpte schmutzige Weib des Künstlers contrastirt, das Ebenbild der scheuen Eule, die mit zu der Gesellschaft zählt. So individuell auch jede einzelne Person aufgefaßt ist, so repräsentirt sie doch zugleich einen Typus aus dem Leben des Volks. Unglaube und Freigeisterei erscheinen hier verkörpert, und ein gewöhnliches Taschenspielerkunststück wird zum Mysterium. Hierin liegt das Talent des genialen Künstlers, der mehr als ein hochbegabter Genremaler ist, indem er eine ganze Weltanschauung in dem engen Rahmen seines Bildes wiedergiebt.

* Der obere Saal des Künstlervereins war am Mittwoch, dem 8. Februar der Abtheilung für Bremische Geschichte und Alterthümer zu einer Nachfeier des Ansgarjubiläums überlassen worden und hielt Dr. H.

A. Schumacher zu diesem Zwecke einen Vortrag über die Grabstätten Bremischer Erzbischöfe, in welchem er das Lokalbremische mit der älteren Geschichte des Hamburg-Bremischen Erzstiftes in Verbindung brachte. Der Vortrag umfaßte diejenige Periode der alten Bremischen Kirchengeschichte, in welcher die Ausführung der mit der Begründung des großen nordischen Erzstiftes verbundenen Pläne noch möglich schien, und griff zurück in die vorangehende bischöfliche Zeit. Diese, sowie ihre Träger, Willehad, Willerich und Leuderich, wurden charakterisirt und dann die Stätten nachgewiesen, an denen sie beerdigt wurden. Dies führte zu einer Geschichte des Domes zu Bremen, bei der die erste Blockkirche Willehad's, der Bau Willerich's und die neue Basilika Ansgar's unterschieden wurden; drei Bauwerke, von denen jetzt jede Spur verschwunden ist. Der Vortrag wies nach, an welcher Stelle das Chor des letztgenannten Gotteshauses in dem späteren, noch jetzt seinen Grundformen nach erhaltenen Kathedralgebäude gelegen habe, an welcher Stelle hiernach die Gräber Willerich's und Leuderich's gesucht werden müßten. Es wurde mitgetheilt, daß noch eine bleierne Grabtafel aus der Gruft des letzteren erhalten sei und dargelegt, daß eine alte, mit drei Krummstäben gezierte Grabplatte, die den berühmten Steinen in St. Maria am Capitol und St. Pantaleon zu Köln äußerst ähnlich sieht, der Ruhestätte Willerich's angehören müsse. Dicht bei diesen Gräbern, vor dem Hochaltare der von ihm erbauten Kirche, lag Ansgar begraben, dessen Gebeine indessen wahrscheinlich 916 in einen stehenden Reliquiensarg gelegt wurden. Das Gleiche geschah bei Rembert bald nach seinem Tode. Die Leiche desselben wurde außerhalb des von Ansgar gebauten Domes, östlich am Chor, eingesenkt, aber schon früh von dort translocirt; in dem Bethause, das über der Gruft erbaut war, fanden Adalgar, Hoger und Reginward ihre Bestattung. Der Vortrag charakterisirte diese schwachen Nachfolger Ansgar's und Rembert's als Erzbischöfe, die noch ohne reichsfürstliches Gepränge in einfach priesterlicher Weise aufgetreten seien; das Gleiche gälte nur noch von Unni, der zum letzten Male die Rechte des Hamburg-Bremischen Erzstiftes durch Predigt und Lehre im skandinavischen Norden zur Geltung zu bringen suchte. Da er in Birka starb, wurde nur sein Haupt im Bremer Dome bestattet; an sein Grab erinnerte eine Bleitafel, auf der seinem Namen der Zusatz des „Heiligen“ beigefügt ist, der sonst in der Bremischen Kirche nicht vorkommt und von den Bollandisten als unberechtigt verworfen ist. Die sechs Erzbischöfe, die auf Unni folgen, zeigen schon die weltliche Macht der Kirche und die Benutzung derselben für die Aufgabe des Hamburg-Bremischen Erzstiftes; besonders wies der Vortrag auf die großartigen Erscheinungen des ersten und des letzten Kirchenfürsten dieses Kreises hin, auf Adaldag und Alebrand. Ihre, sowie der übrigen Erzbischöfe Gräber befanden sich vor dem Hochaltar der Basilika Ansgar's dicht bei einander, mitten im späteren Schiff etwa da, wo jetzt die Kanzel angebracht ist, und außerdem lagen dort die Grabstätten der drei ehemals ausserhalb des Domes bestatteten höchsten Würdenträger der Kirche, Adalgar's, Hoger's und Reginward's, die vor Alebrand's Zeit translocirt wurden. Aus einer Urkunde vom 22. Februar 1242 wurde dann nachgewiesen, daß diese Gräber von einem großen Sarkophage umschlossen gewesen, der wahrscheinlich noch im elften Jahrhundert errichtet sei. Als dieser 1420 geöffnet wurde, fand man die Grüfte von Adaldag, Libentius I. Unwan, Libentius II., Hermann und Alebrand, sowie dreier nicht durch Bleitafeln kenntlich gemachter Erzbischöfe, der drei vorhingenannten. Im angegebenen Jahre zerstörte der Dombauherr Johann Hemeling den Sarkophag und mauerte die Reste in besonderen Tumben ein, wahrscheinlich im Nordseitenschiffe des Domes, das im sechszehnten Jahrhundert völlig umgebaut wurde, sodaß sich von diesen Gräbern keine Spur mehr findet. Diese Darstellung wurde dann gegen andere spätere Nachrichten und falsche Lesarten der alten Quellen vertheidigt, besonders auch gegen die Annahme, daß die Beerdigungsstätten, welche Adam von Bremen aufführt, nicht die Lokalitäten in der zu Adam's Zeit schon verschwundenen Basilika Ansgar's, sondern die Plätze im neuen, durch Alebrand begonnenen und durch Adalbert weitergeführten Dome bezeichneten. Dies neue Bauwerk wurde zum Schluß besprochen, besonders seine große, von Adalbert gebaute östliche Unterkirche, die Marien-Krypta, das schönste Zeugniß romanischer Architectur, das in unserer Stadt sich findet. Sie wurde als die große Todtengruft der Bremischen Erzbischöfe bezeichnet, in welcher einst die Reliquiensärge von Willehad, Ansgar und Rembert gestanden hätten und die meisten späteren Erzbischöfe des Mittelalters beerdigt wären, zuerst Adalbert selbst, in dessen großartigen Patriarchatsplänen zum letzten Male das Bestreben sich zeige, die Idee des nordischen Erzstiftes, wie sie Ansgar vorgezeichnet gewesen, zu verwirklichen. Jetzt dient dieser kirchliche Raum als Tabackslager! Die Ausführungen des Vortrages wurden illustrirt durch zwei große Zeichnungen von der Domkirche, die Herr Aßmann mit dankenswerther Bereitwilligkeit verfertigt, durch einen Grundriß des Domes und einen Längsdurchschnitt seines östlichen Theiles. Das von demselben Künstler gemalte, sehr gelungene Facsimilie des oben genannten Grabsteines wird ein besonderer Schmuck für unser künftiges Alterthums-Museum werden.

Wissenschaftliche Preisaufgabe.

Der heutige Tag, der tausendjährige Todestag des Ansgarius, Erzbischofs von Hamburg und Bremen, Apostels des Nordens, hat Anlaß gegeben, für die beste Geschichte der Mission in den nordischen Ländern einen Preis auszusetzen.

Verlangt wird eine kritische Bearbeitung und Darstellung der von Ansgars Leben und Missionsthätigkeit ausgehenden Geschichte des Christenthums in denjenigen Ländern, welche ehemals zur Hamburg-Bremer Erzdiöcese gezählt wurden, also in den Ländern am Südgestade der Ostsee, in Nordalbingien, ferner in der Schleswig-Jütischen Halbinsel und auf den dänischen Inseln, sodann in Schweden und Norwegen, auf den Orkaden, in Island und Grönland. Die Arbeit hat mit den ersten in diesen Bereichen sich zeigenden Spuren christlicher Mission zu beginnen und sich auszudehnen in den Gebieten der späteren deutschen Ostseestaaten bis zur Befestigung christlicher Cultur zur Zeit Heinrichs des Löwen, in den nordischen Staaten bis zur Trennung der einzelnen Sprengel vom Hamburg-Bremer Erzstift.

Die Bearbeitung, welche auf selbständiger Quellenforschung beruhen muß, braucht die legendarischen Elemente in den Ueberlieferungen, wie sie in Sage, Kirchenlied und Bild sich ausprägen, nicht vorzugsweise zu berücksichtigen, hat indeß im Falle des Eingehens auf dieselben ihnen eine abgesonderte Behandlung zu widmen.

Concurrenzschriften sind bis zum 3. Februar 1867 an das Schriftführeramt entweder des Vereins für Hamburgische Geschichte zu Hamburg oder der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer zu Bremen portofrei einzusenden. Sie müssen in deutscher Sprache abgefaßt, mit einem Motto versehen und von einem Briefe begleitet sein, welcher das gleiche Motto auf seinem Couverte trägt und Namen nebst Wohnort des Verfassers enthält.

Der Preis für die beste Arbeit beträgt vierhundert Thaler Courant; er kann, falls keine der eingehenden Arbeiten von den Preisrichtern als genügend erkannt würde, zurückgehalten, auch wenn unter mehreren eingelieferten Schriften keine vorzugsweise befriedigen sollte, unter mehrere vertheilt werden. Die Preisvertheilung geschieht bis zum 15. Mai 1867 und wird ihr Resultat in denselben Blättern bekannt gemacht, die diese Ankündigung bringen.

Die ausschreibenden Vereine werden dem Verfasser der gekrönten Schrift ihre Hülfe zur Ermittelung eines Verlegers und zur Feststellung des buchhändlerischen Honorars gewähren, erforderlichen Falls selbst für die Veröffentlichung des Werkes Sorge tragen.

Es einigen sich über drei aus ihren wirklichen, correspondirenden oder Ehren-Mitgliedern zu wählende Preisrichter die nachstehenden, dieses Preisausschreiben veranlassenden norddeutschen Geschichtsvereine:

die Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer zu **Bremen**,

der Verein für Hamburgische Geschichte zu **Hamburg**,

der historische Verein für Niedersachsen zu **Hannover**

die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte zu **Kiel**,

der Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln in **Stade**.

Bremen, am 3 Februar 1865.

Bekannt gemacht durch den **Geschäftsausschuß der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer.**

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 23.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 9. Bremen, 26. Februar. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Adalbert von Chamisso's Leben und Dichten.

Von Adolf Laun.

I.

Die letzten Jahre haben eine Menge von Erinnerungsfesten gebracht und zahlreiche Gelegenheit gegeben, in Reden und Schriften dem deutschen Volk das Bild seiner großen Denker und Dichter wieder vorzuführen; ich erinnere an die Gedenkfeier Schiller's, Fichte's, Jean Paul's, Arndt's, Uhland's und anderer. Adalbert von Chamisso darf freilich in Bedeutung und Wirksamkeit nicht den ebengenannten gleichgestellt werden, sein Name hat aber doch einen guten Klang bei Allen, die für stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit beim Menschen und Dichter Sinn haben, und auch er feiert gewissermaßen in dieser Zeit sein Jubiläum, denn es sind fünfzig Jahre her, daß er jenes Märchen schrieb, welches ihn urplötzlich zu einem namhaften Schriftsteller erhob, und das die Runde durch alle europäischen Sprachen machte, ich meine den Peter Schlemihl, den Mann ohne Schatten. — Adalbert von Chamisso ist ein Phänomen, dem die Literaturgeschichte kaum ein zweites an die Seite zu setzen vermag. — Es gab und giebt Deutsche, vor Allen aber Polen, Russen und Ungarn, die so vollkommen sich mit dem Geist einer fremden Nation identificirt haben, daß ihre Schriften von derselben als ebenbürtig anerkannt werden; auch in Aneignung der poetischen Sprache ist Bewunderungswürdiges erreicht worden, man denke an die Lateinischen Dichter aus dem Zeitalter Leo's X., und an Milton und Oehlenschläger; daß aber ein Fremder, ich sage nicht in Form und Geist, sondern in die tiefinnerste Seele eines Idioms, wie sie sich in der lyrischen Poesie und speciell im volksthümlichen Liede offenbart, so eindringt, wie es Chamisso gethan hat, ist etwas sehr Merkwürdiges, zumal es sich hier nicht um sprach- und stammverwandte Volksgeister, sondern um scharfentgegengesetzte, um den Französischen und Deutschen handelt. Doch nicht dies allein, überhaupt nicht einmal seine poetische Bedeutung und literarhistorische Stellung und Wirksamkeit, ist es, was vorzugsweise unser Interesse erregt, sondern eben so sehr als der Dichter, ist es der Mensch Chamisso, eben so sehr als seine Schriften, sind es seine wunderbaren Lebensschicksale und Wandlungen, die uns anziehen.

Adalbert von Chamisso, eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt wurde 1781 am 27. Januar auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, dem er das schönste seiner Gedichte gewidmet hat, geboren, und gehörte einem der ältesten Adelsgeschlechter an. Die Stürme der Revolution verjagten die Familie aus dem Lande und zerstörten jenes Schloß, ein Schicksal, das sie der Anhänglichkeit an den König verdankte, für den vor Allen der älteste Bruder Adalberts sein Leben mehrmals in Gefahr brachte.

Zuerst nahmen die Vertriebenen ihren Wohnsitz in Belgien und dann in Deutschland; während sie aber später nach Frankreich zurückkehrten, trat Adalbert in Berlin als Page in die Dienste der Königin und wurde 1801 Lieutenant. Er füllte als solcher seine Mußestunden mit den mannigfachsten Studien aus, durch die er die unterbrochene Bildung zu ergänzen suchte und legte sich mit dem größten Eifer auf Erlernung des Deutschen, ja, er schrieb sogar schon um diese Zeit ein noch erhaltenes sehr wunderliches Drama nach einem französischen Muster, der Graf von Cominge, in dem sich bei allem Ringen mit der Sprache schon eine gewisse Gewandtheit zeigt und wo die Prosa, ohne daß er es merkt, schon zum Verse wurde; freilich begegnen wir darin, wie auch noch später mitunter im Schlemihl den wunderlichsten Gallicismen und Mißverständnissen, wie wenn er statt heilige Flamme heilsame Flamme schreibt.

Auch dichtete er neben französischen schon deutsche Liebeslieder, zu denen ihn eine reizende, aber wie es scheint, äußerst coquette Landsmännin begeisterte.

Bald aber machte er die Bekanntschaft eines literarischen Kreises, der unter dem Namen Nordsternbund in der Literaturgeschichte eine Rolle spielt, zu dem junge strebsame, poetischangeregte Männer wie Theremin, Neuman, Varnhagen und Hitzig gehörten und zu dem Lamotte Fouqué und andere damalige Größen in näherer oder fernerer Beziehung standen. Sein erstes Product war der erste sogenannte rothe Musenalmanach von 1804.

Diese Verhältnisse wirkten entscheidend auf Chamisso's ganzes späteres Leben, hier eröffnete sich sein Sinn für die deutsche und zwar specifisch norddeutsche Poesie in ihrer romantischen Richtung, die sie damals noch inne hielt, und hier schloß er Freundschaften, denen er auf allen Irrfahrten seines Lebens mit seltener Treue angehangen hat, seine Briefe, die aus allen Theilen der Welt datirt sind, und in denen er sich stets nach seiner Berliner Clause zurücksehnt, geben Zeugniß davon.

Seine Liebe zum Studium der Literaturen und Sprachen und zu den Musen ward so groß, daß er um derselben willen seine militärische Laufbahn aufzugeben gedachte. Da aber traten

die politischen Ereignisse, die zugleich den Freundesbund auseinandersprengten, dazwischen. Er marschirte mit seinem Regimente am Schlusse des Jahres 1805 aus Berlin, wanderte mit demselben in langen, von ihm in humoristisch-bitterer Weise beschriebenen Hin- und Herzügen umher und wohnte schließlich der schmählichen Uebergabe von Hameln am 21. Novbr. 1806 bei, die er in einem Briefe an Varnhagen von Ense mit den lebhaftesten, von tiefster Indignation getränkten Farben schildert: O, Freund, ruft er dabei aus, müssen Einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Gesunde und Starke auszuleeren vermögen und sie in eigne Niedrigkeit ziehen und verderben! O, es ist ein Hartes, der schuldlosen Opfer Eins zu sein und zürnend Schamröthe über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man Nichts verbrochen. Nach der Capitulation ließ er sich nicht länger halten, und forderte seinen Abschied, der ihm auch unter Anerkennung seines ehrenvollen Verhaltens gewährt wurde. Er kehrte nach Frankreich zurück, aber auch hier, wo er an verschiedenen Orten bei Verwandten und Freunden lebte, fand er nirgends Ruhe und Behagen. Das Alte, so schreibt er im December 1806 an Varnhagen aus Paris, ist nicht mehr, noch nicht das Neue. — Ich habe noch mich nicht besonnen und das Erbrausen des ungeheuren Strudels und Schlundes dieses Ortes betäubt mich so, daß ich selbst nicht des Muthes mich rühmen kann, ich bin vater- und mutterlos, ich stehe allein, allein!

Die Sehnsucht nach Deutschland, die aus allen seinen damaligen Briefen spricht, trieb ihn bald wieder dahin zurück und 1807 finden wir ihn wieder in Berlin. Ueber sein damaliges Aussehen und seine Persönlichkeit berichtet die unter dem Namen Rosa Maria bekannte Dichterin, die Schwester Varnhagens, in einem Briefe an Hitzig: „Er trug eine elegante, polnische Kutka mit Schnüren besetzt, ging mit einer leichten Mütze, was ihm sehr gut stand und nebst einem kleinen Schnurrbart seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schönen, sprechenden Augen voll Treue und Klugheit einen eigenthümlichen Ausdruck verlieh. Zugleich war er voll ritterlicher Galanterie, ein Erbtheil seiner französischen Abkunft, er hatte manchmal einen Anstrich von Steifheit, die, weil sie ächt ritterlich war, sich im Ganzen sehr gut an ihm machte, so daß man sich in alte Zeit versetzend, ihn sich gern als einen Chevalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen. — Mit seinem lieben Gemüth, seinem ausgezeichneten Geiste wußte er Zustände und Verhältnisse bald mit Ernst, bald mit Gefühl, bald mit Witz und Humor immer richtig aufzufassen. Manchmal war er voll der heitersten Laune, fröhlich wie ein Kind, zu Spiel und Scherz aufgelegt. Er sprach das Deutsche zwar nicht ohne Anstoß, an sich war es jedoch vortrefflich, und die Unterhaltung mit ihm immer interessant und angenehm. Ich mochte ihn am liebsten Deutsch sprechen hören, obgleich sein Französisch auch vorzüglich war. Alle diese liebenswürdigen Eigenschaften, seine Innigkeit und Treue, Verstand und Güte gaben sich bald in seinem Wesen kund; man mußte ihn bald lieb haben, ihm volles Vertrauen schenken.“

Manches in dieser Schilderung von zarter, weiblicher Hand entspricht dem Bilde, das mir selber von ihm in der Erinnerung geblieben ist, denn es war mir vergönnt, ihn einige Male, als ich 1829 und 1830 in Berlin studirte, in Abendgesellschaften in Hitzig's Hause zu sehen; nur war er da ein schon alternder Mann mit herabwallendem Silberhaar, dessen edles, ich möchte sagen löwenartiges Gesicht, mit den festen Augen, der entschlossenen Stirn und der kühnen Nase die Spuren eines buntbewegten Lebens zeigte, es war eine Erscheinung, die in ihrer Mischung von Deutschgemüthlichem und Fremdartigem, Edelmännischem und Burschikosem sich, abgesehen von dem Namen des Mannes, sogleich stark und unvergeßlich einem Jeden einprägte.

Aber auch der erneute Aufenthalt in Berlin, den er den mannigfachsten Studien widmete, befriedigte ihn nicht, besonders wohl weil der Kreis seiner geistverwandten Freunde in alle Welt zerstoben war. — „Irr an mir selber, so schreibt er, gebeugt, geknickt, verbrachte ich in Berlin die düstre Zeit. Da wünschte mir ein Freund, ich möchte nur irgend einen tollen Streich begehen, damit ich etwas wieder gut zu machen hätte und Thatkraft wiederfände.“ — Aus solcher Gemüthsverbitterung riß ihn die Berufung an eine Professorenstelle am Lyceum zu Napoléonville, doch auch hier verfolgte ihn wieder der Unstern, den er in seinem Gedichte Pech so humoristisch besungen hat, das Lyceum kam gar nicht zu Stande und er verlor Geld, Zeit und Kraft mit nutzlosem Warten. Dann aber nahm sein Leben eine ganz neue, unendlich fruchtreiche Wendung, über die er sich so ausspricht: Der Zufall, das Schicksal, das Waltende entschied abermals über mich, ich ward in den Kreis der Frau von Stael gezogen. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 1810 bis 11 in Napoléonville bei dem Präfecten Barante zu und folgte dann der ihm befreundeten hohen Herrin nach Genf und Coppet, ich war 1812 ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. — Ich habe bei dieser großartig wunderbaren Frau unvergeßliche Tage verbracht, viele der bedeutendsten Männer der Zeit kennen lernen und einen Abschnitt der Geschichte Napoleons erlebt: seine Befeindung einer ihm nicht unterwürfigen Macht (nämlich der Stael), denn neben ihm und unter ihm sollte nichts Selbständiges bestehen. Im Spätjahr verließ ich Coppet, so fährt Chamisso fort, und meinen Freund August von Stael, um mich auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. So trat ich erst jetzt handelnd und bestimmend in meine Geschichte ein und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan verfolgt hat.

Merkwürdig ist es dabei, daß zu seinen botanischen Studien, auf die sich von nun an sein bis dahin unstät umherschweifender Wissenstrieb concentrirte und die den eigentlichen Inhalt seines späteren wissenschaftlichen Strebens ausmachen, eigentlich ein Zufall den Impuls gab, nämlich der Brief eines Freundes, der ihn darauf aufmerksam machte, daß er in Coppet gescheuter thäte, Botanik als Englisch zu treiben. Das war mir anschaulich, sagt er, und also that ich. Wenn einerseits das Schicksal unsern Freund in buntem Wechsel umherwarf, so kam doch andererseits seine außerordentliche Erregbarkeit und sein Bedürfniß nach immer neuen und großartigeren Eindrücken, kurz der poetisch-romantische Zug seiner Natur dem entgegen. Diese unruhige Strebsamkeit seines Wesens hängt aber durchaus nicht, wie man wohl voraussetzen könnte, mit einem Mangel an innerem Halt, mit Characterlosigkeit zusammen. Im Kern seines Innern blieb er sich immer gleich und war stets auf das Edle, Große, Wahre unter Verleugnung aller irdischen Rücksichten und Vortheile gerichtet. — Wenn wir ihn in diesen langen Lehr- und Wanderjahren, die ihn erst spät zu der Befriedigung des häuslichen Glückes führten, mit Bedauern umhergeworfen sehen, so können wir ihn im Hinblick auf das Späterrungene doch nicht beklagen und gerade das, was seiner Poesie ihr besonderes Gepräge giebt, die Fülle der Anschauungen, das lebenswarme Colorit, verdankt er seinen Irrfahrten. — So kam er denn als 32jähriger Student wieder nach Berlin und benutzte die dortigen naturhistorischen Vorlesungen mit dem lebendigsten Eifer, besonders die botanischen. „Lieber, so schreibt er an einen Freund, was würde aus mir, wenn mir das Heu, so nannte er seine Pflanzen, zu widerstehen an-

finge. Kein anderes Vaterland habe ich doch, kann ich doch haben, als die gelehrte Republik, wo ich bescheiden und still mich einzubürgern gedenke, um da meine kleine Freiheit harmlos zu genießen. Zu Ehren will ich auch da nicht hinausstreben, nur Bürger will ich sein, nur von Wenigen gekannt, aber von den Wenigen geliebt; sterbe ich einmal, mag man meine Grabstelle wieder so eben treten als eine Landstraße. —

Da aber griffen schon wieder die Weltereignisse des Jahres 1813 störend ein und brachten den sein Gemüth zerreißenden Zwiespalt zwischen seiner Theilnahme für die deutsche Sache und seinem französischen Nationalgefühl erst recht zum Ausbruch, sie warfen ihn in einen schmerzlichen Kampf über die zu ergreifende Parthei. „Ich durfte keinen thätigen Antheil nehmen, ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland, die Zeit hatte kein Schwert für mich. Ich schrieb in diesem Sommer um mich zu zerstreuen für die Kinder meines Freundes Hitzig das Mährchen Schlemihl!“

Um ihn aus diesen qualvollen Zuständen und Stimmungen zu reißen, sahen sich seine Freunde nach einer großen Seereise um, in der er zugleich seinen botanischen Studien obliegen könne, aber das Project mit dem Prinzen von Neuwied nach Brasilien zu gehen, zerschlug sich. Da kam mir, erzählt Chamisso, bei Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesicht, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungsexpedition der Russen am Nordpol verworrne Nachricht gegeben ward. Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol, rief ich aus und stampfte dabei unmuthig mit dem Fuße. Hitzig nahm mir das Blatt aus der Hand, überlas den Artikel und fragte mich: Ist es dein Ernst? — Ja. — So schaffe mir sogleich Zeugnisse deiner Studien und Befähigung zur Stelle, wir wollen sehen, was sich thun läßt.

Der plötzliche Einfall wurde zur consequent durchgeführten Bemühung, und diese gelang so sehr, daß Chamisso sich als Naturforscher auf der vom Capitain Otto von Kotzebue, dem Sohn des bekannten Dichters commandirten Brigg Rurick einschiffte und drei Jahre lang (von 1815 — 1818) an der Entdeckungsreise Theil nahm, welche der russische Reichskanzler Graf Romanzoff in die Südsee und um die Erde aussandte. — Die Beschreibung dieser Reise macht die beiden ersten Theile von Chamisso's Werken aus, wir sehen aus derselben, wie eifrig er bemüht war, fremde Länder als Naturforscher kennen zu lernen und welch reges Interesse er als Philosoph und Dichter an allem Menschlichen, besonders da nimmt, wo es sich in den primitiven Zuständen der Wilden zeigt, bei denen er gern sein ganzes Leben zugebracht hätte. Doch ist die damalige wissenschaftliche Ausbeute eine durch neuere Forschungen und Reisen längst überbotene, und insofern hat das Werk keine große Bedeutung mehr. Für die Kenntniß des Mannes sind die Briefe, die er von den verschiedenen Stationen der Reise aus in seiner originellen, oft barocken Weise an Hitzig schreibt, weit wichtiger, sie lassen uns einen Blick in seine eigenthümliche Auffassung thun, zeugen von der innigen Liebe, mit der er an den Freunden und am deutschen Adoptiv-Vaterlande hängt und schildern in humoristischer Weise den Mangel an Bequemlichkeiten und die Rohheiten der Russen, denen er auf seinem Schiffe ausgesetzt ist, die ihm aber doch nie den Humor verderben. Sein letzter Brief bei der Ankunft in Swinemünde schließt characteristisch so: Ich bringe mit was recht ist, mein Heu, meinen Kram und sonst Nichts.

Magister Baccalaureus, doctor nullius facultatis, nullius universitatis ordinarius extraordinariusve Professor, nullius societates sodalis, eine Unterschrift, die bald nicht mehr passen sollte, denn rasch nach einander wurden ihm die meisten der hier scherzhaft vermißten Ehrentitel zu Theil.

Wenige Tage darauf saß er wieder in seinem alten Winkel auf Hitzig's Canapé und erzählte von den Sandwichsinsulanern von den Radackern und Kamtschadalen, vor allem von dem Polynesier Kadu, mit dem er eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Die Hausgenossen hörten ihm mit offenem Munde zu, aber kein Gefühl des Fremdartigen drängte sich in die Freude des Wiedersehens, er war wieder das herzige alte Kind wie vordem.

Von nun an tritt uns in dem Manne, der gleich seinem Schlemihl in sieben Meilen Stiefeln unstät umher gewandert war, ein anderes, nicht so interessantes, aber um so anziehenderes Bild entgegen. — Er richtet sich jetzt häuslich ein und bekommt auch bald eine Stelle als Custos beim botanischen Garten, und die Jugendfreunde finden sich zum Theil wieder zusammen, kurz über sein Leben verbreitet sich eine Ruhe und Heiterkeit, wie sie ihm bis dahin nie war zu Theil geworden. Vor allem aber wurde der stets niedergedrückte, immer wieder emportauchende Wunsch seines Herzens erfüllt, er gewann in der noch jugendlichen Erzieherin von Hitzigs Töchtern Antonie Paste eine vortreffliche Gattin und der schon ergraute, reife Mann gerieth über dies unerwartete Glück in einen Jubel, der ihn wieder zum Jüngling machte und von dem viele seiner intimeren Gedichte ein beredtes, oft rührendes Zeugniß geben. Er hatte sein nunmehriges Weib als Kind oft auf dem Schooße gewiegt und sie dem wunderbaren Manne zugehört, wenn er ihr, wie er überhaupt mit Kindern zu thun pflegte, fabelhafte Historien erzählte oder allerhand curiose Pantomimen vormachte, worin er sehr geschickt war. — Ein Blick auf die letzten 18 Jahre, die der vielgeprüfte Mann mit wenigen Ausnahmen, zu denen ein nochmaliger Aufenthalt in Paris gehört, in Berlin zubrachte, ist überaus wohlthuend. Er steht jetzt auf der Höhe der geistigen Entwickelung, von der aus er mit weitumfassendem Blick und von mannigfachen cosmopolitischen Verbindungen unterstützt, Alles, was in Kunst, Wissenschaft in der Politik und dem socialen Leben sich neu gestalten will, überschaut, und einzelne Züge daraus für seine episch-lyrischen Darstellungen verwendet. Er darf seinem Lieblingsfach, der Botanik, leben, die ihm einige werthvolle Schriften verdankt und hat im schön begründeten Freundes- und Familienkreis Muße genug, seine reichen Erfahrungen und Kenntnisse zu poetischen Bildern zu gestalten, auch kommt hinzu, was er nie gesucht und erwartet hatte: eine immer bedeutender werdende literarische Stellung, Ehre und Ruhm und die Anerkennung z. B. die des Kronprinzen und vieler deutscher und französischer Celebritäten, besonders Humboldts, während Göthe, wie es scheint, sich zurückhaltend gegen ihn verhielt. Einige Stellen aus einem Briefe Friedrich Wilhelms mögen dies bezeugen: „Wo haben Sie das Göthische Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend Einer wie Sie es dem Besten gleich und darüber hinaus gethan in der Sprache. — —

Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine Welsche, sondern ächt national und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht, ich wollte Sie hätten ihn zerdeutscht. Ihre Strophen an Boncourt möchte ich singen hören. Schon beim Lesen gehen Einem die Augen über, und man giebt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Acker auf der theuren Stelle zurufen. Leben Sie wohl, lieber Herr von Chamisso. Darf ich sagen: Auf Wiedersehen? Friedrich Wilhelm.“

Das Jahr 1830 mit seinen Weltereignissen, dessen Bewegung er voraus geahnt hatte, griff auf's Tiefste in sein Gemüthsleben ein und hat seiner bis dahin überwiegend romantisch-senti-

mentalen Poesie eine neue, moderne, auf Freiheit, Fortschritt und Völkerbefreiung gerichtete Wendung unter dem Einfluß Bérangers gegeben. —

Kaum hatte er in einem Extrablatt der Zeitung die Flucht Karls X. gelesen, so eilte er in Pantoffeln, ohne Hut und im unzweideutigsten Négligé, die, wegen des Königs Geburtstag überfüllte Friedrichsstraße entlang, um die Nachricht seinem Hitzig mitzutheilen, ich citire diesen Zug von Ungenirtheit und Naturwüchsigkeit als einen der vielen, die man sich in diesem Punkte von ihm erzählte.

Das für die Entwickelung unserer literarischen Zustände wichtigste Ereigniß ist aber seine Betheiligung an der Herausgabe des neuen Musenalmanachs, bei der G. Schwab sein Mitdirector war und der wegen dieser Verbindung recht eigentlich eine Vermittlung zwischen der nord- und süddeutschen Poesie anbahnte. Chamisso, bei seiner Vielseitigkeit, bei seinem leutselig burschikosen Wesen, welches keineswegs ein gewisses patriarchalisches oder vielmehr bardenhaftes Ansehen ausschloß, das ihm sein Alter, seine Erfahrung und sein Ruf gaben, war vor Allem geeignet, die widerstrebenden Kräfte, die bald durch Aufnahme von Heines Bild zur Collision kamen, auf neutralem Boden zu vereinigen. Vor Allem genoß er bei der poetisch-strebsamen Jugend eines großen, heilsamen Ansehens und Vertrauens. Seine Gesinnung und Ansicht, die er oft practisch bewährte, wenn junge Dichter sich um Rath und Beistand an ihn wendeten, ist eine durchaus gesunde und verständige.

Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit
Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!

sagt er in seiner Widmung.

In ähnlicher Weise spricht er sich im Testament an seine Söhne aus: Ich wünsche, daß sie studiren, wenn sie Muth dazu haben, bin aber ganz damit einverstanden, wenn der Eine oder der Andere zum bürgerlichen Gewerbe übergehen will; die Zeit des Schwertes ist abgelaufen und die Industrie erlangt in der Welt, wie sie wird, Macht und Adel. Auf jeden Fall besser ein tüchtiger Arbeitsmann, als ein Scribler oder Beamter aus dem niedern Troß.

Indeß das Glück dieser seiner schönsten Lebensjahre (er konnte mit Göthe sagen, was man in der Jugend sucht, hat man im Alter die Fülle,) neigte sich seinem Ende zu. Im Mai 1837 starb ihm die geliebte Gattin, erst 36 Jahr alt, er schrieb darüber an Gustav Schwab: Sie werden wohl erfahren haben, was ich verloren. Ich selbst warte nun meine Zeit ab und trage mit Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und paßlich scheint und bete: Herr Dein Wille geschehe. Ich habe doch des Glückes ein gut Theil genossen und mehr als viele Andere, ich erkenne es dankbar an.

Er überlebte seine Frau noch fünfzehn Monate, er starb am 21. August in der Frühe 1838. Schon in den vorhergehenden Jahren hatten ihn zunehmende Schwäche und ein bedenklicher Husten veranlaßt, wiederholte Badereisen nach Reinerz im Schlesischen Gebirge zu machen, von denen er zwar momentan erfrischt, aber ohne nachhaltige Wirkung zurückkehrte, während ihm immermehr Ehre und zuletzt die Aufnahme in die Berliner Academie der Wissenschaften zu Theil wurde. Aber der Verlust seiner Frau, wie scheinbar gefaßt er ihn auch ertrug, gab seiner Constitution einen Stoß, von dem er sich nicht wieder erholte, so daß er um Versetzung in den Ruhestand bitten mußte, der ihm unter ehrenvollster Anerkennung zu Theil wurde.

Am 16. August legte er sich auf den Rath seines Arztes bei immermehr zunehmendem Unbehagen zu Bette und verfiel nun in einen Schlummerzustand, der nur durch Fantasien unterbrochen würde, in welchen er in fremden Zungen redete, größtentheils in der hawaischen Sprache, mit der er sich auf seiner Weltreise vertraut gemacht hatte, und über die ein eigenes Werk von ihm existirt. In der Nacht vor seinem Tode aber sprach er unausgesetzt französisch, was er sonst ohne besondere Veranlassung nie that, nur daß er in dieser Sprache rechnete und zählte.

Ueber seine Bestattung hatte er festgesetzt: Ich will ganz ohne Prunk und in der Stille in die Erde versenkt werden. Es mögen nur ein paar Freunde sehen, wo meine Asche bleibt und sich sonst Niemand bemühn.

In Folge dessen geleiteten nur die vertrautsten Freunde und Verwandten in der Frühe des 23. August seine Leiche zur Ruhestätte auf den Kirchhof vor dem Hallischen Thore, die er sich neben seiner Gattin auserseben hatte. Auf dem durchaus nicht verfallnen edlen Antlitz thronte himmlischer Friede, die reichen Silberlocken schmückte ein von der Hand einer Freundin gewundner Lorbeerkranz.

Ein Freund hatte ihn nicht lange vor seiner letzten Krankheit auf dem Grabe seiner Frau eines Morgens gefunden und von ihm die Worte gehört: Ich werde ihr bald nachfolgen!

---

* Roháč von Dubé.

Ballade von Josef Fric.

Uebertragen von Alfred Waldau.

Der Herr der Welten steht bei uns nicht mehr,
Bei Lipan fiel das Taboritenheer;
Allein noch sitzet, Gott am Thron vergleichbar,
Roháč auf Sion's Höhen unerreichbar.

Ei, Sionsburg, du unser fester Schutz,
Wie, bietest du wol unserm Erzfeind Trutz?
Du allerletzter Fels, den wir noch haben,
O stürze ein, vertilg' die Teufelsraben!

Du Bruder, Dub, ei waffne, waffne dich.
Die Schaaren der Verräther nähern sich! . . . .
Am Söller sitzt Roháč und stolz und munter
Blickt er auf das Verrätherheer hinunter.

„Mein eig'ner edler Oheim, wie ihr wißt,
Herr Hynek Ptáček von Pirkšteim ist
Herangekommen mit den Antichristen —
Die Schurken wollen sich auch hier einnisten!

Da hat er gegen mich, den armen Wurm,
Das ganze Land ja aufgebracht zum Sturm;
Ihr Kinder, jetzt beginnt der wilde Reigen,
Jetzt laßt uns uns're Waffenkünste zeigen.

Du Bruder Bydek ordne an, daß schnell
Die Schützenschaar im Burghof sich aufstell',
Und du Jelinek, muthig schau' zur Rechten,
Ob nicht die Teufel dort zu stürmen dächten.

Du mein Jenick, du blicke links sofort,
Es ist wol steil genug die Mauer dort,
Allein gerad' von dieser Seite lassen
Sich jene Schufte gut beim Kragen fassen.

Und du geh' lieber schlafen, mein Čapek,
Du läufst ja jedesmal so furchtsam weg;
Doch willst du heut' bewahren deine Ehre,
So stell' dich an der Hinterpfort' zur Wehre.

Ich selber schau; sobald sich neigt der Tag,
Hinaus zu Jenen dort im stillen Hag;
Herr Ohm, dich zu besuchen will ich wagen,
Das „Salve“ wird dir meine Streitaxt sagen.

Wohlauf, mein Volk, des Sturmes Wolken nah'n
Ein Jeder stimm' das heil'ge Schlachtlied an;
Du reiche uns das Blut des Herrn, o Meister,
Auf daß es mächtig stärke alle Geister.“ . . .

Und der erhab'ne Schlachtgesang erschallt,
Daß es im tiefen Bergwald widerhallt;
Gen Himmel zieht der Klang der Eisensperre,
Erweckt schon banges Grau'n im Feindesheere.

„Empor, wer ein getreuer Böhmensohn!
Es steigt der Herr hinab vom Himmelsthron,
Er wird die heil'ge Sionshöh' bewachen
Und seine treuen Söhn' zu Siegern machen.“ —

Des Feindes erster Angriff wich gar bald,
Wie eine Erbse von der Wand abprallt,
Gleich reifen Birnen fielen von den Wällen
Des Antichrist verfluchte Mordgesellen.

Die Sonn' erlischt; des letzten Strahles Licht
Küßt freundlich Herrn Rohácens Angesicht;
Noch lange flammt es auf den Sionszinnen,
Nur ungern, ungern wandelt es von hinnen.

Hoch auf der Tempelzinn' ein Banner weht,
Worin im rothen Feld ein Goldkelch steht;
Auch ihn begrüßt nochmals die Sonne herzlich,
Und trauernd winkt sie, grüßt — und scheidet schmerzlich.

Rohác erhebt sich: „Nun ist's an der Zeit!
Mein Volk, nun halt' das blanke Schwert bereit:
Die unten sind bereits recht still geworden
Setzt euch die Köpfe nur zurecht, ihr Horden!

Jetzt folgt mir nach, heraus mit Schwert und Speer!
Ich will sie grüßen mit der Eisenwehr;
Herr Piácek, hört, ich wünsch' Euch Glück und Segen!“
Dem lieben Oheim geht er schon entgegen.

Der Schrecken zieht vor Herrn Rohác einher,
Wohin er schaut, giebt's einen Todten mehr.
Entwichen ist die Nacht, der Morgen dämmert,
Indeß Rohác noch auf den Feind loshämmert.

Da hört er eine wohlbekannte Stimm':
„Halt' ein! Was schürt der Teufel deinen Grimm?
Du Löwe ruh' nun aus von deinen Thaten,
Bist in den Käfig schon hineingerathen!“

Da hält Rohác für eine Weile inn'
Und neigt den Kopf dann zu dem Sprecher hin:
„Beim Donnerblitz! Jan, du an diesem Orte?
Ei, so bewachst du mir die Hinterpforte?

Was soll doch hier dein Poltern und dein Schrei'n?
Warum verwirrst du mir die tapf'ren Reih'n?
Capek, dich schelt' ich wahrlich einen Thoren,
Ich glaub', du hast schon den Verstand verloren!“

„„Nur sachte, Herr Rohác, besinne dich,
Wir duzen uns schon nicht mehr brüderlich,
Blick' nur hinauf zu deiner Drachengrotte,
Das Feuer frißt dort deine Hunderotte!““

Rohác erhob den Falkenblick sofort,
Und sah sein Sion, — sagte schon kein Wort;
Schon steht die Sionsburg in lichten Flammen,
Schon stürzt sie über seinem Volk zusammen!

„Mein theures Volk, du singest auch noch hier?
Wohlan, mein Sein beschließe ich mit dir!
Verschlingt auch mich, ihr wilden Höllenflammen,
Burgmauern, stürzt auch über mir zusammen!“

Doch da erscholl ein wildes Hohngeschrei,
Gefesselt fühlte sich der starke Leu;
Ermattet von dem Schreck, erfaßt vom Harme
Besinnungslos zur Erde stürzt der Arme! — — —

Schon tritt den Zug nach Prag Herr Ptácek an,
Mit ihm zieht der Verräther Capek Jan;
Ohnmächtig liegt der tapfre Held im Wagen,
Die Ketten haben ihn schon wund geschlagen.

Schon sitzt im Kerker der gefang'ne Held;
Bevor der nächste Tag sich matt erhellt,
Liegt Herr Rohác, der Held ohn' Furcht und Jammer,
Lang ausgestreckt in düst'rer Folterkammer.

„Gib uns, Herr Dub, das Eine jetzt bekannt:
Wann half der Teufel Euch mit fester Hand?
Wie viele Seelen habt Ihr ihm verschrieben?
Nenn' das Versteck, worin die Andern blieben?

Womit hast du den Wein im Kelch gemengt,
Daß sich das Volk so dicht zu dir gedrängt?
Womit habt ihr behext die Pöbelrotten,
Daß sie im Kampf stets uns'rer Waffen spotten?

Ei, brennet ihn ein wenig in die Seit',
Dann beichtet er uns jede Kleinigkeit.“
Die Wunden brennen, die Armknochen brechen —
Rohác erträgt die Qual und mag nicht sprechen! —

„O Henker, du verstehst dein Handwerk nicht,
Mir ist so wohlig, wie im Himmelslicht.
Ihr edlen Herrn, die Wärme will nicht strahlen“ —
So spottet Herr Rohác der eig'nen Qualen.

Schon wird den edlen Herrn vor Aerger heiß,
Dem Henker rinnt schon von der Stirn der Schweiß;
Und ob ihn auch die Herrn selbst unterstützen,
Es wird die ganze Mühe doch nichts nützen.

Rohác ist still und ruhig wie das Grab,
Ihm dient der Zorn der Herrn zur Seelenlab'. —
„Wozu die Plag'? Es ist genug geschehen!
Wir werden trotzdem ihn schon hängen sehen.

Nehmt ihn herunter von der Folterbank,
Den Rittersmann, der so viel Ruhm errang;
Ihn mag des Nachts ein holder Traum umgaukeln,
Und Morgen soll er in der Luft sich schaukeln.“ —

Und ehe noch der dritte Tag anbricht,
Wird Herr Rohác geführt zum Hochgericht;
Der König Siegmund am Balkane lehnet,
Und Herr Rohác ist gut gelaunt und — gähnet.

„O Meister Henker, nur schön aufgepaßt
Daß du um mich ja keine Sorge hast!
Allein um dich bin ich besorgt, mein Lieber,
Daß du nicht fallest vom Gerüst kopfüber . . .“

Die Sonne naht; des ersten Strahles Licht
Küßt freundlich Herrn Rohácens Angesicht;
Und er begrüßt nochmals die Sonne herzlich,
Und winket trauernd, grüßt — und stirbt dann schmerzlich. —

Geendet hat ein treuer Czechensohn,
So hat's gewollt der Herr am Himmelsthron;
Die Sionsburg, ein Wall von Brandruinen,
Kann zum Asyl nicht mehr den Armen dienen.

Schon längst ist Asch' und Staub der tapfre Held,
Allein sein Name lebt noch in der Welt:
Noch lange weint' das arme Volk so bitter,
So oft es hörte von Rohác, dem Ritter!

---

* Kleine Mittheilungen.

Reise durch das Innere der europäischen Türkei im Herbst 1862 von Heinrich Barth. Berlin, D. Reimer 1864.

Der rühmlich bekannte Verfasser dieser „Reise“ hatte bereits auf seiner in den Jahren 1845—1847 durch die Küstenländer des Mittelmeeres unternommenen Reise, die sich von Westen nach Osten an jenen Gestaden hinzog, und wobei er auch an die griechisch-türkische Halbinsel gelangt war, so wie auf einem Ausfluge, den er im Herbste 1858 von der Hauptstadt der Walachei aus nach dem das weite Fruchtthal der Donau auf der Nordseite umfließenden transsylvanischen Gebirge vielfache Gelegenheit gehabt zu erkennen, wie mangelhaft unsere geographische Kenntniß jenes südöstlichen Gliedes des europäischen Festlandes ist. Dies veranlaßte ihn, im August 1862 eine kurze Rundreise durch jene südöstlichen Länder Europa's zu machen und dieselben durch lebendige Erkenntniß ihrer inneren Gliederung, so wie durch einen Einblick in das Leben ihrer Bewohner in das schon früher gewonnene Bild der Nachbarländer einzureihen. Die Wanderung, die er zu diesem Zwecke unternahm, ging von Rustschuk an dem südlichen Ufer der Donau durch Bulgarien und Macedonien, auf welcher er Philippopel, Rilo (Monastir) und Eitolia als die Hauptpunkte berührte, nach dem thessalischen Olymp und Saloniki, von wo er, nach klassischer Küstenfahrt und nach flüchtigem Besuche einiger Punkte des türkisch-griechischen Festlands, über Athen heimkehrte. Zwei beigegebene Karten sind dafür so wie zu wissenschaftlichen Zwecken ein guter trefflicher Führer. Die Beschreibung der Reise, die Land und Leute und Alles, was zu ihrer näheren Kenntniß beiträgt, möglichst berücksichtigt, gewährt namentlich zur wissenschaftlichen Erforschung und Kenntniß des Landes, seiner äußeren Bildung und eigenthümlichen Beschaffenheit eben so reiche als mannigfache Ausbeute, und ist wohl geeignet, das Interesse an jenen Ländern, die mit der Lösung der orientalischen Frage eng zusammenhängen, zu befriedigen und unsere diesfällsige Kunde zu bereichern und zu fördern. Man weiß, was man in diesen Beziehungen vom Verfasser, von seinen Erfahrungen und seiner Beobachtungs- und Auffassungsgabe zu erwarten berechtigt ist, und man wird auch außerhalb der streng wissenschaftlichen Kreise und deren Zwecke die vorliegende Reise und namentlich einzelne ihrer romantischen und durch Erhabenheit der Bilder anziehenden Schilderungen mit besonderem Interesse lesen. Das fremdartige und oft auffallend Eigenthümliche jener Bilder, das den Leser reizt und fesselt, tritt ihm hier auch schon in den vier lithographirten Ansichten entgegen, die einzelne merkwürdige Punkte in technisch-vollendeter Weise darstellen, an die der Reisende in Bulgarien und Macedonien kam.

Das von Dr. F. Unger und Dr. Th. Kotschy auf Grund gemeinschaftlicher Untersuchungen während eines längeren Aufenthalts im Lande herausgegebene, sehr umfangreiche Werk von 598 Seiten „Die Insel Cypern, ihrer physischen und organischen Natur nach, mit Rücksicht auf ihre frühere Geschichte“ &c. (Wien, Braumüller, 1865) verfolgt zunächst strengwissenschaftliche Zwecke des Naturforschers und enthält eine genaue und tiefeingehende Schilderung der, ihrer physischen Beschaffenheit nach bisher noch wenig bekannten Insel Cypern, — eines Landes voll des reichsten Natursegens, voll von mythischen Anklängen aus dem Kindesalter der Menschheit und mit in gedrängter Schrift beschriebenen Blättern seiner früheren Geschichte.“ Der Hauptinhalt des Buchs, an dessen Bearbeitung im Einzelnen die beiden Herausgeber ihren genau angegebenen besondern Antheil haben, umfaßt im Wesentlichen die Geologie, die Höhenbestimmungen, die Charakteristik der Quellen, das Klima, die Vegetation, die wichtigen Arznei- und Handelsgewächse und deren Producte, und den Zustand der Agricultur der Insel, auch bespricht außerdem ein eigenes Kapitel die Heuschreckenverwüstungen auf Cypern, und im Anhang wird eine Uebersicht der dortigen Thiere gegeben. Neben diesem Hauptinhalt finden sich historisch-topographische Mittheilungen über Kirchen und Klöster, Burgen, Schlösser und alte Bauwerke der Insel, und gelegentlich trifft der Leser auch einzelne auf Sitten und Gewohnheiten sich beziehende Darstellungen, die zugleich den ärmlichen, gedrückten, ja selbst verkommenen Zustand erkennen lassen, in dem der größte Theil der Bewohner der Insel sein Leben verbringt. Was der Engländer Clarke vor länger als fünfzig Jahren von der Vernachlässigung des Ackerbaues auf der Insel Cypern, von dem traurigen Zustande der Bevölkerung, ihrer Indolenz, Armuth und Trostlosigkeit sagte, das gilt auch noch heutzutage, und es zeigt sich an dem Beispiele der zauberischen Insel Cypern, der Geburtsstätte und des auserkorenen Wohnorts der Göttin der Anmuth und Liebe, auf's Neue, daß alle Versuche, sie wieder auf die Bahn europäischer Gesittung zu bringen, nur an der Barbarei der Türken gescheitert sind. Das Primitive in manchen Gewohnheiten der Bewohner, was den Ackerbau und die häuslichen Einrichtungen anlangt, so wie das Patriarchalische in den Sitten und Gebräuchen hat eben so etwas Unglaubliches und Unbegreifliches an sich, als die Unwissenheit und Nachlässigkeit der, der Mehrzahl nach christlichen Bewohner, und eben so ist das was hier über den Verfall und die Verkommenheit aller dortigen Zustände mitgetheilt wird, nicht nur widerlich, es muß auch den Leser auf das Innigste wehmüthig stimmen. Außer vielen Holzschnitten, welche topographisch-landschaftliche Ansichten einzelner Punkte der Insel u. s. w. darstellen, von denen jedoch die Herausgeber selbst ausdrücklich bemerken, daß sie ihrer größeren Anzahl nach weit hinter den Vorlagen zurückgeblieben sind und in artistischer Beziehung viel zu wünschen übrig lassen, ist eine genaue topographisch-geognostische Karte der Insel Cypern eine höchst werthvolle Zugabe.

Ein Besuch bei Calame.

Im dritten Theile des „Tagebuchs eines alten Schauspielers von Eduard Genast“ (Leipzig, Günther, 1865), das mit buchmacherischer Weitläufigkeit manches Ungehörige und ganz Uninteressante enthält, und worin der Verfasser viel Gleichgültiges nur aus persönlicher Eitelkeit und Liebedienerei gegen andere mittheilt, lesen wir von einer Begegnung des Verfassers mit Calame. Genast war nämlich im Jahre 1842 mit dem bekannten Kunstfreund und Kunstkenner, dem Kaufmann Schletter aus Leipzig (der auch außer Leipzig durch seine, von ihm dieser Stadt vermachte, im dortigen Museum aufgestellte höchst werthvolle und mit großem Geschmack zusammengetragene Gemäldegallerie hinreichend bekannt ist), nach der Schweiz gereist, und sie kamen da auch nach Genf. Sofort nach ihrer Ankunft ließ sich Schletter bei Calame anmelden, um das Bild: Ein Schweizer Bergsturm, zu sehen, das in Paris ausgestellt gewesen, aber trotz des Beifalls, den es gefunden hatte, nicht verkauft worden war. Beide gingen zu Calame. Der Meister, — erzählt Genast — ein hageres Männchen von mittlerer Größe, einen Schirm über den Augen, empfing uns in seinem Atelier. Sein Benehmen und seine Bescheidenheit erinnerten mich an Dannecker; auch daraus — meint Genast — konnte man den wahren Künstler erkennen. Das Bild in seiner Composition und Ausführung machte auf uns einen gewaltigen Eindruck. Da war keine Spur von gewaltsamen Lichteffecten; groß und einfach war die erhabene Natur wieder-

gegeben. Ohne zu handeln, gab Schletter den geforderten Preis, 4500 Francs, und das Bild wurde eine der schönsten Zierden seiner Gallerie. (Es ist, mit andern Gemälden von Calame, gegenwärtig im Leipziger Museum.) Ein zweites Bild, was kaum untermalt war und einen Sonnenuntergang darstellte, stand auf der Staffelei und war für den König von Würtemberg bestimmt. Calame sagte uns, daß er nur ungern diese Bestellung übernommen; die Kunst hätte ihre Grenzen. Sonne und Mond getreu wiederzugeben, wäre noch keinem Sterblichen geglückt, und er würde nicht der erste sein.« Nicht nur der sinnige, große Künstler — fügt Genast hinzu — zog mich aufs lebhafteste an, auch der einfache, liebenswürdige Mensch. Der arme Mann litt damals an einem Augenübel und trug deßhalb den grünen Schirm, der fast sein Gesicht bedeckte; doch muß sich dieses Leiden bald gegeben haben, da er seit jener Zeit noch so viele Meisterwerke geschaffen hat. (Der auch sonst nicht sehr kräftige Calame, der übrigens oft schon todtgesagt worden war, ist bekanntlich erst im März 1864 gestorben.)

Literatur und Kunst.

• **Neue literarische Erscheinungen.** Wesdorf. Stand und Bildung. — Rieke. Schnurrige Geschichten in plattdeutschen Gedichten. — v. Meerheimb. Von Palermo bis Gaeta. — Wachenhusen. Zigeunerblut. — Grothe. Aus dem Reiche der Lampe und Schminke. — Gustav vom See. Gräfin und Marquise. — A. Hartmann. Junker und Bürger. — Hibeau. Großbeeren. — Schöpf. Gudrun. — Schöpf. Rufinus. — Werner. Ueber Wesen und Begriffe der Menschenseele. — Kavanagh. Beatrice. — Charlotte von Schiller und ihre Freunde. — Wellnan. Paul Schlimpert.

• Heinrich Düntzer schreibt in der Köln. Zeitung über den Tod Joachim Meyers: Am Morgen des 23. Januar löste ein linder Tod nach vierzehntägigen Leiden das Leben des nürnberger Professors Dr. Joachim Meyer, der unbestritten der genaueste Kenner des Lieblingsdichters unseres Volkes war, dem die Pflege der von jenem hinterlassenen geistigen Schätze als eine heilige Sache, für die er Alles zu opfern bereit war, am Herzen lag, der sich um die Herstellung von Schiller's Werken ein größeres Verdienst erworben, als Alle vor und neben ihm. Freilich dürften die Allerwenigsten im Stande sein, den Werth seiner Leistungen und die unsägliche Sorgfalt und Mühe zu würdigen, wodurch er zu jenem gelangte. Aber ist es nicht eine Ehrensache der Deutschen, daß sie die Werke ihrer größten Dichter und Denker in möglichster Echtheit und Reinheit besitzen? Sollen wir, die wir unserer Gründlichkeit so sehr, oft genug zur Unzeit, uns rühmen, anderen Völkern nachstehen oder gar für ihre Dichter, die alten Classiker und die Morgenländer mehr thun, als für die, welche unserem Herzen die nächsten sind! Leider waren unsere großen Dichter selbst bei dem Drucke ihrer Werke höchst sorglos, und manche ungünstige Umstände haben den von ihnen selbst verschuldeten Mißstand nur noch gesteigert. Schon die ersten Drucke und Ausgaben Schiller's sind von zahlreichen, später fortgepflanzten Druckfehlern entstellt, die Gedichte und die Dramen nicht weniger als die prosaischen Schriften, ganze Verse und Wechselreden sind in den Dramen ausgefallen, durch Verwechslung und Auslassung von Wörtern der Sinn zum Unsinn geworden — und das hat man ein halbes Jahrhundert lang ohne Anstand gelesen, auf der Bühne gesprochen und angehört. Manche Fehler hat Schiller selbst als Druckfehler oder Versehen bezeichnet und verbessert, aber unglücklicher Weise bei der Sammlung sich der Verbesserung nicht erinnert und so die Druckfehler fortwuchern lassen. Dazu kam denn eine Unmasse von Druckfehlern, deren jede Ausgabe neue brachte, ohne kaum einen der früheren zu verbessern. So traurig stand es mit dem Drucke unseres gefeiertsten Dichters, als Joachim Meyer, reich gebildet in der ernsten Schule klassischer Philologie, auf die tiefen Schäden hinwies und ihnen Abhülfe zu leisten sich entschloß.

Schon in seiner trefflichen Schrift: „Wilhelm Tell, auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert,“ die vor 25 Jahren ganz anspruchslos als nürnberger Schulprogramm erschien, sprach er den Wunsch aus: „Möchte endlich einmal dem Liebling des deutschen Volkes das würdigste Denkmal durch eine durchaus correcte und nach den richtigen kritischen Grundsätzen bearbeitete Ausgabe der Werke gesetzt werden!“ Und der Erreichung dieses hohen Zieles hat er seit diesem Augenblicke unablässig nachgerungen. Die Cotta'sche Buchhandlung, übergab ihm im Jahre 1844 die Correctur der neuen Ausgabe in 10 Bänden, wobei er die ersten Drucke zu Rathe zog. Im folgenden Jahre besorgte er die Miniatur-Ausgabe der Gedichte, die er mit einem Vorworte begleitete, und der darauf verwandte Fleiß gereichte dem edlen Manne auch noch später immer zur höchsten Freude. Bei der folgenden Stereotyp-Ausgabe leitete er am Anfange den Druck, aber eine lebensgefährliche Krankheit und andere Verhältnisse hinderten ihn, diese Arbeit zu Ende zu führen. Immer bestrebt, der Lösung seiner Aufgabe näher zu treten, theilte er im Jahre 1858 in der kleinen, aber inhaltreichen Schrift: „Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes,“ Proben und Erfolge seines kritischen Verfahrens mit, wobei auch bereits handschriftliche Mittel ihn unterstützten. Schon damals war es ihm gelungen, ein neues Gedicht Schiller's in der „Thalia“ aufzufinden, und diese Entdeckung hat sich ungeschickten Angriffen gegenüber entschieden bewährt. Welche trübe Stunden der gegen seinen kostbaren Fund erregte Verdacht dem ängstlich sorgfältigen Manne machte, wissen seine Freunde. Im Jahre 1860 begann die neue, von ihm besorgte größere Ausgabe Schiller's, in deren Vorerinnerung er auf manche handschriftliche Quellen sich berufen konnte, und bald sah er sich bei allen Dramen von Handschriften unterstützt, wie er dies in seinen zu Schiller's Geburtstag in demselben Jahre herausgegebenen „Neuen Beiträgen“ mit höchster Freude aussprach. In dieser äußerst wichtigen Schrift suchte er zunächst die Grundsätze zu entwickeln, welche bei Handausgaben und bei der neben ihnen durchaus nothwendigen großen kritischen Ausgabe zu befolgen seien. Sodann führte er die über die Echtheit mancher Schiller zugeschriebenen Gedichte erhobenen Fragen zur Entscheidung. Den Schluß bildeten kritische Erörterungen und Verbesserungen zahlreicher Stellen aus Schiller's Jugend-Dramen. Die Correctur der Volksausgabe Schiller's und der Einzeldrucke besorgte Meyer nicht, so viel wir wissen, doch wurden seine Verbesserungen dabei benutzt. Seine ganze ernstliche Thätigkeit war auf die endliche große kritische Ausgabe gerichtet, ja, um sich ungestört diesem Zwecke zu widmen, gab er seine Professur am nürnberger Gymnasium auf. Nach allen Seiten, wo er irgend neue Hülfsquellen oder Aufklärung über Einzelnes zu erlangen nur entfernt hoffen konnte, wandte er sich, keine Mühe, keine Kosten waren ihm zu groß, wo es die Herstellung Schiller's galt. Welche Untersuchungen stellte er oft an, um den kleinsten Punkt ins Licht zu setzen! Ein Beispiel stehe hier statt vieler. In Schiller's Werken finden sich „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville“. Er glaubte, hierin Abweichungen von Schiller's Sprache zu erkennen, die er in einer ausführlichen, bloß zu seiner Belehrung niedergeschriebenen Abhandlung nachwies. Erst später fand er die Nachricht, daß Schiller's Schwager, v. Wolzogen, die Uebersetzung von Vieilleville geliefert hatte.

Und eben hatte der Druck der großen, von ihm und Herrn Wendelin v. Maltzahn in Berlin unternommenen kritischen Ausgabe begonnen, deren Correctur er sorgfältig führte als ein trauriges Mißgeschick ihn aufs Krankenlager warf, um ihn nur zu bald hinzuraffen. Wohl hatte Meyer oft geahnt, daß er sein ersehntes Ziel nicht erreichen werde, und er freute sich deßhalb, daß seine kleinen Schriften von dem Zeugniß geben, was er für Schiller gethan: aber ein solches Unglück erschütterte alle seine im großen deutschen Vaterlande ihm verbundenen Freunde, die den schlichten, treuen, rastlosen, ängstlich genauen, warm fühlenden Mann auf seinem dornenvollen Gange mit stiller Verwunderung verfolgten und ihm gern einen, wenn auch nur schwachen, Lohn für seine unendlichen Mühen gewünscht hätten. Der deutsche Gelehrte muß sich an Entsagung gewöhnen, er muß es ruhig ansehen, wenn die launische Glücksgöttin Anderen, die sie leichte Pfade führt, ihre Schätze in den Schooß wirft, sie mit Würden, Ehren und allem Glanze verschwenderisch ausstattet, ohne nach Verdienst zu fragen, während man sein ernstes Wirken kaum mit einem verächtlichen Blicke streift, und vor Allem muß derjenige, welcher der neueren deutschen Philologie seine Kraft widmet, darauf gefaßt sein, daß er, eigenthümliche, kaum den Würdigen treffende Fälle ausgenommen, ganz unberücksichtigt bleibt. Unsere deutschen Akademieen haben dafür keinen Sitz, keine Stimme, unsere deutschen Hochschulen keinen Lehrstuhl, und sonstige Ehren stehen noch weniger zu hoffen, sollte einer danach Verlangen fühlen. Meyer ließ ich dadurch nicht irren, er forderte keinen Lohn von außen, er fand ihn in sich, in dem Bewußtsein seiner guten Sache, in der Ueberzeugung, daß sein Name mit dem Lieblingsdichter der Deutschen auf ewig verknüpft bleibe. Er getröstete sich damit, daß die Zeit der neudeutschen Philologie auch einmal kommen werde, wenn er sie auch nicht mehr erlebe, und jeder Erfolg auf diesem Gebiete war ihm herzlich willkommen. Aber daß ein so aufopferungsvolles Wirken im Augenblicke, wo er mit ganzer Seele der Vollführung seines höchsten Herzenswunsches

entgegensah, wenn auch nicht Alles sich so gestaltet hatte, wie er mit Recht gewünscht — daß er in diesem Augenblicke abberusen wurde, daß er nur von fern in das gelobte Land schauen sollte, das war ein Schlag, der alle Freunde Schiller's, alle Freunde Meyer's, alle Feeunde eines edlen Strebens, das um so höher steht, je weniger es von faischer Ehrsucht getrübt wird, mit tiefer Betrübniß erfüllen muß.

Wie sehr der Heimgegangene, dem seibst Schiller's Jubeltag keine äußere Auszeichnung eintrug, von allen Rüenbergern, bis zum schlichtesten Bürger herab, geliebt und verehrt wurde, das bewies auch das große Trauergeleite, das ihm am 25. Januar zur letzten Ruhestätte auf dem St. Johanniskirchhofe folgte.

* A. E. Brehm. Illustrirtes Thierleben. Hildburghausen. Bibliogr. Institut. Die uns jetzt vorliegenden Hefte 28—34 beschiießen den etwas stärkeren zweiten Band dieses schönen Werkes und mit ihm die Naturgeschichte der Säugethiere. Diese letzten Hefte sind den Wiederkäueen, Dickhäutern, Robben und Walen gewidmet. Im Allgemeinen können wir uns auf unsere früheren eingehenden Besprechungen beziehen. Wer aber rasch einen Ueberblick über die Reichhaltigkeit des Werkes und die Sorgfalt, mit welcher die Literatur verarbeitet ist, erhalten will, der nehme den Abschnitt über die Walthiere zur Hand. Es ist das eeste Mal, daß wir einem so reichhaltigen Materiale über diese so äußerst schwierige und noch wenig studirte Gruppe begegnen. Die Hindernisse, welche der Aufenthalt dieser Thiere in der offenen See und ihr sehr gleichmäßiger Körperbau eintm eingehenden Studium bereiten, scheinen endlich vor der Leuchte der Wissenschaft schwinden zu wollen. — Der dritte Band, welcher 25 Hefte bestimmt nicht überschreiten wird, soll dem Leben der Vögel gewidmet sein.

— In der Kölnischen Zeitung wied Klage darüber geführt, daß das Grab des Dichters Götz in vernachlässigtem Zustande ist. Steigt man von Simmern zum Soonwalde hinauf und nimmt alsdann den Weg herab nach der Nahe, so gelangt man zu dem in einem stillen Thale idyllisch zwischen Wiesen, Wald und Feld gelegenen Döeschen Winterburg. Auf dem Kirchhofe, in der äußersten Ecke breitet eine großblättrige Linde ihre mächtigen Aeste aus und beschattete ein eingesunkenes Grab, das ein schräg in der Ecke liegender, zerbrochener Leichenstein deckte. Fast alle Scheift ist erloschen, nur an dem einen Rande sind noch einzelne Worte und Buchstaben zu erkennen, aus denen sich entziffern läßt: „sturb allhier... den 4. Nov. A. 1781 ... J. Nic. Götz ... Superintendent ... etc.“ Hier also ist die Ruhestätte der vergänglichen Reste jenes lieblichen Dichters, eines deutschen Anakreon, der seine liebenswürdigen Gesinnungen in so vielen süßen Liedchen ausgesprochen, dee für das Glück aller lebenden Wesen ein so warmes Gefühl besaß. Hier ruht er, der Freund Ramler's und Gleim's, den v. Knebel einst in seiner Winterburg aufsuchte, von dem Herder in seiner Adrastea mit so großer Liebe und Anerkennung spricht, dessen Gedicht „Die Mädcheninsel“ Friedrich der Große das beste deutsche Gedicht nannte, das er kenne. Hat doch auch unser trefflicher Simrock in seinem malerischen und romantischen Rheinlande „der Nachtigall von Winterburg“ Worte der Anerkennung gewidmet, wie sie nur den Besten dargebracht werden. Aber warum spricht Simrock nicht von dem Geabe des Dichters? warum gedenkt er des traurigen Zustandes eines so verehrten Grabes nicht, er, der sogar in Winterburg nach des Dichters zweitem Gärtchen sucht? Gewiß war er irre geleitet von der falschen Angabe, die sich auch in einem Conversations-Lexikon findet und die von Ramler selbst herrühren soll, der Dichter sei in Durlach gestorben. Das alte Kirchenbuch, welches sich in der Schreibstube des Bürgeemeisters befindet, eegiebt in klaren Worten die Unrichtigkeit dieser Angabe, die nur durch seine Würde „fürstlich baden-durlachischer Superintendent“ veranlaßt sein kann, da wohl nur Wenige wußten, daß das Amt Winterburg damals zu Baden-Durlach gehört habe. Unter der Rubrik „Begraben 1781“ findet sich, nachweislich von der Hand des damaligen Lehrers: „Hr. Johann Nikolas Götz, Special-Superintendent der Diöces Winterburg, worzu Dill, das Amt Koppenstein, das Amt Sprandlingen und Winningen gehörten, auch Pfarrer zu Winterburg, ward auf den ersten heil. Ostertag vom Schlag gerührt, und nachdem derseibe etliche mahlen repetirt, starb derselbe den 4ten 9bris morgens um 3 Uhr und ward den 7ten ejus begraben, seines Alters 60 Jahre 3 Monat und 27 Tage. Dieser rechtschaffene Lehrer und wahrhafte Menschenfreund hat sein Kirchspiel Winterburg 20 Jahre mit reiner Lehr und einem exemplarischen Leben unermüdet erbaut und wird von allen Rechtschaffenen noch lange bedauert und unvergessen bleiben“ u. s. w. Auf der Titelseite hat das Kirchenbuch folgende Aufschrift: „Kirchenbuch fürs Evangel. Luth. Kirchspiel Wintherburg, welches mit dem Kirchenjahre 1764 von mir Johann Nicolaus Götz, Pfarrern obigen Kirchspiels und des Constorii zu Traarbach Assessori angefangen und darinnen ordentlich verzeichnet worden“ u. s. w. Es folgen nun die betreffenden Nachrichten bis zum 18. März 1781, also bis kurz vor Götzens Erkrankung von derselben schönen Handschrift, die sich durch andere Actenstücke auch als Götzens Handscheift erweist und die sich auch im Pfarr-Archive zu Winningen, das zu seiner Diöcese gehörte, wiederfindet. Auch findet sich noch die Trauung einer Tochter des Dichters im Jahre 1781 aufgezeichnet.

— Im Augenblick, wo das Leben Cäsar's von Napoleon III. alle Welt in Spannung versetzt, taucht noch ein zweites und zwar ein deutsches Kaiserwerk auf, freilich von anders geartetem Interesse. Es ist dies ein Prachtwerk im eminentesten Sinne: „Die Kleinodien des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nebst den Kroninsignien Böhmens, Ungarns und der Lombardei und ihren formverwandten Paeallelen von Dr. Fr. Bock.“ Es mögen acht Jahre her sein, daß der jetzige Canonieus Dr. Bock, damals wenn auch in der archäologischen Fachwelt, so doch noch nicht in weiteren Keeisen bekannt, ans seiner niederrheinischen Heimath nach Wien kam, speciell mit der Absicht, die Ehrendenkmale der deutschen Nation einer archäologischen Untersuchung zu unterziehen. Natüelich war es für einen jungen Gelehrten mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, Zulaß zu diesen größten Schätzen der Wiener Hofburg zu erlangen, aber der eifrige Archäolog, der nachgerade alle historischen Kunststätten Europas an Oet und Stelle unter die Sonde seiner Specialforschung genommen hat, hatte Zeit und kam zuletzt dahin, wohin er wollte. Kaiser Franz Joseph bekundete ein hohes Interesse an den Absichten Bok's und gab Befehl, das Werk, dem die Vorarbeiten galten, auf seine Kosten in der kaiserlichen Hof- und Staatsdruckerei zu Wien herzustellen. Seitdem ist unaufhörlich an dem schönen Unternehmen gearbeitet worden und Ende Januar d. J. sind endlich die ersten, vollständig ausgegebenen Exemplare in Leipzig angelangt. Der Herausgeber hat die Grenzen seiner Aufgabe möglichst weit gezogen, da er sich nicht bloß auf den Krönungsschatz der deutschen Kaiser und Könige beschränkte, sondern zugleich auch alle formverwandten Seitenstücke in den Kreis seiner Untersuchungen zog. Das Werk ist somit nicht ein bloßes Prachtwerk zu Ehren des österreichischen Kaiserhauses, sondern ein Werk von objectivem und zwar allgemeinerem wissenschaftlichen Interesse. Im größten Imperial-Folio hergestellt, beginnt es mit einem außerordentlich reich ausgestatteten Titelblatt, dem eine Abbildung Kaisers Karl's V. in ganzer Figur folgt, angethan mit dem vollständigen Krönungsornat. Sodann kommen 66 Abbildungen auf 46 in den überraschendsten Farbendruck-Wirkungen ausgeführten Tafeln, welche Abbildungen durch eine große Anzahl trefflicher Holzschnitte ergänzt werden, die in den Text eingedruckt sind. Die nämliche Sorgfalt und Pracht, welche dem artistischen Theile gewidmet worden, hat man auch der typographischen Herstellung des umfangreichen Textes zu Theil werden lassen, zu dem die Schrift besonders geschnitten wurde. Das Papier entspricht in Stärke und Güte seiner außergewöhnlichen Bestimmung. Der artistische Schmuck der Einbanddecke, von der Hand des Oberbauraths Schmidt, kann durch den Reichthum der Composition den Beschauer allein eine Viertelstunde beschäftigen. Kurzum das Werk in seiner Totalität ist eine Sehenswürdigkeit und der Verfasser des ausführlichen, mit einer Anzahl schöner Holzschnitte versehenen Prospects, Dr. J. Falke, sagt denn auch über dasselbe: „Wie es die Kleinodien des deutschen Reiches zum Inhalt hat, soll es selber ein Kleinod sein, ein Kleinod dee graphischen Künste und der archäologischen Wissenschaft, auf daß es eine Ehre der Nation sei, deren alterthümliche Ehrendenkmale es vor Augen stellt.“

— Das Schmerzenskind der Wiener Hofoper, die Ursache des großen Zwistes zwischen Hrn. Wachtel und Director Salvi, die neue Oper „Concini,“ ist endlich nach drei- oder viermaligem Aufschub am 1. d. M. in Scene gegangen. Der Componist Thomas Löwe ist ein Wiener, ein junger Mann, der seine Studien unter Fechtees Leitung gemacht, und in Paris vollendet hat. Die Richtung Löwe's ist die Wagner'sche des „Tannhäuser“ und des „fliegenden Holländer.“ Die Melodie ist nicht ausgeschlossen, aber immer zerhackt und zerrissen, das Recitativ behauptet eine übermäßige Geltung, und der Schwerpunkt der Oper liegt in der Instrumentation. Das Prinzip der Tonmalerei ist festgehalten und mit gewissenhaftem Eifer durchgeführt, nur fehlt Wagner'sche Originalität und Kraft. An äußerm Aufputz fehit es der Oper nicht; der erste Act bescheert den Schaulustigen ein Gefecht und einen Brand, der zweite einen großen Festzug, der dritte einen Maskenball und der vierte eine Emeute. Das Textbuch reiht sich den gewöhnlichen an, d. h. es ist so schlecht als möglich. Der bekannte Günstiing Ludwigs XIII., dessen Name die Oper trägt, kommt zwar vor und singt eine Arie, allein er hat mit der ganzen Handlung nichts zu schaffen. Kein Mann weiß warum der Mann schließlich erschossen wird, da er so gar nichts übles thut. Das Textbuch rührt von dem verstorbenen R. v. Levitschnigg her, der in der letzten Zeit seines Lebens ganz schauderhaft schlechtes Zeug schrieb, und seine Freude daran hatte neue Worte zu erfinden, wie er denn z. B. einen Bergbewohner nur „Gebirger“ nannte u. dgl. m.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 10. Bremen, 5. März. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Adalbert von Chamisso's Leben und Dichten.

Von Adolf Laun.

II.

So war in den Grundzügen der Lebenslauf des eigenthümlichen Mannes, dem seine Natur, sein Schicksal, seine nationale Doppelstellung eine ganz besondere Physiognomie als Mensch und Dichter gegeben haben. Der Franzose und Deutsche verschmolzen sich bei ihm in einem Grade, wie dies fast ohne Beispiel ist. Von jenem blieb ihm die Spannkraft, die geistige Regsamkeit und die Lebendigkeit des Temperaments, der plötzlich aufwallende Hang zu Scherz, Spott und Satyre, der scharfe, psychologische Blick, der ihn freilich nicht verhinderte, in gegebenen Verhältnissen, wie klar er sie auch überschaute, oft recht unpraktisch zu sein, das Chevalreske und Noble seines angestammten Wesens, das sich später mit burschikoser Nonchalance verband. — Von diesem hatte er jenes träumerische Grübeln, das früher oft die Thatkraft seiner energischen Natur lähmte, den tiefromantischen Zug, der ihn zum unstäten und abenteuerlichen Umherschwärmen trieb, und der viele seiner Jugendgedichte characterisirt, jene Treuherzigkeit und Biederkeit, die seine Freunde so eng an ihn fesselte und vor Allem eine Unschuld und Kindlichkeit, die ihm bis in's späte Alter blieb, und die man von einem so viel erfahrenen Manne am wenigsten hätte erwarten sollen. Kurz, er war eine durchaus edle, mit Hintansetzung aller äußeren Vortheile stets auf's Innerliche, Aechte und Wahre gerichtete Natur, in der trotz aller Trübungen und Bitterkeiten, immer wieder seine ursprüngliche, geistige Gesundheit, seine Liebe und sein allgemeines Wohlwollen die Ueberhand gewannen. —

Es ist wohlthuend, gerade in der im Ganzen characterlosen, leeren Zeit, in die seine hauptsächliche poetische Thätigkeit fällt, einem so charactervollen und persönlich so tüchtigen Dichter zu begegnen. Die Gediegenheit seiner sittlichen Natur ist es auch, was seinen Schöpfungen ihr besonderes Gepräge giebt und ihm eine so hohe Stellung, einen so bedeutenden literarischen Einfluß verschaffte.

Seine Gedichte lassen sich in drei Kategorien theilen. 1) in die eigentlich lyrischen Gedichte und Stimmungslieder, 2) in lyrisch-epische Gedichte mit objectivem Inhalt, der jedoch eine starke subjective Färbung nicht ausschließt, und 3) in solche, die ich Chansons nennen möchte, weil sie dem weitgefaßten Begriff dieser Gattung, von harmloser Heiterkeit bis zu anspielungsreichem, bittrem Spott am Besten entsprechen.

Zu der ersten Gattung rechne ich jene vereinzelten Jugendgedichte aus der ersten Periode, wo er nach Berlin kommend ganz unter dem Einfluß der schon erlöschenden romantischen Schule stand und sich als Ausländer die poetischen Formen derselben, denen er auch bei verändertem Inhalt treu geblieben ist, bewundernswürdig rasch aneignete; nur äußerst wenige dieser gleich ihren Vorbildern nebelhaft gestaltlosen Gedichte sind in die Sammlung aufgenommen; sie erinnern sehr an die Weise Fouqué's und Friedrich Schlegel's, drücken aber die Stimmungen jener für ihn so trüben Zeit oft bezeichnend und melodisch genug aus. Wie so vieles wunderbar und abnorm in Chamisso's Leben und Schicksal ist, so auch dies, daß in einem Alter, wo andere Dichter verstummen, er erst recht beginnt, ein Dichter, und zwar ein Dichter der Liebe zu werden, ich möchte ihn in dieser Hinsicht einen romantischen Anacreon nennen. Die auf seinen Bräutigams- und jungen Ehestand bezüglichen Lieder sind, wenn nicht von Leidenschaft, doch von wunderbarer Wärme durchhaucht:

Du siehst mich zweifelnd halb und halb erschrocken
Mit feuchten Augen an, mein gutes Kind,
Laß nicht den Schein in Irrthum Dich verlocken,
Es ist ja nur des Abends kühler Wind,
Des Mondes bleicher Schein auf meinen Locken,
Die fast wie Silber anzusehen sind,
Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen, üpp'gen Blumenkränzen mußt,
Mit Rosen Du beschatten ihren Glanz,
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust,
Und windet um die Stirne sich der Kranz
Und wieget sich mein Haupt an Deiner Brust,
Und wird der Traum zur Wirklichkeit so ganz,
Erblühet zum Gesang mein heimlich Meinen,
Und alle meine Lieder sind die Deinen.

Wohlthuender jedoch, als diese bei aller Frühlingswonne von einer gewissen Wehmuth, wie es nicht anders sein konnte, durchhauchten Liebes- und Bräutigamslieder sind die Gedichte, in denen er das Glück der Häuslichkeit und die reinen Freuden der Familie verklärt, ich brauche nur an den allen Frauen so sehr an's Herz gewachsenen Liedercyclus, Frauenliebe und Leben zu erinnern, in dem alle Phasen des weiblichen Lebens von dem sonst oft so herben Dichter mit wunderbarer Zartheit geschildert sind.

„Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein. —

„Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein." —

Diese Versanfänge genügen, um bei Allen, die die Lieder je gelesen, die holdesten Erinnerungen zu erwecken. Solche Klänge wetteifern mit Rückerts Liebesfrühling. In ähnlichem Geiste, mit tief eindringendem Seelenblick und reicher Lebensanschauung gedichtet, ist auch die drei Sonnen und der Cyclus: Thränen, die Blinde, und Lebenslieder und Bilder. — Aber Chamisso war bei aller Innigkeit und oft in Sentimentalität ausartender Weichheit zugleich ein Spottvogel, der die Dinge auch von ihrer humoristischen Seite aufzufassen liebte. Neben den Lobgesängen auf die Ehe wußte er auch die Kehrseite hervorzuheben, wie in den characteristischen Strophen, welche beginnen:

Mir ward als Kind im Mutterhaus
Zu aller Zeit, Tag ein Tag aus
Die Ruthe wohl gegeben.

Gehen wir zu der zweiten Gattung, zu den episch-lyrischen Gedichten über, so sind sie es, auf denen seine eigentlich poetische und literar-historische Bedeutung beruht. Er hat der Romanze und Ballade eine neue Wendung gegeben und die poetische Erzählung, die man seit der romantischen Schule fast ganz hatte fallen lassen, in eine höhere poetische Sphäre gehoben.

Den vollen Strom der Sprache, die Energie der Anschauung, die Bürgers Balladen characterisirt, der wunderbare poetische Hauch, die Unmittelbarkeit, die Göthes volksthümliche Romanzen belebt, die schöne melodische Abrundung, die Plastik, die in Uhlands episch-lyrischen Schöpfungen, nach denen der Dichter sich vorzugsweise bildete, herrscht, besitzen sie nicht, dafür entschädigt er aber durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe und die psychologischen Intentionen, die den meisten von ihnen zu Grunde liegen, freilich oft auch zu scharf hervortreten, um nicht erkältend zu wirken und statt des poetischen einen prosaischen Eindruck zurückzulassen. Oft, man kann es nicht leugnen, sind seine Erzählungen geradezu versificirte Anecdoten, in denen freilich Alles, wie er es nennt, herauskommt und Vieles, wie er es gleichfalls verlangt, packt, die aber, weil in sich unschön und unpoetich, dem Leser keine wahre Befriedigung gewähren und in der Stimmung sogar einen widerwärtigen Nachhall zurücklassen. Schon folgendes Factum, welches Hitzig erzählt, weist darauf hin, daß manche dieser Gedichte nicht in ihm mit zwingender Nothwendigkeit wurden, sondern daß er sie recht eigentlich machte: Er kam oft, da ich Parterre wohnte, an mein Fenster, so erzählt Hitzig, klopfte mich vom Schreibtisch und von den Acten auf und sagte: Vater Ede, gieb Stoff, ich bin abgebrannt, und dann erzählte Hitzig, was er wußte, und was er neuerdings in seiner criminalistischen Praxis erfahren hatte. Wie manchen schon halb fertigen Stoff er aus der Zeitung und aus der Gazette des tribunaux genommen hat, bezeugen die Ueberschriften zu mehreren Erzählungen. Und hier ist der schwache Punkt bei ihm, es fehlte ihm an Sicherheit des Tactes, an Gediegenheit des Geschmackes, und an einer eigentlich classischen Bildung; jedenfalls war aber der Einfluß der neufranzösischen romantischen Schule, dem er sich zeitweilig hingab, Schuld daran. Den Spuren Vignys, Barbiers und Victor Hugo's begegnen wir vielerwärts bei ihm, besonders da, wo er gleich ihnen nach Antithesen, Effect und packender Wirkung strebt und das Schöne und Wahre dem Pikanten unterordnet. Ich erinnere nur an solche Gedichte wie Weibertreue, Waldmann, Vergeltung, das Crucifix u. s. w. Indeß scheint mir, daß seine Tadler in diesem Punkte doch zu weit gehen. Die Wahl der Stoffe zu einem erzählenden Gedichte beruht nicht allein auf Einfluß und Nachahmung von Victor Hugos Orientalen und Odes et Ballades und auf dem Wunsche, durch Ungewöhnliches und Pikantes zu frappiren. Er hatte eine natürliche Vorliebe für die Welt, die nicht unsere Europäisch civilisirte ist, und hatte derselben auf seiner Reise mit den mannigfachsten und großartigsten Eindrücken Vorschub geleistet. — Daher können wir uns nur Glück wünschen, daß er in den Gedichten, die nicht jenen Tadel verdienen, (und ihrer ist eine große Zahl,) die deutsche Poesie mit einer Fülle neuer Anschauungen, wie nur er sie bieten konnte, bereichert hat. Er führt uns in denselben bald in die Tiefe der amerikanischen Urwälder, bald in die lärmenden Straßen von Berlin und Paris, bald von Spaniens, Griechenlands und Corsicas sonnigen Auen nach Sibiriens Eissteppen, von den lebensfrohen Inselbewohnern der Südsee zu den Nomaden des Orients und zu den Chouans der Vendée. Kurz sie entfalten ein ganzes Völker- und Länderpanorama, in dessen Schilderungen er bei seiner reichen Anschauung, und bei seiner Sprach-Literatur- und Sagenkenntniß die Localfarbe und den entsprechenden Ton vorzüglich zu treffen weiß. Dem, was Freiligrath, sein Nacheifrer, in dieser Hinsicht geleistet hat, sieht man das äußerlich Zusammengesuchte, das Decorationsmäßige, auf gröbere malerische Effecte Berechnete und weniger auf Intuition Beruhende doch sehr an. —

Die Perle dieser Gattung ist ein großartiges Gedicht Salas y Gomez, das auch seinen Ruf am tiefsten begründet hat. Der Stoff ist die Geschichte eines auf eine Felseninsel des Weltmeers durch Schiffbruch Verschlagenen, die er auf Schiefertafeln niederschreibt und die voll der erschütterndsten Darstellungen von Hoffnung, Liebe, Glück, Verzweiflung und schließlicher religiöser Ergebung ist, welche, so lange die gefundenen Eier Nahrung bieten, dem seit langen Jahren einsam Verbannten die Verkürzung seiner Leiden durch Selbstmord nicht gestattet. Diese großartige, wunderbare, mächtiger Phantasie entsprungene Schöpfung, die in jeder Anthologie sich findet, ist übrigens keinesweges einem wirklichen Erlebniß, wie mancher wegen der individuellen Schilderungen glauben möchte und behauptet hat, entsprungen, denn in Chamisso's Reisebeschreibung steht nur Folgendes: Man soll bei Salas y Gomez, einer einsamen, nackten Klippe mitten in der Südsee Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir spähten umsonst nach denselben. Man schaudert sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte, denn die Eier der Wasservögel möchten leider dazu hingereicht haben, sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonngebraunten Steingestell nur allzusehr zu verlängern. Wer aus solcher Andeutung eine Erzählung wie die vorliegende zu gestalten weiß, ist ein wirklicher Dichter, möge auch wie von einigen Kritikern und von Chamisso selber am meisten geschah, daran gezweifelt werden. Wir besitzen in unserer neueren Poesie wenig Gedichte, in denen sich Alles: ein großer erhabener Grundgedanke, die tiefsten Seelenmalereien, Lebhaftigkeit und erschütternde Wahrheit der Schilderungen mit großartiger Inscenesetzung und einer düstern Pracht der sprachlichen Darstellung, die in ihren volltönenden Terzinen an die Dantischen erinnert, so vereinigt.

In dieser Terzinenform, die er zu einer bis dahin bei uns unbekannten Vollendung erhoben hat, sind die meisten seiner Erzählungen von tiefernstem Gehalt, wie die Verbannten, das Mordthal, der Geist der Mutter geschrieben, und sie eignet sich ganz besonders dazu, nur ist es zu bedauern, daß er sie auch zum bloß Gräßlichen und Criminalistischen, das wir gern aus der Sammlung verschwinden sähen, verwendet hat. —

In der gewöhnlichen Balladenform, auch mit Anwendung der Nibelungenstrophe tritt uns manches Vortreffliche daraus entgegen; dahin rechne ich vor Allem jene Gedichte, in denen ein ethischer, socialer oder politischer Gedanke zum Grunde liegt und die zeigen, daß der Dichter sich von den Schrullen der rückwärts blickenden Romantik freigemacht hat, daß sein Herz sympathetisch für die Mitwelt schlägt und an Allem, was sich zum Fortschritt und zur Freiheit regt, begeistert Antheil nimmt, so in den der griechischen Erhebung gewidmeten Gedichten, während der Mißmuth über die rückwärts treibenden Tendenzen, über ultramontane Heuchelei, politischen Druck, und bureaukratische Plackereien ihm manche in eine Erzählung oder in lyrischen Erguß eingekleidete bittere Verwünschung entlockte. Ich erinnere an seine Sonette an die Apostolischen, an den Bettler und sein Hund, der Invalide im Irrenhause u. s. w. Doch wäre es verkehrt, ihn deshalb zu einem einseitig democratischen Tendenzdichter stempeln zu wollen, dazu war er politisch zu harmlos und zu weitsichtig. — Am bezeichnendsten für die eben angedeutete Richtung ist neben der schönen deutschen Volkssage: das Riesenspielzeug:

Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor,

und dem Gebet der Wittwe mit dem Refrain: die Noth lehrt beten, das Schloß Boncourt das nach meinem Gefühle vollendetste seiner Gedichte, in dem das Große, Edle und Humane seiner Gesinnung bei ihm, dem vertriebenen Sprößling eines altadligen Hauses in rührendeinfacher Weise sich ausspricht.

Füge ich zu den angedeuteten Richtungen noch die Gedichte hinzu, in denen er theils in gehobener, theils in volksthümlicher Form an das Berangers Chanson sich anschließender Weise eine Weisheits- oder Klugheitsregel, einen Erfahrungssatz oder ein Sprichwort in eine Erzählung einkleidet, wie in: die Sonne bringt es an den Tag, Hans im Glücke, die Kreuzschau, Abdallah, das Urtheil des Schemkaja, und unter denen die Erzählung von der alten Waschfrau die vorzüglichste ist, so glaube ich das Wichtigste in dieser Sphäre berührt zu haben, nur möchte ich noch an die schöne Schlußstrophe des letztgenannten Gedichtes erinnern:

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich,
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Die dritte der von mir aufgestellten Classen sind die eigentlichen Chansons, die Spott- und Scherzlieder und gesellschaftlichen Gesänge, auch hierin verläßt den Dichter bisweilen der eigentlich poetische Hauch, und einige dieser Lieder haben statt des Volksthümlichen, das sie erstreben, einen mehr oder weniger bänkelsängerischen Character; doch sind auch wahre Perlen eines theils harmlosen, theils aber auch maliciösen Humors darunter. Hier möchte ich eines seiner bestgeformten Sonette mittheilen, das bis jetzt ungedruckt geblieben ist und das ich kürzlich in einer Zeitschrift fand. Es ist aus dem Jahre 1835 und hat dieselbe Pointe, die in einem Börneschen Witzwort vorkommt, doch vermag ich nicht zu sagen, wer von beiden Erfinder des hübschen Gedankens ist.

Vom Pythagoräischen Lehrsatz.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz vom Pythagoras genannt,
Gilt heute, wie er galt zu seiner Zeit.

Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt,
Es thaten kund, geschlachtet und verbrannt,
Ein hundert Ochsen seine Dankbarkeit.

Die Ochsen, seit dem Tage, wenn sie wittern,
Daß eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle.

Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen,
Und machtlos, sich dem Licht zu widersetzen,
Verschließen sie die Augen und erzittern.

Chamisso war nicht umsonst Franzose und hat nicht umsonst den Beranger so vortrefflich übersetzt, von der altgallischen Causticität und der Schalkhaftigkeit seines Musters ist bei ihm Manches hängen geblieben. Auch in dieser Gattung wie in der poetischen Erzählung ist er für die Entwickelung unserer Poesie ein Bahnbrecher gewesen, dessen Spuren viele unserer humoristisch-satyrischen und politischen Lyriker gefolgt sind. Die Anwendung des Refrains im Beranger'schen Sinne datirt hauptsächlich von ihm. Schneidercourage, der Zopf, der hängt ihm hinten, Müssiggang und Mäßigkeit, Nachtwächterlied, lobt die Jesuiten und Derartiges ist popular genug geworden und unsere Liedertafeln kennen es. Ob sie aber auch wissen, daß der folgende von ihnen oft gesungene, tiefsinnige Kanon, mit dem ich diese Andeutungen beschließen will, von ihm gedichtet ist, bezweifle ich:

Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die schwere Noth der Zeit,
Das ist die Zeit der schweren Noth.

Auch als sprachgewandter Uebersetzer ist Chamisso bei seinem ethnographischen Interesse mannigfach thätig gewesen und hat in dieser Hinsicht Herders Völkerstimmen ergänzt. Wir haben von ihm außer den Beranger'schen Liedern, die er in Verbindung mit Gaudy poetisch nachbildete, mancherlei Vereinzeltes, so neben Uebersetzungen aus Delavigne und Millevoye Gedichte des Dänen Andersen, den er recht eigentlich bei uns einbürgerte, sogar Isländisches, Malayisches, ein Idyll aus der Tongasprache und eine wohlgelungene Nachbildung des deutschmittelalterlichen Gedichtes der arme Heinrich von Hartmann von der Aue, die er den Gebrüdern Grimm widmete.

Alles bisher Erwähnte ist im Verse geschrieben und merkwürdig ist es, daß derselbe bei ihm gleich von Anfang an durchaus deutsch ist. Er kennt alle Geheimnisse der Sprache und beherrscht sie im Rythmus und im Reim, selbst bei so schwierigen Formen wie Sonett und Terzine mit einer Virtuosität, die der unserer großen Formtalente beinah gleichkommt, nur daß hier und da sich allerdings forcirte Wendungen einschleichen. Seiner Prosa merkt man nach meinem Gefühl dagegen weit mehr die französische Abstammung an, was sich aus seinen fortgesetzten brieflichen Verbindungen mit dem Vaterlande, aus seiner mehrmaligen Rückkehr dahin, aus seinem Zusammenleben mit der Stael und aus seinen Arbeiten in französischer Sprache, unter denen ich die Uebersetzung von Schlegels dramatischen Vorlesungen nenne, erklärt. — Das scharfpointirte der französischen Weise zeigt sich besonders in seiner kleinen, geistvollen Abhandlung über Beranger und das französische Volkslied und in seiner Vorrede zu Freiligraths Gedichten. — Die Beschreibung der Weltreise mit den zu derselben gehörigen Notizen trägt auch sprachlich das ganze Gepräge seiner Originalität, doch fehlt es ihr bei aller liebenswürdigen Bescheidenheit und einzelnen lebhaften und farbenreichen Schilderungen an künstlerischer Abrundung, an Durcharbeitung und am klassischen Gepräge, wie es Humboldts Naturanschauungen bieten. In dem Briefwechsel mit seinen Freunden läßt er sich stylistisch im höchsten Grade gehen, was er auch im

Umgange that, die Lectüre seiner Briefe wird bei allem Geistreichen und Interessanten wegen ihrer barocken, mit allerlei Citaten, unverständlichen Anspielungen und ausländischen Sprachflicken — mitunter sind sie griechisch oder wenigstens deutsch mit griechischen Buchstaben geschrieben — doch leicht ermüdend, der Herausgeber hätte wohlgethan eine Sichtung mit ihnen vorzunehmen.

Manche jedoch sind sorgfältiger geschrieben, so die an Schriftsteller. Merkwürdig ist es dabei, daß er einmal an Freiligrath schreibt, was man ihm selber mitunter hätte einschärfen müssen: Auch hüten Sie sich vor gewissen Gräßlichkeiten, die den Geschmack beleidigen, der Geschmack ist ein empfindlicher großer Herr, den man nicht einmal beleidigt haben darf.

Am weitesten verbreitet hat sich sein Ruf durch sein Märchen: Peter Schlemihl, das in alle Sprachen übersetzt, vielmal aufgelegt und auch mit den Zeichnungen des berühmten Cruishank geschmückt worden ist. — Der Held der autobiographischen Erzählung, die in ihrer bald humoristischen, bald ironischen und bald sentimentalen Haltung voll individueller, lebendiger Schilderungen ist, verkauft einem Art Mephistopheles für einen Seckel, der sich stets mit Gold füllt, seinen Schatten; statt dadurch aber zum Glück, zum Lebensgenuß, zur Befriedigung aller seiner Wünsche zu gelangen, verliert er wegen des unheimlichen Grauens, das sich an seine Person heftet, allen Genuß des Daseins, den Besitz der Freundschaft und der Liebe und ist trotz seines unerschöpflichen Reichthums der Verlassenste und Unglückseligste der Menschen; alle seine Sehnsucht, all sein Streben geht nun dahin, wieder in den Besitz seines Schattens zu kommen; er könnte es, aber nur dadurch, daß er, ein zweiter Faust, seine Seele verschreibt. Dieser Versuchung jedoch widersteht er und wirft zugleich den Seckel, den Erzeuger des schnöden Goldes, das ihm kein Glück zu bringen vermag, in einen Abgrund. Ich fiel darauf, so sagt er, in stummer Andacht auf meine Knie und vergoß Thränen des Dankes — denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur gewiesen, die ich stets geliebt hatte, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. Auf wunderbare Weise werden ihm dann Siebenmeilenstiefeln zu Theil, mit denen er naturforschend und botanisirend alle Zonen des Erdballs durchwandert und so bei äußerer Rastlosigkeit die innere Ruhe wiederfindet. —

Chamisso hat, wie er erzählt, dies phantasiereiche Märchen, das allerdings viel zu künstlerisch und individuel gehalten ist, um eine bloße, kahle Parabel oder Allegorie zu sein, zu seiner Zerstreuung und zur Belustigung von Hitzigs Kindern geschrieben und lehnte jede Erklärung ab, indem er es für ein harmloses Spiel der Phantasie ausgab, aber wenn wir bedenken, daß er es 1813 verfaßte zu einer Zeit, wo der Zwiespalt zwischen seiner französischen Nationalität und seiner Theilnahme an der deutschen Sache am schärfsten hervortrat, wo er an Frau von Stael schrieb: Ich bin Franzose in Deutschland und Deutscher in Frankreich, ich bin nirgend an meinem Platze, so dürfen wir wohl, wenn auch nicht jedes Einzelne sich deuten läßt, in diesem Märchen ein poetisches Symbol für des Dichters Lage und Stimmung erkennen. Das Vaterland ist des Menschen natürlicher Schatten, ohne dasselbe ist er wurzellos und gehört sich selbst nicht recht an, auch der Schluß der Erzählung, wo dem Friedelosen erst durch weite Reisen und innigen Verkehr mit der Natur wieder Ruhe und Heiterkeit kommt, ist eine Vorahnung von Chamisso's bald darauf erfolgter Weltumsegelung und Versenkung in die Naturstudien.

Dies scheint mir unter den mannigfach versuchten Deutungen die einfachste und berechtigtste zu sein, ich stimme darin Hildebrand durchaus bei. Es spielen, das läßt sich nicht leugnen, Faustische Anklänge von noch umfassenderer Bedeutung hinein, doch sind es eben nur Anklänge. Wie viel er sich übrigens mit diesem letzteren Thema beschäftigte, beweisen manche Aeußerungen und ein erster schon 1803 verfaßter dramatischer Versuch, der jedoch von geringer Bedeutung ist. — Für die dramatische Poesie reichte sein Talent nicht aus.

Fassen wir obige Züge zu einem Gesammtresultate zusammen, so möchte es Folgendes sein: Chamisso ist als Mensch wie als Dichter eine eben so originale wie edle Erscheinung und nimmt unter den Dichtern der Neuzeit, indem er das Romantische, worin er wurzelt, in's Moderne hinüberleitet, neben einem Rückert, Platen, Uhland und Lenau einen ehrenvollen Platz ein; manche seiner Gedichte werden mit der deutschen Sprache fortleben, wenn auch die schärferrichtende Nachwelt ihm nicht mehr das volle Lob zollen wird, das ihm die Mitwelt in den letzten Jahren seines Lebens so reichlich zu Theil werden ließ. Er hat nicht allein durch formale, sprachliche Förderung, sondern auch dadurch sich ein Verdienst um die Entwickelung unserer Literatur erworben, daß er der erblassenden, sich in Nihilismus verlierenden romantischen Poesie mit ihren gestaltlos nebelhaften Schöpfungen mehr substantielle, der Wirklichkeit entnommene Stoffe gab, und sie zu Behandlung ethischer, zeitgeschichtlicher und socialer Fragen hinüberleitete, wenn die Art und Weise, wie er es that, auch nicht immer zu billigen ist. Wer in seinen Schöpfungen die specifisch deutsche Richtung vermißt, möge bedenken, daß es ihm während der Erhebung und auch später eben so wenig gestattet war zur patriotischen Leyer als zum Schwerte zu greifen. Im Geist und Herzen war er doch immer deutsch. Während wir so oft bei unsren Poeten und Literaten eine characterlose Hingabe an das Fremde zu beklagen hatten, wurde dem deutschen Genius in der Eroberung eines so herrlichen Mannes wie Chamisso eine seltene Genugthuung zu Theil, und gerade er, der von innerem Drange getrieben, so ganz der unsere wurde, giebt eine erfreuliche Gewähr dafür, daß wir, so lange wir das durch unsere große Epoche Gewonnene zu wahren wissen, kein neues Geistesjoch zu fürchten haben, sondern schon stark genug sind, die von Göthe vorausgesehene Weltliteratur, deren Vermittelung unser Beruf ist, anzubahnen, ohne darüber unsre Eigenthümlichkeit zu verlieren.

* Vier Sonette.

Von Alice Salzbrunn.

Vergebung.

Aus dem Englischen nach Whittier.

Mein Herz war schwer, weil unbegrenzt Vertrauen
Und reinster Wille bösen Hohn empfangen;
Ich ging mit Schmerz und zornigem Verlangen
An einem Frühlingssonntag durch die Auen.

Der Dorfkirchhof, in grüner Pracht zu schauen,
Vertraute mir: daß Lieb' und Haß vergangen
In letzten Ruhestätten, und mit Bangen
Die Reue hier manch' Blumendach muß bauen.

Gekränkte, Schuld'ge auch mit bleichen Zügen,
Sie wollen sterbend fromm in Gott sich fügen
Und friedlich ruhen unter'm Blüthenleben.

Ich dachte an der Menschen gleiches Leiden:
Da schwand, wie mächt'ge Wogenschwälle scheiden,
Mein Stolz — und zitternd habe ich vergeben.

John Milton auf seine Blindheit. *)

Aus dem Engl. des J. Milton.

Wie oft bedenk' ich, daß im Mannesalter
Mein Aug' erlosch', und ich auf dunkler Erde
Mein Pfund vergraben muß am stillen Herde,
Und möcht' dem Herren wuchern hundert Malter.

Ich möchte sein ein rüstiger Verwalter,
Und führt' in meiner Thorheit die Beschwerde:
Will Gott, daß Ihm des Menschen Tagwerk werde
Und weigert Licht der mächtige Erhalter?

Da zeigt' der Seele die Geduld den Schaden:
Mit sanftem Joche hat mich Gott beladen,
Ich soll es stille tragen unverdrossen.

Er sendet Menschen aus, der Fürst der Gnaden,
Sie ziehn geschäftig hin auf fernen Pfaden;
Die wartend stehn, sind Seine Hausgenossen.

In Ostende, 22. Juli 1787.

Aus dem Engl. nach W. L. Bowles.

Wie süß die Glocken hin- und widerhallen!
Wie früh am Morgen reiner Seeluft Kühle
Den Kranken frisch anweht, ihr Glockenspiele,
So fühlt mein Herz durchdringend euer Wallen.

Jetzt lausche dem hinsterbenden Tonfallen —
Und nun, so weit auf weißem Wogenpfühle
Schwingt klagende Musik die Weihgefühle;
Ein still Gedenken kommt mit diesem Schallen.

Es waren Wonnetage, Maienzeiten,
Als an dem Heimathstrome erstes Sehnen
Und dieser Zaubersang mir brachte Thränen.

Weit ward mein junges Herz voll Seligkeiten! —
Dahin sind jene Tage, jene Lieder,
Der Freude Ton klang damals und nie wieder.

Portrait der Rachel Ruysch **)

mit Blumenmalerei umgeben.

Seht schöngeworfne Blätter, zarte Ranken
Und Blumen, hauchend süße Lebenswonnen,
Die Früchte, prangend in dem Licht der Sonnen,
Gebrochne Knospen seht, die Todeskranken.

Und mit der Kunst belebenden Gedanken
Strahlt — von den Blumen liebeweich umsponnen —
Das Bild der Frau, die sinnig stets begonnen
Ihr Duftgedicht in stillerwählten Schranken.

Stillleben, milde warme Frauenwerke!
Die Malerin zeigt holden Erdenfrieden,
Im kleinen Raum beweist sie ihre Stärke.

Sie schuf kein hehres großes Bild hienieden,
Doch wo ich ihre feine Hand bemerke:
Der Schönheit Gabe war ihr stets beschieden.

---

* John Milton erblindete 1652 im 44. Lebensjahre.

** Rachel Ruysch, die berühmte Frucht- und Blumenmalerin, wurde 1664 in Amsterdam geboren und starb 1750.

* Kleine Mittheilungen.

Die Lecture für Frauen und Mädchen.

Jedes Unterhaltungsblatt, das sich selbst und seine Leser achtet, und das nach gesunden Grundsätzen redigirt wird, erkennt es ebendarum auch für seine besondere Pflicht, den Lesern nur gesunde Nahrung zu bieten und sie zugleich auf geeignete Lecture für sie, zu den verschiedenartigsten Zwecken der Belehrung und Unterhaltung, hinzuweisen. Vorzugsweise thut dies wohl ein solches Blatt gegenüber den Frauen und Mädchen unter seinen Lesern, und um so mehr thut es dies, je mehr es an ihrer wahren Bildung, je nach ihrer Bestimmung und ihrem Bedürfniß, lebendiges Interesse nimmt.

Sollte dies Alles nicht auch von unserm Blatte gelten dürfen? Da wir das voraussetzen, so machen wir unsere Leserinnen auf ein kürzlich erschienenes Buch aufmerksam, das die Diätetik für das weibliche Geschlecht behandelt, sich jedoch dabei nicht blos auf die leibliche Diätetik beschränkt, sondern vielmehr in der Absicht „maßvolle Sitte und edle Weiblichkeit zu fördern und zu erhöhen,“ die geistige Diätetik mit der leiblichen überall Hand in Hand gehen läßt. Das Buch führt den Titel: „Des Weibes Gesundheit und Schönheit von Prof. Reclam in Leipzig“ (Leipzig und Heidelberg, Winter, 1864), und hat das doppelte bezeichnende Motto: „Schön“ sein, heißt „gesund“ sein, und: „Es giebt keine körperliche Schönheit ohne geistige.“

Wir wollen den Inhalt des Buchs im Einzelnen nicht weiter darlegen und verrathen, aber wir dürfen versichern, daß es sich selbst gewissenhaft die Aufgabe und das Streben als nächsten Zweck stellt und vorhält, diejenigen Anforderungen, welche die Natur an den Menschen macht, mit denen zu vereinigen welche Gesellschaft und Civilisation unserer Kulturepoche geltend machen. Denn das ist — sagt der Verfasser — die Aufgabe der heutigen Diätetik.“

Er selbst ist sich dieser Aufgabe klar bewußt gewesen. Seine Darstellung ist lebendig, von wissenschaftlichem Ernste durchdrungen und getragen, aber ohne „wortklauberische Pedanterie,“ klar und verständlich und in wahrem Sinne des Worts praktisch. Besonders möchten wir auch seiner Darstellung eine rechte, verständige Offenheit zum Besten derer, für die er zunächst schreibt, zu keinem geringen Verdienst anrechnen *).

Diese Offenheit beweist er unter anderm auch in dem, was er in dem Abschnitte über Vergnügungen (Geselligkeit, Lecture, Genuß, Reisen, Musik u. s. w.) über die Lecture für Frauen und Mädchen äußert. Wir bitten daher um die Erlaubniß, gerade dies hier zu Nutz und Frommen unserer Leserinnen mittheilen zu dürfen, da es sehr viel Wahres und Beherzigenswerthes enthält und manche Schäden aufdeckt.

Der Verfasser leitet seinen diesfallsigen Rath ganz zweckmäßig mit dem Satze ein: Das Thier nimmt, was für den Augenblick das Bequemste ist, der Mensch aber wählt, was „den Bedürfnissen der Zukunft entspricht.“

Eben so — sagt er — ist es mit dem, was wir lesen. Die Bücher sind uns Gesellschafter, wenn und so lange wir sie lesen; sie werden uns Freunde, durch oftmaliges Aufschlagen. Sollen wir Personen von unlauterer Gesinnung zu unsern Freunden wählen.

---

*) Wir rechnen es dem Verfasser im Einzelnen namentlich als Verdienst an, daß er sich ausdrücklich gegen den „Kückenkorb“ (franz. Crinoline) als unschön erklärt (aber er ist auch unanständig und gefährlich), wie wir es seinem Herzen zur Ehre nachsagen, daß er sich bei Gelegenheit der Besprechung der „Frauenarbeit sonst und jetzt“ der Interessen des weiblichen Geschlechts mit wahrhaft rührender Innigkeit annimmt.

Wie manche elegante Dame, welche sich scheuen würde, eines schmutzigen Bettlers Hand nur eine Minute zu halten, nimmt Stunden lang ohne Scheu ein zerlesenes unsauberes Buch aus einer „Leihbibliothek“ in ihre Finger, dessen Aeußeres noch unreiner ist, als die Hände des Bettlers sind, und dessen Inneres „im Mangel der Reinheit“ das Aeußere noch übertrifft.“ In England, Frankreich und Italien würde eine anständige Dame zu viel Selbstachtung und zu viel Respect vor den geistigen Schöpfungen ihrer Nation haben, als daß sie ein Buch aus einer öffentlichen „Leihbibliothek“ (die doch eigentlich nur für Unbemittelte, für Handwerker, Gesellen, Näherinnen, Dienstmädchen besteht) entlehnte. Sie kauft sich ihre Bücher.

Dies hat großen moralischen Gewinn. Man scheut sich weit mehr, ein schlechtes Buch für dauernden Besitz zu erwerben, und liest deßhalb in den meisten Fällen „auch nur bessere, edlere und folglich veredelnde Schriften.“ Wer aber seine Bücher aus der „Leihbibliothek“ entlehnt, stellt sich und seinem Geschmacke ein geistiges Armuthszeugniß aus, wie seinem Beutel ein materielles *). In Deutschland freilich hat oft eine zahlreiche und wohlhabende Familie für ihre Bücherschätze Raum in einem einzigen Schranke, während im Auslande ein Zimmer dazu gehört. Kein Volk hat eine größere Literatur und keines schätzt sie weniger, als das Deutsche. „Wer nicht mehr ängstlich für sich zu sorgen hat, dem erwächst die Pflicht, am geistigen Ausbau der Nation sich zu betheiligen, könnte er es auch nur durch Kaufen der Geisteswerke.“ Wer kostbare Kleider bezahlt, der „heimse sich auch die Schätze der Wissenschaft und Kunst ein.“ Wer sich für Hochgeboren hält, der „hole sich die Werke derer, die sich durch ihren Geist auf „„der Menschheit Höhen““ schwangen.“ Noblesse oblige!

Aeltern sollten ihren Töchtern regelmäßig an jedem Wiegenfeste, zu jedem Weihnachten und als kleine Aufmunterung gute Unterhaltungsbücher schenken, um so für die ganze Familie den Segen guter Hausfreunde zu erwerben.“

Die elende Neuerung der Sensations-Romane, der Zeitungen mit ihren haarsträubenden Mordgeschichten, der Pfennigliteratur und der Romanzeitungen ist nur „durch den Ungeschmack der Frauenwelt in der Auswahl des Lesens entstanden.“ Man kaufe (und man lese) sie nicht, und man „schneidet damit dieser die Geister verdummenden Schmarotzerpflanze den Lebensfaden ab.“ **) Wir haben ja in deutscher Sprache eine Anzahl guter, heiterer und anziehender (auch wahrhaft veredelnder) Bücher. Weßhalb nicht „die edlen Früchte wählen statt der unwürdigen Auswüchse?“ Es brauchen deßhalb nicht die schwerfälligen und ernsten Bücher zur Hand genommen zu werden, denn — Niemand kann immer ernst sein, sondern „Heiterkeit und Frohsinn ist ein Bedürfniß gesunden Geistes.“

Aber — setzen wir hinzu — für Befriedigung dieses Bedürfnisses soll und darf auch nur gesunde Nahrung dem gesunden Geiste geboten werden.

---

*) Diese Behauptung können wir in ihrer Allgemeinheit doch nicht als gerechtfertigt ansehen, aber wir würden sie gelten lassen, wenn gesagt wäre: wer nur aus der Leihbibliothek seine Bücher entlehnt, u. s. w.

**) Sehr wahr. Aber das gilt auch, wie mancher andere obiger Rathschläge, für andere, als Frauen und Mädchen, und auf anderen Gebieten. Man übersetze solche Schmarotzerpflanzen nicht, man kaufe und lese nicht die Romane von Feydeau, G. Sand u. s. w., man schneide auch andern, nicht bloß sittlichunwürdigen, sondern auch politisch schlechten und sonst verderblichen Büchern und Zeitungen den Lebensfaden ab, indem man sie nicht liest, noch weniger kauft. Aber die Deutschen sind nun einmal in jedem Betracht — Allerweltsnaturen!

Die Monumentomanie unserer Zeit.

Unsere Zeit ist in auffallender Weise von manchen Manien und Leidenschaften heimgesucht, und vielleicht liegt ein Grund davon mit darin, daß es eine materielle, nach Stoffwechsel lüsterne Zeit ist, die einer jeden grundsätzlichen Schöpfungskraft entbehrt, in welcher wir leben. Ein gewisser Formalismus ist auf einzelnen Gebieten des öffentlichen Lebens ihre hervorragende Eigenschaft, und die Formen, unter denen der Zeitgeist auch in ihr — trotz alledem und alledem! — thätig ist, sind nicht selten aller und jeder lebendigen Idee entkleidet. Solcher Zeitgeist ist freilich in Wahrheit „der Herren eigner Geist,“ und er zeigt sich gerade dann in seiner wahren formalen Blöße, wenn er — auf Ideen speculirt, denen er dienen will und denen er auch dienen zu können meint. Es fehlt auch in diesem Betrachte unserer Zeit nicht an persönlicher Eitelkeit, und jener Zeitgeist — „der Herren eigner Geist“ — ist nur wie ein „tönendes Erz“ und eine „klingende Schelle,“ — aufgeblasen und hohl, ohne wahren geistigen Halt und ohne allen sittlichen Gehalt. Weil dieser Geist im Großen nichts Dauerndes schaffen kann und Nichts ist, will er um so mehr scheinen; weil er, z. B. in der Politik, von großartigen, ewigen Ideen sich nicht leiten läßt, spielt er mit Ideen, und nimmt oft in gutem Glauben einen weiten Anlauf, wobei jedoch — Nichts herauskommt und er gleichsam mit seinen Bestrebungen auf die Nase fällt. Es ist eben der leere Formalismus der Eitelkeit, der ihn drängt und treibt, aber die Geistesarmuth, an der er leidet, ist nur noch größer, als seine Eitelkeit. Im Allgemeinen hat die Zeit, in der wir leben, nichts Ideales an sich und in sich: sie ist vor allem materiell und vorzugsweise nur auf das Reale gerichtet. In gewisser Beziehung ist zwar auch dies allerdings ein Vorzug, und man mag diesen Vorzug unserer Zeit gern gönnen; aber es ist nur nicht das, was sie beanspruchen sollte und vielleicht auch könnte.

Zur Signatur unserer Zeit gehört vornehmlich auch die ihr eigene Monumentomanie, in ihrer Uebertreibung eine Ausgeburt des Egoismus. Man begegnet dieser Manie fast an allen Orten und in verschiedener Weise. Hier errichtet sie Denkmäler in den mannigfaltigsten Formen und feiert Verstorbene und Lebende, oft aus keinem andern Grunde, als zu formellen Zwecken, weßhalb auch nicht selten eine absichtliche Täuschung mit unterläuft; dort huldigt man einen Reliquiendienst, der wenigstens nicht immer aus einem wohlverstandenen innigen Cultus des Genius hervorwächst, der vielmehr häufig nur die Frucht lächerlicher Eitelkeit und verächtlichen Eigennutzes ist, — eines Eigennutzes, wobei man besonders auch auf die Eitelkeit Anderer sich Rechnung macht und diese gebührend in Anschlag bringt. Denn im Ganzen, eben so im Großen wie im Kleinen, ist der Zeitgeist heutzutage — ein gar kluger und verständiger Rechenmeister. Die große Politik, die seit länger als zehn Jahren die Geschicke von Europa beherrscht, hat vielleicht auch in dieser Beziehung um uns und unsere Zeit sich verdient gemacht, und nur ihr verdanken wir diesen berechnenden Speculationsgeist.

Wir wissen nicht, ob und inwieweit wir mit dem, was wir im Vorstehendem, über die monumentale Leidenschaft und Thorheit unserer Zeit bemerkt haben, thatsächlich im Recht sind oder nicht und ob wir nicht etwa nach einzelnen Erscheinungen dem Zeitgeist doch wohl Unrecht thun. Vielleicht ist er selbst besser, als er scheint und als sein Ruf ist, in dem er bei Vielen steht. Indeß fehlt es durchaus nicht an solchen Erscheinungen, und Jeder, der seine Zeit aufmerksam beachtet und beobachtet, kann sie kennen lernen, auch wenn er über ihr Verhältniß zum Zeitgeist selbst noch im unklaren ist und anders urtheilt, als wir. Es ist daher auch überflüssig, auf solche Zeichen der Zeit und auf einzelne

Beispiele für unsere Anschauungen besonders hinweisen zu wollen, — von Vercingetorix an, dem jetzt der Kaiser Napoleon ein Denkmal errichten läßt, bis zu der Pflegerin Theodor Körner's, als dieser, nach dem verrätherischen Ueberfalle bei Kitzen in der Nähe von Leipzig, verwundet in einem Dorfe bei Leipzig während einiger Stunden der Pflege theilnehmender Menschen bedürftig war und diese Pflege auch fand. Nur den jüngsten und allerneuesten Beleg für unsere Anschauungen, den wir in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 30. October 1863 finden, können und wollen wir hier den Lesern nicht vorenthalten, weil er ihnen außerdem entgehen könnte, und er doch die weiteste Verbreitung verdient. Wir lesen nämlich dort das Anerbieten einer Frau Belli-Gontard in Frankfurt a. M., bei welcher im Jahre 1848 Jakob Grimm während des Parlaments gewohnt und einen Schreibstuhl benutzt hat, den die Genannte auf Grimms Wunsch besorgt und auf dem „der berühmte Gelehrte einen Theil seines Wörterbuchs geschrieben.“ Die Besitzerin „möchte gern dieses Möbel der Nachwelt erhalten und den Stuhl an einen der vielfältigen Verehrer Grimms käuflich überlassen,“ und dazu erbietet sie sich „auf portofreie Anerbietungen.“

Nun — vielleicht kauft ihn ein Engländer!

Literatur und Kunst.

* Dante Alighieri's Säcular-Jubiläum fällt in den Mai d. J. Ueber den eigentlichen Geburtstag des Dichters gehen die Angaben auseinander; es kommt aber auch nicht darauf an, ob die Geburt des Knaben vor 600 Jahren an diesem oder jenem Maitage erfolgt ist. Die Italiener haben daher die Jubelfeier in die Mitte des Monats verlegt und werden damit in Florenz, laut dem bereits festgestellten Programme, am 14. Mai, Sonntag Cantate, beginnen. An diesem Haupt-Festtage soll die von dem jungen Bildhauer Pazzi aus Ravenna gefertigte Kolossal-Statue des Jubilars auf dem Platze von Santa Croce feierlich enthüllt werden. Das Monument besteht aus einem ca. 22 Fuß hohen Piedestal, das an drei Seiten mit Basreliefs (Scenen aus der Commedia, wie Unterredung mit Petrus und Zusammenkunft mit Sordello) geschmückt ist, und aus dem 18 Fuß hohen Standbilde Dante's, der, als Franciscanermönch gekleidet, aber ohne Scapulier und Capuze, das Haupt mit dem Lorberkranze umwunden, in der Rechten die Divina Commedia trägt und mit der Linken, wie ein reisiger Wanderer, das lange Ordensgewand aufgeschürzt hält. Zu seinen Füßen hält ein Adler Wacht. Das Antlitz des Dichters ist nach der Gypsmaske modellirt, die sich im Besitze der Familie der Torrigiani befindet und nach der Natur (?) aufgenommen worden sein soll. Die Züge desselben erscheinen tiefsorgenvoll und mit einem gewissen Anfluge von Geringschätzung und Verachtung gegen die Außenwelt. Das Programm belehrt uns, daß die Dante-Festlichkeiten in Florenz nicht weniger als acht Tage, vom Sonntag Cantate bis zum Sonntag Rogate, dauern sollen. Gleich nach Enthüllung des Denkmals beginnt ein großer Gala-Corso mit historischen Triumphwagen. Auf dem Platze selbst Musik-Aufführung. Abends allgemeine Illumination der Stadt und Festball. Am Montag, 15. Mai, feierliche Eröffnung des Dante-Lehrstuhls, auf welchem die Commedia und die übrigen Werke des Dichters erläutert und volksverständlich gemacht werden sollen. Wir erinnern hierbei daran, daß schon für Boccaccio im Jahre 1373 ein solcher Lehrstuhl in Florenz errichtet und auch in Pisa und Bologna später versucht wurde, dem Volke Dante's Werke verständlich zu machen. An demselben Tage Rennspiele nach altitalienischer Sitte. Am Dienstag, 16. Mai, wissenschaftlicher Congreß, Besuch an Galilei's Grabe in Santa Croce, Regattas auf dem Arno. Am Mittwoch, 17. Mai, Preisvertheilung an die Künstler, großes Turnier auf dem Platze Santa Maria Novella, Ball im Theater Pagliano, Volksfest auf dem St. Marcusplatze zu Ehren Michel Angelo's. Am Donnerstag, 18. Mai, Revue und Manöver der Truppen, Corso und Volksspiele. Am Freitag, 19. Mai, großes Musikfest, dessen Ertrag für arme Künstler bestimmt ist. Am Sonnabend, 20. Mai, National-Schützenfest und Feuerwerk, wobei die Eroberung von Ancona dargestellt wird. Am Sonntag, 21. Mai, allgemeines italienisches Dante-Jubelfest, Revue der Nationalgarde, Huldigung auf der Piazza della Signoria, ländliches Fest zu Boboli; zum Schlusse allgemeine Illumination der Stadt und großer Chorgesang vor der Dante-Statue. Man ersieht aus diesem Festprogamme deutlich genug, daß die Italiener nichts weniger als gesonnen sind, ihren großen Dichter als den summo teologo und den Sänger eines poema sacro zu feiern. Dante ist ihnen der Inbegriff aller ihrer nationalen Bestrebungen, und das Jubelfest hat für sie einen wesentlich politischen Charakter. Von einer besonderen kirchlichen Feier ist in dem Programme gar keine Rede.

— Am 31. Januar trat Fichtner zum letzten Male auf dem Wiener Hofburgtheater auf. Karl Fichtner ist am 7. Juni 1805 zu Koburg geboren. Seine Eltern waren Schauspieler bei einer Gesellschaft, die am herzoglichen Theater spielte. Diese Gesellschaft löste sich aber 1806 in Folge der Kriegsereignisse auf, und das Fichtner'sche Paar mußte mit Sack und Pack auf die Wanderschaft gehen, der einjährige Karl mit ihnen. Sie schlossen sich der unter Koch und Herzog die Schweiz bereisenden Truppe an und spielten bald in Luzern, bald in Zürich, in Aarau, Bern, Basel u. s. w. und kamen auch nach dem Elsaß, namentlich nach Straßburg, Mühlhausen, Kolmar. Während dieser Fahrten betrat auch Karl, im fünften Jahre seines Lebens, diele verschiedenen Bretter, auf denen sich seine Eltern und ihre Wandergenossen herumtummelten. Anfangs wurde der blondgelockte, blauäugige, überaus mädchenhaft aussehende Knabe zu Mädchenrollen verwendet. So gab er in „Don Karlos“ die kleine Infantin. Auch sang er den Iriel in der „Teufelsmühle am Wienerberg“ und einen der drei Knaben in der „Zauberflöte“, wobei der kleine Albert Lortzing ihm zur Seite stand. Später bezog Fichtner das Freiburger Gymnasium, begann erst 1820 seine eigentliche dramatische Laufbahn, und ward in untergeordneten Rollen, auch in Oper und Pantomime beschäftigt. In dieser prekären und anstrengenden Stellung blieb Fichtner indessen nicht lange. Einige bessere Rollen, wie z. B. Baumgarten im „Tell“, waren ihm geglückt, der Erfolg hatte dem schüchternen jungen Schauspieler einige Zuversicht gegeben und ein Freund seiner Eltern, der Schauspieler und Schriftsteller Vogel, Verfasser des Trauerspiels „Der Erbvertrag“, des Lustspiels „Reue und Ersatz“ u. d. m., interessirte sich ganz speciell für seine weitere Entwickelung. Vogel, der eine Zeitlang die Leitung der Köhler'schen Truppe besorgt hatte, wurde später vom Grafen Palffy als General-Secretär für das Theater an der Wien engagirt. Durch seine Vermittlung gelang es bald, für Fichtner und dessen Mutter ein Engagement zu erhalten, welches Ersterem nach dem Freiburger Statisten- und Choristendienste wie ein Eldorado vorkommen mußte: man brachte ihn nach Wien in die lustige Kaiserstadt, zu der Palffy'schen Unternehmung. An der Wien war Fichtner eigentlich als zweiter Liebhaber engagirt, erhielt indessen auch einige hervorragende Rollen, war aber anderseits nicht viel besser daran als in Freiburg, da er auch hier so ziemlich Alles „mitmachen“ mußte, nämlich in Zauberpossen spielen, überhaupt jede Gattung Rollen übernehmen, sogar Opernpartien singen. So sang er z. B. den Masetto, spielte in Zauberpossen und in Schauerdramen jeder Art, gelangte aber auch zu einigen bedeutenderen Aufgaben, wie Fridolin, Franz in „Götz“, Melchthal und der Narr im „Lear“. Mittlerweile hatte die Direction des Hofburgtheaters, bestehend aus dem wohlmeinenden Grafen Dietrichstein, dem Hofrath Mosel und dem trefflichen Schreyvogel, durch den Hofschauspieler Küger den jungen Fichtner zu einem Engagement auffordern lassen, welches derselbe denn auch 1824, nachdem sein Freund Vogel das Generalsecretariat an der Wien niedergelegt hatte, antrat, und zwar am 5. August des genannten Jahres als Peter Selbert in Iffland's „Herbsttag“. Die zwei folgenden Antrittsrollen waren der Secretär Dallner in Iffland's „Dienstpflicht“ und Feodor Ossakow in Babo's „Strelitzen“. Im „Herbsttag“ spielte damals mit ihm die Tochter des Hofschauspielers Koberwein, mit welcher sich Fichtner später (9. Januar 1830) verheiratete. Fichtner's Thätigkeit am Burgtheater war gleich anfangs eine sehr lebhafte, wenn auch mehr in kleinen Rollen. Doch gab er schon in den ersten Monaten den Holbein'schen Fridolin und den Fritz Rehfeld im „Straßenräuber aus kindlicher Liebe“. Seine erste neue Rolle von Bedeutung war 1827 Alamir in Schenk's „Belisar“. Zur selben Zeit gab er auch schon den Pagen Paul Husch in „Pagenstreiche“, den Fritz Hurlebusch im „Wirwarr“ und Grillparzer's Phaon. Von 1830 datirt seine Karriere als eigentlicher erster Liebhaber. Er übernimmt jetzt Schiller's Ferdinand und Don Karlos, kreirt die erste Bauernfeld'sche Rolle, Heinrich Frank in „Leichtsinn aus Liebe“, und Grillparzer's Leander. Jetzt folgen alle ersten Rollen im Fach der jungen Helden, sentimentalen und heiteren Liebhaber, Bonvivants und mitunter auch Naturburschen. Das Jahr 1837—1838 bringt zwei Schöpfungen der heterogensten Art: Romeo und den Pariser Taugenichts. Am Schluß der Dreißiger-Jahre galt Fichtner als der hoffnungsvollste deutsche Liebhaber, als eines der tüchtigsten Mitglieder des Burgtheaters. Das Ende der Dreißiger-Jahre bringt leider einen Abschnitt, eine Unterbrechung in des Künstlers Thätigkeit. In den letzten Tagen des Jahres 1839 erkrankte Fichtner ernstlich.

blieb sechs Wochen außer Thätigkeit, trat dann einmal auf, ohne vollständig hergestellt zu sein, verfiel in erneute (typhöse) Krankheit, von welcher er sich erst im Herbste 1840, und auch jetzt nur langsam erholte. Zwar nahm er seine Thätigkeit mit der ihm eigenen Pflichttreue wieder auf und brachte im Theaterjahre 1840—1841 eine Anzahl neuer Rollen, doch blieb die kaum überstandene Krankheit nicht ohne gewisse Nachwehen. Es zeigten sich Spuren von Gedächtnißschwäche, die den Künstler beunruhigten und in ihm, selbst als die physische Ursache großentheils gehoben war, doch immer noch eine gewisse Befangenheit zurückließen. Nur dem ausdauerndsten Fleiße seinerseits und der antheilsvollen Bewunderung und so zu sagen persönlichen Anhänglichkeit des Publikums ist es zu verdanken, daß Fichtner — obwohl 1852 neuerdings durch drei Monate unwohl und in den letzten Jahren mit peinlicher Schwerhörigkeit behaftet — nicht nur zur Noth tapfer aushielt in seinem Berufe, sondern seine Thätigkeit mit gleicher Regelmäßigkeit wie früher, unter fortwährender Auffrischung seines Repertoirs fortsetzte. Er gab damals zum ersten Mal den Brakenburg, Ballandard, Richard Savage, Gluthen, Hans Büttner, den jüngern Chorführer u. s. w. Im J. 1848 bezeichneten Schiller in Laube's „Karlschüler“ und Karl in Hebbel's „Maria Magdalena“ einen besondern Aufschwung seines Talents. Unter Laube's Direction konzentrirte sich Fichtner's Thätigkeit mehr und mehr auf das Lustspiel, obwohl er auch auf den andern Gebieten manche Aufgabe von Wichtigkeit erhielt und behielt. Bis zuletzt blieb er in der beneidens- wie bewundernswerthen Lage, die Vorzüge der Jugend — ungeschwächte Aneignungs- und Produktionskraft — mit denen des Alters — Erfahrung, Autorität, Styl — in schönster Harmonie zu vereinigen. Es hat Schauspieler gegeben, die mehr imponirt haben durch die Wucht ihrer Rhetorik, durch das Feuer ihrer Leidenschaft, durch die Schärfe ihres Sarkasmus, durch die gediegene Gelassenheit oder unwiderstehliche Lebendigkeit ihres Wesens, durch hundert Effektmittel berechtigter und unberechtigter Art; keinen aber, der wie Fichtner das, was er besaß an körperlichen und geistigen Eigenschaften, so harmonisch befriedigend zu einem gewinnenden, überzeugenden, mustergiltigen Ganzen vereinigt hätte. Mustergiltig war er als jugendlicher Liebhaber und als Bonvivant, unvergeßlich als jugendlicher Held der Tragödie, trefflich in zahllosen Rollen ernster und heiterer Gattung. Seine ganze Erscheinung nahm für ihn ein, sein Organ hatte einen edlen und treuherzigen Klang, musterhafte Deutlichkeit der Rede und Prägnanz des Vortrags zeichneten ihn aus vor fast allen seinen Kollegen, seine Auffassung war stets einfach, klar, sein Spiel natürlich, fein, gemäßigt durch angebornen Takt, wie durch erworbenes Stylgefühl, ohne grelle Schlaglichter, ohne scharfe geistreiche Pointen, ohne überfeine Nüancen, im ernsten Genre zu weichem Gefühlsausdruck, im heiteren zu harmlosem Scherz geneigt, in zweifelhaften Fällen eher für zu wenig, als für zu viel eingenommen, nicht mit versatilem Geiste bald da, bald dort neue Fäden anknüpfend, oder mit kühnen Wendungen überraschend, immer mehr geraden Weges dem Ziele zusteuernd, ein gelehriger Schüler seiner großen Vorgänger, ein würdiger Genosse seiner besten Mitspieler, ein treffliches Muster für das jüngere Geschlecht, und zwar ein Muster an Charakter nicht minder wie an Talent. Vierzig Jahre hat Fichtner unverdrossen an einer und derselben Bühne gewirkt, mit bescheidenem Sinn den eigenen Vortheil und die persönliche Eitelkeit dem strengen, weihevollen Kunstbegriff unterordnend, ohne Anspruch auf vorbereitende Reklame und schlepptragende Lobhudelei, frei von den Kleinlichkeiten des vulgären Komödiantenthums, ein friedfertiger Kollege und ein guter Mensch. Solche Charaktere sind unter den Schauspielern fast noch seltener als solche Talente. Möchte doch Beidem nachgestrebt werden, damit der Schauspielerstand mindestens in seinen begabteren Vertretern nicht den Lastern und Thorheiten der Zeit zum Opfer falle, und damit an die lebensfähigen Ueberlieferungen des älteren Wiener Darstellungsstyls, deren thatkräftigster, lebendigster Repräsentant Fichtner war, neuerdings wieder angeknüpft werde und jüngere Talente sich an dieser Stütze heranbilden.

— Im Pariser Gymnase sind augenblicklich die **Vieux garçons von Sardon** das dramatische Preisstück. Die Fabel ist folgende: Hr. v. Mortimer, ein alter Hagestolz, Geck und Libertin, aber verführerisch durch sein feines Wesen, erscheint unter der Maske eines wohlthätigen Zwecks in dem Landhause des Hrn. v. Chavenay. Dort findet er nicht nur Frau v. Chavenay, sondern auch zwei weitere reizende Damen mit ihren Männern, den HH. de Troënes und Du Bourg. Zwei ditto Hagestolze, Baucourtois und Clavières, Freunde des Hauses, vervollständigen die Gruppe. Antoinette, die Schwester der Frau Clémence de Chavenay, ist der Engel dieser Gesellschaft, geistreich, hübsch, naiv, reizend. Hr. v. Nantya, ein junger Edelmann aus der Nachbarschaft, macht ihr den Hof. Daß Hr. v. Mortimer sich mehr wegen der Damen als wegen ihrer Männer im Schloß eingeführt hatte, wird man glauben auch ohne daß ich es beschwöre. Er stellt sich vor; die drei jungen Frauen und Antoinette, das **enfant terrible**, sind gerade allein unter sich. Sie lachen Hrn. v. Mortimer in seiner neuen Rolle als Wohlthäter und Beschützer ein wenig aus, aber dieser weiß sich so gut zu geben und hat einen so schlechten Ruf, daß er Gnade findet vor Clémence de Chavenay, die sich langweilt weil sie glücklich verheirathet ist, und vor Rebecca Du Bourg, einer romantischen und nervösen Dame. Sie geben dem Schmeichler ihren Beitrag und vernarren sich in seine gefährliche Persönlichkeit. Unterdessen kommen die HH. Gemahle zurück, und sind über den neuen Gast etwas weniger entzückt als ihre Frauen. Auch Hr. v. Nantya erscheint und weiß sich gegen Mortimer etwas geringschätzig auszudrücken. Clavières erkennt in ihm einen alten Bekannten von Paris her. Endlich tritt auch Baucourtois auf mit einer Landschönen die er verführt hatte, und nun der etwas verblüfften Gesellschaft vorstellt. Dieser Monsieur Baucourtois ist ein sechzigjähriges, durchgelumptes, ausgebeintes Stück Menschheit mit starkem Rheumatismus und schwachem Gedächtniß. Mortimers Artigkeiten haben ihren Zweck erreicht, er wird nach Paris in den Salon der Frau v. Chavenay eingeladen. So will es Clémence, und der Hr. Gemahl wagt keinen Einspruch. Der zweite Aufzug spielt in Paris. Mortimer erscheint mit den andern Herren und Damen im Hause Chavenay, macht den Frauen Geschenke und erweist den Männern Gefälligkeiten, weiß stets das Neueste und ist ein ganz charmanter Schuft. In einem günstigen Augenblick macht er der Frau Clémence seine Erklärung, und Clémence läßt ihn allein stehen. Während er allein steht, kommt Antoinette aus der Oper zurück. Sie war zum erstenmal dort, hat den „Troubadour“ gesehen, ist entzückt, begeistert, setzt sich an das Piano und repetirt die gehörten Melodien. Mortimer, von Clémence abgeschlagen, versucht sein Glück bei Antoinette, wird aber nicht verstanden. Wohl aber erscheint der junge Nantya, der Liebhaber oder vielmehr der baldige Bräutigam Antoinettens, und der tugendhafte Mortimer zieht sich vor dem drohenden Blick des Edelmanns in den Schutz der Coulissen zurück. Der dritte Act zeigt uns die drei Hagestolze in ihrer Wohnung beisammen. Mortimer schwärmt für Antoinette, Clavières läßt die Ohren hängen, denn die romantische Rebecca hatte ihm ein Stelldichein gegeben und war nicht erschienen. Der dumme Baucourtois ist durch eine verschwärmte Nacht noch dummer, seine ländliche Geliebte aber eine Dame geworden die ihren Anbeter einen alten Affen nennt. Während Clavière allein im Zimmer ist, erscheint Rebecca. Sie ist außer sich, sie hat einen Brief verloren den ihr Clavières geschrieben, und glaubt ihn in den Händen ihres Gemahls. Unter dem Vorwand ihren Arzt zu besuchen ist sie mit Antoinette, die unten wartet, bei Clavières vorgefahren. Sie glaubt sich entehrt, verloren, will mit ihm sterben und bietet ihm ein Fläschchen Laudanum an. Hr. v. Clavières ist aber durchaus kein Freund von so starken Getränken, und sucht zu beweisen daß der Brief an tausend andern Orten verloren sein könne. Rebecca geht fort wie eine Verrückte, und vergißt daß Antoinette im Wagen auf sie wartet. Auch Clavière fühlt sich nicht behaglich und geht. Des Wartens müde kommt Antoinette herauf und trifft mit Mortimer zusammen. Dieser benützt natürlich eine so schöne Gelegenheit seine Herzensangelegenheiten von neuem anzubringen. Zuerst wird er verlacht, und zuletzt, als er verstanden wird, mit Worten bedient welche ihm klar machen daß es unter den Frauen noch etwas gibt an das er nie geglaubt hatte, daß er hier vor einer reinen Seele stehe. Ja diese sechzigjährige Sünde fühlt sich von der zwanzigjährigen Unschuld überwunden. Mortimer, der wüste alte Knabe, wird auf einmal zum zärtlichen Vater, und führt Antoinette respectvoll aus dem Hause. Aber von einer andern Seite tritt Nantya in das Haus, findet einen Handschuh den er an Antoinettens Hand gesehen hat, begegnet im gleichen Augenblick dem rückkehrenden Mortimer, überhäuft ihn mit Schmähungen und fordert ihn zum Zweikampf. Der Geforderte hat sich zu oft schon geschlagen um sich zu fürchten, aber dießmal beschleicht es ihn unheimlich. Er ordnet seine Papiere, und findet ein Siegel welches ihn an das von Nantya's Billet erinnert. Die Briefe welche jenes Siegel trugen, stammten von einer Frau die er einst geliebt und verlassen hatte. Die Secundanten der beiden Gegner erscheinen. Der Gegner selbst ist da, man soll sich schlagen; Mortimer weigert sich, er hat erkannt daß sein Gegner sein Sohn, der Sohn jener Frau ist. Da er es nicht zu gestehen wagt, so nennt ihn jener einen Feigling und mißhandelt ihn. Der fünfte Aufzug bringt natürlich die Erkennungsscene. Mortimer findet einen Sohn, und der Sohn verzeiht was der Vater an ihm verschuldet hat. Antoinette wird Nantya's Frau, und Sturm und Verwirrung lös't sich in Glück und Ruhe.

— Beim Fundamentgraben zum Baue einer neuen Moschee in der Nähe des Dorfes Hieropetros auf Candia hat man drei werthvolle antike Standbilder aus Marmor gefunden. Eines von kolossalen Dimensionen und kunstvoller Arbeit, aber noch nicht vollendet, stellt einen Krieger dar. Das zweite scheint eine Oceana zu sein, zu ihren Füßen ruht ein Hirsch, und der dritte, eine edle männliche Gestalt, hat man noch nicht bestimmt.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 25

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 11. Bremen, 12. März. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Die Schlacht bei Hanau.

Nachdem der Kaiser Napoleon am 19. Octbr. Mittags Leipzig geräumt hatte, führte er die Reste seiner Armee in traurigem Zustande, aber nur matt verfolgt, zunächst nach Erfurt, wo er sie vereinigte, ordnete und mit Munition versah. Am 25. brach er von Erfurt auf und zog auf der großen Straße weiter über die Werra bei Vacha nach Fulda, von da über die Wasserscheide zwischen Weser und Rhein nach Schlüchtern, einem kleinen Städtchen an der Kinzig. Die Vortruppen, etwa 15,000 Mann kamen da am 27. an und marschirten am 28. früh weiter nach Gelnhausen. An diesem Tage kam gegen 4 Uhr Nachmittags die Hauptmacht, etwa 60,000 Mann in Schlüchtern an. In den dortigen Kloster- jetzt Seminargebäuden verbrachte Napoleon die Nacht vom 28. auf den 29. Octbr. Am 28. früh zog das Hauptheer weiter bis zu dem Flecken Langenselbold, wo Napoleon in dem Schlosse des Fürsten von Ysenburg sein Hauptquartier nahm. In Schlüchtern hatte er mehrere Bürger zu sich bescheiden lassen, unter Andern auch einen Wirth, bei dem er sich eifrig nach den Engpässen an der Kinzig, die etwa 4 Stunden von Schlüchtern bei den Dorfe Aufenau beginnen, erkundigte. Er nannte diese Engen **defilées d'Aufenau**. Diese Unterhaltung mit dem Kaiser machte auf den Wirth einen so nachhaltigen Eindruck, daß er später, so oft seine gehobene Stimmung in der Gaststube einen gewissen Culminationspunkt erreichte, regelmäßig sein Gespräch mit Napoleon über die **defilés d'Aufenau** reproducirte. Das Thal der Kinzig öffnet sich nämlich eine halbe Stunde oberhalb Gelnhausen; vorher ist es über eine Meile weit so eng, daß an vielen Stellen zwischen den steilen Bergwänden und dem reißenden Fluß wenig mehr Raum bleibt, als die Landstraße. —

Der bairische Feldmarschall, General der Cavallerie, Graf Wrede stand zu Anfang October mit etwa 32,000 Mann Baiern und 24,000 Mann Oesterreicher unter General Fresnel, im Ganzen also mit 56,000 Mann am Inn bei Braunau. Seitdem der Sieg das französische Heer verlassen hatte, wurde in Baiern der Abfall von Frankreich und die Vereinigung mit den Verbündeten vorbereitet, um die reichen Geschenke Napoleon's, die Vergrößerung des Gebiets bis auf das Doppelte, die absolute Souveränetät und die Königswürde nicht wieder zu verlieren. Durch den Vertrag von Ried, der am 8. Octbr. mit Oesterreich abgeschlossen und am 12. ratificirt wurde, erhielt Baiern alles von ihm Gewünschte von Oesterreich zugesagte im Widerspruch mit der Proklamation von Kalisch. Darauf erfolgte am 14. Octbr. die Kriegserklärung Baierns an Frankreich. Wrede marschirte am 17. über Donauwerth und Ansbach nach Würzburg; es galt nun, sich als dritte deutsche Großmacht neben Preußen und Oesterreich durch Waffenthaten zu legitimiren. Am 22. erhielt Wrede in Ansbach die Nachricht von den Schlachten bei Leipzig, wußte also nun, daß Napoleon mit seiner ganzen Armee auf dem Rückzug sei. Statt aber so rasch als irgend möglich dem Rhein zuzueilen, hielt sich Wrede drei Tage mit der Eroberung von Würzburg auf, dessen Citadelle er doch nicht nehmen konnte, und marschirte erst am 27. von Würzburg weiter nach Aschaffenburg am Main, 5 Stunden oberhalb Hanau, nachdem er am 26. zwei Divisionen und zwei Reiterbrigaden hatte vorausgehen lassen. Von Aschaffenburg aus sendete er dann zwei starke Abtheilungen seitwärts ab, eine Brigade mit zwei Reiterregimentern unter General Volkmann rechts nach Gelnhausen, und eine Division mit 14 Geschützen, 10,000 Mann, links auf dem südlichen Mainufer nach Frankfurt. — Die Baiern gelangten etwa um einen halben Tag früher in die Mainebene bei Hanau, als die Franzosen, und waren nun noch etwa 40,000 Mann stark; die bairischen Vortruppen kamen am 28. Morgens, Wrede selbst am 29. Mittags nach Hanau, die französischen Vortruppen am 28. Nachmittags, Napoleon selbst am 29. Abends.

Am 28. October, nach 8 Uhr Morgens entstand in Hanau ein allgemeines, eifriges Laufen nach dem großen Marktplatz. Ich selbst, ein 7jähriger Knabe lief natürlich mit einigen Kameraden auch mit. Ein bairisches Chevauxlegers-Regiment war ganz still in die Stadt hereingekommen und hatte sich auf dem Markt aufgestellt. Man erzählte sich, sie hätten beim Einreiten den Säbel im Mund, die gespannte Pistole in der Hand gehalten. Alsbald verwandelte sich das Staunen und die Ueberraschung der Bürger in unbeschreibliche Freude, sie mischten sich in die Reihen der Baiern, drückten ihnen die Hände und brachten ihnen jubelnd Wein und Erquickungen aller Art. Waren es doch die ersten deutschen Truppen, die sie seit sieben Jahren zu sehen bekamen. Als ich wieder nach Haus gekommen war, sah ich in den Gärten, die an unser Haus stießen, einzelne französische Soldaten laufen, über die Mauern und Hecken klettern und das Freie suchen. Aber hinter ihnen her liefen Baiern und riefen ihnen ganz gutmüthig zu: „Halt Kamerad!“ So nahmen die eingerückten Baiern die

geringe französische Mannschaft, die sie in Hanau trafen, mit einem General und mehreren Obersten gefangen. Darauf besetzten an diesem Tag mehrmals abwechselnd Franzosen und Baiern die Stadt, je nachdem die ersteren von Gelnhausen, die letzteren von Aschaffenburg her mit überlegener Macht heranzogen. Zuletzt wurden Nachmittags die Baiern zurückgeworfen und die Stadt wurde bis zum Abend von den Franzosen besetzt gehalten, während die übrigen französischen Vortruppen an der Stadt vorüber nach Frankfurt zogen. Zuletzt nach Einbruch der Nacht kam jedoch abermals eine bairische Division, rückte in die Stadt ein und nahm 500 Mann und 20 Offiziere gefangen. An diesem Donnerstag hörte ich vor Mittag, gerade an einem fraglichen Orte sitzend, den ersten Kanonenschuß, der auf mich großen Eindruck machte.

Von dem, was sich am folgenden Tag, dem 29. October, einem Freitag zutrug, habe ich keine eigne Erinnerung mehr; ich gebe also nur kurz an, was die Geschichtschreiber erzählen. — In der Frühe erschien eine französische Abtheilung von 4000 Mann, stellte sich am Rande des Lambriwaldes auf und ging auf die von den Baiern besetzte Stadt los. Eine bairische Brigade drang auf sie ein und warf sie in den Wald zurück. Unterdessen war die bairische Brigade Volkmann, die Wrede von Aschaffenburg aus direkt nach Gelnhausen gesendet hatte dort angekommen und noch eine halbe Stunde weiter aufwärts an der Kinzig bis in die Nähe des Dorfes Höchst vorgerückt. Allein die Franzosen erschienen auch schon in solchen Massen vor dem engen Kinzigthal, daß die Baiern in hartnäckigem Kampfe zuerst wieder nach Gelnhausen zurückweichen mußten und von da heftig verfolgt immer weiter bis in die Nähe von Hanau. Gerade um diese Zeit, am 29. Mittags, langte Wrede in Hanau an. Er war verstärkt durch die russischen Streifschaaren Tschernitschef, Orlow-Denisow und Mensdorf. Sogleich ließ er eine bairische Division nach Gelnhausen zu vorrücken, um den Feind zurückzutreiben und Volkmann aufzunehmen. Es gelang, den zwei Stunden von Hanau entfernten Flecken Langenselbold zu besetzen und hier die Vereinigung mit Volkmann zu bewirken. Allein bald kehrte der Feind mit verstärkter Kraft zurück. Sein linker Flügel kam den Baiern an der Kinzig in die Flanke, Langenselbold wurde von den Franzosen beschossen und erstürmt, die Baiern mußten bis Rückingen, eine Stunde von Hanau am Ostende des Waldes zurückweichen, wo sie am Abend stehen blieben. — In der Nacht vom 29. auf den 30. lagerten zwei bairische Divisionen nordöstlich von der Stadt; eine österreichische Brigade hielt die Stadt besetzt, eine andere lagerte südlich von der Stadt auf der Straße nach Aschaffenburg. Wrede hatte sein Hauptquartier in Hanau.

Am 30. October, Sonnabends, dem Tage der Hauptschlacht, ging mein Vater Vormittags gegen 10 Uhr mit mehreren Herren aus seiner Nachbarschaft mit etwas Mundvorrath versehen auf den Thurm der unmittelbar neben unserem Hause stehenden Kirche. Er gestattete seinem 7jährigen Jungen mit hinauf zu gehen; so harmlos und getrost sah man den kommenden Ereignissen entgegen! Der Thurm ist sehr bequem zum Aufenthalt und zur Ausschau, weil er über dem Glockenraum in bedeutender Höhe von einer steinernen Gallerie umgeben ist. Hier sahen wir die Schlacht sich entwickeln. Anfangs herrschte in der Gesellschaft eine ganz gemüthliche Stimmung und völliges Vertrauen auf den Sieg der Baiern, sogar an munteren Scherzen fehlte es nicht; nur allzu bald aber erhielten die entgegengesetzten Gefühle die Oberhand!

Der Tag hatte damit begonnen, daß Napoleon Morgens um 8 Uhr vor Allem die bairischen Truppen, die am Abend vorher eine Stunde aufwärts an der Kinzig stehen geblieben waren, durch den Marschall Macdonald mit zwei Divisionen und den Reitern Sebastianis angreifen und in den Lamboiwald zurückwerfen ließ, worauf sie sich mit Wrede's Centrum vereinigten. Dieses Centrum, größtentheils Oesterreicher stand auf dem freien Felde im Nordosten der Stadt, die Stirne dem Walde, den Rücken der Kinzig zugewendet. Seinen ganzen rechten Flügel, meist Baiern, unterstützt von einer österreichischen Brigade hatte Wrede auf das linke Kinzigufer, jedoch bis über die Lamboibrücke hinaus gestellt, um nicht von der Straße nach Aschaffenburg abgedrängt zu werden. Die Verbindung des rechten Flügels mit dem Centrum beruhete auf der einzigen Lamboibrücke. Der linke Flügel, bairische und österreichische Reiterei stand bis zu dem nordwärts von Hanau gelegenen Walde. Die Reserven standen hinter dem rechten Flügel mit dem Rücken gegen den Main, der ohne Brücke war.

Zuerst griff das französische Heer vom Ausgang des Waldes das bairische Centrum an; aber die gewaltige Batterie der Baiern von 60 Geschützen, die hier aufgestellt war, warf die Angreifenden mit ungeheuren Verlusten zu wiederholten Malen in den Wald zurück. Hierauf erfolgte ein gleichzeitiger Angriff des dichtgedrängten französischen Fußvolks mit einer Division alter Garde an der Spitze und von Geschütz unterstützt und der gesammten französischen Reiterei, (12,000 Mann) welche rechts vom Fußvolk die österreichisch-bairische Reiterei über den Haufen werfen sollte. Unter einem entsetzlichen Kartätschenfeuer der bairischen reitenden Artillerie stürzten die vorderen Linien der französischen Reiter auf die österreichischen, warfen einige Eskadrons und schwenkten dann links gegen das Fußvolk des bairischen Centrums. Allein die bairisch-österreichische Reiterei sammelte sich schnell wieder zum Angriff und drängte unwiderstehlich die französische zurück. Unterdessen aber hatte Napoleon die zur Unterstützung seines Angriffs vor dem Wald aufgestellten funfzehn schweren Geschütze durch seinen Geschützmeister Drouot bis auf 50 vermehren lassen. Als nun die bairische Reiterei, die französische verfolgend, näher herankam, wurde sie von einem vernichtenden Kartätschenfeuer fürchterlich zerrissen und mußte zurückweichen. Sogeich stürzte die französische Reiterei wieder zum Angriff, und während so der linke Flügel Wrede's ins Weichen kam, gerieth auch sein Centrum in die größte Gefahr, da gerade jetzt die Munition ausging, und Ein Geschütz nach dem andern abzog. Nun rückte, von dem furchtbarsten Geschützfeuer unterstützt, die alte Garde zum Sturm vor, um die bairische Schlachtordnung zu durchbrechen. Da befahl Wrede den Rückzug auf das linke Ufer der Kinzig. Der linke Flügel, die Reiterei sollte zuerst über die Stadtbrücke abziehen, dann das Centrum denselben Weg. Aber die Franzosen drängten so heftig nach, daß schon der Rückzug der Reiterei ein sehr verworrenes Ansehen gewährte und einer völligen Flucht recht ähnlich sah. — Als wir auf dem Thurm die unerwartete Katastrophe mit Schrecken sahen, namentlich wie die bairische Reiterei in rasender Eile nach der Stadtbrücke hinstürzte, während die Offiziere sich vergeblich in den Weg stellten und mit ihren Säbeln auf die Soldaten hieben, da eilte mein Vater mit mir so eilig wie möglich vom Thurm nach Hause. Kaum waren wir unten, so sahen wir auch schon die fliehenden Reiter ordnungslos in Carriere durch die Stadt sprengen und Viele Mancherlei von sich werfen was ihnen auf ihrer Flucht hinderlich war. Das Centrum der bairischen Armee wurde nach dem rechten Flügel hingedrängt, mußte also den Rückzug statt über die Stadtbrücke über die Lamboibrücke nehmen. Doch auch hier nahm der Rückzug die Gestalt eines ordnungslosen Fluchtgedränges an. Das Geländer der Brücke brach zusammen und eine Menge Baiern und

Oesterreicher fanden hier ihren Tod in den Wellen. In die allerschlimmste Lage kamen die Abtheilungen des Centrums, die weder die Stadtbrücke noch die Lamboibrücke erreichen konnten, sondern gerade aus in die Kinzig gedrängt wurden. Viele kamen wohl schwimmend hinüber, sehr Viele aber ertranken; ein ansehnlicher Theil wurde durch die Geistesgegenwart und den Muth des Müllers einer zwischen beiden Brücken an der Kinzig gelegenen Mühle gerettet. Im gefährlichsten Augenblick machte er sein Wehr trocken, und eine Menge Baiern kamen so trocknen Fußes hinüber; dann ließ er das Wasser wieder darüber brausen. —

Die Stadtbrücke wurde durch eine österreichische Grenadierbrigade gehalten; ebenso wurde die Lamboibrücke behauptet; doch machten die Franzosen auf beide Brücken bis zum späten Abend wüthende Angriffe.

Abends stand Wrede hinter Hanau in Südosten der Stadt quer über die Straße nach Aschaffenburg.

An diesem heißen Tage waren die Franzosen nicht stärker als ihre Gegner; denn erst in der Nacht vom 30. auf den 31. kamen die Corps von Souhem, Marmont und Bertrand.

Am 31. October, Sonntags, wurde ich nach 2 Uhr von meiner Mutter geweckt und aus dem Bett gerissen. Ich verlangte nach meinen Sonntagskleidern und nahm es sehr übel, als man davon gar keine Notiz nahm. Im Nachtkittel wurde ich in größter Eile aus unserm Hause in den gutgewölbten und geräumigen Keller einer Nachbarsfamilie gebracht. Bei dem Gang über die Straße bemerkte ich feurige Streifen am Himmel und hörte dabei ein eigenthümliches wild zischendes durchdringendes Pfeifen, dazwischen zuweilen einen mächtigen Knall. Es waren Granaten, mit welchen Napoleon die Stadt von 2 Uhr Nachts an bewerfen ließ. Als kurz nach mir mein Vater mit einem elfjährigen Verwandten auch aus dem Hause in den Keller gehen wollte, platzte eine Granate vor seinen Füßen; ein Stück Eisen verwundete den Jungen an der Ferse, ein anderes fuhr meinem Vater, glücklicher Weise nur matt, an die Brust und betäubte ihn einige Minuten lang. In dem geräumigen Keller befanden wir uns ganz leidlich, obgleich darin drei Familien etwa zehn Stunden lang versammelt waren. Unsere Nahrung bestand in diesen Tagen lediglich aus Kartoffelsuppe und in mancher Familie blieb es nachher Sitte, daß am Jahrestage der Schlacht jedesmal Kartoffelsuppe auf den Tisch kam.

In der Vorstadt von Hanau, die am nächsten bei der Stadtbrücke liegt, loderten bald die Flammen auf und 22 Häuser brannten völlig ab. Während der hierdurch entstandenen Verwirrung und Noth stürmten die Franzosen unter dem Oberbefehl des Marschalls Marmont über die Brücke in die Stadt. Wrede befahl den Seinigen, die Stadt zu räumen, um der Einwohner zu schonen. So kamen die Franzosen Morgens um 8 Uhr in die Stadt, schrecklich ausgehungert und erschöpft, großentheils tödtliche Krankheiten in sich tragend. Bewundernwürdig war die Freundlichkeit und Genügsamkeit mit der sie sich selbst in dieser Lage gegen ihre Quartiergeber benahmen.

Während dieser Pause ließ Napoleon den Präfekten von Hanau, einen Herrn v. Auer vor sein Zelt am Rande des Waldes kommen und machte ihm heftige Vorwürfe über die schlechte Haltung der Stadt und ihre Sympathie für seine Feinde; dafür sei das Bombardement die Strafe. Der Präfekt erinnerte an die großen Opfer und Leiden, welche die Bewohner seit sieben Jahren erfahren und versicherte die ergebenste Gesinnung der Behörden. Napoleon entließ ihn mit den Worten: „Die Behörden mögen gut sein, mais la bourgeoisie est de la canaille! Drohend fügte er hinzu: bald werde er wieder kommen und schwere Strafen verhängen, wenn keine Besserung eintrete.

Gegen 9 Uhr erstürmten die Franzosen auch die Lamboibrücke und drangen nun auf dem linken Kinzigufer vor. Napoleon befahl, den Feind jetzt mit aller Kraft anzugreifen und in den Main zu drängen. General Bertrand drang auf den rechten bairischen Flügel ein und drängte ihn auf das Centrum; das ganze Heer Wrede's wurde gegen den Main hin gedrängt und kam in die äußerste Gefahr, da es in dieser entscheidenden Stunde wieder dem Geschütz an Munition fehlte. Nun aber setzte Wrede Alles dran, feuerte seine Truppen an und gab den Befehl, Hanau zu erstürmen. Er selbst stürmte voran, ohne einer Gefahr zu achten, an der Spitze von sechs österreichischen Bataillonen. Das Nürnberger Thor ward erstürmt, ein Regiment Szekler Husaren sprengte durch die Stadt, das Fußvolk unmittelbar hinter drein bis auf die Kinzigbrücke. Da entbrannte nun ein furchtbarer Kampf, während die Flammen der Vorstadt hoch loderten und von Neuem Granaten auf die Stadt niederfielen.

Während der Feind bis auf den letzten Theil der Brücke zurückgedrängt wurde, ward Wrede auf der Brücke von einer Kugel in den Unterleib getroffen und mußte das Commando an den österreichischen General Fresnel übergeben. Das Fußvolk konnte nicht über die Brücke hinüber kommen, da die Feinde den hölzernen Theil derselben hinter sich abbrannten. Die Szekler Husaren setzten durch die Kinzig, mußten aber vor den überlegenen Streitkräften des Feindes wieder zurückgehen. So kam die Dunkelheit heran; Alles war auf's Aeußerste ermattet.

Während Wrede selbst die Stadtbrücke zu stürmen strebte, war sein rechter Flügel eben so tapfer gegen die Lamboibrücke vorgedrungen. Die Franzosen gingen zwar über dieselbe zurück, behaupteten sie dann aber hartnäckig und zündeten sie endlich an, als der letzte Franzose hinüber war. Die Baiern wollten über gelegte Balken hinüber dringen, wurden aber blutig zurückgewiesen. Die Franzosen von Guilleminot geführt, behaupteten sich hier bis zur Dunkelheit, dann marschirte dies ganze Corps Bertrand als das letzte auf der Straße nach Frankfurt ab.

Vorher waren schon die übrigen Theile des französischen Heeres in gleicher Richtung abgezogen; Napoleon selbst schon um 11 Uhr Vormittags, später das Corps von Victor, zwei Divisionen der jungen Garde, die gesammte Reiterei und gegen Abend Marmont.

Als traurigstes Andenken ließ das französische Heer der Stadt Hanau den bösartigsten Typhus zurück, an dem bis zum Frühjahr eine große Menge Menschen starben, darunter auch mein 21jähriger Bruder.

Darüber ist man einverstanden, daß sich Wrede bei Hanau als ein eben so tapferer Soldat als schlechter Oberbefehlshaber erwiesen hat.

---

* Der Weidenbaum.

Von Karl Jaromir Erben.

Uebertragen von Alfred Waldau.

Beim Frühstück sitzt der Ehemann,
Die junge Gattin frägt er dann:

„O liebe Gattin, treu erwählt,
Stets hast du alles mir erzählt;

Stets hast du alles treu erzählt —
Eins hast du dennoch mir verhehlt.

Zwei Jahre währt schon uns're Eh'
Eins thut mir in der Seele weh.

O meine Frau, so lieb, so brav,
Wie sonderbar ist doch dein Schlaf?

Du gehst zu Bett gesund und roth,
Nachts liegt dein schöner Leib wie todt.

Kein Odemzug, kein Pulsschlag mehr,
Als ob dein Geist entflogen wär'.

Dein Körper liegt so eiskalt da,
Als wär' er dem Verwesen nah'.

Dich weckt sogar das kleine Kind
Nicht auf, wenn es zu schrei'n beginnt. —

O liebe Gattin, gold'nes Weib,
Lähmt etwa Krankheit deinen Leib?

Und bist Du krank, sprich nur ein Wort,
Dann naht ein kluger Rath sofort.

Am Felde grünt der Kräuter Schaar,
Wohl heilt dich eines wunderbar.

Und wenn es nicht das Heilkraut thut,
Ein Zauberspruch macht alles gut.

Ein Bannwort lenkt das Wolkenheer
Und schirmt das Schiff am wilden Meer.

Ein Bannwort löscht die Feuerglut,
Stürzt Felsen, zähmt die Drachenbrut.

Den Lichtstern holt's vom Himmelsgrund:
Ein Machtwort macht auch dich gesund." —

„„O lieber Herr, o mein Gemahl,
Laß' ab von solcher eitlen Wahl!

Was einst dem Kind ward zugeloost,
Dagegen schafft kein Heiltrank Trost.

Und was die Schicksalsfrau je spricht,
Der Spruch des Menschen löst es nicht!

Wenn auch entseelt mein Körper ruht,
So bin ich doch in Gottes Hut.

Stets stehe ich in Gottes Macht,
Der mich beschützt in jeder Nacht.

Wenn ich auch schlaf', als wär' ich todt,
Die Seel' kehrt heim beim Morgenroth.

Dann kann ich wieder frisch aufsteh'n:
Den Willen Gottes laß' gescheh'n!"" —

Erfolglos ist, o Frau, dein Rath.
Der Herr erwägt schon eine That. —

Beim Herde sitzt ein altes Weib,
Das Wasser mißt zum Zeitvertreib.

Zwölf Schüsseln steh'n in einer Reih',
Erforschend sitzt der Herr dabei.

„Hör', Mutter, hör', du weißt gar viel,
Du kennst der Menschen Loos und Ziel.

Du weißt, wie das Kranksein entsteht,
Und wo die Todesfrau umgeht:

So lüft' mir jetzt den dunklen Flor,
Was geht mit meiner Gattin vor?

Sie geht zu Bett gesund und roth,
Nachts liegt ihr schöner Leib wie todt.

Kein Odemzug, kein Pulsschlag mehr,
Als ob ihr Geist entflogen wär'.

Ihr Körper liegt so eiskalt da,
Als wär' er dem Verwesen nah!" —

„„Wie wäre sie nicht odemlos,
Sie lebt ja doch zur Hälfte blos?

Sie weilt bei Tag in deinem Haus,
Nachts flieget ihre Seel' hinaus.

Geh' hin zum Bach am Waldessaum,
Dort steht ein weißer Weidenbaum.

Sein Astschmuck ist so gelb und grau:
Dort wohnt die Seele deiner Frau!"" —

„Der Gattin geb' ich's nimmer zu,
Daß sie in einer Weide ruh'.

Sie bleib' bei mir und sei gesund
Die Weide faul' im feuchten Grund." —

Er nahm die Axt, ging in den Hag.
Die Weide fiel auf Einen Schlag.

Dumpfrauschend fiel sie in den Bach,
Und aus der Tiefe scholl ihr Ach.

Sie rauschte auf, sie seufzt' vor Schmerz,
Als bräch' ein armes Mutterherz.

So tönt der Mutter Sterbegruß,
Wenn sie ihr Kind verlassen muß. —

„Was will das Volk vor meinem Haus?
Das Sterbeglöcklein tönt, o Graus!" —

„„Gestorben ist dein ehlig Lieb',
Schnell wie auf einen Sensenhieb.

Sie war gesund, voll Scherz und Sang,
Als sie rasch wie ein Baum umsank.

Sie seufzte auf — dem Kindlein bot
Sie ein Ade — dann war sie todt."" —

„O wehe, weh'! O Schicksalsmacht!
Die Gattin hab' ich umgebracht.

Schon muß das Knäblein, noch so klein,
Durch meine Schuld verwaiset sein!

O Weide, o du weiße Weid,
Du brachtest mir ein schweres Leid!

Das halbe Leben nahmst du mir:
O sprich, was thu' ich nun mit dir?" —

„„So zieh' mich aus dem Wellengrab
Die gelben Reiser haue ab.

Den kahlen Stamm zersäge dann,
Daß eine Wieg' d'raus werden kann.

Und in die Wiege leg' das Kind,
Daß es nicht wein' und schlafe lind.

Wenn es dort sanft gebettet liegt,
Von seiner Mutter wird's gewiegt.

Die Reiser pflanze längs der Flut,
Bewahre sie vor Schaden gut.

Wird einst der Knabe größer sein,
Schnitzt er sich Pfeifchen dort am Rain.

Das Pfeifchen singt — er weiß es nicht,
Daß er mit seiner Mutter spricht!""

* Blicke auf Egypten.

Ueber Egypten ist vor einiger Zeit ein eben so lehrreiches als anziehendes Buch ausgegeben worden, das dieses, namentlich für die Beziehungen zwischen Europa und dem Morgenlande, so wie für die Zukunft dieses letzteren besonders wichtige Land in seinem gegenwärtigen Zustande schildert und daher die Aufmerksamkeit des denkenden Zeitgenossen eben so in Anspruch nimmt, als es dieselbe verdient. Wir meinen das in zwei Bänden bei Brockhaus in Leipzig 1863, erschienene Buch: „Egypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Von Alfred von Kremer“. Der Verfasser hat sich längere Zeit mit dem Orient selbst beschäftigt, er hat, insoweit er zu seinem Werke nicht eigene Studien und Erfahrungen hat benutzen können, Mittheilungen und die Ergebnisse der Forschungen Anderer, so wie sonstige gute Quellen und statistische Angaben, „welche zur Kenntniß des Landes so wichtig sind“, benutzt. Wir glauben im Interesse der Leser, wie des Buchs selbst zu verfahren, wenn wir Einiges aus dem reichen Inhalte desselben, wie wir es uns beim Lesen besonders an- und ausgezeichnet haben, hier zusammenstellen.

Von großem Nutzen war dem Verfasser, wie er in der Vorrede bemerkt, bei seiner Arbeit die schöne Büchersammlung der Egyptian Society in Kairo, einer wissenschaftlichen Gesellschaft, die überhaupt für seine egyptischen Studien von großem Einfluß war. Diese Gesellschaft war vor etwa zwanzig Jahren durch den Zusammentritt mehrerer gebildeten Europäer in Kairo, meistens Engländer, entstanden, welche den Zweck hatte, in Kairo selbst die egyptischen Studien durch Errichtung einer Bibliothek, durch periodische Vorträge und Veröffentlichung von wissenschaftlichen Aufsätzen zu fördern. Die Geldmittel wurden durch Beiträge schnell aufgebracht, eine Bibliothek ward angelegt, welche besonders mit Werken über Egypten sehr gut ausgestattet ward, Vorlesungen wurden gehalten, auch kleine Aufsätze veröffentlicht. Als der Verfasser der erwähnten Schrift im Jahre 1850 zum ersten Mal nach Kairo kam, fand er die Bibliothek in einem sauber gehaltenen, in einer ruhigen Straße des koptischen Stadtviertels gelegenen Häuschen untergebracht, und sie befand sich daselbst auch noch im Jahre 1862. Dort konnte man in aller Ruhe lesen und arbeiten, fern von dem Geräusche der großen Stadt. Die Gesellschaft selbst konnte nur durch nambafte Opfer von Seite der wenigen in Kairo befindlichen Mitglieder, deren Zahl zwischen 12 — 20 schwankte, so wie durch Beiträge der Reisenden erhalten werden. Auf diese Weise gelang es, im Herzen Kairo's „ein stilles, bescheidenes, aber wohlbestelltes und heimisches Asyl für wissenschaftliche Studien“ zu bewahren, und der Verfasser bekennt offen, daß ohne die reiche literarische Beihülfe, welche er in jener Bibliothek gefunden hat, „manche Seite des egyptischen Lebens nicht so genügend beleuchtet, manche Frage nicht so erschöpfend beantwortet sein würde“. Namentlich fand er dort die wichtigsten Werke über das egyptische Alterthum, „das so vielfach in die Gegenwart hinübergreift“, und es ward ihm nur durch Benutzung dieser Werke möglich, „manche eigenthümliche Erscheinung der Gegenwart zu erklären“.

Es ist — sagt der Verfasser Thl. I. S. 45. — eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während das Christenthum die Nationalität der Egypter, was ihre Sprache anlangt, nicht der geringsten Aenderung unterwarf, dieselbe Nation, welche mit so großer Zähigkeit, trotz fortwährender Einwanderungen semitischer Völker, Sprache und Sitten der Vorfahren durch die lange Epoche persischer und griechischer Herrschaft bewahrt hatte, dem Einfluß der Religion des Islam und der Herrschaft der Araber erliegen mußte. Denn die alte Sprache Egyptens wird jetzt im Nilthal nicht mehr gesprochen, und sie hat sich nur noch in den liturgischen Büchern der christlichen Kopten (die jetzt kaum den zwanzigsten Theil der Bevölkerung Egyptens, etwa 150,000 Seelen, ausmachen, wovon 10,000 in Kairo leben) erhalten. Gleichwohl erklärt der entgegengesetzte Charakter der beiden Religionen, des Christenthums und des Islam, genügend jene eigenthümliche Erscheinung. Das Christenthum ist die Religion der reinen echt menschlichen Entwicklung, die alle Völker mit gleicher Milde umfaßt, deren nationale Eigenthümlichkeiten schont und freieste Entwickelung auf nationaler Grundlage nicht ausschließt.*) Der Islam dagegen ist eine Religion des gewaltsamen Proselytismus, die den unterjochten Völkern die einzige Wahl läßt, entweder beim Festhalten am alten Glauben in der drückendsten Unterjochung das Leben als Gnadengeschenk aus der Hand der herrschenden Moslems zu empfangen, oder den Islam annehmen zu müssen, um durch Annahme desselben zur vollsten Gleichberechtigung mit den Eroberern zu gelangen. (Wie stellt sich denn nun aber, dieser Wahrheit gegenüber, die Politik der christlichen Mächte Europa's zur orientalischen Frage?)

Uebrigens ward die Einwanderung arabischer Stämme nach Egypten von den Statthaltern der Kalifen systematisch betrieben, aber so zahlreich auch diese arabischen Einwanderer gewesen sein mögen, so reichten sie doch nicht hin, die einheimische Bevölkerung ganz in sich aufzunehmen und vollkommen zu arabisiren. Die arabischen Ankömmlinge vermischten sich äußerst schnell mit den Kopten, wozu wesentlich deren massenhafter Abfall zum Islam beitrug, und so entstand eine neue Generation, welcher die große Mehrzahl der heutigen Bewohner des Nilthals angehört. Sie trägt, wie die Vergleichung mit den Monumenten lehrt, die unverkennbaren Merkmale des altegyptischen Stammes an sich. An verschiedenen Stellen, namentlich in einigen Städten und Dörfern Oberegyptens, wo die koptische Bevölkerung bei dem Christenthume verharrte und dichter zusammenwohnte, hat sich die ursprüngliche Bevölkerung fast ganz unvermischt erhalten. Die heutigen Egypter sind also „noch immer eine selbständige Nation, die sich unmittelbar an die alten Einwohner anschließt und sich in jeder Beziehung scharf von den Völkern der angrenzenden Länder trennt“, und es ist „ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, die heutigen Bewohner Egyptens Araber zu nennen“. Allerdings sprechen sie arabisch und sind auch stark mit arabischem Blut vermischt; aber dennoch ist das koptisch-egyptische Element unleugbar bei weitem vorherrschend. „Ein heutiger Egypter ist noch jetzt auf den ersten Blick von einem Araber leicht zu unterscheiden.“

Die Bewohner des flachen Landes in Egypten, die Bauern, werden allgemein mit dem Namen: Fellah, bezeichnet, — ein Name, der einen verächtlichen Sinn hat und namentlich bei den Städtern als Schimpfwort gilt, das einen rohen, ungebildeten Menschen bedeutet. Gleichwohl beruht auf dieser mißhandelten, verachteten und durch jahrhundertlangen Druck zum großen Theil entwürdigten Klasse „die Macht des Landes, der Wohlstand der Regierung und die Zukunft der Nation“.

Wir übergehn hier alles das, was der Verfasser über die körperliche Bildung der Fellah's, die „durch ganz Egypten fast völlig gleichförmig ist und auf Einheit der ganzen Race und deren gemeinsame Abstammung deutet“, so wie was er über ihre Charakter-Eigenthümlichkeiten, ihre tiefeingewurzelten Fehler, ihre geringe Moralität und religiöse Heuchelei und das wenige Gute in ihnen sagt. Interessant, wenn auch gerade nicht angenehm,

*) Nämlich dies Alles nur, insoweit nicht das kirchliche Dogma und das System der Hierarchie diesem Charakter des Christenthums offen entgegentritt und ihn verläugnet. Es gilt also von der römisch-katholischen Kirche nur mit gewissen Beschränkungen.

ist dagegen das, was wir über die Dörfer der Fellah's mittheilen, in denen diese zusammen wohnen, und welche fast alle am Rande des Nil oder seiner zahlreichen Kanäle erbaut sind, und zwar gewöhnlich an der Stelle alter Ansiedelungen, auf den Schutthügeln alter Städte in einer Höhe, die der Nilüberschwemmung nicht erreichbar ist. Von einiger Entfernung kann da ein ungewohntes Auge oft kaum menschliche Wohnungen erkennen. Aus Lehm aufgebaute niedrige Hütten, die Dächer mit Durra-Stroh bedeckt, bilden einen verworrenen Anbau, der von engen, unregelmäßigen Gassen durchzogen wird. Erst Hundegebell und Hahnengeschrei machen oft die Nähe eines Dorfes bemerkbar. Die Wohnung des Fellah besteht häufig nur aus einer einzigen Stube, die manchmal auch zugleich als Stall für Hühner, Ziegen und Schafe dient. Der Rauch muß seinen Ausgang durch die Thür nehmen. Fenster fehlen in diesen Hütten gänzlich. Nur in den größeren Dörfern findet man eine Moschee mit kleinem Minaret, aber ebenfalls aus Lehm erbaut. Bei den meisten Dörfern ist ein Wasserplatz, wo Gänse, Enten und Büffel sich gütlich thun und auch halb oder ganz nackte Kinder sich im Schlamm und Unflath wälzen. Millionen von Fliegen halten sich in den Dörfern auf und bedecken oft förmlich die Augenlider der Kinder, die in dessen Folge „durch die Unreinlichkeit häufig ein Auge oder beide verlieren“. Nirgends sieht man daher mehr Blinde oder Einäugige, als in Egypten und besonders in den Dörfern. Selten fehlt bei einem Dorfe der Fellah's ein Taubenschlag, der eher den Namen: „Taubenburg“ verdient. Diese kolossalen Taubenschläge, deren oft vier bis fünf in einer Reihe aufgebaut sind, geben den egyptischen Dörfern einen eigenthümlichen Anstrich. Es sind cylinderförmig, manchmal auch viereckig gebaute, nach oben sich verjüngende Lehmthürme in der Höhe von 15—20 Fuß, welche unzählige Tauben beherbergen, deren Mist zum Dünger für die Sommercultur verwendet wird.

Die Türken bilden, neben den Arabern und Kopten, der Zahl nach das unbedeutendste, aber in Betreff der socialen Stellung das wichtigste Element in der Bevölkerung der größeren Städte Egyptens. Die einflußreichste Klasse, welche allein auf die Regierungsgeschäfte einen entscheidenden Einfluß hat, ist dort die der großen Grundbesitzer, Pascha's und Militärbediensteten, und dies sind fast durchgängig Türken, in deren Händen nicht blos die schönsten und ergiebigsten Grundstücke und Besitzungen, sondern auch die einflußreichsten Aemter sich befinden. In größerer Anzahl ist übrigens eine türkische Bevölkerung nur in Kairo und Alexandrien vorhanden. Der damalige Vicekönig, der zu Anfang des Jahres 1863 verstorbene Said-Pascha, war den Türken nicht so hold, wie sein Vorgänger, obgleich seine Familie selbst türkischer Abkunft ist, auch die Hofsprache türkisch war, und er sich ihrer in seinen schriftlichen Erlassen an die Provinzialstatthalter mit Vorliebe bediente. Seit dem Jahre 1517 ist Egypten eine türkische Provinz und sind die Türken die herrschende Nation, aber „es fehlt dem türkischen Element die Zähigkeit, im Contact mit dem arabischen Volke seine nationale Selbständigkeit zu behaupten“. Bis Mehemed-Ali die reguläre egyptische Armee gründete und dazu die eingeborne Bevölkerung herbeizog, standen immer türkische Truppen im Lande, und der Kriegsdienst wurde blos von Türken versehen. Als Ueberrest aus dieser alten Zeit, wo die Türken ausschließlich die Kriegerkaste des Landes bildeten, ist nichts mehr erhalten, als die Polizeimannschaft, die unter dem Namen: Kawassen den Sicherheitsdienst in der Stadt versieht und die noch immer regelmäßig aus Türken besteht. Eben so sind auch die Schutzwachen der europäischen Consuln, welche gleichfalls den Namen: Kawassen führen, immer Türken, und so kann man wohl sagen, daß, trotz der bemerkten Beschränkungen des Einflusses des türkischen Regiments in Egypten, die officielle Regierungsgewalt daselbst durch das türkische Element — wenigstens vorzugsweise vertreten ist.

Einen wichtigen Theil der Bevölkerung der beiden Hauptstädte Egyptens, Alexandrien und Kairo, bilden die dort ansässigen und zum Theil schon im Lande gebornen Europäer. In beiden Städten beträgt deren Zahl mehrere Tausende, sie durchdringt alle Schichten der Bevölkerung, und der Einfluß, der durch sie auf das ganze Land und Volk ausgeübt wird, ist sehr bedeutend. Die Mehrzahl von ihnen betreibt Handel, ein Theil steht im Dienst der Regierung. Der Zahl nach stehen die Italiener und Griechen obenan, unter welchen die Malteser und Jonier mit inbegriffen sind, aber fast alle übrigen Nationen des Erdballs sind in größerer und geringerer Anzahl vertreten; denn wie einst im Alterthum, so scheint „das reiche, herrliche Nilthal auf die Fremdlinge noch immer eine große Anziehungskraft auszuüben“, und „durch die längste Zeit haben Fremde hier mehr gegolten, als die Kinder des Landes.“

Eine Wirkung oder eine Folge dieses Einflusses der Europäer oder vielmehr Europa's und der europäischen Kultur sind die europäischen Schulen in Egypten, wie sie jetzt in den meisten orientalischen Staaten nach europäischem Vorbild eingerichtet worden sind und vorzüglich die militärische und medicinische Ausbildung zum Zweck haben. In Egypten war es Mehemed-Ali, der sein Volk durch Volkserziehung im europäischen Sinn regeneriren wollte. Er hatte mit sicherem Blicke erkannt, daß nur dadurch der Orientale sich nach und nach wieder heben und von dem drückenden europäischen Einfluß befreien könne, wenn er jene Kenntnisse und Wissenschaften sich aneigne, denen der Europäer seine Macht und Ueberlegenheit verdankt. In dieser Absicht ward er der Gründer zahlreicher Unterrichtsanstalten, wo junge Egypter nach europäischem System zum Theil von europäischen Lehrern erzogen werden. Er sah dabei vor allem auf praktischen Nutzen, und bemühte sich, zuerst militärische und medicinische Anstalten ins Leben zu rufen. Die medicinische Schule von Abu Za'bel, die Cadettenschule von Gizeh, die Marineschule von Alexandrien, die Ingenieurschule von Chanka, das Collegium von Kasr—el—Ain, die Artillerieschule von Zurrah, die Musikschule in der Citadelle von Kairo, zahlreiche Schiffs- und Regimentsschulen waren alle Schöpfungen Mehemed-Ali's, der außerdem in Paris ein eigenes Collegium für junge Egypter, Mission égyptienne genannt, unterhielt. Die Mehrzahl dieser Institute, die unter seinen beiden ersten Nachfolgern sich erhalten hatten, hob Said-Pascha auf, und es bestanden im Jahre 1861 nur noch die von Abu Za'bel nach Kasr—el—Ain verlegte medicinische Schule und eine Cadettenschule im Barraye. Die erstere, welche mit dem großen Krankenhause gleiches Namens in Verbindung steht, hat allein noch irgend eine Bedeutung. An dieser medicinischen Schule von Kasr—el—Ain, um deren Reorganisirung und Vervollkommnung sich namentlich ein deutscher Arzt, Prof. Alex. Reyser, große Verdienste erwarb, der ihr längere Zeit hindurch als Director vorstand, werden von europäischen und einheimischen Professoren regelmäßige Vorträge über die medicinischen Wissenschaften gehalten. Mehrere dieser Professoren, vorzugsweise Deutsche, übten in verschiedenen Stellungen auf das Unterrichts- und Medicinalwesen Egyptens den nachhaltigsten Einfluß aus und vertraten die deutsche Wissenschaft auf die würdigste Weise. Viele junge Egypter, so wie auch einige Syrer, besuchten die Vorlesungen. Die Studenten sind theils Regierungsstipendiaten, welche die Mehrzahl bilden, theils externe Zuhörer. Die Art und Reihenfolge der Vorlesungen ist ganz nach europäischem Vorbild.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Cohn, Shakespeare in Germany. — Boysen van Rienkarken. Leeder und Stückschen in ditmarschen Platt. — Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettine v. Arnim. — B. Goltz. Ein Jugendleben. 2. Aufl. — J. Meyer. Das Leben Jesu von Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum. — Czolbe. Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß. — Gerstäcker. Zwei Republiken. — Riemann. Der Unterofficier Sophia Dorothea Friederike Krüger. — Strauß. Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. — Ziegler. Landwehrmann Krille. — M. Schmidt. Ueber die Technik der Aquarellmalerei. — Die vorzüglichsten Meisterwerke der Dresdner Gemälde-Gallerie. — Schiff. Damenphilosophie. — Kuno Fischer. Baruch Spinozas Leben und Charakter. — Kneschke. Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. — A. Baudissin. Schleswig-Holstein meerumschlungen. — C. v. Bolanden. Historische Novellen über Friedrich II. — Usinger. Napoleon, der rheinische und der nordische Bund. — H. Grimm. Neue Essays über Kunst und Literatur. — Flemming. Pym und Strafford, Trauerspiel. — Kordesch. Denksteine. — Moshamer. Aus dem Volksleben. — Stanke. Romanische Poeten. — v. Blum. Glückskind und Wilddieb.

* In der Reihe der historischen Vorträge des Künstler-Vereins über die culturlich interessantesten Perioden des deutschen Mittelalters behandelte am Mittwoch, 1. d. M. Herr Dr. H. A. Müller den Uebergangsstil in der Architektur, d. h. diejenige Bauweise, welche, gegen das Ende des XII. bis gegen die Mitte des XIII. Jahrhunderts den Uebergang von der romanischen zur gothischen Baukunst bildend, als wirklich ausgeprägter Stil nur in Deutschland der Baukunst eigenthümlich ist. Nach kurzer Charakteristik des klösterlich-kirchlichen Romanismus und der bürgerlich-kirchlichen Gothik wies der Vortragende nach, wie die deutsche Nation den alten Traditionen des Romanismus so lange treu geblieben und nur langsam, und später als Frankreich und England zur gothischen Baukunst gekommen sei. Sie habe daher auch anfangs nur Einzelheiten des neuen Stils aufgenommen, sich aber hierin, vermöge ihres Mangels an Einheit und Centralisation, unendlich reicher und mannichfaltiger bewiesen, als die aus Angelsachsen und Normannen zu einer Nation verschmolzene englische und die schon damals so sehr centralisirte französische Nation. Zersplitterung, Individualismus und Mannigfaltigkeit seien daher die theils erfreulichen, theils unerfreulichen Eigenschaften des deutschen Uebergangsstiles, als dessen Hauptbeispiel der Vortragende den prachtvoll gelegenen Dom zu Limburg an der Lahn und die Pfarrkirche zu Gelnhausen näher beschrieb. Mit Hülfe mehrerer für diesen Vortrag durch die Architekten Runge und Deetjen angefertigten Zeichnungen konnten die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der beiden gewählten Bauwerke den Zuhörern vorgeführt worden.

* Die Köln. Ztg. entwirft folgende Lebensskizze von Fritz Reuter. Fritz Reuter ist ein Mecklenburger Kind. Plattdeutsch ist seine Muttersprache und Stavenhagen seine Vaterstadt. Im südöstlichen Mecklenburg-Schwerin, nahe der pommerischen Grenze, liegt der Ort, wo seine Wiege stand und sein Vater Stadtrichter und Bürgermeister von circa 1000 Seelen war. Am 7. November 1810 geboren, ist er bis zu seinem 14. Jahre in der Heimath aufgewachsen, wo Niemand Hochdeutsch und auch der Hauslehrer, der ihm die Anfänge der Wissenschaft beizubringen hatte, nur Plattdeutsch sprach. Im Jahre 1824 kam er in das Gymnasium zu Friedland (Mecklenburg-Strelitz), zeichnete sich aber dort weniger durch seine Fortschritte in der Gelehrsamkeit, als durch seinen besonderen Hang zum Zeichnen und Malen aus, was den gestrengen Herrn Vater höchlich verdroß, da derselbe seinen Sohn nicht eine „brodlose Kunst“ erlernen, sondern das corpus juris und das mecklenburger Recht studiren lassen wollte. Fritz mußte sich fügen und bezog im Herbste 1831 wirklich die Universität Rostock, vertauschte dieselbe aber schon zum nächsten Sommersemester mit der Universität Jena. Denn „in Jene lebt sichs bene“, wie es im alten Studentenliede heißt. Die Mecklenburger gehen gern nach Jena. Damals gab es dort noch eine „Burschenschaft“, die schwarz-roth-goldne Bänder trug, die Traditionen einer durch die karlsbader Beschlüsse gemaßregelten Zeit heilig zu halten schwur und Bundeslieder von Freiheit und Vaterland sang. Auch Reuter ward Burschenschafter, aber auch ihn ereilte das Verhängniß, das Hunderte junger Leute wegen „hochverrätherischer Umtriebe“ in die Gefängnisse lieferte. Im Herbst 1833 wurde er, als er eine Ferienreise in die Heimath machte, auf preußischem Gebiete verhaftet und nach Berlin in die Hausvoigtei abgeführt. Er mußte ein höchst complicirtes Verbrechen begangen haben; denn die Untersuchung, die gegen ihn geführt wurde, dauerte ein volles Jahr und schließlich lautete das Erkenntniß auf „Tod“. Glücklicher Weise ward er nicht hingerichtet, sondern zu 30jähriger Festungsstrafe begnadigt. Nachdem er eine Zeit lang bald in dieser, bald in jener preußischen Festung detinirt gewesen war, erwirkte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin seine Auslieferung an ein heimathliches Gefängniß. Zur Freiheit begnadigen durfte ihn sein Landesherr nicht, das war ausdrücklich ausbedungen. Gefangen mußte er bleiben, und so saß er denn noch vier Jahre auf der Citadelle von Dömitz (an der Elbe), bis die Amnestie, die Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1840 bei seiner Thronbesteigung erließ, auch ihm zu Gute kam. Sieben Jahre war er der Freiheit beraubt gewesen, aber sein guter Humor hatte ihn niemals verlassen. Durch allerhand Schwänke in Wort und Bild hatte er nicht nur seine Mitgefangenen zu erheitern, sondern auch die Bärbeißigkeit der Wächter zu mildern gewußt, wie er es selbst so köstlich im zweiten Bande der „Olle Kamellen“ erzählt. Wieder auf freiem Fuße, gedachte er sein Zeichentalent auszubilden und zur Grundlage seiner weiteren Existenz zu machen. Er hatte dasselbe jedoch wohl überschätzt oder er war auch wohl schon zu alt geworden, um in der Technik noch einmal von vorn anzufangen: Kurz, es ging mit der Malerei nicht. Die Subsistenzfrage verlangte raschen Entschluß, und so ward der Exstudent von Jena Landwirth, d. h. „Strom“, wie man in Mecklenburg die conditionirenden Oekonomen nennt. Zehn Jahre lang versah er so auf mehreren Gütern seiner Heimath die Functionen eines „Entspecters“. Daß eine solche Stellung in Mecklenburg nicht zu den angenehmen Sinecuren gehört, sondern mit viel Plackerei und Demüthigung verbunden ist, kann Jeder, der es nicht aus Erfahrung weiß, aus den „Olle Kamellen“ ersehen. Aber Reuter mußte darin aushalten, da sich bei dem 1845 erfolgten Tode seines Vaters herausgestellt hatte, daß das nachgelassene Erbtheil zur Gründung einer eigenen, selbständigen Oekonomie nicht ausreichend war. Endlich reichte aber auch der gute Humor nicht mehr aus, die Unannehmlichkeiten, welche mit dem Dienstverhältniß eines Inspectors nothwendig verbunden sind, länger ertragen zu lassen. Im Jahre 1850 hing Reuter den „Strom“ an den Nagel, siedelte nach Preußen, und zwar nach Treptow an der Tollense (Vorpommern), wo er viele Freunde hatte, über, heirathete und suchte seinen Erwerb im Ertheilen von Privatunterricht. Nebenbei versuchte er sich auch in Gelegenheits-Gedichten, Polterabendscherzen und launigen Erzählungen. Die Sprache, deren er sich dazu bediente, war natürlich die ihm von Jugend an geläufige, die plattdeutsche; doch wußte er auch das „Messingsche“ mit einer auf das Zwerchfell seiner Zuhörer wahrhaft erschütternd wirkenden Virtuosität nachzuahmen. Das „Messingsche“ nennt man in Mecklenburg jenes gewählte, mit verrenkten Fremdwörtern gespickte Hochdeutsch, welches dort halbgebildete Leute zu sprechen lieben, um sich vor der Plattdeutsch redenden Masse besonders hervorzuthun. So entstand nach und nach eine ganze Reihe von Gedichten, die in allen heiteren Gesellschaften vorgetragen und auf allgemeinen Wunsch im Jahre 1853 unter dem Titel „Läuschen un Riemels“ gedruckt werden mußten. Freilich, Poesien in höherem Sinne waren es nicht, sondern eigentlich nur versificirte Anecdoten, von denen ein gut Theil den alten Kalendermachern, ja, sogar dem seligen Meidinger schon bekannt gewesen sein mochte. Aber was ihnen an „höherer Bildung“ und innerer Originalität abging, das ersetzte ihnen reichlich die Darstellung, das frische, derbe, gesunde Gesicht, die körnige, dralle Sprache und das unwiderstehlich ansteckende Gelächter. Reuter sagte in der Vorrede selbst, seine Gedichte seien nicht „vornehmer Leute Kinder“, sondern „eine Herde kleiner Straßenjungen“ ohne jede Spur von „Romantik“. Die hochdeutsch gebildete Welt, die auch in den Dorfgeschichten immer einen „auf Höheres deutenden Zug“ durchschimmern sehen will, nahm von der Reuter'schen „Canaille“ so gut wie gar keine Notiz. Dafür fand der lustige Schalksnarr, der aus seiner Verwandtschaft mit Eulenspiegel gar kein Hehl machte, gerade bei dem Volke seiner Heimath eine Anerkennung, wie sie den „Propheten im Vaterlande“ nur äußerst selten zu Theil wird. In Mecklenburg und Pommern wurden die „Läuschen un Riemels“ mit entschiedenstem Beifalle aufgenommen. Bornemann's plattdeutsche Gedichte, welche gleichzeitig in sechster Auflage erschienen, wollten nun nirgends mehr behagen. Wie steif und manierirt kam Einem der „Grandeer ut Poamerland“ vor, wenn die Reuter'sche flachsköppige, barfüßige Schwefelbande von Läuschen un Riemels (Schwänke und Reime) anfing, ihre Purzelbäume zu schlagen! Damit begann Fritz Reuter seine schriftstellerische Laufbahn. Daß er größerer Leistungen fähig sei, wollte man damals noch nicht recht

Wort haben. Man unterschätzte nicht nur seine Schöpfergabe, sondern auch sein Darstellungstalent. Aber schon durch sein zweites Werk „De Reis' na Belligen“ zeigte er, daß er nicht nur epigrammatisch, sondern auch episch zu erzählen versteht. Jetzt weiß man es allgemein, daß gerade das Epische Reuter's stärkste Seite ist. Die „Reise nach Belgien“ war zwar auch nur ein Schwank, aber geräumig angelegt und behaglich durchgeführt. Zwei mecklenburger Bauern beschließen, ihre Söhne auf die hohe Schule der Landwirthschaft, nach Belgien, zu bringen, machen sich auch auf die Reise dahin, kommen aber nur bis Berlin, wo ihnen so viel Schabernack gespielt wird, daß sie ihren Plan aufgeben und wieder nach Hause reisen. Den Schluß bildet eine Hochzeit. Hier war Reuter ganz in seinem Element. Die Exposition dieser kleinen Epopöe ist ein Meisterstück der Darstellung. Das Buch erschien im Jahre 1854. Ein Buchhändler in Neu-Brandenburg (Mecklenburg-Strelitz) trug darauf dem im ganzen Umkreise schnell bekannt und beliebt gewordenen Dichter die Redaction eines „Unterhaltungsblattes“ an. Reuter ging darauf ein, aber das Blatt wurde nur wenige Quartale alt. Wir erwähnen es nur, weil Reuter sich darin zuerst auch in plattdeutscher Prosa (durch das hübsche, rührende Idyll „Hanne-Fieken“) vernehmen ließ und auch den „Onkel Bräsig“, der in der „Stromtid“ bekanntlich die Hauptperson ist, zum ersten Male einführte. Im Frühjahr 1856 siedelte er, obschon er in Treptow sehr beliebt und auch Stadtverordneter gewesen war, nach Neu-Brandenburg über. Dort schrieb er in düsterer Stimmung das Gedicht (Erzählung in Versen) „Kein Hüsung“ (keine Behausung), das 1857 erschien, aber fast erschreckend wirkte. Wer hätte gedacht, daß dieser lustige Spottvogel auch in die tiefste Tiefe des Menschenherzens hinabzusteigen und die Leidenschaft des Hasses in solcher Kraft der Wahrheit zu schildern vermöchte? Es ist wahr, der Stoff ist abschreckend, gräßlich, aber er wird furchtbar, tragisch durch die Gewalt der dichterischen Darstellung. Nach dieser Leistung konnte nicht mehr gezweifelt werden, ob Reuter auch ein Dichter sei. Er hatte seitdem kein solches Nachtstück wieder geschrieben, weil sein unverwüstlicher Humor die Stockung des einen Jahres glücklich und gründlich überwunden hatte. In besserer Laune machte er sich sogar daran, Lustspiele für die Bühne zu schreiben. Unseres Wissens ist eins davon, „Blücher in Teterow“, auch in Berlin zur Aufführung gekommen, aber eben, weil Reuter's Talent ein entschieden episches ist, natürlich durchgefallen. Auch Läuschen und Riemels waren wieder eine gute Zahl entstanden, so daß daraus ein zweiter Band formirt und im Jahre 1858 veröffentlicht werden konnte. Beide Bände haben bis jetzt bereits sieben Auflagen erlebt. Im „Schurr-Murr“ sammelte Reuter die zerstreuten Blätter, namentlich die Beiträge zum „Unterhaltungsblatt“, und dichtete dann auch wieder eine Erzählung in Versen „Hanne Nüte“, welche Tragisches und Komisches in einander wob und sogar die Thiere, Störche, Sperlinge, Frösche, Mäuse etc., mit in die Handlung verflocht. Auch dieses Buch ist schon in dritter Auflage erschienen. Die volle Kraft und Eigenthümlichkeit seiner dichterischen Begabung bekundete Reuter aber doch erst durch seine Erzählungen in ungebundener Rede, durch seine „Olle Kamellen“. So leicht und ungezwungen auch seine Verse dahinfließen, seine Prosa ist doch noch flüssiger. Die Sprache tummelt sich darin mit einer Lebenskraft und strotzenden Gesundheitsfülle, daß wir sie fast mit der See vergleichen möchten, deren Wellen lustig über- und durch einander an den Strand rollen und doch einem allgemeinen Gesetze unterthan bleiben. Bei allem Uebermuth der Bewegung herrscht in der Reuter'schen Prosa doch jenes Gleichmaß, ohne welches eine Dichtung nicht mit Ehren bestehen kann. Der erste Band von „Olle Kamellen“ erschien im Jahre 1859. Zur Zeit ist die vierte Auflage bereits wieder vergriffen. Die eine darin enthaltene Erzählung: „Woans ik tau' ne Fru kamm“ (Wie ich zu einer Frau kam), soll freie Erfindung, kein eigenes Erlebniß des Dichters sein; dagegen ist die zweite; Ut de Franzosentid“ (Aus der Franzosenzeit), ein nach der Natur, nach wirklichen Zuständen, Ereignissen und Personen gezeichnetes und mit der Virtuosität des Dichters in den lebenswahrsten Farbentönen ausgeführtes Gemälde. Reuter stellt uns sein Vaterhaus und seine Vaterstadt, seine Verwandten und Bekannten, den ganzen kräftigen Menschenschlag von Stavenhagen leibhaftig vor Augen. Ja, so sah es damals in der kleinen mecklenburgischen Landstadt aus, als Bürgermeisters Fritz noch in der Wiege lag. Jetzt liegen die Männer von damals längst unter dem Rasen; nur einige wenige leben noch, so z. B. Fritz Sahlmann, der inzwischen zum großherzoglichen Amts-Landreiter avancirt ist und sich nicht genug verwundern kann, wie er durch ein kleines „Bauk“ (Buch) hat in aller Leute Mund kommen mögen. Aber auch die Anderen alle leben ja fort im Munde des Volkes; denn Reuter hat sie mit ihrem wirklichen Namen genannt und läßt sie in frischen, robusten Gestalten, die sie bei Lebzeiten gewesen, an uns vorüberwandeln. Dieses „Bauk“ gehört denn auch in der That zu dem Besten, was in dieser Art jemals geschrieben wurde, und so konnte es denn nicht ausbleiben, daß endlich auch der hochdeutsche Leserkreis von Reuter Notiz nahm und an seiner plattdeutschen Muse Geschmack zu gewinnen suchte. Dies veranlaßte den Dichter wohl, für den zweiten Band der „Olle Kamellen“ ein Thema zu wählen, das noch allgemeiner zu interessiren versprach. Er schilderte mit jovialster Laune seine Erlebnisse in den dreißiger Jahren und veröffentlichte diese Erzählung 1861 unter dem Titel „Ut mine Festungstid“. Daß dieses Buch bis jetzt erst einmal neu aufgelegt ist, läßt vermuthen, daß es vom plattdeutschen Publicum dem ersten Bande nicht gleichgestellt wird. Dagegen hat es in hochdeutschen Kreisen Reuter's Namen weiter und weiter bekannt gemacht. Die philosophische Facultät der Universität Rostock glaubte mit einer ehrenden Anerkennung des Dichters nicht säumen zu dürfen, und verlieh Reuter den akademischen Doctorgrad. Der dritte Band der „Olle Kamellen“ eröffnete dann den erst vor Kurzem im fünften Bande zum Abschlusse gekommenen Roman „Ut mine Stromtid“. Diese Erzählung spielt wieder ganz und gar auf mecklenburgischem Boden. Der Horizont ist sehr beschränkt; ein kleines Städtchen (Rahnstädt) und drei angränzende Dörfer (Gürlitz, Pümpelhagen und Rexow) bilden den Schauplatz. Aber welch eine Fülle des Lebens wogt durch diese kleinen Verhältnisse! Es sind keine Helden, sondern lauter Alltagsmenschen, die handelnd auftreten. Idealisirt wird Niemand, selbst die Hochdeutsch sprechenden Personen nicht, wie die sanfte, gnädige Frau v. Rambow und die würdige Frau Pastorin. Jeder ist in Fleisch und Bein hingestellt, wie er geht und steht. Nur Eine Person ragt um einen ganzen Kopf über Alle hervor: das ist Onkel Zacharias Bräsig, Entspecter a. D., ein liebenswürdiger, urgemüthlicher Mensch, der alle vorkommenden Lebensverhältnisse klar und richtig erkennt, mit Rath und That überall hülfreich zur Hand und des „Messingschen“ mit einer Zwerchfell erschütternden Virtuosität mächtig ist. Er ist gleichsam der Mittelpunct des Ganzen. Um ihn gruppiren sich die Stadt- und Landleute. In Freude und Leid spinnt sich die Handlung aus. Auch die erregte Zeit von 1848 schlägt ihre Wellen über die Bühne, und da ist auch Bräsig wieder der Mann, der allein den Kopf oben behält. Wir müssen es uns versagen, auf die anderen Gestalten, die Reuter alle so vortrefflich gezeichnet hat, speciell einzugehen, und können hier ihnen nur rühmend nachsagen, daß sie alle wirkliche Menschen, keine Romanfiguren sind. Darin liegt auch das Geheimniß, daß uns diese kleine Welt mit der Kirchthurm-Perspective so unwiderstehlich anzieht und gar nicht loslassen will. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Reuter hat diesen Griff gethan und aus seiner „Stromzeit“ eine Fülle von Leben hervorgezaubert, die jeden Leser packt und mit sich zieht. „Olle Kamellen“ nennen sich diese plattdeutschen Erzählungen. Diese Bezeichnung bedarf für Hochdeutsche wohl einer Erklärung. Die einfache Uebersetzung in „alte Feldblumen“ (Camillen) giebt wohl den äußeren Sinn, aber nicht den humoristischen Ton wieder, in welchem der plattdeutsche Dichter sich über seine eigenen Werke lustig macht. Das ist eben eine Grundeigenthümlichkeit der plattdeutschen Sprache, Scherz und Ernst in einander zu gießen. Sie kann das, weil sie unmittelbar aus dem Volksleben kommt. Das Hochdeutsche hat durch gelehrte Bildung und Schulung viel gewonnen, aber auch jene humoristische Ader eingebüßt. Das Plattdeutsche als Schriftsprache läßt Manches zu wünschen übrig; es eignet sich am besten zum mündlichen Vortrage, wie ja denn auch Dr. Kräpplin mit seinen Reuter-Vorlesungen in den norddeutschen Städten ungemeinen Anklang gefunden hat. Nachdem wir nun Reuter's Leistungen unumwunden anerkannt und belobt haben, wollen wir schließlich denn doch auch dessen gedenken, was uns an ihm nicht gefällt oder zum wenigsten bedenklich erscheint. Er hat es in der Gewalt, den Fehler, in den er mitunter verfällt, abzustellen. Wir meinen die sentimentalen Partieen, in die er sich mitunter zurückzieht, um Ruhepuncte für sich selbst zu haben. Er hat diesen Hang mit allen Humoristen gemein, thäte aber gewiß gut, sich demselben nicht zu oft hinzugeben. Nachtigallen, Mondschein, Abendroth u. s. w. sind ganz hübsche Requisiten; aber um ihretwillen darf der Epiker nicht zu seinem Privatvergnügen in den Lyriker umschlagen. Reuter kann das sehr wohl vermeiden; er bedarf solcher Rührungs-Momente gar nicht, denn daß er durch die Erzählung selbst zu rühren und zu ergreifen weiß, das hat er meisterhaft bewiesen. Im vorigen Jahre siedelte Reuter aus seiner Heimat nach Thüringen über und wohnt jetzt in Eisenach. Ganz vor Kurzem ist er in Mecklenburg zu Besuch gewesen und überall, wo er verweilte, in Stavenhagen, Rostock und Wismar, mit großen Ehren gefeiert worden. Allüberall wird es anerkannt, daß Niemand wie er so lebenswahr das Volksleben gezeichnet hat und daß Tausende sich in seinen Gestalten leibhaftig abconterfeit glauben können, wie er dies selber im letzten Bande der Stromtid z. B. von Fritz Triddelfitz erzählt: „Fritz, frog hei, schriwwst du noch immer Bäuker, Fritz?“ „Ja, Fritz, ik heww all en ganzen Hümpel tausam smeert.“ „Na, Fritz, dann dauh mi blot den einzigsten Gefallen un bring mi nich in dine ollen verfluchten Bäuker.“ „Ja, segg ik, ik kann di nich helpen, Fritz; du steihst dar all in, Fritz.“

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 12. Bremen, 19. März. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Die Slaven in Nordalbingien.

Culturgeschichtliche Skizze von Heinrich Asmus.

I.

Seit dem fünften Jahrhundert und vielleicht noch früher wurden die Küsten des „Baltischen Meeres“ von mehren kleinen Völkerschaften bewohnt, die in der Umgegend Lübecks und in dem zunächstliegenden östlichen Holstein Wagrier, um Ratzeburg und im Lauenburgischen Polaben, in Mecklenburg Obotriten genannt wurden und dem großen Volksstamme angehörten, der sich über Rußland, Polen, Böhmen, Preußen, bis an die Elbe verbreitet hatte und mit dem Namen Slaven oder Wenden in den Geschichtsbüchern bezeichnet wird. Jedoch möchten wir aus mehrfachen Gründen uns der Meinung nicht anschließen, daß dieser Volksstamm von den Darmalen abstamme, wie Ptolemäus will, da die Grundzüge seines Charakters wie auch seiner Körperbildung allzu sichtbare Zeichen oder Spuren einer südlichen Abstammung tragen. Der Slave hatte schwarze oder braune Augen und schwarzes Haar, seine Wohnung lag einzeln; er lebte mehr von der Jagd, dem Fischfange und auch wohl vom Raube, als vom Ackerbau. Tage und Nächte in den Wäldern dem Wilde nachjagen, liebte er ebenso sehr als eine wohlbesetzte Tafel, nur hatte er von dieser einen ganz andern Begriff als wir: gut essen hieß bei ihm viel essen. Starr wie das Eis, das seine Küsten umzog, und ernst wie die Flur, die ihn umgab, war sein Sinn und männlicher Charakter — nur wenn seine Leidenschaft zum Raube entfesselt war, zeigte er einen grenzenlosen Leichtsinn: dann konnte selbst kein Eidschwur ihn vermögen, den geschlossenen Vertrag zu halten. Daher war bald der Name „Wende“ so berüchtigt, wenigstens in der Kaufmannswelt, daß man ihn von dem windischen Charakter dieser Völker ableitete.

Dagegen erzählen die Geschichtsbücher einstimmig, daß die Kinder mit unbegrenzter Liebe an ihren Eltern hingen und mit unübertrefflicher Aufmerksamkeit für sie im hohen Alter Sorge trugen, wenn auch nicht unerwähnt bleiben darf, daß schwache oder ungestaltete Kinder ausgesetzt wurden und der Selbstmord erlaubt war.

Ganz besonders aber kennzeichnete des Slaven Vorliebe für die Gastfreundschaft ihn als einen Sohn des Südens. Ja, er ging hierin so weit, daß er, wenn er seine unverschlossene Wohnung auf mehrere Tage verließ, vorher Speise und Trank, wie die Natur sie brachte, hinstellte, damit wenn möglicherweise ein Wanderer während seiner Abwesenheit einsprach, derselbe Nahrung vorfände. Klopfte aber ein Wanderer an seine Thür und er hatte nichts zu geben, so ging er hin und — stahl. Solcher Diebstahl war im ganzen Slavenlande erlaubt. Wurde ein Slave überwiesen, das Gastrecht mit Füßen getreten zu haben, so durfte ihm sein Nachbar das Haus über dem Kopfe anzünden, ohne daß er darüber irgendwo mit seiner Klage Recht gefunden hätte. Heilig war den Slaven das Gastrecht, heilig das Eigenthum und die Sicherheit des Gastfreundes! So auch nur war es möglich, daß ihre ärgsten Feinde, die christlichen Priester und Mönche auf ihren häufigen Wanderungen im Wendenlande es wagen durften, bei den Bewohnern um ein Obdach oder um Erquickung nachzusuchen.

Ein zweiter ebenso liebenswürdiger Grundzug des Charakters der Slaven war eine unbegrenzte Liebe für die Freiheit. Suchten sie auch den Krieg nicht, so liebten sie doch ungemein die Waffen und verstanden sie gut zu handhaben. Wurden sie jedoch gezwungen die Wehr zur Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Götter zu ergreifen, dann grenzte ihr Muth an Verwegenheit und Tollkühnheit. Daher suchten sie denn auch die Freiheit unter allen Umständen sich zu erhalten und duldeten keinen Herrn über sich, sondern brachten alle Staatsangelegenheiten in ihren Volksversammlungen, die bei den Altären ihrer Götter gehalten wurden, zur Sprache. Freilich mag es bei diesen Versammlungen nicht immer ganz friedlich hergegangen sein, denn Dittmar von Merseburg bezeugt, daß die widersprechende Partei von der stärkeren oft durch Schläge und Geldbußen zum Nachgeben gezwungen worden sei.

Ein solches freiheitsliebendes Volk wußte sich denn auch gar kräftig gegen Angriffe von Außen zu vertheidigen. In den Wäldern erzogen, von Jugend auf hausend in der Gesellschaft wilder Thiere, vom Raube sich nährend, konnte dies so schon starke Volk nur an Kraft, Verwegenheit und Gelenkigkeit gewinnen; dies alles — verbunden mit ihren Religionsbegriffen, die mit ihrer ganzen Staatseinrichtung unzertrennlich verknüpft waren und nach denen ihnen das heilig und werth schien, was das Christenthum verdammte — machte sie zu einem furchtbaren Feinde. Am schrecklichsten waren sie als Sieger. Dann schlachteten sie Alles was Leben athmete und schonten selbst der Säuglinge nicht, zerstörten in blinder Wuth des fleißigen Bürgers

Erwerb, verwüsteten frech des Landmanns mühevollen Lohn, die Saat, auf deren Frucht vielleicht ein ganzes Volk hoffte; sannen mit eiserner Beharrlichkeit auf neue Qualen, jubelten bei den Zuckungen der armen Unglücklichen, die sie spießten, in's Feuer hielten, ausweideten oder ihren Göttern opferten.

Eine Macht jedoch erkannte der Slave über sich an, die seiner Priester. Diese waren die Seele des slavischen Volkes! Selbst später noch als es Fürsten unter ihnen gab, galt der Priester ihnen mehr als der Fürst. So lenkten auch die Priester fast alle Angelegenheiten des Staates, anfangs mit den Aeltesten, später in Gemeinschaft mit den Fürsten und verkündeten dem Volke den Willen ihrer Götter. Bei jeder wichtigen Unternehmung fragte der Slave sie um Rath und unternahm nie etwas, wozu sie nicht ihre Einwilligung gegeben.

In neuerer Zeit ist der freien ständischen Verfassung der Slaven etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden wie früher und das ist zu loben, denn ursprünglich waren die Slaven frei, monarchisch bildete sich die Verfassung dieser Völker erst dann, als sie beständig zum Kriege gerüstet sein mußten. Familienväter, unabhängig von einander, besorgten alle Staatsangelegenheiten und traten nur bei Streifzügen oder Einfällen in ihr Land, an die Spitze der Krieger auf den Wunsch des Volkes, das sie wählte. Diese Heerführer erhielten auch bald im Frieden mehr Macht, besorgten aber noch immer in Verbindung mit den Priestern, die Hauptangelegenheiten des Landes, wobei es merkwürdig ist, daß die entferntesten Slaven unter sich fortwährend eine geheime Verbindung unterhielten, so daß Slaven am Dniepr nicht selten Hülfe von denen an der Ostsee verlangten.

Die Verstorbenen wurden verbrannt und ihre Asche in Urnen aufbewahrt. Häufig mußte die Frau das Loos ihres verstorbenen Mannes theilen. Man hat sich die Mühe gegeben die Grabmäler der Slaven aufzusuchen und der Erfolg ist auch nicht ungünstig geblieben: man fand Grabmäler mit Aschenkrügen und ohne dieselben. Letztere mögen wohl solchen Streitern gehört haben, die ihren Tod in den Wellen fanden. Wenn nämlich die Slaven angefallen wurden und dem Feinde an Zahl nicht gemessen waren, ihm Widerstand leisten zu können, so stürzten sie sich, mit langen Röhren versehen, in die Flüsse. Das eine Ende nahmen sie in den Mund, das andere hielten sie über die Oberfläche des Wassers hinaus — so vermochten sie Luft zu schöpfen und lange in der Tiefe zu verweilen. Sah man nun solche Röhren über dem Wasser hervorragen, so hielt man sie für Gewächse, denen aber die Sache bekannt war, suchten sie zu verstopfen oder hinwegzureißen.

Vor circa 40 Jahren hat man bei Landsberg an der Warthe mehrere Slavengräber ausgegraben, in den mehrsten fehlten die Urnen. In einem solchen urnenlosen Grabmale befand sich eine Streitaxt, deren Stiel mit einer Blume gekrönt war; ein Gefäß dicht daneben, hatte die Form einer Ente; Kopf, Flügel und Schweif waren durch Punkte angedeutet. Auf dem Rücken befand sich eine runde Oeffnung und das Ganze ruhte auf einem runden Fuße; ein anderes Gefäß hatte die Form eines Nachens. Vielleicht versinnlichte die Streitaxt die Tapferkeit, und die Gefäße in Enten- und Nachenform den Tod solcher Slaven, die ihr Leben im Wasser endeten. Auch in der Umgegend Lübecks fehlt es nicht an Ueberresten aus heidnischer Vorzeit. Man hat sowohl Grabmäler als auch Steinbauten gefunden, die für den religiösen Cultus bestimmt waren — um uns aber nicht in Muthmaßungen zu verlieren, geben wir lieber zu der Religionslehre der Slaven über. Wenn über dieselbe auch noch manches Dunkel herrscht, das für's Erste wohl nicht oder nie gelichtet werden möchte, so kann man doch mit einiger Sicherheit hinstellen, daß die Slaven unbedingt an ein unsichtbares Wesen glaubten, das sich ausschließlich mit dem Himmel beschäftigte und das Reich der Erde den Untergöttern, die zwar alle von ihm abstammten, aber mehr oder weniger mächtig waren, überlasse. Dies war der unbekannte Gott, der Gott ohne Namen und ohne Alter, der den Menschen günstig war und nicht abgebildet werden durfte. Wenn demnach Einige die Meinung aufstellen, als wenn dieser höchste Gott zu Stettin unter dem Namen „Triglaw" (Gott mit drei Köpfen) angebetet worden sei, so haben sie diese irrige Idee vielleicht aus Helmold's Worten gefolgert, die er in seiner „Slavischen Chronik" mittheilt. Er erzählt nämlich, daß die heidnischen Priester jener Stadt ihm gesagt hätten, daß „Triglaw" darum drei Köpfe habe, weil er im Himmel, auf der Erde und in der Unterwelt regiere — womit noch keineswegs gesagt ist, daß er jener unbekannte Gott sei, den Andere auch „Bog" nennen. Diesem unsichtbaren guten Gott stand der böse Gott, welcher die Menschen anfeinde, gegenüber, so daß wir in dem Pantheon der slavischen Gottheiten die Götter des Lichts von denen der Finsterniß wohl unterscheiden müssen, je nachdem das gute oder böse Princip in jedem von ihnen vorherrschte. Die guten Götter residirten in dem Peklo, die bösen bewohnten den Rai.

Die guten Götter waren: Triglaw (Bog), Swantewit, Radegast, Prove, Sieba, Siebog, Sweixtix, Zilsbog, Podaga, Rugiwit, Karewit, Jutzbog, Dzrewomia, Woda und Balduri; die bösen hießen: Zernebog, Perkun, Flins, Zirnitra, Berstuk, Hela und Marowit.

Swantewit (Gott des Sieges und der Weisheit.) hatte seinen Haupttempel zur Arkona auf Rügen und wurde durch eine kolossale hölzerne Statue mit vier Hälsen und vier haarlosen Köpfen dargestellt, die sich von hinten berührten und deren zwei zur Rechten und zwei zur Linken schauten. Alle vier Köpfe hatten Bart und Haare geschoren nach Art der Wenden. Der Riese trug in der linken Hand einen ungeheuren Bogen, in der rechten aber ein Füllhorn, in das die Priester alljährlich den Opferwein gossen, und zur Seite ein breites Schlachtschwert. Eine Tunica, am Halse und durch einen Gürtel befestigt, ließ seine Beine und seine plumpen Sandalen unbedeckt. Der Statue zur Seite lagen der Sattel und die Zügel des weißen Renners, den zu besteigen nur der Oberpriester (Crive) allein das Recht hatte, den aber auch selbst der Gott bestieg, um während der Nacht die Feinde seines Cultus zu bekämpfen *).

Dieser Gott, der mächtigste der Götter, welcher die ganze Welt sah, wie es das grobe Symbol der vier Köpfe andeutet, und der die Insignien des Gedeihens und des Todes (Füllhorn und Bogen) in der Hand hielt, wurde von den Slaven im Rausche einer wilden Freude angebetet und durch Menschenopfer erweicht oder zu gewinnen gesucht. Seine Orakel waren heilig und seine Priester mächtiger als alle andern, sie verkündeten den Willen der Götter und jeder Einzelne wandte sich bei wichtigen Unternehmungen an sie, als an die Vermittler zwischen Göttern und Menschen. Bei dem großen Erntefeste, das alljährlich auf der Insel Rügen an einem bestimmten Tage gefeiert wurde, kehrte der Oberpriester Swantewit's Tempel aus, indem er den Athem an sich hielt, und an demselben Tage goß er den geheiligten Wein in das Füllhorn. Je nachdem dieser verdunstete oder in

*) In Rhalka verband dasselbe Idol mit denselben Attributen einen Menschenkopf mit langem Barte, der bis auf die Brust ausgehauen war, und in der runischen Inschrift wurde es eine gute und böse Gottheit, mächtig in der Zauberei, genannt.

größerer Menge in dem Horn verblieb, verkündete der Grive dem Volke ein fruchtbares oder unfruchtbares Jahr. Und ebenso war es sein Gebet, das in der Volksmeinung das Orakel der heiligen Pferde günstig stimmte, das über Krieg und Frieden entscheiden sollte an dem Tage, wo einer der Priester des Tempels das weiße Pferd Swantewit's über Spieße und gekreuzte Säbel springen ließ, ohne daß sein Huf sie berühren durfte.

Den Namen dieses Gottes will man von Sanct Vit ableiten. Man erzählt daß unter der Regierung des Königs Ludwig des Deutschen verschiedene Mönche aus dem Kloster zu Neucorvey als Missionäre nach Rügen geschickt wären, um die heidnischen Insulaner zum Christenthum zu bekehren. Die christlichen Apostel hätten ihrem Patron, dem heiligen Vitus, zu Ehren, dort eine Kirche erbaut, wären aber von den christenfeindlichen Rügiern gar bald wieder vertrieben worden und von dem ganzen Christenthume sei nichts als die Verehrung des heiligen Vitus, den die Slaven für eine Gottheit gehalten, übrig geblieben. Der Name Sanct Vit sei später in Svonte-Vit übergegangen und so aus einem Märtyrer ein Götze geworden. Schwerlich möchten aber die Mönche ihren Heiligen so abgebildet haben, wie die Rügier ihren Swantewit darstellten.

Radegast oder Ridegast (Rathgeber, Gastfreund; vielleicht der Genius von Rhetra, nach verschiedenen Etymologien), auch Roswodiz (Oberhaupt der Krieger) genannt, hatte seinen Haupttempel in Rhetra und war der zweite der großen wendischen Götter: der Gott der Ehre und der Kraft, den alle Obotriten verehrten. Er erschien in der Gestalt eines jungen Kriegers, der auf der Brust einen Stierkopf, das Symbol der Kraft, auf dem Kopfe einen Schwan mit ausgebreiteten Flügeln und in der Hand eine Lanze trug. Es gab auch eine Parodie. Auf andern Abbildungen werden die dichten Haarlocken, welche sich um sein Haupt schlängeln, zur Mähne; das edle junge Gesicht des Helden wird ein monströses Löwengesicht; der Schwan aber, welcher über seinem Kopfe schwebte und seinen Gesang des Ruhmes erschallen ließ, wird zum Raben, der sein heiseres Gekrächz ausstößt, oder ein gefräßiger Geier, der einen elenden Raub sucht, oder auch ein kriegerischer Hahn, der sich auf seinem Misthaufen brüstet. Weiterhin ist der Schwan durch seine natürliche Carricatur, die Gans, mit träge herabhängenden Flügeln, die nie fliegt und nie singt, ersetzt. Es giebt selbst Bilder, wo die Gans für eine Ente gelten könnte. — Man schrieb dem Radegast ein tiefes Wissen und eine große Zaubergewalt zu; aber er theilte diese Eigenschaft mit den mehrsten anderen wendischen Göttern. Es ist im Allgemeinen ungemein schwer in dieser lange nach der Zeit wieder hervorgesuchten Mythologie der Slaven wohl zu unterscheiden und auf bloße Muthmaßungen oder Hypothesen mögen wir uns nicht einlassen.

Prove (Gott der Gerechtigkeit), auch Provo genannt, der dem Forsete der Scandinavier entspricht, hatte seinen Haupttempel zu Stargard (Oldenburg) und wurde vorzugsweise von den Wagriern angebetet. Man stellte ihn als einen Greis dar, mit einer langen fliegenden Robe bekleidet, zuweilen Ketten um den Hals tragend und in der linken Hand ein Opfermesser haltend. Jedoch waren die gewöhnlichsten und zugleich feierlichsten Darstellungen: Schlangen auf der Brust (Symbol der Weisheit) und in der rechten Hand das glühende Eisen oder den feurigen Schild tragend, was zu den damals gebräuchlichen Gottesurtheilen gehörte. An gewissen Tagen versammelten sich die Priester, die Fürsten und das Volk in einem Eichenwalde bei Stargard zu Opfern und Richtersprüchen. Die Priester tranken bevor sie den Gott befragten, das Blut der Opfer, um seine Orakel besser aufzufassen und zu begreifen. Auch stellte man den Gott wohl nackend dar auf einer Säule, mitunter auf einem Eichenstamm stehend, mit einer Art von Kothurn an den Füßen. Die rechte Hand war unter dem Schilde verborgen, die linke hielt eine mit Quasten gezierte Hellebarde, der Kopf war mit einem Blumenkranze oder einer Krone umwunden, woraus lange Eselsohren hervorragten. Einige meinen daß diese Ohren, welche einen sonderbaren Contrast mit den Insignien des Königthums bilden, die Feinheit des Gehörs bedeuten — allerdings eine werthvolle Eigenschaft an einem Richter; Andere behaupten vielleicht mit mehr Grund, daß es ein Zug von Satyre sei gegen die menschliche Gerechtigkeit, wenn man sie ohne Schleier in ihrer ganzen Nacktheit sieht und daß das Bild Prove's, wie man es in einer alten Chronik von Braunschweig findet, ein neuer Beweis des Systems von besonderer Parodie auf die plumpe Mythologie selber wäre. Der Leser möge entscheiden.

Sieba oder Siva (Göttin der Liebe und des Lebens), deren Haupttempel in Ratzeburg stand, wird in der „Sächsischen Chronik" als eine nackte Jungfrau dargestellt, bedeckt nur mit langen Haaren, die bis zu den Füßen herniederwallen. Auf dem Kopf trägt sie einen Kranz von Blättern, in der linken Hand eine Traube und in der rechten einen goldenen Apfel. Diejenigen welche von dem Princip ausgehen, daß die Götter aller heidnischen Völker des Nordens grobe Copien der griechischen und römischen Gottheiten seien, haben aus der Sieba eine lateinische Venus machen wollen, und doch dünkt uns, lag es in der Menschennatur, daß die Völker im Zustande der Kindheit alle Kräfte der Natur, alle eigenen Leidenschaften und Tendenzen, alle höheren übersinnlichen Gewalten, von denen sie eine dunkle Ahnung fühlten, personificirten und da dieses auf gleichen Anlagen und Denkformen beruht, so mußten sie sich diese Personificationen auch ähnlich gestalten, ohne daß sie darum einander materiell genommen, entlehnt zu sein brauchten. Andere haben mit mehr Wahrscheinlichkeit in Sieba, Sif, die keusche Gattin des Thor, an ihrem schönen Haar erkannt und, in der That, der goldene Apfel der Göttin erinnert auch besser an die Aepfel der Iduna, aus den Scandinavischen Mythen, als der Apfel der Zwietracht, oder die Aepfel des Hesperiden-Gartens. Für die Mehrzahl der Mythologen ist Sieba eine echt slavische, originale Gottheit. — In den Monumenten zu Rhetra hat Sieba einen Affen auf dem Kopfe, dicke Beine ohne Füße, einen kurzen Rock und das Gesicht verschleiert; einer ihrer Arme, ohne Hand, ruht auf ihrer Hüfte, der andere ist ausgestreckt. Vielleicht sind die Symbole der Inspiration und des Lebens (die Traube und der Apfel) verstümmelt worden, oder man hat vielmehr in diesem Gegenbilde Sieba nicht, wie es die Chronik gethan, in dem einfachen Schmucke der Unschuld, sondern verschleiert und von dem triumphirenden Affen besiegt, zeigen wollen. Nun ist der Affe die häßlichste Carricatur des Menschen und zugleich das natürliche Symbol der Schwelgerei und Ausschweifung, der schreiendste Contrast der reinen und göttlichen Liebe, die oft hinter sich zwei Dämonen, die Schwelgerei und Ausschweifung, verbirgt. Das wäre dann wieder ein neues Beispiel des oft vorkommenden Dualismus der slavischen Gottheiten! Die Chronik zeigt uns Sieba in ihrem Ruhme und die Statue in ihrer Erniedrigung. Einerseits ist es die Jungfrau mit der Traube, welche den Menschen inspirirt, und dem Apfel, der ihn ernährt; anderseits ist es das Weib in Versuchung, besiegt durch dasjenige Thier, welches die menschliche Natur und seine edelsten Empfindungen nachäfft und sich endlich in seiner höllischen Wirklichkeit zeigt, wenn Sieba, sich in ihrer Niederlage schämend, sich das Gesicht verschleiert und ihren Anbetern den Rücken dreht.

Siebog, die männliche Liebe, hatte dieselben Attribute wie

Sieba, aber außerdem noch einen Tiger oder selbst eine Katze und zwei Hörner auf der Stirn als Symbol der Kraft. — Sweixtix, Gott der Sonne. Zilsbog, Gott des Mondes und des Wetters mit seinen beiden in Form des Halbmondes erhobenen Armen. Podaga, der Regler der Jahreszeiten, Gott der Jagd, der Fischerei, des Ackerbaues und des Zuchtviehes (dessen Tempel in Plön stand), reproduciren mit weniger Originalität als die vorhergehenden Götter den nämlichen Dualismus.

Rugiwit oder Rugievith, den man zu Karenz auf Rügen als Gott des Krieges anbetete, hatte sieben Gesichter auf demselben Halse und unter einer und derselben Hirnschale, und sieben Schwerter zur Seite, ohne das zu rechnen, welches er in seiner rechten Hand schwang. Schwalben, die ihm wahrscheinlich geweiht waren, sollen ihre Nester in den Winkeln der sieben Gesichter gebaut haben. Obschon Rugiwit nur eine subalterne Gottheit gewesen zu sein scheint, so stand doch seine Statue in der Mitte der Stadt, in einem von purpurnen Teppichen gebildeten Kreise. In Rhetra betete man ihn in Gemeinschaft mit Karewit an; dort waren beide Götter in einem Bilde verschmolzen, fast nackend, mit sechs Köpfen, vier Männer- und zwei Weiberköpfen. Man stellte auch wohl Karewit besonders als Kriegsgott dar, mit den Emblemen der Kraft und der Wachsamkeit, einem Stierkopf auf der Brust und weiter unten einem Hahnenkopfe; sein Haupt war mit einem Heiligenschein umflossen.

Jutbog, der Gott des Morgens, und die wilde Dzrewomia, die Diana der Slaven, in düstern Wäldern wohnend, haben nichts Besonderes, weder in ihren Functionen noch in ihren verstümmelten Attributen.

Unter den Gottheiten, welche die Slaven von den Scandinaviern entlehnt hatten, wurde Odin, von den ersteren Woda (Oberhaupt) und Waidawut (der Weise) genannt, als Gott der Weisheit und der Zauberei angebetet; ein zugleich hülfreicher und gefährlicher Gott. Sein Name und sein Bildniß stellte einen Krieger in seiner Rüstung dar und sein bloßes Schwert kündete deutlich das Oberhaupt und den Rath für den Krieg an; die runische Inschrift, die Schlangen und der Kopf des Raben bezeichneten den Zauberer.

Baldur, der Apoll der Scandinavier, war auch den Wenden von Rhetra nicht unbekannt, wenigstens stellten sie ihn mit drei gehörnten und sehr häßlichen Köpfen dar. Die andern Symbole sind nicht mehr erkennbar. Man ersieht daraus daß diese scandinavischen Götter bei den Slaven nur in einer secundairen Stellung blieben und wie aufgedrungen, behandelt wurden.

Es kommen nun unter Anführung von Zernebog (dem schwarzen Gott, oder Satan) die bösen Gottheiten, welche man durch Blut besänftigte und die nur Opfer der Furcht empfingen. Der Name Zernebog (Gott des absoluten Bösen) wurde als Beiwort dem Namen mehrer andren Götter beigefügt, so wie das Bild des Löwen, das so oft in den Monumenten von Rhetra als Sinnbild schlechter Neigungen in dem Bildnisse anderer Götter sich zeigt, auch speciell den schwarzen Gott, Zernebog dargestellt zu haben scheint.

Perkun, der Gott des Donners (in Rußland und Böhmen Perun genannt), wird unter den Zügen eines Greises mit strahlendem Haupte dargestellt, in einen fliegenden Rock gekleidet, die Füße nackt, die rechte Hand auf einen Stier gestützt und in der linken eine Fackel tragend, von welcher zwei Feuerstrahlen ausgehen. In einer andern Abbildung jedoch hat er zwei Köpfe; von vorn ist es der Kopf eines Kriegers mit einem Helm bedeckt, von hinten ist es ein Löwengesicht. Auf der Brust hat er eine Pflugschar, in der Mitte von zwölf Strahlen umgeben und dabei ein Dreieck. Auf den obern Strahlen liest man in runischer Schrift das Wort „Saiidt“ (Hüte Dich!). Die andern auf diesem Bildnisse sichtbaren Worte enthalten eine Gebetformel, die eine alte Chronik erhalten haben soll und welche auf diese Art auf das Klarste die Authenticität der Monumente von Rhetra beweist.

Flins, Gott des Todes, wurde als ein bärtiger Mensch, in seinen weiten Mantel gehüllt, mit nackenden Füßen und auf einem Feuersteine stehend, dargestellt. Auf seiner linken Schulter saß ein Löwe, bestimmt, nach der Tradition, die Todten zu erwecken. Er trug in der rechten Hand eine Fackel und mit der linken hielt er seinen Mantel. Um das Bild des Löwen, Symbol der Auferstehung, zu erklären, hat man die alte Tradition angeführt, welche erzählt, daß die Jungen der Löwin drei Tage nach der Geburt sterben und von dem Gebrüll ihrer Mutter wieder erweckt werden. Die heilige Schrift wendet bekanntlich diese Parabel an und es ist nicht die einzige Erinnerung, welche die Slaven aus dem Orient beibehalten haben. — Nach Anderen ist der Löwe auf den Schultern des Flins, der schreckliche Zernebog, der Fürst selber, der die Todten zum Schmerze wieder erweckt und Flins ist der Gott des schmachvollen Todes, der durch Alter oder Krankheit kommt. Diejenigen, welche so sterben, werden in einer andern Welt bestraft. In diesem Punkte dachten die Slaven wie die Scandinavier. Andererseits hält Flins eine Fackel in der Hand, das alterthümliche Symbol des Lebens; der Gott des Todes hat einen rauhen und kalten Stein zum Fußgestell, der aber doch den geheimnißvollen Funken des Lichts in der Wärme birgt. Ist das nicht ein Strahl der Hoffnung und des Heils, der den Heiden des Nordens leuchtet? Ist der Gott des Todes nicht der Führer, der sie durch Finsterniß und Gefahren zu einem neuen Leben leitet? Dieser Gott ist gewiß die imponirendste und ausdrucksvollste Figur der slavischen Mythologie.

Unter dem Namen Zirnitra (mächtiger Zauberer) beteten die Wenden den Drachen an, den sie auf ihrer heiligen Fahne (Stanitia) trugen und auch in ihrem Wappen beibehalten haben. Dieser mächtige Gott, welcher Schrecken in den feindlichen Reihen verbreitete, figurirt noch heute in dem Wappen Dänemarks zu Ehren des Königs Waldemar I., der seine Anbeter besiegte und sie zum Christenthum bekehrte.

Berstuk, der große Gott der Wälder, wurde unter der Gestalt eines Bockes dargestellt und unter die schwarzen Götter gezählt; jedoch war Berstuk auch der gemeinschaftliche Name aller Wald- und Erdgeister.

Hela, scandinavischen Ursprungs, hatte bei den Slaven ihre Attribute und Functionen verändert; es war eine kolossale Frau, die einen Löwenrachen hatte und die Zunge herausstreckte. Man glaubt, daß sie die Göttin der Zauberinnen gewesen.

Marowit ist der einzige Hausgott der Slaven, der uns bekannt geworden. Er hatte einen Löwenkopf und mit Schuppen bedeckte Arme. Man glaubt, daß er der Gott der Träume gewesen. Aber die Inschrift „Zernebog“ und der Löwenkopf bedeuten klar einen schwarzen Gott; er war ohne Zweifel der Gott böser Träume.

Dies ist die Mythologie der Slaven, die man mit einiger Sicherheit aufstellen kann. Wollten wir noch von dem Rest der Halbgötter sprechen, die dieser oder jener Alterthumsforscher nach einigen gefundenen Trümmern eines Idols hinzugefügt, so müßten wir uns auch ihrem Ausspruche anschließen, daß die ganze slavische Mythologie roh und plump gewesen. Das ist uns aber nicht möglich, denn wie kann man an Plumpheit und Barbarei in einem Lande glauben, wo, wie wir sogleich beweisen werden, griechische Inschriften gefunden wurden.

Wenn wir nicht sehr irren, so ist es allein der Dualismus

der Slaven, diese bizarre Parodie der Gottheit, die sich in ihrer ganzen Mythologie reproducirt, welche das Volk als roh und barbarisch anklagt, das keine Büßung des Verbrechens zugab und sich Göttern als elendes Spielwerk überlassen glaubte, die eben so schlecht als es selber waren. Daher beschuldigt auch wohl der Grammatiker Saxo diese Völker als wenn sie geglaubt hätten, daß nach dem zeitlichen Tode Alles ein Ende habe: „Omnia morte temporali finiri". — Und diese Ansicht hat Vieles für sich! Wie unendlich schwer wurde die Bekehrung der Slaven zum Christenthum, die schon vor Karl d. Großen begonnen, aber im 13. Jahrhundert kaum vollendet war. Diesen Völkern, deren Götter nur im Schlechten vollkommen waren, mußte es mehr Mühe kosten als den Scandinaviern, Jesum Christum zu begreifen, den Mittler, den ganz guten Gott, die heilige Jungfrau und die Apostel, in welchen die Humanität mit so viel Stolz als Freude das reinste und edelste Bild ihrer selbst erkannte. Es würde gewiß die Geschichte aller heidnischen Religionen, die noch lange nicht vollendet ist und auch wohl für ewige Zeiten unvollkommen bleiben wird, das schönste Monument sein, das man zum Ruhm des Christianismus errichten könnte.

Wir wollen jetzt etwas näher auf die griechischen Inschriften eingehen, die man im Slavenlande gefunden hat.

Es ist freilich eine Lieblings-Idee mancher Gelehrten, sowohl derer vom Fach, als auch solcher, die als Dilettanten auf gelehrte Bildung Anspruch machen, den Anfang der Cultur der Slaven in eine sehr späte Zeit zu setzen. Das ist aber eine irrige Meinung. Da wir vor der Einführung des Christenthums gar wenig von den Bewohnern der Küstenstaaten des Baltischen Meeres wissen — oft nicht viel mehr als die Namen der sie bewohnenden Völkerschaften — so nimmt dieser oder jener nur zu gerne an, daß die Slaven durch und durch in einem Zustande völliger Rohheit gelebt und auf keiner viel höhern Stufe als der der Wildheit gestanden haben. Diese Täuschung entsteht auch wohl mit daher, daß man gänzlich außer Acht läßt, daß der Mangel an Nachrichten über den einstmaligen Bildungsstand der slavischen Völker noch keineswegs zu der Annahme berechtigt, es sei bei ihnen durchaus keine Cultur einheimisch gewesen. Die wenigen und mitunter sogar unzuverlässigen Nachrichten, die dem Geschichtsforscher aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert über die damals an den Ostseeküsten wohnenden Völkerschaften zu Gebote stehen, sind von Männern zu uns gekommen, die größtentheils nach Hörensagen oder Tradition schrieben, alle aber ohne Ausnahme, als Christen für die heidnischen Slaven sehr ungünstig gestimmt und durchaus nicht gesonnen waren, etwas Empfehlendes über sie zu schreiben.

Wenn die Wissenschaften bei den Slaven auch nicht besonders erheblich gewesen und die ganze Priesterweisheit wohl nur in rohem Betrug der Sinne und selbstgefälliger betrügerischer Deutung der menschlichen Schicksale oder anderer Einwirkungen der göttlichen Vorsehung bestanden haben mag und selbst die Künste — mit Ausnahme des Schiffsbaues, der Erz- und Thonarbeiten — vielleicht geschmacklos betrieben wurden, so führt dessen ungeachtet schon eine aufmerksame Beobachtung über das, was ein Adam v. Bremen, ein Helmold u. A. von den Slaven in Nordalbingien mittheilen, zu der Annahme, daß eine viel höhere Cultur unter ihnen geherrscht habe, als man in der Regel annimmt. Selbst der rege, industriöse Sinn der alten Slaven ist nicht weniger beachtungswerth. Was der alte Germane nur trieb um sein Leben zu fristen, Acker- und Obstbau, Viehzucht und Jagd, das wurde gar bald theilweise auch die Lieblingsbeschäftigung der Slaven. Als sie zum ruhigen Besitz der Ostseeländer gelangt waren, schufen sie dieselben allmählig in zahlreich bevölkerte, blühende Staaten um, und schon im achten und neunten Jahrhundert wurde von ihnen ein lebhafter Verkehr mit entfernteren Völkern getrieben; bedeutende Handelsstädte blüheten an dem Gestade der Ostsee empor, unter denen Rezig eine der bedeutendsten war *). Vom hohen Norden tauschten sie Pelzwerke ein, die sie zu hohen Preisen wiederum an die dem Luxus bereits so sehr ergebenen Franken, und über Bardewick in die übrigen Reichsländer verkauften. Leinwand, aus selbstgebautem Flachs, bereitete Getränke mancherlei Art, zum Ueberfluß gebautes Korn wurde von ihnen dem höhern Norden in Schiffen zugeführt. Selbst mit Griechenland müssen die an der Ostseeküste wohnenden Slaven schon im neunten Jahrhundert in Verbindung gestanden haben, denn Helmold nennt die Stadt Vineta auf Usedom als einen bedeutenden Sammelplatz der Ausländer und Griechen „Vineta praestans celeberrimam stationem barbaris et Graecis". Außerdem arbeiteten griechische Künstler an den Götzenbildern der Slaven, das beweisen die im siebenzehnten Jahrhundert in dem Dorfe Prillwitz an dem Tollenser See von dem Pfarrer Sponholz aufgefundenen Götzenbilder, wahrscheinlich auf demselben Grund und Boden, wo einst der berühmte Tempel zu Rhetra gestanden. Die Figuren waren sämmtlich aus Metall, mit Silber untermischt und mit Inschriften versehen, die aus Runen bestanden. An mehreren dieser Bilder bemerkte man ganz unverkennbar griechische Buchstaben, an einigen sogar ganze griechische Wörter. So stand z. B. auf einem Bilde das Wort *ΟΠΩΡΑ* (Herbstgott). — Ueberhaupt lernten die Slaven von den Griechen die den germanischen Völkern noch unbekannte Kunst in Erz zu arbeiten und gelangten darin bald zu einer solchen Fertigkeit, daß sie durch ihren Landhandel eine geraume Zeit ganz Deutschland mit Schilden und Panzern versorgten, bis Karl d. Große diesen Handel der Slaven auf die Städte Bardewick und Magdeburg beschränkte und alle Kriegsgeräthschaften ausschloß. („Ut [Slavi et Avati] arma et briunas non ducant ad vendendum".

Nicht weniger spricht für den frühern Verkehr der nordalbingischen Slaven mit griechischen Kaufleuten der Name, welchen die große Stadt der Obotriten, Rezig, schon sehr frühe führte: „Megapolis" (μεγάπολις) und später in Mecklenburg umgebildet wurde. Helmold nennt diese Stadt (I. p. 64) „Magnopolis id est Mecklenburg".

Der Leser möchte fragen, auf welchem Wege denn die Slaven mit den Griechen in Verbindung traten? Wir glauben, der Weg durch Rußland und das schwarze Meer ist der wahrscheinlichste. Für diese Annahme erklärte sich auch schon vor mehr denn dreißig Jahren v. Lützow in seinem „Versuche einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg". (Berlin, Reimer, 1827); aber auch Adam von Bremen war derselben Meinung schon viel früher: „De situ Daniae ap. Lindenbroges Fabrit."

Man könnte in Wahrheit erstaunen über diese weitausgedehnten Verbindungen der von so manchem Geschichtsschreiber verschrieenen und uncultivirt gehaltenen slavischen Völkerschaften.

*) Nach einem Aufsatz: „Lübecks aller-älteste Geschichte" im „Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Provinzial-Berichte", (Jahrg. 1817, 6 Heft) soll Rezig an der Stelle gelegen haben, wo das heutige Lübeck steht. So schmeichelhaft diese Meinung für Diejenigen sein mag, welche Lübecks Ruhm nur in entschwundenen Jahrhunderten suchen und finden, so ist sie doch durchaus unhaltbar. Vollständig widerlegt ist sie auch schon durch einen Beitrag zur Beantwortung der Frage: „Ob Lübeck zur Zeit Karls des Großen seinen Namen und seine Entstehung westphälischen Flüchtlingen verdanke?" in dem „Staatsbürgerlichen Magazin", Bd. 5. Heft I. 1825. — Rezig ist, wie auch Christiani in seiner „Holsteinischen Geschichte" annimmt, kein anderer Ort, als die große Stadt der Slaven, Mecklenburg, die in der Gegend von Wismar lag.

wenn nicht in neuester Zeit über die Handelsverbindungen früherer Jahrhunderte überhaupt ein helleres Licht angezündet worden wäre! Und noch weniger wird der mehrfache Verkehr der Slaven an den Ostseeküsten mit den entfernteren Griechen unglaublich erscheinen, wenn man bedenkt, daß in der alten Welt überhaupt ein viel ausgebreiteter Verkehr stattfand, als man gewöhnlich annimmt, und die gebildeteren Völker sehr vollständige Nachrichten über den Zustand der entlegensten Länder hatten. Ist es doch mehr als bloße Vermuthung, daß schon vor mehreren tausend Jahren von der alten Welt aus Reisen nach Amerika gemacht worden sind.

* Blicke auf Egypten.

(Schluß.)

Nächst der Sklaverei ist es besonders die Stellung der Frau, welche die socialen Verhältnisse des Orients am wesentlichsten beeinflußt. Die Frau ist dort selten mehr, als ein Spielzeug in den höheren Klassen oder eine Dienerin bei dem ärmeren Volke. Ohne Bildung und ohne Erziehung, übt sie fast keinen, am wenigsten einen ersprießlichen Einfluß auf die Erziehung der Kinder aus. Eine nothwendige Folge der tiefen Verkommenheit des Weibes im Orient, so wie überhaupt der Polygamie ist die, daß der Mann höchst selten in seinem, selbst noch so reichbevölkerten Harem ein Daheim, ein trauliches Familienleben findet, und es erklärt sich, daß die meisten Männer sowohl der hohen als der niederen Klassen außer dem Hause Zerstreuungen aufsuchen, die häufig der verwerflichsten und lasterhaftesten Art sind und die zerstörendste Einwirkung auf die Gesundheit und Geisteskräfte ausüben und namentlich die untere Volksschicht zu entnerven drohen. Das sinnliche Gefühl ist auch bei den Egypterinnen ein hervortretender Charakterzug, der durch den Mangel an aller Erziehung noch gesteigert wird. Denn selbst in den ersten Anfangsgründen des mohamedanischen Katechismus werden dort die Mädchen nur sehr selten unterrichtet, und es giebt mohamedanische Gelehrte, die den Grundsatz aufstellen, daß es unerlaubt sei, den Mädchen Unterricht zu ertheilen. Auch heißt es in einem arabischen Werke: „Es ist dem Lehrer nicht erlaubt, eine Frau schreiben zu lehren, noch ein Mädchen, indem dies die Weiber nur noch böser macht“, und ein bekanntes Sprichwort im Orient heißt: „Ein Weib schreiben lehren, ist ebenso wie eine Schlange mit Gift tränken.“ Im Uebrigen beschäftigen sich die Frauen im Orient äußerst selten mit geistlichen Uebungen und Gebeten, und die Moscheen besuchen sie fast nie, indem schon Mohamed es als passender bezeichnete, daß die Frauen das Gebet nicht in öffentlichen Gebethäusern verrichteten. Es herrscht daher auch bei den Frauen Egyptens fast durchgängig mit nur wenigen Ausnahmen der größte Indifferentismus. Unglauben in religiösen Dingen ist übrigens auch ein ziemlich häufiger Zug der jetzigen, sogenannten gebildeten, höheren egyptischen Gesellschaft. Wankend im Glauben an die Göttlichkeit des von Mohamed gepredigten Gesetzes, hat man sich nicht um eine andere Ueberzeugung umgesehen, sondern „man hat sich ganz und gar dem leichtfertigen, frivolen, französisch oberflächlichen Skepticismus in die Arme geworfen, der Nichts glaubt, weil er Nichts gelernt hat, und Nichts lernen will“. Es ist dies — sagt v. Kremer ausdrücklich, — ein Symptom, das „als bedeutungsvolles Zeichen der Zeit für den von Oben herab tiefer und tiefer eindringenden Zersetzungsproceß der mohamedanischen Gesellschaft beachtet werden muß“. „Ueberhaupt“, meint er, „dürfte es wenig Länder geben wo die höchste Klasse der Gesellschaft, die doch meistens berufen ist, die Entwickelungsstufe des ganzen Volks zu vertreten, so sehr verkommen ist, als in Egypten“.

Wenn schon die selbständige Stellung der christlichen Gemeinden im mohamedanischen Staate, der Regierung gegenüber, eine seltsame ist, so nehmen die Consulate und die unter deren Gerichtsbarkeit stehenden europäischen Colonien eine noch seltsamere Stellung ein. Jedes Consulat mit seinen Nationalen bildet gewissermaßen einen Staat im Staate. Der Unterthan der auswärtigen, mit der Türkei in diplomatischen Beziehungen stehenden Staaten genießt den Schutz seines Consulats in der Art, daß die Lokalregierung ihn weder verhaften, noch in Untersuchung ziehen, noch zu Geldstrafen verurtheilen, noch in sein Haus eindringen kann ohne Vermittelung und Einwilligung seines Consulats. Alle Streitigkeiten zwischen den Fremden und Eingebornen können nur durch Vermittelung der Consulate geschlichtet werden, und selbst bei Klagen von türkischen Unterthanen gegen Europäer erkannte bisher die egyptische Regierung dem betreffenden Consulat die endgültige Entscheidung zu. So nothwendig nun auch diese Consulate im europäischen Interesse erscheinen, so können sie doch bei der ihnen zugewiesenen mannichfaltigen Thätigkeit ihren vielseitigen Obliegenheiten nur sehr mangelhaft entsprechen, und auch sonst bieten sie nicht unerhebliche Schattenseiten dar. Einer der größten Uebelstände ist der, daß die Mehrzahl der europäischen Mächte nicht genügend bezahlte oder selbst ganz unbezahlte Consulate ernennt, welche in vielen Fällen ihre Stellung zu pecuniären Zwecken ausbeuten. Dabei ist es ein trauriges Zeugniß für die Rechtssicherheit, welche die türkische Regierung ihren christlichen Unterthanen bietet, daß dieselben um jeden Preis den Schutz eines Consulats sich zu erwerben streben und dafür oft namhafte Summen zahlen. Es fehlt nicht an unehrenhaften Beamten, die solchen Versuchungen nicht widerstehen und mit Ertheilung des Consularschutzes an Lokalunterthanen förmlich Handel treiben. Daß durch solche Vorfälle die Würde und das Ansehen der betreffenden Regierung mehr leidet, als wenn sie sich gar nicht durch Consulate vertreten ließe, ist von selbst einleuchtend, aber dennoch dauern solche Mißbräuche fort, und die Lokalregierung ist zu schwach, um sie zu verhindern. Auf diese Weise haben sich viele Hunderte von egyptischen Unterthanen ihrer eingeborenen Behörde entzogen und sind in den Schutz von Consulaten getreten, wo sie nun als Angehörige der betreffenden Nation betrachtet werden. Die Anzahl der zur Jurisdiction der verschiedenen Consulate gehörigen Individuen, die in Egypten ansässig sind, dürfte man — nach der Mittheilung von Kremer's — sicher auf fast 100,000 Köpfe veranschlagen, von denen der größere Theil sich in Alexandrien und Kairo aufhält.

Es ergiebt sich aus dem Bemerkten von selbst, daß das gedachte Consularwesen in der Türkei dringender und wesentlicher Reformen nothwendig bedarf; aber eben so einleuchtend ist es, daß namentlich diese Consulate mit ihren selbständigen, von den Landesgesetzen ganz unabhängigen Colonien „als scharfe Keile immer tiefer und tiefer in den durch die Neuerungen der Gegenwart schon so sehr geschwächten mohamedanischen Staatskörper sich einschieben und denselben mehr und mehr zersetzen“. Das Nämliche bemerkt der Verfasser auch von den vom früheren Drucke gegenwärtig emancipirten andersgläubigen Religionsgemeinden. Die langsame, aber unaufhaltsam fortschreitende sociale Umge-

staltung der bürgerlichen Gesellschaft im mohamedanischen Staate, getragen von den Europäern und von den unter deren Schutze sich hebenden und regsam entwickelnden Christen und Juden, droht bald alle jene Institutionen, auf welche die mohamedanische bürgerliche und staatliche Gesellschaft aufgebaut ist, zu vernichten. Durch fortwährende Concessionen im Sinne des Zeitgeists, wodurch die türkische Regierung eben so, als die egyptische, den morschen Bau zu befestigen und zu stützen sucht, dürfte die Katastrophe eher herbeigerufen als abgewendet werden. Jede Concession im Sinne der europäischen Cultur und Civilisation untergräbt eine Stütze des mohamedanischen Staats, und indem die Regierung die wesentlichen Gebrechen, an denen die mohamedanische bürgerliche und staatliche Gesellschaft dahinsiecht, wegräumen will, vergißt sie, daß diese Gebrechen mit den wesentlichen Grundsätzen der Gesetzgebung des Islam unauflöslich zusammenhängen. Eine Wiedergeburt des mohamedanischen Staats ist ohne vollständige Wiedergeburt des Volks nicht möglich; aber „um diese zu erzielen, müßte das Volk aufhören mohamedanisch zu sein“. Der durch ein Jahrtausend in alle Adern der Bevölkerung eingedrungene Islam, mit seiner starren Theokratie, mit seinem unerschütterlichen Fatalismus, mit seiner das Familienleben vernichtenden Polygamie, setzt sich jeder freien geistigen Regung und jeder Wiederherausbildung des Volkes aus sich selbst entgegen. Solch einem alten und grundsätzlich-andersartigen Stamme wird sich „nie die Blüthe der europäischen Bildung einpfropfen lassen, und diese wird höchstens nur eine Mißgeburt, nie aber gedeihliche Frucht hervorbringen“. So gewagt es auch ist, — bemerkt A. v. Kremer (Thl. 2. S. 104), — einen Blick in die Zukunft zu thun, so dürfte es doch als im höchsten Grade wahrscheinlich zu betrachten sein, daß „die mohamedanischen Völker und unter diesen selbst der vor allen andern am meisten begabte arabische Stamm kaum noch im Stande sein werden, sich zu lebenskräftigen staatlichen Verhältnissen zu erheben, wenn nicht überhaupt mit der ganzen Tendenz des Islam ein vollkommener Bruch stattfindet. Tritt ein solcher Umschwung zum Besseren ein, so ist sicher Egypten dasjenige Land, das am ersten dazu berufen ist“. In keiner Provinz des osmanischen Reichs befindet sich die mohamedanische eingeborne Bevölkerung in günstigeren Bedingungen. Fast in allen anderen Provinzen ist das numerische und sonstige Verhältniß zwischen den christlichen und mohamedanischen Einwohnern den letzteren ungünstig; an vielen Orten befinden sich diese in sehr starker Minderzahl. Hier in Egypten zeigt sich das umgekehrte Verhältniß. Hier wohnt eine compacte mohamedanische Bevölkerung beisammen. Dieselbe ist intelligent, bildungsfähig, arbeitsam und ausdauernd. Hiermit sind die Elemente zu einer Regeneration des Volks im Geiste der Gegenwart in Egypten in höherem Grade, als in jeder anderen türkischen Provinz vorhanden, und wenn überhaupt eine Zukunft für mohamedanische Staaten möglich ist, so ist Egypten zu den besten Erwartungen berechtigt. Es wäre um so erfreulicher, wenn sich diese Hoffnung recht bald verwirklichte und ein neues Leben der Gesittung und des Fortschritts im Nilthal erstünde, wo die ersten Keime der Kultur noch im Kindesalter der Menschheit sich zu so herrlicher Blüthe schon einmal entfaltet haben“.

---

* Der jüngste Cäsar und der älteste.

Deutsche Randbemerkungen zu einem französischen Text.

Vor Kurzem wohnte ich einer glänzenden Abendgesellschaft bei: nach dem festlichen Mahle wurde getanzt. Diejenigen, welche den Lockungen Terpsichore's widerstanden, entflohen der Hitze des Ballsaales und vertheilten sich in die kleinen anstoßenden Gemächer. Auch ich zog es vor, eine etwas minder tropische Zone aufzusuchen: ich ging in ein kleines Durchgangszimmer, wo ich mich in einen behaglich weichen Divan werfen und ungestört meinen Gedanken nachhängen wollte. Als ich aber eintrat, erblickte ich zwei ältere Herren im eifrigem Gespräch: der eine hatte ein Zeitungsblatt in der Hand; er las offenbar vor, doch er machte immer sehr bald wieder eine Pause, da sein Genosse sehr lebhaft dazwischen sprach. Die Herren waren so vertieft, daß sie mich gar nicht bemerkten und ich wollte mich schon zurückziehn, um nicht zu stören, doch plagte mich die Neugier zu erfahren, was wohl der Gegenstand dieses eifrigen Zwiegesprächs sei. Ich merkte nun bald, daß es sich um die eben veröffentlichte Vorrede zu dem Buch über Julius Cäsar handle, welches Kaiser Napoleon III. verfaßt hat. Da konnte ich nicht widerstehn; ich blieb und folgte aufmerksam, so weit ich es vermochte, der Unterhaltung. Was ich davon erhascht habe, sei zum Nutzen Anderer hier verzeichnet:

Herr A. las: „Ein dem Anschein nach unbedeutender Zufall führt niemals wichtige Resultate herbei, ohne daß neben ihm eine Sache besteht, welche gestattet, daß dieser unbedeutende Zufall eine große Wirkung hervorbringt. Der Funke bringt nur dann eine große Feuersbrunst hervor, wenn er auf im Voraus gesammelte brennbare Stoffe fällt. . . . Es giebt allgemeine, seien es moralische oder physische Ursachen, welche in jeder Monarchie thätig sind, sie erheben, erhalten oder in den Abgrund stürzen. Alle Zufälligkeiten sind diesen Ursachen unterworfen und wenn der Zufall, z. B. einer Schlacht, d. h. eine besondere Ursache den Staat ruinirt hat, so muß es eine allgemeine Ursache gegeben haben, die Schuld daran war, daß dieser Staat durch eine einzige Schlacht untergegangen ist“.

„Sehr richtig“, fiel B. hier ein, „die Schlacht bei Waterloo z. B. hätte das französische Kaiserthum nicht zertrümmert, wenn es noch in sich festen Bestand gehabt hätte. Aber Frankreich war seines glänzenden Elendes überdrüßig und selbst die Generale Napoleons hatten keine Lust mehr zu kämpfen; sonst hätte er sich jenseits der Loire noch lange behaupten können“.

A. las weiter: zuerst sehr leise, so daß ich nur einzelne Worte verstand, nur zuletzt hörte ich den Satz: „In derselben Weise, in der uns die Logik in den wichtigern Ereignissen den Grund ihrer Unabweisbarkeit darthut, eben so muß man in der langen Dauer einer Institution den Beweis ihrer Güte — —“. Den Schluß schnitt B. durch ein helles Gelächter ab. „Das ist ja ganz vortrefflich; nun ist die Güte des Zunftzwanges und der Schutzzölle bewiesen; die Anwendung der Folter war bekanntlich auch sehr lange üblich, die römische Inquisition hat sogar länger gewährt als das römische Imperatorenthum und vor Allem ist die Sclaverei aller Institutionen Ideal nach Ehrwürdigkeit ihres hohen Alters zu urtheilen“.

„O es wird noch schöner“, entgegnete A., „der gekrönte Autor stellt eine Theorie von den „bevorzugten Wesen“ auf, deren Ueberlegenheit zu leugnen verkehrt sei. Wenn man dies thue, so hieße dies auch, die Menschheit beschimpfen, denn man müßte annehmen, daß sie im Stande wäre, auf die Dauer und aus freien Stücken eine Beherrschung zu erdulden, die weder auf einer wahrhaften Größe noch auf einer unbestreitbaren Nützlichkeit beruhte“

„Sie haben Recht, das ist noch stärker. Es ist der bitterste Hohn, den er über die Franzosen ausgießt. Denn aus dem Bonapartischen in das Hochdeutsche übersetzt, was heißt dies anders als: Volk von Frankreich, wenn ich dich in Sclavenfesseln halte, so tröste dich mit dem Gedanken, daß es ein „wahrhaft großer“ und „unbestreitbar nützlicher“ Mann ist, der den Fuß auf deinen Nacken gesetzt hat; denn wäre ich das nicht, dann freilich würde es eine Schmach für dich sein, daß du mich erträgst“.

„Wie es scheint, zählt er sich auch zu diesen bevorzugten Wesen, durch welche die Vorsehung „in wenig Jahren die Arbeit mehrerer Jahrhunderte“ vollendet. (Eine solche Uebertreibung ist nur heutzutage möglich, wo Dampfkraft und Electricität Raum und Zeit abgekürzt haben.) Von diesem Genius heißt es dann „Glücklich die Völker, welche sie verstehn und ihnen folgen! Unglücklich die, welche sie verkennen und bekämpfen!“

„Unglückliches Deutschland“, rief B. mit komischem Pathos aus, „daß du den Messias Napoleon bekämpft hast, den Begründer des fürstlichen Absolutismus und dreier deutscher Königreiche!“

„Die Schlußfolgerung, die nun kommt, ist etwas räthselhaft. Indem Brutus Cäsar ermordete“ — heißt es da — „stürzte er Rom in die Schrecknisse des Bürgerkrieges, er verhinderte nicht die Regierung des Augustus, aber er ermöglichte die Nero's und Caligula's.“

„Hier fehlt allerdings der logische Zusammenhang, es ist nicht abzusehen, welche Wechselwirkung zwischen der That des Brutus und der Raserei des Caligula stattfindet. Setzen wir den Fall: Cäsar hätte unangefochten regiert und August wäre ihm sofort gefolgt, hätte ein weitrer Nachfolger, der ein Menschenalter später regierte, nicht trotzdem auch ein Tyrann, ein wahnwitziges Ungeheuer sein können? Und ist nicht dem Nero ein Vespasian, ein Hadrian gefolgt?“

„Ohne Zweifel. Die Hauptsache aber ist die Nutzanwendung auf das 19. Jahrhundert, die in sehr gelungene Wendung gezogen wird. Das Scherbengericht der Verschworenen Europa's gegen Napoleon hat die Wiederauferstehung des Kaiserreiches nicht verhindert“.

„Ich finde die Wendung blendend, aber der Glanz verbirgt die innere Hohlheit nicht. Nicht um zu bestimmen, wer Frankreich regieren solle, haben sich die Nationen Europa's erhoben, sondern um das unerträgliche Joch der französischen Herrschaft abzuschütteln. Und das ist, so meine ich, ihnen doch gelungen“.

„Das hat auch der kaiserliche Publicist wohl nicht vergessen. Aber es scheint ihm besonders darum zu thun, daß er uns die Parallele zwischen Cäsar und Napoleon, Augustus und ihm selbst nahe legt. Und man kann wohl nicht leugnen, daß einige Aehnlichkeit in den hier nebeneinander gestellten Personen und Verhältnissen stattfindet.“

„Ich stelle es nicht in Abrede; doch behaupte ich, daß der Vergleich nur zum Theil passend ist. Zuerst was die Personen betrifft. Cäsar und Napoleon — sie waren beide höchst bedeutende Männer, aber der Römer war in jeder Hinsicht edler als der Corse. Cäsar hatte Nichts von der — verzeihen Sie den unparlamentarischen Ausdruck — von der Brutalität des französischen Kaisers; er hat nicht solche Blutschuld auf sich geladen wie das schauderhafte Gemetzel in Syrien, die Ermordung Enghien's, die standrechtliche Hinrichtung deutscher Patrioten. Uebrigens ist die Vergleichung der beiden Imperatoren des Alterthums mit denen unsers Jahrhunderts nicht neu. Ich erinnere mich dieselbe vor Jahren schon von unserem berühmten Historiker Theod. Mommsen gehört zu haben. Er sprach damals die Vermuthung aus, es könne wohl sein, daß wie es einst dem Augustus gelungen, das durchzusetzen, was Cäsar fehlgeschlagen, so auch Louis Napoleon vielleicht die Monarchie festsetze, über deren Begründung der Oheim untergegangen sei. Doch war er sich der Verschiedenheit der cäsarischen und napoleonischen Herrschaft sehr bewußt, er hob z. B. hervor, daß Cäsar kein Militärregiment als solches gewollt, bei ihm trete das kriegerische Element grade sehr zurück, wie er denn erst mit 40 Jahren ein Heer befehligt; er habe auch nicht einmal ein stehendes Heer gewollt und sogar die berühmten gallischen Legionen, die den besten Kern für ein solches geliefert hätten, in den letzten Jahren seiner Regierung selbst aufgelöst. „Cäsar — so etwa äußert sich Mommsen — „war ein großer, kühner, logischer Charakter, Augustus das Gegentheil. Bei ihm keine Spur von Genie, er war kaltblütig, berechnet, schlau. Jedenfalls ist Napoleon III. eher dem Augustus ähnlich als Napoleon I. dem Cäsar. Aber ich muß auch den Augustus bei diesem Vergleich vor Benachtheiligung schützen. Er hat keinen Eid gebrochen und unbewaffnetes Volk tödten lassen, wie der Held des 2. December, er hat endlich nicht seine Gegner in einen fernen Welttheil verbannt, wo sie einem langsam qualvollen Tode durch ein mörderisches Clima entgegensehen mußten“.

„Mir scheint — nahm hier A. das Wort — auch die Folgerung, daß die Wideraufrichtung des Kaiserthums in Frankreich für dessen gewissermaßen immer Nothwendigkeit spreche, auf einem Trugschlusse zu beruhn. Man darf sich nur erinnern, auf welche Weise das zweite empire entstanden ist. Nach meiner Ansicht haben besonders zwei Momente dazu beigetragen. Einmal ein rein persönliches. Louis Napoleon ist entschiedener Fatalist. Das Gewicht, das er auf bestimmte Tage legt, ist bei ihm nicht historische Liebhaberei, wie sie bei Geschichtsforschern natürlich und häufig ist, es ist ihm Glaubenssache, er hat auch von früh auf an seine Bestimmung, französischer Kaiser zu werden geglaubt. Dieser Glaube hat ihm Muth, Entschlossenheit, zähe Ausdauer verliehen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man seine Unternehmungen von Straßburg und Boulogne betrachten, die dann nicht ausschließlich zum Lachen erscheinen. Wer aber die Geschichte kennt und weiß, was ein fester Glaube vermag, der wird sich nicht wundern, daß ein Mann, welcher von einem solchen durchdrungen ist, endlich sein Ziel erreicht, wenn er sich mitten unter Leuten befindet, welche in demselben Grade der Entschlossenheit ermangeln, als er sie besitzt“.

„Setzen Sie hinzu: wenn ihn die Umstände begünstigen. Oder wäre es keine Gunst der Umstände gewesen, daß die verblendeten Liberalen aus Opposition gegen die bourbonischen Jammerkönige (und auch noch unter Louis Philipp) wider besseres Wissen Napoleon I. als nationalen Helden, als Freiheitsapostel feierten und dadurch für den Mann, der seinen Namen trug, von vornherein die Sympathie der Massen wachriefen? Nicht am Wenigsten hat Thiers in dieser Art gesündigt“.

„Sie büßen jetzt diese absichtliche Entstellung der Wahrheit nach Verdienst. Ich muß übrigens gestehn: am meisten wurmt es mich, daß auch deutsche Dichter in diesem Ton gesungen haben wie Heine und Gaudy von den sogenannten historischen Romanen ganz zu schweigen, wie das seiner Zeit viel gelesen 1813 von F. Stolle u. dgl. — Nun jedenfalls war der Boden für Louis Napoleon in Frankreich geebnet. Aber außerdem kam ihm noch ein Anderes zu Statten. Er stieg empor gleichzeitig mit der allgemeinen Reaction, die sich gegen die Freiheitsbestrebungen der Völker im Jahre 1848 erhob. Er, der die Ideen stets im Munde führt, beging an den Ideen des Zeitalters schnöden Verrath; nach Rom, das endlich den Alp, der Jahrhunderte lang auf ihm gelastet, abgeschüttelt, führte er das Papstthum zurück „dessen eigenthümliche Einrichtungen unglücklicherweise mit den Ideen des 19. Jahrhunderts im Widerspruch stehn“ — wie er erst neulich durch den Mund seines Ministers erklärt hat, er ließ sich als den „Retter der Gesellschaft“ feiern und so an der Spitze der rückwärtsschreitenden Civilisation würde er der mächtigste Monarch Europa's“.

„Doch nur nach außen hin, im Lande selbst hat seine Herrschaft keine Wurzel geschlagen. Oder wie? Was ist das für eine Regierung, die nur dann glaubt sich erhalten zu können, wenn sie jede freie Regung erstickt, die sich gefährdet wähnt, wenn ein Dutzend Leute zusammenkommt, um über die Wahlen zu berathen. Da sehn Sie schon den grellen Unterschied von dem Rom des Augustus. Und wie verschieden ist die Lage der übrigen Welt. Rom hatte die Nationen unterworfen und brachte ihnen seine überlegene Cultur. Heut zu Tage ist das Nationalgefühl bei den abendländischen Völkern in Blüthe. Deutschland wie Italien bedankt sich für die Ehre, zur Verherrlichung des gallischen Imperatorenthums zu dienen; sie haben auch ihre eigne „Civilisation“ und begehren nicht der französischen“.

„So ist wohl Aussicht vorhanden, daß „„das Gute““ welches — wie es am Schluß dieser merkwürdigen oratio pro doma heißt — Napoleon I. „„der Menschheit erweisen wollte““ sich niemals verwirklichen wird“.

Mit diesen Worten erhob sich Herr A., Herr B. that ein Gleiches sie verließen gleich darauf beide das Gemach; ich folgte ihnen langsam und beschloß — was in unserm rücksichtslosen Zeitalter nicht verwundern kann — dies vertraute Gespräch zu veröffentlichen; was hiermit geschehen ist.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 26.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 13. Bremen, 26. März. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Die Slaven in Nordalbingien.

Culturgeschichtliche Skizze von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

II.

Die geschichtlichen Anfänge der Slaven laufen etwas wirr durcheinander, oder sind doch wenigstens sehr unzusammenhängend; erst mit dem Jahre 789, wo Karl der Große die Obotriten in Folge seines Beistandes gegen die Sachsen, tributbar machte, beginnt ihre eigentliche Geschichte. Was aber Karl besonders angestrebt, den Slaven das Christenthum zu bringen, wollte ihm nicht gelingen, und er, welcher den Sachsen nur die Wahl gelassen zwischen der Taufe und dem Tode, stand bald ab von dem Versuche, sie zu bekehren, wohl einsehend, daß das Volk seine ganze bürgerliche Verfassung aufgeben müsse, wenn es zum Christenthume überginge. Darum ließ er ab von dem Bekehrungswerk und die Slaven bei dem Glauben ihrer Väter. Wie hätte auch bei einem Volke, bei dem der Götterdienst die Seele des ganzen bürgerlichen Lebens und noch nicht, wie zur Zeit Christi, bei Griechen und Römern für alle Aufgeklärten zur bloßen Form oder zu einem phantasiereichen Symbol geworden war, das Christenthum einen leichten Eingang finden können? Wie wäre es auch nur möglich gewesen, diese Völker durch päpstliche Missionäre, die nicht einmal ihre Sprache geläufig redeten, noch weniger sich in ihre Sitten zu finden wußten, zu bekehren? Wie hätten sie ihnen zu Gefallen, die Religion ihrer Väter aufgeben sollen, welche mit ihrer ganzen Staatseinrichtung so eng verknüpft war? Was ihnen heilig und werth war, was ihre Gesetze ihnen erlaubten, das verdammte das Christenthum geradezu als Gräuel. Mit unrühmlichen Heiligen, deren Verdienst größtentheils in Casteiungen bestand, sollte der Slave die Götter seiner Ahnen, die Helden der Schlachten, vertauschen! Er sollte der Vielweiberei entsagen, sich der Ehe mit Verwandten enthalten, seine schwachen und ungestalteten Kinder nicht mehr aussetzen; er sollte die Zauberkünste meiden, den Sonntag streng feiern, seinen Leib mit Fasten schwächen, den Zweikampf fliehen und den Selbstmord, welchen die Religion seiner Väter so sehr anpries, verabscheuen; ja, er sollte selbst seine Lebensart verändern und seinen liebsten Speisen Raben-, Geier- und Pferdefleisch entsagen! Und für alle diese Aufopferungen ward ihm ein Himmel versprochen, dessen Freuden für ihn höchst unschmackhaft sein mußten und keineswegs mit den Kämpfen, Trinkhörnern und Jungfrauen seines Himmels verglichen werden konnten — ein Himmel, in dem er nicht hoffen konnte irgend einen seiner Väter zu finden, diese ohne Erbarmen zur Hölle verdammten Heiden. Und endlich war ja das Christenthum die Religion der Franken, deren herrschsüchtige Pläne den noch freien Völkern unmöglich gleichgültig sein konnten, die mit Feuer und Schwert die freien Sachsen bezwungen, Haine und Altäre überall zerstört hatten.

Es schien freilich der Sonne des Christenthums eine neue Bahn gebrochen, als zwölf Jahre nach Karl's Tode (826) der jütische König Harald Klag zu Mainz die Taufe empfing und begleitet von dem Apostel des Nordens, dem heiligen Ansgarius, in sein Vaterland zurückkehrte, aber es schien nur so. In Dänemark, in Schweden und in dem westlichen Theile Holsteins streute der Missionär allerdings den Saamen des göttlichen Wortes reichlich aus, bei den Slaven aber vermochte er nichts auszurichten. Helmold, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte und noch Augenzeuge von der Widerspänstigkeit dieser Völker war, äußerte sich darüber in seiner „Slavischen Chronik“ — einer der wichtigsten Urkunden für die früheste Geschichte der Slaven in Nordalbingien — folgendermaßen: „Man wundert sich darüber, daß die würdigsten Prälaten und Verkündiger des Evangeliums, ein Anschar, ein Reimbert und Unnut, deren Eifer in Bekehrung der Heiden so berühmt ist, die Mission unter den Slaven so hintenan setzen konnten, daß weder sie selbst dahingingen, noch Abgeordnete dahin schickten; nach meiner Meinung war nicht die Sorglosigkeit der Missionäre daran Schuld, sondern die unglaubliche Verstocktheit des Volkes“.

Als Otto I. den deutschen Kaiserthron bestiegen, richtete auch er vorzugsweise sein Augenmerk auf die Bekehrung der Slaven und kam zu der Ansicht, hier könne nur mit Gewalt etwas ausgerichtet werden. Er bekriegte demnach die Slaven in der Absicht, sie zu Christen zu machen. Er siegte auch in einer blutigen Schlacht und sein Vorhaben schien gelungen. Die Slaven mußten es sich gefallen lassen, daß zu Oldenburg ein Bisthum gegründet wurde (952) und ebenfalls mußten sie versprechen, sich taufen zu lassen und den Geistlichen den Zehenden zu geben — aber genau genommen, blieb es doch, wenigstens mit der Taufe, bei dem Versprechen, denn wirklich Getaufte nahmen, wenn es ihnen einfiel, einen Besen und kehrten damit das Christenthum wieder aus ihren Wohnungen. Es rühmten

sich zwar die Missionäre unter den Slaven viel ausgerichtet zu haben, allein aus wahrer Ueberzeugung und von ganzer Seele war kein Slave zum Christenthum übergegangen. Manchen lockte nur das weiße Taufkleid, das den Proselyten geschenkt wurde, so daß er sich nicht nur ein- sondern zehnmal und noch mehr taufen ließ. Um dies zu beweisen, führen wir Folgendes an. Einst begegneten dem Kaiser mehre Slaven, die auf ihr Verlangen sogleich getauft sein wollten. Da aber keine leinenen Kleider vorräthig waren, wurden aus grober Sackleinwand einige zusammengenäht. Einer von den Täuflingen fand das ihm gegebene zu schlecht und sagte voll Unwillen zu dem Kaiser: „Ich bin nun schon 20 mal getauft und habe jedesmal sehr hübsche Kleider erhalten, ein solcher Sack wie dieser schickt sich für einen Sauhirten!“

Billang, König der Obotriten, der die Herrschaft über die sämmtlichen Wendischen Staaten ums Jahr 986 angetreten hatte, ward durch die blendende Schönheit der Hardicke, des Bischofs Wago's Schwester, eingenommen. Seine erste Gattin, die ihm drei Söhne geboren, war vor Kurzem gestorben. Er hielt um ihre Hand an, aber Wago trug einige Bedenken mit einem Heiden in Verwandtschaft zu treten und suchte den Antrag abzulehnen. Aber die heftige Leidenschaft des Obotritischen Königs überwog alle Bedenken, er opferte die Religion der Liebe, ließ sich taufen und vermählte sich mit Hardicke. Die Christen versprachen sich von dieser Heirath viel Gutes, allein Billung's ältester Sohn Micislaw, aus erster Ehe, sah es mit Grimm an daß die Religionsgebräuche seiner Väter, die er so sehr liebte, abgestellt wurden und warf all seinen Haß auf die Stiefmutter, in der Ueberzeugung, daß sie von allem die Ursache sei. Er suchte des Vaters Gemüth von seiner Gattin abzulenken und ihm Widerwillen gegen dieselbe einzuflößen. Dies gelang. Des Königs heftige Liebe verwandelte sich in Verachtung und er verstieß seine Gemahlin, verleugnete die christliche Religion und ward wieder ein so guter Heide wie je einer gewesen. Mit ihm kehrte zugleich sein ganzes Volk dem Christenthum den Rücken, wodurch dieses einen ärgeren Stoß als je zuvor erlitt, da nur noch der sechste Theil des Wendischen Königreiches, wie Adam v. Bremen mittheilt, dem Götzendienst ergeben gewesen war. Alle Kirchen und Klöster wurden niedergerissen und überall blüheten sich wieder die so beliebten Götzenbilder und Altäre. Billung starb 989, sein Sohn Micislaw zehn Jahre später; ihm folgte in der Regierung sein Sohn Mistevoy, ein eingefleischter Heide. Wer von den Slaven noch dem Christenthum angehangen hatte, kehrte jetzt zu den Götzenaltären zurück.

Schon lange hatte die Stimme des Volkes, unablässig von seinen Priestern gereizt, sich gegen das Christenthum ausgesprochen, denn je mehr die Slaven mit den Christen in Berührung kamen, desto augenschaulicher wurde es ihnen, daß sie von jenen verachtet wurden, daß den christlichen Pristern der Zehende mehr galt als der Glaube, den sie predigten; daß man es nicht so sehr auf ihre Bekehrung als auf ihre Unterdrückung abgesehen hatte. Helmold, der sonst kein Freund der Slaven ist, bezeugt: „Jene übergroße Grausamkeit zwang sie, das Joch der Knechtschaft zu brechen und ihre Freiheit mit den Waffen zu vertheidigen“. — Es war nur zu auffällig, mit welcher Verachtung die sächsischen Fürsten die Slaven begegneten. Wir wollen nur ein Paar Beispiele anführen. Es war gewiß nicht zum Vortheile der Christen und brachte dem Markgrafen Gero wenig Ehre, daß er dreißig Wendische Magnaten mit List in's Garn lockte und sie bei einem Gastmahl sämmtlich erschlagen ließ. — Die Heirath eines Sachsen mit einer wendischen Frau hielt man für unanständig und die einer solchen gemischten Ehe entsprossenen Kinder waren nicht successionsfähig. Kurz, die Sachsen dünkten sich um ein großes Theil besser und beschimpften die Slaven, welche sie nur für halb ehrlich hielten, bei jeder Gelegenheit auf das Empfindlichste. Dazu kamen noch die vielen Bedrückungen, welche sie an den Slaven ausübten, wozu theils Eigennutz, theils eine falsche Politik die Triebfeder war.

Aber dennoch hatte Mistevoy eine geraume Zeit mit dem Herzog Bernhard von Sachsen in bestem Einvernehmen gestanden und ihm namentlich gegen Kaiser Heinrich II. Hülfe geleistet und ihm selbst eine Reiterschaar von 1000 Mann zu Gebote gestellt zu einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen. Für diese wichtigen Hülfeleistungen glaubte er berechtigt, für seinen Sohn um die sächsische Prinzessin Mechtildis, eine Nichte des Herzogs, werben zu dürfen. Bernhard schien auch geneigt in die Heirath zu willigen, aber Dietrich, der Markgraf der Niedermark (jetzt Mark Brandenburg) war mit allen Kräften gegen dieselbe und antwortete dem Slavenkönig mit Hohn und Spott: „Man wolle eine sächsische Prinzessin keinem Hunde zum Weibe geben!“ *)

Mit diesen Worten war die letzte Stütze des Christenthums gefallen. „Ein starker Hund pflegt scharf zu beißen!“ entgegnete Mistevoy und sagte sich los von aller Gemeinschaft mit den Sachsen. Er versammelte um den heiligen Götzentempel zu Rhetra sein Volk, klagte ihm die erlittene Schmach und forderte es auf, die Ehre der Nation zu rächen. Alle Slaven schwuren Tod und Untergang den Christen und ergriffen die Waffen. Wo es Christen gab, dahin drang die racheschnaubende Schaar. Nordalbingien (Holstein), empfand zuerst ihre Wuth. Oldenburg mußte die schrecklichsten Gräuel erdulden; der Bischof war glücklich nach Norwegen entkommen, von den übrigen Geistlichen im Slavenlande entgingen nur wenige dem Racheschwert. Unzählige wurden auf der Stelle, wo man sie traf, niedergemetzelt; nur einer Anzahl von 60 war es vorbehalten eine aus spitzigen Dornen geflochtene Märtyrerkrone um ihr Haupt zu winden. Dann schnitt man ihnen am Haupte das Zeichen des Kreuzes ein, zerschlug ihnen die Hirnschädel und führte sie so, mit auf den Rücken gebundenen Händen, im Slavenlande zur Schau umher, bis die Unglücklichen ihren Geist aufgegeben oder zu Tode gegeißelt wurden. — Nur ist es auffällig, daß Mistevoy, der doch allein diesen Aufstand veranlaßt hatte, später Reue fühlte, seiner Rache keine Schranken gesetzt zu haben und vom Christenthum abgefallen zu sein. Er wollte gleichsam zur Entschädigung die zerstörten Kirchen und Klöster wieder aufbauen und die verjagten Mönche zurückberufen; aber sein Volk dachte anders: es empörte sich gegen ihn und Mistevoy, Krone und Scepter zurücklassend, entfloh. Er starb zu Bardewick in der Verbannung, 1023. **)

Ihm folgte in der Regierung sein ältester Sohn Udo. Unter ihm herrschten Friede und Ruhe im Slavenlande auf kurze Zeit, als er aber von einem mißvergnügten sächsischen Edelmann, der zu den Wenden übergegangen war, meuchlings erdolcht wurde (1032), nahm sein Sohn Gottschalk Besitz von dem Thron und gelobte den Tod seines Vaters zu rächen. Er war zwar in den Grundsätzen der christlichen Religion erzogen, da er sich aber überzeugt hatte, mit welcher Liebe seine Unterthanen dem Götterdienst zugethan waren, sagte er sich von dem christlichen Glauben wieder los und da der Mörder seines Vaters ein Sachse war, so gab dies ihm Gelegenheit sich rasch bei dem Volke beliebt zu machen, indem er unter dem Vorwande den Mord zu rächen, seine Unterthanen zu den Waffen rief, um einen Verheerungszug wider die Sachsen zu beginnen. Bei dem Hasse, welcher in den

*) Ich folgte hier Adam v. Bremen, als dem ältesten Schriftsteller.

**) Nach Adam v. Bremen.

Slaven gegen die Sachsen loderte, ward es ihm nicht schwer ein zahlreiches Heer zusammenzubringen, mit dem er in Nordalbingien einfiel und die Städte Itzehoe und Böckelnburg gänzlich einäscherte. Das Glück war auch günstig seinen Waffen, aber dennoch gerieth er in sächsische Gefangenschaft, die zwar nicht von Dauer war, ihm aber den Thron raubte, denn als er zurückkehrte, hatte **Ratibor**, ein Bruder seines Vaters denselben besetzt. Er überzeugte sich bald daß mit Gewalt hier nichts auszurichten sei und ging nach Dänemark, wo der große Canut regierte. Hier erwarb er durch Tapferkeit und Klugheit in den Kriegen gegen die Norweger und Engländer sich dermaßen Ansehen, daß der Dänenkönig ihm seine Schwester Syrithe zur Frau gab.

Jetzt lernte er das Christenthum erst recht erkennen und wurde durch seine Gemahlin noch mehr an dasselbe gekettet. Daß aber Canut ihm zur Wiedererlangung seines Thrones behülflich gewesen, wie einige Geschichtsschreiber behaupten, ist nirgends erwiesen, wohl aber haben ihm die Kriege der Dänen und Obotriten den Weg in sein Reich gebahnt. Ratibor war nämlich mit einem furchtbaren Heere in Dänemark eingefallen (1042) und hatte seinen Raubzug selbst bis Schleswig ausgedehnt, wo er jedoch von dem Dänenkönig Magnus total geschlagen wurde und selbst fiel. Seine Söhne setzten den Krieg mit gleicher Erbitterung, aber mit abwechselndem Glücke fort und drangen in Jütland ein. Allein schon 1048 wurden sie so nachdrücklich geschlagen, daß sich die Wenden zu sehr geschwächt, zurückzogen. Da in diesem Kriege alle acht Söhne Ratibor's gefallen, hielt Gottschalk es an der Zeit, den verlustig gegangenen Thron wieder erobern zu können und verließ demnach Dänemark, verschaffte sich einen kleinen Anhang, griff die Obotriten mit dem Degen in der Faust an, besiegte sie und setzte sich zum zweiten Male auf den Wendischen Thron.

Jetzt aber folgte er bei der Verwaltung des Reiches ganz anderen Grundsätzen: so wie er früher der heftigste Verfolger des Christenthums gewesen war, strebte er nun mit unermüdlichem Eifer die gänzliche Verbannung des heidnischen Götzendienstes an. Die verbrannten Kirchen und Klöster stiegen wie ein neuer Phönix aus der Asche empor und überall ertönte die Stimme der Missionäre und der Gesang der Nonnen und Mönche. Nicht nur ihre lateinischen horas mußten die Priester singen, sondern auch in wendischer Sprache. Da aber nur wenige Missionäre der wendischen Sprache mächtig waren, so hielt es Gottschalk nicht unter seiner Würde, den Dollmetscher zu machen. Diese Anstrengungen belohnten sich: die Wagrier, Polabier, Obotriten, Kyssiner, Circipaner und andere slavische Völkerschaften kehrten sich wieder dem christlichen Glauben zu. Selbst in **Alt-Lübeck** (an der Schwartau) entstanden Klöster, die Gottschalk mit Mönchen und Nonnen besetzte (1059). Dies ist die erste Erwähnung der Stadt in den Jahrbüchern der Geschichte. *) Daß aber Gottschalk die Stadt nicht erbaut, ist längst erwiesen.

Die nun folgenden Regierungsjahre Gottschalk's wickelten sich in Ruhe und Frieden ab und es schien, als sollte endlich eine bessere Zukunft für das Slavenland heranbrechen — aber mit „des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten!“ Mit einem Schlage waren plötzlich alle Hoffnungen wieder zertrümmert und die Slaven mehr denn je von dem Christenthum entfernt. Die slavischen Priester welche längst Gottschalk's Absicht durchschaut, hatten nicht versäumt, im Geheimen den Saamen der Zwietracht auszustreuen und den christenfreundlichen König bei seinen Unterthanen verdächtig und gehässig zu machen. Als sie die Stimmung für sich und ihre Pläne günstig fanden, bezeichneten sie ihn als Opfer, durch das allein der Zorn der Götter besänftigt werden könne. Dies unter der Asche glimmende Feuer schlug in lichten Flammen auf als Gottschalks mächtigste Stütze, der Sachsenherzog Bürhard starb und der Tag zum großen Christenopfer gekommen war. Am 7. Juni 1066 hielt Gottschalk in der Kirche zu Lenzly mit mehren Geistlichen den Gottesdienst ab — da ertönte draußen plötzlich Waffengeräusch und im nächsten Augenblick stürmte eine bewaffnete Horde angeführt von fanatischen Slavenpriestern in die Kirche und streckte mit dem Schwerte die Betenden zu Boden. In der ganzen Kirche wurde ein fürchterliches Blutbad angerichtet und an der Wittwe des Königs ließen sich die Anführer der Raserei auf die unwürdigste Art aus. *) — Und doch war dies nur der Anfang der Gräuelscenen, das Ende war die Ermordung aller Christen im Slavenlande. Von Dorf zu Dorf zog die blutlechzende Meute, allen Christen den Tod bringend. Die Bisthümer Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg wurden gänzlich zu Grunde gerichtet und das Erzbisthum Hamburg mit Feuer und Schwert heimgesucht. Wer seine Knie nicht vor dem Radegast beugen wollte, ward ohne Erbarmen auf die grausame Weise getödtet. Der Märtyrer waren unzählige! Standhafter und kaltblütiger starb aber wohl keiner als der Mönch Antverus, der mit vielen seiner Klosterbrüder am 15. Juli vor Ratzeburg gesteinigt wurde. Sein Körper diente den Slavenpriestern zuerst als Zielscheibe für ihre Steinwürfe, da keiner ihnen verhaßter war, als dieser unermüdlich für die Ausbreitung des Christenthums wirkende Mönch. Da richtet Ansverus bittend seine Stimme an die Meuchelmörder, sie möchten ihm gewähren, daß er von Allen zuletzt gesteinigt werde. Nicht um einige Augenblicke länger zu leben, stellt er diese Bitte, nein! um seinen weniger starken Glaubensbrüdern Muth einzusprechen, damit sie unter den Schmerzen und in der Todesangst nicht den Erlöser verleugnen. Und als sie alle, die treuen Gefährten ihre Seele ausgehaucht haben, da kniet auch er nieder und endet unter den Steinwürfen der fanatisirten Meute sein Leben.

Noch grausamer verfuhren die blutlechzenden Slaven gegen die Bischof Johann von Mecklenburg. Nachdem er die schimpflichsten Mißhandlungen erduldet, führten sie ihn im Triumph von Stadt zu Stadt und endlich nach Rhetra, wo bekanntlich der berühmteste Götzentempel im Wendenlande war. Da er den Götzen nicht anbeten wollte und nichts ihn bewegen konnte dem christlichen Glauben zu entsagen, hieb man ihm Arme und Beine und dann den Kopf ab, warf den Körper auf die Gasse und weihete sein Haupt dem Radegast als ein Siegesopfer. Der Tag seines Todes war der 10. November.

So wurde der christliche Glaube aus dem Slavenlande aufs Neue gänzlich verdrängt, die Kirchen und Klöster wurden überall niedergerissen, die Crucifixe abgehauen und die Marienbilder in den Koth getreten. Und was war die Ursache? Nicht so sehr die Anhänglichkeit an den Götterdienst als vielmehr die unbegrenzte Liebe der Slaven für die Freiheit. Seit Gottschalk dem Sachsenherzog dienstbar geworden, sahen sie in ihm den Verräther ihrer Freiheiten und nicht mehr den freien Slavenkönig. Und so ganz Unrecht hatten sie nicht, wenn sie in dem Freundschaftsbündniß eine Kette ihrer Knechtschaft erblickten. Helmold äußert sich über diesen Abfall also:

„Diese Schande bereiteten sich die Sachsen durch ihre unselige Habsucht, daß sie den durch Schlachten oder Verträge unterworfenen

*) Nach Adam v. Bremen. Helmold u. And. schrieben ihm nur nach, oder ergänzten ihn hier und dort.

*) Adam v. Bremen sagt: „Filia Regis Donarum apud Michilinburg civitatem Obodritorum, inventa cum mulieribus nuda diu caesa est.“

Slaven so ungeheure Abgaben aufbürdeten, daß diese durch die bittere Nothwendigkeit gezwungen wurden, gegen die göttlichen Gesetze und ihrer Oberherren Gewalt sich aufzulehnen.“ — —

Die eben erzählten Ereignisse riefen zwischen den unterdrückten Slaven und ihren übermüthigen Nachbarn einen furchtbaren Nationalhaß hervor, der so weit ging, daß der „Sachsenspiegel“ verordnete, man solle keinen Sachsen gegen einen Wenden und umgekehrt, zum Zeugnisse lassen, da man im Voraus wisse, daß beide Parteien jede Unwahrheit, die der andern zum Nachtheil gereiche, als wahr beschwören werde. — Von nun ab wurde alljährlich in den berühmtesten Tempeln der Slaven ein Christenopfer gebracht und für die Seeräuber gab es bald keinen einträglicheren Handel nach den wendischen Häfen, als den mit gefangenen Christen, welche zu diesen Götzenfesten verwendet wurden. Die Slaven hoben jegliche Gemeinschaft mit den Christen auf und verschlossen ihnen ihre Häfen; jeder fremde Kaufmann und Schiffer mußte zum Beweise daß er kein Christ sei, dem Hauptgötzen ein Opfer bringen. Und wie viele christliche Kaufleute haben aus eitler Gewinnsucht dem Radegast geopfert!

Die Sachsen versuchten es zwar die Slaven durch die Waffen zu demüthigen und dem Christenthum bei ihnen wieder Eingang zu verschaffen, allein es gelang ihnen innerhalb zwölf Jahren nicht auch nur einen Sieg über die Wenden zu erfechten. Die Söhne Gottschalk's, Butue und Heinrich aber kehrten dem Slavenlande den Rücken, als Kruko den wendischen Thron bestiegen (1067) und irrten als Flüchtlinge in fremden Landen umher; ersterer ging nach Bardewick, letzterer nach Dänemark. — Butue versuchte zwar bald unter sächsischem Einflusse sein väterliches Reich wieder zu erobern, er fand aber die Stimmung der Slaven seinem Unternehmen nicht entsprechend und kehrte unverrichteter Sache nach Bardewick zurück, günstigere Zeiten abwartend. Nach einigen Jahren (1074) wagte er einen zweiten Versuch. Magnus von Sachsen gewährte ihm einige Hülfstruppen und so marschirte er mit 600 Streitern in das Land der Wagrier und besetzte die Festung Plön, da er dieselbe von den Feinden verlassen fand. Aber schon war er verrathen. Die Festung wurde von den Slaven eingeschlossen und er durch Hunger gezwungen, sich zu ergeben, nachdem er sich und den Seinigen einen freien Abzug ausbedungen hatte. Doch hielt Kruko nicht das gegebene Wort — er ließ sie vielmehr alle meuchlings niederstoßen. Butue hinterließ zwei minderjährige Söhne, Pribislav und Niclot.

Heinrich hatte, wie wir wissen, bei dem Könige von Dänemark, seinem Großvater mütterlicher Seits, Zuflucht gefunden. Er war damals fast noch ein Kind. Als er zum Jüngling herangereift, beschäftigte ihn fortwährend der Gedanke, wie er wieder zum Throne seines gemordeten Vaters komme. Er hörte nun immer mehr unzufriedene Stimmen über Kruko's harte Regierung laut werden, dessen wilder Sinn, Frieden und ruhigen Lebensgenuß verschmähend, nur auf Zerstörung gerichtet war. Was von den Künsten des Friedens durch allmälige Verbreitung des Lichts und der Cultur sich in den wendischen Landen gebildet hatte, das verschwand unter ihm nur allzu bald auf eine gewaltsame Weise. Ihm steckte noch das wilde Seeleben in den Gliedern, daher führte er alljährlich Tausende seiner Unterthanen in den Kampf, der nur Befriedigung seiner Raubsucht bezweckte. Er verheerte die angrenzenden Länder bis an die Elbe mit Feuer und Schwert, zerstörte nochmals Hamburg und zwang den dortigen Erzbischof seinen Sitz nach Bremen zu verlegen. Was Wunder also, wenn viele seiner Unterthanen solcher Tyrannei überdrüssig wurden! Diese Stimmung benutzte Heinrich. Es bildete sich für ihn ein kleiner Anhang und er erschien unerwartet mit einigen Schiffen an der wagrischen Küste, überfiel Oldenburg, beunruhigte die ganze Seeküste und kehrte mit reicher Beute nach Dänemark zurück. Diese Ueberfälle und Angriffe wiederholte er in kurzen Zwischenräumen dreimal, wodurch Kruko auf ihn aufmerksam wurde, und das Gefahrvolle erkennend, was für ihn aus den Gebahren des muntern Jünglings entstehen konnte, suchte er ihn durch Friedenvorschläge einzulullen, indem er ihm einen Theil von Wagrien überließ, zu dem auch das an der Schwartau gelegene Alt-Lübeck gehörte, wo Heinrich später residirte. Bald aber bereute Kruko diesen Vertrag, denn er, der in den 36 Jahren seiner Regierung sich wenig um Bauten bekümmert hatte, kam jetzt in seinem hohen Alter auf den Gedanken, unfern von Alt-Lübeck ein Neu-Lübeck zu gründen — um seinen Gegner besser überwachen zu können. Dieser Bau geschah 1104 und zwar an derselben Stelle wo das jetzige Lübeck steht. Jedoch stimmen alle Chronikenschreiber jener Zeit darin überein, daß der Ort mit Kruko's Tode wieder verödet gestanden.

Zwischen Heinrich und Kruko hatte nie ein aufrichtiges Einvernehmen bestanden. Einer suchte den Andern zu täuschen und sich den Gegner bei erster Gelegenheit vom Halse zu schaffen. Und da der ältere Fürst dem jüngeren an Verschlagenheit und List überlegen war, so würde dieser schwerlich den ihm gelegten Fallstricken entgangen sein, wenn er sich nicht die Zuneigung der jungen und schönen Slavina, Kruko's Gattin gewonnen hätte. Das heißliebende Weib, das in den Umarmungen des alternden Königs vielleicht wenig Befriedigung finden mochte, entdeckte ihrem Günstlinge die Gefahr, welche als Damoclesschwert über ihm schwebe und gab ihm den verabscheuungswerthen Rath, den Alten auf eine gewaltsame Weise aus dem Wege zu schaffen. Heinrich ging auf diesen Mordanschlag ein und führte ihn aus. Wie Helmold erzählt, war Kruko bei Heinrich in Plön zu Gast (1105). Als das Mahl beendet und der Greis berauscht das Speisezimmer verlassen will, steht draußen vor der Thür ein mit einer Art bewaffneter dänischer Knecht und versetzt ihn einen Hieb mitten durch's Haupt, daß er todt niederfällt.

So befestigte Heinrich seine Herrschaft durch ein Verbrechen. Ließe sich diese That aus den Jahrbüchern der Geschichte wegwischen, so würde man mit Bewunderung und Ehrfurcht zu ihm emporblicken, denn er war ein trefflicher Regent und in ihm ging für Nordalbingien ein neuer Stern der Hoffnung auf. Er vermählte sich mit der Königswittwe Slavina, die ihm nach Alt-Lübeck folgte, wodurch die Stadt bald aufblühte und auch in der Handelswelt rasch bekannt wurde, so daß viele Fremde dahinzogen, nachdem Heinrich es verstanden, alle dem Kruko ergeben gewesenen Stämme unter seinem Scepter zu vereinigen. Auch für die Einführung des Christenthums war er thätig, aber er erkannte zuerst, daß es auf die Mittel ankomme, welche man wähle, um der christlichen Lehre Eingang zu verschaffen. Darum unterhandelte er mit den benachbarten Bischöfen und bedung sich aus, sich jeglicher unmittelbaren Einwirkung auf seine wendischen Unterthanen zu enthalten. Er selbst wollte das Bekehrungswerk leiten und darin von keinem Priester gestört werden, die nur zu oft, von unzeitigem Eifer und irdischen Zwecken beseelt, namenloses Elend über das Slavenland gebracht hatten. Zu ernst waren die Warnungen, welche die Geschichte seines Volkes ihm aufstellten, zu ehrwürdig dünkte ihn der tausendjährige Götterdienst, bei dem seine Unterthanen sich so glücklich fühlten. Er wollte sie durch Ueberzeugung bekehrt wissen und duldete daher nur solche Priester in seinem Lande, die, ohne hierarchische Nebenzwecke die christliche Lehre verkündeten.

Im zweiten Regierungsjahr sah er sich jedoch plötzlich von den wilden Rügiern überfallen, die den Tod ihres Stammfürsten

Kruko rächen wollten. Sie waren heimlich auf wohlbesetzten Schiffen in die Trave gekommen, um Alt-Lübeck von der Wasserseite zu blokiren. Heinrich konnte ihnen wenige Gegner entgegenstellen, da seine Truppen größtentheils entfernt waren, jedoch fehlte es dem Feinde glücklicherweise an Reiterei, so daß ein Angriff sogleich nicht stattfinden konnte. Diesen Umstand benutzte er unverzüglich und entwich in der Nacht aus der Stadt landwärts, um den befreundeten Grafen Adolf von Holstein um Truppen zu bitten. Mit diesen kehrte er schleunigst zurück, bot dem Feinde eine offene Feldschlacht an und besiegte ihn gänzlich. Was das Schwert nicht fraß, ertrank im Wasser oder suchte auf Schiffen zu entfliehen. Der Tag dieses Sieges war der 1. August, an welchem Tage alljährlich ein großes Dankfest gefeiert wurde, so lange der Sieger lebte. Aber mit diesem Siege noch nicht zufrieden, suchte Heinrich dann seine Feinde in ihrer eigenen Heimath heim und unterwarf nach mehren glücklich geführten Schlachten, die ganze Insel Rügen seiner Herrschaft (1109); auch die Slaven in der Mark Brandenburg, die Linoner bezwang er und ebenfalls eroberte er Havelberg (1115).

Als Heinrich fast zwanzig Jahre hindurch dahin gestrebt, den Frieden an den Grenzen, die Eintracht im Innern seiner Länder zu befestigen und sich durch Gerechtigkeit und Milde, Zutrauen und Liebe bei seinen Unterthanen erworben hatte, wollte er seine segensreiche Regierung dadurch krönen, daß er zu einer vernünftigen Mission den Grund legte. Er vertraute diesen Plan dem Erzbischof Adalbert und dieser machte ihn aufmerksam auf den Priester Vicelin, als das entsprechendste Werkzeug zu einem solchen Unternehmen. Heinrich ging auf diesen Vorschlag ein und Vicelin erschien auf die an ihn ergangene Einladung in Alt-Lübeck 1125. — Ehe wir dieses Mannes Thätigkeit weiter verfolgen, wollen wir dem Leser eine skizzirte Biographie dieses berühmten Heidenapostels nicht vorenthalten.

(Schluß folgt.)

* Böhmische Christussagen.

Gesammelt von Alfred Waldau.

Die Kohlen.

In den guten alten Zeiten, als das Böhmenland noch seine eigenen Fürsten hatte, gab es daselbst viele Bergwerke, aus denen man Gold, Silber und Edelgestein in großer Menge zu Tage schaffte. Allein der Reichthum machte die guten Leute gar hochmüthig und verschwenderisch. Selbst die Bauern spielten auf der Kegelbahn nur mit goldenen Kegeln und silbernen Kugeln, trugen an ihren langen Röcken goldene Knöpfe und reiche Silberstickerei an ihren Pilzen und ihre Weiber strahlten von Gold, Rubinen und Topasen. Tänze und Gastereien hatten kein Ende und die Dukaten wurden, so zu sagen, mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen. Weil aber der Reichthum auch hartherzig macht, so hatten die Reichen kein Mitleid mit den Armen und wiesen sie scheltend von ihrer Thür. Solches widerfuhr einst auch Jesu dem Herrn, der in Bettlertracht durch die Dörfer zog, um der Menschen Handel und Wandel zu prüfen. Er aber strafte nunwie es sich gehörte die Uebermüthigen. Auf einmal verschwanden die reichen Goldgruben gänzlich und an die Stelle des Ueberflusses traten bald Hunger und Elend. Trotzdem stieg noch Mancher in die dunklen Schachte hinab, aber Keiner gelangte lebend an's Tageslicht zurück. Darin erkannte das Volk den drohenden Finger Gottes und die Schachte blieben öde und verlassen. Die Noth aber nahm immer mehr und mehr zu und überall flehten die Leute zum Himmel um Erbarmen. Da war endlich der Herr Jesus versöhnt und verzieh ihnen den bösen Uebermuth, die Berge blieben aber trotzdem ohne Gold und Silber. Auf daß jedoch nicht die Enkel für die Sünde der Väter büßen müßten, so legte der Herr ein anderes, wenn auch minder kostbares Gestein in die verödeten Schachte, das wohl gleichfalls der Menschheit reichen Vortheil gewähren konnte. Als nämlich nach fünfzig Jahren die Bergleute abermals in die dunklen Schachte hinabstiegen, fanden sie dort dicke Schichten seltsamen schwarzen Gesteins — und das waren lauter Kohlen. Darum ist das Böhmenland noch heute so reich an mächtigen Kohlenlagern, wie vielleicht kein zweites Land der Erde.

Die Hemden.

Als der himmlische Sohn mit St. Peter schon lange über den weiten Erdkreis gewandert war, da bemerkte Peter, daß sein Hemd bereits große Löcher habe. Er konnte es aber nicht flicken, weil er weder Nadel noch Zwirn mit sich trug. Sie kamen zu einem Gartenzaune, wohin die Bäuerin vorher einige Hemden zum Trocknen aufgehängt hatte. Da sagte Peter zu dem himmlischen Sohne: „Herr, ich nehme mir eins!“ Der himmlische Sohn meinte: „Laß' das nur bleiben!“ Peter aber erwiderte: „Ei, ich nehme mir doch eins!“ Und er nahm sich eins. „Nun, wenn du schon eins genommen hast,“ sagte der himmlische Sohn, „so behalte es. Aber Abends mußt du wiederkommen und horchen, was die Alte dazu sagt!“ So geschah es. Als am Abend die Alte erschien, um die Hemden vom Zaune zu nehmen, und dabei bemerkte, daß eines fehle, da meinte sie: „Nun, hin ist hin; möge der himmlische Vater den segnen, der es genommen!“ Da Peter dieses hörte, ging er zum himmlischen Sohne und berichtete, was die Alte gesprochen. Jetzt aber befahl ihm der himmlische Sohn: „Geh' und hänge sogleich wieder das Hemd auf den Zaun!“ Da machte Peter große Augen, gehorchte aber und dann wanderten sie weiter. Am andern Tage kamen sie zu einem andern Gartenzaune, und dort hingen ebenfalls frischgewaschene Hemden, aber zehnmal mehr als auf dem ersten Zaune und zehnmal schöner und feiner. Sie gehörten dem reichsten Bauer des Dorfes. Abermals sagte Peter zum himmlischen Sohne, er wolle sich eins davon nehmen, es seien ja so viele da. Abermals wollte ihm dies der himmlische Sohn nicht gestatten, Peter aber nahm doch eins. „Nun, wenn du schon eins genommen hast,“ sagte darauf Jesus, „so behalte es. Aber Abends mußt du wieder kommen und horchen, was die Alte dazu sagt!“ Am Abend ging Peter dahin, versteckte sich und horchte. Als nun die Alte kam, um die Hemden in's Haus zu tragen, und eines davon vermißte, da begann sie schauderhaft zu fluchen: „Möchten doch die Teufel den Wicht in's höllische Feuer schleppen, der mir das Hemd gestohlen hat!“ Peter schlich sich von dannen und berichtete getreu dem himmlischen Sohne, was er gehört. Da sagte der himmlische Sohn: „Wenn dem so ist, dann kannst du das Hemd für dich behalten!“ Dies soll deßhalb geschehen sein, weil die Alte den Peter zu den Teufeln wünschte. Und man soll auch den größten Missethäter nicht in die Hölle wünschen.

Der Faule und der Fleißige.

Eines Tages kamen Jesus und St. Peter in ein Thal, wo sich so viele Wege kreuzten daß sie wahrlich nicht wußten, welchen Pfad sie wählen sollten, um in das nächste Dorf zu gelangen. Da sahen sie auf einem Grasraine einen jungen Bauer, der

ausgestreckt am Bauche lag, das Gesicht auf die beiden Fäuste stützte und regungslos gegen die Wolken starrte. St. Peter fragte ihn ganz höflich nach dem besten Wege, allein der faule Bauer gab ihm gar keine Antwort. Erst nach der dritten Anfrage hob er langsam den rechten Fuß in die Höhe und murmelte, ohne sich weiter zu rühren: „dort“. — „Meister, solch' einen Grobian habe ich noch nie in meinem Leben gesehen“, sagte der heilige Peter zum Heilande, als sie wieder auf Gerathewohl weiter gingen. Nach einer Weile begegneten sie einer jungen hübschen Dirne, die einen Korb mit Grünzeug in die Stadt zu Markte trug und munter wie ein Reh einherhüpfte. Als St. Peter sie um den Weg in's nächste Dorf fragte, nannte sie ihm diesen sehr freundlich, ja sie ging sogar eine gute Strecke weit mit ihm zurück, um ihm den kürzesten Pfad zu weisen, worauf sie wieder mit einem holdseligen Gruße enteilte. Dieses freundliche Benehmen gefiel dem heiligen Peter, der nun also zu dem Heilande sprach: „O Herr, du solltest dem braven Kinde doch eine Belohnung zukommen lassen!“ — „Gut“, gab der Herr Jesus zur Antwort, „wir wollen sie also jenem faulen Menschen zur Frau geben!“ — „Warum nicht gar“, rief St. Peter erschrocken, „da wäre es doch ewig Schade um sie! Bedenke doch, lieber Herr, er ist ein so grober Klotz, ein solcher Faulpelz, und sie ein so artiges, flinkes Mädchen! Die Beiden möchten doch wahrlich nicht zu einander passen!“ — „O doch“, meinte der Heiland, „denn sie besitzt im Ueberflusse, was ihm vollständig mangelt. Bekäme er ein Weib nach seiner eigenen Art, so würden Beide bald Hungers sterben, und wenn beide arbeitsam wären, so würden sie nicht eher rasten, bis ihnen die ganze Welt gehören würde. Allein diese da wird die Fehler ihres Mannes bessern, ihn zur Arbeitsamkeit aneifern und Beiden wird es wohlergehen.“ St. Peter mußte nun dem göttlichen Meister für Recht geben. Nach Jahr und Tag aber waren der Faule und die Fleißige, schon Mann und Frau und beiden erging es immerdar recht wohl, wie es der Herr Jesus vorhergesagt hatte.

---

* Ein Wort von Jacob Grimm.

Erst jetzt ist uns die in der Kön. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen von Georg Waitz am 5. December 1863 gehaltene Rede: „Zum Gedächtniß an Jacob Grimm“ (Göttingen, Dieterich, 1863) zu Gesicht gekommen. Sie ist ein treffliches Zeugniß für den echt deutschen Mann von regstem Eifer, gewaltigster Arbeitskraft, und tiefster, umfassendster Gelehrsamkeit, den der Redner ebenso treu und wahr nach seinen persönlichen Verhältnissen und Eigenthümlichkeiten, als nach seinen Schriften und seinem vollen wissenschaftlichen Werthe schildert und kennzeichnet. Zu seiner Charakteristik bemerkt der Redner wiederholentlich, daß Grimm vor und nach 1848 „kein Gefallen an politischen Dingen gehabt habe“ und „allem politischen Treiben fern geblieben sei“, aber namentlich nach 1848 „nährte er bitteren Unmuth über das, was ihn umgab und verhehlte seine Gesinnung nicht.“ In dieser Beziehung finden wir in der Rede ein merkwürdiges Wort von Jacob Grimm mitgetheilt. Noch im Jahre 1858 schrieb er nämlich an Georg Waitz selbst: „Wie oft muß einem das traurige Schicksal unsers Vaterlandes in den Sinn kommen und auf das Herz fallen und das Leben verbittern. Es ist an gar keine Rettung zu denken, wenn sie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird. . . . Es kann nur durch rücksichtslose Gewalt geholfen werden. Je älter ich werde, desto demokratischer gesinnt bin ich. Säße ich nochmals in einer Nationalversammlung (bekanntlich führte das Jahr 1848 auch Jacob Grimm nach Frankfurt zu jener Versammlung, die das schwere Werk einer engeren staatlichen Einigung Deutschlands zu vollbringen hatte), ich würde viel mehr mit Uhland, Schoder stimmen, denn die Verfassung in das Geleise der bestehenden Verhältnisse zu zwängen, kann zu keinem Heil führen. Wir hängen an unsern vielen Errungenschaften, und fürchten uns vor rohem Ausbruch der Gewalt; doch wie klein ist unser Stolz, wenn ihm keine Größe des Vaterlands im Hintergrund steht.“ — Statt eines jeden Urtheils über diese Klage des deutschen Patrioten kann man beim Lesen dieser Worte nur seinen tiefen Schmerz darüber aussprechen, daß es mit Deutschland so weit gekommen, daß selbst ein Jacob Grimm seinem gerechten Unmuth über die Uneinigkeit Deutschlands und die Lage unsers öffentlichen Wesens in solchen Worten Luft gemacht und seiner Gesinnung solchen Ausdruck gegeben hat. Und doch! wer will ihn dabei einer Schuld zeihen und ihm wegen seiner Klage einen Vorwurf machen?

---

* Kleine Mittheilungen.

Hermann Grimm sagt in der von ihm neu begründeten Monatsschrift: „Ueber Künstler und Kunstwerke (Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag) über die Darstellungen Christi in der modernen Kunst: „Ich will nicht reden von den ältesten Zeiten, die von Verschiedenen ausführlich behandelt worden sind. Bekannt ist daß Christus und die Ideen und Vorgänge deren Mittelpunkt er bildete, zuerst ganz in heidnischen Kunstformen dargestellt wurde, sowie auch daß die frühesten Versuche, dergleichen bildlich wiederzugeben, gerade zu der Zeit zu beginnen scheinen wo die schriftstellerische Arbeit an den Evangelien als eine abgeschlossene betrachtet werden kann. Bekannt ist ferner wie der Streit ausbrach ob Christus schön oder häßlich abzubilden sei, wie das letztere von der griechischen, jenes von der lateinischen Kirche behauptet wurde, und die Anschauung der Lateiner endlich die Oberhand gewann. Dies aber dann zu Zeiten wo den lateinischen Völkern die Fähigkeit Schönes zu gestalten verloren gegangen war, so daß man sich, um ein Bildniß zu haben, gezwungen sah den byzantinischen Christustypus zu adoptiren. In gewisser Weise enthalten diese Vorgänge schon die Geschichte des ältesten Christenthums. Allein sie liegen außerhalb des Bereiches der modernen Kunst. Näher steht uns was im 13. Jahrhundert, den Zeiten die als das Ende der antiken Welt und als Anfang der modernen betrachtet werden müssen, sich ereignete. Von da an giebt die erwachende moderne Kunst genaue Daten über die Umbildung kirchlicher Anschauungen. Wie Dreieinigkeit, Jungfrau Maria, Christus, Gottvater, Apostel, Auferstehung und jüngstes Gericht den Menschen vor Augen standen, erfahren wir; wie die Vorstellungen wechselten, wie die Gestalten theils menschlicher, theils göttlicher wurden, besonders aber wie die Persönlichkeit des Erlösers aufgefaßt worden ist. Wir sehen entsprechend den nach Zersplitterung des deutsch-römischen Kaiserreiches einbrechenden Nationalitätsideen die Christusbilder nationalen Typus annehmen. Langsam wachsen diese modernen Verhältnisse aus den antiken heraus, und so, allmählig nur verliert sich der byzantinische Grundtypus aus den Bildern Christi, bis er zuletzt hier und da nur wie ein leichter Schimmer über den Gemälden liegt. Wir sehen die Darstellung der Hauptmomente des Lebens Christi noch immer

so gewählt wie die ältesten Vorbilder sie zeigen; mochte man dies Leben nehmen wie man wollte, immer blieben eine bestimmte Reihe von Anschauungen in gewohnter Anordnung der Gestalten festgehalten. Aber im Costüm, in der landschaftlichen Umgebung wurde das Hergebrachte langsam durchbrochen. Wir sehen endlich bei den Italienern sowohl als bei den Deutschen und Niederländern die Person Christi mit einer Freiheit individuell menschlich aufgefaßt, mit immer ausgeführteren Details, damit die Situation so deutlich und ergreifend als möglich erscheine, daß wir, wenn was die letzten hundert Jahre vor der Reformation an Gemälden wie erhabenen Bildwerken hervorgebracht unbefangen betrachtet wird, eine Ungebundenheit malerischer Phantasie erkennen, mit der verglichen Renan's Buch nur den Unterschied zeigt, daß jene Künstler ohne die Absicht arbeiteten andere Auffassungen zu verdrängen, und, wenn sie Christus menschlich erscheinen ließen, seine Göttlichkeit damit nicht verneinen wollten. Denn als Mensch stellen sie ihn in jeder Beziehung dar, und lassen, in Deutschland und den Niederlanden zumal, Antlitz wie Gestalt so durchaus menschlich erscheinen, so familienmäßig natürlich, als habe jeder ihn am liebsten als einen ihm gleichstehenden Freund gleichsam oder einen nahen Verwandten denken mögen, an den man sich ohne Scheu und Ceremonien wenden kann und dessen Mißgeschick man wie einen nahgehenden Trauerfall empfindet. Dies besonders in den nördlichen Ländern. Freilich giebt es germanische Kunstwerke, in denen diese Individualität zu großartiger, rührender Schönheit gesteigert worden ist, geradeso wie auf italiänischen Bildern des 14. und 15. Jahrhunderts das Leiden oder der Zorn oder andere Affekte unschön dargestellt erscheinen, im Ganzen aber sind die germanische und die romanische Auffassung von Grund aus verschieden, und das Bedürfniß beider Nationalitäten, in ihren religiösen Anschauungen unabhängig von einander zu werden, spricht sich in ihrer Kunst aus. In Italien trat die individuelle Ausbildung besonders der Gestalt Christi immer wieder zurück. Während Maria und eine Anzahl von Heiligen allzu menschlich wurden, so daß es den Anstoß der Frommen erregte; blieb Christus unberührter von dieser Richtung und seine Göttlichkeit im Bilde festgehalten. Nun tauchen die antiken Formen dort wieder auf. Sie werden, ganz abgesehen von den Ideen welche sie einst verkörpert hatten, als Ideale menschlicher Gestaltung erkannt, und das Bild Christi, nur in der Absicht es rein und erhaben zu geben, mit diesen Elementen versetzt. Und als dann in den Zeiten der Reformation, mit welcher die Blüthe dieses Einflusses heidnischer Werke zusammentraf, von Rom aus alles Kirchliche neu geordnet ward, und, wie durch die tridentiner Vereinbarungen eine neue Organisation der kirchlichen Zucht zu Stande kam, so für die neugebildete Kirche entsprechende bildliche Darstellungen sich nothwendig machten, gelangte der durch Raphael und Michelangelo zumeist festgestellte neue Christustypus zu kirchlich officieller Geltung. Die urältesten römischen Christen hatten den Apollokopf für das schönste Bild ihres Meisters erkannt und angewandt: von neuem trat jetzt Apollo, mit einer Beimischung von des Jupiters von Otricoli gewaltigem Antlitz, in seine alten Rechte ein. Der Kopf Christi auf dem jüngsten Gerichte Michelangelo's, den ich ganz in der Nähe gesehen und gezeichnet habe, scheint direct nach dem des Apoll von Belvedere gearbeitet zu sein, während das Antlitz Christi im Schooße seiner Mutter, das um vierzig Jahre frühere Werk desselben Meisters, noch einen Anflug byzantinischer Gestaltung zeigt. Trotz dieser Einheit der Auffassung jedoch, welche die Malerei des 17. Jahrhunderts kennzeichnet, machten sich mit der Ausbildung der spanischen und französischen Malerei ganz dieselben Unterschiede geltend, die den spanischen oder französischen Katholicismus vom italiänischen trennten. Man vergleiche Gemälde von Murillo, Lebrün und Guido Reni: ihre letzte Abhängigkeit von Rom, und dennoch die Verschiedenheit der Anschauungen sind leicht erkennbar. Unwahr sind sie alle drei, denn schon trat der Umstand hemmend ein, daß gemalt werden sollte was nicht zu malen war. Nicht dem eignen Glauben, sondern den Anforderungen einer allmächtigen Priesterschaft mußte genügt werden. In Allem was diese Zeiten an Christusbildern hervorgebracht, ist kein in Wahrheit rührender Zug, mit wie brillanten Mitteln auch Rührung zu erwecken getrachtet wurde. Vortrefflich dagegen characterisiren Rubens, Vandyk und Rembrandt die germanische Welt, wo der ursprünglich protestantische Geist durch die katholische Uebermacht oberflächlich bezwungen, sich nicht erdrücken ließ. Rubens mit all seinen katholischen Gemälden bleibt ein echter Germane; Vandyk versteht oft viel geschickter den Anschein romanischen Gefühls anzunehmen, dennoch bricht das germanisch Individuelle durch; Rembrandt gar ist in offener Empörung. Wenn die ersteren darin nachgaben, daß sie beim Antlitz Christi sich dem idealen kirchlichen Typus unterordneten, wodurch es meistens nichtssagend allgemein geworden ist: am übrigen Körper suchten sie sich schadlos zu halten, dem sie in oft erschreckender Weise leibhaftige Menschlichkeit verleihen. Rembrandt kennt gar keine Rücksichten. Seine Darstellungen Christi grenzen zuweilen an's Unerträgliche. Bewußt oder unbewußt, ich lasse das vor der Hand unentschieden, fällt er zurück in die Weise des 15. Jahrhunderts; und seltsam, wenn er ausnahmsweise den Versuch macht Christus schön erscheinen zu lassen, ich erinnre an das Münchner Gemälde: Lasset die Kindlein zu mir kommen, da wird er leer und allgemein wie ein Nachahmer Rubens in diesem Punkte. Auf diese Zeiten folgten in Europa die der allgemeinen Erschlaffung. Die Gemüther wandten sich andern Fragen zu. Toleranz oder Indifferenz traten ein, und die Kunst bezeugt es. Es wurde wenig Kirchliches mehr gemalt; bedurfte man eines Christuskopfes, so kopirte man. Raphael Mengs ist der Abschluß dieser Epoche. Sein Geschick ist groß; seine Gestalten aber, wo er nicht unmittelbar nach dem Leben malt, sind ohne Leben. Nun kamen die Anfänge der neusten Entwicklung. Und hier ist es seltsam, zu bemerken, wie man, wo es frommer Bildwerke bedurfte, die Figur Christi zu umgehen und durch die Situation zu ersetzen suchte was den Personen an Tiefe abging. Man verfolge die Meister der neueren Zeit: stets soll zumeist durch das bedeutungsvolle des ganzen dargestellten Vorganges gewirkt werden. Es ist als käme es gar nicht mehr darauf an, die Züge Christi als die geistige Mitte des Gemäldes nehmen, gleichsam den Punkt von dem das Licht ausgeht, und sosehr ist zuletzt die Fähigkeit verloren gegangen das Antlitz Christi nur einigermaßen lebendig zu malen oder zu formen, daß sich in Berlin ein Verein bilden konnte, welcher auf das beste Werk dieser Art einen Preis setzte. Der Erfolg hat gelehrt daß die Aufgabe eine unmögliche war. Eine Reihe Gemälde kamen allerdings zusammen und wurden öffentlich ausgestellt, lieferten jedoch in ihren erträglichsten Darstellungen nichts wogegen nicht die mittelmäßigste Nachahmung eines Christuskopfes von Guido Reni ein Meisterwerk gewesen wäre.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Freidank, Gedichte. — Thumser, der Bürgerkaiser. — Dühring, natürliche Dialektik. — Havemann, das Leben des Don Juan d'Austria. — G. Sonnabend, das verlorne Manuskript. — Der Schulmeister von Haselwarg, eine Dorfgeschichte. — Rage, Jahrbuch des Volks. — P. Lindau, Aus Paris.

* Der Telegraph um die Erde. Zur Verbindung der östlichen und westlichen Halbkugel in der Richtung über Moskau, den Amur, die Behringsstraße, britisch Columbien und Californien. Nach officiellen Originaldocumenten. Aus dem Englischen übersetzt von Cl. Gerke. Hamburg. Meißner. 1865.

Diese kleine Schrift ist dazu bestimmt, der deutschen Lesewelt die Entstehung eines der großartigsten Unternehmen unserer Zeit vorzuführen, eines Unternehmens, das wie kein anderes zur telegraphischen Verbindung der östlichen Halbkugel mit der westlichen mit Erfolg gekrönt zu werden verspricht. Sie enthält namentlich die deßfallsige Eingabe von D. Collins an den Senat und das Repräsentantenhaus zu Washington, verschiedene officielle Berichte über diese Eingabe und mehrere Gutachten sachverständiger Männer. So bekannt das Meiste daraus seit Jahren aus den öffentlichen Blättern ist, so bewährt sich doch auch hier wieder der Zauber eines wirklich großartigen Unternehmens, indem man die Schrift doch mit dem größten Interesse durchliest. Die projektirte Telegraphenverbindung wird zwar nicht zuerst vollendet werden, — denn, so Gott will, durchläuft schon im Juli d. J. der elektrische Strom das neue von Irland nach Neufoundland gelegte Kabel — aber er bietet die Aussicht, am längsten erhalten zu bleiben. Man mag nämlich so günstig von der heutigen Telegraphie denken, als man will, die Aufgabe, lange Kabel herzustellen, welche eine Garantie für dauernde Wirksamkeit bieten, hat sie noch nicht mit Sicherheit gelöst. Daher dürfte für die nächsten Jahrzehnte wohl der Telegraph über die Behringsstraße die größte Wichtigkeit erlangen. Das meiste Verdienst an demselben hat, wie schon ein Blick auf die der Schrift beigegebene Karte zeigt, die russische Regierung, welche mit einer für Friedenswerke fast unerhörten Energie den Telegraph durch ihre weiten asiatischen Gebiete gezogen und damit bereits den Amur erreicht hat.

— Das romantische Schauspiel: „Das Weihnachtsfest der Rieblinger oder: der Karfunkel“, von Karl Walpurg (Würzburg, 1864), ist jedenfalls die Erstlingsfrucht der dramatischen Muse eines unbekannten Dichters (oder Dichterin). Es würde unrecht sein, dem Verfasser alles poetische und selbst dramatisches Talent absprechen zu wollen, aber es ist Pflicht der unparteiischen Kritik, ihn auf das, was ihm fehlt, und auf die Mängel aufmerksam zu machen, die die erste Arbeit offenbart. Dahin rechnen wir, daß die Handlung gar zu verwickelt ist und der Dichtung die Einheit einer ihr zum Grunde liegenden Idee fehlt. Daher enthält sie auch mehr Bilder und Gefühle, als Gedanken, mehr Phrase, als dramatisches Leben, als objective Klarheit und Charakter. Der Dialog ist oft schleppend und hält die Handlung oft ungebührlich und gewaltsam auf. Die Sprache ist nicht immer rein, oft sogar schwülstig, und die Darstellung ist nicht ganz frei von Unklarheiten. Es ist schwer, das Interesse für die Dichtung und für die Personen bis zur endlichen Entwickelung und bis zum versöhnenden Ausgange der verworrenen und verwickelten Handlung gleichmäßig und lebendig zu erhalten.

— Unser gelehrter Landsmann Dr. Max Müller in Oxford, der unermüdlich fleißige, ist im Begriff eine Reihe Handbücher zum Studium des Sanskrit herauszugeben. Sie wird eine gedrängte Grammatik, ein Wörterbuch und eine Anzahl Textbücher umfassen, von letztern zuerst eine neue Ausgabe des **Hitopadêsa** (Heilsame Unterweisung), von welchem Müller bereits im Jahre 1844 eine deutsche Uebersetzung geliefert hat. Für die Ausbreitung der Sanskritstudien in Europa zeugt wohl das gleichzeitige Erscheinen dreier großen Wörterbücher; neben der neuen Bearbeitung des H. H. Wilson'schen Lexikons von Goldstücker und dem St. Petersburger Wörterbuch von Böthlingk und Roth, welches über die Hälfte fertig ist, kommt in Paris das Burnouf-Leupol'sche Lexikon mit französischer Worterklärung heraus. Eben daselbst übersetzt, wie schon einmal erwähnt, Hr. Hippolyte Fauche das kolossale altindische Epos **Mahâbhârata**. Die Arbeit ist auf nicht weniger als sechzehn Bände berechnet, bis jetzt aber ist erst ein Band fertig. Zwei neue Textausgaben dieses Gedichts, nach der großen Calcuttaer, sind in den letzten Jahren in Bombai erschienen.

— Von Dr. Edward Robinson, Professor der biblischen Literatur am theologischen Seminar in New-York, Verfasser der bekannten „**Researches in Palestine,**“ ist (bei Murray in London) eine kurzgedrängte, aber sehr gründliche „**Physical Geography of the Holy Land**“ erschienen. Besonders seine Untersuchungen über das Todte Meer enthalten viel neues. Ein anderes Reisewerk über Palästina, von Hrn. W. Hepworth Dixon, dem Baconianer, ist bei Chapman und Hall unter der Presse. Es wird viele Ansichten von Jerusalem und Bethlehem, nach Photographien von dem Rev. James Graham, enthalten. — Von S. C. Lyells Geologie (**Elements of Geology**) ist bei Murray eine stark vermehrte sechste Auflage heraus. Die englische Kritik tadelt an dieser Umgestaltung des berühmten Buchs daß darin der Paläontologie zu viel Raum auf Kosten der Geologie eingeräumt sei. — Das bei Longman erschienene große „**Dictionary of Roman and Greek Antiquities, by Anthony Rich,**“ mit beinahe 2000 Holzschnitten, liegt in zweiter Auflage vor. Eine italienische Uebersetzung desselben ist zu Turin in der **Tipografia Cavour** erschienen. — Lady Wallace hat Nohls Ausgabe der Briefe Mozarts übersetzt.

— Professor v. Schraudolph hat sich zum Sujet eines Bildes jene Episode aus dem Leben des Heilands nach seiner Auferstehung gewählt, wo er einigen seiner Jünger am See Tiberias beim Morgengrauen erscheint; auf sein Wort hin machen sie den reichen Fischzug, worauf er mit ihnen das Mahl hält, nach dessen Beendigung jener hehre Moment der Uebertragung der Schlüsselgewalt eintritt, welchen Raffael mit so unendlichem Liebreiz und packender Großartigkeit in einem seiner Cartons zu den Tapeten vereinigt hat. Auf dem vorwürfigen Bilde sehen wir den ersten Theil dieses historischen Vorgangs dargestellt. Morgenduft hat sich über die reizende Landschaft gelagert; der Heiland, eine majestätische Erscheinung, steht am Ufer, vor ihm Petrus, gläubigen Blicks zu ihm aufschauend, und das Schiff mit den Fischern treibt ruhig dem Lande zu, theilweise schon belastet mit der reichen Beute, die ihnen auf das Wort des Herrn geworden, während noch zwei Apostel eben beschäftigt sind, das volle Netz hereinzuziehen. Dieß die Situation, der bestimmte Moment des dramatischen Gemäldes, welches sich in äußerst glücklichen Linien und feiner Charakteristik dem Auge des Beschauers vorführt; mit ganz besonderem Wohlgefallen hängt dasselbe an diesen idealistischen Figuren, deren vorzüglichste die des Erlösers und des Apostels Johannes sind. Auch hier haben wir jenen schönen Rhythmus der Linien und die überirdische Lieblichkeit des Ausdrucks, in welchen Schraudolph sich oft schon bewährt hat, während in den Physiognomien der übrigen Apostel die Scene der Wiedererkennung des geliebten Meisters sich streng individualisirt und charakteristisch abspiegelt. So wird die reiche Composition frisch und lebendig, und steigert sich diese lebensvolle Empfindung durch die Anmuth und Natürlichkeit der Bewegungen, sowie durch die Kraft und Fülle der Formen, in welche der Meister seine Gestalten gekleidet hat. Man sieht, wie diesen Aposteln auch das Blut warm durch die Adern rollt, und sie keine wesenlosen Schemen sind, welchen Tadel man so oft mit gutem Recht den Malern auf diesem Gebiet macht; überall blickt ein liebevolles Studium der Natur durch, die Gewandmotive sind verstanden, das Detail durchgebildet, und auch die Färbung ist dem ganzen Vorgang insofern entsprechend als ein mehr gesättigtes Colorit dem Heiland, der doch hier mit verklärtem Leib gedacht werden muß, mehr materielle Schwere gegeben hätte. Demgemäß durften auch die übrigen Figuren nicht in einer sehr kräftigen Weise behandelt werden, als sie immer in ihrer Beziehung zur Hauptgestalt aufgefaßt werden mußten. Daß auch in dieser Hinsicht Schraudolph in der jüngsten Zeit einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hat, bekundet sein letztes größeres Werk in unserer Pinakothek, „die Frage der Johannisjünger an Christus,“ in welchem er dem Colorit (und nicht zum Schaden seines Gemäldes) ein entschieden größeres Recht eingeräumt hat als in seinen früheren Schöpfungen.

— Der Buchhändler Michael Levy in Paris bringt ein „Leben Cäsar's“ von Lamartine zur Oeffentlichkeit. Dieses Werk bildete einen Theil des Civilisateur und fiel bei der Liquidirung der Actiengesellschaft Mirès und Millaud letzterem zu, der es an Michael Levy verkaufte.

Berichtigung. In der letzten Nummer dieses Blattes bitten wir folgende Druckfehler zu berichtigen: S. 96 Sp. 1 Zeil. 4 von unten lies: „äußerte“ statt „äußert“. Zeil. 3 von unten ist hinter: „Gegentheil“ „ein:“ zu setzen. Sp. 2 Zeil. 9 von oben lies: „innere“ für „immer.“ Zeil. 24 von unten lies: „wurde“ statt „würde“. Zeil. 8 von unten lies: „domo“ für „doma“.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 24.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 14. Bremen, 2. April. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Die Slaven in Nordalbingien.

Culturgeschichtliche Skizze von Heinrich Asmus.

(Schluß.)

Vicelin (orthonym Wessel) wurde 1086 in Querhameln — dem jetzigen Hameln — von wenig bemittelten Eltern geboren, die aber dessen ungeachtet allen Fleiß darauf verwandten, ihrem Sohne eine gute Erziehung und Bildung zu geben. Noch in der Blüthe der Jugend, starben ihm beide Eltern und er, sich allein überlassend, fiel in die Stricke der Verführung, beging manche Ausschweifung und bekümmerte sich wenig um das Lernen. Sein kleines Erbe war bei einer solchen verschwenderischen Lebensart nur zu bald erschöpft und er dem drückendsten Mangel preisgegeben. Jetzt ging er in sich, wandte sein Herz von irdischen Dingen ab und lenkte es dem Unvergänglichen zu, wie es häufig der Fall ist, wenn der bessere Keim nicht gänzlich verloren gegangen. Er verließ seinen Geburtsort und begab sich nach dem benachbarten Schlosse Eberstein, dessen Besitzerin ihn als Chorknaben anstellte, oder wie Andere wollen, ihm den Unterricht ihrer Kinder übertrug und sich der Gräfin Gunst so sehr erfreute, daß der Schloßkapellan darüber neidisch wurde und den Jüngling zu stürzen beschloß. Eine Gelegenheit dazu glaubte er endlich gefunden zu haben. Die Gräfin hatte eine große Gesellschaft geladen. Bei der Tafel fragte er Vicelin laut, daß alle es hören konnten, welche Schriftsteller er auf der Schule zuletzt gelesen. „Die Achillaide des Statius“ — war des Jünglings Antwort. — „Was ist denn der Inhalt dieses Gedichts?“ examinirte der Kapellan weiter und recitirte zugleich eine Stelle daraus, die Vicelin ihm erklären sollte. Der entlaufene Student mußte seine Unwissenheit bekennen. Da rief der schadenfrohe Pfaffe mit pedantischer Hoheit, indem er sich an die Gesellschaft wandte: „Dieser junge Mensch kommt eben erst von der Schule und ich glaubte es sei etwas Rechts an ihm, aber ich bin enttäuscht worden — er weiß so viel wie nichts!“ — Beschämt schlich sich Vicelin aus der Gesellschaft und noch in derselben Nacht aus dem Schlosse, ohne Abschied von seiner Wohlthäterin genommen zu haben und wanderte nach Paderborn, das durch seine treffliche Schule und den noch trefflicheren Rector Hartmann berühmt war. Der Jüngling gestand diesem seine Verirrungen und seine Reue, und Hartmann, gerührt von der Offenheit und der hülflosen Lage Vicelin's gab ihm in seinem eigenen Hause Kost und Logis und verschaffte ihm freien Unterricht. Nie aber lohnte ein Schüler auch seinen Wohlthäter besser wie Vicelin. Sein Wandel blieb untadelhaft und sein Fleiß der regste, selbst Nächte entzog er dem Schlafe, um die Lücken auszufüllen, die er in seinem Wissen gewahrte. Bei einem solchen Eifer entwickelten sich die Gaben des Geistes fast sichtlich und er übertraf bald alle seine Mitschüler an Kenntnissen und Einsicht, weshalb ihn Hartmann später zu seinem Gehülfen an der Schule ernannte.

Nach einigen Jahren finden wir ihn als Rector in Bremen, wo er sich allerdings die Gunst des Erzbischofes Adalbert erwarb, aber nicht die der Eltern, da er allzu strenge strafte. Ob dies ihn veranlaßte das Lehramt zu verlassen und sich ausschließlich der Kirche zu widmen, ist nicht genau anzugeben. Wir finden ihn einige Jahre später in Paris, um in der dortigen Hochschule die Vorträge der scholastischen Theologen zu hören. Männer wie Vicelin werden nie einen irdischen oder geistigen Schatz besitzen können, ohne sich gedrungen zu fühlen durch seine Anwendung ihre Mitmenschen glücklicher und besser zu machen. Und so erschrack er vor dem Gedanken, daß die von ihm eingesammelten religiösen Ueberzeugungen ein todtes Capital bleiben sollten, denn dieselben auf dem Lehrstuhl fortzupflanzen und zu vervollkommen, fühlte er sich in der Gelehrsamkeit nicht stark genug. So kam er auf den Gedanken, den Völkern das Christenthum zu bringen, die von denselben noch nichts wußten. Um sich für die mannichfachen Beschwerden und Entbehrungen eines Heidenapostels vorzubereiten, suchte er vor Allem seinen Körper abzuhärten. Obwohl er noch kein Mönchsgelübde abgelegt hatte, lebte er doch schon wie ein Mönch, enthielt sich der Fleischspeisen und trug ein härenes Gewand auf bloßem Leibe. Nach einem dreijährigen Aufenthalt kehrte er nach Bremen zurück, ließ sich von dem Bischof zu Magdeburg förmlich zum Priester weihen und schickte sich nun an nach Alt-Lübeck abzureisen, um die Slaven zum Christenthum zu bekehren. Heinrich merkte bald, daß er den rechten Mann gefunden, den er für sein Vorhaben bedurfte, da alles sich in Vicelin zu einem Heidenapostel vereinigte. Sein Geist war gebildet, sein Aeußeres angenehm, sein Körper abgehärtet und dazu stand er in der Fülle seiner Kraft und war erfüllt von jener edlen Ehrbegierde, die sich in der Ueberwindung von Schwierigkeiten gefällt und — was mehr als alles dieses — er war begeistert für die Sache des Christenthums. Um sich

noch einige Gehülfen zu seinem großen Werke zu gewinnen, verließ er Alt-Lübeck nach einem zweijährigen Aufenthalt mit den schönsten Hoffnungen und reiste nach Sachsen. Aber mitten in seiner Thätigkeit ward ihm die Nachricht von dem Tode Heinrichs überbracht (1127) — und plötzlich veränderten sich abermals die Verhältnisse im Slavenlande zum Nachtheil der christlichen Mission.

Heinrich hinterließ zwei Söhne, Zwentibold und Canut, die nach dem Tode des Vaters wegen der Erbfolge in blutigem Kampfe einander gegenüber standen, obgleich der König beide von der Thronfolge ausgeschlossen und dieselbe Canut Hlavarde übertragen hatte. Wo Brüder gegen einander kämpfen, ist noch nie die Stimme des Rechts und der Religion gehört worden und so konnte Vicelin es nicht wagen sein großes Bekehrungswerk weiter zu führen. Zwar einigten sich die feindlichen Brüder zu einem Theilungsvergleich, aber schon 1130 ward Canut meuchlings in Lütjenburg ermordet und Zwentibold, nun im Besitz von ganz Wagrien, brachte mit Hülfe des Grafen Adolf von Holstein, auch die Obotriten unter seine Botmäßigkeit. Dadurch wurde Vicelin's Plan immer weiter in die Ferne gerückt, obwohl er das Slavenland unverrückt im Auge behielt und jede Gelegenheit wahrnahm, in die Nähe dieser Völker zu kommen. So begleitete er auch einst den Erzbischof von Bremen auf einer Visitationsreise nach Nordalbingien. In Faldera (Neumünster), das hart an der slavischen Grenze lag, baten die Einwohner den Geistlichen, ihnen für die verwaiste Kirche einen Priester zu geben. Vicelin ergriff diese Gelegenheit und übernahm mit Einwilligung seines hohen Gönners diesen Dienst. Aber es war in Wahrheit ein schweres Stück Arbeit, das er übernommen! Noch heutigen Tages kann man jene Länderstrecken wohl zu den traurigsten von ganz Holstein zählen, damals aber waren sie eine Einöde. Das Land glich einer ununterbrochenen Haide und die Einwohner glichen dem Boden, auf welchem ihre Hütten standen, die eben so elendig waren wie die Kapelle selber. Von dem Christenthum kannten sie nur den Namen; überall in den Hainen und an den Bächen opferte man noch den Götzen. Doch Vicelin verlor den Muth nicht, er griff mit Eifer das Werk an und es gelang ihm nach und nach die heidnischen Götzen und Altäre aus den Hainen zu entfernen und dafür bessern Samen zu säen. Sein Ruf verbreitete sich durch ganz Holstein bis an die Elbe. Andere Geistliche schlossen sich ihm an und im Verein mit diesen Männern sorgte er für das Seelenheil der Wagrier. Nur bei den Slaven selbst blieb sein Wunsch noch immer unerfüllt — da aber zeigte sich — wenn auch nur ein Strahl der Hoffnung!

Zwentibold, jetzt im ruhigen Besitz seiner Länder, benahm sich duldsamer gegen die Christen und dies bewog Vicelin ihm seines Vaters Versprechen in Erinnerung zu bringen. Der Slavenhäuptling zeigte sich nicht abgeneigt und lud ihn ein nach Alt-Lübeck zu kommen, um sein Bekehrungswerk fortzusetzen. Vicelin säumte nicht — aber kaum hatte er seine Mission begonnen, so wurde er abermals in seiner Wirksamkeit unterbrochen. Schon nach wenigen Monaten brausten auf schnellen Schiffen, die sowohl dem Christenthum, wie auch dem Zwentibold feindlichen wilden Rügier daher, erstürmten die Stadt, plünderten, wütheten, rissen die Königsburg nieder und schickten sich an mit der ihnen verhaßten Kirche ein Gleiches zu thun. Vicelin und seine Genossen entgingen nur mit genauer Noth dem Blutbade. Schon hatten die Rügier die Kirchthür erbrochen und stürmten in dieselbe, als die Missionäre aus einer andern entwichen und in der Dunkelheit der Nacht glücklich nach Neumünster entkamen (1132). — Einige Jahre hindurch blieb der christliche Gottesdienst in Wagrien oder doch in Alt-Lübeck gänzlich ausgesetzt, da aber ward Zwentibold von der Nemesis auf derselben Stelle (in Lütjenburg) ereilt, wo er seinen Bruder hatte meuchlings ermorden lassen. Ein holsteinischer Edelmann, Daso, erdolchte ihn 1135; er hinterließ zwar einen Sohn, der aber auch getroffen von dem Schwerte des Mörders fiel, und somit war der männliche Stamm Heinrich's ausgestorben.

Als nächster Verwandter ergriff Canut Hlawarde (dessen Vater war ein Bruder von Heinrich's Mutter Syrithe) das Scepter und nun athmeten alle bedrängten Christen im Slavenlande auf und höher schlugen vor Freuden die Herzen der Neumünsterschen Priester. Die Kirche zu Lübeck ward wieder aufgebaut, mit Priestern besetzt und zum Mittelpunkt für die Mission unter den Slaven bestimmt. Allein das Schicksal, welches viele Jahrhunderte hindurch über alle slavischen Könige gewaltet, ereilte auch den freisinnigen Canut Hlawarde: er wurde 1136 von einem Verwandten ermordet. Kaum war sein Tod bekannt geworden, so stritten sich um den erledigten Thron Butue's beide Söhne, Pribislav und Niclot. Dieser erhielt Polabien und Wagrien (mit Alt-Lübeck), jener das Land der Obotriten. Jetzt erhob sich der Götzendienst kühner denn je; selbst in dem wendischen Theile Holsteins, bei Oldenburg, wo das Heidenthum bereits gewankt hatte, wurden neue Götzentempel erbaut, heilige Haine geweiht und Thiere und Christen geopfert. Bei einer solchen Wirthschaft mußte Vicelin wohl unheimlich zu Muthe werden! Und in der That, er befürchtete auch, daß alle seine Mühen vergebens gewesen und der von ihm gesäete Saamen gänzlich zertreten würde. Dies zu verhindern, begab er sich nach Bardewick, wo damals der Kaiser Lothar residirte und theilte diesem seine Besorgnisse mit. Seine Rede blieb auch nicht ohne Einfluß, der Kaiser ließ auf dem Aelberg eine Festung anlegen, der man den prunkenden Namen „Siegesberg" gab, und dazu dienen sollte, die Slaven im Zaume zu halten, oder doch wenigstens die Christen vor einer möglichen Verfolgung zu sichern. Der Bau ging rasch vorwärts, denn jeder Christ mußte Hand anlegen und that es mit Freuden. Aber die Slaven betrachteten das Mauerwerk mit Grimm und Einer sagte zum Andern: „Wahrlich, dieser Zwinger wird ein Joch werden für das ganze Land, denn von hier aus werden die Deutschen Plön, Oldenburg und Lübeck beherrschen und selbst in Ratzeburg und ganz Polabien ihr Wesen treiben! — Siehst du" — fügten Andere hinzu, auf Vicelin zeigend — „jenes kahlköpfige Männchen dort neben dem Kaiser? Dem verdanken wir alles Unglück!" — Dessen ungeachtet erhoben sich Mauern und Zinnen immer höher und schon 1137 war der Bau vollendet. Jetzt erst schied der Kaiser, nachdem er dem Pribislav geboten, den Christen und ihren Priestern jegliche Sicherheit angedeihen zu lassen. Der Slavenhäuptling entsprach auch diesem Gebot so lange Lothar lebte; als aber dieser gestorben war (1138), schickte er sich an, das deutsche Joch abzuschütteln, belagerte den „Siegesberg" und verbrannte die Vorstadt, billigte es aber nicht, daß seine Schaaren das Kloster erstürmten, den Abt erschlugen und die übrigen Geistlichen verjagten. Allein mitten in seinem Siegeszuge, als er vielleicht schon glauben mochte, die Fesseln, welche die Sachsen seiner Nation angelegt, zerbrochen zu haben, wurde während seiner Abwesenheit unerwartet seine Residenzstadt Lübeck von dem Rügier Fürsten Ratzo, aus Kruko's blutgierigem Geschlechte stammend, eingenommen und der Erde gleich gemacht (1139) *).

*) In jüngster Zeit haben an der Stätte, wo Alt-Lübeck an der Schwartau gestanden, Ausgrabungen stattgefunden und bei dieser Gelegenheit sind mehre Gegenstände zum Vorschein gekommen, so auch sieben Leichen, von denen jedoch nur eine unzerstört gewesen; neben ihrer linken Hand lag ein massiver goldener, zwei Dukaten schwerer, neuneckiger Fingerring mit folgender Inschrift: + | Th | E | BA | L | CV | T | TA | NI |, die Prof. Dr. Petersen in

Lübecks Zerstörung ward das Signal zum allgemeinen Kampfe im Slavenlande, wo mehre Jahre die Kriegsfackel leuchtete. Städte und Dörfer verwüstet und von Einwohnern entvölkert wurden.

Während die Stürme des Krieges tobten, verweilte Vicelin in Neumünster, wohin alle Anhänger des Evangeliums sich geflüchtet hatten, Schutz des Leibes und Nahrung des Geistes suchend. Die Jahre seiner Kraft drohten zu entfliehen, ehe für die Ausbreitung des Christenthums im Slavenlande etwas Entscheidendes geschehen. Aber der Tag war nicht mehr fern, wo endlich die Slaven unter deutsche Botmäßigkeit kommen sollten. Adolf II. Graf von Holstein zog, in Verbindung mit dem Sachsenherzog Heinrich d. Löwen, mit Heeresmacht heran und beide errangen in blutigen Schlachten den Sieg. Pribislav ging seiner Länder verlustig, sie wurden der Grafschaft Holstein einverleibt, Niclot aber blieb im Besitz des Obotritenlandes. Um die entblößten Provinzen wieder zu bevölkern, stellte Adolf den Ansiedlern annehmbare Bedingungen und es eilten aus Flandern, Holland, Friesland und Westphalen viele Colonisten herbei, die sich in Wagrien, das besonders entvölkert war, ansiedelten. Allein bald ward der Graf überzeugt, daß er vor Allem, wenn sein Land zu einiger Blüthe kommen sollte, eine Stadt erbauen müsse, durch welche die Erzeugnisse des Bodens zur See in entlegenere Länder verwerthet werden könnten und so erbaute er 1143 das jetzige Lübeck am Zusammenfluß der Trave und der Wakniß. Wahrscheinlich wählte er diesen Namen, weil derselbe schon bekannt und die neue Stadt nicht weit von der alten, zerstörten entlegen war. Durch Fleiß und Betriebsamkeit der Ansiedler hob sich die junge Stadt merklich schnell und um sie gegen räuberische Einfälle der beutelustigen Slaven zu schützen, schloß Adolf mit Niclot ein Bündniß. Jetzt gewann auch der Eifer Vicelin's einen günstigeren und rascheren Fortgang. Aber so ganz sicher hielt man sich doch nicht, denn auch die Macht des kriegerischen Niclot wuchs von Tage zu Tage und eine Wiedereroberung des ihm vorenthaltenen Wagrien hielt man nicht für unmöglich. Diese Ahnungen trogen auch nicht, das Unwetter grollte schon in der Ferne.

Es war um die Zeit der ersten und glänzenden Periode der Kreuzzüge, wo die Begeisterung für des Himmels Güter zu kämpfen auch zu den kälteren und beständigeren Deutschen gekommen war (1146). Mit prophetischem Feuer hatte Bernhard v. Clairvaux zu den in Frankfurt versammelten Fürsten gesprochen und sie vermocht, das Kreuz zu nehmen. In drei Richtungen zogen die Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen: nach dem gelobten Lande, gegen die Sarazenen in Portugal und gegen die Slaven in Nordalbingien. Kaum hatte Niclot von diesem Kreuzzuge Kunde erhalten, so mahnte er den Grafen Adolf an sein Versprechen. Dieser verweigerte jedoch jeglichen Beistand: er mochte es bedenklich finden, als sächsischer Vasall gegen seinen Lehnsherrn, Heinrich dem Löwen, in den Kampf zu ziehen. Da entbrannte der Zorn des betrogenen Slaven. Er rief sein Volk zu den Waffen und lief unerwartet mit seinen wohlbemannten Schiffen in die Mündung der Trave, an einem Tage den Krieg ankündigend und ihn beginnend. In Lübeck ward gerade ein Fest oder Jahrmarkt gefeiert (am 24. Juni 1147) und die Mehrzahl der Bewohner hatte sich allzusehr den geselligen Freuden ergeben, daß an eine ernstliche Gegenwehr kaum zu denken war. Die Stadt wurde erstürmt und gegen 300 Lübecker niedergemetzelt. Was noch Leben athmete, eilte in wilder Unordnung in die von Adolf zur Befestigung der Stadt aufgeführte Burg, welche die Slaven, wiewohl vergeblich, zwei Tage berannten. Darauf streiften sie in der Umgegend umher, brandschatzten, verwüsteten das Land und erschlugen jeden, der sich ihnen widersetzte.

Dies blutige Vorspiel scheuchte das Kreuzheer, das sich noch immer rüstete, aus seiner deutschen Langsamkeit auf. Es fiel in das heutige Mecklenburg ein, sengte und plünderte wie der Feind und zwang Niclot's Truppen zum Rückzuge. Große Heldenthaten wurden überall nicht verrichtet. Keine Flamme erlischt leichter als die der Begeisterung. Gerade der Theil des Kriegsheeres worauf die Hauptstärke beruhete, die Mannschaft Heinrich des Löwen und des Markgrafen von Brandenburg, sah dem Kampfe mit Gleichgültigkeit, dem Brennen und Plündern der Verbündeten mit innerem Grolle zu. Waren nicht gerade ihre Länder der Verwüstung preisgegeben? Diese Frage wurde bald laut unter den Edlen, welche unter Heinrich des Löwen und Albrecht des Bären Fahnen kämpften und das Echo der Knappen und Söldlinge wiederholte sie. Deshalb standen die Deutschen den Slaven unthätig gegenüber, selten zur Schlacht herausfordernd, wie des Sieges Vortheil benutzend. Der ganze Kreuzzug war in wenigen Monaten beendet und man konnte ihn nicht treffender bezeichnen, als es von Böttiger geschehen: „Man hatte schlecht gefochten, schlecht gesiegt und einen schlechten Frieden geschlossen.“ Nachdem man den Slaven das Versprechen abgenommen, sich taufen zu lassen, verließen die Kreuzfahrer das verwüstete Land; jedoch erneuerte Graf Adolf mit Niclot die alte Freundschaft. Einen stärkeren Schutz jedoch als dies unzuverlässige Bündniß gewährte Heinrich der Löwe den christlichen Ansiedlern im Slavenlande, als er die Zügel der Regierung ergriff und mit Klugheit die innern Angelegenheiten leitete. Durch sein kräftiges Einschreiten war es Vicelin möglich, die ihm noch übrig gebliebene Kraft ungestört für die Ausbreitung des Christenthums unter den Slaven zu verwenden. In seinem 64. Lebensjahre ward er Bischof von Oldenburg (1149), vorher schon kam er nach Lübeck und gründete dort die erste Kapelle „Johannis auf dem Berge“ genannt. Er starb am 12. December 1154.

Die junge Pflanzstadt Lübeck gedieh ganz außerordentlich, namentlich breitete sich deren Handlung so sehr aus, daß Heinrich der Löwe, aus Besorgniß für sein Bardewick, nicht nur die Handelswege sperrte und die Waaren mit Beschlag belegte, sondern auch die Salzquellen zu Oldeslov verstopfen ließ — und im Jahre 1157 legte ein Brand die aufblühende Stadt gänzlich in Asche. Da Adolf später keine Neigung fühlte, die Stadt wieder aufzubauen, flüchteten sich die Abgebrannten unter Heinrich's Aegide. Er gründete für sie die „Löwenstadt“. Allein die Lage derselben sagte der Handlung nicht zu: große Schiffe konnten nicht landen — und so kam es denn sehr erwünscht, daß Adolf den verödeten Werder ein Jahr später an Heinrich käuflich abstand. Schnell erhob sich nun aus den Trümmern eine neue Stadt, die in der Handelswelt gar bald bedeutend wurde.

Als aber Heinrich durch einen Heereszug nach Italien (1160)

Hamburg also deutet: „Wodan, oder Gott Wodan ist Teufel.“ — Ferner fand man mehre goldne, aber hohle Fingerringe, von denen einer mit Verzierungen von getriebener, vielleicht italienischer Arbeit versehen war; einen Haftring, drei Dukaten schwer, eine Pilgermuschel, einen eisernen Schlüssel, wie auch eine goldene Nadel von beinahe $1^1/_2$ Zoll Länge. Ebenfalls wurden mehre Silbermünzen gefunden, darunter auch der „Wendenpfennig;“ unter den Zinn-, Bronze- und Kupfersachen sind bemerkenswerth: ein großer kupferner Löffel, ein Henkel, ein Nagel rc. Geräthe von Eisen fanden sich in großer Anzahl, aber keine Waffen, nur einige Pfeilspitzen und ein langes Stechmesser, selbst ein Rasirmesser von Stahl. Von Knochen fanden sich einige Pfriemen, Kämme, selbst Einschlagekämme; zahlreicher waren die Gegenstände von Stein. Auch fanden sich Glas- und Bernsteinperlen, ein geschliffener Jaspis, eine Handmühle, sehr zierlich gearbeitet. Unter den Tongeräthen fand sich nur ein Topf nebst Deckel unversehrt. Auch kamen mehre Thierknochen zum Vorschein; ferner Geweihe, an denen Spuren der angewandten Säge erkennbar waren; eins war selbst zu einem Handgriff verarbeitet. (Vergl. „Alt-Lübeck von K. Klug. 1857.)

von seinen Ländern entfernt war, brachen die Slaven das mit ihm geschlossene Friedensgebot und fielen räuberisch in die christlichen Dörfer. Lübeck, mit plötzlichem Ueberfall bedroht, wurde nur durch die Geistesgegenwart eines Priesters (Athelo) gerettet. Schon hatten die Slaven die Zugbrücke erreicht, da springt der Priester muthvoll hinzu, gleich dem Vertheidiger der Tiberbrücke, und läßt das Fallgitter herunter. Kaum hatte Herzog Heinrich diesen Ueberfall der Wortbrüchigen erfahren, so zog er einer unheilbringenden Gewitterwolke gleich daher, drang mit seinen Schaaren in das Wendenland und wüthete schonungslos gegen die Heiden. Das eroberte Land theilte er unter seine Krieger und christliche Ansiedler brachten neues Leben, christlichen Glauben und christliche Sitten in Dörfer und Städte, die so viele Jahrhunderte hindurch ein Sitz des Heidenthums gewesen waren.

Aber zu blutig war der Sieg gewesen, als daß man nicht schon frühe angestrebt hätte, ihn durch ein Denkmal der redenden und bildenden Kunst zu verewigen. In der Domkirche zu Lübeck erblickt man noch heutigen Tages neben der Orgel zwei Wandgemälde; auf dem einen steht ein Jäger mit der Armbrust im Anschlag, auf dem zweiten sehen wir einen jagenden Hirsch. Unter ihnen wird uns in lateinischen Versen folgende Legende erzählt: „Als Kaiser Karolus Magnus eines Tages in dem Wendenlande jagte, gelang es ihm einen schönen großen Hirsch zu stellen. Schon hat er den Bogen gespannt — da sinkt das stolze Thier in die Knie und schmiegt sich ihm freundlich an. Nun legt der Kaiser ihm ein goldnes Halsband um, mit Edelsteinen geschmückt und gräbt die Jahreszahl hinein. — Vierhundert Jahre später sieht Herzog Heinrich der Löwe von seinem Schlosse aus, täglich morgens früh einen Hirsch zur Quelle kommen, die in dem nahen Walde entspringt. Er besiehlt, den Hirsch zu fangen und sieht, da er den Halsschmuck des erlegten Thieres betrachtet, daß zwischen dem mächtigen Geweihe ein goldenes Kreuz aufgewachsen ist. Das rührt ihm das Herz: er läßt sofort auf der Stelle, wo der Hirsch gefangen, den Grund zur Domkirche legen und giebt ihr zum Wappen ein goldnes Kreuz im rothen Felde.“

Alle Legenden und Mythen, und nicht nur die griechischen, haben eine tiefere Bedeutung, sie sind gleichsam phantasiereiche Gewänder historischer und philosophischer Wahrheiten. Wer diese nicht zu ergründen vermag, sondern in dem Räthselhaften und Fabelhaften solcher Legenden nur Abwege einer wundersüchtigen Phantasie erblickt, der wird sie allerdings in die Kinderstube verweisen.

Ein Hirsch, von Karl dem Großen gefangen und mit einem diamantenen Kreuze geschmückt, wieder in Freiheit gesetzt; ein Hirsch, welcher beinahe 400 Jahre lebte, um von Heinrich dem Löwen erlegt zu werden — wie abgeschmackt, wie fabelhaft ist das auf den ersten Blick; aber wie beziehungsvoll wird das Alles, wenn wir es für das nehmen, was es ist, für bloße Form und Einkleidung einer merkwürdigen, ja in vieler Hinsicht räthselhaften Begebenheit. — Wer erkennt nicht in dem diamantenen Kreuz ein würdiges Symbol des christlichen Glaubens? Karl schmückt damit einen eingefangenen Hirsch — und dieser war es, der zuerst die Slaven bekriegte und ihnen das Heil des Christenthums zeigte. Wie ließ sich der Charakter des slavischen Volkes poetischer bezeichnen, als durch das Bild des flüchtigen, die Freiheit liebenden Hirsches? Karl schickt den entfesselten Hirsch in seine Wälder und Wildnisse zurück, er, der den Sachsen nur die Wahl gelassen, zwischen der Taufe und dem Tode, ließ den Slaven den Glauben ihrer Väter, weil er einsah, daß sie für das Christenthum noch nicht reif waren. — Der Hirsch lebt beinahe vierhundert Jahre — wie fabelhaft das auf den ersten Blick — aber ist es ein geringeres Wunder oder Räthsel, daß jenes slavische Volk beinahe vierhundert Jahre, aller Missionsversuche, aller blutigen Kämpfe ungeachtet, das Christenthum zurückstieß? — Heinrich der Löwe erlegt den Hirsch und erbaut von dem Kreuze des Thiers die Domkirche zu Lübeck. Giebt es ein treffenderes Bild für den Zustand des slavischen Volkes unter Heinrich, als das eines erlegten Hirsches? Und ist es nicht eben so wahr, daß die Kirchen zu Lübeck auf Kosten der Slaven auf dem mit ihrem Blute gedüngten Boden erbaut sind? Und war es nicht ein großer heiliger Gedanke, der vor die Seele des Löwen trat, als er dem lübeckischen Bischof ein goldenes Kreuz in blutig-rothen Felde zum Wappen gab?

* Die Ironie in der Geschichte.

Es giebt in der Weltgeschichte nicht bloß einen Humor, der uns in ihr und aus ihr entgegentritt, den aber vielleicht die Wenigsten finden und verstehen, weil man nicht nur die Thatsachen kennen muß, sondern weil auch dazu ein feiner Sinn und tiefes Verständniß gehört, — es giebt auch eine Ironie in der Geschichte. Ist der Humor an und für sich harmloser, so nimmt es dagegen die Ironie weit strenger und ernster. In ihr klingt ein Ton der Nemesis durch, die in den Thatsachen, aus denen sie spricht, gleichsam das Kleinliche der menschlichen Bestrebungen und die Ohnmacht des hochmüthigen Menschengeistes rächt und züchtigt, der sich sogar oft verrechnet, der in und mit seinen Bestrebungen nicht selten gerade das erlangt, was er hatte vermeiden wollen und was er in seiner eingebildeten Klugheit auch unfehlbar verhüten zu können gemeint gewesen. Es gewinnt hierbei das Schlußwort wahres Leben, eine tiefere Bedeutung und Geltung, so wie den rechten lebendigen Ausdruck, womit einst Johannes von Müller seine „Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten“ endigte, indem er sagte:

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt hinüberschimmernde Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannigfaltige Reiche der Cäsarn, Attila, Araber, Mogolen, Tataren; Fürsten der Gläubigen am Tigris und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken, und unerschüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern, — stehet auf! Wer waret ihr? die ersten der Menschen? Selten. Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder wart ihr, durch deren in einander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrei und Schnattern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte.

Um die Ironie in der Geschichte, namentlich die aus ihr tönenden und zu dem Menschengeist redenden Warnungen und Räthsel recht zu deuten und zu verstehen, bedarf es jedoch, neben der Kenntniß der Thatsachen und einer eingehenden, den christlichen Standpunct festhaltenden Betrachtungen der Geschichte als

einer göttlichen Weltordnung, vor allem eines feinen sittlichen Gefühls und eines eben so zarten als scharfen Gewissens. Die Nemesis, diese christlichste unter den heidnischen Gottheiten des alten Griechenland, läßt ihrer nicht spotten und läßt sich von sittlicher Leichtfertigkeit nicht verhöhnen. Sie weiß den Frevler zu finden, und sie rächt den Frevel oft erst im dritten und vierten Glied. Man muß nur den innern Zusammenhang der Thatsachen aufzusuchen geneigt und muß geschickt sein, ihn zu finden. Bisweilen liegt das strafende Urtheil der Geschichte in der spätern Thatsache, oft gilt es jedoch der vorausgegangenen: denn die Nemesis bleibt nichts schuldig. In diesem ethischen Sinne, nach dieser christlichen Anschauung faßten schon die griechischen Tragiker die Idee des Schicksals auf: der menschliche Uebermuth fiel falscher Freiheit zum versöhnenden Opfer. Und etwas von diesem Sinne und dieser Anschauung liegt auch jener Stelle des Horaz (Oden, I. 3. 25 ff.) zum Grunde, die überhaupt so recht ein Bild unserer Zeit ist, und welche in freierer Uebersetzung lautet:

Nichts ist Sterblichen je zu hoch:
Selbst den Himmel stürmen sie thöricht,
Und nie läßt unsre Sünde Gott ruhn,
Daß er den strafenden Blitz nicht sende.

Es mag uns gestattet sein, unsere obigen Gedanken und Ansichten über die Ironie in der Geschichte durch einige Beispiele aus älterer und neuerer Zeit klar zu machen; aber sie gelten nicht nur großen geschichtlichen Ereignissen, die Ironie zeigt sich auch eben so gut in dem Leben der Einzelnen und in ihren Bestrebungen, die auf die Außenwelt gerichtet sind.

Gehen wir zunächst in die Vergangenheit christlicher Geschichten zurück und betrachten die Katastrophe, durch welche der Uebergang eines Theils des christlichen Europa an eine nichtchristliche Macht seine Befestigung erhielt, so kann nicht geläugnet werden, daß durch den Fall des christlichen Byzanz am 29. Mai 1453 ironische Stimmen der Geschichte hindurchklingen, die die Gleichgültigkeit Europa's strafen. Diese Stimmen tönen auch noch bis in unsere Zeit hinein, und rächen jene Gleichgültigkeit in den Verlegenheiten, welche die orientalische Frage den Trägern der europäischen Politik fortwährend bereitet. Jedenfalls werden sie auch nicht eher verklingen und verstummen, als bis das Unrecht vom 29. Mai 1453 in einer christlichen Lösung jener Frage selbst seine rechte Sühne gefunden hat.

Eine gleiche Ironie ist es, daß die christliche Weltregierung sich der Türken als den Zucht- und Lehrmeister der Christen, als der Warner und Wecker Europa's — jetzt und damals — bediente, und daß sie — die Türken — ihren christlichen Gegnern das biblische Wort noch heutzutage zurufen könnten: „Wer sich keiner Schuld bewußt ist, der werfe den ersten Stein auf uns!“ Lange Zeit wenigstens waren Uneinigkeit, Misgunst, feindselige Eifersucht zwischen den Confessionen und Nationen der Christenheit die Hauptursachen des Mislingens aller Unternehmungen der Christen gegen die Türken, und sie waren zugleich die mächtigsten Bundesgenossen der Türken gegen die Christen. Die Zeit selbst ist für dergleichen noch nicht vorüber, und es ist auch noch nicht lange her, daß sich die ironische Stimmung der Geschichte in dem Bündnisse des protestantischen Großbrittanien und des katholischen Frankreich mit der Türkei gegen das orthodoxe Rußland zum Schutze der Türkenherrschaft der erstaunten Welt offenbarte. Ward doch damals sogar eine Medaille geschlagen, auf welcher sich jene drei Verbündeten zur Erhaltung der Integrität, der türkischen Macht in Europa — friedlich die Hände reichten! —

In das Gebiet der Ironie in der Geschichte gehört es, daß, nachdem einst Sachsen die Wiege des Protestantismus gewesen und seine Churfürsten als die wärmsten und kräftigsten Beschützer der Reformation sich erwiesen, nach 150 Jahren gleichwohl der aus Herrschsucht unternommene und nicht ohne jesuitische Einflüsse erfolgte Confessionswechsel das sächsische Regentenhaus in den Schooß der katholischen Kirche führte.

Ist nicht auch der Jesuitenorden selbst eine Ironie in der Geschichte? und liegt die Ironie nicht schon in dem Namen? Was hat der Stifter des Christenthums mit den Grundsätzen und Zwecken jenes Ordens gemein? und wie vertragen sich Handlungen und Thaten einzelner Glieder desselben mit den Grundsätzen und Zwecken des Christenthums?

Auch durch die Politik Johann Georgs I., Ferdinand II. gegenüber, geht ein ironischer Zug der Geschichte, und sie hat auch in den späteren Einbußen Sachsens in seinem kirchlichen und staatlichen Leben die Hand der rächenden Nemesis erfahren.

In Genf ist das Haus Calvin's im Besitz katholischer Anstalten, und der Schauplatz der weltgeschichtlichen Worte Luther's in Worms: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ befindet sich in katholischen Händen, die den Besitz festhalten und den Platz selbst, den alleinwürdigen Platz für ein geschichtliches Denkmal Luther's in Worms, zu diesem Zwecke nicht gewähren. Liegt nicht darin auch eine Ironie?

Ist nicht die heilige Allianz, die zwar in ihrer Grundlage auf christlichen Anschauungen und Grundsätzen beruhte und christliche Zwecke verfolgte, in ihrem geschichtlichen Verlaufe — zu einer Ironie geworden?

Eben so geht durch das Leben Pius IX. in dem gewaltigen Umschwunge der anfänglichen Sympathien für ihn ein tiefer ironischer Zug, der ihn selbst am empfindlichsten trifft und die alten Sünden des römischen Papstthums in ihm geißelt. Nicht am schwächsten klingt eine ironische Stimme der rächenden Nemesis in dem: Non possumus! aus den Tiefen der Weltgeschichte.

Klingt es nicht ferner wie Ironie, wenn Felix Orsini vor etwa sieben Jahren sagte: „Damit Italien frei werde, muß der Mann des zweiten December fallen! und damit er falle, beschließe ich — den Meuchelmord!“ —? —

„Wehe dem“, — sagte einst Louis Napoleon in seiner Rede in Bordeaux am 9. October 1852, in der er das ironische Wort sprach: „das Kaiserreich ist der Friede!“ — „wehe dem, der zuerst in Europa das Signal eines Zusammenstoßes giebt, dessen Folgen unberechenbar sind!“ Unter den Eroberungen, die er selbst zu machen habe verstand er aber „nur Eroberungen für die Moral und den Wohlstand.“ Wie stellen sich nun zu solchen Worten und zu solchen Zwecken die angewendeten Mittel? und in welchem Lichte erscheint darnach der orientalische Krieg von 1854 und der italienische von 1859?

Eines der jüngsten und schlagendsten Beispiele der Ironie in der Geschichte, auf das wir noch verweisen wollen, ist folgendes. (Wir haben dabei im Wesentlichen einen Aufsatz von Mendelssohn-Bartholdy: „Die Verwaltung „König Otto's in Griechenland,“ in den „Preußischen Jahrbüchern“, Bd. XIV. H. 4. benutzt.) Bekanntlich ward im Jahre 1850 durch die englische Regierung unter Palmerston der Blokadezustand über Griechenland verhängt, weil die griechische Regierung eine von England für den purtugiesischen Juden, Don Pacifico, geltend gemachte Entschädigungsforderung nicht gutwillig anerkannte. Die griechische Regierung beharrte um so hartnäckiger auf ihrer Weigerung, da das Auftreten Polmerston's in ganz Europa als barbarisch bezeichnet ward und damals die englische Politik einem wahren Sturm der öffentlichen Meinung in und außerhalb Großbritaniens zu begegnen hatte. Das Bleiben des Ministeriums stand auf der Messerspitze. Es war der Augenblick, wo die russische Diplomatie mit vieler Geschicklichkeit die Rolle tugendhafter Entrüstung über

das arme Griechenland spielte und der Bruch Englands und Rußlands als wahrscheinlich bezeichnet ward. In dem ungleichen Kampfe zwischen dem Zwerge und dem Riesen schien die griechische Regierung des Sieges gewiß zu sein, aber Palmerston wußte das Zauberwort zu finden, um den nordischen Bären geschmeidig zu machen. Es ist jetzt kein Geheimniß mehr, welche Compensation er dem russischen Ehrgeiz bot. Man weiß, daß damals Schleswig-Holstein für Griechenland hingegeben und (in dem Protokolle vom 8. Mai 1852) ein ohnmächtiges und rechtloses Werk geschaffen wurde, um ein anderes eben so klägliches zu vertheidigen. Palmerston durfte seine Gewaltmaaßregeln gegen Griechenland aufrecht erhalten, und dafür unterzeichnete Palmerston das Protokoll, welches die Integrität der dänischen Monarchie vertheidigte und den rechtmäßigen Mannsstamm von der Erbfolge in Schleswig-Holstein ausschloß, um auf diese Weise die russischen Ansprüche in den Vordergrund zu drängen und um einstens das baltische Meer in einen russischen Binnensee zu verwandeln. Die englische Regierung hat dieses schimpfliche Compromiß officiell niemals in Abrede gestellt. Palmerston verstummte, als Lord Montagu im Sommer 1863 auf diesen geheimen Zusammenhang deutete und die Grundzüge jener Politik der Demuth gegen Mächtige und der Brutalität gegen Schwache erbarmungslos an den Pranger stellte. Die griechische Regierung mußte damals (1852) der Gewalt weichen und die Forderungen Englands bewilligen.

Und nun, — was geschah 1864? Was ist aus dem Protokolle vom 8. Mai 1852 geworden? Wie steht England zu dieser ganzen Frage, und wie steht es gegenüber den dabei wesentlich Betheiligten da? Was ist aus der Integrität Dänemark's geworden? haben Schleswig-Holstein nicht endlich — trotz jenes Compromisses und Protokolls, trotz der englischen Politik — ihr Recht erlangt und sind wenigstens frei von Dänemark? Von Griechenland mag hier nicht weiter die Rede sein; aber es hat mindestens für sich die jonischen Inseln von England erlangt, auch wenn es diesen Besitz selbst am allerwenigsten der englischen Zärtlichkeit für sich zu verdanken hat.

Liegt nicht in dem allen — eine tiefe Ironie und das greifbare Wirken der Nemesis in den Angelegenheiten der Staaten und Völker? Klingen die Stimmen der Ironie und das strafende Gericht der Nemesis nicht vernehmlich genug daraus hervor? nicht auch das Gebot der Mäßigung und Ordnung? — Wer es überhört, der ist gerichtet!

Zum Schluß fügen wir noch Folgendes bei, was wir vor einigen Jahren irgendwo lasen, und was in seiner philosophischen Betrachtung, die es enthält, ebenfalls auf eine Ironie in der Geschichte hinauskommt. Unsere Zeit springt — ward dort gesagt — mit innerer Haltlosigkeit auf politischem Gebiet von höchster Exaltation zu tiefer Apathie über, und greift hastig nach dem Höchsten und haltlos nach dem Niedrigsten; heute will sie wie im Traume die Ideale der politisirenden Phantasie verwirklichen, während sie morgen an allem Idealen verzweifelt und sich mit der gemeinsten Wirklichkeit versöhnt.

Das ist ein Bild unserer Zeit aus ihr selbst, und mehr noch kennzeichnet es dieselbe, als die obgedachte Stelle aus Horaz. Jedenfalls tönt auch aus ihm die warnende Stimme scharfer Ironie an unser Ohr, die uns die trügerischen Schattenbilder menschlichen Hochmuths vorhält, damit wir lernen, uns vor solchem Hochmuth zu hüten und die Freiheit des menschlichen Geistes nicht schrankenlos zu mißbrauchen. Das ist auch der tiefe Sinn des Goethischen Faust, wie ihn uns der Dichter im ersten Theile seiner Dichtung darstellt. Das verwegene Streben nach dem Idealen führt zur Vernichtung: in solch einem Streben wird selbst ein Geist, wie der Faust's, — seines Pudels Knecht.

* Karl Gutzkow.

„Ueberall im deutschen Volke hat sich die wärmste Theilnahme für das tragische Geschick Karl Gutzkow's gezeigt. In der Presse und in Adressen beeilte man sich von allen Seiten, dem kranken Dichter und seinen tiefgebeugten Angehörigen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Gutzkow's Name in der deutschen Literatur der Gegenwart eine der ersten Stellen einnimmt, daß sein langjähriges Kämpfen und Wirken ihm die Sympathien des deutschen Volks gesichert hat. Auch durch die That hat man bereits begonnen, diese Theilnahme zu beweisen: die deutsche Schillerstiftung, um die sich Gutzkow die größten Verdienste erworben, hat sofort, ihrer Bestimmung entsprechend, die Familie des Dichters der Sorge für ihre nächste Zukunft enthoben; die deutschen Bühnen sind bestrebt, ihrerseits eine Ehrenschuld an den kranken Dichter abzutragen; endlich hat ein Verein von Männern in Berlin und Dresden den Grund zu einem „Gutzkow-Fonds“ gelegt, durch welchen dem leider wahrscheinlich für lange Zeit in seiner Arbeitskraft gestörten Dichter ein sorgenfreies Asyl bereitet werden solle und dem als einer Dankesspende der deutschen Nation es vielleicht gelingen werde, den ersten Lichtstrahl wieder in die düstern Schatten zu werfen, die seinen Geist gefangen halten. Um aber auch auf dem Gebiete der Literatur selbst, als dem dazu vor allem berufenen und geeigneten, für Gutzkow zu wirken und jedem Einzelnen im deutschen Publikum Gelegenheit zu geben, seine Theilnahme für einen der hervorragendsten Geister unserer Zeit durch Ankauf eines seiner Werke zu bewähren, hat die unterzeichnete Verlagshandlung, dem Dichter seit langen Jahren nahe stehend und befreundet, infolge vielfacher von den beachtenswerthesten Seiten an sie ergangener Aufforderungen und im Einverständnisse mit der Familie des Dichters sich entschlossen, eine Volksausgabe von Gutzkow's Roman „die Ritter vom Geiste“ zum Besten des Dichters zu veranstalten und einen wesentlichen Theil des Ertrags dem Dichter zu überweisen. „Die Ritter vom Geiste“ sind anerkanntermaßen eins der besten Werke Gutzkow's und ein Roman von bleibendem Werthe. Als ein Spiegelbild der deutschen, namentlich der preußischen Zustände nach 1848 hat dieser Roman eine schöne Idealwelt politischer Tüchtigkeit auferbaut, die auf Tausende von Lesern während der darauf folgenden trüben Zeit erhebend und ermuthigend einwirkte und die gleiche Wirkung auch ferner auszuüben geeignet ist. Es war ein Lieblingsgedanke des Dichters noch kurz vor seiner Krankheit, den bereits in drei Auflagen erschienenen Roman in einer durch ihren wohlfeilen Preis der weitesten Verbreitung fähigen Volksausgabe immer mehr in den Privatbesitz des deutschen Volks übergehen zu sehen. Dieser Gedanke soll jetzt, wenn auch leider unter veränderten Verhältnissen, durch vorliegende vierte Auflage verwirklicht werden und das deutsche Publikum wird derselben, wie man sicher vertrauen darf, die regste Betheiligung entgegenbringen. Auch abgesehen von dem daraus sich ergebenden materiellen Ertrage für den Dichter, kann eine allgemeine lebhafte Theilnahme für sein Lieblingswerk nicht verfehlen, einen günstigen Eindruck auf den Gemüthszustand des Dichters hervorzubringen. Die vierte Auflage der „Ritter vom Geiste“ erscheint in 9 Bänden zu 15 Ngr., der erste Band in zwei Halbbänden zu 7½ Ngr.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Hesekiel. Aus dem Leben des Todes. — Rahel. In Banden frei. — A. Fryxell. Geschichte Karl XII. — Groß-Hoffinger. Geschichte Josephs II. — Fullerton. Unglaublich und doch wahr. — Kugler. Ulrich, Herzog zu Würtemberg. — Schmeling. Der Ostsee-Pirat. — Richter. Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution. — Valento. Dichtungen. — Bölte. Fanny Tarnow. — Kretschmar. Deutsche Volkstrachten. — Welcker. Tagebuch einer griechischen Reise. —

* In der am 21. März gehaltenen Sitzung der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer wurden aus dem wissenschaftlichen Nachlasse des kürzlich verstorbenen Pastor J. M. Kohlmann Mittheilungen gemacht, welche die Bedeutung der hinterlassenen historischen Schriften des eifrigen Erforschers unserer Bremischen Geschichte besonders deutlich zeigten. Es ward durch den Sohn des Verstorbenen, Herrn stud. phil. Ph. Kohlmann eine die Geschichte der Feste und Pfarre zu Burg betreffende Abhandlung verlesen, welche vom Verfasser im Jahre 1859 der Bremischen Pastoralconferenz vorgetragen, weiteren Kreisen jedoch unbekannt geblieben war.

Die Geschichte des am linken Ufer des Lesumflusses belegenen kleinen Ortes Burg, die zuerst von J. Ph. Cassel behandelt, dann von F. Buchenau in einzelnen Punkten gefördert ist, bietet ein eigenthümliches Interesse; deshalb mögen einige Notizen zu der Kohlmann'schen Abhandlung hier Mittheilung finden.

Buchenau sagt mit Recht, daß der jetzige Ort Burg mit all seinen Eigenthümlichkeiten weder ein ackerbautreibendes Dorf, noch ein Flecken, noch eine Stadt, in der die umwohnende ländliche Bevölkerung einen Mittelpunkt fände, in seiner ganzen Existenz bloß aus seiner Geschichte begriffen werden könne; es giebt keinen Fleck Erde in Bremens Nähe, der eine so eigenthümliche Geschichte hat, wie der, auf dem der jetzige Ort Burg sich erhebt.

Dort, wo die Lesum eine starke Krümmung nach Süden macht und auch auf der linken Seite dem festen Sandboden sich nähert, den letzten Ausläufern der Dünen, die nach dem uralten Orte Oslebshausen genannt werden, dort zeigte sich ein für Bremen als Handelsstadt wie als Waffenplatz wichtiger Punkt. Neben Borgfeld die einzige Position, an der die Wumme-Lesum bequem zu überschreiten war, gegenüber der sehr alten Ortschaft Lesum, der ehemals gräflichen Hofstätte, dann königlichen Domaine, endlich erzbischöflichen Curie, mußte sich die Bedeutung jenes Punktes bald offenbaren. Ueber ihn führte von Bremen aus die einzige Straße in die nördlichen Gebiete des Erzstiftes, der große Heerweg von der Hauptstadt nach Stade, Bederkesa, Bremervörde, welcher schon früh für mercantile wie militäre Zwecke bedeutsam war, wenngleich er einestheils in älterer Zeit nicht jene hohe Wichtigkeit hatte, wie die Straßen, die in's Reich führten, (nach Verden und Hoya liefen) und auch andererntheils seine eigenthümliche Bedeutung erst in späteren Jahrhunderten dadurch erhielt, daß der Sitz der Regierung des Erzstiftes von Bremen nach Stade und Bremervörde verlegt wurde.

Schon früh zeigen sich die ersten Spuren einer Ansiedlung an jener Stelle, wo Weserdünen und Lesum sich nähern. Bereits v. Wersebe, der umsichtige Erforscher der Geschichte der bäuerlichen Verhältnisse Norddeutschlands, hat wohl mit Recht ein im dreizehnten Jahrhundert vielfach vorkommendes Dienstmannengeschlecht „van Borch“ als die nach jenem Orte benannten Herren hingestellt. Im Jahre 1277 erhalten wir denn die erste sichere Kunde von der Existenz einer Ortschaft an der fraglichen Stelle; bald darauf wird urkundlich die dortige Pfarre erwähnt, zu deren Sprengel die umliegenden Ortschaften der linken Lesumseite gehörten, besonders Grambke und Grambker Moor, auch wohl Dunge und Lesumbrock.

Im dreizehnten Jahrhundert gab es freilich über der Weser, wie über ihren Arme, dem Dobben und der Gethe bei Bremen Brücken; es gab auch über der Ochtum einen festen Uebergang; allein die Straße nach Lesum hatte für den Handel noch nicht die Wichtigkeit, daß man bei Burg den Fluß überbrückte; es fehlte noch das Bedürfniß, weil Stade das kaufmännische Geschäft in den nördlichen Theilen des Erzstiftes noch beherrschte; für Bremen genügte eine Fähre. Damals war auch noch nicht von einer Befestigung des Punktes die Rede; Bremen selbst hatte als Waffenplatz noch keine große Bedeutung.

Als aber zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Stadt begann, sich stärker zu wappnen, übersah man die strategische Wichtigkeit des Platzes an der Lesum nicht. Damals ward die bisher offene Steffensstadt in die Befestigung Bremens hineingezogen; durch ihre Umschließung entstanden zwei feste Plätze neben einander; denn sie war von der Altstadt noch immer durch eine Mauer getrennt. Statt der bisherigen schwachen Fortification, der gewöhnlichen Burgbefestigung des früheren Mittelalters (aus Mauer und Graben bestehend) begann eine Thurmbefestigung, wie sie das vierzehnte Jahrhundert liebte. Damals wurden die festen Thore erbaut, die noch bis in unser Jahrhundert fortdauerten. Auf der Mauer erhoben sich von Schußweite zu Schußweite flankirende Thürme. An die kunstvolle Trennung der Thürme von den Courtinen, an eine Fortification des der Mauer gegenüber liegenden Grabenrandes ward noch nicht gedacht. Zugleich aber schützte man die Stadt durch vorgeschobene Außenwerke, welche die Flußübergänge verwahrten. Gegen Osten lagen diese dicht vor der Stadt; den Dobben entlangt zog sich das Pallisadenwerk, und den Uebergang über das Wasser deckten der Steinthurm und der Pagenthurm. Im Westen und Süden ward der Weg über die Ochtum durch den Warthurm, den Kattenthurm und den Arstener Thurm geschützt. Nur gegen Norden blieb Bremen zunächst noch ungedeckt. Erst 1350 faßte die Stadt auch an der Lesum festen Fuß. Am 22. April jenes Jahres schloß der Rath mit dem Erzbischof und dem Domcapitel den Vertrag über die Unterhaltung der neuen Brücke und Warte bei dem Orte Burg, die zunächst unter der gemeinsamen Botmäßigkeit der Stadt und des Erzbischofs standen.

So begann man die erste der acht Befestigungen, die im Laufe der Zeit auf jenem Platze an der Lesum errichtet wurden. Sie bestand in einem einfachen Brückenthurm und glich daher den Fortificationen an der Ochtum, wie am Dobben, sodaß auch der Thurmbau ähnlicher Art gewesen sein wird, wie die noch lange Zeit bestehende feste Warte zu Warthurm. Die Befestigung berührte die Ortschaft selbst nicht, erhob sich vielmehr zwischen ihr und dem Flusse. Der Thurm verwahrte den Zugang zu der noch hölzernen Brücke und deckte das Zollhaus, in dem die halb der Stadt, halb dem Stifte zufließende Brückenabgabe erhoben wurde.

Indessen fristete diese erste Befestigung nur für wenige Jahre ihr Dasein. Der Krieg zwischen dem Erzbischof und Moritz von Oldenburg, der sie hervorgerufen hatte, zerstörte sie auch; dem Angriff des Grafen widerstand der Bau nicht. Moritz vernichtete ihn, und es dauerte längere Zeit, bis eine zweite Befestigung wieder erstand. Die Stadt wollte die Botmäßigkeit über dieselbe nicht mit dem Erzbischofe theilen, und erst als dieser 1383 auf sein Anrecht so gut wie verzichtete, ward zum Neubau geschritten. Er begann im Jahre 1387; die Fortificatien, die man errichtete, wird im Allgemeinen der ersten geglichen haben. Wieder ward ein Steinthurm erbaut als Brückenkopf und als Schutz für das Zollhaus, dessen Einnahmen erst zur Hälfte, hernach zu zwei Drittheilen der Stadt zuflossen. Damals legte man auch einen festen Damm durch die am rechten Ufer der Lesum befindliche Niederung an, einen Erdbau, der die Befestigung mit der gegenüberliegenden Geest in Verbindung brachte und wohl davon zeugt, daß der Thurm nicht mehr so isolirt hingestellt wurde, wie 1350, sondern am jenseitigen Ufer Außenwerke erhielt.

Diese zweite Befestigung des Lesumüberganges dauerte am längsten von allen beim Orte Burg errichteten Fortificationen. Erst im Jahre 1538 ging sie unter; damals brach der altersschwach gewordene Thurmbau zusammen und angesichts der drohenden Kriegsgefahren begann die Stadt den Bau der ersten Schanze an diesem Platze.

An die Stelle des einfachen Thurmbaues trat eine größere Lesumbefestigung gerade in der Zeit, da Bremen eifrigst daran arbeitete, sich zu einer wirklichen Festung zu vervollkommnen. Damals waren an den beiden äußersten Punkten der Stadt die freistehenden schweren Thurmbasteien aufgeführt, der Zwinger am Osterthore und der Bräutigam am Stephanithore; zwischen diesen beiden Punkten lief die neue Erdfortification hin; die Umwallung machte die alte Mauer unnütz; die Rondeele bei den Thoren zeigten die ersten Anfänge der modernen Bastionärbefestigung; aber noch waren die Courtinen viel zu lang, die Rondeelen viel zu eng für die Vertheidigung, die Contrescarpen noch gar nicht befestigt. An der Weser entlang wurden damals Festungswerke hergerichtet, und als Citadelle der Stadt erhob sich auf der Weserinsel der feste Bau der Braut. Damals wurden auch die früheren Außenwerke der Stadt umgestaltet. Freilich ward die alte Linie am Dobben so gut wie unnütz; allein die Ochtumübergänge wurden stärker verwahrt; der Warthurm, Kattenthurm und Arstener Thurm wurden zu Schanzen vergrößert.

In dieser Zeit geschah auch der Bau der Burgschanze; es entstand das einzige Außenwerk der Fortification, das am rechten Weserufer sich befand, eigentlich ein selbstständiges, mit der Befestigung Bremens gar nicht mehr unmittelbar zusammenhängendes Fort, das errichtet wurde wegen der allmälig hervorgetretenen Bedeutung, die der Punkt an der Lesum für den friedlichen Handelsverkehr, wie für die Kriegszüge hatte. Leider erfahren wir nichts Genaues über die Construction der neuen Schanze, welche gleich nach ihrer Vollendung die wegen des Schmalkaldischen Krieges

auch in den Wesergegenden ausbrechenden Wirren mit durchmachen mußte und im Lauf des sechszehnten Jahrhunderts manche kleinere Fehde erlebte. Mit dem Dorfe Burg wird das Fort wohl noch nicht verbunden gewesen sein; die Häuser der Bauern werden noch außerhalb der Wälle und Gräben gelegen haben, so auch Kirche und Pfarrhaus, in denen die ersten protestantischen Pfarrer, Simon Cramer und Hermann Meier ihres Amtes warteten. Die 1538 begonnene neue Fortification dauerte bis zum dreißigjährigen Kriege. Sie ward am 7. September 1627 durch die Dänen zerstört, als diese nach ihrer Niederlage bei Lutter am Barenberge von den unter General Anholt heranziehenden Kaiserlichen zum Rückzuge gezwungen wurden. Zugleich mit der Schanze ward auch der Flecken verwüstet; er fühlte zum ersten Male die Gefahr, die ihm durch die nahe Befestigung bereitet war. Manches Haus wurde damals schon demolirt. Kirche und Pfarrhaus blieben zwar noch verschont, doch floh der Pfarrer Hermann Toybe vor den Kriegsgreueln nach Bremen. Für die Kaiserlichen hatte der Ort, zumal auch die Lesumbrücke gesprengt war, zunächst keinen Werth. Die Bremer kamen daher beim Abzug des General Anholt ohne Hinderniß wieder in den Besitz des Platzes und begannen den Neubau, durch den ein Werk hergestellt werden sollte, das mit der bereits in Angriff genommenen neuen Befestigung Bremen's mehr harmonirte, als die frühere Schanze. Als die Arbeit etwas vorgeschritten war, überließ das damals eher kaiserliche als protestantische Bremen den Punkt auf's Neue den kaiserlichen Völkern und unter diesen wurde der Bau weiter fortgeführt. Erst die dringende Aufforderung des Erzbischofs Johann Friedrich, der nach der Schlacht bei Lützen neuen Muth erhielt, bewog den Rath, die ziemlich vereinsamt in den Wesergegenden stehenden Kaiserlichen aus der Position an der Lesum zu vertreiben. Am 28. November 1631 geschah die erste Eroberung der Burgschanze durch die Bremer.

Das seit 1627 hergerichtete Befestigungswerk glich schwerlich dem früheren; die Kriegsbaukunst hatte in dem Jahrhundert, das seit dessen Errichtung verflossen war, ganz immense Fortschritte gemacht; an die Stelle der alten Rondecle waren die großen Bastionen mit Faussebrays und Contrescarpen getreten. Johann von Falkenburg hatte für die Stadt die Pläne der neuen Befestigung entworfen, die in der sog. altniederländischen Weise errichtet werden sollte; die große Fortification am linken Weserufer, die spätere Neustadt, hatte begonnen, und im Einklange mit diesen Festungswerken wird die zweite Burgschanze erbaut worden sein, von deren Construction indessen nichts Näheres bekannt ist.

Sie dauerte kaum länger, als $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnte; schon 1644, als zwischen Schweden und Dänen der Kampf ausgebrochen war, wurde sie aus freien Stücken von den Bremern geschleift. Die Ortschaft sah sich dadurch von der Furcht befreit, mehr, als jeder andere Flecken in Bremen's Nähe von den Greueln des Krieges zu spüren; allein Burg blieb in der unheilvollen Zeit nicht einmal während eines Jahrzehntes unbefestigt; man sah bald ein, daß die Schleifung des Fortes unverständig gewesen sei. Die Hoffnung, daß der westfälische Friede wirklich Ruhe bringen werde, erfüllte sich nicht. Zu Osnabrück und Münster waren die bremischen Lande den Schweden zugewiesen; aber die Befugnisse der Fremden über die Stadt Bremen waren in Zweifel gelassen. Der erste schwedisch-bremische Krieg brach aus, und die Wichtigkeit der Position an der Lesum trat sehr bald wieder hervor. Im Jahre 1654, als die Befestigungsarbeiten in Bremen selbst auf das Lebhafteste betrieben wurden, beschloß der Rath, die Verschanzungen bei Burg wieder herzustellen. Im Frühling griff der bremische Stadtcommandant dieses Werk an, und das schnell mit Aufgebot aller Kräfte errichtete Fort hatte den ersten Angriff der Feinde zu ertragen. Am 2. April capitulirte die bremische Besatzung, die Paul Lindhöfel commandirte; die Schweden suchten nun die begonnenen Festungsarbeiten zum Abschluß zu bringen; aber schon am 15. Juni fiel das Fort wieder in die Hände der Bürger, die auch emsig schanzten. Indessen eroberten die Schweden am 5. September den Platz aufs Neue, und seit diesem Tage verlor Bremen für immer die Position an der Lesum.

Die Befestigung, die damals Gegenstand des Kampfes war, ist noch nach einem erhaltenen Risse genau zu erkennen. Der Bau ward nie ganz vollendet; das Fort bestand aus drei Stücken; die Vorwerke schlossen einen Theil des Fleckens Burg ein, abgesehen von der Kirche und dem Pastorenhause vierzehn Gebäude, die während des Kampfes wohl sämmtlich leer standen, wie denn auch der Pfarrer Heinrich Wetter mit den wenigen Kostbarkeiten der sehr ärmlich dotirten Kirche nach Bremen sich geflüchtet hatte. Den Graben, der noch nicht bis zur Lesum hatte fortgeführt werden können, durchschnitt ein etwa 100 Fuß langer Damm; jenseits desselben zogen sich die Courtinen hin; in der einen Bastion zur Linken des Dammes lag das Pastorenhaus. Beim Sturm der Bremer am 15. Juni kam dieser Theil der Befestigung, der an den Seiten durch keine Gräben und Faussebray's geschützt war, nach zweistündigem Kampf in die Hände der Angreifenden. Mit den Vorwerken zugleich fiel die mittlere Schanze, die hinter der Ortschaft lag und durch einen etwa 60 Fuß langen Damm mit den Vorwerken verbunden war. Auch hier waren die Gräben nicht vollendet; an der linken Seite befanden sich nur provisorische Verhacke, die schwer zu vertheidigen waren. Am festesten war die innere Schanze, die noch im März, vor dem ersten Angriff der Schweden, von den Bremern vollendet wurde; der Graben umschloß sie ganz und war mit dem Wasser der Lesum gefüllt; den Zugang bildete eine Zugbrücke; die Wälle umgaben nur das Zollhaus, und beim Sturm vom 15. Juni war wohl zu fürchten, daß der Kampf um diese Kernfortification mehr Opfer kosten werde, als er wirklich forderte. Diese dreigetheilte Fortification bewährte sich wenig in den angedeuteten Kämpfen des Jahres 1654. Der Mangel schien wohl nicht so sehr darin zu liegen, daß der Bau unvollendet war, als vielmehr in seiner ganzen Einrichtung.

Die Schweden, seit dem 5. September Herren des Platzes, sicherten sich in dem Friedensschlusse von Stade am 28. November den Besitz desselben und legten nun Hand daran, ein neues Fort herzurichten, die erste Lesumfeste, die den Bremern nicht nur nicht zustand, sondern feindlich war. Zum Neubau konnten die Schweden nach dem 8. Artikel des Stader Vertrages insofern sich für befugt halten, als hinsichtlich des Besitzstandes der Status quo gewahrt blieb. Die Schweden führten nun einen ganz neuen Plan aus. Die Vorwerke wurden aufgegeben; der Ort Burg ward gänzlich geschleift; die Kirche wurde niedergerissen und der Friedhof zur neuen Befestigung mit benutzt. Die Schanze sollte Eine ungetheilte Fortification bilden und einen Raum einnehmen, der nicht so groß war, als der von den alten Aussenwerken umschlossene, aber größer, als die bisherige mittlere Schanze. Es ward eine Befestigung hergestellt, deren Graben mit der Lesum in Verbindung stand. Sie zeigte vier ungleiche Bastionen und einen verschanzten Kopf für die über den Graben führende Brücke, der nicht weit von dem Platze des zerstörten Kirchhofs gelegen zu haben scheint; ähnlich der 1661 umgestalteten Befestigung des Osterthores war dieses Werk der Schweden, dessen Grundplan auf der Karte über die im Jahre 1666 stattgefundene Belagerung Bremens sich zeigt. Ausser diesem Ereignisse erlebte die kleine Festung der Schweden wenig Dinge von Bedeutung obwohl sie weit länger dauerte, als ihre Vorgänger. Ein von Ph. Seultz gezeichneter „Plan der Burgschanze" lehrt, daß sie 1728 fast ganz verfallen war; nur die vorderste Spitze des damals schon Hannoverschen Forts war noch in Stand.

Indessen sollte die Burgschanze aus dem Verfall noch einmal sich erheben. Als Hannover in den siebenjährigen Krieg verwickelt wurde, richtete man die Schanze wieder her. Abermals nach einem ganz neuen Plane wurde die Fortification vorgenommen; Mauern mit Schießscharten umgaben das etwa dreieckige Terrain; am rechten Ufer der Lesum waren zwei Batterien errichtet; von der Form des früheren Forts war in der leichten Verschanzung, die man 1757 herstellte, nichts mehr zu erkennen. Sie nützte auch nicht viel. Nach der Schlacht bei Hastenbeck richteten indessen die Franzosen ihr Augenmerk auf dieselbe; nach der Convention zu Kloster Zeven wurde sie ihnen von den Hannoveranern übergeben und auf Befehl des Generalfeldmarschall Richelieu am 3. October geschleift. Am 14. September ward der Riß gezeichnet, der uns erhalten ist.

Die Hannoveraner erbauten dann 1758 eine neue leichte Schanze an der Stelle wieder auf; diese bestand ungestört bis 1781; dann wurde sie niedergerissen und ihre Stätte friedlicher Ansiedlung zugewiesen.

So kamen die drei letzten Befestigungen an der Lesum zu keiner großen militärischen Bedeutung; wichtig ist die erste von ihnen deßhalb, weil bei ihrer Anlage der alte, von den früheren Befestigungen geschonte Anbau „zur Burg" vernichtet ward, wozu die Bremer durch Verbindung der Ortschaft mit dem Fort den ersten Anlaß gegeben hatten. Von 1654 bis 1784 gab es keine Ortschaft Burg. Die Stätte der ehemaligen Kirche wäre nicht mehr zu finden, wenn nicht bisweilen noch Stücke ihrer alten Fundamente aufgewühlt würden. Heinrich Wetter war der letzte Pfarrer des Ortes; umsonst suchten die Schweden einen Feldprediger in ihrem Fort als Rechtsnachfolger der früheren Pfarrer hinzustellen; langsam bildete sich ein neuer Mittelpunkt des alten Kirchspiels, von dem indessen die zu Lesum eingepfarrte Schanze getrennt blieb. Als Pfarrdorf trat an die Stelle von Burg die Ortschaft Grambke, in der man 1687 die erste Kirche erbaute. In dieser ward die aus der Kirche zu Burg gerettete Kanzel aufgestellt; auch ihr Abendmahlskelch stammte aus jenem verschwundenen Gotteshause; die aus diesem gerettete, ehemals der Marien-Magdalenen-Kapelle in Bremen angehörende Glocke war indessen von den Schweden mit Erfolg reclamirt. Die Stätte der vormaligen Festung blieb bis zum Reichsdeputationsschluß von 1802 in den Händen Hannover's; nach den Festsetzungen dieses Reichsgesetzes ward sie Bremisch; die Lesumer Pfarrgerechtigkeiten dauerten indessen noch bis 1823 fort. Am 10. September dieses Jahres ward dem Grambker Kirchsprengel der neu wieder entstandene Ort Burg einverleibt, dessen Aufblühen fast jede Spur der ehemaligen Zustände vernichtet hat.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 15. Bremen, 9. April. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Die englischen Comödianten in Deutschland zu Shakspere's Zeit.

Ein Vortrag gehalten zu Bonn am 4. März 1865 von Nicolaus Delius.

Verehrte Anwesende!

Indem ich mich anschicke, Sie von den englischen Comödianten zu unterhalten, welche zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts überall an den Höfen und in den Reichsstädten Deutschlands auftauchen, verhehl' ich mir nicht, noch darf ich es Ihnen verhehlen, daß unser vorliegendes Thema bis jetzt kaum aus dem Stande eines Problems herausgetreten ist und ohne die Herbeiziehung scheinbarer Hypothesen kaum eine faßliche Gestaltung gewinnen kann. Ist doch darüber irgend im Zusammenhange zu reden erst in allerjüngster Zeit möglich geworden, seitdem Albert Cohn sich der verdienstlichen und langwierigen Mühwaltung unterzog, die in alten Büchern und Archiven bisher größtentheils zerstreuten betreffenden Notizen in systematischer Ordnung zusammenzustellen. Er hat das gethan in seinem kürzlich erschienenen bahnbrechenden Werke: „**Shakespeare in Germany in the Sixteenth and Seventeenth Centuries.** — Auf Albert Cohn's Forschungen wird man denn überall fußen müssen und können, auch wenn man denselben Untersuchungen andere Seiten, andere Resultate abzugewinnen sich veranlaßt sieht.

Welch einen gewaltigen Aufschwung in England das Theaterwesen unter der Königin Elisabeth genommen, darauf brauchen wir nur flüchtig hier hinzuweisen. Scheint doch Alles in Allem gesagt, wenn wir den einen großen Namen Shakspere nennen! Und doch war Shakspere nur der Höhepunkt eines ganzen dramatischen Parnasses bedeutender Talente, um den sich das goldne Zeitalter der englischen Literatur reihte. Sollte nun, so fragen wir unwillkürlich, diese Fülle und Herrlichkeit geistigen Lichtes, das sich damals über die brittische Insel ergoß von der Höhe dieses Parnasses, den fremden Nationen so ganz unsichtbar geblieben sein? Sollte nicht ein Abglanz wenigstens davon auf den stammverwandten Grenznachbarn des Festlandes gefallen sein? War doch schon damals London ein Emporium der Welt, ein Tummelplatz des Erwerbes und des Genusses, durchrauscht, gewaltiger als von seinem Themseflusse, von einem Strom des lebendigsten Handels und Wandels Einheimischer wie Fremder. Und den Letzteren, sei es daß Gewinnsucht oder Vergnügungslust sie diesem Alles magnetisch an sich ziehenden Mittelpunkte zugeführt, blieb vielleicht bei der Rückkehr in ihre Heimath ein nachhaltigerer Eindruck, als von der imposanten Pracht der steinernen Kirchen und Paläste, von jenen holzgezimmerten Häusern, in deren vergänglicher Bretterhülle die englischen Dramatiker ihre unvergänglichen Werke zum ersten Male der Welt offenbarten. Wie manche deutsche Zuschauer auch mochten damals in London zuerst aus Shakspere's eigenem Munde jene Verse vernehmen, von denen sie nicht ahnen konnten, daß dieselben dereinst, nach Jahrhunderten noch, auch in Deutschland, in Aller Munde fortleben sollten!

Auch deutsche Fürsten, häufige Gäste am Hofe der Königin Elisabeth und des Königs Jacob I., waren bisweilen unter diesen Zuschauern, wie wir aus den aufbewahrten Aufzeichnungen, ihrer selbst oder ihrer Reisebegleiter wissen. So hat ein Prinz von Anhalt, welcher 1596 England besuchte, nachmals seine Reiseeindrücke in Reime gebracht und dabei u. A. auch der historischen Dramen, höchst wahrscheinlich der Shaksperischen, die er in London aufführen sah, in folgenden Alexandrinern rühmlich gedacht:

Hier besucht man vier Spielhäuser
Darinnen man fürstellt die Fürsten, Könige, Kaiser
In rechter Lebensgröß', in schöner Kleiderpracht,
Es wird der Thaten auch, wie sie geschehn gedacht.

Daneben figuriren in dem poetischen Reisetagebuche des Anhaltischen Fürsten freilich als ebenbürtige Kunstgenüsse Bärenhetzen, Stierkämpfe und Hahnenkämpfe, „woran sich oftermals der Edelmann ergetzt“, wie es darin heißt.

Ein anderer, Würtembergischer, Prinz sah einige Jahre später im Globustheater, dem Theater der Shaksperischen Truppe, Shakspere's Mohr von Venedig aufführen, wie uns sein Reisecavalier erzählt, mit ausdrücklicher Namhaftmachung des Dramas, wenngleich nicht des Verfassers. — Auch von einem Braunschweigischen und von einem Hessischen Fürsten werden wir bald sehen, daß sie das englische Theater in England selbst kennen und schätzen lernten.

Da mochte nun wohl solchen hohen Herren der Gedanke nahe liegen und der Wunsch entstehen, dieser theatralischen Freuden bei der Rückkehr auch theilhaft zu bleiben in Deutschland, wo die dramatische Kunst noch in den Windeln lag und, ganz roh und unzünftig betrieben, kaum über das Stadium improvi-

firter Fastnachtsschwänke hinausgelangt war. Und der Verwirklichung dieses Gedankens und Wunsches kam denn die starke Ueberfüllung Londons mit Schauspielen und Schauspielern entgegen, welche zeitweilige Ableitungen der allzureichlich strömenden Quelle rathsam erscheinen ließ. Denn wie groß auch die Theaterlust des hauptstädtischen Publikums sein mochte, die Mittel zu deren Befriedigung wurden doch in noch größerer Fülle dargeboten, weit über das Bedürfniß hinaus, ganz abgesehen von der Beschränkung, welche aus sittenpolizeilichen Gründen die königlichen wie die städtischen Behörden manchmal für nöthig erachteten. Durch die häufigen Kunstreisen in die englischen Provinzen schien freilich eine Ablagerung dieses embarras de richesse, an dem die Hauptstadt litt, ermöglicht zu sein, aber doch nur bis zu einem bestimmten Grade und in gewissem Maß. Die Municipalität der Provinzstädte erhob sich nicht immer zu den weltmännisch vorurtheilslosen Anschauung der Hauptstadt: sie sah in den wandernden Schauspielertruppen eben so oft gemeingefährliche Vagabunden, die man nicht zum Thore hereinlassen dürfe, und, einmal hereingelassen, möglichst rasch wieder hinausspediren müsse, wie die Träger höherer Cultur, denen die Gildenhalle und der Rathhaussaal bereitwillig seine Thürflügel zu öffnen habe für die Vorstellungen ihrer mimischen Kunst. Auch die Concurrenz der verschiedenen Truppen, die, mit dem Reisepaß eines vornehmen Gönners versehen, nach allen Richtungen das Land durchzogen, drückte den Respect vor den künstlerischen Leistungen der Einzelnen bei den Kleinstädtern der Provinz in bedenklichster Weise herab.

Einen ehrenvolleren und gewinnreicheren Empfang versprach da dem wanderlustigen Thespiskarren der Ausflug in das nicht zu entlegene Ausland, das, im Punkte dramatischer Genüsse noch durchaus unverwöhnt, solchen Unternehmungen einen dankbaren Boden verhieß, auf welchem auch diejenigen untergeordneten Schauspieler für Propheten der Thalia und Melpomene gelten konnten, die das englische Vaterland nicht dafür gelten ließ. Es bedurfte nicht einmal des abenteuernden Zuges in die Fremde, der im brittischen Nationalcharakter jener Zeit so stark hervortritt, um, wie zu so vielen andern Expeditionen über's Meer, auch zu schauspielerischen anzuregen: standen doch lebendige Vorbilder vor Augen, welche wohl zur Nachfolge auf einer einmal betretenen Bahn reizen konnten. Bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als auch in England noch die dramatische Kunst nach einer festen Gestaltung rang, hatten andere englische Künste in Deutschland ihren Schauplatz gefunden. Englische Athleten, Kunstreiter, Jongleurs und Musikanten waren daselbst geschätzt und gesucht und erfreuten sich u. A. am Markgräflichen Hofe in Preußen, Jahrzehnte hindurch, der liebevollsten Aufnahme und Pflege.

In dem Gefolge und unter dem Patronat dieser älteren, damals keineswegs brotlosen, Künste durfte denn auch die jüngere dramatische Schwester, kaum zu Kräften gelangt, ihre erste Wanderschaft von England nach Deutschland wagen. Und zwar ist es ein doppelter Weg gewesen, den sie dahin eingeschlagen hat: einmal durch die Niederlande, wohin zuerst Graf Leicester die unter seiner Protection stehende renommirte Schauspielertruppe mitnahm, als die jungfräuliche Königin ihren chevaleresken Günstling mit einem Heere den dortigen Protestanten zu Hülfe sandte. Der republikanische Boden Altniederlands erwies sich dem theatralischen Ankömmlinge bald gedeihlicher als dem gräflichen, der bekanntlich dort ein betrübtes Fiasko erleben sollte. Die Bürger der reichen holländischen Städte, selbst zur Ausübung der dramatischen Kunst zu schwerfällig und phlegmatisch, ließen sich doch gern von den gewandteren Engländern vorspielen, und so sehen wir denn seit dem Auftreten der Truppe Leicester's häufige und regelmäßig wiederkehrende Besuche englischer Comödianten in allen namhaften Plätzen der Niederlande.

Einen zweiten Weg nach Deutschland nahm die englische Schauspielkunst über Dänemark. Die intimen Beziehungen, welche schon damals zwischen den Höfen von Westminster und Copenhagen bestanden, veranlaßten noch im 16. Jahrhundert das Engagement einer englischen Schauspielertruppe am dänischen Hofe — einer Truppe, welche mit Bewilligung oder auch auf Veranlassung des dänischen Königs weitere Entdeckungsreisen südwärts unternahm und verschiedene Höfe des nördlichen und mittleren Deutschlands mit ihren Productionen heimsuchte. Auch hier erscheint die Schauspielkunst erst im Gefolge der obenerwähnten älteren Schwester. So bedankt sich im Jahre 1586 Churfürst Christian von Sachsen schriftlich beim dänischen Könige für die englischen „Geiger und Instrumentisten", die derselbe an seinen Hof gesandt. Dafür daß sie, wie es in einem churfürstlichen Erlasse heißt, „mit ihren Geigen und zugehörigen Instrumenten aufwarten und musiciren, uns auch mit ihrer Springkunst und Anderem, was sie in Zierlichkeit gelernt, Lust und Ergetzlichkeit machen sollen, erhalten sie 500 Thaler jährlich". — Als eigentliche Schauspieler werden diese Engländer freilich in den aufbewahrten Documenten des Dresdener Archivs noch nicht bezeichnet, aber unter den dort angeführten Namen finden sich einige, welche, wenige Jahre später, die Namen angesehener, selbst der Shakspeɾischen Bühne angehöriger Schauspieler waren.

Eine systematische Organisation gewann der lucrative Continental-Export englischer Dramaturgie mit dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts: da, z. B. 1591, stellt ein Ministerialbeamter in Windsor vier Schauspielern einen Reisepaß: aus durch die Niederlande nach Deutschland, um dort ihre Musik, Jongleur- und Schauspielerkunst — letztere in den drei damals üblichen Branchen der Comödie, Tragödie und Historie — zu produciren. Wahrscheinlich gingen diese Vier mit den entweder vom Hause mitgenommenen oder unterwegs angeworbenen untergeordneten Mitgliedern ihrer Truppe direct nach Wolfenbüttel, wo wenigstens zwei derselben, Sackville und Breadstreet, bald eine zweite Heimath gefunden haben müssen. Denn, merkwürdig genug! hat man Autographen von den Beiden aus den Jahren 1604—6 entdeckt, Blätter aus einem alten Stammbuch mit eigenhändig Deutsch abgefaßter Dedication. Und wie der Eine damals seinen englischen Namen Breadstreet annähernd in den deutschen Breitstraß übertragen hatte, so mochte er zu der Zeit auch schon längst sein ursprünglich auf Englisch geübtes Schauspielergewerbe in der Mundart seines Adoptivvaterlandes betrieben haben. In Wolfenbüttel hielt nämlich der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig seinen Hof, ein geistreicher Fürst, ein Beschützer nicht nur, sondern auch ein Dichter des Dramas. Wir besitzen von ihm eine Reihe von 10 Schauspielen, die, fast sämmtlich in den Jahren 1593 — 4 einzeln im Druck erschienen, auch neuerdings vom Literarischen Verein in Stuttgart mit Recht einer Reproduction in einer Gesammtausgabe würdig befunden sind, als ein interessanter und werthvoller Beitrag zu den Anfängen unseres deutschen Theaters. Diese zehn herzoglichen Dramen verrathen in der Wahl der Stoffe wie in deren Behandlung überall die deutlichste Einwirkung ihres englischen Vorbildes, des wenn auch nicht gerade Shakspeɾischen, doch unmittelbar Vor-Shakspeɾischen Theaters, dessen Stücke jene erwähnten englischen Comödianten an den Hof des kunstliebenden Herzogs gebracht hatten. Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius unterscheiden sich durch die bestimmtesten Merkmale von jedweden vorhergegangenen deutschen Originalversuchen auf dem Gebiete des Dramas, vor denen sie namentlich

auch ein bühnengerechteres Geschick voraushaben, das sie eben nur ihren englischen Mustern absehen konnten. Im Widerspruch mit den lahmen Versen des Hans Rosenplüt und Hans Sachs sind sie in Prosa abgefaßt und zwar in einer Prosa, welche für jene Zeit erstaunlich gebildet und gewandt erscheint. Dem englischen Clown, der z. B. in der Tragikomödie von der keuschen Susanne als John Clant auftritt, ist seine Rolle, vollständig ausgearbeitet, in den Mund gelegt, während sonst dem Narren auf der Bühne noch das leidige Gewohnheitsrecht der Improvisation zustand. Auch die Tragödie vom ungerathenen Sohn beurkundet in den geflissentlich gehäuften Mordthaten den Einfluß des englischen Theaters, auf dem noch in Shakspere's Jugendperiode das Blut wie Wasser fließen mußte. Dagegen will ein näherer Zusammenhang zwischen den Dramen Shakspere's und denen des Herzogs Heinrich Julius mir wenigstens nicht einleuchten, obwohl man versucht hat, einen solchen nachzuweisen. Ja, ich möchte überhaupt bezweifeln, daß unter den Schauspielen, welche die englischen Comödianten aus der Heimath an den Hof von Wolfenbüttel mitgebracht, sich irgend ein Shaksperisches Drama befunden habe. Ein Shaksperisches Drama würde auf den kunstsinnigen, empfänglichen herzoglichen Dramatiker unfehlbar einen Eindruck hervorgebracht haben, dessen Nachwirkung wir in deutlichen Spuren in seiner dramaturgischen Thätigkeit gewahren müßten.

Diese selben englischen Comödianten von Wolfenbüttel sind es dann auch wohl, welche im Jahre 1599 das benachbarte Hildesheim besucht haben. Was in archivalischen Notizen von ihrem dortigen Auftreten überliefert ist, das erscheint besonders bemerkenswerth, weil ausdrücklich darin bezeugt wird, daß sie allerdings ihre Vorstellungen in englischer Sprache gaben. Ein ebenso ausdrückliches Zeugniß desselben Jahres liegt uns in einer Münsterschen Chronik vor: auch in Münster spielten englische Comödianten, aus den Niederlanden herübergekommen, 1599 in englischer Sprache; und nur der Schalksnarr, wird berichtet, der das westphälische Publikum in den Zwischenacten zu amüsiren hatte, sprach und sang deutsch. Damit ist ein wichtiger Punkt constatirt, der lange fraglich und zweifelhaft geblieben war. Daß englische Comödianten zu einer Zeit, wo die Kenntniß des Englischen in unserm Vaterlande nirgendwo sehr verbreitet sein konnte, vor deutschen Zuschauern — Vornehm und Gering — überall mit dem entschiedensten Beifall in ihrer Muttersprache agiren durften — das erscheint auf den ersten Blick so auffallend seltsam, daß man, um die notorische Propularität ihrer Aufführungen zu erklären, zu den verschiedensten Hypothesen seine Zuflucht genommen hat. So fragt Tieck in der Vorrede zum ersten Bande des von ihm herausgegebenen deutschen Theaters: „Aber wer waren sie? (d. h. die englischen Comödianten). Sollen wir sie für wirkliche Engländer halten? Oder waren es junge Leute vom Comptoir der Hansa in London, oder Abenteurer, die jene Uebersetzungen der populärsten Schauspiele zu uns brachten? Es ist auch nicht unmöglich, daß Liebhaber des Theaters auf Speculation nach London hinreisten, mit einem Vorrath von Manuscripten und einstudirten Rollen zurückkamen und so in Deutschland ihr Glück versuchten". — Man sieht, Tieck hält die englischen Comödianten nur für sogenannte, im Grunde aber für Deutsche, welche englische Dramen in deutscher Uebersetzung aufgeführt haben. So hat sich im späteren Verlaufe der Zeit allerdings das Sachverhältniß gestaltet, aber in der Epoche, die uns hier noch beschäftigt, an dem Wendepuncte des Jahrhunderts waren es, wie mehr als das absolute Schweigen vom Gegentheil, die erwähnten chronistischen und archivalischen Notizen und die überlieferten Schauspielernamen unwiderleglich darthun, wirkliche Engländer, die in englischer Sprache englische Comödien vor deutschen Zuschauern aufführten. Wir sagen geflissentlich Zuschauer, nicht Zuhörer, denn das Mienen- und Geberdenspiel dieser Comödianten muß so drastisch und charakteristisch gewesen sein, daß schon das Auge das Verständniß der folgerecht und spannend zugleich sich entwickelnden dramatischen Handlung auch bei einem der Sprache unkundigen Publicum zu vermitteln ausreichte. Wie fast ausschließlich sammt den auftretenden Personen die Handlung, nicht die sie begleitenden Reden, das Augenmerk der deutschen Zuschauer bei diesen englischen Dramen bildete, das ergiebt sich in überzeugender Weise aus den deutschen Bearbeitungen derselben, welche etwas später — 1620 — unter dem Titel: „Engländische Comödien und Tragödien" auch im Druck erschienen, nachdem sie so, vielleicht ein Jahrzehnt hindurch, über die deutschen Bretter gegangen waren. Wir kommen noch darauf zurück.

Ein zweites Reizmittel für ein deutsches Publicum besaßen die englischen Comödianten an den obligaten Zuthaten ihres Spiels, die, in England als nebensächlich betrachtet, in Deutschland leicht zum Hauptelemente ihrer bewährten Anziehungskraft wurden: in den Musikanten, Tänzern, Springern und Narren, deren abwechselnde Productionen zur Einrahmung des eigentlichen Dramas, so wie zur Ausfüllung der Zwischenacte, oft mit geflissentlicher Unterbrechung des scenischen Vorgangs, dienen mußten. In allen diesen Kunstzweigen ging den Engländern bei unsern Landsleuten der Ruf einer ausnehmenden Virtuosität voraus und zur Seite: in der Musik rivalisirten sie mit den Italienern, im Tanz mit den Franzosen. Als Jongleurs und Springer standen sie einzig da, und vollends den Preis der ungemessensten Popularität trug ihr Schalksnarr davon, mit seinen herkömmlichen oder improvisirten Späßen, die er schon auf Deutsch zu radebrechen anfing, als das übrige Spiel noch auf Englisch vor sich ging. Wir besitzen eine charakteristische Schilderung von solcher englischen Comödie, die 1597 auf der Frankfurter Messe Statt fand. Einen Auszug erlaube ich mir mitzutheilen.

„Da war nun weiter mein Intent,
Zu sehen das englische Spiel,
Davon ich hab gehört so viel.
Wie der Narr drinnen, Jan genennt,
Mit Bossen war so excellent:
Welches ich auch bekenn fürwar,
Daß er damit ist Meister gar.
Verstellt also sein Angesicht,
Daß er keim Menschen gleich mehr sicht.
Auff tölpisch Bossen ist sehr gschickt,
Hat Schuch, der keiner jhn nicht truckt.
Der Wursthänsel ist abgericht,
Auch ziemlicher maßen, wie man sicht;
Vertretten beyd jhr Stelle wol,
Den Springer ich auch loben soll,
Wegen seines hohen Springen,
Vnd auch noch anderer Dingen:
Höfflich ist in all' seinen Sitten,
Im tantzen vnd all seinen Tritten.
Daß solchs fürwar ein Lust zu sehen,
Wie glatt die Hosen jhm anstehen.
. . . .
Ist sonst auch wol proportioniert,
Sein langes Haar jhm auch was ziert.
Aber ein Kunst die fehlt jhm noch,
Vnd spreng er noch einest so hoch,
Welch wol diente zu seinen Sachen:
Wenn er sich könnt vnsichtbar machen,
Noch mehr Gelt er verdienen möcht,
Dann nicht alle, ver ehn mich recht,
Hinenn zu diesem Spiele gehn,
Die lustige Comedien zsehen,
Oder der Music vnd Saitenspil,
Zu gefallen, sonder jhr viel
Wegen des Narren groben Bossen,
Vnd des Springers glatten Hosen."

Glänzend und bestechend genug muß überhaupt das Aeußere dieser englischen Comödianten sich präsentirt haben. Ein gewisser Sommer sagt in seinem Buche „Geldtklage“ von dem übertriebenen Kleiderluxus seiner Zeitgenossen: „da müssen die Kragen mit Perlen besetzt werden, und wird ein solcher Pracht gesehen, wie die englischen Comödienspieler im Theater.“ — Auch den deutschen Fürsten kam die Liebhaberei für englische Comödien, laut der erhaltenen Hofrechnungen, wenn wir den Unterschied des Geldwerthes zwischen damals und jetzt in Anschlag bringen, vielleicht eben so theuer zu stehen, wie später für Oper und Ballet. Als im Jahre 1611 der Brandenburger Churfürst Johann Sigismund von Berlin zur Investitur nach Königsberg in Preußen abreiste, begleiteten ihn seine englischen Comödianten, unter Direction des Engländers Spenser — 19 Schauspieler und 16 Musikanten im Ganzen. Sie erhielten eine Gage von 720 Mark und daneben Mäntel von weißem englischen Tuche mit schwarzer Seidenstickerei und rothem Unterfutter. Ihre Theatergarderobe wurde ihnen in einem besonderen Bagagewagen nachgefahren. In Königsberg führten sie als Festspiel ein Spektakelstück auf: die türkische Triumphkomödie, was noch manche extraordinäre Ausgabe veranlaßte, wie wir aus folgenden im Königsberger Archiv aufbewahrten Notizen entnehmen:

„7 Mark 12 Schill. Hans Tanapfel Bildschnützer hat 4 Todtenköpfe und ein Schild zur Commedia geschnützet.

Christian Salbert Messerschmidt hat für die Commedianten ein Schwerdt mit einem verguldeten Gefäß gemacht. 7. Febr.

1050 Mark Johann Spencern Commedianten an 600 Thlr. zu 36 Gr. so ihm noch vf den von Ihr Churfürstl. Gnaden getroffenen Contract restiret, empfing er selbst 4. Febr.

124 Mark 47 Schill. Vor Brennholz durch die Commedianten erkauft. 26. Mai.

6 Mark Zins von 18 große und 17 lange Federbüsche, so der Andreas Körner zu der türkischen Triumph-Commödien gelliehen. 17. Juny.

23 Mark 9 Schill. vor allerlei Hölzer Drehwerk durch die Commedianten beim Hofdreher bestellt. 1. July.

81 Mark 33 Schill. vor blaue Leibfarbe und schwarz Leimet (Leinwand) und franczßen. Alles zur Wolken zu der Triumph-Commedia dem Meister Dietrich zahlt. 21. Aug.

87 Mark 39 Schill. vor allerlei Schitzwerk zu der Triumph-Commedia durch Alexander Crause Bildschnützer. 21. Aug.

111 Mark 15 Schill. vor allerlei Tischlerarbeit zu der Triumph-Commedia durch Christoph Dosin gefertigt. 21. Aug.

117 Mark 42 Schill. David Rose Hofmaler für allerlei Arbeit, so er vf Churfürstl. Befehl den Commedianten gefertigt. 16. Oct.

30 Ehlen (Futtertuch) zu Münchs-Kleider, noch 81 Ehlen rott futter Tuch das teatrum zu belegen im alten großen Saal.

25 Ehlen flechsen Leimbt (Leinwand) den Commödianten zur erbauung der Stadt Constantinopel — (und noch andere ähnliche Posten zu gleichem Zweck).

1613. 1229 Mark 24 Schill. Johann Spenczern Commödianten an Seiden-Waaren von Heinrich Klehe ausgenommen, an 683 Thaler à 36 Gr. welches ihm in Berlin an seiner Besoldung soll gekürzet werden.“

Eine andere englische Truppe zog der Landgraf Moritz von Hessen an den Casseler Hof — ein Potentat, der neben dem Braunschweiger Herzog als ein besonderer Gönner erscheint der englischen Schauspielkunst, die er, wie dieser, in ihrem eigenen Lande hatte kennen lernen. Diese Truppe scheint es auch gewesen zu sein, die sich auf ihren vielfachen Kunstreisen in Deutschland am Vollständigsten acclimatisirte und unserer Sprache bald so mächtig wurde, daß sie allmählich ihre englischen Stücke deutsch aufführen konnten. Von solchen, wahrscheinlich mit deutscher Beihülfe veranstalteten Verdeutschungen englischer Originale liegen uns Proben vor in den vorerwähnten Schauspielen, die 1620 erschienen unter dem Titel: „Engländische Comödien und Tragödien, geistlich und weltlich Comödi und Tragödi Spiel, sammt dem Pickelhäring, welche wegen ihrer artigen Inventionen, kurzweiligen auch theilweise wahrhaftigen Geschicht halber von den Engländern in Deutschland, an Königlichen-, Chur- und Fürstlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handelsstädten, sind agirt und gehalten worden, und zuvor nie im Druck ausgangen.“ — Wenn wir diese rohen Producte, die in ihrer burlesken Fassung da, wo sie tragisch sein sollen, uns einen komischen Eindruck machen, und einen tragischen, wo sie komisch sein wollen, als Uebersetzungen der theilweise uns erhaltenen englischen Originale beurtheilten, so wäre damit ein durchaus falscher Maßstab angelegt. Vielmehr hatten diese Originale wahrscheinlich noch an ihrem lebendigen Leibe einen guten Theil jener schlimmen Mißhandlungen erdulden müssen, welche wir jetzt an ihren deutschen Travestien kaum ohne Mitleid und kaum ohne Lachen betrachten können.

Als die englischen Comödianten zuerst ihre Schauspiele in Deutschland aufzuführen begannen, mußten sie bald erkennen, wie alle Poesie derselben, aller Schmuck der Rede und Wohllaut des Verses, alle Feinheit des Dialogs einem der Sprache unkundigen Publicum gegenüber pure Verschwendung und unnütze Zuthat sein würde. Die englischen Comödianten strichen daher unbarmherzig das Alles und behielten nur die Handlung, die Charaktere, das Scenarium, den Gedankengang — einzelne hervorragende Momente auch wörtlich — bei; sie bekleideten dann dieses dramatische Skelett mit dem nothdürftigsten, nüchternsten Dialog und Monolog, der ja doch nur in dem ausdrucksvollen Pantomimenspiel seinen Dollmetscher bei den fremden Zuschauern fand. — Dieses Gerippe eines ursprünglich so reich und anmuthig mit Fleisch und Blut ausgestatteten Originals wurde nachher, für Bühnenzwecke zunächst, wiederum mit deutscher Hülle bekleidet und gelangte in dieser Mißgestalt in den Druck, der uns vorliegt.

Natürlich hatte auch Shakspere unter dieser Art popularisirender Verdeutschung zu leiden. Sein Name, den jetzt jedes Kind bei uns kennt, wird freilich noch nirgendwo in Deutschland — so weit wir sehen — gekannt und genannt; aber seine Werke sind schon damals auf dem deutschen Boden, den sie erst viel später sich erobern sollten, gespielt worden, und zwar zuerst in Bearbeitungen, die es uns zweifelhaft erscheinen lassen, ob ihnen wirklich ein Shaksperisches Original zum Grunde gelegen, oder ob nur der von Shakspere bearbeitete Stoff, aus England importirt, auch von einem andern Dramatiker bearbeitet worden sei. Das Letztere scheint namentlich geschehen zu sein bei den Dramen des Nürnberger Notars, Jacob Ayrer, welche großentheils ihre Entstehung einer Anregung der auch in Nürnberg oft gastirenden englischen Comödianten und der Bekanntschaft mit den von ihnen aufgeführten Dramen verdanken. Ayrer, der zu einer Zeit starb, als Shakspere noch in voller dichterischer Thätigkeit stand, behandelte u. A. selbständig, aber doch bisweilen in auffallender Uebereinstimmung mit seinem großen englischen Kunstgenossen, die Stoffe des Shaksperischen Dramen „Sturm“ und „Viel Lärm um Nichts“; anderer aus dem altenglischen Theater entlehnten Stoffe zu geschweigen.

Aber eben so häufig wurden auch Shaksperische Dramen mit Beibehaltung des Titels, der Handlung und der Personen in deutscher Bearbeitung aufgeführt. Den „Kaufmann von Venedig“ z. B. sah der Landgraf Philipp von Hessen in Halle a. S. 1611 solchergestalt von den Comödianten aufführen, die noch immer die Englischen hießen, obwohl sie bereits deutsch spielten und wohl auch unter ihren Mitgliedern manche Deutsche zählten, nur daß die Hauptacteurs immer noch Engländer blieben. — In der mehrfach erwähnten Sammlung engländischer Comödien von

1620 findet sich Shakspere's „Titus Andronicus“ und, wenigstens theilweise entlehnt, „die beiden Edelleute von Verona“. — Wenige Jahre später ist in Dresden, außer den schon genannten Dramen, Shakspeare's Hamlet, Romeo und Julie, König Lear und Julius Cäsar aufgeführt worden, wie wir aus einem Verzeichnisse der Vorstellungen englischer Comödianten am sächsischen Hofe sehen, das sich aus dem Jahre 1626 erhalten hat. — Von dem damals aufgeführten Hamlet erlaube ich mir die Expositionsscene des ersten Actes mitzutheilen.

Erster Act.

Scene I.

(Zwei Soldaten.)

1. Schildw. Wer da?

2. Schildw. Gut Freund!

1. Schildw. Was vor Freund?

2. Schildw. Schildwache!

1. Schildw. Oho, Camerad, kommst du, mich abzulösen, ich wünsche, daß dir die Stunde nicht möge so lang werden, als mir.

2. Schildw. Ey, Camerad, es ist ja nun so kalt nicht.

1. Schildw. Ob es gleich kalt ist, so habe ich doch hier einen Höllenschweiß ausgehalten.

2. Schildw. Wie so zaghaft! das stehet keinen Soldaten an; er muß weder Freund noch Feind, ja den Teufel selbst nicht fürchten.

1. Schildw. Ja wenn er dich einst bey der Cartause kriegen wird, du wirst das Miserere Domine wohl beten lernen?

2. Schildw. Was ist denn eigentlich deine Furcht?

1. Schildw. Wisse denn, daß sich ein Gespenst an der Vorderseite des Castels sehen läßt, es hat mich schon wollen zweymal von der Bastey herunterwerfen.

2. Schildw. So löf ab, du Narr, ein todter Hund beißt nicht mehr; ich werde ja sehen, ob ein Geist, welcher weder Fleisch noch Bein hat, mir wird schaden können.

1. Schildw. Siehe nur zu, wenn es dir anders erscheinen wird, was es vor Händel macht; ich gehe nach der Hauptwache. Adieu.

2. Schildw. Gehe du nur hin, vielleicht bist du ein Sonntagskind, die sollen alle Gespenster sehen können, ich warte meines Dienstes.

(Es werden inwendig Gesundheiten geblasen.)

2. Schildw. Unser neuer König macht sich lustig; sie trinken Gesundheiten.

Scene II.

Geist des Königs tritt neben die Schildwache, und erschrickt ihn. (ab.)

2. Schildw. Ach heiliger Anton von Padua stehe mir bey; nun sehe ich erstlich, was mein Camerad gesagt. O Saint Velten, wenn nur erstlich die Hauptrunde vorbei wäre, ich lief als ein Schelm von der Post weg.

(Es wird wieder geblasen und gepaukt.)

2. Schildw. Hätte ich doch einen Trunk Wein von des Königs Tafel, damit ich mein erschrocknes, angebranntes Herz begießen könnte.

(Geist giebt von hinten der Schildwache eine Ohrfeige, daß er die Musquete fallen läßt.) (ab.)

2. Schildw. Da spielt der Teufel leibhaftig mit. Ach, ich bin so erschrocken, daß ich nicht aus der Stelle kommen kann.

Scene III.

Horatio und Soldaten.

2. Schildw. Wer da?

Horat. Runde!

2. Schildw. Was für Runde?

Horat. Hauptrunde!

2. Schildw. Steh Runde! Corporal heraus, Bursche ins Gewehr!

(Francisco und Wache heraus, geben das Wort auf der andern Seite.)

Horat. Schildwacht, gieb wol Achtung auf deinen Posten, der Prinz möchte selbst patrolliren; daß du ja nicht etwan schlafest, sonst kostet es deinen besten Hals.

2. Schildw. Ach wenn auch die ganze Compagnie hier wäre, es würde keiner schlafen, und man muß mich ablösen, oder ich laufe davon, und sollt ich auch morgen an den höchsten Galgen gehängt werden.

Horat. Was ist denn die Ursach?

2. Schildw. Ach, gnädiger Herr, es läßt sich alle Viertelstunde ein Geist allhier sehn, welcher mir so viel zusetzt, daß ich mir einbilden muß, als säße ich lebendig im Fegfeuer.

Francisco. Eben so also hat mir die erste Schildwacht auch erzählt, welche in der vorigen Stunde abgelöset.

2. Schildw. Ja, ja, verziehet nur ein wenig, es wird nicht lange bleiben.

(Geist geht über das Theater.)

Horat. Bey meinem Leben, es ist ein Geist, und sieht recht ähnlich dem letztverstorbenen König von Dänemark.

Francisco. Er geberdet sich kläglich, und läßt, als ob er was sagen wollte.

Horat. Hierunter ist etwas verborgen.

Scene IV.

Hamlet.

2. Schildw. Wer da?

Hamlet. Schweig!

2. Schildw. Wer da?

Hamlet. Schweig!

2. Schildw. Antwort, oder ich werde dir was anders weisen.

Hamlet. Freund!

2. Schildw. Was vor Freund?

Hamlet. Des Reichs Freund.

Francisco. Bey meinem Leben, es ist der Prinz!

Horat. Ihro Durchlaucht, sind Sie es, oder nicht?

Hamlet. Siehe, Horatio, seyd Ihr es! Was macht Ihr hier?

Horat. Ew. Durchl. aufzuwarten, ich habe die Wachen etwas visitirt, ob auch alle Posten wohl besetzt seyn.

Hamlet. Ihr thut, als ein ehrlicher Soldat, denn auf Euch ruhet des Königs und des Reichs Sicherheit.

Horat. Ihro Durchlaucht, es trägt sich ein wunderlicher Casus zu, massen sich allhier alle Viertelstunde ein Geist sehn läßt; er gleicht, meinen Einbildungen nach, recht dem verstorbenen König, Dero Herrn Vater. Er thut auf diesem Rundeel der Schildwacht großen Schaden.

Hamlet. Das will ich nicht hoffen, denn die Seelen der Frommen ruhen wohl bis zu der Zeit ihrer Erneuerung.

Horat. Es ist nicht anders, Ihro Durchlaucht, ich habe ihn selbst gesehn.

Francisco. Mich hat er sehr erschreckt, Ihro Durchl.

2. Schildw. Und mich hat er eine brave Ohrfeige gegeben.

Hamlet. Wie ist es an der Zeit?

Francisco. Es ist recht Mitternacht.

Hamlet. Eben recht, denn um dieselbe Zeit pflegen sich die Geister sehen zu lassen, wenn sie wandeln.

(Es wird wieder Gesundheit geblasen.)

Hamlet. Hella! was ist dieses?

Horat. Mich dünkt, als wann sie zu Hofe noch lustig Gesundheiten trinken.

Hamlet. Recht, Horatio! mein Herr Vater und Vetter wird sich mit seinen Abhörenten noch wacker lustig machen. Ach! Horatio, ich weiß nicht, warum nach meines Herrn Vaters Tod ich allezeit solche Herzensangst gehabt; dahergegen meine Königliche Frau Mutter ihn gar bald vergessen, dieser König aber ihn noch eher: denn weil ich in Teutschland gewesen, hat er sich geschwinde zum König in Dännemark krönen lassen, unter dem Schein des Rechtens aber hat er mir die Krone von Norwegen überlassen, und beruft sich auf die Wahl der Stände.

Scene V.

Geist.

2. Schildw. O wehe, der Geist kommt wieder!

Horat. Sehen nun Ihro Durchlaucht?

Francisco. Ihro Durchlaucht erschrecken nicht!

(Der Geist geht über das Theater, und winket Hamlet.)

Hamlet. Der Geist winkt mir; Ihr Herren, Sie treten ein wenig an die Seite, Horatio mache dich nicht zu weit, ich will den Geist folgen und sein Begehren vernehmen. (ab)

Horat. Ihr Herren, wir wollen ihm folgen, damit ihm kein Leid wiederfahre. (gehen ab.)

(Geist winket bis aufs halbe Theater, und thut etlichemal das Maul auf.)

Hamlet. Rede, wer du bist, und sage, was du begehrest.

Geist. Hamlet!

Hamlet. Herr!

Geist. Hamlet!

Geist. Höre mich, Hamlet, denn die Zeit kommt bald, daß ich mich wieder an denselben Ort begeben muß, wo ich hergekommen; höre, und gieb wohl Achtung, was ich dir erzählen werde.

Hamlet. Rede, du seeliger Schatten meines Königlichen Herrn Vaters.

Geist. So höre, mein Sohn Hamlet, was ich dir erzählen will von deines Vaters unnatürlichem Tode.

Hamlet. Was? unnatürlichem Tode?

Geist. Ja, unnatürlichem Tode! Wisse, daß ich den Gebrauch hatte, welchen mir die Natur angewöhnet, daß ich täglich nach der Mahlzeit zu Mittage in meinem Königlichen Lustgarten zu gehn pflegte, um allda mich eine Stunde der Ruhe zu bedienen. Als ich denn eines Tages auch also thät, siehe da kommt mein Kronsüchtiger Bruder zu mir, und hatte einen subtilen Saft von Ebeno genannt bei sich; dieses Oel oder Saft hat die Wirkung, daß, sobald etliche Tropfen von diesen unter das menschliche Geblüt kommen, sie alsobald alle Lebensadern verstopfen, und ihm das Leben nehmen. Diesen Saft goß er mir, als ich schlief, in meine Ohren, sobald dasselbe in den Kopf kam, mußte ich augenblicklich sterben, hernach gab man vor, ich hätte einen starken Schlagfluß bekommen. Also bin ich meines Reichs, meines Weibes, und meines Lebens von diesem Tyrannen beraubt.

Hamlet. Gerechter Himmel, wo dieses wahr, so schwör ich dir die Rache.

Geist. Ich werde nicht eher ruhen, bis mein unnatürlicher Tod gerochen ist. (ab.)

Hamlet. Ich schwöre, nicht zu ruhen, bis ich mich an diesem Brudermörder gerochen habe.

Scene VI.

Horatio. Hamlet. Francisco.

Horat. Wie stets mit Ihro Durchlaucht? wie so erschrocken? Haben Sie sich vielleicht alterirt?

Hamlet. Ach freylich, und zwar über die maaßen!

Horat. Haben Ihro Durchlaucht den Geist gesehn?

Hamlet. Ja! sicherlich hab ich ihn gesehn, auch mit ihm geredet.

Horat. O Himmel, dieses wird etwas Sonderliches bedeuten!

Hamlet. Er hat mir eine greuliche Sache offenbart, darum bitte ich, Ihr Herren, stehet mir bey in einer Sache, welche Rache erfordert.

Horat. Meiner Treue sind Sie gewiß versichert, darum offenbaren Sie mir es nur.

Francisco. Ihro Durchlaucht zweifeln an meiner Hülfe auch nicht!

Hamlet. Ihr Herren, ehe und bevor ich Euch solches offenbare, so sollt Ihr mir bey Ehre und Treu einen Eid schwören.

Francisco. Ihro Durchlaucht wissen, daß ich Sie höchst liebe, ich will auch gern mein Leben dabey aufsetzen, wenn Sie sich rächen wollen.

Horat. Sie fordern nur den Eid von uns, wir wollen Sie getreu beystehn.

Hamlet. So leget Eure Finger auf meinen Degen: Wir schwören.

Horat und Francisco. Wir schwören.

Geist (inwendig). Wir schwören.

Hamlet. Holla! was ist dieses? Noch einmal, wir schwören.

Horat. und Francisco. Wir schwören.

Geist. Wir schwören.

Hamlet. Dieses muß was Sonderliches bedeuten. Kommt noch einmal, wir wollen auf die andre Seite gehn. Wir schwören.

Horat. und Francisco. Wir schwören.

Geist. Wir schwören.

Hamlet. Was ist dieses? Sollte wohl ein Echo den Wiederschall von unsern Worten wieder zurückschicken. Kommt wir wollen noch an einen andern Ort gehen. Wir schwören.

Geist. Wir schwören.

Hamlet. O ich höre schon, was dieses ist: es scheinet, daß der Geist meines Herrn Vaters nicht damit zufrieden, daß ichs offenbaren soll. Ihr Herren, ich bitte, verlaßt mich, ich will Euch morgen alles offenbaren.

Horat. und Francisco. Ihro Durchlaucht leben wohl.

(Francisco ab.)

Hamlet. Horatio, komm her.

Horat. Was verlangen Eure Durchlaucht?

Hamlet. Ist der andre weg?

Horat. Ja, er ist schon weg.

Hamlet. Ich weiß, Horatio, du bist mir jederzeit getreu gewesen, dir will ich offenbaren, was mir der Geist gesagt, nemlich daß mein Vater eines unnatürlichen Todes gestorben. Mein Vater, der anjetzo auch mein Vater ist, der hat ihn ermordet.

Horat. O Himmel, was höre ich!

Hamlet. Du weißt, Horatio, daß mein seeliger Herr Vater die Gewohnheit hatte, daß er täglich nach der Mittagsmahlzeit in seinem Lustgarten sich einer Stunde des Schlafs bediente. Solches dieser Bösewicht wissend, kommt zu meinem Herrn Vater, und im Schlaf gießt er ihm den Saft von Ebeno in das Ohr, daß er alsobald von diesem starken Gift muß den Geist aufgeben. Dieses hat der verfluchte Hund darum gethan, die Krone zu erlangen: aber von dieser Stunde an will ich anfangen eine simulirte Tollheit, und in derselben Simulation will ich meine Rolle so artig spielen, bis ich Gelegenheit finde, meines Herrn Vaters Tod zu rächen.

Horat. Ist es also, Ihro Durchlaucht, so will ich Sie getreue Hand bieten.

Hamlet. Horatio, ich will mich an diesen Kronsüchtigen, an diesen Ehebrecher und Mörder also rächen, daß die Nachwelt der Ewigkeit davon nachsagen soll; ich will itzund gehn, und ihm verstellterweise aufwarten, bis daß ich Gelegenheit finde, die Rache auszuüben. (Gehen ab.)

Am sächsischen Hofe sind damals auch Schauspiele von Shakspere's namhaften Zeitgenossen, Marlow, Kyd, Peele, Greene, Dekker u. s. w. vielfach zur Aufführung gelangt, wie denn überhaupt nicht bloß in Dresden, sondern in ganz Deutschland bis tief in die Mitte des 17. Jahrhunderts das englische Drama die deutsche Bühne beherrscht hat, freilich in einer so unkünstlerischen und unliterarischen Form, daß eine Fortdauer dieser Herrschaft weder mit der Ausbildung eines geläuterten Geschmackes noch mit der Begründung eines bessern einheimischen Theaterwesens verträglich schien. Daß dann bei uns dieses mehr und mehr in Rohheit und Possenreißerei versinkende englische Comödiantenthum am Ende den Mustern weichen mußte, die wir von Frankreich einführten und eine Weile sklavisch nachahmten, das mag von einem absoluten Standpunkt aus zu beklagen sein. Relativ betrachtet, kann dieser Usurpationswechsel nur als nothwendige und heilsame Reaction erscheinen. Ob diese Reaction überall und so rasch erfolgt wäre, wenn wir das Altenglische Theater, wenn wir vor Allem Shakspere in seiner wahren Gestalt schon damals, fast noch bei seinen Lebzeiten, auf unsern Brettern hätten anschauen können, statt in den Zerrbildern, die uns von den englischen Comödianten davon vorgeführt wurden — diese Frage mag, als eine müssige, dahingestellt bleiben. Vielleicht aber mußte bei uns auch auf dem dramatischen Gebiete englischer und französischer Einfluß einander auf Tod und Leben bekämpfen, damit endlich Raum werde für das Drama unserer Zukunft, für das eigene, eigentliche deutsche Theater!

---

* Ein Pamphlet gegen Augustus.

Aus der zu schnellem Ruhm gelangten Schrift: **Les propos de Labiénus** von Rogeard theilen wir nach der N. Fr. Pr. folgenden Auszug mit: „Es ereignete sich im Jahre 7 nach Christus, im dreißigsten Jahr des Reichs von Augustus, sieben Jahre vor seinem Tod; man war in vollem Principat, und das Königvolk hatte einen Herrn. Der Stern der Julier war langsam aus dem blutigen Dunst, der seine Morgenröthe färbte, hervorgegangen; er erhob sich, und streute sein mildes Licht über dem schweigsamen Forum aus. Es war ein schöner Augenblick! Die Curie war stumm und die Gesetze schwiegen; keine Curial- oder Centurialversammlungen mehr, keine lärmenden Verhandlungen, keine Parteispaltungen, keine Kämpfe, keine Volksbeschlüsse, keine Wahlen mehr, keine Unordnung, keine Armee der Republik mehr, **nulla publica arma**, überall der römische Friede, den unterjochten Römern entrungen; ein einziger Tribun: Augustus; eine einzige Armee: die Armee Augustus; ein einziger Wille: der seinige; ein einziger Consul: er; ein einziger Censor: abermals er; ein einziger Prätor: er; immer er. Die verbannte Beredtsamkeit starb im Dunkel der Schulen; die Literatur hauchte ihren Athem unter dem Schutze Mäcenas aus; Titus Livius hörte auf zu schreiben, und Labienus zu reden; Cicero's Schriften waren verboten; die Gesellschaft war gerettet. Ruhm hatte man allerdings noch, wie es einem Kaiserreich geziemt, das sich achtet; man hatte sich überall ein wenig herumgebalgt; man hatte die Leute im Norden und Süden, rechts und links geschlagen; man hatte Namen einzuschreiben an die Straßenecken, auf die Triumphbogen; man hatte besiegte Völker gefesselt in Basreliefs darzustellen; man hatte die Dalmatier, die Cantabrer, die Aquitanier, die Panonier, man hatte die Illyrier, die Rhätier, die Vindelicier, die Dacier, die Ubier, die Sicambrer, die Parther; der Traum Cäsars, ohne die Römer der Bürgerkriege zu zählen über welche gegen alle Sitte zu triumphiren Augustus den Muth hatte, aber nur zu Pferd, aus Bescheidenheit. Es gab sogar einen dieser Kriege in dem der Kaiser in Person befehligte und verwundet wurde, was der höchste Ruhm für eine große Nation ist.

„Indessen regneten die Sestertien auf die Plebs herunter, der Fürst vervielfachte die Austheilungen; man würde gesagt haben, das koste ihn

nichts, er vertheilte, vertheilte, vertheilte; er war so gut daß er selbst den Kindern unter elf Jahren gab, obgleich es das Gesetz verbot. Es ist so schön das Gesetz zu überschreiten, wenn man besser ist als das Gesetz.

„Für die Schauspiele begann die gute Zeit. Man hatte nur die Verlegenheit der Wahl: Theaterspiele, Gladiatorenspiele, die Spiele des Forums, des Amphitheaters, des Circus, der Comitien, die Athletenjagden und Kämpfe, ohne Beeinträchtigung der Ausstellungen von Nashornen, Tigern und zwanzig Ellbogen langen Schlangen. Niemals hatte das römische Volk sich in solchem Maß unterhalten. Man füge noch hinzu daß der Fürst häufig Revue über die Ritter hielt, und daß er es liebte die Feierlichkeit des Defilirens häufig zu wiederholen. Welch ein prachtvolles, wenngleich kein mannichfaltiges Schauspiel! Und wäre es nicht ungerecht dasselbe unter den Schauspielen wegzulassen welche er den Herren der Welt zum besten gab? Was ihn betrifft, so waren seine Vergnügungen einfach, und man konnte ihm höchstens nachsagen daß er zu oft den rechtmäßigen Platz von Scribonia oder Livia einer Drusilla, einer Tertulla, Terentilla oder auch der Rufilla, Salvia, Titiscenia oder noch andern eingeräumt; daß er den schlechten Geschmack gehabt inmitten einer Hungersnoth als Gott verkleidet, in Gemeinschaft von elf gleichfalls vergötterten Genossen, die er zärtlich liebte, fröhliche Bankette abzuhalten; daß er schöne Möbel und korinthische Vasen zu sehr geliebt, so daß er zuweilen den Eigenthümer tödtete um in den Besitz der Gefäße zu gelangen; daß er ein arger Spieler gewesen. . . . Sonst, so versichert uns Suetonius, war sein Leben sehr geregelt und von jedem Vorwurf frei Diese Julianische Zeit war also eine sehr glückliche, das Jahrhundert von Augustus ein großes Jahrhundert, und nicht ohne Grund ruft der zuerst expropriirte, später aber entschädigte Virgil aus: das Zeitalter des Saturnus kehre wieder.

„Doch fehlt es dem Bilde nicht an Schatten: es hatte ein Dutzend Complotte gegeben, man mußte sieben massenhafte Metzeleien vornehmen, man hat ihrer Dreihunderttausend getödtet, was wieder einige Unannehmlichkeiten für den großen Mann nach sich zog. Im Senat mußte er einen Panzer tragen, was in heißen Ländern unbequem ist. Drei Cohorten zogen hinter ihm her, in der Stadt in welcher man sechzig Jahre vorher mit keinem kleinen Messer bewaffnet einziehen durfte, und das mochte einige Zweifel an der Volksthümlichkeit des Vaters des Landes erwecken. Agrippa riß zu viel Häuser ein; aber mußte man nicht ein Grab aus Marmor anfertigen für dieses große Volk, das sterben wollte?!

„Dann gab es noch eine gewisse Expedition in die Ferne, über die man nicht eben stolz zu sein brauchte: der unglückliche Varus hat sich mit drei Legionen vernichten lassen, dort unten weit hinter dem Rheine, in der Tiefe der hercynischen Wälder. Der Krieg ist wie alle guten Dinge — man darf keinen Mißbrauch damit treiben. . . .

„Um diese Zeit lebte Labienus, welcher hartnäckig Bürger bleiben wollte in einer Stadt, in der es nur noch Unterthanen gab. **Civis romanus sum.** Er wollte, wie Cicero, frei im freien Vaterland sterben. Er war geisteskrank, wie Augusts Arzt Antorius versicherte, der zu gleicher Zeit das Gefängniß als einziges Heilmittel empfahl. Titus Labienus trug einen bereits zweimal durch gute Bürger geehrten Namen. Der erste Labienus, ein berühmter General Cäsars, hatte diesem am Rubicon verlassen, um kein Mitschuldiger an seinem Attentat zu werden; der andere zog es vor den Parthern zu dienen, statt den Triumvirn. Titus war der dritte, und Seneca führt folgendes Wort von ihm an: „Ich weiß, daß das was ich schreibe erst nach meinem Tod gelesen werden kann.“ Labienus schrieb eine Geschichte seiner Zeit; diese wurde aber auf Befehl Augusts verbrannt — das erste literarische Autodafé! Labienus schloß sich in das Grab seiner Vorfahren ein, und kam nicht wieder heraus. Cassius aber, der im Exil lebte, wußte sein Werk auswendig, und war, wie er selber sagte, eine lebendige Ausgabe vom Buche seines Freundes — eine Ausgabe die man nicht verbrennen konnte.

„Eines Tags begegnete Labienus, unter Agrippa's Säulengängen lustwandelnd, dem jungen Junius Gallio. Dieser war ein ernsthafter junger Mann, sanft, unterrichtet, elegant, umsichtig, klug, ein gemäßigter Stoiker, halb Spanier und halb Römer, Bürger und Unterthan, ein Mann zweier Epochen und zweier Länder, gemischtes Blut, gekreuzte Ansicht, ein wenig dieß, ein wenig jenes. Er wandte, wie Horaz, den gerührten Blick zuweilen auf das Grab der Freiheit, und blickte ein anderesmal nicht minder gerührt auf die Wiege des Kaiserreichs; er weihte Cato eine Thräne, und widmete Cäsar ein Lächeln; er war ein wohlwollender Charakter, der alle Welt liebte, sogar unsern Labienus. Er war ein Bruder von Seneca, der nicht zu leben wußte, und ein Oheim von Lucanus, der nicht zu sterben verstand. Zu jener Zeit gab es nur halbe Helden, nur halbe Größen noch. Gallio verkündigte Labienus die große Neuigkeit, daß eben Augusts Denkwürdigkeiten erschienen seien, und frug ihn, ob er nicht auch eine Kritik über dieses Werk schreiben werde.

„Nein, Gallio, ich will nichts über diesen Gegenstand veröffentlichen; ich streite nicht mit dem der dreißig Legionen hat. In einem Lande das nicht frei ist, muß man es sich untersagen an die Geschichte der Zeitgenossen zu rühren, und die Kritik über einen solchen Gegenstand ist unmöglich. Ich mag nicht dazu beitragen das Publikum zu täuschen; denn in einer Zeit wie die unsrige kann nichts, was über einen solchen Gegenstand erscheint, gut sein, und nichts was gut ist kann erscheinen. Man sagt: die Kritik werde frei sein, die Tyrannei werde der Literatur einen Urlaub von acht Tagen geben. Aber sie können bloß eine falsche Freiheit ertheilen, eine Decemberfreiheit, d. h. eine Fastnachtsfreiheit, **libertas decembris**, wie Horaz sagt, und ich mag keinen Gebrauch davon machen. Ich mag nicht, indem ich g e g e n das Buch schreibe, mich zwischen die Rache Octavius und die Gnade des Augustus gestellt sehen, ohne auch nur die Wahl zu haben. Ich will nicht, wie Cinna, dem Erbärmlichen die Gelegenheit geben großmüthig zu sein, und durch eine Gnade hingerichtet werden. Das Buch loben könnte ich nur wenn es gut ist, und dann müßte ich befürchten mit jenen vermengt zu werden welche es aus andern Beweggründen loben. Es ist mir somit gleich unmöglich es zu loben wie es zu tadeln. Im übrigen ist das Buch nicht gut; es kann nicht gut sein. Wenn ein Mensch strafbar genug ist sich zum König, und dumm genug sich zum Gott zu machen, so kann er nicht alle Eigenschaften haben die zum Geschichtsschreiber erforderlich sind. Du bist schon sicher, daß es ihm an gesundem Sinn und an Ehrlichkeit fehlt, und was bleibt ihm dann noch? Er kann die Wahrheit wissen, und sie nicht sagen wenn er sie wüßte. . . . Ich habe Stellen daraus gelesen. Er rechtfertigt die Verbannungen und vertheidigt die Usurpation. Dem mußte so sein. Und du willst, Gallio, daß ich eine Kritik über dieses Buch der Unwissenheit und der Lüge schreibe, das die Billigung von zweitausend Centurionen hat und dem Leser durch die Veteranen empfohlen wird. . . . Wir sind entartet, wir sind Römer des Verfalls, wir sind von Cäsar auf Augustus, von der Charybdis in die Scylla gerathen, von der Kraft in die List, und vom Oheim auf den Neffen.

„Sei übrigens ruhig; wenn du eine Kritik über dieses kleine Stück kaiserlicher Literatur willst, seine Urtheile, man wird dir welche geben; wenn du gelehrte Abhandlungen wünschest, es wird welche regnen; wenn du scharfsinnige und pikante Beobachtungen brauchst, neue Ansichten, elegante und höfliche Verhandlungen, von Leuten aus der besten Welt und vom besten Ton, sie werden dir nicht fehlen; wenn du Entgegnungen auf den Knien und auf dem Bauch kriechende Rhetorik verlangst, täuschende Epigramme, deren Spitzen kitzeln statt zu stechen, und Bisse welche Liebkosungen sind, oder blutige Vorwürfe welche Vergnügen machen, anbetungswerthe Liebenswürdigkeiten die in Gestalt eines strengen Urtheils vorgebracht werden; hübsche kleine ganz willkommene Worte, eingewickelt in eine wilde und widerhaarige Phrase; lateinische Blumensträuße, Ströme honigsüßer Beredsamkeit, auf Sammetkissen dargebrachte Argumente — nichts von alledem wird dir entgehen, o mein Gallio; wir werden die Staatsmusen tanzen sehen, und Mäcenas wird das Ballet anführen. Die keuschen Schwestern haben den Pindus verlassen; sie steigen herab auf den palatinischen Berg. Apollo ist unter die Polizei gegangen. August ist sicher ein Publicum, Leser, Richter, Kritiker, Abschreiber und Ausleger zu haben; er wird Leute für dieses Geschäft finden. Wer Virgile gemacht hat, kann Aristarchen machen; er braucht welche, er wird welche haben.

„Schon ist die ganze Literatur in Jubel: Varius weint vor Freude, Flavus stampft vor Zärtlichkeit: Rabirius bereitet seine Schreibtafeln vor; Haterius wird eine Vorlesung halten und Tarpa einen Declamationsvortrag; Fenestella wird einen Band zu seiner Literaturgeschichte hinzufügen; Metellus, der so vortrefflich die Reden des Fürsten zu machen versteht, wird die rednerischen Schönheiten seines Werks zählen, und Verrius, der Grammatiker, die grammatischen Schönheiten; Marathus, der Historiograph, wird eine Analyse im Hof-Journal davon bringen, und Athenodorus, der Schützling des Octavian, eine Paraphrase für die Damen und erklärende Nötchen schreiben zum Gebrauch der Prinzessinnen. Da hast du zehn, ich kenne ihrer tausend. All' diese Leute werden an dem Kaiser vorüberziehen, und sich den Hals ausschreien wie die Ritter der Parade; er aber wird eine Haltung voll Bescheidenheit und Majestät einnehmen, seine Gebärde wird „genug!“ rufen, und sein Lächeln: „nur weiter!“ So wie er zur Beklatschung seiner Handlungen den Pöbel der sieben Hügel hatte, so wird der schriftstellerische Pöbel sein Buch preisen. Der Beifall ist sicher, aber er kann nur von e i n e r Seite kommen; dieß ist die nothwendige Folge seiner ausnahmsweisen literarischen Stellung. Der Unglückselige, hat er vielleicht nicht vorausgesehen? Er wird Erfolg haben auf Befehl, das ist hart, aber ich kann nicht helfen. Die Allmacht hat ihre Unannehmlichkeiten für den Verfasser; alles ist nicht rosenfarbig im Beruf eines gekrönten Schriftstellers. Man muß sich dem Gesetz, das man selber gemacht, unterziehen, und wenn die Schande eingegossen ist, muß sie ausgetrunken werden. Also Achtung, mein theurer Gallio, das Fest wird beginnen, es wird zahlreich besucht und lärmend sein. Schon sind die Musiker auf ihrem Platz und stimmen ihre Instrumente. Sieh zu und höre, ich gestehe, das Schauspiel wird ergötzlich sein für jene, die noch lachen können.

„Ich weiß, daß das Werk unsern jüngsten Bürgerkrieg und sogar das letzte Jahr Cäsars in sich fassen wird. Kannst du, mein guter

Gallio, das wirklich ernst nehmen? Augustus ein Buch schreiben über die Revolution, die er gemacht hat! Was glaubst du, kann man von einem Verbrecher sagen, der eine Vertheidigung seines Verbrechens schreibt? Nach meiner Meinung läßt er sich einen zweiten Angriff zu Schulden kommen, der schwerer ist als der erste, denn es ist leichter ein Verbrechen zu begehen als es zu rechtfertigen; aber wenn er schwieriger ist, so ist dieser zweite Angriff zugleich sträflicher und beklagenswerther, denn die Opfer sind zahlreicher und die Folgen dauernder. Der erste war gegen das Leben der Menschen gerichtet, der zweite zielt nach ihrem Gewissen; der eine tödtet den Leib, der andere den Geist; der eine unterdrückt die Gegenwart, der andere die Zukunft. Es ist der Staatsstreich in der moralischen Welt, die Schöpfung der Unordnung, die Systematisirung der Ungerechtigkeit, die Organisirung des Bösen, die Verkündung des Unrechts, die Verbannung der Wahrheit, die endgültliche Niederlage der öffentlichen Vernunft, die allgemeine Besiegung der Ideen, ein intellectuelles Actium. Es ist die wahre Strömung eines Werks der Verbrecherhaftigkeit, der Infamie. Es ist die einzig mögliche. Das Buch von Augustus heißt sein Leben zum Beispiel erheben, es ist gleichbedeutend mit der Lossprechung seines Ehrgeizes, der Umgestaltung seines Willens zum Gesetz, es ist das Gesetzbuch der Uebelthäter, die Bibel der Spitzbuben, und du willst ein solches Buch frei besprechen unter dem Régime seiner Willkür? Eine Kritik gegen Octavian? Welcher Hohn! Er hat keine Kritik gegen Cicero geschrieben, er hat ihn getödtet! Wie! Der Elende, der dich ermordet, hält dir eine Rede über den Mord, und ehe er dir den Streich versetzt, verlangt er deine Meinung über sein kleines Werk, deine ganze Meinung, die politische wie die literarische, denn er ist ein Künstler und ein guter Kerl, er will dein Urtheil über seine Arbeit kennen ... und du willst es ihm sagen ... du denkst nicht daran, mein Freund!

„Was würdest du von Verres sagen, der ein Buch über das Eigenthum schriebe? Und du würdest mit ihm streiten? Sind denn die Memoiren von Octavianus etwas anderes? Sind sie nicht die Theorie der Usurpation, geschrieben von einem Usurpator? Es ist die Schule der Verschwörung, aufgethan von einem straflosen Verschwörer.

„Der Verfasser kann, alles in allem, darin nur sagen, was er weiß, er versteht es, eine Stadt zu plündern, einen Senat zu erdolchen, einen Schatz in einem Tempel an sich zu reißen und Jupiter zu bestehlen; er versteht es, falsche Schlüssel, falsche Eide und falsche Testamente zu machen; er versteht es, zu läugnen im Forum wie in der Curie, die Wühler zu verderben oder sie zu übergehen, seine verwandten Genossen zu tödten, massenhaft in Bann zu thun, und ähnliche Spiele; er versteht es, nach der Methode Cäsars, bei den einen zu borgen, um den andern zu leihen, und sich auf beiden Seiten Freunde zu machen; er versteht es, mit einem kräftigen Satz über alle Schranken und alle Rubicon hinüberzukommen — und dann, mit einem höchsten Sprung über alle menschlichen und göttlichen Gebote hinwegsetzend, den salto mortale zu machen und als König auf den Boden zu fallen. Er versteht alles das, aber er weiß kein Wort von Geschichte, von Politik, von Moral; es wäre denn von der großen, das heißt der Moral der Großen, wie sie in seiner Familie gelehrt wurde. Man findet also in seinem Buche nichts von dem, was man zu lernen nöthig hätte, und in Ueberfluß was zu lernen gefährlich wäre. Er liebt die alten Werte, die alten Münzen, die alten Helme, aber er liebt nicht die alten Sitten. Leute seines Schlags fühlen sich aus dem Schooß der Gesellschaft gestoßen; sie sind gewaltsam durch ein Verbrechen aus derselben herausgetreten, und sie versuchen durch die List wieder sich hineinzuschleichen; sie haben nur noch einen Ehrgeiz: unter die ehrlichen Leute zu gelangen. Sie verschmähen keine Verkleidung, sie suchen überall ihre verlorne Ehre, man sieht sie, gekrönte Bettler, bei allen Thüren ein wenig Achtung erflehen, und das ist das einzige Almosen, das man ihnen nicht geben kann. So weit ist August gekommen, der Bluttrinker dürstet nur noch nach Lob; dieser Dieb der Weltherrschaft will jetzt nur noch eines entwenden, seine Rehabilitirung. Er versucht das Unmögliche. Dieser letzte Kampf Cäsars mit der Meinung, die ihn niedertritt, hat etwas trauriges und komisches, wie die letzte Grimasse eines Gehängten oder wie das Lächeln eines Gladiators, der mit Anmuth sterben will.“

Literatur und Kunst.

* Ehe die lange erwartete „Geschichte Cäsar's“ von Napoleon III. am 9. März endlich erschien, hatte man durch contractliche Verpflichtung das strengste Geheimniß über den Inhalt bewahrt, und trotzdem, daß in acht verschiedene Städte Europa's Exemplare zum Behufe der Uebersetzung in fremde Sprachen kamen und also in ebenso viel Druckereien Hunderten von Menschen einzelne Bogen des Werks durch die Hände liefen, fand doch eine nennswerthe Indiscretion nicht statt. Die paar Sätze, welche durch einen Zufall in die Oeffentlichkeit gelangten, blieben ohne Folge, wenn auch mehrere Zeitungen angekündigt hatten, sie würden nun öfter Auszüge bringen. Alle Versuche, die an dem Unternehmen Betheiligten zu Indiscretionen kleinerer oder größerer Art zu bringen, schlugen fehl, bis endlich der Autor einige Tage vor der Ausgabe einzelne Exemplare an französische Schriftsteller verschenkte und die Vorrede in Journalen abzudrucken gestattete. Die französische Originalausgabe, die deutsche, die englische und die italienische Uebersetzung sollten an Einem Tage ausgegeben werden, und der 28 Febr. war dazu festgesetzt. Man wurde aber nicht fertig; namentlich rückte die deutsche Uebersetzung langsam vor, und es sah eine Zeitlang so aus, als werde man erst Ende März bereit sein. Da scheint dem Kaiser die Geduld ausgegangen zu sein. Die in 1500 Exemplaren in der Imprimerie impériale gedruckte Prachtausgabe in Quart lag schon fertig vor, die Octavausgabe wurde mit aller Macht beschleunigt und zur Vollendung der deutschen Uebersetzung auf das schärfste gedrängt. In den letzten Tagen des Februar, als Herrn Gerold noch acht Bogen oder 128 Seiten fehlten, theilte man ihm aus Paris plötzlich mit, man werde am 9. März in Paris unfehlbar die französische Ausgabe erscheinen lassen. Da nun dem ganzen deutschen Buchhandel das gleichzeitige Erscheinen der französischen und deutschen Ausgabe in Paris, Wien und Leipzig förmlich zugesagt war, so mußten riesige Anstrengungen gemacht werden, um die fehlenden acht Bogen in so kurzer Zeit fertig zu bringen, die sämmtlichen Exemplare binden zu lassen und auch noch zu versenden, daß sie am 9. März in Leipzig ausgegeben werden konnten. Es wurde Tag und Nacht in der Gerold'schen Druckerei gesetzt und gedruckt, und 48 Stunden lang kam das Personal nicht ins Bett. Die Dampfpressen arbeiteten fort und fort, die elegant gedruckten Bogen fielen in ununterbrochener Reihe von den Walzen herab; zuletzt konnten die Leute kaum mehr stehen und mußten nach Hause geschickt werden, weil die Ermüdung sie förmlich lähmte. Aber der Zweck war endlich erreicht, die Möglichkeit des Fertigwerdens zu gehöriger Zeit außer Zweifel. Unterdessen flogen die telegraphischen Depeschen nach Paris und zurück, um die letzten Feststellungen zu regeln, und am Freitag vor acht Tagen setzten sich von Paris aus etwa 1000 Centner „Histoire de César“ in 30 Kisten nach Wien und ebenso viel für Gerold's Rechnung nach Leipzig in Bewegung. Zwei Tage später rollte von Wien aus eine große Reihe von Kisten mit der deutschen Ausgabe nach Leipzig, wo sie am Donnerstag eintraf. Die französische Ausgabe kam Montag Abend schon in Wien an, und kann man sich einen Begriff machen von der fieberhaften Thätigkeit, die in dem Gerold'schen Locale herrschte, wo Tausende von Packeten eingeschrieben und verpackt wurden, fortwährend neue Bestellungen einliefen, die Buchbinder ihre Arbeit packweise herbeigeschleppt brachten, ankommende Briefe und telegraphische Depeschen immer wieder neue Anordnungen erheischten und dabei stets Sorge getragen werden mußte, daß keins von den vielen Packeten durch irgend ein Versehen vor der Zeit aus dem Hause käme. Endlich war man des Stoffes Herr geworden. Am 8. März Abends lag Alles bereit, und am 9. März in aller Frühe setzte sich die vielhändige Vertheilungsmaschine in Bewegung, welche das ersehnte Buch in die Hände des Publikums leitete. Der Wiener Buchhandel that das Seinige, daß schon am 11. März Mittags der Markt gehörig versorgt war. In Paris gelangte die erste (Luxus-) Ausgabe, von welcher sich der Kaiser der Franzosen einen Theil zu Geschenken an distinguirte Personen vorbehalten hatte, gar nicht in den Handel. Sie war schon vergriffen, ehe sie ausgegeben werden konnte, d. h. durch Subscription gänzlich ausverkauft. Sie erschien in Groß-Quart, imposant ausgestattet mit dem Portrait Cäsar's und kostete 50 Frs. per Band. Es ist eine Potentatenausgabe, welche Curiositätenjäger, da sie schon jetzt fehlt, später sehr hoch bezahlen werden. Die eigentliche Ausgabe für den Handel, in Groß-Octav, die auch gleichzeitig in Wien ausgegeben wurde, kam in Paris sofort in ungeheurer Anzahl in das Publicum, wurde aber gleichfalls schon am ersten Tage der Publication vergriffen und befindet sich in diesem Augenblick wieder unter der Presse. Sie zeichnet sich durch prächtige, solide Ausstattung aus, steht aber in Bezug auf handliches, gefälliges Aeußere der deutschen Ausgabe nach. Das Buch erregt in Frankreich ungeheure Sensation, und der Verleger befindet sich förmlich in Noth, um die Massen von Exemplaren zu produciren, die man von allen Seiten von ihm verlangt. Bei der nervösen Regsamkeit und Ungeduld der Franzosen mag in Paris in dem Verkaufslokal des Hrn. Plon eine wahre Schlacht toben. Uebrigens hat in keinem Lande bis jetzt der Buchhandel ein auch nur annähernd so großartiges Unternehmen ins Leben treten gesehen. Die erste Zeit der Ausgabe gehört der Lectüre, die zweite wird der Kritik anheimfallen, und dann werden gewiegte Stimmen, Männer vom Fach, darüber entscheiden, ob Napoleon III. auch ein gutes Buch geschrieben hat.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 23.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 16. Bremen, 16. April. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Verkehr und Kultur im Spiegel der Geschichte.

Skizzen aus Frankreichs und Englands Vergangenheit.

Von Dr. Leonhard Freund.

I. Aus Frankreichs Vergangenheit.

„Euch ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an."
Schiller.

So weit geschichtliche Kunde reicht, war Gallien — die Landschaft, welche zwischen den Pyrenäen und dem Rheine, dem Mittelmeer und dem atlantischen Ocean sich ausbreitet — größtentheils von den Kelten bewohnt, die als ein Wandervolk aus ihrer Heimath hervortraten und den Anstoß zu den Völkerbewegungen in Europa gaben, welche andere Stämme wiederholten. Kein Volk des Occidents ist so weit gewandert; keines hat so viele Länder gesehen; Europa, Asien und Afrika waren Schauplätze seiner Thaten. Als sich nun endlich die Kelten innerhalb eines weitausgedehnten Gebietes in Mitteleuropa ansiedelten, verband die von einander entfernt wohnenden einzelnen Stämme ein geistiges Gefühl nationaler Gemeinschaft eben so sehr, wie die durch Gegenseitigkeit begründeten Interessen geschäftlichen Verkehrs. Namentlich war letzterer zwischen den gallischen und britischen Kelten sehr lebhaft.

Die Kunde der Schrift, die wenigstens bei der Priesterschaft allgemein gewesen — die Geschicklichkeit der Kupfer- und Goldarbeiter, welche durch noch erhaltene Goldmünzen hinlänglich documentirt wird, — die Kunstfertigkeit gallischer Arbeiter im Weben und Färben von Kleidungsstoffen, wie im Fabriciren und Verarbeiten von Kriegsmaterialien, — — dies Alles sind Thatsachen, welche genügen, die Höhe des damaligen Kulturstandes zu beweisen. Auf letztern wirkte in förderlichster Weise auswärtiger Einfluß ein, und die Sage von jenen mächtigen Fremdlingen, welche, gewissermaßen als Gegengabe für die Vortheile, die ihnen aus den von der Natur freigebig dargebotenen Bodenerzeugnissen erwuchsen, die Wohlthaten der Civilisation in's Land gebracht, pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht unter den Galliern fort. Die Ausbeutung der Minen in den Pyrenäen, den Cevennen und Alpen lockte z. B. die Phönicier an, die sich hier nicht auf den Verkehr in den Küstenstädten beschränkten, sondern auch Colonisirungen im Innern des Landes versuchten. Der Handel mit rohen Produkten brachte sie mit fremden Kaufleuten, insbesondere aus Carthago und Rom, in Verbindung. Durch diese lernten sie unter Anderem die Verwendung des Weines kennen; von den Massalioten aber erfuhren sie, wie er zu bereiten sei. Ihre Fortschritte in der Kultur dieses Artikels, welchen sie später exportirten, waren so schnell, daß römische Kaufleute darüber zu klagen haben, daß die Gallier den Wein mit der Wurzel der Aloe und allerlei Kräutern mischten, um seine natürlichen Mängel durch schöne Färbung und künstlich herbeigeführten Wohlgeruch zu ergänzen.

Am fruchtbarsten erschien jedoch der Keim der Civilisation, den die Griechen in dem Süden legten, als sie dort einige Städte gründeten. Geleitet von der bewährten Erfahrung der Hellenen, schritten die Gallier auf diesem Wege dem zwar immerhin sichereren, aber in der Regel wohl langsameren Gange der Selbstbildung um viele Jahrhunderte voraus.

Mit der hervorragendsten dieser Colonien wollen wir uns noch im Folgenden beschäftigen. Es ist dies die Hauptstadt der griechischen Ansiedler im Süden Frankreichs, von welcher als strahlendem Mittelpunkte griechische Sitte und Bildung in viele Niederlassungen der Fremden an der gallischen und spanischen Küste, sowie über einen Theil des inneren Galliens sich verbreiteten, — Massalia, das heutige Marseille. Die Geschichte dieser Hauptstadt beabsichtigen wir, von den ältesten Zeiten beginnend, zunächst bis zu der von Cäsar vollbrachten Eroberung Galliens, wenigstens in ihren Hauptzügen, hier zu skizziren.

Der Liebe einer Tochter Nann's, des Königs der Segobriger zu Euxenes, einem Griechen aus Phokäa, welcher auf Entdeckungsreisen begriffen war, verdankte Marseille (a. 600 vor Chr.) seine Gründung. Die schöne Gallierin reichte dem Bräutigam aus der Fremde die Hand, und brachte als Mitgift den Besitz jenes Golfes, an welchem dieser einstmals zuerst ans Land gestiegen war. Griechen ließen sich alsbald dort nieder; ihre Anzahl mehrte sich beträchtlich, da Bürger der Mutterstadt auf ihrer Flucht vor dem siegreichen Cyrus, nachdem Kleinasien von den Persern erobert worden, ihren Wohnsitz in der weit

entfernten, neuen Colonie gern aufschlugen. Bald wurde sie darum, zumal begünstigt durch herrliche Lage, zu einer durch Handel und Gewerbe blühenden Stadt, welche besonders nach dem Falle von Carthago zu einer außerordentlichen Bedeutung gelangte.

Erwerb von materiellen Gütern war und blieb zwar freilich immer der Brennpunkt alles Strebens ihrer Bewohner; gleichwohl wurden Künste und Wissenschaften eifrig gepflegt, besonders diejenigen Zweige derselben, welche sich direct auf Handel und Seewesen beziehen. Sie lebten unter einem streng aristokratischen Regiment und bewahrten treulich hellenische Erinnerungen. Man rühmte sie überall als ordnungsliebend, betriebsam, hochstrebend, leutselig, mäßig und überhaupt in jeder Hinsicht ehrenhaft. Zur Zeit des zweiten punischen Krieges, (a. 218—201 v. Chr.) in welchem sie die Römer unterstützten, wurde sogar zu Rom nur von den Sitten der Massalioten gesprochen, wenn man Ideale von Treue und Redlichkeit aufstellen wollte.

Sei es nun, daß man damals die moralische Musterhaftigkeit der Bundesgenossen vielleicht absichtlich überschätzt hatte, um ihnen aus Dankbarkeit zu schmeicheln, sei es, daß in der That im Laufe der Zeiten eine gewaltige Verschlechterung der Gesittung eingetreten sein mochte, genug, 400 Jahre später bezeichnete man in demselben Rom, und zwar in der unter Heliogabal's Regierung entarteten Weltstadt, schimpflichste Corruption als „massalisch.“ Wenigstens für eine Gattung von Verbrechen läßt sich indessen eine Umwandelung der sittlichen Anschauungen wohl mit ziemlicher Sicherheit constatiren; in großer Menge aufgefundene falsche massaliotische Münzen sprechen nämlich dafür, daß Münzfälschung häufig betrieben worden.

Mit geringen Modificationen galten in Massalia jonische Gesetze. Wir erwähnen beispielsweise, daß Magier und bettelnde Priester, welche unter dem Scheine der Religion krassen Aberglauben verbreiteten und sich dadurch zu bereichern wußten, streng verfolgt wurden; ferner, daß amtswidrig verfahrende Beamte die Strafe der Infamie traf.

Gar schnell war Massalia zur Blüthe gelangt, aber nach dem Schicksale, welches überhaupt alle Handelsstaaten unvermeidlich ereilt, sollte es mit gleicher Schnelligkeit dem Verfalle entgegengehen.

Der Höhe, welche es als Stapelplatz des gesammten Verkehrs im Süden erreicht und mit glänzendem Erfolge behauptet hatte, entsprach nämlich nicht der Umfang seiner Territorialmacht. Was aber überhaupt ein Gemeinwesen am sichersten gegen Angriffe von Außen schützt, — das richtige Verhältniß der Größe des Gebietes zu seiner geistigen Bedeutung war hier durchaus nicht vorhanden, und die Selbständigkeit Massaliens schon aus diesem Grunde von keiner langen Dauer. Streitigkeiten mit den benachbarten Ligurern, welche häufig Einfälle in das Gebiet der viel beneideten Stadt wagten, konnten darum nicht ausbleiben. Ueberlegenen Feinden gegenüber, sahen sich nun die Massalioten bald zu dem bedenklichen Schritte genöthigt, an angeblich befreundete Fremde und zwar an das jede Gelegenheit zu Machterweiterung gern benutzende Rom die Bitte um Einmischung zu richten. Bereitwilligst erschienen sofort die Römer, zuerst als Verbündete und Beschützer; später jedoch führten sie den Krieg auf eigene Hand und zu eigenen Zwecken. Die ligurischen Völkerschaften wurden zunächst unterworfen und eine römische Provinz war somit im südlichen Gallien gegründet. Die Eroberung aber des ganzen Landes zu unternehmen und zu vollenden, blieb bekanntlich dem Feldherrngenie eines Cäsar vorbehalten, welchem freilich die Uneinigkeit unter den zahlreichen Herrschern und Stammhäuptern Galliens gar sehr zu statten kam.

Wir schließen mit einer treffenden, ihrem wesentlichen Inhalte nach an eine freilich prägnantere Stelle in Humboldt's „Kosmos“ erinnernden Bemerkung D'Israeli's über die große culturhistorische Bedeutung des mittelländischen Oceans.

„Dem Mittelmeer und seinen Küsten wohnt ein so eigenthümlicher Zauber bei, daß kein anderes Meer und kein anderes Gestade sich an natürlicher Lieblichkeit und an historischen Erinnerungen damit vergleichen kann. Denn an diesen Küsten ist ja Alles erstanden, was uns in der Vergangenheit interessirt: Egypten und Palästina, Griechenland, Rom und Carthago, das maurische Spanien und das mittelalterliche Italien. Diese Gestade haben uns unsere Religion gegeben, unsere Künste, unsere Literatur und unsere Gesetze. Würde Alles, was wir am Mittelmeer gewonnen, in unserem Gedächtniß gelöscht, dann, ja dann wären wir Wilde.“

II. Aus Englands Vergangenheit.

„Das Mißtrauen, die Verheimlichung der wahren Eigenschaften eigner Producte und das Streben, von der Unkenntniß Anderer Vortheile zu ziehen, sind nicht die nothwendigen Gefährten des Handels, sondern Aeußerungen derselben menschlichen Selbstsucht, die sich auch vor dem Verkehr durch andere Mittel offenbarte und die gerade umsomehr aus dem Verkehre verschwinden, je ausgebildeter das Gewerbe des Handels ist.“

(B. Hildebrand: „Die Nationalökonomie der Gegenwart.“ I., 254.)

Die Verkehrsverhältnisse und die Auffassung der Handelsmoral in den angelsächsischen Städten, wie sie das Mittelalter uns zeigt, — worunter wir nicht das Jahrtausend verstehen, welches Alterthum und Renaissance trennt, sondern vielmehr jene bei allen Völkern wiederkehrende Entwickelungsstufe, die aus dem rohen, sogenannten Naturstande in die volle Kulturblüthe hinüberführt — boten der Verübung und Ausbildung von Betrugsverbrechen nur allzugünstigen Boden, wie sowohl überhaupt urkundliche Nachrichten, als auch namentlich Bestimmungen in den Rechtsaufzeichnungen der angesehensten städtischen Corporationen jener Zeiten darthun. So unterwarf Edward I., als er von einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande heimkehrte, die Verwaltung des Sheriffs und anderer Beamten, welche den König betrogen und das Volk bedrückt hatten, einer strengen Prüfung.

Bei dieser Gelegenheit wurde eidlich festgestellt, daß die Kaufleute von Beverley bei ihren Geschäften sich nicht nur ungleicher Maße bedienten — beim Verkaufen beträchtlich kleiner, als beim Einkaufen, — sondern auch in anderer Weise, namentlich in dem Handel mit Korn und Salz nicht reell zu Werke gingen, und daß in dem Haupthandelszweige von Beverley, in dem mit gefärbten Tüchern, Betrug an der Tagesordnung war. Das in dem Orte gebräuchliche Tuchmaß hatte nämlich nicht die gesetzlich bestimmte Länge und die Tuchmacher fertigten und lieferten ihre Stücke, ohne dabei auf die vorschriftsmäßige Quantität der Leistungen Rücksicht zu nehmen.

In Chester wurden Brauer, welche schlechtes Bier lieferten, auf den sogenannten Schandstuhl gesetzt. Von dieser Strafe konnten sie sich nur durch Erlegung von 4 Schillingen loskaufen. Wer sich falscher Maße bediente, mußte daselbst ebenfalls 4 Schillinge als Strafe entrichten.

In der Stadt Arundel, deren Freiheitsbrief von Wilhelm dem Eroberer herrührt, wurde der Handel mit Victualien streng beaufsichtigt. Der Gehalt des Bieres und das Gewicht des Brodes waren gesetzlich festgestellt. Bäcker und Brauer mußten überdies Erlaubnißscheine für ihren Geschäftsbetrieb nachsuchen. Wie aus einem uns erhaltenen Verzeichniß dort gefällter Urtheile hervorgeht, wurden Fleischer, welche ungesundes Fleisch verkauften, mit einer Geldbuße von 20 Pence, Bäcker aber, welche die Brodlaibchen nicht in der vorgeschriebenen Quantität lieferten, bloß mit 2 Pence bestraft; Brauer die nicht die festgesetzte Taxe befolgten, mußten 2 Pence zahlen; Bäcker, welche falscher Gewichte sich bedienten, gaben 4 Pence; Lichthändler, die schlechte Kerzen verkauften, wurden zu 6 Pence Brüche verurtheilt. Für übermäßigen Gewinn büßten Gastwirthe und Tuchhändler mit 4 Pence, Fleischer und Fischhändler dagegen mit nur 2 Pence.

Sogar der Uebervortheilung durch Spiel ward durch gesetzliche Bestimmungen vorgebeugt, indem jeder, der Karten und Würfel in seinem Hause hielt, 12 Pence Strafgeld entrichten mußte.

In London, dessen Bedeutung als Handelsplatz schon damals groß war — Beda spricht von einem „Markt vieler Völker, die hier zu Lande und zur See erscheinen.“ — wurden besonders Münzverbrechen und alle das Handelswesen berührenden Vergehen mit unnachsichtiger Strenge bestraft. Falschprägende Münzbeamte verloren die Hand, welche an die Münzstätte befestigt wurde; andere Falschmünzer, die in der Regel besonders in dichten Wäldern ihr Wesen trieben, das Leben, wenn nicht etwa der König sie zu einer milderen Strafe begnadigte. Es wurde dabei zwischen Urhebern, Theilnehmern und Begünstigern des Verbrechens ebensowenig, als zwischen Einheimischen und Fremden unterschieden. Kaufleute, welche mit falschen Münzen im Lande Handel trieben, verloren nur die Hand; Kaufleute aber, die falsche oder wenigstens nicht vollwichtige Münzen aus dem Auslande importirten, sollten mit dem Leben oder dem Wergeld büßen. Daß in den Londoner Statuten auch der Fall vorgesehen war, wenn Münzbeamte im Einverständnisse mit dem die Aufsicht über den bürgerlichen Vorsteher der Gemeinde führenden höchsten königlichen Würdenträger der Stadt, dem Portgerefa, delinquirten, liefert mindestens kein sonderlich günstiges Zeugniß für die Moralität der Verwaltungsorgane jener Zeit. Fremden Kaufleuten war vorgeschrieben, ihre Waaren nur auf königlichen Wagen abzuwiegen. Es wird erwähnt, daß Contravenienten, welche dennoch auf eigener Wage gewogen hatten, mit Einsperren ins Gefängniß und Vernichtung der für falsch befundenen Gewichte bestraft wurden; außerdem zahlten sie 1000 Pfund Sterling, aus Angst, sonst in den „fürchterlichsten Kerker“ zu kommen.

Von dem Verdachte einer Zolldefraudation sollte sich der Beschuldigte durch seinen Eid in Verbindung mit sechs Eideshelfern befreien dürfen. Gab er aber vor, den Zoll entrichtet zu haben, ohne jedoch angeben zu können, an wen, so mußte er den Betrag der Zollgebühren aufs Neue entrichten und außerdem als Strafe 5 Pfund an den König zahlen.

* * *

Wohl vermag der Einblick in sociale Zustände der Vergangenheit immer zu vielen fruchtbaren Betrachtungen und Vergleichungen anzuregen, selbst dann schon, wenn es sich, wie bei dem Thema dieser Skizze, blos um solche Beziehungen handelt, die ein streng begrenztes Gebiet wirthschaftlichen Strebens und Schaffens zu ihrem Gegenstande haben. Denn die einzelnen — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — culturhistorischen Strahlen laufen ja in den Brennpunkt der Sitten- und Kulturgeschichte zusammen und nur aus vielen, oft sogar über verschiedene Zeiten und Völker verstreuten Einzelzügen kann ein treues Gesammtbild der Kultur überhaupt geschaffen werden.

Wir wollen indessen hier weder das Vergleichen, noch das Betrachten erschöpfen, sondern vielmehr mit folgender Bemerkung uns begnügen.

Ohne Zweifel tritt uns in der Geschichte eine Verschiedenheit des sittlichen Urtheils nach den divergirenden Auffassungen von Zeiten, Völkern, Ständen und Individuen entgegen. Aber in diesem Wechsel der Meinungen lassen sich doch wohl feste Punkte entdecken. Von einem bestimmten Keime gehen die Veränderungen in den sittlichen Anschauungen aus und es offenbart sich in ihnen zugleich, ungeachtet mancher scheinbaren Abweichungen, eine Entwickelung nach einem fest bestimmten, in successiven Abstufungen sich entfaltenden und der jeweiligen Kulturhöhe entsprechenden Ziele hin.

Das moralische Verhalten des Menschen dem gegenüber, was er selbst, sowie seine Umgebung und seine Zeit für sittlich halten, mit einem Wort, — seine subjective Sittlichkeit ist allerdings wohl stets im Wesentlichen dieselbe gewesen und geblieben. Die Ansprüche aber, die man heutzutage an Handlungen macht, wenn sie das Prädicat: „sittlich“ wirklich verdienen sollen, sind im Laufe der Zeiten mit den Fortschritten und mit der Verallgemeinerung der Bildung gestiegen. Allein die von besonderen Verhältnissen und Zeitumständen ganz unabhängige, — die objective Sittlichkeit hat überhaupt zugenommen.

Wie jeder andere Zweig menschlicher Thätigkeit, so hat zwar auch der Gewerbs- und Handelsverkehr seine ethischen Gesetze und darunter, seiner Natur gemäß, wohl manche nur ihm eigenthümliche. Diese Besonderheiten aber, so weit sie rationell begründet sind und zugleich mit dem richtig verstandenen höheren Interesse der Gesammtheit nicht in Widerstreit gerathen, zu erkennen und anzuerkennen, — das ist sicherlich eine jener ebenso wichtigen, als unabweisbaren Aufgaben, welchen die wirklich rationelle und darum sociale Ethik niemals aus dem Wege gehen sollte *)

---

* Fensterparade.

Von Otto Buchwald.

I. Das Mädchen.

Ich weiß nicht, warum er beim Hause
So oft vorüberzieht
Und stets mit verstohlenen Blicken
Nach meinem Fenster sieht.

Und warum sagt denn die Mutter,
Sieht sie ihn vorübergehn,
Es schicke sich nicht für ein Mädchen
So oft aus dem Fenster zu sehn?

*) Von den gelehrten deutschen Systematikern der Ethik wird die Handelsmoral freilich viel zu stiefmütterlich abgefertigt. Bei Weitem das Eingehendste darüber enthalten wohl Anton Ree's, wie es scheint, noch nicht hinlänglich bekannt gewordene und gewürdigte: „Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik.“ (Hamburg 1857.)

Ein Blick, ich kann's nicht glauben,
Daß er Grund zum Schelten ihr giebt;
Der Jüngling ist die Ursach'!
Ob er mich etwa liebt?

2. Der Jüngling.

Ich weiß nicht, warum sie am Fenster,
Wenn ich vorüber muß,
Stets sitzt und stets herabsieht,
Als störte sie mein Fuß.

Und folg' ich dem Flug ihrer Blicke,
Sie fielen sicher auf mich,
Wenn nicht mit den meinen sie kreuzten
Auf halbem Wege sich.

Ob wohl mein häufig Kommen
Ihr Grund zum Aerger giebt?
Doch nein! sie lächelt freundlich —
Ob sie mich etwa liebt?

3. Der Hauswirth.

Warum sieht er sich von unten
Nur stets die Wohnung an,
Da er sie aus der Nähe
Doch gleich beschauen kann?

Was sieht er zum zweiten Stockwerk?
Das erste nur ist leer!
Kommt er wohl wegen des Mädchens
So oft zum Hause her?

Uns kann geholfen werden,
Nicht schwierig ist der Kauf:
Sie zieht einen Stock herunter,
Er einen Stock hinauf.

4. Der Dichter.

Der Wirth rieth doch das Beste,
Drum ist sein Stock nicht leer,
Und auch die Mutter ärgern
Keine Fensterparaden mehr.

Und wie das Alles gekommen?
Als genaht die rechte Zeit,
Da hat der glückliche Jüngling
Das holde Mädchen gefreit.

Und wird einst später ein Jüngling
Beim Hause vorübergehn,
So werden drei blonde Köpfchen
Verstohlen heruntersehn.

* Napoleon III. und seine Geschichte Julius Cäsar's.

Unbefangene Bemerkungen und Fragen.

Im Vorwort der deutschen Uebersetzung (Wien, Carl Gerold's Sohn, 1865) sagt der Verfasser der „Geschichte Julius Cäsar's:“ „Die Lehren der Geschichte flößen uns die Liebe zum Schönen und Gerechten, den Haß gegen das ein, was die Fortschritte der Menschheit hemmt.“ Ist nicht hierbei die Frage eine berechtigte: Prägt sich nun auch in der eigenen Geschichte des Verfassers „die Liebe zum Schönen und Gerechten, der Haß gegen das aus, was die Fortschritte der Menschheit hemmt? Wie besteht er selbst und die geschichtliche Rolle, die er gespielt hat, nach diesem Grundsatze vor der Geschichte? Und wie darnach Napoleon I.?

Als das Mittel, das in der Geschichtschreibung zur Wahrheit führt, bezeichnet der Verfasser „nur das Befolgen der Gesetze der Logik,“ und er bemerkt dann in dieser Hinsicht als eine Art Schlußfolgerung, daß, wie „die Logik in den bedeutenden Ereignissen den gebieterischen Grund ihres Werdens nachweist, so muß man auch in der langen Dauer einer Einrichtung den Beweis ihrer Güte erkennen“.

Wir fragen hier: Wenn die Gerechtigkeit einer Sache durch ihr Alter bewiesen wird, ist dann z. B. nicht auch die Gerechtigkeit der Sclaverei eine unumstößliche Gewißheit? Und in welchem Lichte erscheint nach jenem Satze die Herrschaft des Islam und der türkische Despotismus in den Ländern des südöstlichen Europa, den — trotz der Lehren der Geschichte und der ihnen entstammenden „Liebe zum Schönen und Gerechten und des Hasses gegen alles, was die Fortschritte der Menschheit hemmt.“ — die Politik der christlichen Mächte, auch die Politik Napoleons in Europa noch heutzutage duldet?

Wenn der Verfasser weiter bemerkt, daß manche Geschichtschreiber „die von der Vorzeit überlieferten Thatsachen sammeln, ohne sie nach ihrer philosophischen Bedeutung zu ordnen,“ und daher „verherrlichen, was tadelnswerth ist, und in Schatten stellen, was Licht fordert“, so liegt das nicht allein an einem Mangel philosophischer Einsicht, sondern daran, daß die Geschichtschreibung zu ihrer Wahrheit nicht blos „der Gesetze der Logik“, sondern auch sittlicher Anschauungen und Grundsätze bedarf, in denen sich — wenigstens theilweise — „die Liebe zum Schönen und Gerechten, so wie der Haß gegen das, was die Fortschritte der Menschheit hemmt“, vor allem offenbart. Die wahre Geschichtschreibung ist nicht nur ein Product der Logik und des Verstandes, sie ist vornehmlich auch das Erzeugniß der Ethik und des Herzens.

Der Verfasser sagt ferner im Vorworte: das Ziel, das er sich bei Abfassung der „Geschichte Julius Cäsar's“ gesetzt habe, sei, „zu beweisen, daß die Vorsehung, wenn sie Männer, wie Cäsar, Carl den Großen und Napoleon hervorbringt, damit den Völkern die Bahn, welche sie verfolgen sollen, vorzeichnen will“. Und er setzt hinzu: „Glücklich die Völker, welche sie begreifen und ihnen folgen! Wehe denen, welche sie verkennen und bekämpfen! Sie machen es wie die Juden, sie kreuzigen den Messias. Sie sind blind und strafbar: blind, denn sie sehen nicht die Machtlosigkeit ihrer Anstrengungen, um den redlichen Triumph des Guten zu verhindern; strafbar, denn sie verzögern nur den Fortschritt, indem sie seine schnelle und fruchtbare Anwendung erschweren.

In der That — fährt er sodann fort — weder Cäsars Ermordung, noch die Gefangenschaft von St. Helena haben vermocht, zwei volksthümliche Interessen unwiederbringlich zu vernichten, die nur von einer, mit der Maske der Freiheit sich deckenden Verbindung gestürzt worden. Und von Napoleon sagt er dann: der durch das verschworne Europa gegen Napoleon ausgeübte Ostracismus hat das Wiederaufleben des Kaiserreichs nicht verhindert; und dennoch, wie fern sind wir von der Lösung der großen Fragen, der Beruhigung der Leidenschaften, der ge-

rechten Befriedigung, welche das erste Kaiserreich den Völkern gab!«

In diesen wenigen Sätzen, wie dunkel sie auch zum Theil vielleicht absichtlich, sind, liegt des Pudels Kern. Es ergiebt sich, aus ihnen, wie der Erbe des Onkels dazu gekommen ist, diese »Geschichte Julius Cäsars« zu schreiben, und welches Ziel der Verfasser der »Geschichte« für den Neffen des Onkels sich gesetzt hat. Diese »Geschichte« wird hiernach offenbar zu einer — **oratio pro domo!**

Und wie lauten in dieser oratio pro domo die Urtheile über die Gegner Napoleons I., über die, mit der Maske der Freiheit sich deckende Verbindung?« Sind diese Urtheile von der geschichtlichen Wahrheit eingegeben? oder beruhen sie nicht vielmehr auf einseitigen Ansichten und auf den persönlichen Anschauungen eines egoistischen Nepotismus? Kann man von dem ersten Kaiserreiche in Wahrheit sagen, daß es »die großen Fragen« (der Verfasser hat diese »Fragen« nicht näher bezeichnet und sich überhaupt gerade hierbei etwas dunkel ausgedrückt) »gelöst«, daß es »den Völkern die Beruhigung der Leidenschaften und die gerechte Befriedigung gegeben habe?«

Wenn endlich der Verfasser sein Vorwort, indem er von dieser »Beruhigung der Leidenschaften« und der »gerechten Befriedigung« spricht, welche das Kaiserreich den Völkern gegeben haben soll, mit den Worten schließt: »Und so erfüllt sich tagtäglich, seit 1815, die Prophezeihung des Gefangenen von St. Helena: »Wie viel Kämpfe, Blut und Jahre wird es noch bedürfen, damit das Gute, was ich der Menschheit erweisen wollte, sich verwirkliche«, und wenn er dann noch in einer Anmerkung dazu bemerkt: »In der That, seit 1815, was für Aufregungen, Bürgerkriege, Revolutionen in ganz Europa, in Frankreich, Spanien, Italien, Polen, Belgien, Ungarn, Griechenland, Deutschland!« — was sagt zu dem Allen die unparteiische Geschichte? Ist Napoleon I. wirklich durch die »mit der Maske der Freiheit sich deckende Verbindung« verhindert worden, »das Gute, was er der Menschheit erweisen wollte, zu verwirklichen?« Und wäre etwa gar die Meinung des Verfassers der »Geschichte Julius Cäsar's« gewesen, daß, wenn Napoleon durch die »mit der Maske der Freiheit sich deckende Verbindung« nicht gestürzt worden wäre, er jene »Aufregungen, Bürgerkriege und Revolutionen« würde haben verhindern können? Kam es doch unter ihm und durch ihn selbst ebenfalls zu genug Aufregungen in Europa! Hielt er dieselben etwa für nothwendig zur »Beruhigung der Leidenschaften und zu gerechter Befriedigung« der Völker? Waren sie etwa nach den Gesetzen einer politischen Logik, einer machiavellistischen Politik ein nothwendiges Mittel für ihn, um »das Gute zu verwirklichen, was er der Menschheit erweisen wollte?« .

Und weil trotz des, »durch das verschworene Europa gegen Napoleon ausgeübten Ostracismus« das Kaiserreich in der Person des Neffen wieder aufgelebt ist: wie stellt sich der Erbe des ersten Kaiserreichs zu »dem Guten, was Jener der Menschheit erweisen wollte?« zu »der Lösung der großen Fragen, der Beruhigung der Leidenschaften und der gerechten Befriedigung der Völker?« Wird er von dem Allen wenigstens Etwas verwirklichen und den Völkern geben? —

Unter den ungelösten Fragen unserer Zeit befindet sich übrigens auch die orientalische Frage. Ueber diese enthält die »Geschichte Julius Cäsar's« eine sehr verständige, sehr wahre und gerechtfertigte Aeußerung, die wir hier gern hersetzen. Nachdem der Verfasser im vierten Kapitel des ersten Buchs den Wohlstand des Beckens des Mittelmeeres im zweiten oder dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung geschildert hat, sagt er am Schlusse seiner Beschreibung der Küsten des mittelländischen Meeres und des damaligen Blüthezustandes der verschiedenen Völker, die sie bewohnten: »Die Erinnerung an solche Größe flößt einen sehr natürlichen Wunsch ein, den nämlich, daß die Eifersucht der Großmächte den Orient nicht mehr hindern möge, den Staub von zwanzig Jahrhunderten abzuschütteln und aufzuerstehen zu Leben und Civilisation«.

Wie stellt sich der französische Kaiser zu solcher Eifersucht der Großmächte und überhaupt zur orientalischen Frage? Ist jene Aeußerung mehr eine geschichtliche Erinnerung oder ein politisches Zugeständniß?

---

* Ludwig Steub über das heutige Griechenland und die Griechen.

Im Bremer Sonntagsbl. 1864 Nr. 48 und 49 theilten wir Einiges über die heutigen Griechen und das griechische Königreich mit, wobei uns der Aufsatz eines mit den dortigen Zuständen und Verhältnissen bekannten Deutschen, der im Lande selbst gewesen war, des Dr. Mendelssohn-Bartholdy in Heidelberg, zur Grundlage diente *). Neuerdings hat sich ein anderer Deutscher, der ebenfalls, wennschon vor länger als zwanzig Jahren, in Griechenland gewesen, über den nämlichen Gegenstand ausgesprochen. Es ist dies der Münchner Schriftsteller Ludwig Steub, der einst unter der bairisch-griechischen Regentschaft in Griechenland angestellt gewesen war, und dessen »Bilder aus Griechenland« (Leipzig, 1841) seiner Zeit viel Sympathien fanden und erweckten. Eben so hat man aus einer späteren Zeit seine »Wanderungen im bairischen Gebirge« auch in Norddeutschland mit Interesse gelesen. Das Buch, das 1862 erschien, ist vom Publicum mit solcher Freundlichkeit aufgenommen worden, daß von diesen »Wanderungen« bereits im Jahre 1864 eine zweite, vermehrte Auflage veranstaltet ward (München, Fleischmann), in welcher nicht nur zwei neue Abschnitte hinzugekommen sind, sondern auch die älteren Abschnitte Zusätze und Ergänzungen erhalten haben. Ein solcher Zusatz behandelt den obgedachten Gegenstand, und er thut es in einer so verständigen, freimüthigen und doch nicht lieblosen, vielmehr wohlwollenden Weise, daß wir alle daraus lernen können, damit wir nicht ungerecht über Griechenland und die Griechen urtheilen, wie es neuerdings unter den Deutschen fast zur allgemeinen Mode geworden zu sein scheint.

Zwar ist auch Steub der Meinung, daß es nach den Ereignissen der jüngsten Zeit »nicht recht patriotisch« scheine, dem eiteln und wankelmüthigen Volk der Gräcoslaven noch ein entschuldigendes Wörtlein zu widmen, aber doch drängt es ihn, über die Ursachen, welche das arme dürre Griechenland so weit gebracht haben«, eine Ansicht niederzulegen.

*) Der erwähnte Aufsatz: „Die Verwaltung König Otto's von Griechenland und sein Sturz" stand in den „Preußischen Jahrbüchern" von R. Haym. Der genannte Mendelssohn-Bartholdy ist gegenwärtig Privatdocent an der Universität Heidelberg, und es verdient wohl als ein unicum bemerkt zu werden, daß er als solcher für das Sommerhalbjahr 1865 Vorlesungen über die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes von 1821 bis 1862 angekündigt hat.

Er findet drei Hauptursachen der Leiden, die über Griechenland und die Griechen gekommen sind. Erstens — sagt er — hatte das Land, zumal am Anfang, an mehreren hundert Celebritäten zu leiden, lauter Heroen aus dem Freiheitskriege, die nicht lesen und nicht schreiben konnten, überhaupt nichts arbeiten, sondern nur „in heldenhafter Bärenhäuterei“ jene schönen Pensionen genießen wollten, die das befreite Vaterland ihnen schuldig sei. Jeder dieser Recken hatte dann wieder eine zahlreiche Sippschaft hinter sich, die mit ihm und Kraft der Verdienste eines jeden im Reiche emporkommen und Stellen erhalten wollte. Es war unmöglich, allen diesen Forderungen gerecht zu werden, allein die alternden Herren nahmen keine Vernunft an, sondern wenn sie wieder etliche Monate in den Antichambren zu Athen gesessen und nichts erreicht hatten, so pflegten sie nach Messenien oder nach Akarnanien zu gehen und dort zu näherer Begründung ihrer Ansprüche einen jener zahlreichen Aufstände zu veranstalten, die das Land in beständiger Unruhe erhalten. Zwar sind jetzt die alten Häuptlinge meist dahingegangen, aber ihr Geist schwebt noch über den griechischen Bergen, und die alte Klephtenwirthschaft hat „noch lange nicht abgeblüht.“

Zweitens — sagt Steub — leidet das Ländchen sehr schmerzlich „an der Hochschule zu Athen“. Es war ein schöner Traum der deutschen Philhellenen, daß in der alten Stadt der Weisen ein Bildungsherd für das ganze Morgenland entstehen und die männliche Jugend der dortigen Christenheit bis von den Höhen des Hämus, von den Grenzen Nubiens und Mesopotamiens zusammenströmen, in den akademischen Hainen am Cephissus neuerdings Philosophie betreiben und dann, gebildet, erleuchtet und veredelt, wieder in die umnachtete Heimath zurückkehren solle, um dort Bildung, Licht und edlere Menschlichkeit zu verbreiten; allein in der Praxis hat sich dies „ganz anders gestaltet“. Die Jungen kommen wohl aus allen Winkeln dort zusammen, lernen aber nicht viel, und bleiben, statt in die umnachtete langweilige Heimath zurückzukehren, lieber in dem lustigen Athen, sitzen den ganzen Tag in den Kaffeehäusern, halten sich zu den höchsten Würden sowohl berufen als geeignet, klagen bei erreichter Volljährigkeit über den Blödsinn des Vaterlands, das ihren Genius nicht zu verwerthen, über den Despoten, der für seine Minister nie die rechte Wahl zu treffen wisse, hetzen in den zahllosen Journalen das Volk gegen die Obrigkeit, „deren Tugenden allerdings auch nicht sehr hoch anzuschlagen sind“, geben jede Mörderbande, die sich im Lande herumtreibt, für die echten Enkel des Harmodius und Aristogiton aus, und brüllen mit bei jedem Pronunciamento, auch wenn deren in jedem Monat dreißig wären. Diese Hypertrophie der Bildung ist jetzt fast ein größeres Uebel geworden, als die Unwissenheit, über welche die vorfreiheitlichen Griechen Rhigas, Korais und andere so rührend zu klagen wußten. Hätte König Otto „keine anderen Staatsbürger zu regieren gehabt, als die mäßigen, arbeitsamen griechischen Bauern und Matrosen, so könnte er noch jetzt, von allen verehrt und geliebt, an den stillen Gestaden des Ilissus lustwandeln oder von seinem Schlosse aus „leichte Tschibukiwölkchen über das vergnügte Athen hinblasen.“

Das dritte Leiden sind die „wohlthätigen Mächte,“ Frankreich, Rußland und England, zumal letzteres, welches der griechischen Handelsmarine nie verzeihen wird, daß sie mit Zwiebeln, Oliven und Wasser durch die Meere kommt, während seine Seehelden Beefsteak und Brandy verlangen, was die Spesen beträchtlich vertheuert. Jeder dieser „Wohlthäter“ hält nun seine Sendlinge in dem Lande, jeder hat seine Partei, die erködert und losgehen läßt, so oft es ihm ersprießlich scheint. Jede der drei „wohlthätigen“ Gesandtschaften ist nur „ein Blasebalg, der in dem beständig brodelnden Vulkan des unglücklichen Landes nach Kräften schürt.“ Wer erinnert sich nicht an den edlen Don Pacifico, den Günstling des noch edleren Palmerston, und an die letzte „königmachende Intrigue des noblen Albion, das der alte Napoleon am Ende doch nicht unrichtig charakterisirt hat! Hätte man Griechenland gleich vom Anfang an dem Einfluß der wohlthätigen Mächte entziehen und in ruhige, windstille Gegenden, etwa nach Pommern oder in die Ukermark, verlegen können, so hätte es nicht so viele Millionen auf eine Armee und andere Schutzmittel, auf Bekämpfung von Revolutionen verwenden müssen, und sie wären wohl dem Straßenbau und anderen inneren Verbesserungen zugeflossen, und das kleine Hellas würde jetzt noch jenes Glückes genießen, „dessen Schild der Bavarese gewesen und das in vielen Jahren nicht wiederkehren wird.“

„Dieses glaubte ich“ — setzt Steub seinen Bemerkungen über die Ursachen der Leiden des unglücklichen Griechenland hinzu — „für das verachtete Völklein hier sagen zu dürfen, für die modernen Gräculi, die zwar, wie die kleinen Dänen, eine lächerliche himmelstürmende Eitelkeit, außerdem aber viele liebenswürdige Eigenschaften besitzen, und deren Unglück doch zum Theil aus Ursachen hervorging, für welche sie selbst nicht verantwortlich sind.“

Darf man wohl auch der Ansicht sein, daß Staub, der als „ehemaliger Griechenfahrer“ seine schönsten Erinnerungen an die Freuden und Leiden hellenischen Lebens sich bewahrt hat, und dem „eben leider noch eine Art Heimweh nach den classischen Ufern des Ilissus im Herzen sitzen geblieben ist, das er wahrscheinlich auf dieser Erde nicht mehr werde stillen können,“ gleichwohl in seinen Bemerkungen manches übertrieben und gar zu sehr ins Schwarze gemalt habe, so stört dies doch im Uebrigen die Treue des Gemäldes an und für sich nicht. Selbst derartige Uebertreibungen lassen die Sympathie erkennen, die er noch „für das schöne Land bewahrt“ hat, während „Deutschland sich längst wieder abgewendet von seinem ehemaligen Schooßkind“. Wie viel Deutsche und „Griechenfahrer“ theilen noch diese Sympathie mit ihm?

Besonders wahr aber, und zwar ohne wesentliche Einschränkung, ist alles das, was Steub von den Leiden sagt, die über Griechenland durch die „wohlthätigen Mächte“ von Anfang an gekommen sind. Das Wort Virgils: Timeo Danaos et dona Ferentej, hat wohl niemals in der Weltgeschichte eine schärfere und tiefer einschneidende Bestätigung gefunden. Hat doch selbst der Minister einer dieser „wohlthätigen Mächte“, nämlich Englands, dieser Wahrheit noch in neuester Zeit einen bezeichnenden Ausdruck gegeben! In einer Depesche Lord Russel's an Herrn Erskine in Athen vom 19. Sept. 1864 hieß es nach der Mittheilung der „Times“: „Je weniger die auswärtigen Mächte sich in die inneren Angelegenheiten Griechenlands einmischen, desto besser werden die Aussichten für die Ruhe und den inneren Frieden dieses Königreichs sein“.

Warum haben trotzdem die „wohlthätigen Mächte“ eine andere und zwar zum Theil eine offen feindselige Politik gegen Griechenland befolgt, als „Blasebälge“ die in dem beständig brodelnden Vulcan des unglücklichen Landes nach Kräften geschürt haben?

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Mothes. Die Basilikenform bei den Christen des ersten Jahrhunderts. — Stolz. Die heilige Elisabeth. — Zeising. Kunst und Gunst. — Wulff. Am Fichtelgebirge. — Furrer. Wanderungen durch Palästina. — Casper. Mein Tagebuch, Erinnerungen aus Schleswig-Holstein. — Heinrichs. Der Commercienrath. — Rogeard. Die Gespräche des Labienus. — Carus. Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. — Motz. Ueber die Empfindung der Naturschönheiten bei den Alten. —

* Vor einigen Tagen wurde auf dem Bahnhofe zu Mechernich bei den Abraum-Arbeiten eine kleine Sandstein-Figur aufgefunden, die unzweifelhaft römischen Ursprungs ist und eine Gottheit in sitzender Stellung repräsentirt. Da Kopf und Hals gänzlich fehlen und auch die Beine so verstümmelt worden, daß nur noch die oberen Ansätze vorhanden sind, so würde eine bestimmte Deutung des Bildwerkes mit Schwierigkeiten verknüpft sein, wenn eben nicht der Typus des Torso, selbst die Gewandung und die bestimmte Lage der Arme, vor Allem aber das Bruchstück eines neben der Statuette aufgefundenen Blitzstrahles, mit völliger Bestimmtheit auf die Figur eines Jupiter hinwiesen. Die Brust zeigt außerordentlich starke Muskeln, ist breit und hoch gewölbt, und von der linken Schulter hängt die Chlamys, Rücken und Hüften bedeckend, in zierlichem Faltenwurfe herab. Der rechte Oberarm liegt eng geschlossen und ruhig am Körper an, während der linke, welcher noch etwa drei Zoll erhalten ist, unter einem rechten Winkel mit der Seitenfläche des Körpers ansetzt. Demnach ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Rechte den Blitzstrahl gehalten habe, die Linke dagegen auf den Herrscher- und Götterstab, die **hasta pura**, gestützt gewesen sei. Da der Blitz mit einem Bande umwickelt, also gefesselt erscheint, so werden wir speciell auf einen Jupiter Conservator hingewiesen, der auch sonst vielfach auf rheinischen Monumenten, aber meist in aufrechter Stellung und mit anderen Gottheiten verbunden vorkommt. Das Material des Bildwerkes ist bunter Sandstein des Bleiberges, wie er in der unmittelbaren Nähe des Fundortes zu Tage ansteht.

— Zu dem ersten Bande des Lebens des Julius Cäsar lieferte der Maler Ingres ein Bildniß des Helden. Der Kaiser hat jetzt den Maler Gerôme beauftragt, den Helden in voller Kriegsrüstung für den zweiten Band zu zeichnen.

— Die Herzogin Colonna d'Istria, als Bildhauerin unter dem Pseudonym Marcello bekannt, hat die kolossale Büste einer Gorgone in Marmor vollendet, als Gegenstück zu ihrer Büste der Bianca Capello.

— Die berühmte italienische Sängerin Pasta, die Nebenbuhlerin der Catalani und Vorgängerin der Grisi, ist am 4. April auf ihrer Villa am Comersee gestorben. Sie hat in Bellini's Opern eine glänzende Reihe von Rollen geschaffen, darunter Norma und die Nachtwandlerin. Ihre Glanzperiode fiel in die Jahre 1824—1830. Eine große Coloratur-Sängerin soll sie nie gewesen sein, was allerdings etwas befremdend klingt, wenn man bedenkt, daß die „Sonnambula" für sie geschrieben wurde. Ihr tragischer Pathos aber ersetzte, was ihr an Geläufigkeit und in späteren Jahren an Schönheit der Stimme abging. Die Rolle der Norma hat sie „geschaffen" und dann der Grisi übermacht, die ihrem ganzen Naturell nach gerade in der Darstellung dieses Charakters Außerordentliches leistete. In Paris war die Malibran die gefährlichste Nebenbuhlerin der Pasta. Judith Pasta stammte aus einer jüdischen Familie und war im Jahre 1798 zu Sarrano bei Mailand geboren.

— Abert's Sinfonie, welche kürzlich in England (im Krystallpalast) zum erstenmal aufgeführt wurde, ist, wie das Athenäum urtheilt, ein Werk, welches in seiner Anlage allen Anforderungen einer musikalischen Architektonik entspricht, und den Beifall, mit welchem dasselbe aufgenommen wurde, vollkommen verdient. Herr Abert kann allerdings bis jetzt noch nicht auf diejenigen höchsten Ehren Anspruch machen, welche dem Schöpfer gebühren, welcher sich als individuell festgesetzt. Lassen wir indessen alle neueren Sinfonisten Revue passiren — diejenigen ausgenommen, die, wie Victor Hugo sagt, die Schönheit der Häßlichkeit cultiviren — so wird es immerhin schwierig, uns eines Werkes zu entsinnen, das, wie der Abert'sche Columbus, so viele einfache Schönheit in den Ideen, so viele wirkliche Kraft in der Anordnung, so viele glückliche und unerwartete Momente großen orchestralen Feingefühls enthielte. Die drei ersten Sätze sind in ihren scharfen Contrasten mit außerordentlicher Reinheit ausgeführt, das Adagio und verschiedene Stellen im Scherzo „Seemannstreiben" sind wahrhaft schön und gelungen. Das Finale ist zu lang, und obgleich der Sturm, der die Schlußexplosion herbeigeführt, ein neuer, glücklich erfundener Sturm ist — heutzutage keine geringe Aufgabe — so geht doch etwas Effect dadurch verloren, daß er erst dann erscheint, nachdem der Zuhörer so vorbereitet worden ist, um einen Schluß zu erwarten. In einen ähnlichen Irrthum, möchte man sagen, verfiel auch Beethoven mehr als einmal in seiner „**Missa solemnis.**" „Lasset das Gute unberührt," würde kein schlechtes Motto für die Componisten moderner Musik sein. Der Geschmack unserer Zeit geht zu sehr dahin, alles zu überhäufen und jedes Detail in ebenso hohem Relief zur Erscheinung zu bringen. Es wäre nicht der Mühe werth gewesen, diese Fingerzeige zu geben, wenn Abert's Sinfonie das gewöhnliche Werk eines gewöhnlichen Mannes gewesen. Wenn er fortfahren kann, in fruchtbarer und mannichfaltiger Weise zu schaffen (ein Umstand der Nothwendigkeit in einem gewissen Stadium der Laufbahn eines Künstlers, bei welchem alle vorangehenden Studien zurückgelegt sind), so wird er Deutschland gute Dienste erweisen.

— Am 25. März kamen im großen Redoutensaale der Hofburg zum ersten Male in Wien die „Scenen aus der Frithjof-Sage" von Max Bruch, dem Schüler Hiller's, vor einem Publicum von 2000 Personen zur Aufführung. Der junge Componist dirigirte selbst und gewann seinem Werke rauschenden Beifall, an welchem auch Frau Dustmann als Ingeborg und Herr Hrabanek als Frithjof (beide von der Hofoper) ihren Theil hatten. Die Chöre wurden von dem „akademischen Gesangverein" ausgeführt. Ed. Hanslick äußert sich in der Neuen Freien Presse sehr vortheilhaft über den echt deutschen Charakter und die Einheit des Styls und der Stimmung. Die Wiener Ztg. schreibt von der Composition: „Das ist wirkliche Musik, Musik in Form und Inhalt. In allererster Linie wohlthätig wirkt ihre Klarheit und Uebersichtlichkeit, es belebt sie natürlicher Fluß und Erguß, kräftige gesunde Phantasie und ein tüchtiges Gestaltungsvermögen."

— Die belgische Regierung hatte einen bedeutenden Preis für das beste dramatische Werk in vlaemischer Sprache ausgesetzt. Dieser Ehrenpreis ist jetzt einstimmig dem Oberst-Lieutenant von Gueri für sein Drama „van Artevelde" zuerkannt worden.

— Es verlautet, daß Serdar Omer Pascha das Leben Alexander's des Großen, welchen er über Julius Cäsar stellt, herauszugeben beabsichtige.

— Dem zweiten Bande der zweiten Auflage von Buckle's Geschichte der Civilisation hat Ruge d. d. Brighton im November 1864 die Notiz vorangestellt: „So eben höre ich aus sicherer Quelle, daß John Stuart Mill (ein Freund des Verstorbenen) sich erboten hat, der nachgelassenen Manuscripte Buckle's sich anzunehmen. In bessere Hände können diese Papiere nicht gelangen." Mehrere Capitel des dritten Bandes waren schon vor Buckle's verhängnißvoller Reise nach dem Orient vollendet, und wahrscheinlich hat er unterwegs daran weiter gearbeitet, so daß ein beträchtliches Posthumum zu hoffen steht.

— Karl v. Holtei, der nach Vollendung seiner letzten literarischen Arbeit (Briefe von Ludwig Tieck, herausgegeben von Karl v. Holtei) seit Herbst v. J. sein Domicil wieder nach Graz verlegt hat, arbeitet an einem neuen Romane. Leider ist der greise Dichter schon seit Wochen durch Krankheit an das Bett gefesselt und sodann in seiner rastlosen Thätigkeit gehemmt worden; doch hofft man, daß dessen ungeachtet, diese neue Frucht seiner Muse zum Herbst erscheinen wird.

— Carlyle's Geschichte Friedrichs des Großen ist mit dem sechsten Bande abgeschlossen; der Verfasser beendigt das Werk mit einer Danksagung und mit einem Lebewohl an seine „guten" und „bösen" Leser. Wie alle Biographen liebt er seinen Helden; ja noch mehr, er betet ihn in seinem Herzen an — als einen Gewalthaber, der nicht zu den bloßen Heuchlern und Figuranten (**shams**) gehört habe, von denen der Autor die Welt unterdrückt glaubt. Mit dieser Liebe und Bewunderung ist es so ehrlich gemeint, daß man Carlyle darum achten muß. . . . Der siebenjährige Krieg ist der Angelpunkt des Buchs. Dieser weit über die Gränzen Deutschlands ausgedehnte Krieg machte die Preußen zu einer Nation, machte Amerika englisch anstatt französisch, und machte das geschlagene und gedemüthigte Frankreich zur Zielscheibe von Epigrammen, an denen französische Federn selbst theilnahmen. Und der Krieg verhalf diesem sündenvollen, und bald hernach bankerotten, Frankreich zu jener großen Katastrophe, aus welcher die furchtbare Revolution hervorging, deren Ende noch jetzt nicht gekommen ist. In der Erzählung dieses schrecklichen Kampfs hat Carlyle sich selbst übertroffen. Sein Forschergeist, sein feines Urtheil und sein umfassender historischer Blick, seine glückliche Vertheilung von

Licht und Schatten, seine großartige und zugleich burleske Auffassung der Geschichte, treten nirgends glänzender hervor als in diesem Theil seines Werks. Er scheint zu scherzen, wenn er am Ende dieses Kriegsberichts ausruft: „O ihr Leser! danken nicht wenigstens wir, ihr und ich, Gott, daß wir damit fertig sind?“ Alles was nachfolgt — was die Biographie von fast noch einem Vierteljahrhundert hätte sein sollen — ist nur eine Art Appendix, worin Friedrichs Lebensführung, seine Gewohnheiten, sein Fleiß u. s. w. zumeist in Auszügen aus andern Schriftstellern beleuchtet werden. Carlyle's bekannter „Heroencult“ streift, wo er mit seinem alten Fritz zu thun hat, ein wenig an den Fanatismus an. Er definirt ihn als den „letzten der Könige,“ und fügt bei: „Wann der nächste König kommen wird, der den Namen verdient, das ist eine lange Frage.“ Gleichwohl fehlte es dem großen Friedrich an einer Eigenschaft, ohne die es keinen echten Helden giebt — an unwandelbarer Liebe zur Wahrheit und unwandelbarer Praxis der Wahrhaftigkeit.“

— Das unter dem Titel „Unsere Zeit“ schon seit einer Reihe von Jahren im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende „Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“ hat sich bekanntlich einer so großen Verbreitung und Beachtung in allen Kreisen zu erfreuen gehabt, wie sie deutschen Unternehmungen solcher Art höchst selten zutheil wird. Mit diesem Jahre hat die Verlagshandlung eine Neue Folge desselben unter dem etwas veränderten Titel: „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon“ begonnen, welche von dem kürzlich von Breslau nach Leipzig übergesiedelten Dr. Rudolf Gottschall herausgegeben wird. Diese Neue Folge von „Unsere Zeit“ hat die Vorzüge des frühern Unternehmens bewahrt, aber diesen Vorzügen, indem sie einen mehr journalistischen Charakter angenommen, noch eine leichtere Beweglichkeit und frischere Färbung hinzugefügt. Der Zusammenhang mit dem Conversations-Lexikon ist so wenig gelockert, daß diese zeitgeschichtlichen Abhandlungen allen Besitzern jenes Werks die willkommenste Ergänzung bieten müssen. Doch empfiehlt auf der andern Seite die Umwandlung von „Unsere Zeit“ in eine Monatsschrift das Unternehmen auch jenen Leserkreisen, welche in den periodisch erscheinenden Zeitschriften Belehrung und Unterhaltung suchen. Das erste Heft ist ebenso reichhaltig wie mannichfach und behandelt verschiedenartige, sämmtlich zeitgemäße Stoffe. Ein erster Artikel über „das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel“ charakterisirt Ernest Renan und sein Werk in ebenso gründlicher wie fesselnder Weise, indem er nicht blos das Werk selbst zergliedert, seine Vorzüge und Schattenseiten nachweist, sondern auch eine Biographie des französischen Denkers liefert, seinen philosophischen Standpunkt aus seinen andern Schriften beleuchtet und namentlich seine Stellung zum neuen französischen Kaiserthum ins Auge faßt. Der zweite Aufsatz: „Die neue Aera des Zollvereins“, bespricht in beredter Auseinandersetzung die Vortheile, welche den Staaten, dem Handel, der Industrie, den Arbeitern aus dem Handelsvertrage mit Frankreich erwachsen, während ein im nächsten Heft folgender Artikel die Modificationen darlegen soll, welche die äußern Verhältnisse des Zollvereins, namentlich zu Oesterreich, dadurch erleiden. Im dritten mit der genauesten Sachkenntniß und vieler Wärme abgefaßten Artikel: „Das Rettungswesen zur See“ appellirt ein Seeoffizier an den Patriotismus des deutschen Volks, damit durch freiwillige Beiträge das in Deutschland noch so mangelhaft organisirte Rettungswesen nach dem Muster des englischen eingerichtet werden kann, welches letztere er nach den genauesten statistischen Angaben darstellt. Ein vierter Artikel: „Das deutsche Theater der Gegenwart“ findet den Grundmangel dieses Instituts in der unsichern, der Privatspeculation anheimgegebenen Stellung der Stadttheater, und die Hauptabhülfe darin, daß die Communen die Stadttheater der Speculation entziehen sollen, indem sie dieselben als ihr Eigenthum in Besitz nehmen und die artistische Verwaltung in die Hand erprobter Dramaturgen legen. Ueber den ungarischen Reisenden Vámbéry, dessen Werk so großes Aufsehen erregt hat, erhalten wir ferner biographische Mittheilungen sowie eine kurze Würdigung seiner Entdeckungen. Der journalistische Charakter der Neuen Folge von „Unsere Zeit“ prägt sich besonders in dem reichhaltigen Feuilleton aus, welches sich über alle culturgeschichtlich wichtigen Gebiete erstreckt. Zunächst finden wir biographisch eingehende und kurz aber treffend charakterisirende Necrologe. Der Generalintendant von Küstner, der Nationalökonom Mac Culloch, Leech, der Zeichner des „Punch“, Mocquard, der Cabinetsrath des französischen Kaisers, vertreten im ersten Hefte diesen Abschnitt. Ein Literaturfeuilleton, welches selbstverständlich nur von den hervorragendsten Erscheinungen Notiz nimmt, bespricht Freytag's neuen Roman, Geibel's neueste Gedichte, Stahr's „Kleopatra“ rc. Auch die neuesten Erscheinungen des Theaters, die neuesten Entdeckungen der Erd- und Völkerkunde, wichtigere volkswirthschaftliche Notizen sind in das Feuilleton aufgenommen, welches mit sicherm Takt das Bedeutende herauszuheben weiß, wie es für den Charakter einer Revue sich ziemt. Das zweite Heft enthält: „Die Betheiligung der preußischen Marine am deutsch-dänischen Kriege von 1864“; „Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel“, zweiter Artikel; „Die neue Aera des Zollvereins“, zweiter Artikel; „Die päpstliche Encyclica vom 8. December 1864“; endlich ein reichhaltiges Feuilleton. Der ebenerwähnte erste Aufsatz bringt aus der Feder eines Augenzeugen eine ebenso eingehende wie lebendige Schilderung der Seegefechte, in denen die junge preußische Marine ihre ersten Lorbeern errungen hat; er ist von hohem Interesse, indem bisher nur amtliche Berichte, aber noch keine anschaulichen Darstellungen jener verheißungsvollen Kämpfe veröffentlicht worden sind. Im zweiten Aufsatz werden die Werke von Strauß und Schenkel über das Leben Jesu charakterisirt, untereinander und mit dem Renan'schen Werk verglichen und die theologischen Bewegungen geschildert, welche sich an die Schrift Schenkel's knüpften. Im Schlußartikel über die „neue Aera des Zollvereins“ wird ein Blick auf die Beziehungen des Zollvereins zu Oesterreich und zu den anderen Staaten geworfen und werden für das Gedeihen desselben ebenso glänzende wie praktische Perspectiven eröffnet. Die päpstliche Encyclica und der Syllabus sind ganz vollständig in getreuer Uebersetzung mitgetheilt und die durch dieses wichtige Actenstück hervorgerufene Bewegung wird lebendig geschildert. Das „Feuilleton“ orientirt wiederum in kleinen Artikeln von präciser Fassung und gehaltvoller Prägnanz über hervorragende, durch den Tod abberufene Zeitgenossen und über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und des Theaters. Wir erhalten kurze, doch treffende Charakterskizzen zweier Gegner des Kaiserthums in Frankreich: Proudhon und Charras, des schwedischen Schriftstellers Crusenstolpe und des brasilianischen Dichters Dias, ferner eine kritische Rundschau auf dem Gebiete neuer Geschichtsliteratur mit Berücksichtigung der neu erschienenen Veröffentlichungen von Ranke, Gervinus, Beitzke und Pertz.

— Auf einer ebenso gesunden und volksthümlichen, wie mit richtigem Takt ausgeführten Idee beruht das populäre, der allgemeinen Bildung dienende Werk, welches unter dem Titel „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon“ erscheint und bereits in zweiter, bis auf die neueste Zeit ergänzter Auflage vollständig vorliegt. Denn wie wünschenswerth und nothwendig auch der Besitz des großen Conversations-Lexikon, das in seiner stattlichen Reihe von Bänden die gesammte Errungenschaft menschlicher Wissensbestrebungen in eingehenden Artikeln zusammenfaßt, jedem Gebildeten sein mag, so blieb doch daneben noch eine Lücke auszufüllen, damit dem Bedürfniß unserer heutigen rasch lebenden und arbeitsamen Zeit nach allen Seiten hin genügt werde. Es fehlte nämlich ein Nachschlagebuch zum bequemen täglichen Handgebrauch, worin man über die Bedeutung eines technischen oder fremdländischen Ausdrucks, die Jahreszahl eines geschichtlichen Ereignisses, die Daten aus dem Leben einer hervorragenden Persönlichkeit, über einen unbekannten Ortsnamen, den Werth einer Münze, eines Maßes oder Gewichts, kurz über die tausend im mündlichen Verkehr, wie bei der Lektüre aufstoßenden Zweifel ohne langes Nachlesen sofort zuverlässige, sachliche Auskunft findet. In diese Lücke trat mit glücklichstem Erfolg das „Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon“ ein. Wir können die jetzt erscheinende neue Ausgabe desselben (in 10 Heften zu 5 Ngr.; vollständig in 4 Bänden $6\frac{2}{3}$ Thlr., gebunden in Leinwand $7\frac{2}{3}$ Thlr., in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.) jedermann als ein wirklich praktisches Handbuch zur Anschaffung empfehlen. Das erste Heft derselben ist soeben ausgegeben worden und, wie wir aus den Anzeigen der Verlagshandlung ersehen, in allen Buchhandlungen gratis zu haben, um jedem die eigene Prüfung zu ermöglichen.

— Am 16. April wird ein Jahrhundert seit dem Tode Lomonossow's (geb. 1711) verflossen sein. Der Tag soll in Rußland festlich begangen werden, denn Lomonossow ist der erste Philologe, der erste Historiker, der erste Naturforscher und der erste Grammatiker seines Volkes und der Begründer der ersten Universität des Landes. In Petersburg wollen die Gelehrten und Schriftsteller (da der 16. April gerade auf Ostern fällt), am 18. ein Festmahl nebst Concert veranstalten, worauf am 20. im Marien-Theater Bruchstücke aus Lomonossow's Tragödie „Tamira und Selim“ nebst zwei Schauspielen, welche den berühmten Dichter verherrlichen, aufgeführt werden, nämlich, „Lomonossow“ von Polewoi und „Der dichtende Recrut“ von Schachowskoi. Das statistische Comite in Archangel hat eine Subscription eröffnet, aus deren Ertrag dem berühmten Manne ein Denkmal in dessen Geburtsorte, dem Dorfe Kurostrowskaja im Kreise Cholmogory, errichtet und bei dem Gymnasium in Archangel ein Stipendium auf den Namen Lomonossow's für die Erziehung eines Bauern des Gouvernements Archangel gestiftet werden soll. Eine zweite Subscription soll, wie es heißt, in ganz Rußland eröffnet werden, um noch zwei andere Stipendien auf den Namen Lomonossow's, eines bei der Universität, das andere bei der geistlichen Akademie in Moskau, zu stiften. Auch von einer Medaille und einer Prämie für die beste Biographie Lomonossow's ist die Rede.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 17. Bremen, 23. April. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Skizzen aus Unter-Italien.

Von Leonardo.

I.

Der Carneval in Rom hatte mir die Bekanntschaft mehrerer Altersgenossen und Kunstfreunde verschafft, im ersten Frühjahr verabredeten wir eine gemeinschaftliche Wanderung in's Gebirge der Sabiner, um dort einige genußreiche Stunden zu verleben. Indeß, die Mehrzahl von uns hegte große Sehnsucht nach dem schöneren Süden, so entschlossen wir uns, den Reiseplan zu ändern und statt dessen Neapel mit seiner herrlichen Umgegend kennen zu lernen. —

Unsre Gesellschaft bestand aus fröhlichen jungen Männern verschiedener Nationen, sämmtlich Jünger der Kunst, die den Winter über fleißig die Antiken der ewigen Stadt studiret und in den Ateliers angestrengt gearbeitet, Bildhauer und Maler! Auch ein Archäolog war in unsrer Mitte, von dessen Gelehrsamkeit wir bei dem Entziffern der alten Inschriften Nutzen zu ziehen hofften, da wir, ausübende Künstler, uns gerade nicht einer großen Kenntniß der alten Sprachen rühmen konnten, wohl aber das Schöne der antiken Gebäude, Statuen und Trümmer, vorzüglich die Reize und Farben der frischen Natur zu bewundern verstanden.

Ein herrlicher Morgen im Mai war es, als wir von dem lieben alten Rom abfuhren, — gen Albano! — Wo sonst die ermüdende Fahrt eines Vetturin benutzt, oder langsam von Ort zu Ort gewandert wurde — brauset jetzt die Lokomotive im raschen Fluge dahin, so daß die ganze Entfernung von Rom nach Neapel binnen 10 Stunden zurückgelegt werden kann. Wir zogen jedoch vor, statt der übergroßen Eile, uns die schönsten Punkte der malerischen Gegend auszuwählen und das Sehenswürdigste zu betrachten. —

Lange noch sahen wir die weißen schimmernden Häuser der ewigen Stadt und die freundlichen Villen der Umgegend. Sanct Peter's stolze Kuppel überragte Alles, bis auch diese in der Entfernung von mehreren Meilen vor unsern Blicken verschwand! —

An Frascati mit seinen einladenden Sommerhäusern, an Albano und Genzano ging es vorüber, da uns diese lieblichen Ortschaften bekannt waren. — Zur Linken hatten wir stets die Kette des Albanergebirges vor Augen, mit ihrem saftigen Frühlingsgrün und hübsch gelegenen Dörfern. —

So gelangten wir nach Velletri, einem reizenden Städtchen, umgeben von Hügeln und Bergen der Albaner; und nun wurde der erste Halt gemacht.

Hier, wo der Erinnerungen an das Alterthum so viele, wo die Natur so anmuthig, und die Schönheit der Frauen so berühmt, wollten wir uns an den Reizen der Vergangenheit und Gegenwart ergötzen.

Die früher volskische Stadt erhebt sich am Fuße des Monte Artemisio, woher, wie man sagt, die Trasteveriner stammen —; sie soll von Coriolan befestigt sein, als er zu den Volskern floh und sich feindlich gegen die Römer stellte.

Zunächst erquickten wir uns am vino nero in dem neuen albergo: il Gallo, wo dieser wohlschmeckende Rothwein von besonderer Güte geboten wird. Alsbald bot sich auch die günstigste Gelegenheit, lebendige Schönheiten zu erblicken. Kaum hatten wir auf einer Steinbank vor dem Wirthshause Platz genommen, als eine Menge Kinder, Frauen, Jungen uns umringten, uns neugierig beim Frühstück betrachteten und Feigen, Orangen und Rosensträuße zum Verkauf boten! — Die malerische, obgleich ärmliche Kleidung, ihre angenehme Ausdrucksweise, vor Allem das Gefunkel ihrer feurigen, schwarzen Augen veranlaßte uns, mit ihnen zu plaudern, und mit Frohlocken sahen sich zwei schöne Mädchen in meinem Zeichenbuche abgebildet, denn unmöglich konnt' ich diese interessanten Züge beobachten, ohne eine kleine Copie von ihnen mitzunehmen. Meine Freunde theilten auch meinen Geschmack, obgleich sie erst den Eifer verspotteten, mit welchem ich nach schönen Mädchenköpfen auf meinem Papiere haschte. Jene luden sogar die reizenden Blumenverkäuferinnen ein, später nach Rom zu kommen, wo sie wahrscheinlich viel Bewunderung finden und gesuchte Modelle der Künstler sein würden. —

Nun besichtigten wir, was aus früherer Glanzzeit übrig geblieben. Augustus Familie war von Velletri gebürtig, und mehrere Kaiser, wie Tiberius, Nerva, Caligula, Otho hatten bei dieser Stadt glänzende Villen, von deren Pracht jedoch leider Alles bis auf wenige Trümmer verschwunden ist.

Das alte Theater suchten wir auf, fanden aber nur noch die massiven Treppen und einzelne zerbrochene Säulen. Jetzt eilten wir, Esel zu miethen, um den Ritt nach Cori sogleich zu beginnen, denn bis zur Rückkehr von dort konnte es leicht tiefe Nacht werden. Mehrere Stunden ist Cori entfernt von Velletri, aber die Lage herrlich, mit der Aussicht auf den Monte Circello und

die weite, hügelige Landesstrecke ringsum, wo so viele Thürme aus der Saracenenzeit!

Auch hier sehen wir eine früher bedeutende Stadt der Volsker, welche schon unter Tullus Hostilius in eine römische Colonie verwandelt wurde, und aus der Zeit des Sylla finden sich noch verschiedene Bauten und Mauern. Das Schönste ist in dem oberen Theile der Stadt der Portikus eines Herkules-Tempels, ziemlich gut erhalten, besonders die acht Säulen im römisch-dorischen Style, welche schon aus dem ersten Jahrhundert vor Christo sein sollen.

Jetzt erhebt sich neben dem Tempel die Kirche San Pietro, in welcher einige Reliquien zu sehen sind. Das Taufbecken der Kirche ist ein antiker Altar mit Stierschädeln und Gorgonen-Masken, mehr eigenthümlich als schön zu nennen.

Bei unserer Wanderung durch die Stadt fanden wir viele alte Grabsteine und Säulenbruchstücke zerstreut umherliegend. Wie Schade, daß an so vielen Stätten Italiens, die von Resten alter Bauten erfüllt sind; die ordnende Hand fehlt, welche dafür sorgt, sie an geeigneten Orten aufzurichten, oder die gewiß lehrreichen Inschriften zu entziffern!

In der Kirche Sant' Annunziata vor der Stadt besichtigten wir noch flüchtig die alten Fresken, dann die Pelasgischen Mauern oberhalb der Kirche S. Oliva, und zuletzt den alten Tempel von Castor und Pollux, welcher jetzt in ein Wohnhaus verwandelt ist, von dem aber zwei korinthische Säulen und die Inschrift schön erhalten sind. Die Annahme, daß dieser Tempel aus der Zeit des Tiberius und Claudius sei, wird nach neueren Forschungen für begründet gehalten. Gern hätten wir noch länger verschiedene Ruinen betrachtet, doch mahnte uns die sinkende Sonne an den Rückweg, und dunkle Nacht war es, als wir in Velletri höchst ermüdet wieder anlangten und eiligst die nächtliche Ruhe suchten, da wir am folgenden Morgen mit dem ersten Eisenbahnzuge die Reise fortsetzen wollten. —

So geschah's! Am zweiten Reisetage führte uns die Südbahn an den verschiedensten Flecken und Dörfern vorüber, bald war die größere Stadt Frosinone erreicht, deren Anblick gehoben wird durch die sie umgebenden Volskerberge. Nun kam die Grenze des Kirchenstaates! — Bei Ceprano mußten wir den Paß vorzeigen. Obgleich die Polizei uns in Rom für die Erlaubniß, das Gebiet des heiligen Vaters zu verlassen und das Visum nach Neapel viel Geld abgenommen hatte, ward uns auf dieser kleinen Grenzstation nochmals ein Paolo für abermaliges Visiren abgefordert. Hilft nichts, so unnütz uns diese Verordnungen schienen, mußten wir uns doch ihnen unterwerfen, und ein höchst langweiliger Aufenthalt folgte darauf bei dem Städtchen Isoletta, nahe Ceprano. Sämmtliches Gepäck der Passagiere, Koffer und Tasche, ward bei genauer Untersuchung geöffnet, wobei wir uns am besten standen, da reisende Maler nichts mit sich führen, als eine leichte Wandertasche, die geliebte Zeichenmappe und einen großen Sonnenschirm in der Hand.

Ein köstlicher Sonnenschein strahlte unserer Einfahrt in das neapolitanische Gebiet, jetzt auch zum Königreich Italien gehörend. Die Gegend wird immer schöner und malerischer. Die Bahn durchschneidet herrliche Thäler, überall reizende Villen, grünende Hügel, mit Olivenwäldern und duftenden Orangenbäumen prangend; bei den oft verfallenen Hütten die üppigsten Mandelbäume mit rosigen Blüthen! An die nahen schön bewaldeten Volskergebirge schließen sich die höheren Abruzzen und im Hintergrund erheben die Apenninen ihr stolzes Haupt! — Ein heiterer, blauer Himmel, wie er nur im Süden lächelt, ja, dieses sind in Wahrheit die oft gepriesenen Gärten der Hesperiden, und das Land unserer Jugendträume beginnt! — Bald erschien San Germano in romantischer Umgebung, wo wir den Bahnzug verließen und eine höchst genußreiche Fußtour begannen. Eingedenk des Planes, Alles Interessante möglichst aufzusuchen, betrachteten wir die Ruinen des antiken Theaters, das Mausoleum des Varro, welcher S. Germano's Lage seiner Zeit so reizend fand, daß er sich dort eine Villa erbaute, und nun gings den steilen Berg hinan nach der so berühmten Benedictinerabtei Monte-Cassino. Schon von Ferne sieht man dieses alte Kloster stattlich auf dem hohen Berge sich erheben; wie eine stolze Festung thront es auf bewaldeter Höhe und scheint noch jetzt, wie ehedem, das Städtchen S. Germano zu beschützen, welches friedlich am Fuße des Monte Cassino lagert. Den ersten Ursprung verdankt Germano den Samnitern, dann ward es von den Römern erobert, und nach der Zerstörung durch die Gothen ward ein Abt Bertario vom Monte Cassino der Wiedererbauer der Stadt im 9. Jahrhundert. Obgleich die Araber später wiederholt Germano den Untergang drohten: die Aebte des Klosters Monte-Cassino beschirmten ihr Städtchen, ordneten und erbauten wieder, was Saracenenwuth vernichtet! —

Nach langer, mühsamer Wanderung auf steilem Fußpfade erreichten wir die Abtei; es öffneten sich uns die Pforten des grauen ehrwürdigen Klosters, und wir betraten die Hallen einer reichen Vergangenheit! —

Freundliche Benediktiner empfingen uns; unsere Wünsche wurden ihnen verkündet, die interessanten Sammlungen der Abtei und die Stätten zu schauen, wo so viele historische Persönlichkeiten ihren Wohnsitz gehabt. Das Anerbieten der gastfreien Mönche, uns nach anstrengendem Marsch durch ein Frühstück zu erquicken, ward mit Dank aufgenommen. Sie brachten uns Wein, Brod, Käs und schmackhafte Früchte; eine erfrischende colezione nach zweistündiger Bergsteigung bei der Hitze des Tages! Eine gemüthliche Unterhaltung ward dabei mit den Ordensbrüdern gepflogen, und dann erbot sich ein alter, redseliger Mönch als Führer durch die Abtei. Zuvor hatte uns der Archäolog belehrt über die Gründung des Klosters, daß Sanct Benedict die Ruinen eines Apollotempels zu einer Einsiedelei für sich umgeschaffen und auf solche Weise schon um 529 das spätere großartige Kloster gestiftet habe.

Die Zelle des heiligen Benedict, mit einigen Mosaiken gezieret, ward uns gezeigt, als Denkstein jener alten Einsiedelei, und besonders erfreut schienen die Mönche ob unserer lebhaften Bewunderung des inneren Klosterhofes mit kolossaler Statue des Gründers. Ein antiker Brunnen und die herrliche Säulenhalle wurden so schön gefunden, daß zwei Bildhauer unsrer Mitte sofort zum Zeichnen zurückblieben; — aber nicht allein, denn sechs Mönche standen gleich bei ihnen, eifrig jeden Strich der Zeichner verfolgend und sie wegen geschickter Ausführung belobend. — Mich interessirte ungemein die reiche Bibliothek. Durch die mannigfaltigen Zerstörungen sind auch hier manche Schätze untergegangen; aus dem 11. und 12. Jahrhundert sind noch viele Copien vorhanden, von bedeutenden Klassikern, welche die Mönche damals auf Befehl des Abtes Desiderius, hernach Papst Victor III., mit größestem Fleiße angefertigt. Zweihundert Jahre später muß die Bibliothek im wüsten Zustande gewesen sein, viel schätzbare Manuscripte und Bücher sind verloren gegangen, da die Bibliothek weder Thür noch Schloß gehabt, um die vorhandenen Sammlungen zu verwahren. Erst im 17. Saeculum, unter Benedict d. XIII., ward Alles geordnet und für die Sicherheit Sorge getragen. So finden sich noch jetzt über 800 historische Dokumente, große Pergamentrollen mit wohl erhaltenen Randmalereien, viele Diplome von fürstlichen Personen, von Kaisern und Königen aus den verschiedensten Ländern Europa's.

Auch hier wird, wie in Florenz, ein Theil des Gesetzbuches vom Kaiser Justianian aufbewahrt, ferner Predigten des heiligen Augustin, ein Dante aus dem 14., ein Virgil aus dem 13. Jahrhundert, und das älteste von allen Manuskripten: der Commentar des Origines zu dem Römerbrief Pauli von 569. Berühmte Namen knüpfen sich an diese Abtei, wo den Studien eifrig obgelegen ward. Cassiodor, der Geheimschreiber Theodorichs, hat hier gelebt, Paul Warnefried, der lombardische Geschichtsschreiber zu Karls des Großen Zeiten, war hier Mönch und ebenso Karlmann, der Sohn des Karl Martell. — Thomas von Aquino, der einflußreichste unter den scholastischen Philosophen und Theologen des 13. Jahrh. der Doctor universalis, erhielt auf Monte Cassino seine erste Bildung.

Die reichgeschmückte Kirche bietet einen köstlichen Anblick dar: das edle Innere, aus 3 Schiffen bestehend und hoher Kuppel; Säulen und Marmorverzierungen mit Geschmack geordnet; ebenfalls wohlerhaltene Gemälde von Luca Giordano und Lorenzino. — Immermehr noch hatten uns die guten Mönche zu zeigen; wir mußten eine reiche Sammlung gemalter Vögel eiligst betrachten, welche von einem Italiener vor beinahe 200 Jahren ausgeführt wurde, und verschiedene Antiken; doch galt es nun, uns den gastfreien Brüdern zu verabschieden, das Thal zu erreichen, um mit Dampfeskraft bis Capua zu gelangen.

„Noch ein Wort, meine Freunde," sagte der treffliche Führer, geleitete uns in den Eintrittssaal unter dem Säulengange, mit der Bitte, dem Brauche zu folgen unsern Namen zur Erinnerung in einen großen Folianten mit altersgelbem Papier zu schreiben, welcher zu diesem Behuf als Fremdenbuch hier benutzt wird. Siehe da, — welche Ueberraschung! Die ersten Schriftzüge, auf welche mein Auge fällt, sind die eines berühmten Landsmannes, eines deutschen Gelehrten, Dr. Karl Hase aus Jena, welcher wenige Tage zuvor auch das Kloster Monte Cassino, besucht, und von dessen großer Freundlichkeit unser guter Mönch nicht genug erzählen konnte! Aber auch welcher Respect vor der Gelehrsamkeit des alten Herrn! — Mit bewundernder Anerkennung rühmte der Klosterbruder: dieser Deutsche habe fast alle Bücher gekannt, und nach Manuskripten gefragt, von deren Existenz sie selbst kaum eine Ahnung gehabt! Auf das Angenehmste hierdurch berührt, forderte ich meine Begleiter auf, dem Wohle unseres großen Landsmannes, der in Italien so geschätzt, ein Glas südlichen Weines zu widmen! Gesagt, gethan, die Gläser erklangen nach deutscher Sitte, und selbst die freundlichen Benediktiner tranken mit uns auf Dr. Hase's Wohl!

Mögen diese Zeilen ihm Kunde bringen, daß sein Name nicht allein in seiner Musenstadt, sondern überall, wo man ihn ausspricht, hohe Verehrung findet! —

Jetzt aber drängten die Minuten. Spät Abends nach diesem köstlichen Tage erreichten wir Capua, wo übernachtet und am folgenden Morgen Stadt und Festung besichtigt ward. — Wer kennt nicht aus der Geschichte das alte Casilinum, das schon während der Punischen Kriege genannt wird, dann später wiederholten Verwüstungen ausgesetzt ward und jetzt noch an des großen Carthagers erbleichenden Stern erinnert!

Die Lage von Capua ist freundlich, belebt durch das Flüßchen Volturno. Der Dom mit seinen schönen Granitsäulen, einzelne von verde antico, ist der Betrachtung würdig, so wie die vielen Mosaiken der Seitenkapellen, und die mit Skulpturen geschmückte Säule aus dem Mittelalter, welche auf dem Domplatze errichtet ist! — Die einst schöne Statue Friedrichs II. von Hohenstaufen, der seine Erblande in Unter-Italien innig liebte, ist leider jetzt kaum noch zu erkennen, da Zerstörungswuth dieses Denkmal aus dem 13. Jahrhundert so stark beschädigt! —

Nun gings nach dem wenig entfernten S. Maria Maggiore, dem Capua des Alterthums, einer früher glänzenden etrurischen Stadt, Vulturnum geheißen, wo einst Hannibal mit seinem Heere Winterquartier gemacht! Für die gastliche Aufnahme gegen den feindlichen Feldherrn und seine Carthager, ward den Bewohnern des alten Capua jedoch von den Römern eine harte Strafe auferlegt. Sie zerstörten die blühende Stadt, und erst unter Sylla, Cäsar und Augustus konnten sich Reichthum und Macht wieder emporschwingen. Eine arge Plünderung erfuhren die Bewohner durch die Vandalen unter Genserich, im 5. Jahrh. p. C., als diese auch Rom in Asche gelegt und sengend und brennend durch Süd-Italien nach Afrika zurückzogen. Nach vier Jahrhunderten erhob sich von Neuem aus den Trümmern ein hübsches Städtchen: S. Maria Maggiore, reizend gelegen und überragt von den malerischen Ruinen eines alten Schlosses auf Bergeshöh! —

Bauten des Alterthums sind gar viele vom alten Capua geblieben. Wir sahen die Trümmer des großartigen Amphitheaters, von Hadrian restaurirt, welches einen Umfang von 250 Fuß Länge und 150 Fuß Breite bedeckte, in Italien rühmlichst bekannt, da hier die Gladiatoren für das ganze Land gebildet wurden! Gut erhalten sind die Gänge und Gemächer unter der Erde, über deren Größe und Anzahl wir staunten und den edlen Styl des Ganzen noch zu erkennen vermochten.

Bei den Ruinen zweier Tempel kamen wir vorüber, nach dem Appischen Thore, in ganz antiker Weise errichtet. Die Besteigung des Berges Tifata, wo man uns oben eine köstliche Aussicht über Campanien's Gefilde verhieß, konnten wir nicht ausführen, da wir selbigen Tages noch Caserta zu erreichen wünschten. Dort ist ein königliches Schloß und herrlicher Park zu besuchen, Beides modern, und folglich ein großer Contrast zu den vielen Alterthümern der Umgegend.

Das einfach noble Schloß ist unter Karl III. durch Vanvitelli 1752 erbaut und der Park im edelsten Geschmack gehalten.

Im offenen Wagen ward dann eine Fahrt zurückgelegt nach dem vielgepriesenen „Aquäduct", im altrömischen Styl, ebenfalls durch Vanvitelli erbaut. Die Reihen Arkaden übereinander von 60 Fuß Höhe, machen diese Wasserleitung zu einem bewunderungswürdigen Werke. Die kleine Eisenbahnstation Maddaloni erreichten wir noch glücklich, als der letzte Zug für Neapel dort einige Minuten anhielt, ein halbes Stündchen darauf erkannten wir, trotz einbrechender Dunkelheit, die Umrisse des Castells St. Elmo — und wenige Augenblicke später, waren wir im Mittelpunkt der Hauptstadt angelangt! —

Von Rom kommend glaubt man in eine ganz andre Welt versetzt zu sein! Dort ist Abends Stille vorherrschend, unheimliche, oft Menschenleere Gassen, öde Plätze, schlechte Beleuchtung; hier in Neapel, welch ein Bild südlichen Lebens! Ueberall munterer Verkehr, fröhlicher Lärm, Freude und Lust! — Sämmtliche Läden sind offen und die Schaufenster brillant herausgeputzt, Händler und Käufer im buntesten Gemisch, selbst unter freiem Himmel werden die drolligsten Beschäftigungen und alle Handwerke ausgeübt. Hier bietet ein Acquajuolo kreischend seine Getränke an, seine bescheidene Bude hat er mit grünenden Cedern geschmückt, goldgelbe Limonen und Orangen in großen Kränzen dazwischen gereihet, und eine durstige Schaar umringt ihn, denn Staub und Hitze sind drückend wie am Tage! Dort zieht ein Fruttarolo seinen zweirädrigen Karren umher, mit saftigen Früchten und duftigen Blumen beladen; flinke Hände sind bei einer siedenden Pfanne beschäftiget die mannigfachste Bäckerei im frischen Olivenöl zu bereiten, und selbst der unvermeidliche Schuhputzer findet sich aller Orts auf den erleuchteten Gassen. Von hohen Balkons herab ertönen harmonische Gesänge, denen schöne Frauen und

schelmisch blickende Mädchen lauschen. Auf der Via Toledo, der größesten Straße Neapels, sehen wir das fröhlichste Treiben, Menschengedränge, Wagengerassel, Alles ziehet unaufhörlich vorüber.— Weiter noch eine Anzahl heiterer Spaziergänger, dem Meeresufer zueilend; ihnen wollen wir folgen! —

Da liegt es vor uns, das ersehnte Mittelmeer, seine Nähe durch kühlenden Zephyr verkündend. Nacht breitet ihre dunklen Schwingen über die Landschaft, doch unzählige Sterne funkeln am Himmelszelt, ihr mildes Licht herabgießend durch die klare Luft, sich spiegelnd im schwarzblauen Meere! — Kein Windesbrausen trübt die Oberfläche des friedlichen Golfes, kleine Boote gleiten ruhig auf dem Wasser entlang, ein jedes seine Bahn bezeichnend, durch die leuchtende Fackel, welche der Fischerknabe darin seinem Vater hält, und so werfen sie fröhlich die Netze aus während der Nachtzeit.

Heitere Menschengruppen sehen wir hie und da um ein Feuer gesammelt, wir treten näher, angelockt durch ihren Gesang und siehe, es sind die gebräunten Kinder des Südens, die Lazzaroni, welche, unbekümmert um die Sorgen der Welt, ihr Dasein fröhlich genießen. Sie laben sich an der ebenbereiteten Lieblingsspeise, dem Maccaroni; von der Arbeit des Tages ruhen die größeren Marinari, die Kleineren tanzen ringsum in seltsamen Sprüngen.

In der Ferne ertönt der seltsame Klang einer Mandoline, und wir lauschen im Schatten dunkler Kastanien in der Villa Reale dem melancholischen Liede eines einsamen Schwärmers.

Jetzt zieht der Mond am Firmament herauf, wie Rauschgold im zitternden Wasser sich badend, eine magische Beleuchtung über dieses entzückende Bild verbreitend! — Im Norden streut der Mond Silber auf den Meeresspiegel, hier ist es Gold! — Welche Luftwirkung! Ungern scheiden wir vom wonnigen Ufer nach langem Lustwandeln, dem Monde überlassend die Bilder der Nacht ferner zu bewachen! —

Bevor das Geräusch der Welt am folgenden Morgen die Straßen der Hauptstadt erfüllte, verließ ich meine noch schlafenden Gefährten und wanderte zur Stadt hinaus, bergan nach Castell St. Elmo. Ich sehnte mich allein zu sein mit meinen Gedanken, — allein eine herrliche Morgenstunde zu genießen im seligen Gefühl dem Schönen nahe zu sein, nach dem mein Geist sich so lange Jahre gesehnet! Die aufgehende Sonne traf mich auf der Höhe der Festung, und welch ein prachtvolles Panorama bietet sich meinem Auge dar! — Der erste Anblick hat etwas Zauberhaftes, und Worte sind zu arm, um das Göttlich-Schöne würdig zu schildern! —

Unter mir die helle, sonnbeleuchtete Stadt, mit zahllosen Häusern, Thürmen und Kuppeln! Dazwischen erheben sich großartige Palläste, und reizende Villen umkränzt vom üppigsten Grün. Dunkle Pinien bezeichnen außerhalb der Stadt ein blumiges Gefilde, es ist der Ruheplatz der Todten, das Campo Santo! — Der tiefblaue Golf mit seiner durchsichtigen Klarheit liegt weitausgedehnt vor mir, im Osten begrenzt durch eine Kette von Bergen, von denen der Vesuv ernst und majestätisch sein Haupt emporhebt in die wolkenlose Luft! — Am lieblichen Meeresgestade reihen sich neben einander die weißschimmernden Ortschaften: Portici, Torre del Greco, Castellamare und das beglückte Sorrento.

Gleich einem Wächter an der Pforte des Golfes, ruht am fernen Horizonte das zackige, einsame Capri, umspielet von den rosigen Strahlen der Morgensonne! — Wie mit zwei Armen scheint die Erde das schöne Meer zu umfassen, auf dem rechten die reichbebauten Höhen das Posilippo tragend, mit dem Grabe Virgils, der vor mehr als 2000 Jahren hier schon seine unsterblichen Lieder gesungen! —

Meine Seele war von Andacht ergriffen, ich verstummte und versank in die seligsten Träumereien, die nur der Anblick einer reinen, poetischen Natur hervorzuzaubern vermag! Im heißen Dankgebet erhoben sich meine Gefühle zu dem himmlischen Vater, dessen Allmacht, Weisheit und Güte solch ein Paradies erschaffen! Glücklich der Sterbliche, dessen Auge diese Wunder der Natur geschaut, der gleich mir mit Andacht und Entzücken sich daran geweidet und durchdrungen ist von der Wahrheit der Worte:

„Vedi Napoli e poi muori!“

---

* Aus Longfellow's Erzählungen in einem Wirthshaus an der Landstraße.

Uebersetzt von W. Hertzberg.

Die Saga von König Olaf.

(S. Jahrgang 1864. Nr. 43, 44.)

10. Raud der Starke.

„Todt sind die Götzen all,
Weg ist der Zaubrer Schwall;
Der weiße Christus herrscht hinfort.
Mein Reich soll sein heilig Wort
Bekennen überall!“
Auf's Evangelium
Schwor so König Olaf.

Doch sah er im Traum der Nacht
Ein Purpurlicht entfacht,
Hört' einer Stimme Ton
Höhnen den Gottessohn
Und ihn fordern zur Schlacht.
Dem Bischof Sigurd
Beichtet' es Olaf.

Und Bischof Sigurd spricht:
„Todt sind die Götzen nicht;
Denn hier und dort ist Jarl und Than
Dem großen Thor noch unterthan
Und in der Zaubrer Bann und Pflicht.“
So zu Herrn Olaf
Sprach Sigurd der Bischof.

„Nordwärts am Salten-Fjord
Herrscht noch Raud, Brand und Mord.
Denn dem Wiking, Raud dem Starken
Dienen alle Godoe-Marken,
Zittern vor des Heiden Wort.“
Also sprach weiter
Sigurd der Bischof.

„Ein Troll und Zaubrer ist der,
Er herrscht über Sturm und Meer;
Durch seine Hexenkunst
Hat er stets der Winde Gunst,
Ob er segle hin ob her.“
Hier bekreuzte voll Demuth
Sich König Olaf.

„Er dient Odin und Thor
Mit Greueln wie zuvor.
So höhnt man dein Gebot.
Die alten Götter sind nicht todt,
Nicht ist fort der Zaubrer Chor!“
Ganz roth vor Ingrimm
Sprach's Sigurd der Bischof.

Da rief König Olaf laut:
„Sprechen will ich mit dem Raud;
Predigen am Salten-Fjord
Mit dem Schwerte Gottes Wort,
Würd' ich gleich dem Tod getraut!“
So segelte nordwärts
Von Drontheim Herr Olaf.

---

11. Bischof Sigurd am Salten-Fjord.

König Olafs Schiffe zogen
Von den sturmgepeitschen Wogen
Laut umtos't aus Drontheims Hafen
Nordwärts hin nach Salten-Fjord!
Ob das Meer die Rudersitze
Um und um mit Schaum bespritze,
Nicht ein einzig Herz der braven
Kampfgenossen bebt an Bord.

Vor dem Fjord ist Alles stille,
Drinnen tobt des Meers Gebrülle,
Wie es auf den Wikings-Wegen
Raud der Starke gern durchzog;
Und die See fegt durch die Riffe
Taumelnd kreuz und quer die Schiffe,
Wie durch Schleusen Blätter fegen,
Wenn weit auf das Fluthor flog.

„Raud der Zaubrer ist's, der grimme
Teufel!“ scholl jetzt Sigurds Stimme;
Doch der Herr steht ohne Beben
Vor des Feindes Zaubermacht.“
Und zum Bugspriet kühn er schreitet
Von der Priester Chor begleitet,
Und des Weihrauchs Düfte schweben
Und der Kerzen Flamme facht.

Bischof Sigurd stand am Rande
Wie verklärt im Meßgewande,
Christi Kreuz ließ hoch er prangen
— Regenschauer rings herum —,

Bei der Messeglöcklein Klängen
Ließ er rings Weihwasser sprengen,
Las, als laut die Mönche sangen,
    Laut das Evangelium.

Als sie in den Fjord nun flogen,
Wichen links und rechts die Wogen;
Wie auf flüss'gem Silber wallten
    Olafs Schiff' in festem Zug.
Bei der Kerzen stillem Schimmer
Strahlte aus dem Dunstgeflimmer
Christus durch den Fjord von Salten
    Wie aus St. Johannis Buch;

Bis man Gelling's Holm erreichte,
Wo sich Raud's Behausung zeigte;
Keine Wache rings im Ort stand,
    Nirgend sah ein Licht man glühn;
Doch vor Anker das geschnitzte
Drachenschiff von Golde blitzte.
'S war das größte Schiff im Nordland,
    Kamm und Schuppen glänzten grün.

Leis' erklommen sie die Stiegen,
Fanden Raud im Schlummer liegen,
Schlugen mit der Faust in Stücken
    Bolz und Riegel an dem Thor.
Trunken wie sie ihn gefunden
Schleppten sie ihn fest gebunden;
Staunend gafft mit stieren Blicken
    Zu den Fremden er empor.

Olaf sprach: „Es ist zum Plaudern
Keine Zeit; wähl' ohne Zaudern
Zwischen Wohl und Wehe, König,
    Taufe gilt es oder Tod!
Tückisch rief der Heid' und Spötter:
„Gleichviel, Teufel oder Götter!
Deine Bibel, Christ, verhöhn' ich,
    Ich verlache dein Gebot.“

Als erschöpft sein rasend Pochen,
Ward der Mund ihm aufgebrochen
Und durch Olafs Horn mit Feuer
    Eine Schlang' hineingejagt;
Die sich im Gebein und Marke
Festbiß. So starb Raud der Starke
Als ein lästernd Ungeheuer
    Ohne Zucken, unverzagt.

All die Völker tauft sofort man,
Schwarz und blonde, Lapp' und Nordmann,
Fern soweit die Flut durchstreifend
    Lachse ziehn von Salten-Fjord.
Thors und Odins Tempelhallen
Rasch in Staub und Schutt zerfallen,
Wie mit Schwerdtschlag weiterschweifend
    Olaf predigt Christi Wort.

Und er nahm den goldumblitzten
Drachen Raud's, den buntgeschnitzten,
Lenkte selbst das Schiff als Steurer
    In das Meer mit sichrer Hand.
Südwärts mit den Möwen zog er,
Südwärts auf dem Schiffe flog er
Mit dem Heer der Abenteurer
    Bis zu Drontheims sicherm Strand.

---

* Der Chauvinismus.

Dem interessanten Buche von Paul Lindau: „Aus Paris“ entlehnen wir nachfolgende pikante Schilderung: „Wenn der Pariser weder Bonapartist, noch Legitimist, noch Orleanist, noch Republikaner ist, wenn er keinem politischen Glauben, keinem Dogma, keiner Doktrin huldigt, keinen Apostel, weder einen neuen noch einen alten anerkennt, aber den heiligen Geist an Allen liebt und bewundert, wenn er keiner Partei angehört — was ist er dann? Auch in politischer Beziehung ist der Pariser vor allem — Pariser, d. h. sorgloser Bewohner einer lustigen Stadt, die ihm lustige Stunden verschafft, und sodann „Chauvin“, Abonnent des „Siècle“ und der „Opinion nationale“ beschränkt, dünkelhaft, selig in dem Bewußtsein an der Spitze der Civilisation zu stehen, seliger in exklusiver Bewunderung nationaler Größe, wie in süpremer Verachtung, und deshalb gänzlicher Unkenntniß des mehr oder minder barbarischen Auslandes, und am seligsten vor der Napoleonssäule auf dem Vendômeplatze oder vor der Revolutionssäule auf dem Bastillenplatze — das hängt nur von der Lage seiner Wohnung ab — die er nicht anschauen kann, ohne mit Rührungsthränen des schönen Verses zu gedenken:

„Que l'on est fier d'être Français
Quand on regarde la colonne!“

La Bruyère schreibt in seinen „Charakteren“: „Das Eingenommensein von unserm Vaterlande, verbunden mit dem Nationalstolz, läßt uns vergessen, daß der Verstand allen Klimaten angehöre, und daß es überall, wo es Menschen gibt, auch ein gesundes Urtheil gebe.“

Das jetzige Regiment hat diese tiefe Wahrheit sehr beherzigt. Es bestärkt den Pariser Politiker in seinem beschränkten Eingenommensein, in seinem ausschließlichen Nationalstolze, zieht um seinen Gesichtskreis eine chinesische Mauer von Dünkel und Selbstliebe, lullt ihn in die Bewunderung seines eigenen Ich's gemächlich ein, und weiß es auf diese Art zu verhindern, daß er um sich und vor sich schaue.

Bis auf den Augenblick hat die Regierung diese Aufgabe vortrefflich ausfüllen können, und wenn die Zeitungen schreiben, „daß die Ruhe in Frankreich etwas von der Schwüle habe, die dem einbrechenden Gewitter vorherzugehen pflegt,“ so ist dies, ich glaube es genügend dargethan zu haben, eben nichts als eine Zeitungsmetapher, die der Aufrichtigkeit, dem Verständniß, wie der Bildersprache des verehrlichen Berichterstatters zu gleich geringer Ehre gereicht. Ein Gewitter kann ausbrechen, das ist sehr leicht möglich; wer aber den Ausbruch desselben aus der jetzigen Windstille in Frankreich prognostizirt, ist feiner als Herr Babinet von der Akademie, dessen vorhergesagte Kometen niemals eintreffen.

Vor der Hand ist an eine Aenderung der Stimmung noch gar nicht zu denken, denn man amüsirt die Pariser und hat auch seinen letzten Trumpf gewiß noch nicht ausgespielt. Mit dem Export von Freiheit, Civilisation, Gesellschaftsrettung und Menschenrecht läßt sich bequem noch eine ganz ansehnliche Zeit fortwirthschaften. Dies entspricht den Neigungen der Pariser; ob es sich mit ihrer Wohlfahrt verträgt, darum bekümmern sie sich wenig oder gar nicht.

Selbst nach der Meinung eines tugendhaften und großen Denkers, eines der geistreichsten Schriftsteller, den Frankreich in seinem geistreichsten Jahrhundert geboren hat, müßte der jetzigen Regierung trotz aller ihrer verderblichen Eigenschaften, trotz ihres korrumpirenden Wesens das Prädikat der Vollkommenheit zugestanden werden. Denn „die Regierung, welche die Menschen in der, ihrem Hange und ihren Neigungen entsprechendsten Weise leitet, ist die vollkommenste.“ sagt Montesquieu.

Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß dies nicht unsere, sondern die französische Anschauung ist.

Man würde jedoch befürchten müssen, den Pariser mit all den ausgewählten Gerichten, die man ihm tagtäglich vorsetzt, bald zu übersättigen; denn auch der feinste Leckerbissen kann den Gaumen nicht mehr reizen, wenn er ihm als tägliches Brod geboten wird. Das ist ganz richtig. Man hütet sich auch wohl und weislich, dem Pariser den Genuß aller der kostbaren Schüsseln zu gönnen, die auf der Karte der civilisatorischen Mission aufgeführt sind; man bietet ihm als galanter Kavalier den Arm, führt ihn in den von kulinarischen Wohlgerüchen gewürzten Speisesaal und zeigt ihm, wie den andern, die da am Tische sitzen, dieselbe vortreffliche Mahlzeit bekommt, die der Pariser mit seinen Zouaven und Chasseurs mühsam zubereitet hat. Von einem solchen Anblick bekommt unser Pariser weder Magenbeschwerden, noch Zahnschmerzen; sein Appetit wird nicht gestillt, sondern immer nur von Neuem gereizt, und immer wieder sehnt er sich nach dem alten Schauspiele, weil er hofft, daß ihm doch dereinst eine

Brosame Freiheit, die von der Schmauser Tische fällt, zugedacht werde. Der Pariser ist so gutmüthig, so genügsam, daß es ihm doch Freude macht, zu sehen, wie andere sich regaliren, ob er auch darben muß. Dabei ist er so stolz, so grand seigneur, daß ihn das Bewußtsein, den Gästen und Freunden ein Garagantuamahl aufgetragen zu haben, reichlich für seinen eigenen Hunger entschädigt. Die Hungerkur bekommt ihm übrigens sehr gut, wie die Geschichte der Gegenwart lehrt.

Der Pariser will auch gar nicht seinem eigenen Geschmacke, seinem eigenen Appetite nachgehen können. Er will beaufsichtigt, will im Zaume gehalten, will zu Hause geduckmäusert, ja geprügelt sein, vorausgesetzt, daß er nur auf dem großen Markte der Nationen als respektable Person dastehe.

August Barbier, der glühende Freiheitsdichter von 1830, hat diesen Zug des Pariser Nationalcharakters in grausamen, aber trefflichen Worten geschildert. Er vergleicht das Pariser Volk mit der verworfenen Straßendirne, die sich in wilder Liebe ihrem zerlumpten Galan nur dann hingibt, wenn er sie gehörig prügelt und peitscht, von Morgens früh bis Abends spät.

Dies ist keine poetische Schwärmerei; es ist eine tiefe Wahrheit, die man sich an befugter Stätte auch gebührlich zu Herzen genommen. Das brauche ich wohl nicht zu beweisen. Aber ich sagte schon, und das fehlt in Barbier's schönen Versen, das Pariser Volk verbindet mit dieser Vorliebe für Peitschenhiebe „sur sa couche de paille“ noch den Hang, auf der Straße, wo alle Welt auf es schaut, mit majestätischem Prunke zu erscheinen. Es will von sich reden machen. Es will vor den müßigen Allerweltslaffen, wenn nicht geradezu sonderlich gefürchtet noch geachtet, doch immer imponirend und mit erhobener Stirn auftreten.

Auch diesem Gelüstchen hat man gewillfahrt und man wußte sehr wohl was man that; denn „es ist eine alte und sichere Politik, das Volk in Festen und Schauspielen, Luxus, Hoffahrt, Vergnügungen, Eitelkeit und Schlaffheit einzuschläfern, sein ganzes Sein mit Leerheit zu erfüllen und ihm die Möglichkeit zu bieten, mit Wohlbehagen und Genuß Spielereien einzuschlürfen.“

Herzoge von Sebastopol, Magenta, Grafen von Palikao sind aus der Erde gestampft. Mit klingendem Spiele zogen zu wiederholten Malen siegreiche Heere den Boulevard entlang; Hymnen auf Frankreichs Größe wurden abgesungen, und dem lieben Pariser lachte das Herz in der Brust. Freie Theater und Illuminationen, Regatta's auf der Seine und Volks- und Soldatenspiele auf der Invaliden-Esplanade; alle Welt schrie Bravo, und niemand fragte, wie viel Blut diese theuer erkauften Vergnügungen gekostet. Weshalb denkt in diesem betäubenden Freudenjubel niemand an die klagenden Mütter und Waisen? Der Philosoph, dem wir schon mehrere nützliche Winke entnommen, wird es uns lehren, und was La Bruyère vor zwei Jahrhunderten über diese Vergnügungen schrieb, ist noch heute ein frisches Blatt unserer jüngsten Geschichte.

Der Pariser Chauvin hört in der That nichts von dem mörderischen Geheul des Schlachtfeldes, er hört nur die lockenden Siegesfanfaren; er sieht nicht das schrecklich grinsende Gesicht des Todes und des Jammers, er sieht nur das serene, strahlende Antlitz der Siegesgöttin.

Chauvin, glückliches Gemisch von frevelhaftem Unverstand und aufgeblasenem Dünkel, das ist der Pariser Politiker, nicht Anhänger einer gewissen Partei, eines bestimmten Prinzips, nein, getreulicher Diener des Chauvinismus.

Und Chauvins sind sie so ziemlich alle, die weisen Herren, die das große Wort führen. Daß sich unter der bevorzugten Klasse einige rühmliche Ausnahmen finden, daß Blätter wie die „Revue des deux mondes“, die „Débats“, der „Temps“ in ihrem aufgeklärten Redaktionspersonal zum Theil sehr bedeutende politische Schriftsteller aufführen können, versteht sich von selbst. Aber ihre ruhigen, vernünftigen Mahnungen werden von dem tosenden Geschrei des unvernünftigen Chauvinismus übertönt und dringen niemals in das Volk, das an den gefälligen Salbadereien unsauberer Geister sein höchliches Ergötzen findet.

Wollt Ihr den Chauvin in leibhaftiger Gestalt vor Euch sehen?

Betrachtet den nicht unbekannten Herrn About und labt Euch an dem Anblicke. Ein geistreicher Strick, der von Politik nichts, rein gar nichts versteht, der aber mitunter einen guten Witz macht, korrect und elegant französisch schreibt, dieser Herr Edmond About hält sich von dem frohen Bewußtsein seines Franzosenthums aus für befugt, über die wichtigsten politischen Fragen des In- und Auslandes spaltenlange Abhandlungen zu schreiben, die ihrer namenlosen Arroganz und Ignoranz halber von den vernünftigen Menschen immerhin beachtet werden müssen, wegen ihrer pikanten Form, aber von der rohen Masse mitunbeschreiblicher Befriedigung verschluckt werden. Ihr armen Schlucker!

Aus seinen Ansichten über Frankreichs Institutionen will ich ihm keinen Vorwurf machen. Der Köhler ist Herr in seinem Hause. Es gefällt ihm darin gut, wohl ihm — was geht das uns an? Aber, wenn er sich zu Hause so wohl fühlt, weshalb geht er da auf das Glatteis des Auslandes und bricht ein Bein? Er sollte doch das alte deutsche Sprichwort kennen, er, der über Deutschland so meisterliche Büchlein verfaßt hat. Denn Herr Edmond About hat bekanntlich die Güte gehabt, unseren deutschen Verhältnissen das Licht seines strahlenden Geistes zu leihen; er hat in ähnlich skandalöser Weise, wie er über die römische Frage abgeurtheilt hatte, auch die deutschen, resp. preußischen Verhältnisse zum Gegenstand seiner diplomatischen Besprechung zu machen die anerkennenswertheste Bereitwilligkeit gezeigt. Er hat es dem würdevollen „Siècle“, der hochweisen „Opinion nationale“ meisterlich nachgebetet: „Deutschland muß einig werden, dies ist unser Wunsch, und daraus folgt in logischer Konsequenz, daß wir Belgien und das preußische linke Rheinufer annektiren.“ Heilige Einfalt!

Uebrigens kennt Herr About, in seiner Eigenschaft als Elsasser, Deutschland ganz genau, als Beweis für seine Kenntnisse, gleichzeitig auch für seine bekannten deutschen Sympathieen brauche ich nur nachstehenden Passus anzuführen, der einer vielbesprochenen Broschüre „La Prusse en 1860“ entlehnt ist: „In der Literatur und Poesie bewundern wir und lieben“ schreibt Herr About in der majestätischen ersten Person Pluralis, „Göthe, Schiller, Lessing, Hoffmann, Heine, Hackländer, Uhland.“ Wahrhaftig, das steht so da. Hatte ich nicht Recht zu sagen, Achtung vor dem kleinen About, der hat es in sich, der bewundert Göthe und Schiller und Hackländer und vielleicht noch „Einmalhunderttausend Thaler“ und „Nathan den Weisen“ und Gott weiß was.

Ist es nöthig, einer so sinnlosen Zusammenstellung unserer deutschen Schriftsteller ein Wort hinzuzufügen? Sprudelt da nicht aus jedem Worte die keckste, vermessenste Ignoranz? Ist das nicht mit einem Worte Dummdreistigkeit, wie sie im Buche steht? Denn dafür gibt es kein anderes Wort; ich bin gern höflich, aber was soll man dazu sagen? Und dieser Herr, Bewunderer und Liebhaber von Göthe, Schiller und Hackländer, erlaubt sich über Deutschland abzuurtheilen, als ob es seines Gleichen wär. Da habt Ihr den Chauvin, wie er leibt und lebt. Das ist der politisch reife Pariser, Ritter der Ehrenlegion wegen Preßverdienste, Korrektor der Rheingrenze, Apostel und Kolporteur des demokratischen Imperialismus! Das ist der wichtige Mann, über den der Abgeordnete Keller vor der Kammer und vor Frankreich, der Erzbischof von Orleans, der gelehrte Monseigneur Dupanloup, vor dem gesammten französischen Klerus die Stimme erheben

mußte; dessen schlechtes, durchgefallenes Drama die europäische Presse Wochen lang beschäftigte und eine förmliche Emeute in Paris hervorzurufen drohte! Das ist mit einem Worte der Mann, der sich beachtet weiß, und von dieser Ueberzeugung aus, seine beachteten Machwerke zusammenleimt, der mit elsässischer Genugthuung die bekannten Phrasen der Chauvins „la grande nation“, „nous autres Français“, „principes de 89“, „liberté, fraternité, égalité“, und was sonst noch in dies Fach gehört — bei jeder Gelegenheit und auch ohne Gelegenheit auf der Zunge führt, der sich ein Urtheil über das übrige Europa anmaßt, in einer gelangweilten Stunde die Karte von Europa nach seinem diplomatischen Erachten abändert, als wäre es ein holpriger Passus aus seiner muthwilligen Feder, der einen Verleger findet, Leser, Kritiker — vom Honorar und sonstigen Annehmlichkeiten gar nicht zu sprechen — und der sich schließlich, wenn man ihm auf den Zahn fühlt, als was herausstellt? Als Bewunderer von Goethe, Hackländer, Schiller, Hoffmann, Lessing!!! —

Und diese Anmaßung, diese Unkenntniß ist nicht vielleicht das ausschließliche Attribut dieses oder jenes kümmerlichen Politikers. Nein, es ist die Regel, die allgemeine Regel, die leider nur wenig Ausnahmen aufzuweisen hat. Man könnte dicke Folianten zusammenschreiben, wenn man sich die Mühe geben wollte, den über das Ausland, namentlich über Deutschland gedruckten Unsinn zu sammeln. Gott, was hat der gute Herr Jourdan im „Siècle“ allein für dummes Zeug zusammengeschrieben! Und der „Siècle“ mit seinen 80,000 Abonnenten ist gerade das Blatt, aus dem der Chauvin seine Weisheit schöpft. Deshalb ist er auch ein gar gelehrter Mann, weiß von allem mitzusprechen und beweist auf das Herrlichste, daß es eigentlich nur eine Gutherzigkeit vom Kaiser Napoleon sei, wenn er uns noch das preußische linke Rheinufer gelassen; daß das linke Rheinufer zu Frankreichs „natürlichen“ Grenzen gehört, liegt ja in der Natur der Sache. Wer kann darüber nur disputiren? .. Aber, du lieber Himmel, da in Köln zufälligerweise ein Dom gothischer Bauart steht und zufälligerweise die Kölner und sonstige linke Rheinländer Deutsche sind von Herz und Gemüth, und Sprache und Kunst, nun da mag der Irrthum bis auf weitere Regulterung fortbestehen. „Nous sommes assez riche pour nous en passer.“ Das bischen Rhein macht uns auch nicht fett — solche und ähnliche Politik wird dem Pariser zur Aufklärung eingetrichtert. Der angeführte Passus ist nämlich einem Artikel des „Siècle“ über die natürlichen Grenzen wörtlich entnommen.

Die „natürlichen Grenzen“ sind überhaupt ein Steckenpferd des Chauvin. „Natürliche Grenzen“, das klingt wie irgend Etwas und ist in der That rein gar nichts, gerade deshalb paßt es so gut in seinen politischen Kram. Außer den Artikeln des „Siècle“ und der gleichgesinnten und gleichtüchtigen „Opinion nationale“, außer About und sonstigen Größen, die ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen, gab es eine Periode, es war gegen Ende des Jahres 1860, wo ein jeder schreibfähige Chauvin sein Broschürchen über die „natürlichen Grenzen“ und die damit verbundene Annektirung von Belgien und dem deutschen linken Rheinufer vom Stapel ließ.

Ich habe natürlicherweise all den Unsinn, der um diese Zeit zu Tage gefördert wurde, nicht behalten können und hätte ich ihn behalten, würde ich meine freundlichen Leser damit verschonen — aber ich erinnere mich noch ganz genau einer Abhandlung „Ueber den Rhein gelegentlich der orientalischen Frage“, die von Jules Varin verfaßt, und von dem bekannten Broschürenhändler Herrn Dentu verlegt wurde. Herr Dentu hat übrigens auch die Memoiren der Ballerina Rigolboche sowie die About'sche Flugschrift über Preußen in seinem Verlagskataloge aufzuweisen. In der Varin'schen Broschüre wurde mit einer Würde und Autorität, bei der man vor Lachen umfallen mochte, der europäischen Diplomatie folgende Verhaltungslinie vorgezeichnet. Die Herren Botschafter und Gesandten müßten ihren Regierungen eine Politik anrathen, durch welche

1) die Türkei von der europäischen Karte verschwände. Folgten als Argumente begeisterte Entrüstungen über die Greuel des fanatischen Islam und Aehnliches.

2) Oesterreich würde die Türkei (!) in Besitz nehmen und dafür

3) das venetianische Königreich aufgeben, das Viktor Emanuel nach guter, alter Gewohnheit annektirt. Bis jetzt sieht man freilich noch nicht, was der Rhein mit all diesen Kombinationen zu thun hat, aber nur aufgepaßt, es kommt gleich.

4) Preußen steckt die deutschen Klein- und Mittelstaaten in die Tasche und tritt für diese Bereicherung an Frankreich, das Herrn Varin, den scharfsinnigen Erfinder dieses Projekts, geboren hat, das linke Rheinufer ab.

5) Frankreich annektirt außerdem noch, im Interesse derselben natürlichen Grenzen, Belgien, und Belgien nimmt vermuthlich einen französischen Ministerialpaß und begiebt sich auf Reisen. So, das wäre Alles!

Herr Varin ist ein zweites, nicht seltenes Exemplar des Pariser Politikers, des Chauvin; nur deshalb habe ich ihr seine politischen Ansichten hier mitgetheilt. Im übrigen wünsche ich ihm alles Gute, selbst das rothe Bändchen, wenn sich sein Knopfloch danach sehnt. Dem Manne müßte geholfen werden; er hat wenigstens einen Abend für die Ruhe Europas die Feder gerührt. Viel länger wird er wohl an seiner Broschüre nicht gearbeitet haben; er hatte gewiß den Abend im Café die „Indépendance“ gelesen und zu seinem nicht geringen Erstaunen die Entdeckung gemacht, daß sich Thouvenel, Russell, Antonelli, Schleinitz, Rechberg, Gortschakoff und Cavour den Kopf zerbrächen, um die brennenden Fragen, die eine europäische Katastrophe herbeizuführen drohten, auf friedlichem Wege und mit Befriedigung aller ihrer Ansprüche und Wahrung aller ihrer Interesse beizulegen. Das hat sein gutes Herz tief betrübt. Nachsinnend ist er seinem Logis zugewandelt, ist an der Behausung seines Concierge, in schweren Träumen versunken, vorübergeschritten, ohne auf den Gruß des ehrwürdigen Schließers gebührlich zu danken und hat selbst auf das liebevolle Entgegenkommen der treuen Gattin einsylbig, zerstreut, wie ein Mensch, dem viel im Kopf herumgeht, geantwortet.

„Liebe Frau,“ so ungefähr wird Herr Varin gesprochen haben, wenn er eine Frau besitzt, „nimm mir meine Zerstreutheit nicht übel, ich habe den Kopf so voll, so voll, Du wirst mich gleich verstehen. Die Prätensionen Cavours sind nämlich vollkommen begründet; sie stützen sich auf das heiligste aller Rechte, auf den Willen der Nation, und gerade deshalb muß die Türkei, um Rußlands Einfluß zu schwächen, nach Asien zurückgehen, wodurch natürlich einer jeden weitern Verfolgung der Maroniten vorgebeugt wäre. Es liegt also auf der Hand, daß Oesterreich die europäische Türkei in Besitz nimmt, wodurch gleichzeitig Belgien an Frankreich fällt, um Preußen die Möglichkeit zu bieten, die jetzt vorherrschenden Einheitsbestrebungen zu seinen Gunsten auszubeuten. Das Vortheilhafteste an der ganzen Sache ist, daß dadurch dem Prinzip der „natürlichen Grenzen“ der größte Dienst erwiesen wird. Das liegt doch klar auf der Hand, nicht wahr? Und nun bitte ich Dich also, gieb mir meinen Schlafrock und meine Pantoffeln, mache Thee, gieß Oel auf die Lampe und reiche mir den Bouillet her, Du weißt, das dicke geographische Lexikon, ich muß die angedeutete Kombination entwickeln — ich

will nämlich heute Abend ein Bischen über das Schicksal von Europa verfügen.

Also hat der Pariser Politikus gesprochen und also eine jener vielgelesenen Broschüren verfaßt, die zur Beleuchtung der Situation und Aufklärung des großen Publikums beitragen sollen, — und in derselben Weise wieder schreiben und sprechen mit demselben Erfolge Myriaden ebenbürtiger Chauvins. „Es ist eine defekte, aber recht ehrbare Gesellschaft“, wie Brachvogel in seinem „Narciß“ sagt.

Was ist nun also ein Chauvin? frage ich, um der langen Rede kurzen Sinn in Ein Wort zusammenzufassen, und ich antworte darauf: Ein Chauvin ist ein unendlich kleines Atom der großen Nation, das sich der Größe dieser Nation wohl bewußt, in steter und ausschließlicher Bewunderung vor derselben auf den Knieen liegt, für Alles was außerhalb der französischen Grenze vorgeht, vollkommen taub und blind ist, sich aber dennoch über dasselbe eine ernstgemeinte Kritik anmaßt und darüber urtheilt, wie eben der Blinde über die Farben, wie der Taube über Musik. Dünkel, Anmaßung und Ignoranz, das sind die Ingredienzien, die zur Zubereitung dieses Homunkulus erforderlich sind. Stellt man dies Männlein auf den Boulevard, vor ein Zeitungsbureau, wo ihn sein natürlicher Instinkt auf die Trüffeln im „Siècle“ führt, so ist der Chauvin fertig und mitleidig lächelnd blickt er auf das übrige Universum herab.

Wer ist nun Chauvin? Du, lieber Gott, so ziemlich die ganze französische Welt, die sich in Paris ihres Daseins erfreut.

Aber auch auf der rechten Seite des Rheines hat der Chauvin einen getreuen Glaubensgenossen: Chauvin und teutscher Krafthuber und Muskelmeier sind derselben bodenlosen Geistesbeschränktheit Kind. Aber dennoch, man muß dies billigerweise zugeben, waltet ein bedeutender Unterschied zwischen Beiden ob. Das deutsche Krafthuberthum hat die Feuerprobe, die es ein Heine bestehen ließ, durchmachen müssen und ist dadurch zu einem kleinen unbeachteten Aschenhäufchen zusammenschrumpft, das von Niemanden bemerkt wird und Niemanden zur Last fällt. In Frankreich aber hat das Uebel Chauvinismus noch keinen Jenner gefunden, der durch Einimpfung des wirksamen Giftes der Satire dem Leiden ein Ende macht; im Gegentheil thut man alles Erdenkliche, die Beschränktheit in ihrer Beschränktheit zu bekräftigen, den Chauvinismus in seinen chauvinistischen Aestrebungen zu ermuthigen. Das gefällige Manierchen, nach dem Munde der ebenso ungebildeten wie eingebildeten Masse zu reden, heißt sogar patriotisch wirksam sein. Ich bedanke mich für einen solchen Patriotismus.

Von großen Journalen herab bis in die keine dunkle Pfennig- und Winkelpresse, auf den Brettern, in Allem und Jedem, was zu dem Volke laut spricht, schmeichelt man diesem unseligen Hange. Ja, es existirt hier sogar ein eigenes von der Regierung subventionirtes Institut, welches ausschließlich dazu bestimmt ist, die heilige Flamme des Chauvinismus im Volke rege zu halten.“

Literatur und Kunst.

* Das biographische Institut zu Hildburghausen veranstaltet eine „Bibliothek ausländischer Classiker“, welche dem Prospekt zufolge die wirklich gediegenen, von der Zeit, wie von der Kritik als klassisch erprobten und anerkannten Hauptwerke der verschiedenen Literaturen und zwar nach einem zweckmäßigen, festen Plan bringen soll. Es sind in Aussicht genommen Homer, Sophocles, Aeschylus, Euripides, Plautus, Chaucer, Shakspere, Milton, Swift, Pope, Goldsmith, Sterne, Fielding, Smollet, Defoe, Macpherson, Sheridan, Burns, Walter Scott, Lord Byron, Shelley, Thomas Moore, Tennyson, Washington Irving, Longfellow, Molière, Racine, Corneille, Le Sage, La Bruyère, Voltaire, Diderot, Rousseau, Bernardin de St. Pierre, Chateaubriand, Frau von Staël, Victor Hugo, Lamartine, George Sand, Töpfer, Beranger, Dante, Boccaccio, Ariost, Tasso, Alfieri, Silvio Pellico, Manzoni, Ugo Foscolo, Leopardi, Giusti, Camoens, der Cid, das altspanische Theater, Cervantes, Moratin, Tegner, Björnstjerne, Björnson, Stagnelius, Holberg, Oehlenschläger, Andersen, Hauch, Hertz, Lermontoff, Puschkin. Als Uebersetzer sind bisher genommen Jordan, Seeger, Lobedanz, Strodtmann, Viehoff, Ehrenthal, Moritz Hartmann, Kurz, Rapp, Laun, Fr. Spielhagen, Hertzberg, Zoller, Eitner, Altmüller, Bartsch. Bisher sind fünf Lieferungen ausgegeben worden, welche Shakspere's Macbeth und Romeo und Julia, deutsch von Wilhelm Jordan und Hamlet, deutsch von Ludwig Seeger, ferner Tegner's Frithjoffssage, deutsch von Viehoff und eine Erzählung des Genfer Novellisten Rudolph Töpffer, „Rosa und Gertrud“, deutsch von Eitner bringen. Der Preis ist so niedrig gestellt, daß das Unternehmen auf weiteste Verbreitung Anspruch hat, zumal jede Lieferung ohne Preiserhöhung einzeln abgegeben wird.

— Von den Werken der schwedischen Romanschriftstellerin **Marie Sophie Schwartz** wird durch die Brockhaus'sche Verlagshandlung eine wohlfeile Gesammtausgabe veranstaltet, welche zugleich dazu bestimmt ist, die künftig erscheinenden Werke der Verfasserin zu bringen. Die Schriften von Frau Schwartz sind nicht nur in ihrer Heimath schnell beliebt geworden, sondern haben auch in Deutschland einen nicht minder großen Leserkreis wie die von Friederike Bremer und Emilie Flyger-Carlén gefunden. Von den beiden gedachten Schriftstellerinnen unterscheidet sie sich wesentlich dadurch, daß sie mit Vorliebe in den mittleren und niederen Klassen des Volkes sich bewegt. Tiefe und Gedankenfülle darf man bei ihr nicht suchen, dagegen zeichnet sie sich durch eine Reinheit aus, die ihre Werke zu einer besonders geeigneten Lectüre für die Frauenwelt macht. Ihre Erfindung ist fast immer reich, planvoll und spendend, ihre Charakterzeichnung scharf und sprechend. Die Verlagshandlung hat den Preis auf nur 10 Sgr. für den Band gestellt; die bisher ausgegebenen drei Theile enthalten den Roman: der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.

— Im Verlage von Brockhaus ist so eben ein neuer dreibändiger Roman von einem uns bisher unbekannten Schriftsteller **Friedrich Wesdorf** erschienen unter dem Titel „Stand und Bildung“, von welchem wir uns nach dem ersten flüchtigen Durchblättern großen Genuß versprechen zu dürfen glauben. Wir behalten uns vor, darauf zurückzukommen

— Das Erstlingswerk von **Bogumil Goltz**: „Ein Jugendleben“, biographisches Idyll aus Westpreußen ist in einer zweiten umgearbeiteten Auflage erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus) diese Schrift und eine andere, „der Kleinstädter in Egypten“ begründeten den schriftstellerischen Ruf des Verfassers, den er durch seine späteren Werke nicht in gleichem Maße aufrecht erhalten konnte. Der Hauptvorzug des Verfassers, seine urwüchsige Ursprünglichkeit ist hier noch nicht Manier geworden, wie nicht selten in seinen zahlreichen späteren Schriften; seine frische Natürlichkeit erhält sich hier noch frei von dem Kampfe gegen die Bildung und die Gebildeten, in welchen er sich später hineinzwingt. Es ist ihm gelungen, was er sich vorgesetzt, ein Buch zu schreiben, worin er Kunstkritik, Politik, Gegenwart, Sittlichkeits- und Zweckbeflissenheiten los wird, ein Buch, das keinen Leser vergessen läßt, was diese verzwickte Plagewelt Alles von dem armen Menschen fordert und will, und was er ihr Alles schuldig sein soll. Er hat ein Stück Menschenleben und Natur mit den Wurzeln, dem Erdreich, dem frischen Hauch und Duft der Elemente, mit dem Aether und der himmlischen Symbolik, die darin herumgewoben ist, zur Anschauung und Empfindung gebracht. Er läßt uns die Angst des Lebens, die mahnenden und quälenden Forderungen, den Todesernst der Wirklichkeit vergessen und in einer geträumten bessern Welt ausruhen. Er läßt die Darstellung der irdischen Sorge, Arbeit und Unruhe, das Gemälde menschlicher Schwächen, Leidenschaften, Widersprüche, Zerwürfnisse, Irrungen, Verzweiflungen und Verbrechen bei Seite.

— In Wien gab man ein neues Schauspiel von Bauernfeld: „Jäcklein oder die Bauern von Weinsberg.“ Der Erfolg scheint mir ein getheilter gewesen zu sein, obgleich die großdeutsche Tendenz des Werkes, oder, wie die Lobredner sich ausdrücken, der in demselben lebende Reichsgedanke bei der Kritik großen Beifall findet.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 36

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 18. Bremen, 30. April. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Blücher in Lübeck.

Von Heinrich Asmus.

Lübecks fortdauernde Selbstständigkeit, Freiheit und Neutralität wurde durch den Schluß des Reichsdeputations-Recesses vom 25. Februar 1803 öffentlich anerkannt und war die Stadt somit dem Loose anderer bisher freien Städte entgangen; sie blieb unter wenigen eine freie Reichsstadt und in ihren Rechten gesichert. Das Gebiet ward vergrößert, die Festungswerke wurden abgetragen, und voll Hoffnung blickten die Bürger der Zukunft entgegen — nach überstandenen Stürmen schien eine schöne Morgenröthe anzubrechen; wenigstens hatte man zu einer solchen Hoffnung volle Berechtigung, denn Lübecks Handel hatte sich merklich gehoben und ein lebhafter Verkehr war überal sichtbar.

Doch nur allzuschnell zogen an dem so heiteren Himmel von Westen her drohende Wolken zusammen und bald zuckten aus ihnen verderbende Blitze hervor. Napoleons Gewalt verbreitete sich immer weiter in Deutschland und seine Heere näherten sich wie eine Windsbraut. Schon hatten sie Hannover besetzt, schon war der freie Verkehr auf mehrfache Weise gestört — aber das ungeheure Unglück, das Lübeck im Jahre 1806 in seiner ganzen Schreckensgestalt bevorstand, ahnte noch keiner und eben so wenig dachte man daran, daß je ein Deutscher General die Verantwortung auf sich nehmen könnte, eine neutrale, unbefestigte Stadt dem Verderben preiszugeben.

Am 5. November des obenbenannten Jahres erschienen plötzlich und unerwartet unter Blücher und dem Prinzen von Braunschweig-Oels einige tausend Preußen vor Lübecks Mauern, die durch das gewaltsam geöffnete Mühlenthor in die Stadt drangen. Es mochten circa 21,000 Mann sein. Blücher begab sich unverzüglich mit seinem Stabe in das Gasthaus „Der goldene Engel“, von wo er später, nachdem er gekochte Eier gegessen, nach dem Rathhause schritt, wo der Senat versammelt war und um Verpflegung seiner ermatteten Krieger bat. Ihm ward zur Antwort, daß Lübeck sich in Verhältnissen befinde, welche die größte Vorsicht erheischten, weshalb man um Schonung der Stadt bitten müsse. Blücher entgegnete: „Wenn man seine Truppen mit dem Nöthigen versehe, so solle der Stadt kein Unheil widerfahren; er wolle mit seinen Soldaten nur eine kurze Ruhe genießen, und sich im Falle eines Angriffs sogleich in das Eutinische zurückziehen, um sich dort zu schlagen.“ — Man vertraute diesen Worten und labte und stärkte die ermatteten und ausgehungerten Truppen, so viel dies in der Eile sich beschaffen ließ. Als man aber mit der Abenddämmerung wahrnahm, daß die Preußen die abgetragenen Wälle, wie auch die Thore, mit Kanonen und Mannschaften besetzten und überhaupt die ganze Lage der Dinge eine so kriegerische Gestalt annahm, erkannte man sogleich Blüchers Absicht: den ihm auf dem Fuße folgenden Franzosen hier eine Schlacht anzubieten. Der Senat erinnerte ihn an sein gegebenes Versprechen und gab ihm überdies zu bedenken, daß sein Unternehmen die Stadt unausbleiblich ins Verderben stürzen werde, da sie von allen Seiten offen und zugänglich, eine verlorene Schlacht aber für sie nicht nur gefahrvoll, sondern möglicherweise ihr ferneres Bestehen in Frage stellen könne.

„Die Umstände haben sich geändert, der Feind ist näher, als ich geglaubt“ — antwortete Blücher kurz und ließ seine der Ruhe und des Schlafes so sehr bedürftigen Krieger die ganze Nacht hindurch die Befestigungswerke beschaffen.

In sorgenvoller Erwartung blickten die Lübecker, welche während der Nacht kein Auge geschlossen, dem Anbruch des sechsten Novembers entgegen und die Besorgnisse stiegen, als man am frühen Morgen von der Annäherung der französischen Armee Kunde erhalten und Blücher starke Lieferungen von Schießbedarf begehrt hatte, was ihm aber auf das Bestimmteste abgeschlagen worden war. Vielmehr trug ihm der Senat erneuerte Anträge vor, worauf der General entgegnete: „Er wolle zur Schonung der Stadt Alles beitragen und deshalb, wenn die Franzosen zu einem Angriff schreiten sollten, ihnen durch einen Parlamentär andeuten lassen, daß hier ein neutrales Gebiet sei; würden sodann die feindlichen Befehlshaber versichern, die Stadt nicht besetzen zu wollen, so werde er dieselbe räumen.“ — Auf den weitern Antrag, daß es erlaubt sein möge, sofort mit dem Parlamentär Abgeordnete des Senates in das französische Hauptquartier zu senden, antwortete Blücher: „Hieran sei, militairischer Verhältnisse halber, noch nicht zu denken; es solle geschehen, sobald man gegenseitig besänftigter sein werde.“

Trotz dieser Antwort waren die Abgeordneten des Senates dennoch geneigt in dem vor dem Rathhause harrenden Wagen den französischen Befehlshabern entgegen zu fahren, da aber immer mehr Berichte einliefen, daß deren Truppen sich schon der Stadt näherten und auch bereits von den Thürmen aus deutlich Vorpostengefechte vor dem Burg- und Mühlenthore wahrgenommen wurden, verzichtete man darauf.

Gegen das erstere Thor marschirte Bernadotte, gegen das letztere Mürat und Soult. Ihnen Widerstand zu leisten, ließ Blücher am Burgthore 4 Bataillons aufstellen, eins innerhalb, zwei ausserhalb bis an den St. Gertruden-Kirchhof hinauf und eins auf der das Thor beherrschenden Bastion „Bellevue“, unter Braunschweig-Oels und mit hinreichendem Geschütze. An der Lauenburger Seite war am Hörterthor ein Regiment mit 10 Kanonen, an dem dies- und jenseitigen Ufer des Krähenteichs vertheilt, und eine viel stärkere Mannschaft nebst dem übrigen in größerer Anzahl aufgestellten Geschütze hatte das Mühlenthor und die daselbst an beiden Seiten befindlichen Bastionen besetzt. Die Reste der Befestigungen waren nach Abtragung der Aussenwerke und Brustwehren zwar nicht mehr zu anhaltender Vertheidigung geeignet, aber sie gewährten doch in Verbindung mit den Flüssen und Teichen immer noch Mittel genug zu einem nachdrücklichen und blutigen Widerstande, wie ihn Blücher beabsichtigte, um mit kriegerischer Ehre den letzten Kampf zu bestehen. — Als Bernadotte später Kronprinz von Schweden geworden, soll er noch geäußert haben, daß die Bastion „Bellevue“ allein den Franzosen gegen 500 Mann gekostet habe, und in einem späteren Berichte des französischen Kriegsministers wird eine neue Conscription dadurch begründet, weil im letzten Feldzuge, namentlich in dem Lübecker Treffen, viele Verluste die Armee erlitten. Auch sagt Blücher selbst in seinem Berichte: „Die Armee wäre in dieser Position auf ein Paar Tage im Stande gewesen, der größten Uebermacht zu widerstehen, wenn jeder seine Schuldigkeit gethan. Dies war aber leider nicht der Fall.“

Mittags gegen 12 Uhr ward der blutige Vorhang aufgezogen und die Schlacht begann mit allen ihren Schrecknissen. Die Franzosen stürmten Lübeck von Norden und Süden und zu gleicher Zeit brüllte das Geschütz der Preußen von den Wällen. Blücher hielt während der Zeit auf dem Kuhberge mit seinem Stabe und war in einen einfachen Reitermantel gehüllt, ohne jegliches Abzeichen, wenn nicht sein runder Hut dafür gelten konnte. Er war zwar schon im 64. Lebensjahre, aber nur wenige graue Haare schimmerten in dem starken Zwickelbart des bejahrten Kriegers, wenn sich auch in Blick und Zügen die Bürde erlittener Beschwerden und lastender Sorge erkennbar zeigte.

Immer mehr näherte und verstärkte sich der Donner der Feuerschlünde von den Thoren her, aus der Gegend des Burgthores zuerst, wo ein Theil des Geschützes auf einer Anhöhe aufgefahren war. Unaufhaltsam naheten die Franzosen gegen das unausgesetzte preußische Kartätschenfeuer, sowohl von dem Israelsdorfer Wege wie auch von Marly her, aber nicht ohne großen Verlust an Todten und Verwundeten. Auch die Preußen litten bedeutend. Der Lieutenant Thadden, welcher das Geschütz auf dem Damme befehligte, ward hingestreckt; der auf ihn folgende Offizier ließ es innerhalb des äußeren Thorgitters zurückziehen, was den Angreifenden das schnelle Vordringen sehr erleichterte. Versichert wird auch, daß die zuerst vorgerückten französischen Scharfschützen an der schrägen, der Wacknitz zugekehrten Abdachung des neuen Erddammes, der mehr im Schutze gegen das Feuer, die ersten Erstürmenden der Stadt waren, und die das Geschütz bedienenden und unterstützenden Preußen in den Rücken nahmen, während zugleich die von außen her Angreifenden sich desselben bemächtigten. So drangen sie in die Stadt, anfangs vereinzelt, schnell aber anwachsend, unter lebhaftem und anhaltendem Gewehrfeuer von beiden Seiten, während die Preußen selbst aus den Häusern feuerten.

Blücher warf zwar die zuerst Eingedrungenen mit einiger Reiterei wiederum eine Strecke zurück, mußte aber der nachfolgenden Uebermacht weichen, und suchte das Holsteinthor zu gewinnen, ohne daß es ihm möglich ward, die bereits zu Gefangenen gemachten Offiziere seines Stabes, unter ihnen auch den trefflichen Scharnhorst, befreien zu können.*) Die vom Burgthore hervorgerückten Franzosen wandten sich theils nach dem Holsteinthor, um die dorthin sich zurückziehenden Preußen zu vertreiben und zu verfolgen, theils nach dem Mühlenthore, um den dortigen Kampf zu unterstützen. Hier fielen sie den durch Murat und Soult angegriffenen Preußen in den Rücken, die dadurch bald aus ihrer Stellung und von den Wällen vertrieben wurden. Von diesen herab richteten nun die Sieger das Geschütz auf die preußische Besatzung des Hörterthors und zugleich bahnten sich Mannschaften, die zu den Abtheilungen jener beiden Marschälle gehörten, Wege zum Angriff, in dessen Folge auch hier die Franzosen nach einem fürchterlichen Blutbade Sieger wurden.

Während dieser Kämpfe an den Thoren, schlugen die von den Franzosen aus Haubitzen in die Stadt geschleuderten Wurfkugeln in verschiedene Häuser, Kirchen und öffentliche Gebäude, wo sie noch jetzt als Denkmale des Schreckenstages eingemauert sind. Jedoch that Bernadotte vor dem Burgthore schonend Einhalt.**) — Das lebhafte und langanhaltende Gefecht auf den Straßen und öffentlichen Plätzen unter dem Kriegsgeschrei der Franzosen: „à la mortt à la mort!“ wobei die preußischen Jäger bis in die Häuser verfolgt und selbst Geschützstücke gebraucht wurden, war von beiden Seiten sehr mörderisch und zog sich besonders in die Nähe des Rathhauses, des Marktes und auf diesen, wo das dort stehende preußische Fußvolk in Quarré angriff, von der Uebermacht aber bald vertrieben war. Mehrere Flintenkugeln fielen in den Rathssaal, wo der Senat fortwährend versammelt war; andere fuhren in die Häuser und tödteten oder verwundeten mehrere Bewohner derselben, wie wir weiter unten bemerken werden.

Erst mit der Abenddämmerung endete der Kampf mit seinem lauten Toben und Krachen. In und neben der Stadt waren gefallen oder gefangen genommen die Regimenter Tschammer und Owstien, der größte Theil der Regimenter Braunschweig-Oels, die Magdeburger Füselier-Brigade, ein Theil der Jäger und das Füselier-Bataillon Ivereris. Die übrigen Preußen zogen aus dem Holsteinthor nach Schwartau in das Eutinische, wo Blücher sie zu sammeln suchte. In Lübeck aber begann nun das Schrecklichste! Während des tobenden Kampfes waren Thüren und Fenstervorschläge verschlossen gewesen, jeder hielt sich in den entlegensten Theilen des Hauses verborgen und hoffte, nach dem Ende des Kampfes werde wieder Ruhe und Sicherheit hergestellt werden — aber man irrte sich. Die Bewohner Lübecks mußten das Furchtbarste erleben: eine dreitägige Plünderung!

Durch den Schleier einer schon fernen Vergangenheit blicken wir schaudernd darauf zurück und möchten uns wegwenden von den nun folgenden Gräuel-Scenen, wenn wir nicht deren kurze Schilderung zu unserer Aufgabe gemacht hätten. Aus der dichten Masse, welche die Stadt nach allen Richtungen überfüllte, drangen französische Krieger aller Waffengattungen in die Häuser, theils gutwillig eingelassen, theils mit Erbrechung der Thüren und der Fenstervorschläge. Unbefriedigt durch die überflüssig dargebotenen und von ihnen verschlungenen Speisen, verübten sie Gewaltthätigkeiten der wüthendsten Räuberhorden gegen Personen und Eigenthum. Geld und was einen Werth hatte, wurde gefordert und unter mörderischen Angriffen geraubt. Kleider wurden abgerissen, Schränke, Zimmer, Keller aufgebrochen und geplündert. Verwundung und Tödtung war das Loos Vieler; selbst Frauen erlitten Mißhandlungen, ja einige wurden sogar

*) Vergl. „Blüchers Leben“, S. 110—113.

**) Vergl. „Lettre à Mad. la Comt. De Beauharnais.“ p. 7.

die Opfer wilder Lüste. Weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand war schützend. Begleitet von unaufhörlichen Kolbenschlägen und wüthendem Geschrei vor den verschlossenen Häusern, währten diese Raubanfälle nicht etwa nur die Nacht hindurch, sondern auch an dem folgenden und selbst noch am dritten Tage unablässig fort, obwohl in allmälig abnehmenden Graden. Viele Einwohner, namentlich in den entlegneren Straßen, sind wiederholt, soweit noch etwas übrig gelassen war, geplündert worden und haben ihre öden Wohnungen zur Rettung des Lebens und der Gesundheit verlassen müssen.

Die Verwüstungen vor dem Thore aber und im übrigen Gebiet werden durch keine Schilderung erreicht. Hier, wo eine Menge französischer Soldaten, die in der Stadt nicht untergebracht werden konnten, während der ersten Nächte auf freiem Felde lag, erstieg die Zügellosigkeit den höchsten Grad. Allgemeine Zerstörung herrschte in den mehrsten Gartenhäusern, welche bei den Gefechten so schon gelitten hatten. Die mehrsten Thorbewohner mußten, zum Theil von der nöthigen Kleidung entblößt, dem Morde und der Mißhandlung, soweit ihnen dies gelang, durch die Flucht sich entziehen. Hausgeräthe, Holzwerk der Einfriedigungen, Bäume wurden zu Nachtfeuern verbrannt, das Vieh war getödtet oder fortgetrieben — kurz Alles glich einer Wüste, wo ihre Leute unterzubringen die Anführer der Kriegerschaaren unter einander verzweifelten.

Schon durch zufällige Richtung der Schüsse bei dem Gefecht in den Straßen, meistens aber während der Plünderung, wurden 18 Lübecker getödtet*), und wie manche siechten noch an den Erschütterungen dahin, durch welche sie in den zartesten und edelsten Grundlagen des Lebens den zerrüttenden Stoß empfingen. — Unter den längst Verstorbenen gedenken wir auch einen, des den Zeitgenossen noch erinnerlichen wohlhabenden Kaufmanns, der, von zwei Reitern zwischen ihre Pferde gebunden, als Wegweiser auf's Land geschleppt wurde; eines Andern, des hochbetagten Licentiat St., der mitten unter der größten Verwirrung und Gefahr, um den Angriffen leichter zu entgehen, sich in die Kleider seiner Haushälterin warf und in dieser Umgestaltung in das Rathhaus drang, Schutz und Hülfe suchend; eines Dritten, der an der Thür eines öffentlichen Lokals die ersten Worte des nachweisenden Anschlagzettels: „La boucherie militaire“ las und ohne weiter zu lesen, bleich und zitternd die Flucht ergriff, von den Schreckensgedanken ergriffen, es sei die Loosung zum Morde gegeben und hier werde der Anfang gemacht.

Spät am Abend des Kampftages kamen die Marschälle Bernadotte, Mürat und Soult in die Stadt und empfingen Abgeordnete des Senats, die vor Allem auf Ruhe, Sicherheit und Ordnung antrugen und Hemmung des Plünderns energisch forderten. — Marschall Bernadotte hatte ein einnehmendes Aeußere, und empfing die Senatoren sehr freundlich. Er verjagte sogar an demselben Abend noch einige Plünderer in der Gegend seiner Wohnung, nur blieb es unerklärlich, warum er nicht wirksamer eingriff. — Mürat war ein wohlgebildeter Mann, von starkem hervorragenden Wuchs, und in der Blüthe seiner Jahre. Er verrieth in den wenigen Tagen seines Aufenthalts manchen Ungestüm, vor allem Geldbegierde. Seine Rede war ein Strom von Verwünschungen auf Blücher, auf den er alles Unheil schob, obwohl er die Klagen und Anträge der Abgeordneten freundlich anhörte und gute Versicherungen gab. Dann aber schnell abbrechend verlangte er vor allen Dingen, daß sämmtliches in Lübeck befindliche feindliche Eigenthum, vorzüglich das britische, sofort aufgegeben werde. Ueberdieß, setzte er hinzu, sei preußisches, aus der Münster'schen Leihbank fortgebrachtes Silberzeug und Geld in der Stadt und zwar bei einem Mitgliede des Senats; ungesäumt müsse die strengste Untersuchung angestellt und das Gefundene herausgegeben werden.*) — Marschall Soult war ein Mann von mittlerem Alter, der kalte Strenge und Abgeschlossenheit zu verrathen schien. Auf alle Klagen und Beschwerden antwortete er nichts, oder doch nur einsylbig, und als der starken Forderung seiner Verpflegungsbeamten mit der Unmöglichkeit sie zu befriedigen gedacht wurde, antwortete er barsch: „Wollt Ihr denn, daß meine Soldaten Steine essen?

Während das Plündern in der Stadt unausgesetzt fortdauerte, war Blücher, die eigentliche Ursache der Catastrophe, mit circa 9000 Mann nach Schwartau entkommen, wo er aber noch an demselben Abend von den ihm folgenden Franzosen verdrängt und gezwungen wurde, sich nach dem Eutinischen Kirchdorfe Ratekau zurückzuziehen. Hier am andern Morgen mit einem neuen Angriff bedroht — capitulirte er. Um eine unvermeidliche Niederlage also um kaum vierundzwanzig Stunden hinauszuschieben, hat General Blücher den Ruin einer neuen Stadt veranlaßt, hat eine deutsche blühende Stadt, zu der ihm Völkerrecht und Menschlichkeit den Eingang versagten, ins Verderben gestürzt. Das ist es, was die Geschichte, die Richterin der Menschen und Thaten, der Nachwelt sagen wird!

Mürat und Soult verließen schon am 8. November Lübeck, aber erst am 9. erschien von dem Platzcommandanten J. Maison folgender Tagesbefehl: „Die Einwohner der Stadt Lübeck und dessen Gebiets sind unter den Schutz Sr. Majestät des Kaisers und Königs gestellt. Jeder Soldat, der ihre Ruhe stört, ist Verbrecher. Der Marschall, Fürst von Ponte-Corvo, erinnert die Truppen des ersten Corps, daß die Stadt Lübeck, obgleich mit offener Gewalt genommen, als eine feindliche Stadt nicht betrachtet werden darf und daß der französische Soldat weit entfernt sich als zügelloser Sieger zu betragen, gefühlvoll und menschlich nach dem Siege sein muß.

Das Plündern hörte dann auch zwar auf, aber unter den vielen sich kreuzenden und schweren Sorgen war eine der dringendsten, wie man den stets wachsenden Forderungen unerschwenglicher Lieferungen jeder Gattung, entgehen könne. Es wurde demnach eine allgemeine Uebersicht vorgelegt, um vor der Unmöglichkeit zu überzeugen, dem Begehren zu genügen. Mürat, dessen schwere Reiterei im Begriff war, abzuziehen, sprach denn auch ausdrücklich für seine Abtheilung die Befreiung von Naturalien aus. Ohne Zweifel ward er dazu genöthigt durch Bernadottes dem Senat erklärtes Bestehen darauf, daß er allein in Lübeck anzuordnen habe und keinen Forderungen Genüge zu leisten sei, die nicht von ihm und seinem Generalstabe ausgegangen. Er sei es, der Lübeck zuerst eingenommen und den andern beiden Marschällen den schnellen Einzug in die entgegengesetzten Thore verschafft habe.

Gleich schwer lastete auch auf Lübeck die erdrückende Menge der einquartirten Krieger, der Gefangenen, Verwundeten und Kranken. Zu Hospitälern waren zehn öffentliche Gebäude, das

*) Diese waren: Ascheberg (Gärtnerin), Beck (Zimmergeselle), Bötsche (Sohn eines Tapezierers), Deggau (Sohn eines Bleichers), Freiberg (Wirth), Gläser (Schneiderbote), Grell (Weinhändler), Greve (im Irrenhause), Koch, (Zimmergeselle), Koch (Träger), Meier (Hausdiener), Meier (Arbeitsmann), Reuter (Austernhändler), Rodder (Stadtsoldat), Schröder (Branntweinbrenner), Sierenberg (Wagenladergehülfe), Stollerfoht (Prediger), Westphal (Amidamfabrikant). An den Folgen starben bald darauf: Böttjer (Frau, wahnsinnig), Brestach (Wittwe), Kienemann (Jungfrau), Koofen (Makler), Langhals (Musikus), Pomilienhoff (Diener des russischen Consuls), Briesch (Frau), Schultz (Amidamfabrikant), — Verwundet wurden: Tode und Blank (Kaufleute).

*) Auf diese Münster'sche Leihbank gedenken wir später in einem eigenen Artikel zurückzukommen. D. B.

Heilige Geist Hospital, die Burg, die St. Catharinenkirche, das Gymnasium, das Waisenhaus ꝛc. eingeräumt worden. In diesen improvisirten Krankenhäusern befanden sich über 2000 Verwundete und Kranke. Auch Travemünde war bereits überfüllt, und die verheerten Gegenden vor den Thoren waren untauglich, Mannschaften aufzunehmen. Die Gefangenen, circa 15,000 Mann, Preußen und Schweden, blieben in der allgemeinen Noth und Verwirrung meistens unverpflegt und vernachlässigt; sie begannen in den Kirchen zu lärmen, zu zerschlagen und mit Zerstörung zu drohen. Man veranstaltete alles Erreichbare, diesen Unglücklichen Hülfe zu schaffen, aber erst am vierten Tage und den folgenden wurde di. größte Anzahl der Gefangenen fortgeführt.

Weiter noch erforderte die Erhaltung des allgemeinen Gesundheitszustandes nothwendige und schleunige Vorkehrungen. Die Anzahl der Lazarethe schon war gefahrvoll und im höheren Grade noch die Masse der Leichname getödteter Menschen und Pferde in der Stadt und vor den Thoren. Auf ihre Fortschaffung wurde schon am Tage nach der Schlacht von den Gewalthabern mit Ungestüm gedrungen, aber es fehlte an Pferden und Führern. Der grauenvolle Anblick eines Schlachtfeldes, soweit es der tiefe Unrath nicht verbarg, mußte zwei volle Tage vor den Augen der Bewohner bleiben, denn erst am dritten konnten wieder die Wagen die Straßen durchziehen und die hingestreuten todten Krieger und Pferde aus dem Thore schaffen. Weite, tiefe und lange Gruben wurden in einiger Entfernung von der Stadt eingerichtet, um die Leichname zu versenken und zu verschütten. Schauderhafte Gerüchte durchliefen die Stadt, daß schwer Verwundete zu den Leichen geworfen seien und daß man noch in den nächsten Tagen solche hülflose Unglückliche sterbend oder dem Tode nah, vor den Thoren in Gräben und auf Abwegen gefunden habe.

Jene Gruben versah man reichlich mit ungelöschtem Kalk, auch wurde das Verbot erlassen, in den Kirchen und auf den Kirchhöfen der Stadt jemand zu beerdigen, ein in jenen Tagen um so mehr als nothwendig erkanntes Verbot, da die Luft ohnehin mit schädlichen Dünsten angefüllt war und größere Sterblichkeit zu besorgen stand. Zu den widrigen und zugleich Mitleid erregenden Eindrücken gehörte noch der Anblick vieler herrenloser Pferde; nicht aufgegriffen, wie manche andere, sah man sie verwundet Straßen, Plätze, Wälle und Umgegend schwankend durchirren, bis sie aus Mangel an Nahrung und Wartung hinstürzten und endeten.

Der aus Berlin erlassene Tagesbericht des französischen Heeres vom 9. November 1806 hatte zwar ausgesprochen: „Die Stadt Lübeck hat beträchtlich gelitten, mit Sturm ward sie genommen und ihre Plätze und Straßen wurden nur der Schauplatz eines Blutbades. Sie darf sich deshalb aber nur an diejenigen halten, welche den Krieg in ihren Mauern geleitet haben.“ Die bittere Kürze dieser Abfertigung, wie auch neue Bedrängnisse bestimmten den Senat, sich direct an Napoleon zu wenden, ihn um Hülfe und Schonung ansprechend.

„Ich nehme einen Theil davon auf meine Seele!“ antwortete der Gewaltige den Abgeordneten: „Ich will Euch sogleich in Allem erleichtern, was die Verwaltung betrifft; nur ein Bataillon, nur eine Compagnie sollt Ihr behalten.“

Aber die Zukunft hat bewiesen, was auf französische Versprechungen zu geben ist. Man preßte Lübeck sieben volle Jahre hindurch wie eine Zitrone bis auf den letzten Tropfen!

Frühlingslieder.

Von Otto Buchwald.

I.

Sei gegrüßt, du Wanderzug!
Munt're Finken, seid willkommen,
Die ihr euren raschen Flug
Schon so früh hierher genommen!

Euren Seelen ward nicht bang
Vor den unbelaubten Bäumen;
Aufgeweckt durch euren Sang,
Hört die Knospe auf zu träumen.

Und ihr hüpft von Ast zu Ast,
Munter singend, auf und nieder,
Und der Winter flieht mit Hast,
Fortgescheucht durch eure Lieder.

Schirm' dich Gott vor jedem Aar
Und vor hinterlist'gen Schlingen,
Die du kannst, du luft'ge Schaar,
Selbst auf dürren Zweigen singen.

II.

Ueber ferne Hügel
Kommt der Lenz gestiegen,
Seine Boten seh' ich
Durch die Lüfte fliegen.

Zög're nicht, o Frühling,
Schmückend rings die Matten,
Schlumm're nicht ermüdet
Ein im Waldesschatten.

Komm zu Liebchens Garten,
Schmücke alle Räume,
Und von deiner Arbeit
Ruhe dort und träume!

III.

Was ist das für ein rauhes Treiben,
O Lenz, daß rings die Knospen schauern
Und hinter trüben Fensterscheiben
Die Wangen meines Mädchens trauern?

Gingst du bei ihres Gartens Zaune
Vorbei, weil sie nicht freundlich schaute?
Gingst du hinweg voll übler Laune,
Weil sie nicht deinem Gruß vertraute?

O Flüchtling, weit nicht wirst du gehen!
Der Abschied ward zum Schein genommen:
Hast du sie einmal nur gesehen,
So wirst du sicher wiederkommen.

IV.

Holder Anblick, wenn die Schaar
Bunter Blumen leis sich schaukelt
Und mit kranzgeschmücktem Haar
Durch die Flur mein Mädchen gaukelt!

Süßer Laut, wenn Vogelsang
Tönt von grünumlaubter Stätte
Und mein Lieb den Busch entlang
Singt mit ihnen um die Wette!

Frühling auf der Flur, im Hain,
Wunderlenz der Mädchenseele,
Daß euch Blüth' und Sonnenschein
Und ein holdes Lied nie fehle!

Wenn mein Herz den Klängen lauscht
Eures Jubels unermessen,
Fühlt's ein Glück, um süßberauscht
Jeden Winter zu vergessen.

V.

Deine Nachtigallen schweigen,
Lenz, du bist fürwahr geschieden!
Doch wie Liebchens Wangen zeigen,
Gingst du fort in vollem Frieden.

Und du kehrst gewiß auch wieder,
Da du sie so herzlich liebest;
Sind die Rosen nicht die Lieder,
Die du ihr in's Album schriebest?

* Skizzen aus Unter-Italien.

Von Leonardo.

II.

Der Liebhaber klassischer Vorwelt findet so viele Plätze historischer Erinnerungen bei Neapel, daß ihm die Wahl schwer ist, ob er nach Ost oder West sich zu wenden hat. Ich will hier zuerst erzählen von der genußreichen Fahrt, wozu wir an einem schönen Sonntag Morgen aufbrachen, von der Fahrt nach Cumä und Bajä!

Unser Wagen rollt früh sechs Uhr die schönste Straße am Quai: St. Lucia entlang, vorüber der Villa Reale mit ihren blühenden Granaten und Lorbeerbäumen; wir fahren durch die uralte, in Tuffelsen gehauene Grotte des Posilippo und dann empfängt uns am bajischen Golf eine reizende Gruppe denkwürdiger Ortschaften! Zunächst Puzzuoli, zwischen Hügeln malerisch gelegen, sich ausbreitend am Ufer des Meeres, dessen Wogen noch täglich die Pallasttrümmer der früheren Römer bespülen! Eine ehemals reiche Handelsstadt, gesuchter Vergnügungsort der Reichen, ist Puzzuoli jetzt öde und still, aber die Manen der Vorzeit reden zu uns! Wir gedenken des Apostels Paulus, der nach seiner Landung hier 7 Tage geweilet; wir sehen in der jetzigen Cathedrale San Procolo, dem früheren Augustus-Tempel, die Ruhestätte Pergolese's! Vergebens verschönerten die Kaiser Vespasian, Trajan und Antoninus Pius das Städtchen; Alarich mit seinen Westgothen hat es vernichtet! — Das dann wieder schön ausgebaute Puzzuoli ward im Mittelalter durch die Türken zerstört; dazu kamen die häufigen Erdbeben der nahen Vulkane.

Die Betrachtung des nahegelegenen Colosseo ist von höchstem Interesse, da die Ausgrabung dieses Amphitheaters ganz vollendet ist, die bedeutend lange Arena und die Thierbehälter darunter vom festesten Mauerwerk bieten ein deutliches Bild der früheren Größe! Hier war's, wo der heilige Gennaro den Märtyrertod erlitt, dessen Wunderblut in der Cathedrale zu Neapel aufbewahrt wird.

Die Ruinen eines Tempels der Diana und des Neptuns sehen wir auf dem Wege nach der Solfatara, jenem halb ausgebrannten vulkanischen Becken, dessen Schwefeldämpfe noch beständig heiß emporsteigen. Von einer Anhöhe in der Nähe genießt man die schönste Aussicht über den lieblichen Golf, von dem Horaz schon singt:

„Nullus in orbe sinus Bajis praelucet amoenis."

„Kein Meerbusen der Welt strahlt anmuthvoller, denn Bajae."

Zur Linken das weiß schimmernde Puzzuoli, die kleine Insel Nisida, und die Reste jener alten Schiffbrücke, welche Caligula gebaut bis zum Molo. Des Kaisers Absicht war, diese Bogen fortzuführen bis nach Bajae, um auf dem Meere spazieren zu reiten. Jetzt folgt eine Fahrt durch hügeligen Sand; alte Mauern und Säulenbruchstücke reden von vergangener Herrlichkeit, so daß man sich ganz in die Vorwelt versetzt fühlt. Hier der Lukriner See, welcher den Leckermäulern der Römer die schönsten Fische und Austern lieferte, jetzt durch Erdbeben halb verschüttet; dort der Lago d'Averno, wo die Alten den Eingang der Unterwelt glaubten. Ein schwarzäugiger Führer mit brennenden Fackeln geleitet uns durch die lange dunkle Grotte der Cumäischen Sibylle, die der Sage nach durch unterirdische Gänge in Verbindung steht mit einer ähnlichen Grotte am Golf von Bajä, worin die Sibylle gelebt haben soll. Am entgegengesetzten Ende dieser Felsenhöhlen, besuchen wir die Ruinen einer Villa des Cicero! Hier lebte der große Römer, der durch seine Beredtsamkeit das römische Forum bewegte, in Zurückgezogenheit von den Welthändeln, Trost suchend und findend in der Beschäftigung mit der Wissenschaft. Dieser idyllischen Stätte verdanken wir die meisten unvergänglichen Monumente seines schöpferischen Geistes.

Bevor wir das alte Cumä erreichen, ersteigen wir auf antikem Pflaster einen bewaldeten Hügel bis zum Arco felice, einem großen Triumphbogen, durch dessen Wölbung der weite Meerbusen von Gaeta uns mit blauem Auge anlächelt. An der nördlichen fernen Küste liegt Torre della Patria; dürftige Fischerhütten bedecken dort den Raum, wo der ältere Plinius seine reizende Villa besaß, und wo Scipio Africanus seine Zufluchtsstätte fand, als ihn seine undankbaren Mitbürger von Rom vertrieben hatten! Die alte Mythe bezeichnet hier auch den Felsen, wo Dädalus seine Flügel, die ihn von Creta hierher getragen, dem Apollo weihete. Jenseits des Mare Morto erblicken wir in Wirklichkeit die Elysäischen Felder, den Aufenthalt der Seligen, welchen die Phantasie uns so oft vorgezaubert! Virgil's treffliche Schilderung aus der Aeneide begleitet uns hier bei jedem Schritt, begeistert declamirt unser Alterthumsfreund die klangvollen Verse aus dem römischen Dichter, den er fast ganz in seinem Gedächtnisse mit sich umherträgt! Da erscheint uns der Acheron der Alten, der Lago Fusaro; wir versorgen uns mit köstlichen Austern und erreichen dann der Römer berühmten alten Badeort, das sonst so üppige Bajae!

O Klio, wie hast du aus dem Leben genußsüchtiger Römer doch viele Scenen verzeichnet, die hier gespielt! Du erzählst uns von dem Triumvirat des Cäsar, Antonius und Lepidus, welches hier geschlossen, von den prachtvollen Villen, auf denen Pompejus, Cäsar, Marius, Sylla und Nero einst geschwelgt, von den üppigen Festen, welche Reichthum und Wollust hier gefeiert! Die Zeugen des Prunkes aus alter Glanzzeit sind verschwunden, statt ihrer Trümmer und Ruinen, neben ihnen jetzt ein kleines Städtchen, bewohnt von einfachen Landleuten und Schiffern, Erbe des klassischen Namens Bajae.

Ein Neapolitanisches Frühstück, Austern, Limonen, Maccaroni und Salami, mundet uns gar vortrefflich auf dem Dache einer ländlichen trattoria. Angesichts des vielbesungenen, blau glänzenden Golfes, geschirmt gegen die Gluth der Sonnenstrahlen durch eine Progola von blühendem Weinlaub, inmitten einer klassischen Gegend, wessen Herz sollte da nicht höher schlagen, beim Genusse des echten Falerners, dieses köstlichen Weines, der schon Horaz begeisterte bei seinen venusinischen Gesängen! Siehe da! Neben uns eine gleichfalls fröhliche Gesellschaft, aus Neapel hierher gekommen, um den Sonntag im Freien zu genießen. Sie scheinen Wohlgefallen an unserer Munterkeit zu fin-

den, und bald sind wir in bester Unterhaltung mit ihnen begriffen! — Wir hatten viel Fragen zu beantworten, wohin wir kämen, wie's in unsrer Heimath sei, ob wir von ihrem schönen Lande entzückt wären, ob uns die Tempel und Ruinen interessirten, — und in der That waren wir nicht zurückhaltend, ihre wonnige Heimath mit begeisterter Anerkennung zu preisen! Sie erzählten uns Mannichfaches von den früheren Zuständen bei der vorigen Regierung, und als sie vernahmen, daß ich aus Baiern gekommen, fragte mich eine freundliche Frau sehr bewegt: „Haben Sie auch dort unsere schöne junge Königin wohl gesehen, die nach Bavaria zurückgekehrt ist? — Ich war bei ihr Kammerfrau. O sie war so gut als schön, und so geliebt im ganzen Königreiche!“ —

Mit vieler Rührung erzählte die gute Donna noch reizende Scenen von der Herzensgüte und Liebenswürdigkeit der Ex-Königin von Neapel, und wie man sie verehrt habe nach dem heldenmüthigen Kampfe bei Gaeta!

Ich zeigte dieser treuen königlichen Dienerin mein Skizzenbuch, worin verschiedene Zeichnungen aus dem Baierlande standen, und als ich ihr ein kleines Bild von Schloß Possenhofen schenkte, wo ihre geliebte Fürstin bei ihrem Aufenthalte in Baiern gelebt, — vergoß die gute Neapolitanerin wirklich Thränen der Rührung! —

Nun kam die ganze Gesellschaft herbei, wollte unsere Mappen sehen, und freute sich, daß wir in bella Italia so viel gemalt hätten. Es half nichts, daß wir vorher ihr gastfreies Anerbieten, an ihrer colezione Theil zu nehmen, abgelehnt hatten, sie drangen in uns, die schönsten Apfelsinen, Feigen, Erdbeeren und feines Backwerk von ihnen anzunehmen. Manches Glas Falerner und Wein von Puzzuoli ward noch auf ihr schönes Vaterland getrunken. Wohlthuendes Intermezzo! das erquicklichste Andenken an diese biederen Gemüther wird uns begleiten!

Nun galt's die Villa des Piso zu betrachten, neben welcher der eigenthümliche Bau eines Merkur und Venustempels sich erhebt; das Grabmal der Agrippina, die hier auf Befehl ihres Sohnes ermordet ward. Bei Bauli fanden wir Trümmer der Villa des Lucullus mit gewaltigen Fischbehältern: Piscina mirabilis. Wir konnten uns des Schauders nicht erwehren, weil wir der Sclaven gedenken mußten, welche darin den Fischen zur Speise gegeben wurden!

Unfern von dort, oben vom Capo Miseno labten wir uns an der weiten Aussicht über beide Golfe von Bajae und Neapel; gerade vor uns lag das liebliche Ischia und das kleine Felseneiland Procida, dessen schöne Bewohnerinnen wir in ihrem malerischen Costüme schon in Bajae zu bewundern Gelegenheit gehabt hatten!

Auf der Rückfahrt blieb uns noch der Lago d'Agnano mit der Hundsgrotte zu besuchen. Ein seltsames Phänomen! — Die Luft ist in der Grotta del Cane so schlecht, daß binnen wenigen Minuten ein Hund dem Ersticken nahe gebracht wird, wenn er die kohlensauren Gase einathmet. Bei Grotta d'Ammoniac strömen ebenfalls betäubende Dämpfe aus!

An mancherlei Erfahrungen bereichert, blickten wir auf diesen Tag zurück. Vor den Schrecknissen der Unterwelt hatte sich unser Haar gesträubt, was menschliche Herrlichkeit bereitet, war an uns vorüber gegangen! Die unterirdischen Götter haben nun wohl in jenen Gefilden ihre Macht verloren, aber Du bleibst uns, treue Natur, Du, mit Deinem Frieden!

„Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n?
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n?
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still, und hoch der Lorbeer steht?“

Göthe hat diese unvergleichlichen Worte nicht auf den Höhen des Vomero geschrieben, mich durchdrangen sie dort oben so lebhaft und so innig, daß ich sie aussprechen muß, wenn ich einer paradiesischen Stunde erwähne, die wir in den wunderlieblichen Gärten der Villa Belvedere und Floridiana erlebten! — Kein Fremder sollte den Besuch dieser Zaubergärten versäumen! Vom betäubenden Lärm auf den Straßen Neapels ermüdet, findet man dort Ruhe, himmlischen Frieden!

Umgeben vom balsamischen Duft weißblühender Orangen, feinblättriger Myrten, tausendfältiger Bosquetrosen, prunkender Granaten, wandelten wir auf und ab in den köstlichen Anlagen, wo die rosenrothen Oleander- und dunkelroth strahlenden Kactusblüthen wetteifernd ihre Reize enthüllten. Selbst das Kind der Wüste, die stolze Palme, thronet ganz heimisch bei den mährchenhaft schönen Blumenbeeten! Wer kennt nicht die schönen Verse von Platon, in denen er die Villa Ricciardi besingt:“

„Röthlich erblüht Oleander in üppigen Hecken, es schlingt sich
Duftiges Rosengeflecht hoch an die Bäume hinauf,
Pinie ragt auf wiesigem Grund, und es öffnet das Thal sich
Lachend, in das du so kühn, hohes Camaldoli schaust,
Doch von der Zinne des Hauses, erblick ich das große Neapel,
Oder des Bajischen Golfs ewigen Lenz — und Misen!“

Ein romantischer Weg führt uns durch frischen Eichwald und Weingärten stets bergan, nach dem schönsten Punkte der bewohnten Erde! — Vielverheißende Worte, nicht wahr? — So lautet es von dem Kloster Camaldoli! Goethe sagt unübertrefflich davon: „Ein Stück Himmel auf die Erde gefallen,“ und die Wirklichkeit übertrifft jede Erwartung!

Weißgekleidete Mönche öffnen ihre bescheidene Pforte, geleiten uns durch die saubere Kirche, in ihren sorgsam gepflegten Gärten, und das prachtvollste Schauspiel, welches je mein Auge gesehen, entfaltete sich vor uns Glücklichen!

Hoch erhaben über Thal und Hügel, genießen wir eines majestätischen Rundblicks, das glückliche Campanien, das unabsehbare Meer zu unsern Füßen; die Pinien und Cypressen des Posilippo zur Linken, dort die violetten Umrisse des Vesuvs mit der bläulichen Bergkette; zur Rechten die Stätten des klassischen Bodens, Cumä, Bajae, Capo Miseno und weiter nach Norden das felsige Gaeta. Die rosigen Inseln: Ischia, Procida und Capri schlummern friedlich im tiefblauen Golfe, wo manches weiße Segel lachelnd sich in den Wogen spiegelt! O Seligkeit, solch Wunder der Natur zu erblicken. Die sinkende Sonne gießt mit Purpurstrahlen über Alles ihren magischen Glanz! Die herrlichsten Wolkenbilder gestalten sich; mir war's, als sähe ich darin zwei knieende Engelsgestalten zu beiden Seiten des Feuerballs hinabsinken von goldigem Roth, wie mit einer Verklärungsglorie umflossen! Andachtsvoll bleiben wir Alle wie gefesselt! — Tiefe Stille ringsum! Da ertönt in dem nahen Kloster der feierliche Klang einer Orgel und der fromme Gesang der Mönche von Camaldoli! Ein Scheidegruß für den endenden Tag! — Die Ordensbrüder neben uns versinken in Gebet, und auch wir beugen mit dankerfüllter Seele unsere Knie vor dem allgütigen Gotte, der uns gewürdiget sein Wunderbild auf Erden zu schauen.

„Wann werden wir den Vesuv besteigen?“ So lautete die wiederholte Frage unseres Archäologen, der vor Ungeduld brannte, den Vesuv kennen zu lernen!

Aus Abend und Morgen wurde der fünfte Tag, und der erste Bahnzug führte uns nach dem Osten der Bergkette, bis Portici. Hier mietheten wir Maulthiere und kundige Führer, und fort ging's beständig bergan. Zunächst durch die kleine saubere Stadt Resina, welche nebst einem Theile von Portici über dem verschütteten Herkuleum erbaut ist. — Ein Ritt

von zwei Stunden aufwärts, an Lorbeerpflanzungen, Olivenheinen und Weingärten entlang, brachte uns bis zu der ansehnlich hoch gelegenen Eremitage San Salvador; daneben erhebt sich ein aus Lava erbautes stattliches Haus „Osservatorio“, worin reichhaltige Mineraliensammlungen und geologische Instrumente zu sehen. Bei dem alten Einsiedler genießen wir die ersten Tropfen des köstlichen Lacrimae Christi, der nur hier an den Bergen gedeiht. Durch schwarze Lavastrecken, einer Wüste gleich, windet sich der Weg immer steiler hinauf; das Maulthier schreitet sicher über spitzige Steine und Schlacken der einst glühenden Lava dahin, wir befinden uns im öden Thal der Somma, einer hohen Bergspitze, welche dieses Thal vom Vesuv trennt. Nach fast zwei Stunden ist der Fuß des Kegels erreicht; hier muß jeder Reiter absteigen, denn nur im Tragsessel oder zu Fuß ist der schwindelnd hohe Gipfel erreichbar. — Es folgt der anstrengendste Weg, den ich jemals zurückgelegt. Kein Baum, kein Strauch, wo die Wanderer sich anklammern können, auf ungebahntem Pfade über loses rollendes Gestein, welches der Fußbekleidung höchst gefährlich wird, den Strahlen der glühenden Sonne ausgesetzt, so heißt es: noch eine Stunde und wir sind oben. Eine Schaar bettelnder Lazzaroni klettert mit und bietet unablässlich ihre Dienste an. Je mehr wir sie fortjagen, desto mehr werden sie zudringlich. Mit schrecklicher Mühe ist die Bergspitze erreicht, aber mit Entzücken weidet sich das Auge an einem herrlichen Rundblick. Ganz verschieden von all den früheren, doch wiederum der geliebte blaue Golf, im Sonnenstrahl oft glänzend wie Silber. In der Nähe malerische Hügel, Städte und Dörfer und am Horizont die reizenden Inseln; „Wir könnten vom Glück sagen“, meint der älteste Führer; der Vesuv sei in seiner Sonntagslaune, selten zeige er sich in ganzer Kläre und ohne Wolken um sein riesiges Haupt.

Da standen wir nun am Rande des Kraters, ein Blick in die Tiefe, und wir ahnen die Todesgefahr!

Eine Wanderung rings um den jähen Abgrund ist vom höchsten Interesse; doch enthalte ich mich jeglicher Beschreibung, unmöglich scheint, das vielfache Farbenspiel der Steine, Laven und Aschen des trichterförmigen Schlundes zu schildern! Ohne Unterlaß steigen dicke gelbweiße Schwefeldämpfe aus dem Inneren des Vulkanes, ja selbst die sandige Asche, auf welcher wir einherschreiten, ist davon ganz erwärmt. — Seltsames schauerliches Phänomen! Wieviel verheerende Ausbrüche mögen noch im Schooße der Zeiten ruhen, da schon zweiunddreißig größere Eruptionen aufzuzählen sind.

Der Führer hatte rohe Eier in seinem Speisekörbchen mitgebracht, und kochte sie binnen fünf Minuten in siedend heißem Schwefeldampf, welcher eine kleine Höhlung am Krater ganz erfüllt. Niemand von uns verschmähte diese Eier nebst einem frugalen Imbiß, Brod und Büffelkäse. So waren wir von Portici, von der Küste der See, im fortwährenden Steigen, jetzt 3,600 Fuß über der Meeresfläche, auf dem stolzesten Berggipfel Süditaliens, und tranken auf das Wohl unserer Lieben in der Heimath, mehr als ein Glas perlenden Weines, lacrimae Christi.

Gern hätten wir das wunderbare Schauspiel einer kleinen Eruption bei dunkler Nacht mit angesehen, doch da der Vulcan uns dieses nicht vergönnte, ging's raschen Laufes bergab. Binnen elf Minuten waren wir unten am Fuß des Kegels, unglaublich rasch geht's durch Asche und Sand steil an der Nordseite hinunter, und froh waren wir Alle, ohne weitere Unfälle, dem Vulkanischen Boden entronnen zu sein! Abends fuhren wir am Gestade des Meeres entlang, über das liebliche Torre del greco, bis nach dem Städtchen Torre del Annunziata, wo ein unsauberes kleines Wirthshaus uns Zuflucht für eine Nacht gewährte. In früher Morgenstunde sagten wir der schwarzhaarigen, unfreundlich blickenden Hexe von Wirthin addio, auf Nimmerwiedersehen, und binnen einer Stunde rüstigen Marschirens standen wir an den Mauern Pompeji's. Hügel von ausgegrabener Lavaasche und Schutt sind im nahen Umkreise der jetzigen Straßen mit Vorbedacht aufgeworfen, sie gleichen einem schützenden Mauerwerk, und Mutter Natur hat diese farblosen Erdhügel mit den reizendsten Blüthen des rothfarbigen üppigen Schlingcactus bekränzt, ein wonniges Bild des Lebens, nicht des Todes. — Ein Cicerone drängt sich uns als Führer auf bei dem Portal der Ringmauern; — Stille herrscht ringsum im öden Gemäuer; wir wandeln auf der Gräbenstraße in der Stadt der Todten! Jeder Schritt giebt Kunde von der Unglücks-Catastrophe und bietet Stoff zum Nachdenken! Pompeji, deine Asche ist wunderbar, tausend Jahre deckte sie die Leichname derer, die mitten in der Freude des Lebens vom jähen Tode überrascht wurden, ein erschreckendes Bild des Wechsels! — Die Ihr ihn erlebtet, zeigt nach tausend Jahren das Bild der Ruhe, die man Euch nicht gönnt. Die Nachwelt stört Euch, um ihre Wißbegierde zu befriedigen! In tiefen Gräbern von Lava schliefet Ihr geborgen! Oben grünet und blühet eine neue Welt! Da bauet sich ein fremder Fürst eine Villa in lachender Gegend, einen Brunnen läßt er graben und findet die Marmorsäulen verschütteter Palläste.

Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt! — Plinius der jüngere hatte die Eruption des Vesuv's, dieses ungeheure Naturschauspiel vom Capo Miseno angesehen, und eine treffliche Schilderung darüber geschrieben. Beim Anblick der wieder auferstandenen Häuser ist es uns erst recht möglich, ein klares Bild von einer altrömischen Stadt zu haben! Die Gemächer sind sämmtlich offen, die Dächer fehlen an den meisten Gebäuden, die Mehrzahl von ihnen ist einstöckig. Der Cicerone erklärt uns genau die einzelnen Bestandtheile eines solchen Hauses. Zuerst das Atrium oder Vestibulum, eine offene Halle, in deren Mitte meistens das Impluvium sich findet; ein Bassin für Regenwasser. Das Peristilium, die innere Säulenhalle, das Tablinum, wo der Besuch empfangen wurde, das Triclinium, die Bibliothek, das Sacrarium oder die Hauskapelle mit dem Altar und den Penaten. Wohl zu beachten sind auch die in keinem Wohnhause fehlenden Bäder, heiße und kalte, zuletzt die praktischen Küchen- und Kellerräume. Auf vielen Mauern im Innern finden sich noch Wandmalereien, bestehend in Arabesken oder schwebenden Figuren. Höchst seltsam ist es, wie gut sich auf einzelnen Wänden die hellen Farben erhalten haben, obwohl sie so lange von Asche und Schutt verdeckt waren. — Verzierungen in Stucco liebten die Alten schon vorzugsweise, wir sahen sie in Pompeji's Trümmerwelt häufig angewandt, die Mosaik-Fußböden zeigen oft die reizendsten Muster, über deren Einfachheit und Solidität wir staunen müssen.

Interessant sind auch die öffentlichen Bäder, deren Wasserbehälter und Röhren noch unverändert sind. Von der alten Basilika und dem Forum wanderten wir bis zum entgegengesetzten Ende der Ausgrabungen wo das große Amphitheater sich befindet, betrachteten mit hohem Genuß die vielen Tempel, Villen und Privatgebäude. Ich nenne davon die schönsten: Der Venustempel, das Pantheon oder Augustustempel, das Haus des Apollo; des Meleager, des Castor und Pollux, des Sallust. Der Tempel des Jupiter, des Merkur, die Ville des Cicero, des Diomedes; das komische Theater, das tragische; das Haus der Tänzerinnen; der Vestalinnen; der Chirurgen; das große Landhaus. Das Haus der Grazien, der Isistempel, und viele Grabmäler, worunter das schönste von der Familie Arria. Sechs Thore sind zu sehn, und ihnen die alten Namen beigelegt. Z. B. das Thor nach

Capua, Stabiae, Steera; — Antike Säulen und Altäre finden sich an geeigneten Plätzen aufgestellt und mit unermüdlichem Fleiße werden täglich die Ausgrabungen fortgesetzt, geleitet durch sachverständige Archäologen.

Erst im letzten Sommer fand man herrliche Statuen auf, einen Brunnen und sogar eine Sonnenuhr, bestehend aus einem viereckigen Steine mit allegorischen Basreliefs.

Die Inschrift eines Engländers, die wir an einer geschützten Mauer fanden, schien mir so vortrefflich, daß ich hierbei setze:

„Lonely city of the dead,
O'er whom centuries have fled!
Leaving on your buried face
Not one mark, Time loves to trace,
Dumb as Egypt's forces, you
Strangely meet our anxious view,
Shoving tho the eager gaze,
But cold, still shades of ancient days!“

Literatur und Kunst.

Eine bunte Reihe poetischer Erzeugnisse hat sich nach und nach bei uns eingefunden und will besprochen sein, und ohne zu sichten und zu ordnen langen wir auf's Gerathewohl zu. So ist es denn nicht Courtoisie, sondern Spiel des Zufalls, was uns höflich sein läßt gegen eine Dame, indem wir beginnen mit dem „Album der Malerei und Musik. Eine poetische Anthologie aus Altem und Neuem von Alice Salzbrunn. Erster Theil. Musik. Leipzig, Schäfer.“ Der Anthologien giebt es eine Legion, denn das Glück, welches einige machten, weil sie Bedürfniß waren lenkte die Speculation darauf hin, so daß sie in der angenehmen Hoffnung eines erklecklichen Gewinnes dutzendweis zusammengestoppelt wurden. Aus diesem Grunden haben wir, offen gestanden, lange schon eine unwillkührliche Voreingenommenheit gegen derartige Sammelwerke zu überwinden, wo sie uns zu Gesicht kommen, und sahen auch das vorliegende Buch mit einem gewissen Mißtrauen an, doch wollen wir mit Vergnügen constatiren, daß dies Album sorgfältig angelegt und ungemein reichhaltig ist. Ja, unsers Erachtens bringt es zu viel, denn manches schwache Gedicht ist aufgenommen, welches besser unbeachtet geblieben wäre. Sehr störend ist außerdem eine fast unbegreifliche Nachlässigkeit der Correctur; auch die Ausstattung ist keineswegs glänzend. Derartige Sammlungen wollen, wenn sie Erfolg haben sollen, mit einer auch den äußern Sinn gewinnenden Eleganz ausgestattet sein.

Aus deutschen Sängerherzen! Gedichte von Heinrich Stein. Leipzig, Schäfer. 1865. Das Heftchen (es ist 63 Seiten stark) widmet der Verfasser dem Dichter Ernst Scherenberg, der unter den jüngern Lyrikern Norddeutschlands eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt (zu wiederholten Malen referirten wir im Bremer Sonntagsblatt über seine sinnigen Lieder.) Herr Stein darf ihn sich schon zum Muster nehmen; er kann viel von ihm lernen, denn dem „deutschen Sängerherzen“ fehlt noch der rechte lyrische Schwung, die weihevolle Tiefe, und dies Fehlende läßt sich durch keine Phrase ersetzen und verdecken. Wenn Steins Poesie an Gehalt gewinnt, innerlicher, volltönender wird, mag sie höheren Anforderungen einst genügen, denn schon jetzt zeigt sich Sinn für die Form und eine Vorliebe für den Refrain, die nur zu loben ist.

Glauben und Schauen. Gedichte von Ernst Donath. Dresden. Am Ende. 1865.“ Eine Vorrede giebt Aufschluß über den Verfasser, indem es dort heißt: „Ernst Donath, der Sohn einfacher Landleute, einer Weberfamilie in Sachsen, ward geboren 1835. Bis zu seinem dreizehnten Jahre gesund und rüstig, den Eltern in ihren Berufsarbeiten beistehend, wurde er 1849 vom Scharlachfieber heimgesucht, verlor in Folge dessen die Sprache, wurde gelähmt, und befindet sich seitdem fortdauernd in einem oft sehr schmerzhaften, mitleidswerthem Siechthum, dem alle ärztlichen Heilmittel bis jetzt nicht abzuhelfen vermochten.“ — Ferner heißt es: „Das emsige Geräusch der Webestühle war Alles, was seine enge Krankenstube belebte, die Außenwelt war für ihn todt. — Desto reger und drängender entwickelte sich in ihm mehr und mehr ein inneres geistiges Leben und ein inniger sehnsüchtiger Drang, es in Wort und Bild auszusprechen. Was in ihm gährte, drängte, blitzte und funkelte, das gestaltete sich wie von selbst zum Gedicht. Die Bibel war seit Jahren seine einzige Lektüre, sein liebster Umgang. — Theilnehmende Freunde sorgten später für geistige Nahrung; durch die liebevollste Theilnahme und Fürsorge einer biederen Lausitzer Freundesfamilie konnte Donath im Sommer 1864 in und bei Dresden leben.“ Bescheiden bittet das Vorwort, die vorliegende Auswahl seiner Gedichte nicht mit dem strengen Maßstab reiner Kunstvollendung zu messen, und das wäre gewiß unter den obwaltenden Umständen auch ungerecht. Die Tendenz der Mehrzahl dieser Poesien läßt sich nach dem Gesagten errathen; das religiöse Lied ist nicht ohne Innigkeit, wenn ihm auch Erhabenheit und Schwung abgeht. Die wenigen erzählenden Gedichte des Buches sind unläugbar das Schwächste. Für die reine Lyrik hat der Verfasser ein gewisses Talent, ein gütiges Geschenk der Vorsehung, welches ihm in seiner qualvollen Existenz süßen Trost gewährt. Schon um deswegen muß man die vorliegende Sammlung mit aufrichtiger Theilnahme begrüßen.

Bereits in den fünfziger Jahren trat uns in dem damals erscheinenden Musenalmanach von O. F. Gruppe der Name eines lyrischen Dichters entgegen, welcher jetzt mit seinen gesammelten Poesien vor das Publicum tritt, und dem man es auf den ersten Blick ansieht, wie ernst er es mit der Dichtkunst meint. Es ist Conrad von Prittwitz-Gaffron, dessen „Lieder,“ in sehr würdiger Weise ausgestattet, bei Trewendt in Breslau erschienen. Im Gegensatz zu den meisten derartigen Sammlungen sind hier die Gedichte in chronologischer Reihenfolge geordnet. Die ältesten stammen aus dem Jahre 1845, die letzten gehören dem Jahre 1864 an, so daß wir die fast zwanzigjährige poetische Ernte des Dichters vor uns sehen. Ein Prolog besingt Strachwitz und das zweite Gedicht aus dem Jahre 1845 feiert den herrlichen Platen — damit hat der Verfasser schon bezeichnet, welchen Idealen er nachringt, und bereits dies würde eine gute Meinnung für ihn in uns erwecken, wenn wir nicht schon aus jenen Jahren, wo uns der Name zuerst entgegentrat, eine solche für ihn hegten. Von diesen seinen Mustern ist der Dichter freilich in seinem innersten Wesen grundverschieden; ihm fehlt das Stürmische, Herausfordernde eines Strachwitz, der jeden Nicht-Junker als eine Art bejammernswerthen Unkrauts oder Ungeziefers ansieht; ihm fehlt die blendende Diction, der schlagende Witz. Prittwitz ist eine weiche, schwärmerische Natur, liebenswürdig ritterlich, ein Johanniter, wie er sein soll. Platen ist in sofern sein Muster gewesen, als er in dessen Geiste das Sonett zu cultiviren bestrebt ist, ohne sich in den classischen Formen weiter zu versuchen, in welchen jener seine höchste Meisterschaft entwickelte. Außerdem freilich verdankt der Schüler seinem hohen Vorbilde ohne Zweifel eine von Jahr zu Jahr fortschreitenden Präcision des Ausdrucks und Klarheit des Gedankens. Wie gewissenhaft der Dichter bei der Auswahl zu Werke gegangen ist, erhellt daraus, daß z. B. aus zwei Jahren nur je ein Gedicht aufgenommen ward, aus verschiedenen anderen die Sammlung nur drei oder vier Dichtungen aufweis't. Nur von den Gedichten der beiden letzten Jahre, die zahlreicher vertreten sind, hätte vielleicht Einzelnes weniger Werthvolle weggelassen werden können, namentlich sind die politischen Verse nicht sehr gelungen. Im Ganzen dürfen wir aber unser Urtheil dahin abgeben, daß der vorliegende Band eine der bedeutendsten Erscheinungen der jüngsten Zeit ist und dem Verfasser einen Platz unter unsern hervorragenden Lyrikern erwirbt, denn sein Buch enthält viel Tiefempfundenes, poetisch Gedachtes und schön Gesagtes, ja Einzelne der kleineren Liedchen möchten wir fast als Perlen bezeichnen. W.

Künstlerverein. In der Versammlung vom 19. April, dem vierten Damenabende dieser Saison, hielt nach der Aufführung der Mozartschen Concertanten-Symphonie bei Violine und Bratsche Herr Dr. H. A. Schumacher einen Vortrag über Elisabeth die Heilige von Thüringen, auf den wir nächstens zurückkommen. In der Sitzung der historischen Abtheilung des Vereines vom 24. April c. besprach Herr Bauconducteur E. Loschen in eingehender Weise die jetzt fast ganz verschwundene ehemalige St. Jacobikirche, die in vieler Beziehung höchst interessant ist. Sie gehört zu den ältesten städtischen Kirchen, denn sie ward schon im 12. Jahrhundert erbaut; die Reste des romanischen Baues zeigen sich noch in spärlichen Trümmern, in den Fundamenten des kleinen rundgeschlossenen Chores und in einer romanischen Nische der Ostwand des Langhauses. In den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts geschah der erste Umbau, der eine dreischiffige äußerst niedrige Kirche schuf, von der noch ein Fenster aufzufinden ist. Noch später entstand das jetzt umgestaltete Chor, ein einfacher, aber schöner Bau. Zu der romanischen Kirche ward geformter Tuffstein benutzt; die Mauern des späteren Gotteshauses bestehen aus sehr schönen Ziegeln. Der Thurm ist 1604 noch vorhanden gewesen; fehlt aber schon auf dem Bilde von Bremen, das 1661 gemalt wurde, die Kirche selbst seit der Reformation nicht mehr zum Gottesdienste benutzt, ward 1697 niedergerissen. Ihr Chor wurde dem Schmiedeamte anstatt der früher ihnen zustehenden Kapelle in der Ansgariikirche angewiesen und von diesem bis in jüngster Zeit besessen. So wurden auf ihm die bei der Zerstörung des Paulsklosters von den Schmieden erbeuteten Schätze bewahrt, besonders der äußerst interessante Kronleuchter, dessen Abbildung nebst den Rissen des Chores den inhaltreichen Vortrag illustrirten.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 24.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 19. Bremen, 7. Mai. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Parzival.

Von Max Heinze.

I.

Als der unübertroffene Seelenmaler Gottfried v. Straßburg die Rüstung seines Helden Tristan, der eben mit dem Tron Morolt zu kämpfen im Begriff ist, beschreiben will, da wagt er dies nicht, weil dergleichen schon von würdigeren Sängern vor ihm in reichem und rechtem Maaße gesungen sei und um dies sein Unvermögen noch zu begründen, führt er ältere und gleichzeitige Dichter an, über die er bei dieser Gelegenheit eine scharfe und tiefgehende Kritik giebt. — Den Lorbeerkranz erkennt er vor allen dem Hartmann von der Aue zu, der gleichwie Gottfried selbst französische Romane des britannischen Sagenkreises von Artus und der Tafelrunde in's Deutsche übertrug; er rühmt an ihm mit Recht, wie er den Sagenstoff sinnig behandelt und mit eigenen Zuthaten durchflochten habe, wie hell und klar seine krystallischen Wörtlein von Anfang bis zu Ende seien und wie sich seine Charaktere durch psychologische Wahrheit dem Leser in's Herz stehlen. Diesem gegenüber stellt er einen Jäger wilder Märe, der wie ein Hase auf der Worthaide hohe Sprünge mache und ferne Weide suche, der mit Ketten klirre und die Sinne leicht betäube, der aus schlechten Sachen den Kindern Geld münzen wolle und mit dürren Stangen Schatten geben möchte, statt mit grünem Lindenblatt, statt mit belaubten Zweigen und Aesten. So seltsame Märe könne man nicht verstehen, ohne besondere Erklärungen, und die aufzusuchen verdrieße die Klugen die Zeit; so farblose Rede könne nicht froh zu dem Herzen sprechen und fülle die Brust nicht mit Wohlgefallen und deshalb dürfe dem, der so schreibe, unmöglich das Dichterreis zuerkannt werden, wenn er es sich auch selbst verspreche. Es ist bei allen Kennern der mittelalterlichen Literatur ausgemacht, daß von Gottfried mit diesem hart Angegriffenen Wolfram v. Eschenbach gemeint ist. Und geht man von den Dichtungen des Straßburger Meisters zu denen des fränkischen Ritters über, so kann man sich dieses herben Tadels nicht wundern. Ist es doch in Wahrheit, als wandre man aus lachenden Gegenden mit lustigen Bächen, klaren Seen, grünen und schattigen sanft geneigten Hügeln und Bergen voller Farben und Blumen, wo das Herz auflacht bei jedem Schritte und zu ruhigem, ja üppigem Genusse kommt, in eine Landschaft des Hochgebirges mit kühnen gigantischen Formen, rauschenden, jäh sich hinabstürzenden Wassern, großen hart an die Felsen stoßenden Gletschern, in der wenig grüne Matten, wenig bunte Alpenblumen das Auge erfreuen, kühler Schatten nicht zu finden, sich vor dem Beschauer aber wohl unabsehbare Flächen von Schnee oder Meere von Stein ausbreiten, dem Wandrer lange und ermüdende Wege zum Theil gefährlich und schwindelnd sich zeigen! Das Auge muß sich erst an den fremdartigen Anblick gewöhnen, es irrt nach Ruhepunkten umher und findet sobald keine, aber die Sonne scheint auf diesen Höhen doch am reinsten und wird nur hier in ihrer ganzen Pracht geschaut; die Mühe ist nicht vergebens, die man aufgewandt hat, und ist man häufiger auf diesen über den gewöhnlichen Wegen der Sterblichen sich erhebenden Pfaden gewandelt, dann liebt man sie vor allen trotz der öfteren und ermüdenden Einförmigkeit, trotz der Anstrengung.

So mag es den meisten Lesern des Wolfram v. Eschenbach — ich habe hier zunächst an seinen Parzival gedacht — ergehen.

Es kostet Ueberwindung, diese annähernd 30,000 Verse an sich vorübergehen zu lassen mit ihren unzähligen Wiederholungen, gleichartigen Schilderungen von Ritterkämpfen, mit ihren langweiligen Aufführen von Prachtstücken in Kleidung und Zierrathen, von Königen und Fürsten, die zu Turnieren sich einstellen, die irgend einem Helden haben unterliegen müssen. Es finden sich zwar nicht selten wahrhaft poetische Stellen, wo der Geist Erquickung einathmet, aber diese scheinen überschwemmt zu werden von der Fluth unzusammenhängender sich ähnlich sehender Ritterkämpfe und merkwürdiger Abenteuer, von denen die damaligen Rittergedichte angefüllt waren. Es war dies das Leben der höheren Gesellschaft des Mittelalters: ein Jagen nach Kämpfen und Tjosten ohne jegliche äußere Ursache, blos aus dem Drange, sich als Ritter durch Kraft und Heldenmuth zu bewähren und bei der Dame des Herzens Gunst zu erringen. Es wurde dies Leben demnach in den Ritterepen dargestellt, da der Geschmack der Zeit an nichts Anderem Gefallen finden mochte —; so geschah es wenigstens in Frankreich und der Provence, und die Deutschen, mit ihrem schon damals ersichtlichen Streben, blos das gut zu finden, was aus der Fremde weit herkommt, verschmähten ihre einheimischen Epen und ergreifenden Sagenstoffe. Die Dichter mußten, um sich Freunde zu erwerben, fremde Mären wählen, die schon von Franzosen behandelt waren und so wurde die ganze

welsche Manier auf deutschen Boden verpflanzt. — Flittergold und Messing für echtes reines Gold eingetauscht.

Es ist bedauerlich zu sehen, daß Männer wie Gottfried und Wolfram, der eine an Tiefe des Gedankens, der andere an Klarheit und Gefälligkeit der Form den ersten Dichtern aller Völker und aller Zeiten zu vergleichen, daß diese nicht wagten, selbstständig Stoffe für ihr dichterisches Schaffen zu wählen, sondern sie schon gelesenen Dichtern des Nachbarlandes entlehnten, zum Theil übersetzten und nur mit ihren eigenen Zuthaten durchflochten und durchwoben. Ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß Wolfram sogar, um nur einen Gewährsmann für die Abänderungen seines Stoffes zu haben, einen solchen erfunden hat in der Person des Kiot aus der Provence, dem genau zu folgen er vorgiebt. Wenigstens ist bis jetzt trotz alles Nachforschens ein Dichter dieses Namens, der sich denselben Stoff wie Wolfram zum Vorwurf genommen hätte, noch nicht gefunden worden. Wie verkehrt dieser Geschmack war, und wie lähmend für die poetische Production, braucht nicht erst des Nachweises. Heut zu Tage würde man eine Uebersetzung oder Ueberarbeitung mit abgeschwächtem Interesse lesen, damals konnten sich die Koryphäen der Literatur blos durch solche Eingang bei der Leserwelt verschaffen!

Wolfram mußte diesem Geschmack huldigen, und um so bewundernswerther ist es, daß trotzdem seine Gedichte sich zu allen Zeiten, wo man überhaupt poetisches Interesse pflegte, des höchsten Lobes erfreut haben, abgesehen von dem erwähnten Tadel seines etwas jüngeren Zeitgenossen, der ihn wegen seiner vollständig verschiedenen Richtung nicht verstehen konnte.

Als die vergrabene Literatur des Mittelalters am Ende des 18. Jahrhunderts aus Schutt und Staub wieder zu neuem Leben erweckt wurde, da waren unter den ersten, die an das Tageslicht kamen, auch die Werke Wolfram's und erwarben sich bald warme Freunde, wenn sich auch die Zahl ihrer Kenner und Gönner wegen der Schwierigkeit des Verständnisses nur langsam vergrößerte. Und bis zu dem Grade steigerte sich die Begeisterung für sie, daß z. B. Friedrich Schlegel Wolfram für den größten Dichter der Deutschen erklärte. In den letzten dreißig Jahren sind seine Gedichte dem größeren Publikum zugänglich gemacht worden durch die etwas freiere aber sehr ansprechende Uebertragung San Marte's und die wörtlichere, Wolfram's schwere und dunkle Ausdrucksweise treu wiedergebende darum aber auch unverständlichere Uebersetzung Simrock's.

Wolfram selbst ist von seinem Dichterwerthe nicht wenig überzeugt, er tritt mit großer Entschiedenheit der geringen Ansicht seiner Vorgänger von ihrem eigenen Werthe entgegen. Sogleich im Anfang seines Parzival sagt er, er wolle melden von großer Treue, von Weibes rechter Weiblichkeit, von rechten Mannes Mannheit:

Und wären hier statt meiner drei,
Deren Jeder Kunst besäße,
Daß man meiner Kunst vergäße,
Es brauchte doch manch' seltenen Fund,
Thäten auch die Drei kund,
Was ich euch künden will allein;
Ihre Mühe sollte sauer sein.*)

An andern Stellen rühmt er, daß er nicht unbewandert im Gesange sei, den Werth der Poesie wohl zu prüfen und Reime zu sprechen wisse. — Ein hohes Selbstgefühl mußte dieser Mann haben, der so von sich reden konnte, und er hatte ein Recht, so über sich zu denken: Entgegen dem wüsten Gewirr von Abenteuern, die lose ohne einheitlichen Gedanken an einander gereiht waren, in denen Aeußeres beschrieben, stereotype Puppen zum Hauen, Stechen und zu Liebeshändeln aufgeführt wurden, verstand er es, dem endlosen Chaos des Stoffes aus der Artus- und Grab-Sage den Geist einzuhauchen, welche der formlosen Masse erst Leben und sittliche Bedeutung gab. Aus unverbundenen, nicht zu einander gehörenden, blos neben einander liegenden Gliedern wußte er ein organisches Ganzes, ein Dichterwerk zu schaffen, an dem freilich immer noch einige Theile blos mit Fäden angehängt oder wenigstens im Verhältniß zum Ganzen viel zu groß erscheinen, bei dem aber doch die Beziehung auf den inneren Kern niemals gar zu lange entschwindet.

Wolfram steht mitten in der damaligen Ritterwelt, er war ja selbst ein Schwerteskämpfer und zum Schildesamt erkoren und, konnte er nicht mit Schild und Speer die Minne seiner „Frau“ erringen, so soll sie ihm mit Nichten hold sein, durch seinen Sang will er sie nicht gewinnen, und deshalb mußte er nach seinen Vorbildern Kämpfe und Turniere in hergebrachter Weise schildern. Aber er steht auch über dem Ritterthum und der Anschauungsweise damaliger Zeit. Abgesehen von der leisen Ironie, mit der er hie und da das zwecklose Streiten Rauflustiger behandelt und wodurch er sich schon außerhalb dieser Sphären stellt, setzt er dem höchsten Glanze des irdischen Ritterthums, wie es in Artus' Tafelrunde erkannt wird, die himmlische Krone, die dem Parzival zu Theil wird, als unendlich kostbarer und beglückender entgegen. Diese wird nicht erworben durch ritterliches Kämpfen und Ringen — ein solches führt viel eher davon ab —, sondern wird als Gnadengabe dem demüthigen und sich selbst aufgebenden Herzen zu Theil. P a r z i v a l v e r f e h l t i n d e r E i n f a l t s e i n e r J u g e n d, s c h e i n b a r o h n e s e i n e S c h u l d, d a s i h m b e s t i m m t e G l ü c k, v e r z w e i f e l t a n G o t t e s G e r e c h t i g k e i t u n d e r l a n g t e r s t, n a c h d e m e r d i e s e n Z u s t a n d ü b e r w u n d e n, i n e r n s t e r T r e u e g e g e n G o t t u n d s e i n W e i b d u r c h d i e i n n e r e Z e r k n i r s c h u n g u n d R e u e d i e e r s t r e b t e h ö c h s t e S e l i g k e i t.

Dies, die Geschichte des Menschen im Allgemeinen, ist die Idee des Gedichts, das sich in seiner Tiefe und Würde ohne Zweifel den erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes anreiht und sich am Engsten an den Gedanken anschließt, der im Buche Hiob durchgeführt ist: daß der Weg zur Hoheit und Herrlichkeit nur durch Niedrigkeit und Leiden geht und daß der Fromme Unglück ertragen müsse, ohne an der göttlichen Gerechtigkeit zu verzweifeln. Manche Parallele ließe sich zwischen unserm Epos und jenem tiefsinnigen Lehrgedichte des Volkes Israel ziehen, so verschieden auch die äußere Anlage beider ist, und wir werden in diesen Zeilen wenigstens auf einige Vergleichspunkte zurückkommen.

In dieser das Ganze durchdringenden Idee liegt also die Hauptverschiedenheit Wolfram's von seinen Vorgängern und hierin auch sein Hauptverdienst; denn höchst wahrscheinlich hat er sie erst in den Stoff hineingetragen: der deutsche Genius ist es demnach, der sich der lebhaften Massen bemächtigt, sie vergeistigt hat. Beschränkten sich die bedeutenderen Erzählungen jenes Zeitalters blos auf den bretonischen Sagenstoff von der Tafelrunde des Artus und wurden einzelne ihrer Ritter in ihren Zügen und Thaten beschrieben, so verband Wolfram nach dem Beispiele seines Vorgängers Chrestien de Troyes diese Mythe mit der vom Gral und läßt sie sich der letzteren sogar unterordnen.

Der Gral, ein geheimnißvoller Stein von wunderbarer Kraft, über dessen Gestalt Wolfram nichts berichtet, schwebt im Anfang, von unsichtbaren Engeln gehalten, in der Luft; Niemand weiß, woher er kommt, und daß er ein Stein sei aus Lucifer's Krone, gefallen bei dem Sturze dieses Erzfeindes Gottes, oder der Kelch,

*) Die Citate sind nach Simrocks Uebersetzung. — Zum Aufsatze selbst sind die tiefgehenden „Parcival-Studien“ von San-Marte besonders benutzt.

mit dem Joseph von Arimathia das Blut aus der Seitenwunde des Heilandes auffing, oder die Schale, auf der das Haupt Johannes zu Herodes gebracht wurde, von alle dem weiß Wolfram noch nichts. Ob er ihn sich als Gefäß gedacht, können wir auch nicht mit Bestimmtheit behaupten, jedenfalls war aber dies die allgemeine Vorstellung, wie das Wort „Gral“ selbst bezeugt, das in einigen romanischen Dialekten die Bedeutung „Gefäß“ hat; glaubten die Genueser doch lange Zeit in einer Schale aus dem Morgenlande den wahren Gral zu besitzen. Durch die Kraft dieses Steines, „lapis exillis“ genannt, verbrennt sich der Phönix, daß er zu Asche wird und aus dieser erneut hervorgeht; ihn zu sehen und seine Wohlthaten zu genießen, übersteigt jeden andern Wunsch des Sterblichen und es war noch Niemand geboren, der ihn hätte berühren dürfen. Da werden die ihn pflegenden Geister in die Verdammniß gestoßen und der tugendhafte Titurel empfängt den Auftrag, ihm zu dienen. Freudig widmet er sich dieser Pflicht und baut dem Gral eine Burg auf Monsalväsch, d. h., dem Berge des Heils, unüberwindlich für noch so große Heerschaaren:

Und zögen alle Völker her,
Sie gäben d'rum um solche Noth
In dreißig Jahren noch kein Brod.

Von späteren Dichtern wurde dieser Tempel des Grals genau und auf das Prächtigste beschrieben, so daß Kaiser Karl IV. in seinem geliebten Böhmen auf der Burg Karlstein ihn sogar nachbilden lassen konnte, wo er noch heute in ziemlich wohlerhaltenem Zustande zu sehen ist. Viele Meilen rings um Masolväsch giebt es kein Dorf und kein Haus; soweit das Gralsgebiet reicht, in dem sogenannten Heilslande, sind Wachen und Warten zur Behütung des Schatzes angebracht, und Niemand darf diesen geweihten Boden ungestraft betreten; auch wird durch eignes Suchen Keiner den Weg zum Heilsberge finden, wenn er nicht dazu berufen ist. Die Ritter des Grals, die sogenannten Templeisen, die offenbar mit den Templern, den Wächtern des heiligen Grabes, in engem Zusammenhange stehen, rächen jegliche Befleckung ihres Heiligthums. Denn nicht nur einen König hat der wunderbare Stein zu seiner Pflege, sondern auch viele Diener, die der Gral selbst, ebenso wie den ersten Fürsten beruft. Ihre Namen zeigen sich auf dem Steine eingegraben und schon als Kinder werden sie durch einen Engel des Grals mit ihrem Glücke bekannt gemacht, aus allen Ländern, ohne Unterschied des Standes oder Geschlechtes, gleichviel ob arm oder reich, nach Monsalväsch gebracht und der heiligen Schaar einverleibt. Vor Todsünde sind sie hier immerdar bewahrt, und scheiden sie aus diesem Leben, so erwartet sie jenseits die höchste Seligkeit. Um sich aber dieser hohen Gnade würdig zu machen, müssen sie sich der höchsten Sittenreinheit befleißigen, besonders Leichtsinn, Hoffahrt und weltliche Miene meiden. Demuth, Entsagung und Keuschheit, das sind die Cardinaltugenden der Gralsdiener, und nur der König darf verheirathet sein, damit sich das Geschlecht der zur höchsten Ehre Berufenen fortpflanze.

Die ganze sündige Menschheit könnte den Stein nicht bewegen, nur die reine Jungfrau Reponse de Schoie, deren Haut der Schnee schon zu schwärzen scheint, deren Herz nichts von Falschheit und Eitelkeit hegt und von Demuth durchdrungen fern von allen irdischen Leidenschaften ist. Dieser däucht er leicht wie ein Federball, und sie ist zur Grals-Trägerin ersehen. Bei gewissen feierlichen Gelegenheiten wird das hehre Heiligthum in einem glänzenden Aufzuge der schönsten Jungfrauen, hervorgetragen und spendet Segen nach allen Seiten. Ein religiöses Geheimniß umgiebt dasselbe, denn wenn sie auch in Todsünde nicht fallen können, ist doch den Templeisen der freie Wille zu fehlen und die Möglichkeit, dafür irdische Strafe zu leiden, nicht genommen. Es scheint von dem Steine eine sittliche und Glaubenskraft auszustrahlen, aber deutlich angegeben ist dies von Wolfram nicht, wer wollte auch in die Mysterien Gottes und seine Wirkungen auf das menschliche Herz bis auf den Grund eindringen! Genug, daß der Einfluß verspürt wird. Aber nicht nur auf diesem unsichtbaren Gebiet äußert der Gral die ihm innewohnende Kraft: Wer ihn anschaut, und wäre er auch noch so krank, der stirbt desselbigen Tages, sogar in derselben Woche nicht; wenn er den Stein täglich schaut, so bleibt seine Farbe frisch und rein, wie er in der besten Jugendzeit aussah, und sähe er ihn 200 Jahre, sein Haare würde nimmer ergrauen. Ferner gewährt der Gral seinen Pflegern alle leibliche Nahrung, sie der irdischen Sorgen hierdurch überhebend.

Was Gutes je die Erde trug,
Davon empfängt der Stein genug.
Der Stein soll gewähren,
Was Wildes unterm Himmel lebt,
Was läuft, liegt oder schwebt.

Erinnert der Gral in seiner Eigenschaft als Gegenstand der Anbetung und Verehrung an die Kaaba in Mekka und hängt er auch mit dieser vielleicht zusammen, so werden wir durch seine letztgenannten wunderbaren Eigenschaften an den von Herodot beschriebenen Samentisch der Aethiopier oder an unser deutsches „Tischchen decke dich“ gemahnt. So klingen die einfachsten Volksmährchen in den tiefsinnigsten religiösen Mythen wieder durch.

Wie eng aber der Gral mit der christlichen Religion im Zusammenhange steht, beweist der äußere Umstand, daß alle Charfreitage eine Taube sich vom Himmel herabschwingt und auf den Stein eine weiße kleine Oblate legt, dann sich zum Himmel wieder emporhebt. Hierin liegt des Grales größte Kraft und durch diese Sendung empfängt er jene alles Irdische übersteigenden Gaben. Wem drängt sich hier nicht die Beziehung zu dem großen Opfer Christi und der Feier desselben im heiligen Abendmahle auf!

Blos Getaufte konnten übrigens den Gral sehen; denn als der Halbbruder Parzival's, der elsternfarbene Feirefiz, in Begleitung desselben die Gralsburg besucht, da erblickt er wohl die Unterlage des Stein's und seine Trägerin, in der sich die Hoheit des ihr anvertrauten Schatzes wiederzuspiegeln scheint, das Heiligthum selbst bleibt ihm jedoch verborgen, und der Heide Flegetanis, der in den Sternen tiefe Geheimnisse lesend, zuerst den Namen Gral fand, auch die äußere Geschichte desselben anzudeuten wußte, konnte doch alles Andere, was von des Steines Kraft und Art kund geworden ist, nicht angeben. Dazu mußte der Taufe Gunst verhelfen, sonst wäre die Märe davon noch nicht vernommen. Wie sollte auch ein Heide ein leibliches oder geistiges Auge offen haben, um die Geheimnisse des christlichen Glaubens nur in sich aufzunehmen, geschweige denn zu verstehen und Anderen mitzutheilen.

Zum Könige auf Monsalväsch wurde, wie schon oben gesagt, Titurel ernannt. Alt und schwach geworden, wenn auch in vollkommener körperlicher Schönheit, übergiebt er seinem Sohne Frimutel die Herrschaft, der aber der Minne auf unerlaubte Weise pflegend im Kampf stirbt. Hierauf erwählen sich die Templeisen selbst in seinem jungen Sohne Amfortas ihren König, der von Jugendgluth durchdrungen mehr und auf andere Art nach Minne strebt, als der Gral gestattet. Viele Abenteuer besteht er im Dienste seiner Herrin, so daß sogar Amor sein Feldgeschrei wird:

Der Feldruf ist zur Demuth
Eben auch nicht allzugut,

und zur Strafe dafür wird er, der Gralskönig, der für Minne kämpft, von einem Heiden, der nach dem Grale

sucht, mit einem Speere verwundet. Gegen diese Wunde hilft nichts: der kranke König wird vor den Gral getragen, aber nach dessen Anblick kann er in seinen Schmerzen nicht einmal sterben; es werden alle Mittel aus allen Enden der Welt zur Heilung aufgeboten, wobei Wolfram viel Gelehrsamkeit zu Tage fördert, aber Alles bleibt wirkungslos; die Sünde ist geschehen und lange Strafe muß dafür gebüßt werden. Die Templeisen nebst der ganzen Dienerschaft des Grals sind über das Leid ihres Königs in tiefe Trauer versunken, da erscheint nach Jahren auf dem Steine plötzlich eine Schrift: Es werde ein Ritter zur Gralsburg kommen; wenn dieser die Leiden des Amfortas sähe und, ohne dazu aufgefordert zu sein, schon in der ersten Nacht die Ursache des Jammers erforsche, dann solle dieser Auserwählte des Grales Krone tragen und Amfortas seiner Qual entbunden sein.

Hier greift die Geschichte Parzival's ein in den Gralsmythus und wir werden uns demnach zu dem Helden des Epos wenden müssen.

Schon durch die Geburt hängt er mit dem Geschlechte der Gralskönige zusammen. Seine Mutter Herzeleide ist eine Schwester des Amfortas und der Gralsträgerin Reponse de Schoie. Sein Vater Gamuret ist ein echter Ritter der damaligen Zeit, blos für Kampf lebend, dessen Abenteuer Wolfram in den zwei ersten Büchern seines Werkes ausführlich behandelt. Der tapfere Streiter macht bei der Hochzeit mit Herzeleide gleich die Bedingung, es müsse ihm gestattet sein, einmal jeden Monat zu einem Turniere zu reiten. Bald genug, noch ehe ihm ein Kind geboren ist, fällt er im Kampfe für den heidnischen Baruch. Herzeleide sucht mit ihrem jungen Sohne Parzival die Einöde auf und erzieht ihn da fern von ritterlichem Dienste und königlichem Brauche, indem sie ihren Dienstleuten sogar befiehlt, von Rittern durchaus zu schweigen:

Denn würd' es meinem Herzlieb kund,
Was ritterliches Leben wär',
So hätt' ich Kummer und Beschwer'.

Sie wähnte, daß ihr Kind auch in dieser Beziehung der Sohn seines Vaters sein werde, wie es sich auch gar bald erweist. Bogen und Bolzen wenigstens weiß der Knabe sich mit eigener Hand zu schnitzen und damit die Vögel auf den Bäume zu schießen; dabei bricht jedoch das sanfte und weiche Gemüth der Mutter bei ihm durch; wenn er ein Vöglein geschossen, dessen Gesang ihn kurz vorher ergötzt, da weint er laut und zerrauft sich das Haar. Ein Vorbild des künftigen inneren Leidens, das er durch seine ungebändigte Kampfslust erfahren muß. Bald ist ihm nur wohl, wenn über seinem Haupte der Vögel Sang tönt, da schwillt ihm die Brust, und, voll unnennbarer Wehmuth läuft er in das Haus und weint, die Mutter, die es sieht, glaubt, die Sänger haben ihm ein Leid gethan, will von dem Lieblinge alles Weh fern halten und läßt die Vögel tödten oder fangen. Parzival erbittet für sie Schonung, die Herzeleide auch gewährt, und dabei erwähnt sie des höchsten Gottes, dessen Namen der Knabe zum ersten Mal hört. Eifrig forscht er, wer das sei und erfährt nun in kurzen Zügen den Unterschied zwischen Gott und Teufel, zwischen Weiß und Schwarz, Licht und Finsterniß. So unterwiesen begegnet er einst auf einem neuen Jagdzuge einigen Rittern, die ihm in ihren glänzenden Rüstungen so licht erscheinen, daß er meint, Jeglicher sei ein Hergott. Von ihnen kurz über Ritterwesen aufgeklärt, kümmert er sich nicht mehr um Wild, sondern eilt heim, die Mutter um Roß und Rüstung zu bitten. Bitterlich beklagt sie dies Zusammentreffen, kann sich indeß seinem Ansinnen nicht widersetzen und um ihn wenigstens durch der Leute Spott bald zur Rückkehr zu zwingen, zieht sie ihm statt Rittergewandes Narrenkleider an. Aus mütterlicher Sorgfalt will sie ihm aber doch vor dem Scheiden wenigstens noch ihren liebevollen und schützenden Rath mit auf den Weg geben, da er sonst zu unerfahren in die weite Welt ziehen würde. Vor Allem solle er jeden auf dem Wege grüßen, ferner:

Will Dich ein grauweiser Mann
Zucht lehren, wie ein solcher kann,
So folg' ihm gern und mit der That
Und zürn' ihm nicht, das ist mein Rath.
Eins laß Dir Sohn befohlen sein:
Wo Du guter Frauen Ringelein
Erwerben mögest und ihr Grüßen,
Da nimm's, es kann Dir Leid versüßen.
Magst Du auch ihren Kuß erlangen
Und herzend ihren Leib umfangen,
Das giebt Dir Glück und hohen Muth,
Wenn sie keusch ist und gut.

So zieht der einfältige Knabe im Dümmlings-Aufzuge ab. Wortgetreu erfüllt er die Vorschriften der Mutter und dieser kindliche Glaube und Gehorsam führen ihn zu Unrecht und Mißgeschick. Als er die Herzogin Jezhute in ihrem Zelte liegend schlafen findet, da raubt er ihr Ring, Spange und Küsse, bereitet ihr dadurch große Schande, er zieht ihr Mißhandlungen von Seiten ihres eifersüchtigen Gemahls zu und hat dabei doch das Bewußtsein der erfüllten Pflicht, denn noch im Fortgehen sagt er zu ihr: „Gott hüte dein, denn also rieth die Mutter mein." Die Begegnenden erhalten von ihm alle einen Gruß, weil es ihm die Mutter gerathen. Sigunen, die ihren todten Bräutigam im Schoße hält, beweist er inniges Mitleid und will sich anschicken, den Tod ihres Geliebten zu rächen, so daß sie des närrischen Knappen edles Gemüth und Treue erkennt und ihn nach seinem Namen fragt. Darauf weiß er nichts Anderes zu antworten als: Bon fils, scher fils, beau fils — also hat mich stets genannt, — der ich daheim bin bekannt.

Von den Gewappneten hatte er gehört, daß König Artus Ritterschaft austheile, darum geht sein Streben zu dem Haupte der Tafelrunde. — Vor Nantes, wo Artus seine Genossen versammelt hat, trifft er einen Ritter in rother Rüstung, Jther v. Gahevieß, der ihm trotz der Narrenkleidung den edlen Stamm und die Sitte ansieht:

Der Mutter Heil, die dich gebar!
Niemand war ja so schön und klar,
Du wirst der Minne Brand und Krieg,
Ihre Niederlage wie ihr Sieg.
Du wirst der Frauen Wunsch und Lust,
Du wirst ihr Jammer, ihr Verlust.

Voller Begier nach den rothen Waffen erbittet sich Parzival von Artus die Erlaubniß, mit dem Ritter, der gerade mit der Tafelrunde gefallen ist, zu kämpfen und, falls er ihn überwände, die Rüstung zu behalten. Sie wird ihm zugestanden und Jther unterliegt wirklich im Streite, später erfährt der Sieger, daß er seinen Vetter erschlagen und also eine Todsünde unwissentlich, durch seinen Ritterdrang getrieben, verübt hat. Ohne sein Wissen hat er durch dasselbe Streben auch Herzeleiden dem Tode zugeführt, die über der Trennung von ihm das Herz brach; in solche Sünden stürzt ihn von Anfang an die Mitgabe von Vaters Seiten, der männliche thatendurstige Sinn. Hatten ihn andrerseits die Vorschriften der Mutter an einer Dame schon schweres Unrecht begehen lassen, so wird in Folge seiner von der Mutter ihm angezogenen Narrentracht eine andere in Nantes arg gemißhandelt. Kunneware de Lalant hatte einen Eid geschworen, nicht eher zu lachen, als bis sie den erblickt, der den höchsten Preis erworben habe oder erwerben solle. Als sie den Parzival im Dümmlings-Aufzuge sieht, muß sie unwillkürlich lachen — ein im Volksmärchen sich oft wiederholender Zug —, sie die vor-

her oft die geübtesten Ritter-Kämpfe hatte bestehen sehen; freilich traf sie dabei, ohne es zu ahnen, das Richtige, muß es aber bitter bereuen, da sie von dem auf Zucht haltenden Hofmarschall Keye wegen dieser anscheinenden Verhöhnung aller tapferen Ritter hart gezaust und geschlagen wird. Parzival sieht Alles mit an und nimmt sich in ritterlicher Gesinnung vor, die ihr angethane Schmach wieder auszugleichen, was er auch später in vollem Maße thut. Von Artus's Hofe reitet er weiter und gelangt zu einem greisen Ritter Gurnemanz von Graharz, zu dem er in seiner Einfalt anhebt:

Meine Mutter hieß mich dessen Raths
Erflehn, der graue Locken hat.
Dafür will ich euch dankbar sein,
Da so mir rieth die Mutter mein.

Gurnemanz nimmt sich seiner an und scheidet ihn von der „Tumpheit,“ unterrichtet ihn zuerst in religiösen Gebräuchen, heißt ihn seine Mutter nicht immer und ewig im Munde führen, wie ein kleines Kind, Scham und rechtes Maß üben, gegen die Dürftigen und Besiegten Erbarmen zeigen, den Frauen mit Standhaftigkeit dienen und nicht wankelmüthig im Verkehr mit ihnen sein. Ueber das Verhältniß des Mannes zum Weibe klärt er ihn auf:

Mann und Weib die sind geeint,
Wie die Sonne, die heut scheint,
Und der „heut“ genannte Tag,
Die beiden Niemand scheiden mag.
Sie blüh'n hervor aus einem Kern.

Besonders aber verbietet er ihm, viel zu fragen: Antworten müsse er, wenn von ihm etwas erforscht würde, aber er selbst solle hören, sehen, scharf wittern und spürend merken, nicht vorwitzig, nach allem sich erkundigen, — eine Lehre, deren treue Befolgung Parzival in schweres Leid und in Verzweiflung bringen sollte.

Blos auf Aeußeres, auf die Zucht erstreckte sich die Unterweisung des Gurnemanz, so daß der Jüngling die Steifheit und Tölpelhaftigkeit ablegte, das lächerliche, ungeschickte Benehmen, wie es so oft bei hochbegabten Menschen, wenn sie zuerst in der Welt auftreten, sich zeigt, Narrenkleid und Narrensitten verschwinden, aber die innerliche Selbstgenügsamkeit, daß wüste Streben nach Ritterthaten bleibt. Die äußere Erfüllung des Gesetzes, das ist für ihn Hauptsache. Warme Gefühle der Liebe durchglühen noch nicht das Herz des Jünglings, er glaubt sich auch der Minne noch nicht werth gemacht zu haben, da ihm Waffenruhm fehlt. Der Eindruck, den des Gurnemanz Tochter auf ihn macht, ist deshalb nur gering, er verschmäht sie und zieht von dannen, seinen Thatendurst zu stillen. Zu der von feindlichen Liebhabern bedrängten Kondwiramur gekommen, sitzt er dieser Königin stumm gegenüber, der Lehre seines greisen Meisters eingedenk, bis sie selbst sich an ihn wendet; erkundigt sich auch dann nicht nach ihrer Noth, so daß die junge Fürstin gezwungen ist, über Nacht an sein Bett zu gehen, ihm ihre Bedrängniß zu klagen, und seine Hülfe zu erbitten, da sie Waffenmuth bei ihm erkannt hat. Er erklärt sich zum Beistande bereit, besiegt ihre Feinde, übt Barmherzigkeit gegen die Unterliegenden, aber blos im Andenken an Gurnemanz's Lehre, wird von der Kondwiramur zum Gemahle erkoren und erfüllt die Pflichten des Ehegatten wiederum nur der erhaltenen Vorschriften wegen. So vollständig beherrscht ihn die Erfüllung des Gesetzes.

Lange hält er das ruhige Leben bei der Gemahlin nicht aus: ihm ist auf die Seele gefallen, was wol aus seiner verlassenen Mutter geworden sei; der Drang, sie zu sehen, und auch die Hoffnung, unterwegs auf Abenteuer zu stoßen, scheiden ihn von der liebenden Kondwiramur, zu der wahre Minne sein Herz zu durchdringen beginnt. Nach raschem Ritte ohne Ziel gelangt er am Abend desselben Tages an einen See, auf dem er Fischer ankern sieht, unter ihnen einen in herrlichem Gewande, den er nach Herberge für die Nacht fragt, dieser weist ihn nach einer nahen Burg, wo er selbst den Wirth machen werde. Auf den Bescheid, der Fischer habe ihn hergesandt, wird ihm die Brücke des festen Schlosses heruntergelassen, und von den anwesenden Rittern wird ihm ehrenvoller Empfang zu Theil. Kurze Zeit darauf läßt ihn der König zu sich rufen, in welchem er den Unbekannten von See wiedererkennt. Der Saal ist prächtig ausgeschmückt, das Gold nirgends gespart, und, während die Ritter auf hundert Ruhebetten rings an den Wänden herumsitzen, hat der Fürst, offenbar schwer leidend, in Pelzwerk dicht eingehüllt, vor einem Kamin Platz genommen und heißt Parzival neben ihm sich niederlassen. Eine von Blut triefende Lanze wird durch den Saal von einem Knappen getragen und durch lautes Wehgeschrei aller Anwesenden begrüßt, das erst wieder aufhört, als sie verschwindet. Züge von herrlich geschmückten Jungfrauen treten auf, bringen allerhand Geräthe herein und zuletzt erscheint die reine Repanse de Schoie, den Gral feierlichst auf einem Kissen tragend, der vor den König gesetzt, seinen irdischen Segen spendet, so daß Hunderte von Knappen die Speisen austheilen müssen und vier Wagen mit goldnen Trinkgeschirren im Saale herumfahren, um für den Durst der Gäste zu sorgen. Parzival bemerkt Alles ganz genau, den Reichthum, die Wunder und den Schmerz der Anwesenden — sein Inneres treibt ihn, nach der Erklärung dieser Gegensätze zu forschen, er gedenkt aber wieder der Lehre seines grauen Zunftmeisters und vermeidet die Frage sogar mit großer Selbstbeherrschung, als ihm der Wirth noch ein prachtvolles Schwert zum Geschenk überreicht. Ohne Ahnung, wo er sich befinde, begiebt er sich zur Ruhe, wird noch mit der größten Aufmerksamkeit bedient, aber, als er am Morgen aus ängstigenden Träumen erwacht, findet er sich allein ohne helfende Hände. Er sucht und ruft, die Burg scheint leer, da steigt er zu Roß und reitet über die Zugbrücke von dannen. Ein verborgner Knappe zieht diese auf und ruft ihm Schelt- und Schimpfworte nach, daß er unterlassen habe zu fragen, verweigert aber alle sonstige Erklärung. Bald wird Parzival durch eine klagende Frauenstimme angezogen und findet Sigunen wieder, die ihn belehrt, daß er auf der Burg des Heils gewesen sei und ihn über Alles glücklich preist, falls er die Frage gethan habe, ihm jedoch flucht und jegliche Rede versagt, als sie hört, er habe dies unterlassen.

Jetzt erfaßt ihn zuerst die Trauer über seine Einfalt und Schüchternheit, doch sucht er bald neue Abenteuer und versöhnet wenigstens die seinetwegen grausam behandelte Jeschute mit ihrem Gemahle Orilus. Er kommt in die Nähe von Artus, der von den Thaten des Parzival unterrichtet mit seiner Tafelrunde ausgezogen ist, um den rothen Ritter, — so heißt er von der erbeuteten Rüstung für die Genossenschaft zu gewinnen.

Die lichte Stunde.

Jeder Mensch hat vor dem Tode
Eine Stunde licht und klar,
Und ein Bild von seinem Leben,
Seinem Lassen, Thun und Streben
Stellt sich seiner Seele dar.

Ueber seinem Grabeshügel
Dieses Bild, ein Cherub, schwebt,
Wie der Mond mit bleichem Scheinen
Ueber stillen Todtenhainen
Seine Nachtgebilde webt.

Wenn am Auferstehungstage
Mächtig die Posaune schallt,
    Wird ihn von den Engeln droben
    Aus dem Bild ein Kleid gewoben,
Drin er vor den Richter wallt.

Wehe, wenn das Blei der Sünde
Dir, o Mensch, dein Kleid beschwert!
    Keine Engel oben winken,
    In die Tiefe wirst du sinken,
Die dich streng und kalt begehrt.

Aber wenn dein Kleid ein Engel
Aus der Tugend Aether webt,
    Folgest du dem Himmelszuge,
    Der in einem sanften Fluge
Aufwärts deine Seele hebt.

Karl Koch aus Alsfeld.

Auguste Crelinger.

Ein Berliner Correspondent des „Botschafter" widmet der heimgegangenen Künstlerin folgenden Nachruf: Im Jahr 1812 erschien ein sechszehnjähriges Mädchen, Namens Auguste Düring, in der Wohnung des berühmten Schauspieldirectors Iffland mit einem Empfehlungsbrief der Fürstin Hardenberg, und verlangte von ihm geprüft zu werden, da sie sich dem Theater widmen wollte. Die hohe schlanke Gestalt, die ausdrucksvollen edlen Züge und vor allem das feurige Auge machten auf den alten Praktiker einen überaus günstigen Eindruck. Er ließ sie sogleich einige Scenen aus bekannten Stücken recitiren, und war erstaunt über den dramatischen Ausdruck und das wohlklingende Organ der ungen Kunstnovize. Hoch erfreut über den entdeckten Schatz, beschloß er sogleich das kaum den Kinderjahren entwachsene Mädchen zu engagiren und auf der damaligen Nationalbühne auftreten zu lassen. Auguste Düring debutirte als „Margarethe" in den „Hagestolzen" von Iffland, und rechtfertigte vollkommen das in sie gesetzte Vertrauen. Ein damaliger unpartheiischer Kritiker berichtet über ihr erstes Auftreten: „Demoiselle Düring betrat mit der Rolle der Margarethe zum erstenmal die Bühne, und zeigte uns das natürliche, gefühlvolle, zärtliche Landmädchen. Das Spiel war unbefangen, ungezwungen, ohne Angst und Anmaßung, nichts erlerntes, nichts geborgtes, alles lieb und leicht. Es wäre Schade wenn Anlagen wie diese, ungeübt, unentwickelt bleiben sollten." Mit diesem Erfolg ließ sich die angehende Künstlerin nicht begnügen; sie strebte mit rastlosem Fleiß weiter und weiter zur Vollkommenheit, und wurde mit der Zeit Deutschlands größte tragische Künstlerin, bekannt unter dem Namen Auguste Crelinger, deren am 11. April erfolgter Tod ein unersetzlicher Verlust für Berlin ist. Noch aber hatte die strebsame Schauspielerin nicht die höchste Stufe erreicht, als ihr ein tragisches Ereigniß die Weihe der Vollendung gab und sie der erschütternden Tragödie zuführte, indem ein ergreifender Wendepunkt in ihrem eigenen Leben eintrat. Seit 1817 mit dem talentvollen Schauspieler Stich vermählt, dem sie drei Kinder, einen Sohn und zwei ebenfalls in der Kunstwelt hochangesehene Töchter, geboren hatte, wurde diese Ehe durch eine furchtbare Katastrophe zerstört. Unter den vielen Verehrern der so schönen und reich begabten Künstlerin zeichnete sich der junge Graf Blücher durch seine Huldigungen aus, welche den Verdacht des zur Eifersucht geneigten Gatten in hohem Grade erregten. In einem derartigen Anfall eilte er eines Abends, sobald er seine Rolle im Theater beendet hatte, von finstern Ahnungen ergriffen, in seine Wohnung zurück. Wie er vermuthetete, fand er den Grafen Blücher daselbst, eine heftige Scene entwickelte sich, die damit endete, daß der junge Offizier einen Dolch zog und seinen Gegner lebensgefährlich verwundete. Obwohl anscheinend genesen, starb Stich kurze Zeit darauf, wahrscheinlich in Folge seiner Verletzungen.

Groß und unerhört war, wie uns noch lebende Augenzeugen jener unglücklichen Katastrophe berichten, das Aufsehen, welches das traurige Ereigniß hervorrief. Das Publikum, ohne die nähern für die Schuld oder Unschuld der Künstlerin zeugenden Umstände zu prüfen, nahm Partei gegen sie, und zwar in einer Weise, die sie längere Zeit von der Bühne fern hielt. Als sie endlich wieder auftrat, war eine wunderbare Umwandlung mit ihr vorgegangen. Der Ernst des Lebens hatte sie berührt, und das finstere Schicksal war an sie herangetreten. Was sie aber am Glück des Daseins eingebüßt, hatte sie als Künstlerin gewonnen. Sie schien gewachsen, größer geworden zu sein. Leidenschaft und Schmerz, die Gewalten des Drama's, standen ihr mehr als früher zu Gebot, und jene dämonische Macht, welche das Genie charakterisirt, war ihr von nun an über die Gemüther verliehen. Jede neue Rolle war ein neuer Triumph für die Künstlerin, welche von nun an zu den ersten dramatischen Größen Deuschlands zählte. Nicht nur in Berlin, sondern auch in Wien, wo sie mit dem Eindruck der bewährten Schröder und der liebenswürdigen Sophie Müller zu kämpfen hatte, fand sie verdiente Anerkennung. Ihre spätere Verbindung mit dem angesehenen geistreichen Bankier Crelinger, mit dem sie in der glücklichsten Ehe lebte, gab ihr auch im bürgerlichen Leben eine glückliche und befriedigende Stellung. Ihr Haus wurde mit der Zeit der Sammelplatz einer in jeder Beziehung ausgesuchten Gesellschaft von hochgestellten Beamten, Schriftstellern und Künstlern. Einen besonderen Reiz erhielt dasselbe durch die heranwachsenden, aufblühenden Töchter, Bertha und Clara Stich, welche bei unverkennbarem Talent sich unter der Leitung einer solchen Mutter dem Theater widmeten. Das erste Debut der beiden jugendlichen Künstlerinnen auf dem damals in seiner höchsten Blüthe stehenden Königsstädtischen Theater war ein Ereigniß und bei der Popularität der Crelinger, gleichsam ein Familienfest für Berlin. Beide wurden später an der königlichen Bühne engagirt, während aber die ältere Bertha dieselbe verließ, um sich mit einem geachteten Arzt in Hamburg zu verheirathen, blieb die jüngere Clara, welche sich mit dem Hofschauspieler Hoppé verband, eine Stütze und Zierde des königlichen Theaters bis zu ihrem leider vor zwei Jahren erfolgten Tod.

Im Jahre 1862 feierte die Künstlerin ihr fünfzigjähriges Jubiläum; sie hatte zu ihrem Benefiz die Rolle der „Iphigenia" in Goethe's unsterblichem Meisterwerk gewählt. Das bis auf den letzten Platz gefüllte Haus versammelte die Elite des Berliner Publikums, an der Spitze das ganze königliche Haus. Als der Vorhang in die Höhe rollte und die Gefeierte aus dem Tempel der Göttin mit antiker Würde schritt, wurde sie von den Zuschauern mit einem minutenlangen Applaus und mit einem begeisterten Jubel empfangen, wie ihn diese Räume nie zuvor gehört. Trotz ihres hohen Alters — die Benefiziantin zählte damals 67 Jahre — klang ihr Organ noch wunderbar frisch und sonor, waren ihre Bewegungen voll Adel und Würde, ihre ganze Erscheinung classisch, wie ein griechisches Götterbild. Von nun ab trat sie nur noch als Ehrenmitglied auf dem königlichen Theater auf, dem sie jedoch bis zu ihrem Tode angehörte. In dem langen Leben der berühmten Künstlerin lassen sich drei Perioden ihrer Entwickelung, gleichsam Knospe, Blüthe und Frucht, unterscheiden. Sie betrat als Auguste Düring die Bühne in Liebhaberrollen, und entzückte zuerst durch die Anmuth ihrer Erscheinung in Partien wie „Emilia Galotti," „Thekla" und „Julie." Als Frau

Stich spielte sie die „Iphigenia,“ „Phädra,“ „Sappho,“ „Orsina“ mit bewunderungswürdiger tragischer Kraft und Leidenschaft. Aber den Höhenpunkt ihrer Leistungen erreichte sie im vorgerückteren Alter in Charakteren wie „die Fürstin“ in Schillers „Braut von Messina,“ „die Volumnia“ in Shakespeare's „Coriolan,“ „Elisabeth“ in der „Maria Stuart.“ Hier zeigte sie eine Würde, eine Größe und einen Adel, wie sie wenigen Künstlern zu Gebot stehen. Jede ihrer Bewegungen war classisch und edel, und selbst im Sturm der Leidenschaft vergaß sie nie das schöne Maß. Dieser Vorzug machte sich besonders in antiken Rollen bemerkbar, die sie in höchster Vollendung gab. Ihre Iphigenia war ein abgerundetes Meisterwerk wie Goethe's eigene Schöpfung. Kein Künstler kam ihr in Behandlung des Verses gleich, dem sie sein volles Recht angedeihen ließ und mit ihrem Geist gleichsam beseelte. Ihre Stellungen und besonders der Faltenwurf griechischer Gewänder waren ein Studium für den Bildhauer. Diese Vollendung war das Resultat des angestrengtesten Fleißes. Jede neue Rolle war für die Crelinger eine Aufgabe, der sie sich mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit widmete. Sie war in der That eine echte Priesterin der Kunst, wie sie leider nur noch selten gefunden werden. Mit ihr ist die letzte Repräsententin der für immer entschwundenen Blüthezeit des Berliner Theaters begraben worden.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Virchow. Ueber die Erziehung des Weibes für seinen Beruf. — Reichensperger. Die Liebfrauenkirche zu Trier und deren Restauration. — F. A. Lange. Die Arbeiterfrage. — Baudissin. Ein pseudonymer Hauslehrer. — Sommer. Von Elbe nach Waterloo. — Jerwitz. Dramatische Kleinigkeiten. — Combe. Ueber die Todesstrafe. — Biedersfeld. Schneeglöckchen. — Eginhard. König Ragnars Hort. — Hoffmann von Fallersleben. Rheinleben. — Armand. In Mexiko. — Schneegans. Tristan. —

Es liegen uns mehrere Hefte der Zeitschrift für häusliche Erziehung „Cornelia,“ herausgegeben von Dr. Carl Pila vor, deren Inhalt und Veranlassung giebt, sie allen Müttern auf das Wärmste zu empfehlen. Die bewährtesten Pädagogen arbeiten an derselben mit.

Eine seit Beginn dieses Jahres neu erscheinende Monatsschrift: Ueber Künstler und Kunstwerke von Hermann Grimm trägt durch zwei Umstände einen von allen andern journalistischen Unternehmungen abweichenden Character. Zunächst ist ihr Erscheinen nur auf die Dauer eines Jahres in das Auge gefaßt; sodann wird sie wesentlich nur von einer Person, dem Herausgeber, geschrieben, der sich nur vorbehält, thatsächliche Beiträge unabhängiger Kunstfreunde, die ihm zur Verwendung übergeben werden, mitzutheilen. Man kann daher darin recht wohl ein selbstständiges Werk sehen, welches in monatlichen Lieferungen ausgegeben wird. Die Aufgabe, welche das Unternehmen sich stellt, ist wesentlich die, daß für die neuere Kunstgeschichte die fehlende Grundlage von Material geschaffen werden, um sie dadurch zu einer systematisch zu betreibenden soliden Wissenschaft zu erheben. Zwei Hefte sind bisher ausgegeben, aus deren Einem wir ein Bruchstück als Probe bereits mitgetheilt haben.

Auf zwei sehr verdienstliche und beachtenswerthe Werke, die wir später ausführlicher zu besprechen gedenken, möchten wir einstweilen die Aufmerksamkeit lenken, es sind: Grundriß der bildenden Künste, eine allgemeine Kunstlehre von Dr. E. H. Riegel (mit 34 Holzschnitten, Hannover, Carl Rümpler, 1865) und Neue Essays über Kunst und Literatur von Hermann Grimm (Berlin, Ferd. Dümmler, 1865).

Aus der einfassenden Literatur, welche durch die neuesten Schriften über das Leben Jesu hervorgerufen ist, erwähnen wir eine Predigt, welche der Oberhofprediger, Vicepräsident des Landesconsistoriums und geheimer Kirchenrath im Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts in Dresden Dr. Theodor Albert Liebner am Reformationsfeste 1864 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden über den Text Epheser, 4, 15, 16 gehalten hat und die unter dem Titel: Das Wachsen der Kirche zu ihrer selbst Besserung dem Drucke übergeben ist. (Dresden, Ernst am Ende). In einem Vorworte verbreitet sich der Verfasser über die Schriften von Strauß und Renan und sucht auszuführen, daß dieselben ihre Entstehung nicht allein dem Interesse der historischen Forschung zu verdanken hätten, sondern einer anderweit schon fertigen und absolut vorausgesetzten Weltanschauung, welcher ein dem Christenthum fremder und von ihm überwundener Gottesbegriff zu Grunde liege.

Der Kriegsrath Scheffner in Königsberg ist ein in der Geschichte Ostpreußens wohlbekannter Mann, der dem Könige Friedrich Wilhelm III. und der Königin Louise in den Zeiten ihres Königsberger Aufenthalts sehr nahe gestanden und durch seinen Freimuth und seine Originalität großen Einfluß auf sie gewonnen hatte. Ein Vortrag, in dem ein Theil der zwischen ihm und der Königin geführten Korrespondenz mitgetheilt war, ist von Rudolph Reicke in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehalten, dann in der altpreußischen Monatsschrift abgedruckt worden und nun noch als Separatabdruck erschienen. Es ist nicht ohne Interesse zu lesen, wie die Königin zum besseren Verständniß ihrer Lectüre sich bei den vertrauten Freunden Auskunft darüber holt, welche Kriege man die punischen nennt und was man unter Hierarchie versteht.

Die in Stuttgart (Krais und Hoffmann) erscheinende illustrirte Unterhaltungszeitschrift Freya zählt unter ihren Mitarbeitern Wilhelm Raabe, Carl Vogl, Adolf Stahr, J. G. Fischer, Moritz Hartmann, Munzinger, Ottilie Wildermuth, Berthold Sigismund und verdient ihres sorgfältig gewählten Inhalts wegen empfohlen zu werden.

Aus Paris, Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreichs von Paul Lindau (Stuttgart, Krämer) enthält Skizzen aus dem bonapartischen Paris, die sich durch ungewöhnlich scharfe Beobachtung und gefällige Anmuth des Stiles vor vielen ähnlichen Schriften auszeichnen. Die einzelnen Abschnitte sind überschrieben: die Parteien, der politische Glaube, Chauvinismus, National- und Volksdramen, eine Schule nationaler Beschränktheit, Preßzustände und die commission de colportage, über gesellschaftlichen Verkehr, Rachel und die klassische Tragödie, Victor Hugo, und seine letzten romantischen Dichtungen, Eugen Scribe und das moderne Lustspiel, Gustav Flaubert und der realistische Roman, die Geschichte von Richard Wagners Tannhäuser in Paris.

Aus den neuesten Heften der deutschen Schaubühne heben wir als besonders interessant einen Aufsatz von Otto Buchwald über die Figur des Geistes in Macbeth und Hamlet hervor.

Geist und Herz von Dr. J. H. Frerichs (Zweite Ausgabe, Norden, Soltau) ist eine Zusammenstellung von drei kleinen philosophischen Abhandlungen betitelt, deren Grundgedanken und Zusammenhang der Verfasser in folgender Weise darlegt: „Die Klage über die jedesmalige Gegenwart und ihre Zustände ist so alt, wie die Geschichte. Wie in den vergangenen Zeiten der Väter, so erhebt laut und rückhaltslos auch jetzt noch der Bürger seinen Tadel über den Staat und die Gesellschaft, weil sie nicht seien, was sie doch sein sollten; und diese wieder klagen über die Familie, wie der Fluß über seine Quelle klagen würde, wenn man ihm vorwürfe, daß er so trübes Wasser führe Doch die Klage frommt nicht, sondern die Erkenntniß und der Wille, der, von ihr geleitet, das Bessere anstrebt. — An der Familie soll die Schuld liegen! — Was aber ist es denn, das die Glieder der Familie zu einer sittlichen Einheit verbindet und sie selbst zur geweiheten Stätte macht, die mit Zuversicht eine edlere Gestaltung des bürgerlichen, wie des staatlichen Lebens hoffen läßt? Das ist die Liebe. Die Liebe aber wird im Herzen geboren; und daß die Liebe und die Ehe mehr Glück und mehr Segen bringe, ist von der Bildung und dem Adel des Herzens zu allermeist bedingt. Das Herz ist es, in dem das Schöne, das Edle und das Gute keimen; das Herz auch ist es, in dem der Glaube wohnen muß. Ehret nicht der Mensch im Herzen und von ganzer Seele seinen Gott, so fehlt dem Glauben die Kraft, durch die er selig macht. Der Glaube ist des Menschen heiligstes Besitzthum; aber auch die Wissenschaft ist ihm ein theures Gut; und leider welsen hier Vergangenheit und Gegenwart einen langen und bitteren Streit zwischen beiden auf. Da ergeht an den Geist der Ruf als eine Mahnung an seine Pflicht: der Geist ist es, der lebendig macht, wo der Buchstabe tödtet; der Geist ist es, der die Versöhnung bringt und die Einheit zwischen dem Glauben, den das Herz fühlt und dem Wissen, welches der Gedanke sucht. Wissen und Glaube sind ihm beide nur unterschiedene Gestaltungen der einen ewigen und göttlichen Idee, welche die Wahrheit heißt; die Wahrheit aber fordert für ihre volle Erkenntniß nicht den denkenden Geist allein, sondern auch das fühlende Herz.“ Wir können die kleine Schrift auf das Wärmste empfehlen. In der Form zeigt sie im besten Sinne des Wortes vollkommene Popularität; in ihrem Inhalt entspricht sie durchaus dem, was man mit Recht die Ueberzeugung des Gebildeten nennen kann.

Die neusten Hefte von Westermann's illustrirten Monatsheften stehen im Reichthum an gediegenen Beiträgen der früheren nicht nach. Wir bezeichnen als besonders bemerkenswerth eine Arbeit von Kirchhoff über die Sonne und von Moritz Carrière über Alexander und Aristoteles.

Professor Henke in Marburg hat aus Anlaß einer Darstellung von Sophokles Oedipus in Kolonos einen Vortrag über diese Tragödie gehalten, der in allgemein verständlicher Weise vortreffliche Belehrungen über die Eigenthümlichkeiten des antiken Dramas und die Ideen des Sophokles enthält, und auch manche interessante Bemerkung über die neueren Darstellungen, insbesondere das Spiel Dawisons einfließen läßt. Derselbe ist dem Drucke übergeben. (Winter, Heidelberg).

Das dritte Heft des von Rudolf Gottschall herausgegebenen Neuen Folge von „Unsere Zeit“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält folgende Aufsätze: „Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864“, erster Artikel; „Die Nilquellen nach den neuesten Forschungen und Entdeckungen“; „Der Nord-Ostsee-Kanal“; und ein reichhaltiges Feuilleton Die jedenfalls aus militärischer Feder stammende Darstellung des Kriegs gegen Dänemark zeigt bereits in diesem ersten Artikel ebenso quellenmäßige Genauigkeit wie Schärfe der militärischen Kritik. Wir sehen der Fortsetzung dieser eingehenden Schilderung des deutsch-dänischen Kriegs mit Spannung entgegen. Der Artikel über die Nilquellen ist ohne Zweifel aus der Feder eines tüchtigen Geographen geflossen, der das Einzelne im Zusammenhang mit dem Ganzen der Erdoberfläche betrachtet, die gegebenen Thatsachen in einen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen sucht und ein anschauliches Bild der Nilquellen selbst wie aller derjenigen Flüsse giebt, durch deren Zusammenfluß der ehrwürdige Strom sich bildet. Von großem und allgemeinem Interesse ist der Artikel über den Nord-Ostsee-Kanal, indem der Verfasser desselben sich nicht für die officiell in Aussicht genommene Linie des Oberbauraths Lentze: Eckernförde-St.-Margarethen, entscheidet, sondern für die Linie Kiel-Brunsbüttel. Die Gründe des Verfassers sind jedenfalls sehr ins Gewicht fallend und zeugen dabei von solcher Sachkenntniß, daß deren Darlegung eine nochmalige Prüfung der beiden Projecte seitens der preußischen Regierung veranlassen dürfte. Das Feuilleton bringt Nekrologe von Otto Ludwig und Cardinal Wiseman, literarische Kritiken vorzugsweise über Laube's und Brachvogel's neue Romane, und Notizen aus dem Gebiete des Theaters, der Alterthumskunde und Technologie.

Aus seinem Schreiben Richard Wagners an den Herausgeber des „Botschafters,“ Ludwig Uhl, über die bevorstehende Aufführung der Oper „Tristan und Isolde“ in München (datirt vom 18. April) heben wir folgende Stelle als sehr bezeichnend wörtlich hervor: Mein „Tristan und Isolde“ war zur Fabel geworden. Ich war hie und da freundlich behandelt: man lobte „Tannhäuser“ und „Lohengrin“; im übrigen schien es mit mir aus zu sein. Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen. Die Ausführung jenes bis dahin entworfenen Plans, wäre sie geglückt, hätte die Frage, um die es sich bei der Aufführung dieses Werks handelt, nicht vollkommen rein gelöst — diese Lösung, so rein als irgend die Umstände der Gegenwart es ermöglichen, zu bewirken, war mir dagegen vorbehalten. Als mich alles verließ, schlug um so höher und wärmer ein edles Herz dem Ideal meiner Kunst; es rief dem preisgegebenen Künstler zu: „Was du schaffst, will ich!“ Und diesmal war der Wille schöpferisch, denn es war der Wille eines — Königs. Die wunderbare Schönheit der anregenden und fördernden Kraft, die seit einem Jahr in mein Leben getreten ist und sich meines ernstesten Dichtens und Trachtens mit lächelnd drängender Gewalt bemächtigt hat, kann ich meinen Freunden nur durch die That ihres Waltens offenbaren. Eine solche That kündige ich Ihnen heute an. Und wie die Kraft beschaffen ist, welche hier wirkt, mögen Sie aus der Art ihrer Kundgebung schließen, wenn ich Ihnen melde, in welcher Weise der „Tristan“ meinen Freunden vorgeführt werden soll. Die Aufführungen von „Tristan und Isolde“, von denen drei wohl vollständig gesichert sind, werden gänzlich ausnahmsvolle und mustergültige sein. Hierzu sind vor allem die Darsteller der beiden ungemein schwierigen Hauptrollen, in denen Personen meiner theuren Freunde Ludwig und Malvina Schnorr v. Carolsfeld, besonders nach München berufen; sie begleitet mein altvertrauter Kunstkampfgenosse Anton Mitterwurzer als „Kurwenal,“ treu und echt wie einer. Somit, wie irgend die Umstände es ermöglichten, ist für die Besetzung der übrigen Partien in zweckmäßigster Weise auf das großmüthigste gesorgt worden; jeder der Mitwirkenden ist mir freundlich ergeben. Um von jeden störenden Einflüssen eines täglich arbeitenden Theaterbetriebs frei gehalten zu werden, ist uns das trauliche königliche Residenztheater zur ausschließlichen Benutzung überlassen; alles wird in ihm sorgsam für die Bedürfnisse einer innigen, klaren und trautverständlichen Aufführung nach meinen Angaben hergerichtet. Hier steht uns fast täglich das herrliche königliche Hoforchester. Franz Lachners musterhafte Schöpfung, für zahlreiche Proben zur Verfügung, bei welchen wir, nur auf die Erreichung der höchsten künstlerischen Feinheit und Correctheit des Vortrags achtend, volle Muße und Zeit haben, dies ohne Anstrengung zu bewerkstelligen. Um mir den fördernden Ueberblick über die Leistungen der Gesammtheit zu erleichtern, ist mir mein lieber Freund Hans v. Bülow für die Leitung des Orchesters beigegeben — gerade er, der einst das Unmögliche leistete, indem er einen spielbaren Clavier-Auszug dieser Partitur zu Stande brachte, von dem noch keiner begreift, wie er dies angefangen hat. Ihn, der mit dieser so vielen Musikern noch räthselhaft dünkenden Partitur bis zum Auswendigwissen jedes kleinsten Bruchtheils derselben vertraut ist, und meine Intentionen bis in ihre zartesten Nüaneen in sich aufgenommen hat — dieses zweite Ich zur Seite, kann ich mit jeder Einzelheit der musikalischen wie scenischen Darstellung mich in der ruhig traulichen künstlerischen Stimmung befassen, wie sie nur der liebevolle Verkehr mit innig befreundeten Künstlern selbst ermöglicht. Für schöne Decorationen und höchst charakteristische Costüme ist mit einem Eifer gesorgt worden, als gälte es nicht mehr einer Theateraufführung, sondern einer monumentalen Ausstellung. Auf diese Weise, wie aus der Wüste unseres theatralischen Markttreibens in die erfrischende Oase eines anmuthigenden Kunstateliers entrückt, bereiten wir das Werk einer dramatischen Aufführung vor, die, rein als solche, bei allen die ihr anwohnen werden, Epoche machen muß. Diese Aufführungen, für jetzt — wie gemeldet — vielleicht nur drei an der Zahl, sollen als Kunstfeste betrachtet werden, zu welchen ich von nah und fern die Freunde meiner Kunst einladen darf; sie werden demnach dem Charakter der gewöhnlichen Theateraufführungen entrückt, und treten aus der üblichen Beziehung zwischen dem Theater und dem Publikum unserer Zeit heraus. Mein huldreicher Beschützer will, daß diese bedeutungsvollen Aufführungen nicht der gewöhnlichen Neugier, sondern lediglich dem ernsteren Interesse an meiner Kunst geboten werden sollen; somit bin ich ermächtigt in alle Ferne hin, soweit meine Kunst sich Herzen gewann, die Einladung zu diesen Aufführungen ergehen zu lassen. Sie werden etwa in der zweiten Hälfte dieses Mai stattfinden, und es sollen die Tage, soweit sie sich mit Sicherheit vorausbestimmen lassen, durch die verbreitetsten Blätter zur rechten Zeit noch genau angezeigt werden. Wir nehmen an, daß, wer sich eine Reise nach München eigens für diesen Zweck nicht verdrießen läßt, hiermit keine oberflächliche Absicht verbindet, sondern dadurch seine ernste Antheilnahme am Gelingen der Lösung einer bedeutenden und edeln künstlerischen Aufgabe bezeugt, und jeder, der sich in diesem wohlverstandenen Sinn bei der königlichen Intendanz des Hof- und Nationaltheaters in München anmeldet, wird sicher sein können, zu der von ihr bezeichneten Aufführung einen Platz im Theater sich aufbewahrt zu finden. Wie an Fremde, wird an die hier einheimischen Freunde meiner Kunst eine gleichlautende und auf den gleichen Zweck gerichtete Einladung ergehen. Dem etwaigen Spott darüber, daß durch solche Maßnahmen eben nur für ein besonderes befreundetes Publikum gesorgt zu werden scheine, welchem zu gefallen es allerdings dann keiner großen Kunst bedürfe, werden wir ruhig entgegnen: daß es sich diesmal nicht um Gefallen oder Nichtgefallen, dieses wunderliche moderne Theaterhazardspiel, handelt, sondern einzig darum ob künstlerische Aufgaben, wie die von mir in diesem Werk gestellten, zu lösen sind, auf welche Weise sie zu lösen sind, und ob es sich der Mühe verlohne, sie zu lösen? Daß mit der letzten Frage nicht gemeint sein kann zu erfahren, ob mit dergleichen Aufführungen viel Geld zu machen sein könnte (denn dies ist der Sinn des heutigen Gefallens oder Nichtgefallens im Theater), sondern lediglich ob mit Werken der vorliegenden Art, durch vorzügliche Aufführungen, die erwartete richtige Wirkung auf das gebildete menschliche Gemüth überhaupt zu ermöglichen ist, dies wäre hier zu betonen; daß es sich also zunächst um die Lösung reiner Kunstprobleme handle, und zur Mitwirkung bei ihrer Lösung somit nur diejenigen herbeizuziehen seien, welche durch ernsten Antheil an der Sache wirklich vorbereitet und befähigt hierzu sind. Ist das Problem gelöst, so wird die Frage sich erweitern, und in welcher Weise wir dem eigentlichen Volk Antheil an dem höchsten und tiefsten auch der Kunst gönnen und zu bereiten bestrebt sind, wird sich dann ebenfalls zeigen, wenn gleich wir für jetzt das eigentlich stehende Theaterpublikum unserer Tage noch nicht unmittelbar hierbei in das Auge fassen zu dürfen glauben.

Launig und keck und nicht ohne Geist ist dagegen eine poetische Gabe „Cervantes auf der Fahrt. Ein Gedicht von Franz Koppel. Stuttgart. Bödner. Leicht und fließend geschrieben, liest sich das kleine Opus ganz angenehm, obgleich es in Anlage und Oekonomie seine großen Mängel hat. Mit Fremdwörtern und allerlei poetischen Freiheiten wird freilich hin und wieder etwas Umfug getrieben, doch dem Humor kann man dergleichen Dreistigkeit gern nachsehen. Für das komische Heldengedicht ist Koppel unläugbar nicht ohne Begabung, und es wäre gewiß ein Gewinn, wenn es ihm gelänge, dies Feld, welches von allen im Gebiete unsrer poetischen Literatur am meisten vernachlässigt glücklich zu bebauen. W.

Die äußerst werthvolle und interessante Ausstellung Hildebrandt'scher Aquarellbilder in der alten Börse wird am nächsten Montag geschlossen. Wir erwähnen dies, damit Alle, welche den Besuch bisher versäumt haben, sich den bevorstehenden Sonntag oder Montag noch zu Nutze machen können.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 20. Bremen, 14. Mai. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Parzival.

Von Max Heinze.

II.

Nicht weit von Artus Lager erfuhr Parzival jene wunderbare Verwirrung der Sinne durch die Erinnerung an seine Kondwiramur. Es fallen drei Blutstropfen von einem verwundeten Vogel vor ihm auf den Schnee und als er diese erblickt, schwebt ihm sein Weib vor Augen und vor dem Geiste, wie er sie verlassen hat, mit zwei Thränen auf den Wangen und einer auf dem Kinn; er glaubt die Geliebte zu sehn und die Macht der starken Minne zwingt ihn mit stierem Auge tagelang auf die Zähren des schneeigen Blutes zu blicken — ein Zustand zauberhafter Erstarrung, der kaum unterbrochen wird durch zwei Kämpfe mit Rittern der Tafelrunde, die im Wahne, die Genossenschaft sei entehrt durch dies Eindringen in ihre Nähe, den Parzival ohne ihn zu kennen angreifen und von ihm besiegt werden. Erst Gawan der preiswürdigste und erfahrenste Held der Tafelrunde, entdeckt den Minne-Zauber und seine Ursache, verbirgt die drei Blutstropfen durch ein Tuch, so daß sie Parzivals Blicken entschwinden, und nun kehrt die Besinnung zurück. Doch hat Parzival der Minne höchste Kraft dabei erfahren und steht fortan in ihrem Dienste, unwandelbar treu seiner Gemahlin Kondwiramur.

Freudig aufgenommen im Lager scheint er den Kummer um den Verlust des Grals vergessen zu haben und sich dem fröhlichen Leben der Ritterschaft im Verein mit den Frauen hinzugeben, da soll ihn auf einmal tiefe Verzweiflung erfassen. Während Alle an der Tafel sitzen, kommt ein grausiges Weib auf einem Maulthiere angeritten, bei deren Beschreibung sich Wolfram entschuldigt, daß er gezwungen sei überhaupt von Frauen dergleichen zu berichten. Von Farbe wie eines Affen Haut, mit langem schwarzen Haar so dick wie Schweinsborsten und bis auf das Maulthier herabhängend, die Augenbrauen in langen Zöpfen herabgewunden, mit einer Hundsnase und Eberzähnen, die aus dem Munde herausragen, mit Ohren wie ein Bär und rauhem Antlitze, mit Nägeln, die wie Löwenklauen aussehn, mit einer Geißel in der Hand, so kommt Kondrie la Sorziere angeritten, die ungeheure Botin des Grals, das Geschöpf des wunderreichen Morgenlandes, verkündet der Tafelrunde, sie sei entehrt durch die Aufnahme des Parzival und spricht über diesen einen entsetzlichen Fluch aus:

Verflucht sei euer lichter Schein
Und eures Wuchses Männlichkeit,
Hätt' ich Heil und Seligkeit,
So blieben sie euch theuer.
Der Hölle hat euch vorbestimmt
Der im Himmel giebt und nimmt:
So soll euch auch auf Erden
Der Guten Abscheu werden.
Ihr Glücksverwiesner, Heilverbannter,
Von Preis verlassner, ungekannter,
Ihr seid an Ehre lahm und schwank
Und an der Würdigkeit so krank,
Euch kann kein Arzt mehr Heil gewähren.
Ich will auf eurem Haupte schwören,
Nie sah man größern Trug bis heut
An einem also schönen Mann.
Ihr tück'sche Angel, Natterzahn!
Gab euch nicht der Wirth das Schwert,
Des ihr niemals wurdet werth?
Doch statt zu fragen schwiegt ihr still:
Ihr seid des Höllenhirten Spiel.
Ehrloser Mann Herr Parzival!

Mit den Jammerworten „Weh' Monsalwäsch, du Jammersziel, weh, daß dich Niemand trösten will!“ entfernt sich das entsetzliche Weib wieder und läßt den Verfluchten in tiefster Beschämung und Reue zurück. Die Templeisen und Kondrie konnten ihn mit Recht verwünschen; denn jetzt müssen sie an der Heilung ihres Königs verzweifeln. Sie konnten mit Recht denken, Parzival sei ein von Gott Verworfner und ein großer Sünder, da er dem höchsten Heil so nahe und scheinbar dazu bestimmt, es doch nicht erlangt hatte. Und er selbst, konnte er sich die Schuld geben? Sein Herz hatte anders gesprochen: der Gehorsam gegen die Mutter und den greisen Lehrer, Bescheidenheit und Zucht hatten ihn um das Höchste gebracht und zugleich ihm irdischen Preis genommen. Denn Mitglied der Tafelrunde kann er nun nicht länger sein.

So geht es dem, welcher an dem Buchstaben des Gesetzes hängt und in Werkheiligkeit aufgeht. Das Heilsbedürfniß kann sogar vorhanden sein, aber es wird erstickt durch das starre Gesetz. — Wer sollte in solchem scheinbar unverschuldeten Unglück mit Gott nicht hadern! Als Gawan Abschied von Parzival nimmt und ihm wünscht, Gott möge ihm Glück im Streite geben, da bricht der Jammer, und der Zweifel an Gottes Gerechtigkeit aus: „Weh' was ist Gott?“ ruft er:

Wär' der gewaltig, solchen Spott
Gäb er uns beiden nicht fürwahr!
Wär' er nicht aller Kräfte bar.
Ich war mit Dienst ihm unterthan,
So lang ich bin und denken kann!
Ich will ihm künftig Dienst versagen:
Hat er Haß, den will ich tragen.
Freund, kommt deine Kampfeszeit,
Ein Weib beschütze dich im Streit.

Die natürliche Kraft dringt bei ihm durch auch in der Lossagung von Gott, nichts Weichliches ist darin, und doch thut er in diesen grausen Worten schon den ersten Schritt zu seiner Rettung. Er wird wenigstens auf Gott hingewiesen, wird gezwungen über Gott nachzudenken, dem er in seinen Ritterkämpfen freilich schon bis jetzt gedient zu haben meint, an dem sein Herz aber noch keinen Theil gehabt hat. In äußeren groben Sünden hat Parzival nicht gelebt, darin überschätzt er sich nicht, ebenso wie Hiob diesen Vorwurf seiner überklugen Freunde mit Recht zurückweisen kann, sie halten sich aber beide für gerecht, und dieser ihr geistiger Hochmuth, der die Selbsterniedrigung nicht zuläßt, der muß erst genommen werden, ehe sie zum vollen Heile gelangen können.

Parzival weiß noch nicht, wie der Besitz des höchsten Gutes von Gott abhängt; denn er sagt sich von seinem Schöpfer los und doch sucht er nach dem Gral. Ihn reut sein Schweigen auf der Heilsburg und er findet deshalb keine Ruhe, wenn er das Begangene nicht wieder gut zu machen, das ihm Entschwundene nicht wieder zu gewinnen sucht. Ueber fünf Jahre reitet er so in düstrer Verzweiflung umher, getrieben von der Sehnsucht nach dem Gral und getragen von inniger Liebe zu Kondwiramur die er aber doch nicht aufsucht, um allein nach dem höheren Ziele zu streben. Von diesen seinen Fahrten zu Land und zur See durch aller Herren Länder erfahren wir nicht viel; Wolfram flicht hier die Thaten des Gawan ein, der mit Parzival zugleich die Tafelrunde verlassen hat, um einer Herausforderung Folge zu leisten, und wem nur Kampf und Ritterspiele lieb sind, der soll in dieser Zeit nicht an den Helden des Gedichts denken. Nur bisweilen erscheint er im Hintergrunde die im Streite Besiegten entweder nach dem Grale aussendend oder sie als Gefangene zu Kondwiramur schickend. Er glaubt noch durch Ritterthaten und Suchen das höchste Gut finden, durch äußeres Ringen und Laufen es erwerben zu können.

Zum dritten Male trifft er Sigunen und erlangt deren Verzeihung, in Anbetracht daß er hart genug gestraft sei; wird auch von ihr auf die Spur der Gralsbotin Kondrie gebracht, von der er jedoch bald wieder abkommt. Er irrt weiter und in reicher Rüstung, stolz zu Pferde begegnet er im Walde einem alten grauen Ritter in härenem Gewande mit seiner Frau, zwei schönen Töchtern und zahlreichem Gefolge, baarfuß im Schnee gehend, auf einer Buß- und Bittfahrt. Nach gegenseitigem Grüßen beklagt sich der Alte, daß der junge Ritter die heiligen Tage nicht so wie sie in Demuth und Buße beginge, und auf die Antwort Parzival's: Er kümmre sich nicht um Tage und Wochen, den Dienst Gottes habe er aufgegeben, seitdem ihm dieser seine Hülfe versagt, belehrt er ihn daß sie heut Charfreitag feiern, giebt ihm zugleich die Bedeutung dieses Tages an und fordert ihn zur Besserung auf.

Parzival fühlt die Kluft zwischen diesen Büßenden und sich, da sie im Herzen den minnen und Hülfe von dem erwarten, den er hassen muß, und trennt sich deshalb von ihnen. Aber ein Funke hat ihn doch erfaßt und zündet eine wenn auch kleine Flamme an: er denkt an die Allmacht Gottes und wenn heute seiner Hülfe Tag, wenn überhaupt Ritterpreis bei Gott noch etwas werth ist, so möge er helfen und ihnen beiden Mann und Roß den rechten Weg weisen, daß ihre Reise ein glückliches Ende habe. Er giebt sich Gottes Führung ganz anheim, legt Zaum und Zügel auf des Rosses Ohren und läßt ihm freien Lauf. Wiewohl er mit gewissem Troțe und Uebermuth Gott versucht, so führt ihn doch schon dieses halbe Vertrauen auf den Weg der Rettung. Er gelangt durch Gottes Leitung nach der „Heilsquelle“ wo sich der fromme Trevrezent, ein Bruder des Amfortas, eine Klause gebaut hat und als Eremit lebt, um durch seinen gottseligen Wandel vielleicht das Leiden des Gralskönigs zu wenden. An den Einsiedler hat ihn der graue Ritter schon gewiesen und ihm gegenüber bekennt Parzival sogleich, von ihm Rath verlangend, daß er Sünde trage. Sein Unrecht gegen Andre gesteht er ein, aber Schuld daran sei Gott, der allen Uebrigen helfe, nur ihm allein nicht, deshalb trage er auch Haß gegen ihn im Herzen und habe während der ganzen Zeit seiner Wanderungen niemals ein Gotteshaus betreten. Trevrezent sucht ihm den Zweifel an Gottes Gerechtigkeit zu nehmen, weist ihn auf die allgemeine Sündhaftigkeit hin, die von den ersten Menschen in das ganze Geschlecht übergegangen sei, und fordert ihn auf in der Verderbtheit des eignen Herzens und in dessen Vermessenheit den Quell der Schuld zu suchen und Buße für die Sünden zu thun, indem er zugleich an Christi Versöhnung erinnert. Als Parzival darauf ihm seine Sorgen mittheilt um den Gral und um sein eheliches Weib, lobt er ihn daß er letzteres im Herzen minne, das Trachten nach ersterem aber nennt er thöricht, da dies Kleinod Niemand erlange, als wer von Gott dazu ernannt sei und giebt ihm näheren Aufschluß über das Wesen des erhabnen Heiligthums und über seine Diener. Aber so leicht ist der hoffärthige Sinn des Helden nicht gebrochen, und indem er immer noch meint, wenn Gott irgend Kampf zu würdigen wisse, müsse er ihn zum Gral berufen, zeigt er, wieviel ihm noch fehlt zur Demüthigung seines Herzens. Um diese herbeizuführen muß Parzival durch das Beispiel von Amfortas, der durch seinen weltlichen Sinn in tiefen Jammer gefallen, gemahnt werden, muß er erst erfahren daß er in Ither seinen Vetter getödtet und sein Ausziehen auf Abenteuer Herzeleiden das Leben genommen. Es bedarf ferner der ganzen Beschreibung der Leiden des Amfortas, die ein Unseliger hätte wenden können, aber es nicht gethan hat, ehe es soweit kommt, daß ihn die Schuld der unterlassenen Frage drückt und aus ihm das Geständniß herausbringt, er selbst sei jener herzlose Thor gewesen, um bei Trevrezent Trost für seine Sünde und Zuflucht zu finden. Der Einsiedler, zwar ganz bestürzt über dies Bekenntniß, räth ihm, nicht zu tiefes Leid zu tragen und wünscht nur seinen Gast soweit bringen zu können, daß dieser an Gott nicht mehr verzage, sondern auf seines Schöpfers Hülfe fest vertraue, dann möchte ihm wohl noch Ersatz für das Verscherzte zu Theil werden. Indem Parzival 14 Tage in der Einsamkeit verweilt, die er in Beten und Fasten mit Beichte und Reue zubringt, wird er zur Demuth geführt, erhält Absolution durch Trevrezent und scheidet als neuer Mensch von dem frommen Klausner. Völlige Heilung hat er durch die Lehre aber doch nicht erlangt; zu dieser ist das Leben mit seinen bittern Erfahrungen noch weiter nöthig.

Auf seinen nächsten Fahrten begleitet ihn der Dichter nicht, sondern läßt ihn blos bisweilen aus der Ferne sehn. Auch jetzt sucht er noch nach dem Gral, glaubt aber nicht mehr, durch Kämpfe ihn verdienen zu können, wiewohl er solchen nicht ausweicht, sondern hofft auf Gott, daß dieser ihn zur Heilsburg gelangen und sein begangenes Unrecht wenigstens wieder gut machen lasse. Wahre Gottes- und Frauen-Minne beseelt ihn jetzt. So kommt er an Schastelmerveil vorbei, dessen Wunder ihn sonst gelockt haben würden: er fragt aber nicht einmal, was

es für Bewandniß mit dem Schlosse habe. So bietet ihm die schöne Orgeluse Hand und Land an, er antwortet ihr aber blos: Von Pelripâr die Königin —, das ist die Schöne meiner Wahl —; mich kümmert nicht, ob ihr mich liebt —, der Gral mir andern Kummer giebt.«

Endlich kommt er auf seinen Zügen wieder in die Nähe des Platzes, wo Artus und Gawan zu heiteren Festen und Turnieren ihre Zelte aufgeschlagen haben, und geräth der alten Gewohnheit nachgebend mit seinem Freunde und Vetter Gawan in Kampf, ohne daß sie gegenseitig sich erkennen. Doch unterliegt sein Gegner nicht völlig: ehe größeres Unglück geschehen kann, wird der Name Gawan's von herbeikommenden Knappen gerufen und Parzival bricht nun in lautes Wehe über seine heillose Rauflust aus:

Unselig bin ich und entehrt,
Allem Glücke ganz verhaßt,
Daß meine schuldige Hand
Jemals solchen Streit bestand.
Zu große Schmach muß ich erleben,
Ich will mich selber schuldig geben:
Mein Unheil riß mich wieder fort.
Mein altes Wappen ist dies Leid,
Das oft und aber sich erneut.
Mir waren Heil und Glück entronnen,
Da ich diesen Kampf begonnen.

Um dies Unrecht wieder zu sühnen, stellt er sich am folgenden Morgen ohne Wissen Gawan's an Statt desselben zu einem Zweikampf und besiegt den Gegner seines Freundes, wird dann als Mitglied der Tafelrunde mit Freuden wieder begrüßt, nimmt scheinbar an der vollen Lust des Lebens Theil, während sein Herz weit davon entfernt ist, da ihn die Sehnsucht nach seinem Weibe und dem Gral übermannt. Den irdischen Preis hat er wieder errungen, der himmlische aber ist ihm noch entrückt; deshalb ist er nicht im Stande mit den Augen Freude zu sehn, während Jammer sein Herz durchzieht; er sieht sich allein unglücklich und verlassen in Mitten des lauten Jubels und beginnt noch einmal an Gottes Güte Zweifel zu hegen: »Gott will nicht daß mir Freude werde«, seufzt der freudenflücht'ge Mann, greift nach seiner Rüstung und scheidet in der Nacht von dem Sitze der weltlichen Pracht und der irdischen Lust.

Kaum einer Gefahr entronnen stürzt ihn sein alter Hang in neue. Nicht weit von Artus Lager stößt er auf einen glänzenden heidnischen Ritter, der sogleich die Begierde zu fechten in ihm erregt: es beginnt ein heißer Streit, da der Heide im Dienste der Minne ficht, und Parzival ist nahe daran zu unterliegen. Es müssen auch dem Christen höhere Mächte zu Hülfe kommen:

Du hehrer Gral, das wende du!
Kondwiramur, das gieb nicht zu!
Hier seht ihr euren Dienstmann
In der größten Noth die er je gewann.

Die Minne verleiht ihm jetzt solche Kräfte, daß er die Oberhand gewinnt über seinen Gegner, aber vor weiterem Unheil — es ist sein Halbbruder Feireфiß, mit dem er kämpft — bewahrt ihn Gott. Gerade, als er den entscheidenden Schlag auf den Heiden führen will, zerbricht sein Schwert, wie es scheint ein Zeichen, daß nun auch die alte Schuld von Gott gelöscht ist.

Voller Freude, seinen noch nicht gekannten Bruder gefunden zu haben, kehrt er zu Artus zurück und während am nächsten Tage, wie damals vor der Verstoßung, die Helden an der Tafelrunde sitzen, naht zum zweiten Male die Gralsbotin, jetzt aber nicht mit Fluch, sondern mit heilverkündender Botschaft und begrüßt den Parzival:

Nun sei demüth'gen Sinnes froh
Des dir beschiednen Theiles,
Der Krone menschlichen Heiles!
Die Inschrift wurde gelesen:
Du bist zum Herrn des Grals erlesen!
Wer mag an Seligkeit dir gleichen!
Du hast der Seele Ruh' erworben,
Dir Freud' erharrt im Drang der Sorgen.

Demüthig nimmt Parzival die Kunde von seiner Erhöhung hin: er hatte sich selbst erniedrigt, sein Ich verloren im Kampfe der Verzweiflung und es jetzt mit dem herrlichsten Preise wiedergewonnen. Eilends folgt er mit seinem Bruder — denn nur einen Gefährten mit nach Monsalväsch zu nehmen war ihm gestattet — der Kondrie, wird als König von den Templeisen empfangen und von Amfortas aufgefordert, ihm den Anblick des Grals zu entziehn, damit er endlich sterben könne. Aber jetzt weiß Parzival besser, was Noth thut. Er wirft sich dreimal vor dem Steine betend zur Erde nieder, daß des traurigen Mannes Leid ein Ende haben möge und fragt ihn dann: »Oheim was fehlet dir?« Denn die unterlassene Frage mußte nachgeholt werden. — Da ward Amfortas auf einmal gesund. »Gott kann der Künste noch genug« bemerkt unser Dichter dazu.

Der kranke König hatte nicht gemurrt über seine schmerzlichen Leiden, hatte nicht auf Parzival gezürnt, daß dieser ihn nicht beim ersten Male errettet, darum war die Heilung verdient und seine frühere Hochfahrt durch langjährige Ergebung in Gottes Willen gesühnt. Des Staunenswerthen ist so viel, daß der fromme Klausner Trevrezent in die Worte ausbricht, ähnlich wie Jehovah selbst im Hiob:

Gottes Kraft ist unermessen:
Wer hat in seinem Rath gesessen?

und zu Parzival beginnt:

Ein Wunder ist's, wie nie geschah,
Da Gott erzürnt hat eure That,
Daß sein dreieinig ewger Rath
Euch Wunsch und Trachten ließ gelingen.
Euch kam von oben der Gewinn;
Zur Demuth wendet nun den Sinn.

Ohne Verdienst, nicht durch sein Ringen hatte er die Krone des Lebens erlangt, rein durch Gnade. Die Gottesminne hatte ihr Ziel gefunden; fünf Jahre lang war er aber auch von der Sehnsucht nach seinem Weibe verfolgt worden, jetzt sollte diese endlich ebenfalls gestillt werden, so daß sein Glück vollkommen ist. Auf demselben Platze, wo er durch die drei Blutstropfen im Schnee zuerst von wahrer Minne zu Kondwiramur ergriffen wird, findet er sie wieder, in einem Zelte schlafend und zwar nicht allein, sondern mit zwei lieblichen Zwillings-Knaben zur Seite, die sie ihm unterdeß geboren hat.

Der epische Gedanke ist hier zu Ende geführt, Parzival hat den Kampf mit sich selbst gekämpft und ist rühmlich daraus hervorgegangen, die Geschichte des innern Menschen ist vollendet. Es ist nicht nöthig weiter nachzuweisen wie die ganze Idee religiösen und zwar rein »evangelischen« Grund hat und der Mythus des Grals als eine Allegorie aufgefaßt werden kann. Zwar ist dieselbe nicht überall in Worten durch zu führen, aber doch durch zu fühlen. Wäre Ersteres der Fall, so würde die ganze Darstellung sicherlich an poetischem Werthe, an Frische und Lebendigkeit, an unmittelbarer Wirkung verlieren; deshalb hat der Dichter diese Klippe weislich vermieden. Was Wolfram am Schluß des Werkes noch über den Gral und seine Umgebungen gesagt, kann als Beiwerk gelten, da der Dichter seinen Sagenstoff möglichst vollständig geben mußte, wenn auch nur andeutend. So wird erzählt, wie Feireфiß in helles Feuer für die Repanse de Schoie bei ihrem ersten Anblicke aufflammt — der elsternfarbige Heide für die reinste Jungfrau der Christenheit —, in der Hoffnung sie zu gewinnen seine bisherige Herrin fahren läßt und ohne Bedenken sich der Taufe unterzieht, nachdem er seinen Gott Jupiter abgeschworen. Er empfängt die keusche Blume als

Pathengeschenk und als er in das Morgenland zurückgekehrt ist, gebiert sie ihm einen Sohn, den ersten der im Mittelalter so viel genannten und mit allen Wundern umgebenen Priesterkönige Johannes, zu denen in nachträglicher Ausbildung der Sage der Gral später aus dem sündigen Abendlande entrückt wird.

Unkünstlerisch ist von Wolfram die Geschichte des Loherangrin noch kurz angefügt. Weil die Templeisen in Folge einer unterlassenen Frage so lange Zeit bittere Schmerzen zu erdulden hatten, erscheint am Gral neue Schrift: Wer künftig aus der Genossenschaft zum Herrscher eines verwaisten Volkes erkoren werde, solle als dessen Fürst Fragen über seinen Namen und seine Herkunft verbieten; und hatte die aus Blödigkeit und Gesetzestreue unterlassene Frage einst den Besitz der höchsten Krone verzögert, so sollte später unzeitige Neugierde in Geheimnisse einzudringen die Verbindung mit den Seligsten der Erde aufheben. Parzivals einer Sohn Loherangrin wird später der Herzogin von Brabant zum Gemahl bestimmt, steigt von einem Schwan gezogen bei Antwerpen ans Land und untersagt jene Frage. Als diese dennoch gestellt wird, scheidet er, wiewohl ungern, läßt Schwert, Horn und Ring zurück und kehrt wieder heim um des Grals zu pflegen. — Wolfram weist in diesem Schluß auf die künftigen Schicksale der Königsfamilie hin, aber schwächt den Eindruck der Schlußkatastrophe seines Gedichts.

Den Hauptgedanken des Epos habe ich in kurzen Zügen darzulegen versucht; viel langwieriger würde es sein, dem Dichter in alle die Gegensätze zu folgen, welche er die Sagenstoffe frei benutzend zur bessern Hervorhebung der leitenden Idee angebracht hat. Einige Andeutungen hierüber mögen genügen! Zunächst tritt dem Reiche Gottes, wie es in dem Gral und seinen Dienern aufgestellt ist, die weltliche Herrlichkeit in König Artus und seiner Tafelrunde durchgreifend entgegen. Auf der Heilsburg finden wir ein Leben ausschließlich der Demuth und dem Dienste Gottes geweiht; blos zu des höchsten Ehre ist Kampf erlaubt, irdische Pracht ist zwar auch vertreten, aber Alles erhält Bedeutung und Glanz erst durch das hehre Heiligthum. Wie anders sieht es an dem Sitze der irdischen Lust aus, wo wir das Ideal ritterlichen Lebens verwirklicht finden! Kampf, höfische Feste und Frauenminne bilden den Inhalt des Daseins; weltliche Ehre und Liebe sind die Mittelpunkte, um die sich Alles dreht. Religion finden wir auch, aber blos in äußeren Formen und Gewohnheiten, nicht das Herz umgestaltend und erneuernd; der Zutritt zur Freude des Lebens ist nicht an Demuth und göttliche Gnade, sondern an ritterliche Auszeichnung geknüpft und selbst Heiden gestattet. Um Artus, „den weisen höf'schen Mann", den gereiften Helden, der sich die Ruhe verdient hat, sammeln sich die kühnsten Abenteurer und Hunderte von liebreizenden Frauen und Jungfrauen, deren jede ihren Anbeter haben muß, wenn sie nicht von der Königstafel ausgeschlossen sein will, und um volle Frühlingsluft einzuathmen, wird das Hoflager zur lieblichen Pfingstzeit sogar im Freien auf grünenden Wiesen und in der Nähe schattiger Haine aufgeschlagen.

Der Gegensatz zwischen der Tafelrunde und den Templeisen wird nicht nur von dem Dichter ausgeführt und von dem Leser nachempfunden, sondern der Zwiespalt ist den beiden Gemeinschaften selbst bewußt. Als Artus auf seiner Fahrt sich dem Gralsgebiet nähert, da läßt er sich von seinen Genossen geloben, daß keiner sich ohne seine Erlaubniß in Einzelkämpfe einlasse, damit sich sein Heer zusammenhalte, um einen möglichen Kampf mit den Templeisen zu bestehen. Das Gralsreich scheint jedoch von den weltlichen Rittern selbst weit über ihre Herrlichkeit gestellt zu werden, wenigstens lehnt sich Niemand gegen die Gralsbotin auf, als diese den der höchsten Ritterehre bei Artus theilhaftig gewordenen Parzival das eine Mal in den tiefsten Abgrund der Schande hinabstößt, das andere Mal zu höherer Herrlichkeit beruft.

Werden so die beiden Reiche einander gegenübergestellt, so wird derselbe Gegensatz in den Personen des Parzival und des Gawan durchgeführt: während wir in Ersterem einen Ritter sehen, der die Unzulänglichkeit des irdischen Strebens erkennend nach Höherem trachtet, tritt uns in Gawan echt weltlicher Sinn entgegen. Aeußere Ehre und Minne — nichts Anderes bildet sein Streben, und in ritterlicher Beziehung ist er sogar über Parzival zu stellen. Seine Kämpfe und Abenteuer füllen einen großen Theil unsers Gedichts aus, und sobald der Gottesstreiter in den Hintergrund tritt, ist Gawan Held der Aventüre. Parzival bewahrt seinem Weibe unverbrüchliche Treue, Gawan widersteht dem Sinnenreiz nicht, sobald sich Gelegenheit bietet, und kömmt einmal dadurch in bittere Noth, als er die edle Antikonie sogleich beim ersten Zusammentreffen erobern will; das andere Mal verfällt er in krankhaftes Minneweh nach der herzlosen und eigensinnigen Orgeluse, die seinen Dienst mit bitterm Spott und frevelhaftem Uebermuth lohnt; und als echt höfischer Mann kann er sogar der 9 — 10jährigen Obilot, die ihn bittet, in ihren Dienst zu treten, dies nicht versagen, hilft ihrem Vater aus Bedrängniß, trägt den Aermel der Kleinen an seinem Schilde als Wahrzeichen und schickt dem altklugen Kinde sogar einen gefangenen König. — Mehr von höfischem Dienst gegen die Damen kann doch unmöglich verlangt werden.

Wie Parzival auf ein Wunderschloß kommt, so wird der weltliche Ritter auch auf eine Burg voller Zauber geführt, die zu Monsalväsch nicht minder als zu König Artus Hofhaltung einen Gegensatz bildet. Hier zu Schastelmerveil herrscht nicht christliche Sitte, nicht christlicher Glaube: der böse Zauberer Klinschor zu Frauenminne untüchtig gemacht hat aus Haß gegen das ganze Menschengeschlecht mit Hülfe böser Geister sich dieses Schloß erbaut, wo er als grausamer Räuber Ritter und Frauen, unter letzteren sogar die Mutter und Schwester des Artus, gefangen hält. Die Burg und ihre Umgebung wird durch mächtige Zauber geschützt und an deren Ueberwindung ist die Erlösung der Eingekerkerten geknüpft. „Hier ist der Sitz des Verderbens und der Verdammniß, tückisch anlockend, den Angelockten tückisch vernichtend". Nur durch die Kraft des Gebetes wird es Gawan möglich, die höllischen Mächte zu besiegen. Den dämonischen Kräften zu widerstehen dazu genügte neben mannlichem Muthe „religiöse Werkheiligkeit" die wir bei Gawan finden, aber nichts Anderes als weltlichen Preis erlangt er durch seine weltliche Tugend.

Dies sind die Gegensätze im Parzival, wie sie auch in der damaligen Zeit für ein christliches Bewußtsein offen zu Tage liegen: das Heidenthum des Orients mit teuflischen Zaubern, fern von allem Heile; das weltliche Ritterthum der Christenheit aufgehend in Kämpfen und Frauenminne und sich in diesen Beziehungen bisweilen mit dem Heidenthum berührend; endlich das Reich Gottes mit seinen Wundern des Glaubens und der Gnade, das vielleicht wenn auch schwach in den geistlichen Ritterorden auf Erden vertreten war. — Die großen damals weltbewegenden Gedanken führt uns Wolfram vor mit ihren Wirkungen auf Genossenschaften und einzelne Menschen, er läßt uns jedoch nicht minder Blicke thun in die Tiefen der Seele mit ihren geheimsten Gedanken und unaussprechlichen Seufzen, in die allgemein menschliche Natur mit ihrer Sehnsucht nach dem Ueberirdischen und die schweren Räthsel unsers Daseins, so daß wir zugleich erschüttert und erhoben von ihm scheiden.

* Fragment aus: „Das Runenschwert."

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von K. A. Nicander.

Aus dem Schwedischen übertragen

von Eduard Ziehen.

Prolog.

„Das Wort war da lang vor der Welten Morgen,
Es war bei Gott, und Gott der war das Wort,"
Steht heut' bei Sanct Johannes noch geschrieben.
Der Anfangsbuchstab' in dem Wort des Lebens,
Das schöne, goldne Wort, der Schlüssel zu
Der Gnade Himmelsthoren, aber ward
Vom Herrn herabgesandt. Im Orient,
Der alles Lichtes Quell am nächsten liegt
Und alles Heil'gen Wiege ist gewesen,
Da glänzt es wie ein Stern bei seinem Aufgang,
Hob sonnengleich sich über Palmenwälder
Und fachte Glauben an in manchen Herzen.
Doch auf des Kreuzes Cedertafel schrieb es
Mit blut'ger Schrift der Gnade reine Zeichen
Und kehrte heim zum hohen Sternensitze,
Zur Rechten des Allvaters, um zu sein
Wie einst ein Schlüssel zu dem großen Buche.
Das heil'ge Kreuz strahlt' aus gar mächt'gen Glanz
Und zog mit Götterschritt rings um die Erde.
Spät kam es auch zum kalten Land des Nordens,
Verweht die Runen und zerbrach die Panzer
Und schmolz mit Himmelsglut so Schwerz als Helm.
Schwer ward der Kampf, doch still und in der Tiefe
Erbrauste er; das Wort des Herrn blieb Sieger. —
Ein Wort hab' ich geweihet diesem Kampfe,
Ein Buch gedichtet von dem Wundermorgen
Des Christenthums in meinem Heimatland,
Und leg' es nieder nun zu deinen Füßen,
Wort über alle Worte! Wohl erkenn' ich,
Daß meine Worte Schatten nur vor dir —
Jedwedes Licht ist Nacht vor deiner Klarheit. —
Aus keinem Buch hab' ich den Stoff gegraben,
Entsagt hab' ich der Wahrheit dieser Welt
Und einzig nur gesucht das himmlisch Wahre.
Ein Blick auf dich gab mir die Worte ein
Und diese Bilder, die in meinem Herzen
Gestaltet, lang' gehabt dort ihren Tempel.
Wenn sie mit scheuem Beben nun eintreten
In deinen Tempel, in die weite Welt,
So stärke sie, Herr, und laß ein'ge Strahlen
Von deiner Sonne sie bescheinen, daß sich
Das Volk bei ihrem Anschaun selig freue,
Vor dir die Kniee beug' und spreche: Amen!

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Björkö.

Eine baumbewachsene Ebene in der Stadt. Zur Rechten ein von Tannen umgebener Grabhügel; zur Linken auf einer Anhöhe eine Kapelle mit einer Kreuzspitze auf der Thurmkuppel. Ein Pfad führt dorthin. Oldur's Haus nicht weit vom Strande des Mälarsee's Im Hintergrunde die Brücke zwischen Adelsö und Björkö, wo auch die verspringende grüne Küste von Adelsö zu sehen ist. In der Ferne die Zinnen der Königsburg, vom Abendschein beglänzt.

Die Sonne geht unter. Ein Drachenschiff segelt langsam vorüber. Auf dem Verdeck singt ein Wikinger mit klarer Stimme:

Fahr' wohl! Fahr' wohl!
Du Königin hold und traut!
Du strahlende Wikingerbraut!
O laß dein Trauern und Weinen,
Der Tag wird uns wieder vereinen.
Ist lang auch im Norden die Nacht,
Einst dennoch der Morgen erwacht.

O wär' ich wie du
So nah' dem ersehnten Strand,
Dem neuen glückseligen Land!
Flieg', Schifflein, rasch in's Weite,
Bald sterb' ich, dann ruhst du vom Streite.
Kampf tobt auf der Erd', auf der Flut,
In der Erde da ruht sich's gut.

Ich rufe dem Sturm:
Treib' rasch mich auf's Meer hinaus!
Doch nimmer verläßt er sein Haus.
Einst lieh meinen Segeln er Flügel,
Nun schaut er sich lieber im Spiegel
Und schmeichelt kosend und leis
Der Meermaid Wange so weiß.

Sonn'! einsam wie du
Fahr' ich auf dem blauen Meer
So feierlich still einher.
Du ruhst bei deinen Lieben,
Mir ist kein Freund geblieben:
Kein Bruder, kein Vater ist mein —
Dies Schwert besitz' ich allein.

Eines Abends wie du
Im Goldgewande klar
Schlaf' ich auf blutrother Bahr'.
Schon birgst du dein Antlitz, das milde,
Leis folg' ich deinem Bilde.
Du glänzende Kön'gin, fahr' wohl!
Fahr' ruhig, fahr' stille, fahr' wohl!

(Das Schiff verschwindet allgemach mit der Sonne. Die Stimme klingt fort. Die Glocke läutet in der Kapelle.)

Oldur.

(sitzt vor seinem Hause auf einer Grasbank und schleift sein Schwert).

Wohl kenne ich das schöne Wikingsleben,
Und Sang auf blauem Meer war meine Freude,
Als frische Manneskraft mich noch durchglühte,
Da schallte er viel heller und viel klarer,
Da machte nicht die Klag' den Klang so düster.
Jetzt schau' ich selten nur ein Wikingsschiff,
Jetzt hör' ich selten nur ein Meerlied singen,
Denn meine Waffenbrüder sind gefallen —
Die jungen kennen nicht den alten Oldur —
Und kein Seekönig kommt mehr angefahren
Und landet an der schönen Küste Björkö's;
Im Wege liegen ihnen andre Schiffe.

(Er horcht nach dem Geläute der Glocke).

So — nahet die Gespensterstunde wieder?
Du treues Schwert! ich brauche dein nicht mehr —
Dein Dienst ist aus. So lang' ich aber lebe,
Sollst nimmer du dem Rost zum Raube werden.
Das alte trockne Blut will ich wegschleifen —
Wer weiß, ob frisches je die Klinge röthet!
So geht es alle Zeit: das Alte, Dürre
Muß weichen vor dem Jungen, vor dem Frischen.
Erwünschter als der Tod ist mir ein Leben,
Das reich an Thaten; kommt jedoch das Alter,
Erlahmt der Arm, verglüht das Herz, und bleicht
Das Haar, wie reife Saat auf dem Gefilde,
Da däucht der Tod mir freud'ger als das Leben.

Zweiter Auftritt.

Ein Zug christlicher Beter. Neugetaufte in weißen Kleidern schreiten voran. Hinter ihnen geht der Bischof im Ornat, den Stab und ein Crucifix in der Hand. Ihm folgen Priester und andere Christen. Das Volk, welches dem Zuge begegnet, beugt die Knie vor dem Kreuze.

Oldur Silfverskägg, Peregrinus (in einem Mönchsgewande) mit zwei Bewaffneten.

Peregrinus.

Unseliger, Verstockter! sprich, wer bist du?

Oldur.

Was schiltst du mich? Ich sitze nicht im Wege.

Peregrinus.

Sahst du denn eben nicht das heil'ge Kreuz,
Das hoch in seinen Händen trug der Bischof?
Du beugtest deine Kniee nicht zur Erde
Und huldigtest ihm nicht?

Oldur.

Ich bin zu alt,
Und starr wie meine Kniee ist mein Sinn.
Laß beugen sich, die schmeid'ge Rücken haben
Und glauben an den Christ: ich thu' es nicht.

Peregrinus.

Gott öffne deine Augen! Doch bis dahin
Mußt du dich beugen, wie's die Andern thun,
Und dich in Demuth fügen, guter Alter!
Viel leichter geht es, bist Du's erst gewohnt.
Du mußt dich neigen und du mußt dich beugen
Vor'm Kreuze, wo das Blut des Herrn geflossen.

Oldur.

Mehr Blut ist hier vom Kreuz des Schwertes geflossen
Fall' nieder, beuge dich, du schwarzer Mann!

Peregrinus.

Unsel'ge Blindheit! Knechte, greifet ihn
Und zähmt den Frechen in der Fesseln Bann.
Gerichtet soll er werden vor dem König
Und büßen schwer, daß er das Kreuz gehöhnt,
Das Schwert gezückt auf einen Waffenlosen,
Den Diener Christi. Schnell! schlagt ihn in Fesseln!

Oldur (haut mit dem Schwert um sich, wird aber übermannt und gebunden und wirft das Schwert zur Seite).

Ihr schnöden Blutanbeter! 's ist vergebens —
Mein Blut ist lang erkaltet und vertrocknet:
An mir könnt euren Durst ihr nimmer stillen.
Einst sanken Zehn vor mir — nun binden Zwei mich,
Und in der Brust erlahmt der Stärke Rache.
Weh' dem, der so sich selbst muß überleben!

Peregrinus.

Hör, Alter! unermeßlich wie das Meer
Ist gegen Christi Kirche dein Verbrechen,
Und selbst dein Leben würde schwach nur sühnen
Das Böse all' was du gedacht, gethan.
Dennoch will ich dich nicht berauben eines
Hinfäll'gen Lebens, das mir nichts kann nützen,
Wenn du mir bietest eine prächt'ge Gabe
Für Kirche oder Kloster. Du bist reich,
Hast Schätze aufgerafft an mancher Küste,
Die du besucht auf deinen Räuberzügen.
Gieb einen goldnen Armring oder Becher,
Gieb einen Helm mir, eine Silberschale,
So will ich deine Fesseln wieder lösen.
Doch thu' es rasch, denn wenn der Bischof kommt,
Und uns gewahrt — da kann ich dich nicht retten.

Oldur.

Ermorde mich!

Peregrinus.

Gieb mir das Silberkästchen,
Geziert mit Bildern und mit edlen Steinen —
Für Heiligengebeine paßt es herrlich —
So will ich Messen lesen für die Gabe
Und Freud' und Segen dir erflehn von oben.
Sei klug' und wähl' das Beste!

Oldur.

Morde mich!
Denn eher wird dir's mit dem Raub nicht glücken.
Ermorde mich! Dann setz' dich auf die Leiche
Und sing' dein Rabenlied und plündre frei.

Peregrinus.

Was du verlangt, sei dir sogleich gewährt.
Auf! schleppt ihn hin zum allertiefsten Kerker,
Wo Sonn' und Mond ihn nimmermehr beläst'gen.
Was zaudert ihr und werdet bleich? Unschädlich
Ist alter Greise Grimm. Auf! führt ihn fort!

(Die Soldaten ergreifen Oldur. Er strauchelt und fällt. Sie erheben ihre Waffen, um ihn zu schlagen).

Oldur.

Der junge Aar in's Weite
Von dem alten sich schwang.
Nun wird einem Raben zur Beute,
Der einst Bären bezwang.
Es will mit seiner Habe
Ihn tragen zu Neste der Rabe:
Wo weilt der junge Aar, da der alte wird bedrängt!

Nun rauschet Adlergefieder
Ueber Berg und Thal,
Der junge Aar kehrt wieder,
Bringt dem Raben viel Qual,
Den alten er befreiet,
Den Räuber dem Tod er weihet:
Nicht weilt der junge Aar, da der Alte wird bedrängt

(Fortsetzung folgt.)

* Böhmische Christussagen.

Gesammelt von Alfred Waldau.

Des Teufels Stellvertreter.

Da unser Herr und Meister Jesus Christus durch die Welt zog, kam er auch in das uralte Königreich Böhmen. Als er nun daselbst sein heiliges Evangelium lehrte und große Wunder verrichtete, bekehrte er alsbald die heidnischen Einwohner zu dem wahren Glauben. Und die früher so rohen und wilden Menschen waren nun sanft und gut, priesen die Allmacht und Güte des Herrn und beteten ihn an. In Folge dieser Bekehrung geschah es aber, daß der Teufel, der früher vollauf zu thun hatte, nun beständig Feierabend halten konnte. Es dauerte nicht lange und der Teufel kam ganz mißvergnügt zu dem Herrn Christus und sagte: „Lieber Herr, seitdem du auch hier zu Lande predigst, habe ich fast nichts zu thun und das Geschäft ist auch gar nicht mehr lohnend und angenehm. Erlaube daher, daß ich mich zur Ruhe setze!“ Der Herr Jesus antwortete: „Bei Gott, du hast Recht! Aber ganz entbehren kann ich dich doch nicht, du mußt mir einen Stellvertreter schaffen!“ — „Das will ich recht gern thun,“ sagte der Teufel, ging hin und schaffte alsbald — den ersten Pfaffen zur Stelle. Der soll noch ärger gewesen sein, als der Teufel selbst.

Das Mutterkorn.

Einst wanderten Jesus und Petrus durch ein Thal. Sie hatten im Dorfe nirgends zu essen bekommen und waren daher sehr hungrig. Als sie nun an einem Kornfelde vorübergingen, brachen sie eine Handvoll der reifen Aehren ab und aßen die Körner, um ihren Hunger zu stillen. Da lief aber der Bauer, dem das Feld gehörte, herbei, schalt sie zornig Diebe und Herumstreicher und entriß ihnen die Kornähren, die er dann in den Staub warf. Die Bitten der heiligen Wanderer rührten ihn nicht. Zur Strafe für diese Hartherzigkeit ließ nun Christus auf dem Felde des Bauers aus den Spelzen der Kornähren das schwarzbraune Mutterkorn hervorwachsen, das schädlich und giftig ist.

Des Heilands Himmelfahrt.

Als der liebe Herr Jesus zum Himmel emporsteigen wollte, ließ er seine Mutter auf Erden zurück. „Mein lieber Sohn“, sagte Maria, „ich bitte dich, nimm mich mit dir in den ewigen Himmel.“ — „O meine Mutter“, antwortete Jesus, „das kann nicht geschehen, du mußt, o Mutter, auf Erden sterben. — „Wenn ich nun schon, mein Sohn, auf Erden sterben soll, so laß' den Teufel mir nicht nahen.“ — „Fürchte nicht, o Mütterlein, den

häßlichen Teufel, ich werde einen schönen Engel um dich senden. Ja, einen schönen Engel und die zwölf Apostel und ich selber werde als der Dreizehnte dich holen. Du wirst dann unter uns einhergehen, wie der lichte Mond unter den Sternen. Und wenn ich auf dem Richterstuhle sitzen werde, sollst du, o Mutter, zu meiner Rechten sitzen. Und für wen du, o Mutter, Deine Fürsprache einlegst, den will ich nicht verdammen!“ Hierauf stieg der Heiland aus eigener Machtvollkommenheit zum Himmel empor. Maria aber ist die Fürbitterin der armen Seelen geworden, die nun aus dem ewigen Feuer erlöst sind.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Pflug. Der deutsch-dänische Krieg. — Giseke. Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte. — Polack. Persien. — Herbert. Victor Emanuel. — Hölty. Das Gelübde. — Hertz. Renaissance und Rococco in der römischen Literatur. — Lauer. Gesundheit, Krankheit, Tod.

* Von Hermann Lingg's Trauerspiel: „Catilina“ enthält die A. A. Ztg. folgende Analyse: Das Stück beginnt mit dem Bericht über eine wüste Zeckerscene. Catilina stürmt mit seinen Genossen auf die Straße, rühmt sich sie alle hinzutrinken, und beim Mahl einen Genossen Milo erschlagen zu haben, der ihn beleidigt hatte. Dann im Zwiegespräch mit Cethegus verräth Catilina die Absicht das Gerücht das ihn und die Seinigen schon oft als Verschworene bezeichnete wahr zu machen, und geht alsdann ans Werk, indem er den Prätor Lentulus zu gewinnen räth. Wir fragen natürlich warum Catilina zum Verschwörer und Hochverräther wird, und erhalten von ihm selbst die Antwort:

Gält's auch nichts
Als einem Leben ohne Werth und Würde,
Wie unsres war bisher, ein Ziel zu setzen,
Das ist genug und jeder Mühe werth.
Denn sonst wird jeder Flecken der uns schändet,
Und jedes Mal auf unsrem edlen Stamm,
Anstatt getilgt, vergrößert und verewigt.
Ein einz'ger Sieg löscht tausend von Verbrechen
Aus eines Mannes Leben; den der nichts
Vollbringt, umstrickt die Schuld vertausendfacht,
Und klagt ihn ewig an. Vergessenheit
All dessen was mit Fluch die Brust belastet,
Such ich nicht in der stillen Lethe, nein,
Im Sturm und Aufruhr aller Lebenskräfte.

Noch einmal scheint Catilina's besserer Genius zu erwachen, er verlangt von Cicero, dem er auf der Straße begegnet, ein Kriegsheer, um durch Thaten alles auszulöschen was ihn verklagt; doch als Cicero sich weigert, geht Catilina mit der etwas unvorsichtigen Drohung ab: wie ein Numidier Löwe aufzustehn und ihre Heerde zu überfallen. Der erste Act weiht uns nun ferner in eine Liebesintrigue ein, die zu theatralisch nicht unwirksamen, aber in ihrem Zusammenhang ganz unverständlichen Scenen führt. Orestilla, eine verlassene Geliebte des Wüstlings Catilina, welche von diesem im Haus eingesperrt ward, soll ihm einen gallischen Jüngling, Arduar, den sie liebt, einfangen helfen. Sie benutzt dazu die Gladiatoren, welche mit demselben Streit suchen sollen, so daß ihm keine Zuflucht bleibt als in den Gärten Catilina's. Die Gladiatoren führen diese Aufgabe mit der erforderlichen Geschicklichkeit aus. Arduar erscheint als Flüchtling bei dem Festmahl der Verschwornen, schmäht Catilina, während Orestilla ihn als Geliebten begrüßt. Der grausame Wüstling befiehlt Orestilla in die Tiber zu werfen, will dagegen den Gallier erretten; doch Cethegus durchbohrt den Fliehenden mit dem Wurfspieß. Die folgenden Acte können nach der Anlage des Drama's keine bedeutsame Wendung im Charakter des Helden mehr vorführen; wir sind darauf gefaßt den einfachen historischen Verlauf der Catilinarischen Verschwörung nach Sallust in Scene gesetzt zu sehen; die Verrätherei des Curius, die Ueberraschung der Allobrogen am Pons Milvius, die Senatssitzung mit den Catilinarischen Reden, der Verzweiflungsschlacht und Catilina's Fall. Nur zwei Episoden gehören der dichterischen Erfindung an. Die erste läßt den Charakter des Helden in einem eigenthümlich sentimentalen Licht erscheinen, erhebt sich aber zu einer gewissen dramatischen Kraft. Catilina hat ein Mädchen geliebt deren Hand ihm versagt wurde. Er findet die Geliebte als Vestalin wieder; er bittet sie die auf seinem Herd erloschene Flamme wieder zu entzünden. Die Vestalin weigert sich, und flieht zum Altar; Catilina eilt ihr nach. Indem er sie umfängt, erlischt die Flamme der Vesta, ihre Priesterin sinkt ohnmächtig nieder. Da treten die Parzen hinzu in leibhaftiger dramatischer Erscheinung, und prophezeihen Catilina ein baldiges Ende. Dieser verspottet ihre Prophezeihung, und enteilt aus dem Tempel. Die Priesterin wird zum Tode verurtheilt. Da befreit sie Catilina aus der Gruft, in welcher sie lebendig eingemauert ist; sie soll seine Waffen, seine Feldadler segnen; doch sie verkündet in visionärer Verzückung den Untergang Roms durch die Völker des Nordens, und sinkt sterbend zusammen. In diesen Scenen ist Leben, Feuer und Schwung; sie sprechen für das Talent Lingg's Höhepunkte des Drama's energisch herauszugestalten, während er sich die Wege welche zu denselben führen nicht durch einleuchtende Motivirung zu bahnen versteht. Die Heldin der zweiten Episode ist eine schöngeistig angeflogene Römerin, Sempronia, die für Sappho schwärmt, den Prätor Lentulus liebt, seinen Ehrgeiz dadurch anzuspornen sucht daß sie eine brennende Bewunderung für Catilina heuchelt, Himmel und Erde in Bewegung setzt den Geliebten zu retten, und, als es zu spät ist, sich an seiner Leiche im Gefängniß den Tod giebt. Diese Episode hat in Bezug auf die dramatische Oekonomie den Nachtheil daß sie den Helden im vierten Aufzug ganz in den Hintergrund drängt. Im letzten freilich erhebt sich seine blasirte Stimmung zur Energie der Verzweiflung; der Dichter legt ihm düstere Reflexionen über Welt und Menschenleben in den Mund; doch der Verlauf der Katastrophe selbst ist wieder so spannungslos, so ganz ohne dramatischen Schlag und Gegenschlag, daß die Theilnahme des Publikums, trotz der dichterischen Schönheiten, gegen den Schluß hin nicht gefesselt werden kann.

— Die neue Oper Verdi's: „**La forza del destino**“ hatte in Wien, einzelne Nummern abgerechnet, verdienter Maßen nur einen schwachen Erfolg. Die Musik ist zwar sorgfältig gemacht, die Trivialitäten der italienischen Schule, die Walzer und Polkas an tragischen Stellen sind selten, dem Recitativ ist eine besondere, für einen Italiener ungewöhnliche Aufmerksamkeit gewidmet, und die Oper übertrifft jedenfalls den „**Ballo in Maschera,**“ höchst wahrscheinlich auch „**Simone Boccanegra,**“ den wir in Deutschland gar nicht kennen. Aber der Quell der Melodien, der im „Trovatore“ so frisch sprudelte, scheint versiegt, die Erfindung Verdi's ist klein und arm geworden. Eine Ausnahme machen ein Duett und das Finale des zweiten Acts, sowie die Couplets mit Chor im dritten. Eine Tenor-Arie im dritten Act, die sehr schwer zu singen ist, fand den größten Beifall. Das Libretto Piave's gehört zu den allerschauerlichsten die Italien hervorgebracht. Im ersten Act schleicht Don Alvaro in das Zimmer seiner geliebten Leonora, Tochter des Marquis v. Calatrava, um sie zu entführen. Die Zofe hat bereits den Mantelsack gepackt, da erscheint der Vater mit bloßem Degen und dringt auf Alvaro ein. Dieser wirft die Pistole weg die er in der Hand hält, allein sie geht von selbst los und tödtet den alten Marquis. Im zweiten Act geht Leonora, um Buße zu thun, in ein Kloster — daß sie dazu ein Mönchskloster wählt, fällt wohl dem Zuschauer, nicht aber Hrn. Piave auf — und wird Klausner. Ihr Bruder Carlos sucht racheschnaubend den vermeintlichen Mörder seines Vaters in aller Welt. Im dritten Act finden wir beide als Officiere eines spanischen Grenadierregiments im Lager vor Velletri. Beide führen falsche Namen, kennen sich nicht, und schließen, nachdem Carlos durch Alvaro vom Tode gerettet werden, einen ewigen Freundschaftsbund. Gleich darauf wird Alvaro schwer verwundet, und Carlos erfährt wer sein Freund ist. Don Alvaro wird im Zwischenact geheilt, und als der Vorhang wieder aufgeht erscheint er gesund und frisch, aber er ist Mönch geworden, Mönch desselben Klosters in dessen Nähe Leonora in der Höhle lebt. Carlos dringt mit zwei Mensurdegen in die stillen Mauern und will Alvaro um jeden Preis zum Zweikampf zwingen. Er beschimpft ihn, schlägt ihn, und endlich willigt Alvaro trotz seiner Kutte ein. Beide stürmen in das wilde Felsenthal wo Leonora haust. Nach kurzem Kampf fällt Carlos tödtlich getroffen und verlangt nach einem Beichtiger. Alvaro pocht an die Zelle des Eremiten, und Leonora erscheint. Allgemeines Erkennen und Umarmen, allein indem die Schwester den sterbenden Bruder umschlingt, ersticht sie dieser und stirbt als echter Spanier, indem er schreit: **Son vendicato!** Gleich darauf stirbt Leonora, und Alvaro, dem es allein auf der Bühne zu langweilig wird, stürzt sich vom Felsen hinunter. Man kann nicht umhin, bei der ganzen blutigen Entwicklung des Drama's an Platens „Verhängnißvolle Gabel“ zu denken.

— Die neueste (April-) Nummer von Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften enthält ohne Ausnahme nur Beiträge ersten Ranges. Eröffnet wird das Heft durch eine Novelle „Heimweh“ von Edmund Höfer, in welcher sich ganz jener elegisch gemüthvolle Ton wiederfindet, welcher Hoefer's Erzählungen eigen ist. Eine wirklich classische Characteristik Herder's aus der Feder des berühmten Literarhistorikers Hermann Hettner schließt sich daran. Die darauf folgenden Schilderungen aus Tanger, welche Paul Stein aus eigner Anschauung giebt, sind nicht nur an sich höchst anziehend, sondern auch durch sehr characteristische Illustrationen nach Originalskizzen geschmückt. Weiter folgt eine Abhandlung über das Meer von Karl Vogt, die voll Geist und Klar-

heit das organische Leben des Oceans in der bei Vogt bekannten liebenswürdigen Manier schildert. Ein astronomischer Artikel von Richard Schurig ist besonders bemerkenswerth durch eine neue Eintheilung der Kometen, eine in ähnlicher Weise noch nicht vorhandene correcte Zeichnung ihrer Bahnen und durch die hier zum ersten Male veröffentlichten richtigen Zahlenwerthe unseres Sonnensystems. Eine Biographie M. v. Schwind's und kleinere Artikel von August Vogel, A. Czerwinski u. A. schließen sich diesen größeren Arbeiten an. Auch die Nachrichten aus der Ferne, Literarisches und Kunstnotizen fehlen nicht. — Von den Illustrationen sind besonders die Portraits von Herder und Schwind Meisterstücke des Holzschnittdrucks.

— Das soeben erschienene vierte Heft der im Verlage von F. A. Brockhaus von Rudolf Gottschall herausgegebenen Monatsschrift „Unsere Zeit" steht an Gehalt und Gediegenheit hinter den früheren nicht zurück. Der Herausgeber selbst eröffnet das Heft mit einer Biographie und Charakteristik von Charles Sealsfield, worin zum ersten mal die erst neuerdings bekannt gewordenen Daten über diesen bedeutenden Schriftsteller zusammengestellt und zu einem umfassenden literarischen Porträt, anknüpfend an die eingehende Beurtheilung seiner einzelnen Werke, verarbeitet sind. Dieses Charakterbild ist das Erschöpfendste, was bisher über den großen Unbekannten geschrieben wurde. Hierauf folgt die Fortsetzung der Artikel über den schleswig-holsteinischen Feldzug: eine sehr scharfe militärische Kritik der strategischen Operationen, welche die Räumung des Dannevirke veranlaßten und diesem Ereigniß unmittelbar folgten, mit Benutzung der besten und neuesten Quellen, namentlich auch der dänischen. Ein dritter Artikel: „Die Aufgabe der Regierungen in Bezug auf das Rettungswesen zur See", bildet eine willkommene Ergänzung zu dem im ersten Heft enthaltenen Aufsatz über denselben Gegenstand und erörtert namentlich auch die Bauer'sche Erfindung und die Bedeutung der unterseeischen Taucherschiffe nach den verschiedenen Seiten hin. Sehr reichhaltig ist diesmal das Feuilleton, welches, mit einem ausführlichen Nekrolog des Herzogs von Morny beginnend, die Nekrologe von Ridolfi, Cobden, Erzbischof Przyluski, Stüler, Kiß und andern bringt. Die Feuilletons über Theater, Literatur, Erd- und Völkerkunde berichten kurz über das Neueste auf diesen Gebieten; das letzte bringt interessante Mittheilungen über die Rivalität Englands und Frankreichs an den abyssinischen Küsten.

— Franz Liszt ist von der Künstlerlaufbahn abgetreten. Am 20. April war er in einer vornehmen Gesellschaft noch einmal der Hochgefeierte. Er trug Webers Aufforderung zum Tanz und Schuberts Erlkönig nach eigenem Arrangement vor, sein Spiel bezauberte alles. Wenige Tage darauf begehrte er die Tonsur und die vier niedern Weihen, und empfing sie. Seitdem hat er den Talar unter dem Dreispitz angelegt; seine Visitenkarte lautet: l'Abbé Liszt.

— Die „Palingenesie der Hölle. In vier Gesängen. Episches Intermezzo zwischen den Acten der Zeit. Altona, Mentzel" hat uns gar nicht zusagen wollen. Poetischer Werth ist durchaus nicht vorhanden, wo der Witz zum Vorschein kommt, ist er zu grobkörnig, wo die Satyre durchblickt, diese zu unklar; das Opus will geistreich sein und ist statt dessen langweiliges Geschwätz. Fast scheint es, als ob der Verfasser selbst nicht wisse, was er bezweckt.

— Charlotte Birch-Pfeiffer hat von der Bühne Abschied genommen. Am 20. April fand ihr Abschiedsbenefiz statt. In der Rolle der „Madame Brunn" in ihrem Schauspiel „Eine Familie" zog sich die Künstlerin unter lautem Beifall und Blumenspenden von der Bühne zurück, der sie seit einundzwanzig Jahren angehört. Der Minuten lang währende Beifall, der sie empfangen, begleitete ihre Darstellung; am Schlusse dankte sie in einfachen und bewegten Worten dem Publicum für die Güte, Aufmunterung und Huld, die es ihr stets bewiesen, und bat daß man fortan Gunst und Neigung wenigstens der Schriftstellerin ungeschwächt bewahren möchte. In Frau Birch-Pfeiffer, schreiben Berliner Blätter, scheidet eine verständige, vielfach verwendbare, nach gewissen Seiten hin durchaus characteristische Schauspielerin von der Hofbühne. Ihr Ruf als Schriftstellerin wird bei alledem den der Künstlerin überleben und überstrahlen. Der König hat die scheidende Künstlerin rufen lassen, um persönlich huldreiche Worte der Anerkennung an sie zu richten. Schon vorher war ihr als Ehrengeschenk zu ihrem Benefiz von Seiten des Königs und der Königin ein goldenes reich mit Edelsteinen geschmücktes Armband überreicht worden.

— Ueber das Ballet „Sardanapal" im berliner Opernhause, dessen Inscenirungskosten beiläufig auf 12,000 Thlr. veranschlagt werden, schreibt man der N. Fr. P.: „Den Haupteffect bildet der letzte Auftritt, in dem sich der schwelgerische Fürst mit seinen Weibern und Schätzen in seinem Prachtsaal verbrennt. Dies sollte recht natürlich gemacht werden, und unter dem Anbau, auf dem sich die Weiber in verschiedenen Gruppen zu lagern haben, wurden heiße Steine angebracht, die mit Wasser begossen werden sollten, um den nöthigen Dampf für die Flammen des Holzstoßes zu liefern. Als dies in der Generalprobe versucht wurde, hörte man plötzlich einen furchtbaren Schrei. Sämmtliche Weiber Sardanapal's die sich in ihrem Tricotcostume befanden, waren halb verbrüht. Man hatte nicht bedacht, daß die Wirkung so stark sein könnte. Glücklicher Weise war die Verletzung nicht so stark, daß sie nicht bald zu heilen gewesen wäre. Die Aufführung des Ballets hat nur um einige Tage verschoben werden müssen und die heißen Steine sind in den Maschinenraum verlegt worden."

— Der Prinz Torlonia in Rom hat auf einer seiner Besitzungen zwei, wie man sagt, vortreffliche, über lebensgroße Statuen, eine Muse und einen Aesculap, entdeckt.

— Das Feuilleton der Epoque erzählt von dem gewaltigen Erstaunen, das Emil v. Girardin befiel, als er der Generalprobe seines Stückes „Le supplice d'une femme" beiwohnte, und das eigene, von Alex. Dumas' Sohn vollständig umgearbeitete Werk nicht wiedererkannte. „Gleich in den ersten Auftritten schien Herr E. v. Girardin äußerst überrascht und gab seine Unruhe in auffälligster Weise kund. Er drehte sich hin und her in seiner Loge und rief ein über das andere Mal: Aber das ist ja nicht so, das ist ja ganz anders." Doch hielt er es bis zum Schlusse des ersten Actes aus, alsdann aber ließ er sich erkundigen, warum man ihn um seine Zeit bringe und ihn zur Aufführung eines Stückes herbeihole, das mit dem seinigen kaum eine entfernte Aehnlichkeit habe. „Aber", sagte Dumas' Sohn, es ist ja doch Ihr Stück, das man spielt; es ist nur für die Bühne hergerichtet worden." — „Es scheint mir aber..." — „Ist es Ihnen nicht so recht? gut, dann gehe ich." — Und Dumas' Sohn nahm seinen Hut und ging. Girardin aber blieb sitzen bis zu Ende in immer wachsendem Erstaunen, ungefähr wie eine Henne, die ein Straußenei ausgebrütet hat.

— Die in Berlin für die Begutachtung des Modells zur Schillerstatue von O. Begas von Seiten der städtischen Behörden gebildete Commission hat sich in zwei Sitzungen, die mehrere Stunden in Anspruch genommen haben, sehr eingehend mit dem neuen Modell des Künstlers beschäftigt. Dem Vernehmen nach sind auch gegen das neue Modell sehr ernste Bedenken von allen Seiten laut geworden, und wird der Künstler aufgefordert werden, namentlich die Schreibestellung zu beseitigen, so wie das Schwanken zwischen Stehen und Gehen. Die Commission verfährt mit Recht äußerst streng und gewissenhaft. Für Berlin legt der weite, großartige Platz vor dem Schauspielhause dem Bildhauer besonders schwierige Bedingungen auf.

— Im Centrum der Stadt Florenz, wo mehrere schmutzige, wenig besuchte Gassen sich kreuzen, steht das Geburtshaus Dante's, d. h. wohl nur das Fundament, höchstens das Erdgeschoß haben das ehrwürdige Alter von 600 Jahren. Der übrige Aufbau ist weit jünger. Die Façade ist schmal und architektonisch unbedeutend. Die schmale, schmucklose Pforte im Rundbogenstyl, deren auf Consolen ruhender Sturz die bezeichnende Inschrift trägt und den Knaben Dante wohl noch hat aus- und eingehen sehen, führt heuer in eine Schreinerwerkstatt, zu welcher Hausflur und Hoflage vereinigt und überwölbt worden sind. Das Municipium von Florenz hat dieses Haus angekauft um es bei Gelegenheit des Jubiläums zu einem Dante-Museum auszustatten. Zum Dante-Fest soll in den Caseinen dem Volke noch ein besonderes Schauspiel geboten werden, das nach La Nazione die Kunstreitergesellschaft Guillaume ausführen wird, damit das Publikum in größerer Zahl und mit größerem Ergötzen genießen könne.

— Die im Privatbesitze vereinigten Kunstschätze Wiens erleiden einen beklagenswerthen Abgang dadurch, daß die fürstlich Esterhazy'sche Bilder-Galerie von Wien dauernd nach Pesth übersiedelt, um daselbst in dem neugebauten Akademiegebäude ihre Aufstellung zu finden. Der Stifter dieser Galerie war Fürst Nikolaus Esterhazy († 1833), der zuerst die in den verschiedenen fürstlichen Schlössern zerstreuten Gemälde sammelte, in seinem Palais aufstellen ließ und diesen Grundstock wesentlich bereicherte. Die Gesammtzahl der Bilder dieser Galerie ist nahe an 700, wovon auf die italienische Schule 200, auf die spanische 33, auf die deutsche 82, auf die niederländische fast 300, auf die französische 59 entfallen.

— In letzter Zeit sind wieder einige wichtige Ausgrabungen in Pompeji gemacht worden. Unter Anderm ist eine Sonnenuhr aufgefunden worden mit vielen in griechischer Sprache angegebenen Zeitbestimmungen. Außerdem hat ein Kind beim Aufwühlen der Erde eine wegen ihrer Seltenheit sehr kostbare Camee gefunden, die bereits in Neapel der reichen Cameen-Sammlung beigefügt worden ist.

— In Düsseldorf starb am 30. April früh nach längeren Leiden der Landschaftsmaler Julius Roilmann, ein Künstler von sehr seltener Begabung und als solcher in den weitesten Kreisen bekannt und anerkannt. Er kehrte im Spätsommer vorigen Jahres nach längerem Aufenthalte in Venedig zurück, wo nach allmähliger Abnahme seiner Kräfte ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden erlöste.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 21. Bremen, 21. Mai. 1865.

Inhalts-Anzeige.

---

* Fragment aus: „Das Runenschwert.“

Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Von K. A. Nicander.
Aus dem Schwedischen übertragen
von Eduard Ziehen.
(Fortsetzung.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Alrik (Oldurs Sohn),
einen Adlerhelm auf dem Haupt, stürzt mit gezognem Schwert herein.

Alrik.
Schwert, Rach' und Tod komm' über euch, Ihr Buben!
(Er haut auf die Soldaten ein, die nach einer kurzen Gegenwehr fliehen.)

Peregrinus.
Schnell lauft ihr — grüßt daheim, ihr guten Freunde!

Alrik.
Bleich wirst du, Vater! Stirbst du? Haben Frevler
Dich feig gemordet?
(Er löst die Fesseln; zu Peregrinus:)
Fort von hier, du Wicht!

Peregrinus.
Dein Vater ist ein Zaubrer. Vor dem Volk
Und König sollt ihr deshalb Rede stehn.

Alrik.
Dir soll dein Theil auch werden.

Peregrinus.
Spar' deinen Eifer!
Wir treffen uns schon einmal wieder.

Alrik.
Jetzt gleich,
Kann deinen schwarzen Rock mein Schwert nur fassen.
(Er stürzt auf Peregrinus los.)

Oldur.
Hau' tapfer drein! Geschont hast du den Aergsten.

Peregrinus
(rückwärts gehend und mit der Hand gegen das Schwert fächelnd:)
Ein — zwei — drei — vier und fünf Mal haue — doppelt
Und dreifach — Blut wirst du doch nimmer finden —
Dein Schwert kann lang' nach meinem Herzen suchen!
(Beide verschwinden von der Bühne.)

Alrik (zurückkommend).
Er ist entfloh'n.

Oldur.
Mein Sohn, warum hast du
So lang verlassen deinen greisen Vater?

Alrik.
Ich war bei Hulda — zwischen euch theil' ich
Jetzt meine Liebe, die sich drum nicht mindert.

Oldur.
So — wieder dort — zuletzt werd' ich vergessen:
Du hörst nicht immer, wenn Dein Vater ruft,
Und morden werden mich die Ungeheuer
Das nächste Mal. Schlugst du den Mönch nicht todt?

Alrik.
Viel hab' ich schon gestritten und gekämpft;
Auf Panzern und auf blanken Kupferhelmen
Hat oft mein Schwert gar mächt'gen Klang gegeben
Und nimmer treulos meinen Arm verlassen.
Dem Tod hab' ich geblickt in's bleiche Antlitz
Und nie gezittert — doch nun graute mir —
Das Schwert glitt ab vom glatten Kleid des Mönchs.
Viel Gräßliches hab' lachend ich geschaut,
Doch nun erfasset mich ein eis'ger Schauder,
Nun bebe ich vor Weh', da ich gesehen
Mißhandelt meinen Vater hier im Staube.

Oldur.
Von Christenmännern.

Alrik.
Eingezwängt in Fesseln.

Oldur.
Von Christenmännern, gierig Gold erspähend.
Dort lieget noch das Schwert — o sieh' es schämt sich!
Ich trag' es nimmermehr, mein Arm ist matt;
Jetzt nagt ohnmächt'ge, aber wilde Rache
Gleich einem Geier rastlos mir am Herzen.

Alrik.
Ich räche dich, vermagst du's nicht.

Oldur.
Mein Sohn,
Nimm dieses Schwert, den Zeugen meiner Schande,
Und mach's zu einem Zeugen meiner Rache!
Schwör' mir's mit einem Eid!

Alrik.
Laß mich ihn hören.

Oldur.
Erst leite mich hinauf zum Grabeshügel,
Der dort im frischen Kranz der Tannen prangt.
(Beide wandern langsam den Hügel hinan.)
Hier ruhen die Gebeine deines Ahnherrn:
Begraben liegt hier Hjalmar Brynjelös,
Der Kampfgenosse war des Königs Ragnar.
Die hohen Götter waren gnädig ihm
Wie seinem Stamm. Der blüht annoch voll Kraft,
Der wird nicht untergeh'n und nicht hinschwinden,
So lang' er treu bewahrt den echten Glauben

Und nicht die Kniee beugt vor andern Bildern,
Als vor der Kraft der herrlichen Dreieinheit
Im hohen Wundertempel zu Upsala,
Wo alles Volk zusammenströmt zum Beten.
Zur Ehr' der Väter had' ein Schärflein ich
Gefügt, ob es gleich besser wär' gewesen,
Ich läg', im Kampf gefallen, schon im Hügel,
Als daß der Greis nun so erniedrigt worden.
Erniedrigung droht allem Großen, Hehren,
Seit jener Stunde, wo der erste Mönch
Auf Björkö's Ufer seinen Fuß gesetzt.
Das Volk der Schweden ist bethört, verblendet,
Es läuft der neuen Lehre eifrig nach;
Und die da einseh'n, welches Gift sie birgt,
Die schauen regungslos gleich Säulen zu,
Wie es den Tod in's Herz des Landes trägt.
Sprich, willst du nun, daß unsre Asengötter
Vor jenem bleichen Christus weichen sollen,
Der überall sich mit dem Kreuz erhebt
Und sich auf ihren Thron zu schwingen sucht?
Daß man den goldnen Panzerschmuck zerschlägt
Und sich einhüllt in weiße Weiberkleider?
Daß fader Kindersang aus schwarzen Büchern
Verdrängt der Thaten Schall, der Schwerter Klang
In Odin's Heimat, bei der Väter Hügel?
Willst du mit kaltem Blut und Herzen seh'n,
Wie alle unsre klaren Sagenbilder,
Gleich Sternen glänzend an der Himmelswölbung,
Verhüllet werden von den schwarzen Kutten,
Und unsrer Hoffnung Licht erstirbt in Wolken?
Sprich, willst du unsres Manhems Untergang?

Alrik.

Bei Oldur's Schwert! Nie, nie soll das geschehen!

Oldur.

Du denkest so, wie ich's von dir erwartet,
Doch hier genüget nicht der bloße Wille;
Wer etwas will, der will die Mittel auch
Zum Zweck und zaudert nicht, sie zu ergreifen.
Man nennt es göttlich, Kraft mit Willen, That
Mit Rath im Leben immer zu vereinen.
Hüll' dich in Eisen denn, nimm dieses Schwert
Und halte Wacht am Thor des Heiligthumes!
Klein ist die Schaar, die treulich noch bewahrt
Die alte Kraft und Odin's goldne Runen.
Ich hoffe und ich weiß, du wirst sie nimmer
Hingeben für das Kreuz und Mönchsgeschwätz,
Du wirst den hohen Asenglauben retten
Und mit des gottgeweihten Schwertes Flamme
Den letzten Schatz vor Hohn und Raub beschirmen.
Schwör' denn — wofern du heißen willst mein Sohn
Und rächen all' die Schmach, die ich erduldet —
Daß du mit diesem theuern Runenschwert
Willst tödten den aus unserem Geschlecht,
Der sich zuerst von unsrem Glauben wendet.
Schwör' das und thu's, so hab' ich volle Rache
Und kann mit Ruhe wallen zu Allfadur.

Alrik.

Das schwör' ich dir auf meines Ahnherrn Grabe —
Vielleicht hört drunten er mein groß Gelübde
Du Schwert! empfange meinen Eid und glühe
Zu Asche mich, wenn ich ihn jemals breche!

Oldur (umarmt Alrik).

Nun athm' ich leicht, da meiner Jugend Kraft
Und meines Alters Weisheit in dir wohnt.
Viel opfern wir — gar groß ist unser Stamm
Und dessen Beispiel wirket weit und mächtig;
Das Schwedenland kann dieser Eid befrei'n
Die Augen Derer öffnen, die nun schlummern,
Und Männer feuern an zu Kampf und Sieg.
Du gehst voran, der Jugend schönste Blume!
Ich segne Dich mit meinen Vaterhänden
Und drücke fest dich an mein Vaterherz. —

Alrik.

Mir wird es kalt um's Herz. Komm, laß uns wandern
Hinab in's Thal — hör' wie es droben läutet!
(Man hört die Glocke in der Kapelle läuten.)

Oldur.

Ja, eilen wir; zur Wandrung mahnt der Ton. —
Ich schaudre, Alrik! Grausig klingt die Glocke:
Bei jedem ihrer Schläge ist es mir,
Als schlügen Hammerschläge auf mein Herz —
Ein unbegreiflich Bangen überfällt mich.

Alrik.

Dort kommt die ganze Schaar zurück vom Tempel,
Ich höre schon der magern Priester Sang.
Am besten ist's ich folg' dir in die Hütte,
Denn meine Zeit die ist noch nicht gekommen.
(Sie gehen in die Hütte.)

Vierter Auftritt.

Der Zug kommt beim Geläut der Glocke und mit einem leisen Gesang von der Kapelle zurück. Volk sammelt sich auf verschiedenen Seiten.

Erzbischof Ansgarius, Peregrinus, Mönche, Emund Björnsson (in einiger Entfernung).

Ansgarius.

Gott schenk' euch seinen Frieden!

Emund.

Heil'ger Vater!
Wohl denen, die des Glücks und Friedens sich
Erfreuen — doch mir nützt der Segen nicht!

Ein Mönch (zu Ansgarius).

Der alte Emund dort von Adelsö
Begehret, wie es scheint, mit dir zu reden.

Ansgarius.

Ist Emund hier? Willkommen, guter Freund!
Warum ist deine Miene so betrübt?
Was heftest du den Blick so auf die Erde?

Emund.

Ich schau' auf meine alte Mutter Erde
Und frage, ob sie nicht den alten Sohn
Bald wieder schließen will in ihren Arm.

Ansgarius.

Entdecke mir die Quelle deines Kummers
Und laß mich theilen deiner Seele Schmerz,
Vielleicht vermag ich es, in stille Freude
Ihn zu verwandeln. Vielen had' ich schon
Geholfen — nein, nicht ich — der Herr durch mich.
Manch Herz hab' ich von seiner Last befreit
Und manches herbe Leid auf mich genommen,
Doch Gott, mein Hort und Tröster, der hat unter
Die Bürde seine milde Hand gelegt.
Wohl ist mir oft das Leben schwer und bitter —
Dann bete ich, dann sing' ich einen Psalm:
Auf meinem Lebenspfad ist bis zum Grab
Gott meine Leuchte und das Kreuz mein Stab.

Emund.

Mit dir ist Gott — ich bin von ihm verlassen,
Wie es mir däucht. Es zürnen mir vielleicht
Die alten Götter, welche ich gelästert:
Der neue Gott der wagt mich nicht zu schützen —
Denn schlecht kämpft sich's, steht Einer gegen Viele —
Und will's auch nicht; „denn“, denkt er, „was soll ich
In meinem Himmel mit getauften Greisen?
Viel andre hab' ich noch, die mich verehren:“
Und jeglicher Verräther, schmeichelt man
Ihm gleich, so lang' er nützt, wird bald verachtet.
So steh' ich armer Mann nun zwischen zwei
Vernichtenden und zorn'gen Göttermächten
Und gegen beide hab' ich mich versündigt.
Nun hab ich meinen Stab ergriffen, wie
Du siehst, zu wandern, bis ich wiederfinde
Die alten Götter. Wohin sie gegangen,
Weißt du gewiß, da du sie fort getrieben.

Eine Stimme aus dem Volkshaufen.

Wohl redet Emund. Auf! wir geh'n zu Odin,
Zu Thor und Freyr und klagen unser Leid;
Die können Glück und Heil dem Land verleihen.

Eine andere Stimme.

Still! störet nicht der frommen Männer Rede.

Ansgarius.
Sag', Emund, mir, aus welcher trüben Quelle
Du diese finstren Zweifel hast geschöpft!

Emund.
Auf meinen Feldern sah ich Blüthen stets
Und weiche Früchte, und die schönen Wiesen,
Die jeden Lenz des Mälars blaue Wogen
Mit einem Strom von Fruchtbarkeit gesegnet,
Sie grünten herrlich, so wie Alle wissen.
Doch heuer will kein einz'ger Halm gedeihen:
Es bleicht die Saat, eh' sie in Aehren schießt,
Und steigt ja eine Aehr' aus grünem Stengel,
So fallen schwarz die Körner aus der Hülse,
Und öde steht bald alles Saatgefild.
Der Mälar weicht zurück von meinen Wiesen,
Als schent' er sich, nur ihren Saum zu streifen;
Was grün war, ist brandgelb und welkt dahin,
Als schwebt' ein Teufel über meinen Fluren
Und blies' den Saft mit gift'gem Hauche fort.
Ein Feld des Zorns ist nun mein Acker worden.
Vergebens werfe ich das Netz in's Meer —
Ich fange nichts — was Leben hat, flieht mich,
So wie ich selbst den eignen Schatten fürchte.
Glaubst du, daß mich dein Gott noch retten kann?

Ansgarius.
Sei froh in Gott, verehre seine Vorsicht
Und küss' die Hand, die väterlich dich züchtigt!
Als du noch in der Nacht des Irrthums gingst
Und noch kein höh'rer Glaub' dein Herz erfüllte,
Da warest du der Erde liebster Günstling
Und deine Mühe lohnte sie dir reichlich.
Doch Gott der öffnete dein blindes Auge,
Hieß dich zum blauen Himmel es erheben
Und dort dein Ziel, dein Glück und Hoffen suchen.
Da blieb die Erde dir nicht mehr so hold,
Denn du warst nun der Sämann des Himmels:
Dort sä'test du der Andacht Erstlingssaat
Und sorgest nicht für die ererbte Erde —
Kein Wunder, daß auch sie dir treulos wird.
Doch zweifle nicht; sä' weiter nur, mein Freund,
Auf jenes Land, deß Früchte spät erst reifen,
Die aber reicher, freud'ger sind als andre!
Einst naht der Erntetag nach schweren Mühen.
Im Land der Engel deine Saaten glühen
Im lichten Sonnenschein der Ewigkeit —
Laß leer drum steh'n die Aecker dieser Zeit!

Emund.
Zwölf lange Nächte brannte meine Lampe,
Und fort und fort hab' ich zu Gott gebetet.
Mit mir da wachte meine Tochter
Und für mich strömten ihre heißen Thränen —
Zur Lilie hat die Rose sich geweint.
Nun ist sie bleich wie meiner Wiesen Blumen
Und welket auch wohl bald wie diese hin.
Nun bin ich's müd, zu beten. — Weißt du, Vater!
Ein Mal, als ich um Mitternacht hinkam
Zur Kirche dort, um einsam still zu beten,
Und als ich knieend an des Altars Rande
Gar viel Gebete hatte leis gesprochen —
Da war es mir, als säh' ich sie zumal
Umsteh'n mich wie Gerippe dürr und fahl
Die höhnisch lachten ringsum in der Runde.
Die Worte starben da in meinem Munde.
Nun bete ich nicht mehr.

Ein Mönch (leise).
Gott g'nade dem,
Der den Verstand verlor'n.

Einer aus dem Volk.
Still, schwarzer Mönch!

Ansgarius.
Laß blühen auf die Kraft, die Gott dir gab,
Und wolle nimmer in Geduld ermüden —
Sei mit des Ew'gen Prüfung still zufrieden,
Des Glaubens Anker nimm zum Wanderstab.
Die Thränen, die aus deinen Augen thauen,
Zählt Gott — als Sterne wirst du sie einst schauen.
Die alten Götter wirst du nimmer finden:
Sie waren niemals da: ein Gott nur ist.

Emund (faßt des Bischofs Hand).
Du weißt so viel. So nenn' mir denn ein Meer,
Das groß genug, um mich von meiner Schuld
Zu rein'gen. Dorthin will ich geh'n, zum Thor
Des Ostens, wo der Sonne Morgenpurpur
Den klaren Spiegel wunderbar vergoldet.
Da will ich baden mich so rein, so rein
Und mich erheben in dem neuen Schmuck
Und leise klopfen an die goldne Pforte
Und mit den Engeln reden, die dort steh'n —
Von dort dringt mein Gebet vielleicht zu Gott.

Ansgarius (tief gerührt)
Nicht kenn' ich deine Schuld, doch wär' sie auch
Wie Berge schwer und wie das Feuer heiß
So ist doch Jesu Gnade noch viel mächt'ger.
Bald grüß' ich Dich in Deiner Hütte klein,
Bis dahin schließ' ich in's Gebet Dich ein.
Leb' wohl!

Emund.
Leb' wohl! dein Wort hat mich getröstet —
O bete! viel gilt des Gerechten Fleh'n. (Er geht.)

(Es ist dunkel geworden. Das Volk geht murmelnd fort. Der Zug verschwindet.)

Fünfter Auftritt.

Peregrinus (mit einer Fackel).
Hu! schaurig ist's, einherzugeh'n hier oben
Im Mönchsgewand — zu heißen Peregrinus.
Ich sehn' mich wieder nach der alten Heimat,
Wo Lärm und Toben, ew'gen Streits Getöse,
Wo dumpfe Donner von viel schweren Seufzern,
Der Thränenfluth Gebraus vom Fels der Qual
Den stillen, aber doch so scharfen Ton
Der Nachtigall der Harmonie verschlingen,
Die tief im Mittelpunkt der Welten sitzt
Auf wundergroßer, lichter Lilienglocke
Und ihre sonnenklaren Schwingen breitet
Hellleuchtend über die Planetenbälle
Und singt, daß Wahnsinn drob dem Hirne droht. —
Still! Horch — man hört ihr Schlagen! Kleiner Vogel!
Was? lauschest Du? Ich rathe Dir, zu scherzen,
Denn bald ist es mit deiner Freude aus.
Hörst du nicht durch die Nacht der Schlange Schleichen,
Der schwarzen Schlang', die unter deine Glocke
Gar leise kriechen will und sie verstimmen
Und lauernd liegen dort in dunklen Ringeln
Und dir in's zarte Herz den Stachel bohren? —
Mein Amt hab' ich begonnen: mühvoll ist es,
Nur über Wüsten führt mein Weg zum Ziel;
Zerstörung hauch' ich aus und brenn' zu Asche
Das Erdenrund — das bringt gar gute Früchte.
Es glühet mächtig schon in Aller Herzen,
Bald flammt das Feuer auf in lichter Lohe.
Und wenn ich dann des Pfades Ziel erreicht
Und mich zurück zur theuern Heimat wende,
So kann ich froh zum Herrn des Dunkels sagen,
Daß ich ihm eine neue Eisenkrone
Verlieh'n, daß ich zur Höll' gemacht die Erde.

(Alrik reitet vorüber. Peregrinus geht zur Seite und kommt wieder hervor, als Alrik auf der Brücke erscheint.)

Der stahlumhüllte Mann dort macht mir Angst;
Doch er sogar soll mir zuletzt noch dienen,
Soll mir das arge Kreuz zerschmettern helfen,
Für meine Sache kämpfen und dann fallen.
Das saget mir die edle Rechenkunst,
Die ich gelernt vom allerbesten Rechner,
Der rechnet Nacht und Tag und Satan heißt:
Der sich einst schlich so fein in's Paradies
Und Eva rechnen lehrte. Hätte sie
Die edle Kunst von ihm nicht schlau gelernt,
So ginge jetzt kein Peregrinus hier.

(Er schreibt auf die Erde und leuchtet dann mit der Fackel drüber hin.)

Nacht folgt dem Tage, und dem Licht das Dunkel,
So sicherlich wie zwanzig folgt auf neunzehn;

Die Sterne sollen all' verglüh'n, zerbersten
Und regnen nieder auf die Erd' wie Steine:
Dann wird die Schlang' erhöhet in der Wüste.
(Indem er abgeht:)
Zu lange hat die Ruhe schon gedauert;
Glut, Glut! mehr Glut! Mein Werk das muß ich fördern.

Sechster Auftritt.

Adelsö.

Emunds Wohnung. Eine brennende Lampe steht auf dem Tisch. Daneben liegt ein Gebetbuch und ein Crucifix.

Hulda, Emunds Tochter. Alrik.

Alrik (eintretend).
Sei mir gegrüßet, Hulda!

Hulda (welche sitzt und betet, erhebt sich hastig).
Ach! willkommen,
Mein Alrik! — Doch dein düstrer, wilder Blick,
Was kündet der?

Alrik.
Ich bin zu dir gekommen,
Um nach dem Kampf zu ruh'n an deiner Seite.
Fast fürcht' ich, daß der Kampf nun erst beginnt.

Hulda.
Kampf — wieder Kampf? Wie heißt des Tages Opfer?
Komm' mir nicht nah' — ich fürchte mich vor Blut.

Alrik.
O fürchte nichts, es ist kein Blut vergossen
Von Alriks Händen schon seit langer Zeit;
Stumm ruht das Schwert in seiner Scheid' verschlossen —
O ruht' es dort in alle Ewigkeit!
Nicht sind die Tropfen auf die Erd' geflossen,
Die mir entquollen in dem grimmen Streit.
Es blutet auch, ob gleich nicht Waffen schallen,
Wenn Kampf durchtobt des Herzens stille Hallen.

Hulda.
O sage mir, warum dich Gram beschweret,
Dein Herz so blutet, Alrik, sag', o sag'!
In finstre Glut hat sich dein Blick verkehret,
Am Panzer hör' ich deines Herzens Schlag.
Vertraue mir, welch Feuer dich verzehret,
Ich will es lindern, so ich es vermag.

Alrik.
Nur wer es löscht, der kann mir Lindrung geben;
Ein Todter läßt sich nimmer halb beleben.

Hulda.
Bei jedem Wort durchbebet mich ein Schauer!

Alrik.
Ja, bebe nur. Weißt du, was ich vollbracht?
Mein liebeglühend Herz birgt eis'ge Schauer:
Ein Lindwurm hält am Heiligthume Wacht.
Dein Bild zu scheuchen, liegt er auf der Lauer,
Dein Bild, das dorten strahlt in lichter Pracht.
O Hulda! Hulda! Sonn' in Lust und Schmerzen!
Das Kreuz hast du erkauft mit Alriks Herzen!

Ich . . . doch zuvor woll' einen Kuß mir spenden,
Du schöne Blume, nun verwelkt für mich.
Weit, weit von dir zu finstrer Nacht Geländen
Reißt mich der Zeiten Woge grimmiglich.
Im Arm der Rache muß die Lieb' verenden,
Ein Weltball drängt sich zwischen mich und dich.
(Er küßt Hulda.)
Dank — der war süß! Mein Herz, nun stirb in Frieden!
Dank für den Kuß — den letzten Kuß hienieden.

Hulda.
O löse mir das Räthsel, auf daß deine
Weissagung sich nicht alsogleich erfüllt.
Sprich aus das Wort und gönn' mir's, daß ich weine,
Wofern dem Auge noch die Thrän' entquillt.

Alrik.
Drei Christenwölfe — o vergieb, wenn meine
Erbittrung sich in harte Worte hüllt —
Die haben unsrer Liebe Band zerrissen
Und mich auf ewig von dir fortgerissen.

Heimkehrend fand den Vater ich zerschlagen
Im Staube — Christenbrut an seiner Seit'.
Die hatt' in schnöde Fesseln ihn geschlagen
Und höhnt' ihn feig in seinem grimmen Leid.
Der arme Greis wand sich mit wilden Klagen
Umher im Kreise wie die Schlang' der Zeit.
Weil er vor'm Kreuze sich nicht wollte neigen,
Sollt' sterben er — nun aber muß ich schweigen.

Hör', Hulda! Dir war Alrik minder theuer
Als diese Räuberbrut aus fremdem Thal.

Hulda.
O dämpfe deines Eifers wildes Feuer,
Befreie mich von der Erwartung Qual.

Alrik.
Ich kam und sah; ich schlug die Ungeheuer
Und trieb sie fort mit meinem guten Stahl.
Einst naht die Rache, naht sie gleich mit Weile,
In meinem Herzen wachsen ihre Pfeile.

Hulda.
Und die wird sich der Lilie nicht erbarmen,
Die froh zum Glück an deiner Brust erwacht,
Wird reißen sie aus deinen treuen Armen
Und schleudern sie hinaus in Sturm und Nacht!

Alrik.
Das Schicksal ist ein Fels, kennt kein Erbarmen.

Hulda.
Doch rühret es der Liebesstimme Macht.

Alrik.
Ich schwor beim Runenschwerte, den zu morden
Aus unsrem Stamm, der folgt den Christenhorden.

Hulda.
Weh'! deine heil'ge Treue seh' ich enden!
O Alrik, warum grubst du Hulda's Grab?
Brachst unsrer Liebe Blüth' mit rauhen Händen
Der Rache wild zu einer Opfergab'?
Doch — lieblich ist, was immer du magst spenden —
Froh sinkt zur Tiefe Alrik's Braut hinab —
Ein Kuß von dir — hold däucht mir Tod und Grab.

Alrik.
Der dorngekrönte Bräut'gam bleibt der Deine,
Und süßer ist sein Kuß wohl als der meine.
Nein — leerem Schatten seh' ich Dich nachjagen;
Sein Kuß ist Nebel und todtkalt sein Arm.
Sei wieder mein, wie in den lichten Tagen,
Als du in's Leben schautest sonder Harm.
Laß dieses Buch mit seinen bangen Klagen,
Und so die Asen nimmer dir behagen,
Bau' eine Kirche dir in Alrik's Arm!
Dort kannst du ruhen aus von Gram und Schmerzen —
Gieb ganz dich wieder mir und meinem Herzen!

Hulda.
Was nur der Mensch an Liebe kann gewähren,
Gegeben hab' ich's längst in deine Hand.
Doch Eins das darfst du nimmermehr begehren:
Den Himmelsglauben, mir vom Herrn gesandt.
Nie werd' ich vom Erlöser mich abkehren,
Leichtsinnig stoßen fort ein himmlisch Pfand.
Geschworen hab' ich Gott mit heil'gem Eide,
Ganz zu entsagen jeder Erdenfreude.

Ich schwor's am Hochaltar in heil'ger Stunde,
Als ich dem Himmelsherrn ward angetraut,
Das Kreuz hell strahlte in der Lampen Runde,
Und ich die Tauf' empfing bei Psalmenlaut.
Ich weinte — Segen sprach man meinem Bunde
Und grüßte mich als des Erlösers Braut.
Ach, hättest du da gleichen Eid geschworen — —
Zu Leiden bin ich durch das Kreuz erkoren.
(Sie lehnt sich an Alrik's Brust.)

Alrik.
Flieh' mich! ich heiße Tod: so steht's geschrieben
In meiner Brust — einst stand dort Liebesglut.
Nun wandre ich umher, von Rach' getrieben,
Begehre wie ein Wolf der Meinen Blut.

Noch hast du mir geweihet nur dein Lieben,
Bist noch nicht mein — bist für den Tod zu gut;
Doch bitte deinen Bräut'gam, wohl zu hüten
Dein Blumenhaupt vor meines Schwertes Wüthen!
Schlaf' wohl!

Hulda.

Du bist der Tod! O freud'ge Kunde!
Wie seligsüß muß dann das Sterben sein!
Ein Kuß von dir eint uns zu ew'gem Bunde,
Und froh schleich' ich mich in dein Herz hinein.
Sei mir willkommen, Tod! Von deinem Munde
Trink' Morgengluten ich und schlummre ein,
Süß ist's, in deinem Arm vom Erdenleben
Zur Rosenwelt der Ewigkeit zu schweben.

Alrik.

Schlaf' wohl!

Hulda.

Du gehst? Werd' ich dich nimmer sehn?

Alrik.

Vielleicht nie mehr. Wild ist der Zeilen Meer.

Hulda.

Und weinend werd' am dunklen Strand ich flehen;
Den Pfad zum Grabe zieh'n mit Seufzern schwer.

Alrik.

Im Grab verstummt der Liebe süßes Flehen.

Hulda.

Dort deckt das trübe Aug' kein Schleier mehr,
Das Dunkel führt zu ew'gen Lichtes Auen.
Gott! laß mich Alrik dort einst wieder schauen!

Alrik.

Dein reines Herz ward fremdem Trug zum Raube,
Ein Irrlichtschein bethört die Seele dir.
Dies gute Schwert gab mir der alte Glaube,
Und keinen Raum gewährt dein Himmel mir.
Mein Leib mischt sich dereinst dem Erdenstaube,
Selbst Wallhalls Silberthor schließt sich vor mir.
Feindlich geschied'ne Götter wir verehren
Und Gaukelspiel ist eine unsrer Lehren.

Hulda.

Werd' ich zuerst des Lebens Lauf vollenden —
Und meiner Wandrung Ziel ist nicht mehr weit —
So soll mein Geist vom neuen Land sich wenden
Zu dir, dir kürzen deines Schlummers Zeit
Und dir zuweh'n mit lichten Heil'genhänden
Mild einen Strahl von Au'n der Ewigkeit;
Dir nah'n auf Paradiesestaubenschwingen
Und Himmelsglauben deinem Herzen bringen.

Alrik.

Sterb' ich zuerst, bring' aus dem Grab ich Kunde
Zu dir, wie sich's im Schooß der Erde ruht.
Grau ist mein Panzer gleich dem Hügelgrunde,
Wie Odin's Rabe schwarz mein Eisenhut.
Im Nachen land' ich zur gewohnten Stunde —
O bange nicht — Mondschein deckt Strand und Flut.
Ist es mir wohl, so sollst du mit mir gehen,
Ist es mir weh', werd' ich dich nimmer sehen.

(Er breitet die Arme aus, läßt sie aber wieder sinken.)

Hulda.

O bittre Stund'! Du willst schon von mir ziehen?

Alrik.

Weich wird das Herz. Zeit ist es, heimzugeh'n.

Hulda.

Bin ich nicht bleich?

Alrik.

Neu soll die Wange glühen!

(Er küßt sie feurig.)

Hulda

Der soll, ein Röslein, auf den Lippen steh'n,
Und Alrik's Lieb' in meinem Herzen blühen.

Alrik.

Nein! Tod und Lieb' verschied'ne Pfade geh'n!

Hulda.

Die Lamp' erlischt.

Alrik.

Nicht länger darf ich weilen!

Hulda.

O weh!

Alrik.

Mein Streitroß stampft, mahnt mich zu eilen. —
Schlaf' wohl!

(Stumme Umarmung; Alrik stürzt fort.)

(Hulda allein; wendet sich gegen den Tisch, wo die erlöschende Lampe matt glimmt. Sie schlägt das Gebetbuch auf, macht es wieder zu, faltet die Hände und weint leise.)

Nun ist es aus — es fiel das letzte Blatt
Vom Blumenkranze meiner Frühlingsfreude.
Nun ist es aus, du junge, bleiche Taube!
Dein Liebling flieht dich — dir bleibt nichts hienieden.
Nun birg dein Haupt, doch nicht an einem Busen
Voll Zärtlichkeit — der wäre dir zu weich:
Bereit auf Klippen dir ein Bett von Schnee
Und birg das Haupt tief unter deinen Schwingen:
Bald wird dein Liebling über's Meer sich schwingen!
So Tod wie Leben bringen gleiches Weh'.

(Der Mond blickt durch's Fenster.)

Doch sündig war das Gleichniß mit der Taube:
Das weiße Kleid hier höhnet mich — unwürdig
Trag' ich das Sinnbild von der Reinheit Gottes;
Und des Erlösers heil'ge Priesterin,
Die junge weiße Lügnerin, sie trägt
Auf ihrem Mund ein glühend Meineidszeugniß.
Du einz'ge Rose — fort mit dir — du bist
Ein Blutfleck auf des Herrn geweihter Lilie.
Leicht trägt sich der Verlust, bleibt die Erinnrung,
Hold ist das Scheiden, wenn man lieben darf;
Ist aber der Erinnrung Trost verdammlich,
Und macht die Trennung gar die Lieb' zur Sünde,
Da ist es aus, da wird das Leben Tod
Und Tod das Leben. Komm' denn, einz'ges Leben!
Und spende Balsam meinem wunden Herzen,
Wind' um die Stirn mir deine Rosenbinde,
Flicht einen Sternkranz mir von meinen Schmerzen,
Schenk' ew'ges Heil dem armen Erdenkinde!

(Sie fällt im Mondglanz still auf die Kniee.)

Durch dunkle Wolken wallst du deine Pfade,
O Mond, der Muttergottes lichtes Bild!
Sie hüll'n dich ein, doch herrlich und voll Gnade
Wirfst du den Schleier ab und lächelst mild.
Durchleuchte meines Herzens dunkle Räume,
Du heil'ge Jungfrau! laß an deiner Hand
Mich schweben auf wie Engelsmorgenträume
Durch düstre Wolken zu des Himmels Land.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Eine Leihbank auf der Flucht.

Von Heinrich Asmus.

Am Tage der Schlacht bei Lübeck, am 6. November 1806 *), erhielt der Lübecker Senat von dem franz. Platzcommandanten Maison folgenden procès verbal: „Während der Schlacht ist heute morgens 9 Uhr ein Rostocker Schiffer mit seinem Schiffe durch den hiesigen Baum gekommen, das die ganze Münstersche Leihbank in Fässern mit Gold- und Silbermünzen geführt hat. Der Senat wird aufgefordert diese Gelder augenblicklich auszuliefern und so lange dies nicht geschehen, für permanent erklärt“.

Kein Senatsmitglied wußte von dieser Bank, noch von einem Schiffer J . . . jedoch ward der Major K . . . beauftragt, den Bäumer unter Androhung zu befragen, ob der bezeichnete Schiffer

*) Vergl. „Blücher in Lübeck“ in Nr. 18 d. Bl.

angekommen und wenn dies, warum derselbe nicht auf die Zulagerolle gesetzt sei. Die Antwort lautete: Es sei allerdings am 6. November, morgens 9 Uhr, ein Schiff unter Rostocker Flagge in den Baum gefahren, obwohl es bis 10 Uhr hätte vor demselben liegen bleiben sollen, bis die Zulage geöffnet gewesen. Dies habe der Bäumer auch anmelden wollen, es wäre aber am Burgthore so unruhig gewesen, daß er nicht gewagt hätte aus dem Hause zu gehen. Die Stelle, wo das Schiff angelegt, wüßte er nicht, würde es aber, käme es ihm zu Gesichte, an der Bauart leicht wieder erkennen.

Sogleich wurde der Bäumer aufgefordert, mit seinen Knechten das Schiff aufzusuchen. Es war schon über Mitternacht, als der Bäumer dasselbe endlich fand. Da die Besatzung bereits schlief, wurde sie geweckt und sammt dem Steuermann nach der Rathshauswache gebracht. Die Kajüte und der Schiffsraum wurden verschlossen und versiegelt und das Schiff mit Militair besetzt. Den Schiffer fand man nicht am Bord, wohl aber in einem nahen Wirthshause. Auch er wurde arretirt. Dies geschah Nachts 2 Uhr. Kaum hatte die französische Generalität hiervon Nachricht erhalten, so wurde von ihr der Befehl gegeben, noch in der Nacht die Visitation des Schiffes anzustellen. Auch dies geschah. Man fand in dem Schiffe 11 ziemlich große Kisten und Fässer, die mit preußischer Silbermünze, mit Pretiosen, mit Uhren, Dosen, Gold- und Silbergeräth, mit feinen Spitzen und Leinenzeug angefüllt waren. Alles gehörte wirklich der „Münsterschen Leihbank“; es waren Pfänder, die bei ihr versetzt waren, wie die vorgefundenen Versatzzettel documentirten.

Französische Spione hatten jedoch ausgekundschaftet, daß während der Schlacht viele Fässer mit Gold- und Silbergeld angefüllt, aus dem Schiffe gebracht worden seien, und man verlangte zu wissen, wo dies geblieben. War der Befehl auch impertinent, beleidigend, so wurde er dennoch von dem Senat mit Fassung aufgenommen und den Gerichtsherren aufgetragen, sogleich ein Verhör mit der eingezogenen Schiffsmannschaft vorzunehmen.

Ihre eidliche Aussage ergab folgendes:

Schiffer J. . . Rostocker Bürger, hatte von dort Fracht nach Lübeck oder Kopenhagen gesucht, aber nicht gefunden. Da waren am 2. November zwei wohlgekleidete Männer in blauen Röcken zu ihm an Bord gekommen und hatten ihm Fracht nach Lübeck für 500 Thaler, unter der Bedingung angeboten, noch an demselben Tage abzufahren. Als er dies eingegangen, habe man kleine und ziemlich große Fässer und Kisten an Bord gebracht, wie viel wisse er nicht, da er kein Connoissement gezeichnet, und noch weniger, was die Fässer enthalten. Abends 5 Uhr sei alles verladen gewesen und er habe in Begleitung der beiden Männer und eines jungen Menschen, den sie für einen Handlungsdiener ausgegeben, mit seinem Schiffe Rostock verlassen, sei aber ungünstigen Windes wegen erst am 4. November Abends 8 Uhr auf der Travemünder Rhede angekommen, wo er die Nacht geankert. Am andern Morgen habe er seine Fahrt fortgesetzt und wäre Abends 7 Uhr vor Lübeck gekommen; da er den Baum bereits verschlossen gefunden, habe er die Nacht über vor demselben gelegen. Die beiden Männer hätten das Schiff verlassen, nachdem sie ihm aufgetragen, sich wegen der Clarirung von Schiff und Ladung an den Kaufmann D. auf dem Domskirchhof oder an C. P. zu wenden. Während der Nacht sei er und seine Leute durch das laute Getöse der Preußen vor dem Burgthore und auf dem Walle oft aufgeschreckt und um sein Schiff besorgt geworden, weshalb er am andern Morgen sobald der Baum geöffnet, in den Hafen gefahren, ohne sich erst bei dem Bäumer zu melden, den er übrigens auch gar nicht gesehen. Nachdem er sein Schiff im Hafen befestigt, habe er in Begleitung des jungen Handlungsdieners dasselbe verlassen, dieser, um sich ein Logis zu suchen, er, der Schiffer, um nach dem Kaufmann D. zu gehen und von diesem zu erfahren, welche Waaren er denn eigentlich clariren müsse. Herr D. an den er schon früher mitunter adressirt gewesen, habe ihm vom Bette aus gesagt, daß er von der Ladung nicht das geringste wisse und auch den Absender nicht kenne, da keiner bei ihm gewesen. Dasselbe sagte mir auch Herr C. P. — schloß der Schiffer seine Aussage — und da ich die Zulage bereits verschlossen fand, kehrte ich in einem Wirthshause ein, wo ich Nachts verhaftet wurde.

Als der Schiffer abgetreten, erschien die Schiffsmannschaft. Der Steuermann gab Nachstehendes zu Protocoll: „Als der Schiffer kaum eine Stunde das Schiff verlassen hatte, erschienen die beiden Männer, welche mit uns von Rostock hierhergefahren, in Begleitung von 12 — 16 preußischen Dragonern, von denen sogleich 8 absaßen und auf das Schiff kamen, die Schiffsluke öffneten und uns drohend befahlen, ganz stille zu sein. Dann mußten wir 19 Fässer aus dem Schiffsraum auf das Verdeck winden und behülflich sein, dieselben ans Land zu bringen, wo in demselben Augenblick zwei Bauerwagen daher fuhren, auf die man mittels einer Feuerleiter die schweren Fässer schaffte, was rasch wie im Handumdrehen geschehen war. Eben als wir im Begriff sind einen zweiten Transport zu holen, kommt ein Husarenofficier herangesprengt und gebietet Eile, da, wie er sagte, die Franzosen schon das Burgthor stürmten. Im Nu mußten die Bauern fahren und zwar so schnell als die Pferde laufen konnten — nach einigen Augenblicken schon war nichts mehr von ihnen zu sehen.“

Inzwischen hatten aber die Polizeidiener in Erfahrung gebracht, vor wessen Hause die Bauerwagen gestanden. Der Hauseigenthümer ward vorgefordert und sagte Folgendes aus: „Der Bauer F. . . aus Krempelsdorf habe ihm in zwei Wagen die bestellten Winterkartoffeln gebracht; als dieser sich mit seinem Knechte anschickte, dieselben abzuladen, kamen 4 preußische Dragoner mit blanken Schwertern dahergesprengt und forderten gebieterisch, die Kartoffelsäcke auf die Straße zu werfen. Das verweigerte F. anfangs, gab aber bald nach und fuhr in Begleitung der Dragoner der Beckergrube zu. Was weiter mit F. und seinem Fuhrwerk vorgenommen, wisse er nicht.“

Aber die Polizei wußte es, wenigstens war die Spur bis Tremse gefunden, da die dortige Wache rapportirte: es wären gegen 12 Uhr Mittags zwei vierspännige Wagen, escortirt von preußischen Dragonern, den Schlagbaum passirt. Die Fahrt sei nach Schwartau zu gegangen, was aber auf dem Wagen gewesen, wußte man nicht zu sagen.

Kaum war diese Nachricht dem französischen Generalinspector mitgetheilt, so verlangte er schleunigst eine nochmalige Vernehmung des Schiffers und der Kaufleute D. und P. Alle erschienen bis auf D., der bettlägerig war, doch ließ er sich durch seinen Handlungsdiener vertreten.

P. erzählte also: „Am 25. September d. J. Abends 6 Uhr kamen zu mir vier Männer, die sich für Officianten bei der Leihbank im preußischen Hochstift Münster ausgaben und mir mittheilten, sobald die Franzosen sich der Stadt Münster näherten, habe der Director der Bank befohlen, alle vorhandenen Gelder und Pfänder schleunigst nach Stralsund in Sicherheit zu bringen. Demnach wären sie hier mit sechs schwer beladenen Wagen angekommen, um sobald als möglich nach Wismar weiter zu gehen. Sie verlangten 36 Pferde, die ich ihnen besorgte, wie auch einen Paß nach Wismar und Rostock. Bis zum 5. November hatte ich nichts weiter von ihnen vernommen. An diesem Tage Abends

spät kamen zwei dieser Männer wieder zu mir und theilten mir mit, daß sie mit ihrer Bank nur bis Rostock gekommen, da die französische Armee sich schon Mecklenburg nähere und sie sich dort nicht sicher glaubten, wären sie schleunigst auf hier gefahren, um sich auf dänisches Gebiet zu flüchten. Sie baten mich Anstalt zu treffen, die Bank in Sicherheit zu bringen, da sich die Franzosen rasch näherten. Auf diesen Antrag ging ich aber nicht ein, da sie mir nicht das mindeste Schriftliche aufzuweisen vermochten. Sie verließen mich scheltend, ja drohend. Tags darauf erschien bei mir ein Rostocker Schiffer, um von mir zu erfahren, auf wessen Namen seine Ladung zu clariren sei, damit er rasch lösche und wieder von hier komme, wo es so schrecklich unruhig aussehe. Ich wies aber auch diesen Mann ab.«

Nachdem P. diese Aussage eidlich bestätigt, übergab der Handlungsdiener des Kaufmanns D. im Namen seines Herrn einen schriftlichen Aufsatz, dessen Inhalt mit Ps. Aussage genau übereinstimmte. Dann vernahm man den Handlungsdiener, welcher als Passagier die Reise auf dem Schiffe mitgemacht. Ihm waren die beiden Männer, welche mit ihm gefahren, völlig unbekannt und fremd, er wolle nach Bremen, seiner Vaterstadt, und logire in dem Hotel »Stadt Hamburg«.

Mit diesen Verhören schlossen zwar die Verhandlungen, aber sie reichten nicht hin, den Franzosen die Ueberzeugung abzugewinnen, daß der Senat durchaus keinen Antheil an dem Vorfall habe, sondern verlangten vielmehr zu wissen, wo das entwendete Geld geblieben, ob es in das dänische oder in das entinische Gebiet gebracht worden sei. Um dies zu erfahren beauftragte der Senat den Notar E . . . ., welcher in der Umgegend sehr bekannt war, zu recognosciren. Dieser machte sich alsbald zu Pferde auf den Weg und gab schon nach wenigen Tagen folgendes Protocoll: »Der Bauer F. aus Krempelsdorf hat gezwungen und unter einer Escorte preußischer Dragoner die Geldfässer nach dem Kirchdorfe Ratekau fahren müssen, wo sie in dem Pastorenhause abgeladen wurden. Abends gegen 9 Uhr desselben Tages (am 6. November) haben sich in demselben Hause General Blücher mit mehren Officieren eingefunden und die Fässer sogleich öffnen lassen. In denselben seien Louisd'ore, Zweidrittelstücke und preußische Thaler gewesen. Die größere Anzahl der Fässer habe F. jedoch einige Stunden später wieder auf seine Wagen laden und dieselben in derselben Nacht nach Stockelsdorf bringen müssen, und von da am andern Morgen über Oldesloe nach Hamburg, wo er am 8. November in der Abenddämmerung angekommen und die Abladung im »Kaisershof« geschehen sei. Hier habe man ihm 4 Louisd'ors gegeben und damit zugleich den Laufpaß. Daß man circa 11 Fässer mit Silbergeld in Ratekau zurückgelassen, wäre deshalb geschehen, um dem F. die Fuhr zu erleichtern. Als aber der Pastor die Geldfässer nicht länger in seinem Hause habe behalten wollen, wären sie durch einen dortigen Bauer M. . . in der Nacht vom 6. auf den 7. November nach dem Dorfe Schwochel gefahren, dort, in der Wohnung des Bauervogts abgesetzt und Tags darauf in dessen Garten unter einem großen Birnbaum vergraben. Zwei Männer hätten sich, wahrscheinlich um besser die Fässer bewahren zu können, bei dem Bauervogt in die Kost gegeben.«

Als die französische Behörde diesen Bericht gelesen, ließ sie den Advokaten E. in ein abgesondertes Zimmer bringen und dasselbe mit Wachen umstellen, damit Keiner zu ihm komme und mit ihm spreche. Eine Stunde später fuhr ein Wagen vor, den er mit einigen französischen Auditeuren besteigen mußte und von einer starken Escorte Husaren begleitet, ging es in Galopp auf Schwochel zu. Sie fanden das Haus des Bauervogts leer, wodurch der Notar etwas in Verlegenheit gerieth, da er das Schicksal der Geldfässer nur von Hörensagen erfahren hatte. Er ließ indessen an mehren Stellen im Garten die Erde aufgraben, aber auch eben so schnell die Arbeit wieder einstellen, denn man fand nichts. Schon glaubte er sich mystificirt und wollte den Garten wieder verlassen, als er nahe bei dem Hause unter einem großen Baum einige Bretter gewahrte, unter denen er, als er sie hinwegräumt, eine frisch gegrabene Stelle findet. Rasch ergreift er selbst einen Spaten, räumt die Erde weg und ist kaum einen Fuß tief gekommen, so sieht er schon die Reifen der Fässer hervorragen. Jetzt beginnt zu graben, wer einen Spaten finden kann und in kurzer Zeit zieht man 9 Fässer von der Größe eines Bierviertels hervor. Die Bauern im Dorfe müssen Wagen und Pferde herbeischaffen und sogleich wird der gefundene Schatz nach Lübeck gebracht.

Jetzt erkannten die französischen Gewalthaber, daß so wenig den Senat noch die bezüchtigten Personen die Schuld träfe und verfügten nun erst ihre Freilassung; auch der Schiffer konnte mit seinem Fahrzeuge ungehindert nach Hause fahren.

Hat Blücher von dieser Münsterschen Leihbank im Voraus gewußt und Kenntniß gehabt, daß sie nach Lübeck gebracht werden sollte? In Bezug auf die Schlacht, ist dies eine inhaltschwere Frage.

---

* Eine Giftpflanze der norddeutschen Moore.

Die Naturgeschichte der deutschen Gewächse ist durchaus noch nicht so völlig aufgeklärt, als dies gewöhnlich das große Publikum glaubt. Von sehr vielen ist uns der innere Bau, sind uns die Wachsthumsverhältnisse und sogar die Wirkung ihrer Kräfte noch völlig unbekannt. Eine solche, noch lange nicht genügend bekannte Pflanze ist die Aehrenlilie, Narthecium ossifragum, ein in Norddeutschland weit verbreitetes Gewächs, welches nach neuern Beobachtungen wahrscheinlich eine starke Giftpflanze für das Vieh ist. Da wir jetzt Hoffnung haben, eine eingehende Untersuchung desselben zu erhalten, so wende ich mich an die Tagespresse mit der Bitte, ihre einflußreiche Stimme für eine allseitige Unterstützung dieser Untersuchung zu erheben.

Die Aehrenlilie wächst in unseren Mooren sowohl an feuchteren als trocknern Stellen, auf den schwammigen Polstern des Torfmooses ebenso wie auf dem braunen Torfschlamme. Im eigentlichen Nordwesten von Deutschland ist sie häufig (bei Bremen freilich nur im Lesumer Moore, dagegen schon wieder häufig in den Mooren an der Eisenbahn nach Bremerhaven); südlich von der Linie Osnabrück-Celle wird sie selten. Sie ist eine gegen 1 Fuß hohe Pflanze, welche allenfalls, wenn sie nicht blüht und Früchte trägt, für ein Gras gehalten werden kann. Der Stengel liegt auf dem Boden nieder und bewurzelt sich durch zahlreiche, lange, weiße, vielfach mit Fasern besetzte Nebenwurzeln. Er hat kaum die Dicke einer Taubenfeder. Jeder Trieb hat etwa 3—5 Blätter, welche zwar auf den ersten Blick grasartig erscheinen mögen, aber doch von Grasblättern sehr verschieden sind. Sie sind nämlich von der Seite her flachgedrückt, schwertförmig; jedes tieferstehende umfaßt die nächsthöherstehenden mit seiner Basis. Dabei sind die Blätter um ihre Achse gedreht, im Sommer lebhaft grün, im Herbste aber scharf gelbroth gefärbt. Diese so eigenthümliche, messerförmige Gestalt der Blätter hat der Pflanze in der Stader Gegend den Namen »Schosterknief« verschafft.

Der blüthentragende Stengel richtet sich auf und überragt gewöhnlich die Blätter. Er trägt an der Spitze eine Traube (nicht eine eigentliche Aehre, obwohl die Pflanze danach heißt)

von kleinen schön citrongelben Blüthen. Die Blüthendecke besteht aus sechs linealischen Blättern, welche nicht abfallen. Besonders charakteristisch sind die sechs rothen Staubgefäße mit langbehaarten Stielen. Die Frucht ist eine zugespitzte Kapsel, ganz erfüllt mit feinen, sonderbar gestalteten Samen. Diese haben nämlich in der Mitte einen ganz kleinen Körper, an beiden Enden desselben aber ein gerades weißes Schwänzchen. — Alle Theile der Pflanze werden im Herbste lebhaft gelbroth.

Soviel über den Bau der Pflanze, um auch Laien zu befähigen, sie zu erkennen. Ich wende mich nun zur Frage nach der Giftigkeit der Pflanze. Die Kräuterbücher des siebenzehnten Jahrhunderts wissen gar viel davon zu erzählen; namentlich soll sie die Knochen des Viehes brüchig machen. An einer Stelle heißt es z. B. folgendermaßen:

Mit der andern Specie ist es also beschaffen. Es ist ein Gramen, hat lange spitzige Blätter | der Iris gleich; wenn eine Bestia, wie vorgemeldet | von diesem frisset | zerbricht und zermalmet es ihm zur Stund alle Gebeine auch also | daß man die Beinröhren | in der Haut | umb einen Stecken winden kann | stirbt aber nicht stracks | sondern kann curiret werden | wann man ihm nemlich gestoßene Knochen von einer andern Bestien | so von selbem Kraut gestorben | eingibt: Worauff die Leute an selben Oertern sich auch schicken | und solche Medicin bereit halten.

An eine ernstliche Untersuchung des Thatbestandes dachte man freilich nicht, verlor sich vielmehr in Vermuthungen darüber, ob an den Standorten der Pflanze Blei- oder Quecksilberlager im Boden enthalten seien! Da überdies von andern Gegenden her (die vorstehenden abenteuerlichen Mittheilungen stammten aus Norwegen) keine Bestätigungen der schädlichen Wirkung unserer Pflanze einliefen, so machten sich bald zweifelnde Stimmen laut, und die Sache gerieth nach und nach in Mißcredit. Die Pflanze behielt zwar ihren Beinamen „ossifragum" die knochenzerbrechende, aber es glaubte Niemand mehr an ihre Giftigkeit.

Erst im Jahre 1857 wurde durch Hrn. Apotheker Wattenberg in Rotenburg die Aufmerksamkeit wieder auf die Pflanze gelenkt. In dem sehr trocknen Sommer dieses Jahres hatten zwei Einwohner des Dorfes Kirchwalsede (Amt Rotenburg) eine grasartige Pflanze in einem Moore geschnitten und sie ihrem Vieh vorgeworfen. In Folge davon erkrankte dasselbe an sehr starkem Durchfall und späterer Auftreibung des Leibes; die Milch ward dünn und gallenbitter. Die Krankheitserscheinungen waren in den beiden Ställen ganz übereinstimmend. Eine Kuh starb am 9., eine andere am 16. Tage; die übrigen fünf Stück Vieh erholten sich nur sehr langsam von den Zufällen. Eine Katze, der man eine Schale der schlechten Milch vorgesetzt hatte, crepirte am folgenden Tage (der erste Bericht über diesen Vorfall steht in dem Landwirthschaftlichen Blatte des Vereins für den Landdrosteibezirk Stade; 1857. No. 6; ich habe ihn bei Gelegenheit einer längeren Arbeit über Narthecium wieder abdrucken lassen in der Botanischen Zeitung 1859 No. 19.) Seit jener Zeit habe ich die Frage nach der Giftigkeit unserer Pflanze unausgesetzt im Auge behalten und keine Gelegenheit versäumt, Nachrichten darüber ein zu ziehen. Aus der Presse sind mir folgende Berichte bekannt geworden: Verdener Obergerichts-Zeitung 1860, No. 783, wonach im Jahre 1859 in Kirchwalsede abermals ein Vergiftungsfall vorgekommen ist, sodann: Hannoversches Land- und Forstwirthschaftliches Vereinsblatt 1864. Nr. 39; in letzterem findet sich die Mittheilung, daß zu Uffeln im Amte Fürstenau vor wenigen Wochen drei, in frühern Jahren aber acht Kühe nach dem Genusse der Aehrenlilie gefallen seien. Endlich fand ich noch in der Bonplandia 1861, pag. 59 die Notiz, daß 1860 abermals bei Rotenburg Vergiftungsfälle vorgekommen sind. Freundlicher Mittheilung aus Lüneburg verdanke ich noch die Angabe, daß vor einigen Jahren in der Gegend von Uelzen auch mehrere Kühe in Folge des Genusses von Narthecium crepirt seien.

Diese fortgesetzten Beobachtungen legen es nahe, eine chemische Untersuchung der Pflanze zu wünschen, um vielleicht den wirksamen Stoff derselben auffinden zu können. In Folge eines Vortrages, den ich auf der Naturforscherversammlung zu Karlsruhe hielt, übernahm Herr Professor Walz in Heidelberg dies zu thuen. Er machte auch mit einer kleinen Menge Kraut (ca. 2 Pfd.) Versuche und fand zwei neue Stoffe, eine Säure, Narthecium-säure und einen harzartigen Körper, Narthecin. Ein entscheidendes Resultat lieferte aber die Analyse nicht, und der bald darauf eintretende Tod von Prof. Walz hinderte die weitere Verfolgung der Sache. — Es hat sich nun auf meine Bitte Herr Professor Wöhler in Göttingen bereit erklärt, eine neue Untersuchung der Pflanze in seinem Laboratorium vornehmen zu lassen. Dazu gehört aber eine weit größere Menge von Material (vielleicht das Zehn- bis Zwanzigfache) als früher gesammelt werden konnte, ganz besonders wenn, was doch sehr wünschenswerth wäre, auch weitere Fütterungsversuche mit dem Kraute oder dem Extracte daraus vorgenommen werden sollen. Eine solche Menge ist aber bei der Beschränktheit der Lokalität, an welcher die Pflanze hier wächst, von hier aus auf keine Weise zu beschaffen. — Ich wende mich daher an die Landwirthe des nordwestlichen Deutschland und die Freunde der Botanik in unsern Gegenden mit der Bitte, diese Untersuchung durch Einsammeln von Material unterstützen zu wollen. Das Einsammeln würde am besten im Juni oder Juli, kurz vor oder während der Blüthezeit geschehen; wo die Pflanze sehr dicht und rein bei einander steht, kann sie geschnitten werden, wo dies nicht der Fall ist, muß sie allerdings gepflückt werden. Das Material müßte entweder an mich, oder an das Königliche Universitätslaboratorium zu Göttingen geschickt werden.

Ich hoffe, daß durch recht vielseitige Betheiligung es Herrn Prof. Wöhler möglich werde, einen entscheidenden Ausspruch in der Sache zu thuen, soweit dies überhaupt bei der eigenthümlichen Natur und namentlich der Veränderlichkeit der organischen Stoffe zu erwarten ist und ersuche die im nordwestlichen Deutschland erscheinenden Blätter, diese Aufforderung in ihre Spalten aufzunehmen.

Bremen. Dr. Fr. Buchenau.

Literatur und Kunst.

* Das in diesen Blättern schon mehrfach erwähnte „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrieen. Leipzig. Otto Spamer" hat jetzt mit der Herausgabe des 28.—31. Heftes den vierten Band begonnen, welcher die chemische Behandlung der Rohstoffe darstellen soll. Nach einem recht verständig geschriebenen Blicke auf die Entwickelung der Chemie ist eine freilich nur in den alleräußersten Umrissen gehaltene Uebersicht über den heutigen Stand der Chemie, sowie über die Arbeiten des Chemikers gegeben. Es folgt sodann das Allgemeine über Aufbereitung und Schmelzung der Erze. Unter den einzelnen Metallen ist wie billig dem Eisen der weitaus größte Raum gewidmet; den Abschnitt über Roheisen, Schmiedeeisen und Stahl wird gewiß jeder Leser mit Interesse verfolgen. In den vorliegenden Heften wird die Betrachtung über das Kupfer mit seinen Legirungen (Bronze, Messing u. s. w.) das Blei, Zink, Zinn und die verwandten Metalle bis zum Quecksilber fortgeführt. Die Darstellung ist durchweg sehr klar und dem Stoffe angemessen.

— Als Opposition zur Dante-Feier in Florenz soll, unter den Auspicien des Herzogs Carraciolo Brienzi, ein Band von Citaten aus Dante's Werken in Poesie und Prosa erscheinen, worin namentlich die katholische Anschauungsweise des Dichters hervorgehoben werden soll. Es soll Aufgabe des Comite's in Florenz sein einen mindestens ebenso dicken Band von Stellen des Dichters auszuwählen, wo er die Einigkeit Italiens preist und die Mängel des Papstthums geißelt. — In den meisten Städten wird die Errichtung von Monumenten vorbeitet; eines der schönsten wird in Treviso an der Brücke über den Sillo am 14. d. M. enthüllt werden.

— Zur Dante-Feier haben die Dichter Tennyson, Rückert, Herwegh, Meißner und der ungarische Dichter Arany poetische Widmungen an das betreffende Comité nach Florenz gesandt.

— Hr. Dumas Sohn und Girardin haben sich entzweit. Ersterer hat das Stück des letzteren von Anfang bis zu Ende umgearbeitet, so daß wenig davon blieb. Hr. v. Girardin hat überdies ausdrücklich (vor der Aufführung) erklärt, daß, wenn er allein zu entscheiden hätte, er das Stück zurücknehme, da er darin seine Arbeit nicht erkenne und es für sehr schlecht halte. Nach dem außerordentlichen Erfolge aber, den das Stück gefunden, hat Hr. v. Girardin sich die Sache überlegt, und er thut, als ob Hr. Dumas Sohn gar nicht existire. So hat er, ohne letzterem auch nur ein Wort zu sagen, das Stück für 5000 Fr. an Michel Levy verkauft und diese Summe Fräulein Favart zum Geschenk gemacht. Herr Dumas brauchte nur das Stück des Hrn. v. Girardin veröffentlichen zu lassen, so wie dieser es geschrieben, und der Redacteur der „Presse" wird sogleich zugeben, daß sein Mitarbeiter nicht ohne Verdienst um den Erfolg dieses supplice d'une femme sei.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ß
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 22. Bremen, 28. Mai. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Blicke auf das Blockland bei Bremen.

Von W. O. Focke.

Wenn man an einem schönen Frühlingsabende von der hohen Geest bei Lesum oder Burgdamm nach Süden hinabsieht, so kann man vor sich eine große, platte Wasserfläche erblicken, in weiter Ferne umgrenzt von Baumgruppen, zwischen welche einzelne Häuser und Dorfkirchen halbversteckt herausscheinen. Im äußersten Hintergrunde der Landschaft zeigen sich die schlanken Thürme Bremens, welche im Wasser eines weiten See's sich zu spiegeln scheinen. Verhältnißmäßig selten erfreuen sich die Bremer an diesem lieblichen Bilde, dessen Eigenthümlichkeit schon vor Beginn des Laubausschlages sich zu verwischen pflegt. Etwas Aehnliches muß indeß wohl jener französische Geograph gesehen haben, welcher zur Zeit der Napoleonischen Occupation in's Departement der Elb- und Wesermündungen geschickt wurde um Karten dieser neuen Provinz des Kaiserreichs zu entwerfen, die den Anforderungen der Zeit entsprechen sollten. Der Mann copirte natürlich die vorhandenen deutschen Karten, übersetzte die Namen in's Französische und bereicherte diese gründliche Arbeit dann noch durch seine eigenen Entdeckungen. Den erwähnten großen See bei Bremen fand er auf keiner der bisherigen Karten verzeichnet und registrirte ihn daher auf der seinigen als Mer inconnu.

Dies Geschichtchen aus der „Franzosenzeit“ wird in Bremen von Mund zu Mund weiter erzählt; die betreffende Karte ist leider noch nicht gefunden, und die historische Genauigkeit der Sage daher nicht unbedingt zu verbürgen. Indeß halte ich es doch für eine Pflicht der Gerechtigkeit sie anzuführen, um den viel verspotteten Franzosen in Schutz nehmen zu können. Ueber die Berechtigung des Ausdruckes „Mer“ läßt sich allerdings streiten, namentlich sobald sich im Hochsommer der Grund des ausgetrockneten See's in eine weite Wiesenfläche verwandelt hat; man lernt indeß allgemein in den Schulen, daß der Zirknitzer „See“ in Krain im Sommer vortreffliches Acker und Wiesenland liefere, während schwerlich dabei gesagt wird, daß das „Mer inconnu“ oder, wie wir es in unserm Dialekt nennen, das „Blockland“ bei Bremen sich oftmals fast ebenso verhalten hat. Wenn man aber auch die richtige Wahl des Ausdruckes „Mer“ dahingestellt sein lassen will, so ist doch wenigstens die Genauigkeit der französischen Bezeichnung „inconnu“ in ihrer Anwendung auf die fragliche Gegend durch neuere Forschungen glänzend gerechtfertigt. Man wußte lange Zeit in Bremen von den Blockländer Bauern kaum etwas Anderes, als daß sie wilde Enten „Entvögel“ und Aale zu Markte bringen und daß ihre Wohnungen irgendwo im Sumpfe stehen sollen. — Erst kürzlich hat man dem eigenthümlichen Landstrich besondere Beachtung geschenkt. Kohl theilte in diesem Blatte seinen „Spaziergang durch das Blockland“ mit *). Buchenau führte in seinem topographischen Werke über Bremen manches Interessante an; die große Entwässerungsanstalt, die dort errichtet wurde, lenkte viele Blicke in die weite nahezu baum- und pfadlose, von unzähligen Gräben und Canälen durchschnittene Wiesenfläche.

Vor der Entwässerung pflegt ein großer Theil des Landes selbst mitten im Sommer überschwemmt zu sein, wenn auch der Wasserspiegel durch hohes Gras und Schilf vollständig verdeckt ist. Der umsäumende Deich ist mit wenigen Häusern und Bäumen besetzt; im Innern des Landes liegen aber nur wenige einsame von „Busch“ umgebene Höfe an der kleinen Wumme. Auf's Lebhafteste erinnern die wundervollen Schilderungen ungarischer Sümpfe in Kerner's „Pflanzenleben der Donauländer“ an unser Blockland. Enge Wasserstraßen, welche sich durch hohe Schilfwälder winden, die jede Aussicht unmöglich machen, finden sich im Blocklande eben so gut, wie in der Theißniederung, wenn auch nicht mehr in so gewaltiger Ausdehnung. Die Pflanzenwelt sowohl des Rohrdickichts, als der dasselbe durchsetzenden trüben, dunklen Wasseradern und „Pöhle“ ist in beiden Gegenden ganz dieselbe. Ebenso findet sich die Zsombék-Formation der ungarischen Tiefebene in unserm Blocklande wieder. Tausende von Morgen, namentlich fast die ganze Feldmark Wummensied, werden von „Grovwiskẹ“ (ursprünglich Grobwiese) bedeckt, wie der Blockländer jene merkwürdige Pflanze bezeichnet, die in vielen Sumpfgegenden eine große Rolle spielt. Es ist die Carex stricta Good, ein grasartiges Gewächs, dessen scharfschneidige, feinblättrige, dichte Rasen auf zerstreuten, durch ihr eigenes Wachsthum gebildeten, steilen Hügelchen stehen. Zwischen diesen dichtgesäten ½ — 1' hohen „Bulten“ ist der Boden oft selbst im Sommer mit Wasser bedeckt, in welchem eine ziemlich spärliche Vegetation, unter dem überhängenden Riedgrase versteckt, sich ansiedelt. Für

*) Vergl. Sonntagsblatt 1861 Nr. 44—46.

diese charakteristische Pflanzenformation des Grovwisk bürgert sich in der Wissenschaft der magyarische Name Zsombék ein. Außer ihr haben die Sümpfe des Blocklandes noch zwei andere höchst eigenthümliche Pflanzengruppirungen aufzuweisen, die Calmussümpfe, in denen Acorus Calamus L. die tonangebende, fast alle andere Vegetation verdrängende Pflanze ist, und die „Duwock-Wiesen", welche vorzüglich aus „Duwock" (Equiselum limosum L.) und „Swojegras" (Glyceria fluitans R. Br.) bestehen, außerdem aber mancherlei Kräuter, besonders massenhaft Dotterblume (Caltha) und Fieberklee (Menyanthes) beigemengt enthalten. Auch diese beiden Formationen finden sich im Blocklande in großer Ausdehnung und sind für dasselbe charakteristisch.

Obgleich diese Sumpfwiesen nicht die einzige Erwerbsquelle der Blockländer bilden, ist die Einwohnerzahl doch eine spärliche. Für das Kirchspiel Wasserhorst (ca. 2/5 Quad. Morg.) würden sich etwa 1000 Seelen auf die Quadratmeile berechnen, für die Feldmarken Hemm und Wummensied aber kaum mehr als die Hälfte; eine Zahl, die bei der unmittelbaren Nähe einer Stadt, wie Bremen, äußerst gering erscheint. Es giebt wohl nur wenige Landschaften, welche unter dem Schutze starker Winterdeiche so sumpfig und wasserreich sind, wie unser Blockland. Die Einwohner behaupten, erst in den letzten Jahrzehnten sei die Wassermenge so übermäßig geworden, daß eine große Entwässerungsanstalt nothwendig erschien. Sie glauben, noch ihre Großväter hätten so ziemlich auf dem Trocknen gewohnt. Kohl's Gewährsmänner im Blocklande verlegen diese glückliche Zeit allerdings weiter zurück und meinen, daß der dreißigjährige Krieg die Blüthe ihrer Heimath gestört habe. Bremen's Umgegend hatte indeß so wenig von den Drangsalen jener Schreckenszeit zu leiden, daß diese Behauptung schon an und für sich nicht besonders glaubwürdig erscheint. Geradezu widerlegt wird sie durch von Buchenau angeführte Nachrichten, aus denen hervorgeht, daß im Jahre 1630 das Oberblockland schon eben so naß und niedrig war, wie gegenwärtig, und daß man sich in jenem Jahre keiner Zeit mehr zu entsinnen wußte, in der es dort anders aussah. Man schloß damals nur aus denselben Gründen, wie jetzt, auf eine vergangene bessere Zeit.

Die Sage von der früheren Trockenheit und Fruchtbarkeit des Landes ist keineswegs grundlos; nur ihre Chronologie ist unzuverlässig. Es waren nicht die Großväter der jetzigen Bewohner; es waren auch nicht die alten Blockländer des 16. Jahrhunderts, welche diesen glücklichen Zustand erlebten; es waren vielmehr deren Urahnen. Wie im Jahre 1630, so sind auch jetzt noch die Wurten und die versumpften Aecker der ehemaligen Hemmsfater und der Ansiedler an der Achterstraße zu erkennen. Die Blockländer wissen die Stellen ganz genau; sie zählen etwa 15 ehemalige Höfe an der kleinen Wumme in ihrem Laufe von der Munte bis zum Dammsiel, während jetzt nur noch drei, oder anders gerechnet fünf existiren. In dem Theile des Blocklandes, der die Wetterung heißt, giebt es noch viele Ländereien, welche durch deutlich erkennbare Seitenfurchen und erhöhte Mittelrücken eine ehemalige Beackerung mittelst des Pfluges verrathen. Weiter abwärts an der Hemmstraße verschwinden diese Zeichen früheren Getreidebaues allmälig; doch sollen sie noch in der Nähe jener Hofstätte vorkommen, die als Zeugniß von einem ehemaligen Anbau den Namen der „Capelle" trägt. Diese frühere Bevölkerung der Ufer der kleinen Wumme darf man sich freilich nicht allzugroß denken; aber ihr Dasein bezeugt doch, daß es vormals im Blocklande anders aussah, als jetzt.

Kohl hat uns eine ganze Reihe von Ursachen aufgezählt, denen die Blockländer die zunehmende Versumpfung ihrer Heimath zuschreiben; diese Gründe sind indeß jedenfalls irrig. Die einzigen Vorgänge, welche die Erscheinung des Versumpfens der alten Marschen genügend erklären, sind die Erhöhung des Flußbettes der Unterweser durch aufgeschwemmten Sand und das allmälige Versinken der ganzen deutschen Nordseeküste.

Die Bodenbildung und damit auch die Vorgeschichte sind im Blocklande wesentlich dieselben, wie in den andern Marschen an der deutschen Nordseeküste. Es gab eine Zeit, zu welcher das Blockland mit einem dichten Urwalde von Eichen, Erlen und Weiden bedeckt war. Die Eiche ist ein Baum, der sich selbst über ein ihm zusagendes Gebiet nur sehr langsam weiter verbreitet; man darf sich daher die Waldperiode nicht gar zu kurz denken, obgleich sie verhältnißmäßig von nur geringer Dauer war. Der alte Blockländer Urwald war sicher feucht und sumpfig; allein trotzdem beweis't seine Existenz uns mit voller Bestimmtheit, daß seit seinem Emporwachsen eine bedeutende Senkung unseres Küstenstriches stattgefunden hat. Die im Boden des Blocklandes gefundenen Baumstämme liegen zum Theil nur wenige Fuß über dem Ebbespiegel und tief unter der mittleren Fluthhöhe der Nordsee. Bei solchen Niveauverhältnissen konnte natürlich keine Landvegetation, geschweige denn Baumwuchs bestehen; man muß vielmehr aus den angeführten Thatsachen, verglichen mit den topographischen Verhältnissen der Gegend, den Schluß ziehen, daß das Blockland zur Zeit, als die unter ihm begrabenen Eichen grünten, wenigstens 15—20 Fuß höher, als gegenwärtig, über dem Meeresspiegel lag. Unter den Baumstämmen findet man einzelne, die in ihrem ganzen Umfange an einem Ende verkohlt sind; hieraus läßt sich schließen, daß Menschen von niederer Culturstufe schon zur Zeit der Marschwälder in unsern Gegenden gebaus't und diese Stämme mit Feuer gefällt haben.

Der Untergang des Urwaldes wurde durch die allmälige Senkung des Landes herbeigeführt; die Fluthen der Weser durchbrachen die schützende Dünenkette; die kräftigen Bäume wurden von ihnen unterwühlt und vom Weststurm dahingestreckt; Schilf und Rohr wucherten üppig auf ihren Resten. Jedes Frühjahr brachte deren neue Ueberschwemmungen, bald konnte kein Baum mehr in dem versumpften Lande vegetiren; dies ward in eine große Rohrwiese verwandelt. Der vom Flußwasser mitgeführte Schlamm lagerte sich nun über den ehemaligen Waldungen ab; es entstand allmälig die mächtige Thonschicht des Blocklandes. Die Niveauverhältnisse wurden dadurch nach und nach wieder günstiger. Während der ersten Hälfte des Mittelalters haben wir uns unser Blockland als ein von zahlreichen, sich verschlingenden Flußarmen durchzogenes Wiesenland zu denken. Wollen wir uns eine Vorstellung machen von dem Zustande der „Wüsteneien" und der „unbebauten Sümpfe und der öden Brüche", die unsere alten Urkunden erwähnen, so werden wir uns diese Gegenden etwa wie das Außendeichsland an der Wumme zwischen Borgfeld, Seebergen, Fischerhude und Oberneuland vorzustellen haben. Die Gräben und Canäle in diesem weiten, niedrigen Wiesenlande müssen wir uns freilich wegdenken; charakteristisch sind dagegen die zahlreichen, natürlichen Flußarme, welche hier „Striche" oder eigentlich „Streeke" genannt werden, eine Bezeichnung, die sich auch in andern Gegenden Niedersachsens, z. B. an der Hase, wiederfindet. Dies Bild paßt auch für das alte Blockland. Denken wir uns das jetzige von solchen „Streeken" durchzogen, so war unter diesen jedenfalls der Arm der bedeutendste, dessen Bett heute von der kleinen Wumme eingenommen wird, dem früher vorzugsweise von Weserwasser gespeis'ten Flußlaufe. Neben ihm flossen andere, winterliche Rinnsale, welche das Hollerland durchzogen und sich bei Mahndorf vom Hauptstrom abzweigten. Zu diesen kommt dann die Gete hinzu, der unterhalb

Hastedt sich abzweigende Weserarm, dessen Bett zwischen Hastedt, Schwachhausen und Horn noch jetzt leicht zu verfolgen und deutlich zu erkennen ist. Von Horn aus wird dieser Fluß unter verändertem Namen ungefähr dem Laufe der kleinen Wumme gefolgt sein. Er führte den befruchtenden Schlamm des Weserufers mit sich und lagerte ihn zunächst an seinen Ufern ab, die dadurch sich erhöhen und in ihrem Graswuchs wesentlich verbessern mußten.

Der Anbau des längst seines Urwaldes beraubten Blocklandes ging von der Sanddünenkette aus, welche den Südwestrand der Niederung begrenzt. Die jetzigen Dünendörfer existirten ohne Zweifel schon in heidnischen Jahrhunderten. Bei dem zu Willehad's Zeit schon genannten Oslebshausen ist ein altgermanischer Grabhügel mit Urnen gefunden; Walle Gröplingen und Grambke werden gleichen Alters sein. Einige der äußersten niedrigen Sandplätze, die als Vorposten der eigentlichen Dünen aus dem Sumpfe sich erheben, scheinen ebenfalls in frühester Zeit als Wohnstätten gedient zu haben, bis das Anwachsen der Gewässer zum Verlassen derselben zwang. Die älteste Ansiedlung im eigentlichen Blocklande selbst ist sicherlich die isolirte hohe Düne von „Horst“ an der Wumme, das jetzige Wasserhorst; die übrigen Feldmarken jenes Landes, nämlich Wummensiet, Hemm, Niederblockland und Wetterung sind indessen sämmtlich, wenn auch stückweise, doch planmäßig angelegt; sie haben keine Gemeindeländereien, sie verdanken, ihre Entstehung einem späteren regelrechten, geordneten Anbau.

Von den Dünendörfern aus konnten aber die angrenzenden Theile der Blockländer Wiesen benutzt werden; allmälig wurden sie in Cultur gezogen, und so geschah der erste Schritt zur weiteren Gewinnung des Landes.

Es begann die Ansiedlung zu Hemm. Die fruchtbaren, verhältnißmäßig hohen und trocknen Ufer der kleinen Wumme boten den ersten Anbauern die meisten Vortheile und ermöglichten die brauchbarsten Land- und Wasserverbindungen. Zwei große Wege wurden von den Dünendörfern aus an die Gestade dieses Flusses geführt. Der obere, die Hemmstraße (jetzt Hempstraße) geht von der Dorfschaft Utbremen aus auf die kleine Wumme zu, überschreitet den Fluß und führt dann, seinem Laufe folgend, an seinem rechten Ufer hinab; der zweite dieser Wege, geht von Walle aus. In nördlicher Richtung nähert sich die Wallerstraße der kleinen Wumme, erreicht aber das Ufer erst im untern Laufe derselben und folgt diesem dann bis zur Mündung in die große Wumme. Dieser Weg machte den Bewohnern von Walle die Ausnutzung des Wiesenlandes bis in weite Entfernung von ihrem Dorfe hin möglich, dessen Feldmark in dieser Richtung bis tief ins Blockland sich hineinstreckt. Erst am untern Ende der Wallerstraße findet sich eine Hofstätte, „Bavendamm“. Es ist dies so viel bekannt die einzige Ansiedlung, die je an diesem Wege gegründet wurde; die wichtigere Hemmstraße erschloß dagegen das Land zwischen der kleinen und großen Wumme, dessen Anbau wegen zu großer Entfernung nicht füglich mehr von den alten Dörfern von Walle und Utbremen aus betrieben werden konnte. Es bildete sich daher an der kleinen Wumme die bereits erwähnte Ortschaft Hemm, deren Entstehung mit der Anlage der Straße etwa gleichzeitig sein dürfte, eine Niederlassung, die, wie kürzlich nachgewiesen, durch Holler geschah und offenbar bald zu einer gewissen Blüthe gelangte; sie erhielt ihre eigne Capelle und wird öfter in alten Documenten erwähnt. Es ist wichtig, daß die Feldmarken Hemm und Niederblockland erst in neuster Zeit zusammen geworfen sind; ursprünglich waren sie völlig getrennt, und noch im vorigen Jahrhundert stand Hemm in keiner engern Verbindung mit dem Niederblocklande, bildete vielmehr mit der Wetterung das Oberblockland und blieb deßhalb auch nach dem Stader Vergleich von 1741 bei Bremen, während das ganze Niederblockland an Kurbraunschweig abgetreten wurde. Noch bei der Volkszählung von 1823 führte man die Hemmstraße als besondere Ortschaft auf. Die Grenze zwischen der ehemaligen Feldmark Hemm und dem Niederblocklande wird durch die „alte Wetter“ gebildet, einen Siet, dessen Name schon bezeichnend genug ist. Auch läßt eine Betrachtung des Grundrisses beider Feldmarken deutlich erkennen, daß sie nicht gleichzeitig und nach einem gemeinsamen Plane bebaut sein können. Das regelmäßigere Wetternsystem des eigentlichen Niederblocklandes ist offenbar jüngeren Ursprungs, als der Anbau von Hemm.

In welche Zeit die ersten Deichbauten im Blocklande zu setzen sind, dürfte schwer zu ermitteln sein; wir finden indeß noch die Spuren mehrerer ehemaliger Deichsysteme vor. Der „alte Deich“ ist ein breiter Graben, der die Scheide bildet zwischen den in's Blockland eingreifenden Gemarkungen von Gröplingen, Oslebshausen, Grambke und Grambkermoor und zwischen dem eigentlichen Blocklande. Schon früher war er ganz ansehnlich, jetzt wird er zum Zweck der Entwässerung zu einem 70 Fuß breiten Canale erweitert. Der Damm, von welchem der alte Deich seinen Namen entlehnt haben wird, konnte nur die in der Blockländer Niederung liegenden Ländereien jener Dünendörfer gegen plötzliche Ueberschwemmungen schützen; er hatte also nur geringe Ausdehnung. Umfassender war schon das zweite Deichsystem. Die Hemmstraße und der zweite Theil der Wallerstraße waren ohne Zweifel dammartig erhöht; dann zieht sich am linken Ufer der kleinen Wumme von der Hemmbrücke bis zu der Stelle, wo die Wallerstraße an den Fluß tritt, der „Otterdeich“ hin, ein schmaler Streifen, der jetzt nicht mehr als Deich zu erkennen ist, aber einen Namen führt, der auf ein hohes Alter hinweist (Otter-Wasser). Dann muß man nothwendig annehmen, daß die Wallerstraße sich bei dem jetzigen Dammsiel an einen Deich ansetzte, welcher Wumme abwärts über Wasserhorst nach dem späteren Orte Burg führte. Das Deichsystem dieses Wummedeiches, der Wallerstraße, des Otterdeiches und der oberen Hemmstraße umschloß das ganze Land am linken Ufer der kleinen Wumme, darunter auch die Feldmarken Wasserhorst und Wummensiet. Auch am rechten Ufer der kleinen Wumme wird die Hemmstraße deichartig erhöht gewesen sein; doch sind daselbst keine näheren Spuren eines vollständigen ersten Deichsystems zu finden; nur ein kleiner Binnendeich, schützt die Niederblockländer Feldmark und Hemm vor den Gewässern der Wetterung, die sog. Sietwenje oder Sielwendieg, das ist eine Wasserscheide zwischen zwei Sielen oder Entwässerungssystemen.

So sehen wir die Ufer der kleinen Wumme in ihrem Unterlaufe an beiden Seiten eingedeicht. Wir dürfen uns diese Dämme aber weder hoch noch stark denken. Sie waren gewiß nur Sommerdeiche, und man sollte denken, daß die ehemaligen, längst verlassenen Wurten der neuen Ansiedler beträchtlich höher waren; die Blockländer selbst behaupten indeß, dieselben müßten sehr niedrig gewesen sein. Sie geben zu, daß deren ehemalige Höhe nicht direct nach der jetzigen beurtheilt werden könne, aber sie sind der Ansicht, das Material zu einer hohen Wurt müsse doch irgendwo in der Nähe zerstreut sein und könne nicht spurlos verschwinden. Diese Gründe erscheinen allerdings als beweisend und unterstützen die Hypothese von der fortdauernden Senkung des Landes. Die kleine Wumme war bei der Anlage jener Wurten am rechten Ufer noch ein offner Fluß; die s. g. „Ohnewehrwischen“ in der Utbremer Feldmark weisen durch ihren Namen wohl auf jene Zeit hin, als sie unbedeicht den Ueberschwemmungen dieses Gewässers ausgesetzt waren; nahe dabei finden wir

an der Hemmstraße und der kleinen Wumme sogar die Bezeichnung eines „Groden“, einen Namen für Außendeichsland, der eigentlich nur im Ebbe- und Fluthgebiete gebräuchlich ist. Wie lange nun die kleine Wumme ein offener Fluß blieb, ist nicht bekannt. Der Verschluß ihrer Mündung zur Anlage des Dammsiels ward erst nach Abdämmung der Gete ermöglicht; erst nach diesem Unternehmen konnte an die vollständige regelrechte Bedeichung des ganzen Blocklandes gedacht werden, an die Verwandlung dieses Landstriches in eine Binnenmarsch.

Leider ist der Zeitpunkt, wann dies geschah, nicht näher bekannt. Es ist oben nachgewiesen, daß das Niveau des Blocklandes im Verhältniß zum Nordseespiegel in vorgeschichtlicher Zeit sich bedeutend gesenkt hat; wahrscheinlich dauerte diese Senkung auch später noch fort. Jetzt liegen große Theile des Blocklandes nur noch etwa einen bis anderthalb Fuß über der mittleren Fluthhöhe der Nordseeküste und bedeutend unter der niedrigsten Fluthhöhe in der Wumme. Dies Verhältniß ist so ungünstig, daß weder ein Anbau an der Hemmstraße, noch eine vollständige Eindeichung der Blockländer-Marsch im Mittelalter denkbar ist. Man ist daher zu der Annahme gezwungen, daß die Senkung während des Zeitraums zwischen der ersten Eindeichung und der Gegenwart noch mehrere Fuß betragen haben muß. Das Außendeichsland an der Wumme konnte sich inzwischen durch zugeführten Schlamm erhöhen, und Messungen über den Niveauunterschied zwischen den Groden und dem Binnendeichslande in der unteren Wumme werden den Betrag der Senkung annähernd erkennen lassen. Ein zweites Moment hat dann die Versumpfung des Landes noch weiter befördert. Die Versandung der Unterweser verlangsamt den Abfluß des Ebbestroms und bewirkt dadurch in der Weser und den Nebenflüssen eine Erhöhung des gewöhnlichen Niedrigwasserspiegels. Daher wird die Zeit, während welcher die Siele das Binnenwasser entleeren können in den durch diese Verhältnisse betroffenen Marschen immer kürzer und knapper.

Die zunehmende Versumpfung des Blocklandes nach Errichtung des Wummedeiches führte den Verfall der Ansiedelungen an der Hemmstraße herbei. Die Bevölkerung drängte sich an jenen Deich, welcher sie zu bewachen hatte und ihr mehr Sicherheit und einen besseren Verkehrsweg bot, als die Hemmstraße mit den vereinzelten Gehöften im Binnenlande. Die Bewohner der Wetterung an der Achterstraße und Hemmstraße siedelten vielleicht einfach über an das andere Ende ihrer Ländereien, an dem der neue Deich lag; ähnlich mögen es einige Anwohner der untern Hemmstraße im Niederblocklande gemacht haben. Gegenwärtig finden sich nur noch fünf bebaute Wurten an der kleinen Wumme in ihrem Laufe durch das Blockland: in der Wetterung ist keine mehr geblieben, in der ehemaligen Feldmark Hemm stehen noch die oben genannten; im eigentlichen Niederblocklande findet sich noch eine ganz in der Nähe von Dammsiel, endlich liegt am linken Ufer in der Wummensieder Feldmark der schon erwähnte Hof Bavendamm. Es ist nicht bekannt, daß die Zahl dieser einsamen Gehöfte in den letzten Jahrhunderten Zunahme oder Abnahme erfahren habe, und die andern ehemaligen Wurten sind vermuthlich bald nach der Vollendung des Deiches verlassen worden.

Die Geschichte der Besiedelung des Blocklandes läßt sich in ihren Hauptzügen durch eine Untersuchung der natürlichen Beschaffenheit der Gegend erkennen. Eine Einwanderung von fremden Anbauern wird in beschränkterem Maße stattgefunden haben, als man angenommen hat; denn das Land ist nicht nach Einem Gemeinsamen Plane bebaut. Die Richtung der beiden Straßen an der kleinen Wumme deutet darauf hin, daß die Ansiedlungen wie dargestellt, von den Dünendörfern ausgingen. Höchstens das Niederblockland nebst Wummensied und Wetterung mag vorzugsweise von Fremden colonisirt sein. Kohl nimmt als ausgemacht an, die Blockländer seien von friesischer Herkunft; er liefert aber keine Beweise für diese Ansicht. Das Fehlen der Pferdeköpfe auf den Giebeln der Blockländer Häuser ist für diese Frage ohne Bedeutung, da auch die Dünendörfer und die ganze Geest nördlich von Bremen z. B. das Gebiet von Blumenthal und Osterholz diesen althergebrachten Schmuck entbehren. Wäre dies Merkmal wirklich entscheidend, so würden altsächsische Lande für friesisch gehalten werden müssen. Die Gelehrten sind manchmal etwas leichtfertig mit den Friesen umgegangen und haben dieselben für Alles verantwortlich gemacht, was die Herren nicht zu deuten wußten; alle ungewöhnlichen Wörter und Personennamen hat man häufig kurzweg für friesisch erklärt und damit abzuthun geglaubt. Auch im Blocklande findet man manche eigenthümliche Namen, Ausdrücke und Wortformen; doch bedürfen dieselben sicherlich noch eines eingehenderen Studiums, bevor sich etwas Zuverlässiges über ihre Herkunft sagen läßt. Die Blockländer unterscheiden sich in Sitte, Geräth und Sprache bestimmt von den Anwohnern der oberen Wumme, namentlich auch von ihren Nachbarn in Borgfeld, dagegen nähern sie sich schon weit mehr der Bevölkerung der werderländischen Dünendörfer. Allerdings finden sich auch Abweichungen, so daß man wohl eine Mischung der Abkömmlinge dieser Dünenbewohner mit fremden, vielleicht friesischen, oder holländischen Einwanderern annehmen darf, ein Sammelvolk, aus dem die jetzigen Blockländer entsprossen sind. Von Interesse wird es sein unzweifelhaft friesische Eigennamen und Ausdrücke im Blocklande nachzuweisen und das Feld, das hier der Forschung sich bietet, ist kein dürftiges.

---

* Fragment aus: „Das Runenschwert.“

Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Von K. A. Nicander.
Aus dem Schwedischen übertragen
von Eduard Ziehen.
(Fortsetzung.)

Siebenter Auftritt.

Hulda. Emund.

Emund.

Hier ist's gar finster. Hulda bist du hier?

Hulda.

Ja dunkel ist's hier, Vater!

Emund.

Auf die Lampe
Laß Oel uns gießen; neu wird sie uns leuchten.

Hulda.

Ich habe keins. Der Mond war meine Lampe.
Lang' hab' ich still und einsam hier gesessen;
Du bist gar lange, lange ausgeblieben.

Emund.

Am Abend treibt es mich hinaus, wenn Dunkel
Vom Meere kommt und seinen Schleier breitet
Ringsum die Insel und mein Leid verhüllt.
Wenn ich so wandre in der Dämmrungsstunde
Und leis den Thau herniederträufeln sehe,
So denk' ich, morgen werde ich vielleicht
Auf Wies' und Feld ein neues Leben schauen —
Doch all mein Hoffen war bis jetzt vergebens.
Wohl bin ich heute lang' geblieben, denn im
Gespräche mit Ansgarius, dem Bischof,
Und andern Priestern floh die Zeit dahin;
Gebetet hab' ich auch in der Kapelle.
Ich weiß nicht wie, doch freud'ger bin ich heut'
Als sonst, und größer ist auch meine Hoffnung,

Denn klar floß das Gebet aus meinem Herzen
Und licht und warm war Alles um mich her.
Und als ich mich erhob — ich hatte knieend
Im Thor gebetet — sieh', da schien der Mond
So lieblich durch des Tempels hohe Fenster;
Tief in die Seele flossen seine Strahlen.
Mir war's, als läs' ich Gnad' auf seiner Scheibe
Mein Gram zerrann. Da dacht' ich: Gott hat 'ch
Vielleicht erbarmet und mir nun verziehen
Die Schuld, den Zweifel und die wilde Klage.

Hulda.

Die Schuld? die ist nicht groß, du guter Vater!
Doch deiner Tochter Schuld ist desto größer.
Um meinetwillen liegen öd' die Felder,
Ich hab' den Zorn des Herrn herabgerufen —
Heut' Abend g'rade hat es ihm gefallen,
Die Augen mir zu öffnen. Meinen Bund
Mit ihm, den Taufbund, hab' ich schlecht gehalten.
O laß Verzeihung deine Tochter finden
Für all' den Kummer, den sie dir bereitet,
Für all' die Thränen, die sie dir entpreßt,
Für all' die Aehren, Blätter, Halme, Blumen,
Die sie von deinen Feldern dir geraubt
Gleichwie die Rosen hier von deinen Wangen.

Emund.

Du täuschest dich, mein Kind! du bist nicht schuldig
Am Fluch des Himmels, der mich hat getroffen.
Dein Herz ist rein, der Herr wird nimmer rächen
Am sündenlosen Kind des Vaters Schuld.
Dein Flehn und deine Thränen haben ihn
Versöhnt und seine Gnade mir erworben.

Hulda.

Vergiftet haben sie die Luft ringsum.

Emund.

Du hast ja keine Sünd' begangen, Tochter!

Hulda.

O nur zu viel. Schon lange ist der Same
Der Sünde in der Seele aufgekeimt
Und üppig aufgewuchert bis zur Knospe.
Die habe ich mit eitler Freud' gehütet
Und sehnsuchtsvoll auf ihr Erblüh'n geharrt
Und sie erblühte. Ihrem Purpurkelche
Entströmte holder Duft und süßer Thau.
O weh! als heute nun die letzte Rose
Die Blätter öffnete, floß Gift heraus.

Emund.

Ich bebe, ob ich gleich dich nicht verstehe.
Erkläre dich!

Hulda.

Schon lang' hast du gesehen
Mit stillem Beifall mein' und Alriks Liebe
Und deines Alters Hoffnung drauf gebaut.
Gedenkst du, Vater, noch des schönen Abends,
Als du zuerst gewahrtest unsre Liebe?
Wir stiegen in das Schifflein, um zu rudern
Nach Lofo's Strand, der Nachtigall zu lauschen
Die dort so zaub'risch süß und klagend schlägt.
Still war es rings, der See lag spiegelklar,
Der Abendstern beglänzte seine Flut.
„Schau dort die Perle“ rief ich, beugte mich
Zu weit hin über'n Rand des Kahns und sank
In's Wasser — Alrik sprang, gerüstet wie
Er war, mir nach und riß mich stark empor.
Doch ich war stumm und bleich. Wir landeten.
Du zogst den Kahn voll Bangen auf den Strand,
Und Alrik trug mich auf die grüne Wiese
Und legte mich auf einen Hügel, in
Des Grases Lilien — und die Nachtigall
Die warnte mich mit hellem Klageton
Der erste Kuß gab mir das Leben wieder —
Da welkte auf dem Baum das erste Blatt,
Da schwärzte sich des Feldes erste Aehre,
Denn meine Lieb' war sündig — Gott ergrimmte,
Daß einem Heiden ich die Glut geweihet,
Die nur für Ihn im Herzen hier darf lodern
Bis diesen Tag hielt Blindheit mich umfangen,
Doch nun ist es vorbei. Zum letzten Mal
Hat er mich hier besucht. Mit grauf'gem Eid
Hat selbst er unsre Trennung ausgesprochen.

Emund.

Ich kenne diesen Eid; ein fremder Priester
Gleich einem Geiste raunte in das Ohr
Mir diese Kunde, als ich heimwärts ging.
So frisch, so froh war ich vom Beten worden,
Daß ich kaum noch dran dachte, aber nun —
Wie düster wird es wieder in der Seele!
O wäre deine Schuld doch mein! Zu frühe
Mußt du des Lebens bittern Becher leeren.
O weine nicht! Gewiß ich bin's allein,
Dem Straf' gebührt — mein ist die Sünd', o Herr!
Wenn Lieb' vor deinem Richtstuhl Sünde heißt,
Ich glaub' es nicht, du Urquell aller Liebe!

Hulda.

Den aber lieben, welcher Krieg erklärt
Gott und den Engeln, welcher sich mit Schwert
Und Helm und Speer gewaffnet gegen Alles,
Was heilig ist, kann nicht dem Herrn gefallen
Ich, leider! lieb' ihn noch: mit manchen Thränen
Muß ich die glühendheißen Küße tilgen,
Die er mir gab, und das Vergessen lernen.
Von Himmelshöhen werd' ich Trost und Stärke
Empfah'n im harten Kampf, der meiner harrt.
Als ich hier stand und weinte, nicht aus Reue,
Aus Schwachheit einzig, über den Verlust,
Da hob der Mond sich aus der Wolke Arm
Und glänzte klar am dunkelblauen Himmel.
Voll Scham stand ich nun vor der Mutter Gottes,
Befleckt und sündig, und die lichten Strahlen
Die aus dem Monde quollen, gossen nieder
Ein Meer von Schuld und Reu' in meine Brust.
Die Bürde drückt mein junges Herz zu Boden.
So jung und schon so strafbar — ist's nicht schaurig?

Emund.

Weh' mir!

Hulda.

Ich kann nichts thun als Gnade suchen.
Ein milder Wink von dem Versöhnungslande
Hat mir geoffenbaret meine Pflicht.
Weit werd' ich wandern.

Emund.

Weit? Wie weit? Ich folge
Dir rastlos wie ein Schatten — ja, ein Schatten
Ist nun der alte Emund hier auf Erden.
Du bist mir Stütze, Leuchte, laß mich nicht
In Nacht zurück, sonst ist's um mich gescheh'n;
Im Dunkel ohne Licht ist nichts der Schatten.

Hulda.

Ich gehe morgen. Hier kann ich nicht bleiben;
Du siehst ja selbst, wie deine Ruh' ich störe.
Je weiter ich fortwandre, desto besser
Für dich. Neu werden deine Fluren grünen
Und Glück und Segen auf dich nieder strömen,
Sobald mein Fuß nicht mehr auf ihnen wandelt,
Vielleicht kehrt deine Tochter rein von Schuld
Dereinst zu dir zurück.

Emund.

Wir scheiden nicht.
Mir grauset's auch, hier länger noch zu weilen.
Es hat der Greis vielleicht noch Kraft genug
Zur langen Reise' — sollt ich müde werden
Und sterben — sterb' ich in deinen Armen!
Wohin?

Hulda.

Nach Christi Grab im heil'gen Lande.

Emund.

Was kannst du weiter dorten noch beginnen,
Mein armes Kind? Es reichet deine Kraft
Nicht aus, der Reise Mühen zu ertragen.

Hulda.
Schwach bin ich wohl, denn ich bin krank, mein Vater,
Und hier kann keine Arzenei mich heilen.
Der Hauch der hohen, heil'gen Palmen aber
Wird stärken mich; des Wanderns Wechselbilder,
Die Wunder Gottes in den fernen Ländern
Und neue Fluren, eine mildre Sonne,
Die Luft im Lande, wo der Herr gelebt —
Dies Alles wird mich zauberstark verjüngen;
Die Plage selbst, die Noth, des Kreuzes Bürde
Wird meine Sünde tilgen und mein Auge
Zur Gnadenheimat wenden, wo der Ew'ge
Umringt von Engeln, thront in lichter Pracht.
Es läßt mir keine Ruhe, bis ich wandre,
Doch werd' ich vorher mit dem Bischof reden:
Ich will ihm meinen Plan verkünd'gen und
Von ihm mir holen einen Segenswunsch,
Ein Wort des Trostes für den langen Weg.
Dann wandre ich, und von mir weicht die Qual,
Da mein Gedanke heil'gem Ziel zueilt.

Emund.
Du Heil'ge! Deine Worte rufen wach
In mir Gefühle, wundermild und hold.
O gönne mir's, an deiner Seit' zu wandern!
Verweigerst du es mir, so weiß ich schon
Das Grab auf kürz'rem Wege zu erreichen.

Hulda (in seine Arme sinkend:)
So folge mir, mein Vater, wenn du mich noch
Für würdig hältst, daß ich als Kind dir diene.
Bei Tage wandern wir und ruhn bei Nacht
In eines Menschen Hütte oder in
Der Hütte Gottes, in dem stillen Walde.
Dein graues Haupt soll ruhen sanft und weich
Auf Hulda's Schooß — du schlummerst, wenn ich bete;
Denn wachen will ich wie des Himmels Sterne,
Bis daß mein ganzes Wesen wird Gebet,
Ein Gotteshauch, der leise dich umschwebt.
Dann will ich leuchten dir mit Himmelsschein,
Wenn du heimziehst zu deinen alten Fluren,
Die deiner harr'n mit Blumen und mit Früchten.

Emund.
Wir suchen Frieden, meine Tochter! Frieden
Mit Gott — er kann nicht unversöhnlich sein.
Er liebt dich und drum wird er mir verzeihen.

Hulda.
Nun laß uns, eh' die Nacht sich niedersenket,
Zu unsrem Bischof geh'n, den Abschiedsgruß
Und manchen guten Rath uns zu erbitten;
Des Weisen Rath bedürfen sehr die Schwachen.

Emund.
Ich folge dir. O Herr voll Himmelsgnade,
Schau' leuchtend her auf unsre dunklen Pfade!
Ich' lösch die Lampe. Deiner Gnade Licht
Ist unsre Lampe nun und Zuversicht.

(Er löscht die Lampe aus und geht mit
Hulda fort.)

(Der Vorhang fällt.)

(Schluß folgt.)

* Taube, Adler und Krähe.

Es stieß vom Norden her ein grimmer Dränger,
Ein Geier, nieder auf die schwache Taube,
Die sicher sich gewähnt im grünen Laube;
Schon zog er seine Kreise eng' und enger.

Es ward der Taube bang' und immer bänger;
Sie rief dem Aar, fast schon dem Feind zum Raube:
„Auf dir, der Vögel König, steht mein Glaube!
O rette, räche mich; Was säumst du länger?“

Und sieh! aus seiner Wolkenhöhe droben
Rauschte der Aar, wie wenn Orkane toben:
Der Geier floh, daß ihm die Federn stoben.

Des Adlers Kraft nun preist der Vögel Reigen;
Doch während ehrfurchtsvoll sich alle neigen,
Was krächzt der Krähen Chor? Sie sollen schweigen!

L. F.

* Aus dem Künstlerverein.

Am 17. Mai hielt im Künstlerverein Herr Vicar E. Bulle den 9. Vortrag aus dem historischen Cyklus. Derselbe hatte sich zum Thema das „Leben der Wissenschaft im Mittelalter erwählt. Er begann mit einer Darstellung der Universitätsverhältnisse in jener Zeit, schilderte die Muster-Universitäten von Bologna und Paris in ihren von einander wesentlich abweichenden Institutionen, Lehrmethoden sowie den Charakter des mittelalterlichen Studentenlebens. Sodann ging der Vortrag auf die Darstellung der Wissenschaft des Mittelalters selbst über. An dem concreten Beispiele Abälards wurde die Scholastik deutlich gemacht. Die großen Gegensätze von Realismus (welcher mit Plato festhält, daß die allgemeinen Begriffe wirkliche reale Existenzen sind) und Nominalismus (der jene allgemeinen Begriffe z. B. Schönheit, Wahrheit 2c. nur für leere Namen erklärt) bewegten das Leben der Scholastik und machten das der Scholastiker zu einem fortwährenden Tournier dialektischer Wettkämpfe. Das Verhältniß Abälards zu Heloise bildete dafür den gemüthlichen Hintergrund. Abälards Geschichte und die Auseinandersetzung seiner wissenschaftlichen Bedeutung wurde fortgeführt bis zu seinem Zusammenstoß mit St. Bernhard von Clairvaux. An diese Persönlichkeit knüpfte sich nun die Charakteristik der Mystik, des tiefen, begeisterten Gemüthslebens der Mittelalterlichen an, welche die zweite Seite der wissenschaftlichen Bestrebungen bildet. Auch diese wurde nach ihrer Methode des contemplativen, symbolischen und asketischen Denkens und Lebens geschildert, die Schule von St. Victor kurz dargestellt und endlich die Verderbniß der Mystik zu einem sinnlichen Gefühlsschwelger sowie die der Scholastik zu einem leeren Kram von Spitzfindigkeiten angedeutet. Der Vortrag schloß mit der trefflichen Uebersetzung A. F. Follens von dem bekannten herrlichen Grabeshymnus der Heloise auf den Geliebten ihres Herzens, den großen Abälard.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Vogt. Form und Gehalt in der Aesthetik. — Bacano. Theater-Plaudreien. — Heimsöth. Kritische Studien zu den griechischen Tragikern. — Bacher. Sibylle von Cleve. — Oelckers. Humoristische Geschichten. — Bouilly. Der Abbé de l'Epeé. — Kaner. Ueber die Flugschriften Friedrichs des Großen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. — Dohm. Die spanische Nationalliteratur. — Willkomm. Der letzte Trunk. — Pierson. Geschichte der französischen Revolution. — Rodenberg Diesseits und jenseits der Alpen. — Schmidt-Weissenfels. Die Stadt der Intelligenz. — Huber. Die genossenschaftliche Selbsthülfe der arbeitenden Klassen. — Balett. Eine gekrönte Dichterin. — Köster. Wie es sich treibt. — Hosäus. Prinz Louis Ferdinand. — Wisemann. William Shakespere. — Vierordt. Die Einheit der Wissenschaften. — Herbst. Friedrichs des Großen Antimachiavell. — Baumgarten. Geschichte Spaniens vom Ausbruche der französischen Revolution. — Marx. Erinnerungen aus meinem Leben. — Wild. Grisella. —

* Das Maiheft von Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften enthält wiederum die ausgesuchtesten Beiträge. Wir glauben dasselbe am besten durch einfache Aufzählung des Inhalts zu empfehlen. Eine größere Erzählung von Julius Grosse „Eine alte Liebe“ eröffnet das Heft. Dieser folgt eine interessante Skizze „Mozart's Aloysia“ aus der Feder des bekannten Musikhistorikers Ludwig Nohl. Karl von Holtei theilt vier bisher ungedruckte Briefe Göthe's an den Frhrn. von Schuckmann mit. Hettner giebt die Fortsetzung seines klassischen Aufsatzes über „Herder“ und Karl Vogt den zweiten Theil seines naturwissenschaftlichen Artikels über „Das Meer.“ Hieran schließen sich „Kleine Naturbetrachtungen“ von Ew. Schröder, ein sehr interessanter Aufsatz von Fr. Mohr „Ueber die Entstehung der Steinkohle“ und endlich die Mittheilungen des „Neuesten aus der Ferne.“ Von den Illustrationen heben wir neben mannigfachen Ansichten von der Insel Madeira besonders die beiden Portraits von Mozart und seiner Jugendgeliebten hervor, welche sich durch eine seltene Klarheit des Schnittes auszeichnen.

— Aus Konstantinopel wird dem französischen Moniteur geschrieben: „Man bedauert hier, daß „das Leben Cäsar's“, das in alle Sprachen der Welt übersetzt worden, dies noch nicht in's Arabische ist. Dieses Werk enthält doch sehr schätzbare Belehrungen, welche die syrische Bevölkerung im höchsten Grade interessiren können. Ein sehr unterrichteter und Frankreich befreundeter Araber gedenkt diese Lücke auszufüllen. Er beabsichtigt dem Kaiser Napoleon die Uebersetzung dieses großartigen Werkes, an dem er arbeitet, zu widmen.“

— Msgr. Manning hat des Card. Wisemans letzte und nicht ganz zum Abschluß gekommene Schrift, einen Essay über Shakespere, herausgegeben. Die englische Kritik hat daran getadelt daß Wiseman die neuere Shakespere-Literatur zu wenig gekannt habe, als daß aus seiner Abhandlung kritisch oder exegetisch etwas zu lernen sei. Mittlerweile ist bei Bachem in Köln eine deutsche Bearbeitung derselben erschienen, und aus Auszügen welche rheinische Blätter davon gebracht haben, erhellt jedenfalls daß Wiseman den großen Dramatiker fein und geistvoll zu charakterisiren verstanden hat. Homer, Dante und Shakespere sind ihm vorzugsweise die drei Nationaldichter. Eine andere neue Schrift über Shakespere aus dem strengkatholischen Lager ist die von A. F. Rio, aus dem Französischen von Dr. Karl Zell, worin der Beweis des Satzes versucht wird: Shakespere habe einer katholischen Familie angehört und, mit Ausnahme einer kurzen Periode des Schwankens, bis zu seinem Tod als Katholik gelebt und — gedichtet. Das erstere stehe dahin; die zweite, wichtigere, Behauptung aber dürfte von einem unbefangenen Urtheil zu verneinen sein. Es giebt keinen markirteren Gegensatz als zwischen Shakespere und Calderon, bei welchem letztern nur allzu häufig eine äußere Wunderwelt als Maschinerie bestimmend eingreift, während der englische Dramatiker alles Menschenschicksal pragmatisch aus den Charakteren seiner Personen entwickelt, und diese im Guten und Bösen für sich selbst einstehen läßt.

— Die Angelegenheit zwischen den beiden Verfassern des Stücks „Le supplice d'une femme,“ Girardin und Dumas Sohn, droht in einen ganz niedrigen literarischen Scandal auszuarten. Dumas will den Rechtsweg betreten, weil Girardin das Stück an einen Buchhändler verkaufte. Dieser hat Dumas die Hälfte des Erlöses als Abfindung angeboten, allein derselbe ist damit nicht zufrieden, weil so ziemlich das ganze Stück von ihm allein ist.

— Hr. Georg Streckeisen-Moulton, der vor einiger Zeit einen Band ungedruckter Briefe Rousseau's veröffentlichte, hat nun bei Michel Lévy in Paris ein zweites Werk: „J. J. Rousseau, seine Freunde und Feinde“ herausgegeben, welches in zwei Bänden an Rousseau gerichtete Correspondenzen enthält, die der Herausgeber in der Neuenburger Stadtbibliothek zusammengetragen hat.

— Das Aprilheft der „Neuen Berliner Schachzeitung bringt ein Verzeichniß der seit dem großen Schachturnier zu London vom Jahre 1851 erschienenen deutschen Schachwerke; dasselbe umfaßt die bedeutende Anzahl von 74 solcher Erscheinungen seit 14 Jahren.

— In Spanien ist Julian Sanz del Rio, Professor in Madrid, als Uebersetzer, als Lehrer und Schriftsteller eifrig bemüht die Krause'sche Philosophie zu pflegen und auszubreiten, und schon sind Schüler von ihm an fünf andern spanischen Universitäten in Wirksamkeit, schon steuert Spanien Geldbeiträge um die deutsche Gesammtausgabe von Krause's Werken, die ins Stocken gerathen, wieder aufzunehmen und zu vollenden. Diese Spanier sehen in dem rationalen Realismus Krause's und in seinen Ideen über die gleichförmige Entwicklung aller menschlichen Kräfte zu einer harmonisch freien Menschheit, in seiner dogmatisch nicht gebundenen und lebendigen Religiosität, für die er selber das schöne Wort „Gottinnigkeit“ gefunden, nicht bloß eine Sache der Schule sondern des Lebens; in dieser Lehre, die in der Unendlichkeit des ewigen Wesens, Gottes, die Gegensätze der Natur und des Geistes hegt und vermittelt, die ewige und eigenthümliche Persönlichkeit des Menschen begründet, sehen sie die Einigung der idealistischen und materialistischen Richtungen unserer Zeit, die Bewahrung des Rechts, wie die Ueberwindung der Einseitigkeit derselben. Del Rio schreibt: „Von den festen und erfreulichen Anfängen bei uns erwarte ich trotz mannichfacher Schwierigkeiten noch viel schöneres und größeres, und um so mehr als der philosophische Geist der in Deutschland nach langer mühesamer Arbeit und Blüthe zum Theil erlahmt und ermattet ist, in unsern südlichen Gegenden ganz jung und hoffnungsvoll erwacht, und gerade mit dieser ganz wissenschaftlichen göttlichen Lehre Krause's.“

— In der Musical Society zu London kam unter Anderm Ferdinand Hiller's diesem Vereine gewidmete Symphonie „Es muß doch Frühling werden“ zur Aufführung. Obgleich die Aufführung selbst recht mangelhaft, da man die Proben oder die einzige Probe über's Knie gebrochen hatte, so wußten doch die Kenner das Werk nach Verdienst zu würdigen. Der musicalische Kritiker der Times beklagt sich bitter darüber, daß man nicht mehr Fleiß darauf verwandt habe, eine Compositiou, welche die Feuerprobe der strengsten deutschen Kritik bestanden habe, gut zu Gehör zu bringen. Das sei man doch wohl dem Manne, welcher dem Vereine seine Schöpfung dedicirt habe, dem Ehrenmitgliede des Vereins, dem Componisten von europäischem Rufe, dem Director des Conservatoriums in Köln, dem Zeitgenossen, Freunde, ja, gewissermaßen Nebenbuhler Mendelsohn's, schuldig gewesen.

— Beide italienische Opernhäuser in London sind jetzt in voller Thätigkeit um das Publicum, das sich nach Frühlingsluft sehnt, in ihre schwülen Räume zu locken. Der königlichen Oper von Coventgarden, die ihre Thüren früher erschlossen hat, ist dieses Kunststück einstweilen jedoch nur zur Hälfte gelungen, denn noch immer sind ihre Hauptstützen entweder heiser oder noch nicht zur Stelle. Da aber nun einmal gespielt werden muß, behilft sich die Direction mit den ihr zu Gebote stehenden Kräften zweiten Rangs, führt zum sechstenmal nacheinander Rossini's Tell auf, dessen Besetzung, mit Ausnahme der durch Wachtel aus Wien vertretenen Tenorpartie, durchaus untergeordneter Natur ist, und giebt Gounods Faust mit einem italienischen Mephistopheles, der den Teufel, aber keine Musik im Leibe hat, und mit einer Französin als Gretchen, die auf keinen Fall der Vorwurf treffen kann ihre Mußestunden jemals an das Studium der Goethe'schen Dichtung vergeudet zu haben. Zum Glück ist Mario, diese herrliche Ruine, wieder besser bei Stimme als seit Jahr und Tag der Fall gewesen, und wenn wir sagen daß er in diesem Augenblick die meiste Zugkraft ausübt, so ist die gegenwärtige Lage des Opernhauses von Coventgarden genügend gekennzeichnet. „Her Majesty's“ (das Hoftheater) hat die Saison unter bessern Auspicien begonnen. Donizetti's Lucrezia Borgia mit der Tietjens in der Titelrolle füllte das Haus bis in die letzten Räume, und solange die Künstlerin ihr treu bleibt, kann sich die Direction als geborgen betrachten. Der dramatische Vortrag von Frl. Tietjens gestaltet sich mit jedem Jahr großartiger, ihr Spiel ist durchdachter, die Auffassung ihrer Rollen künstlerischer. Da sie des Publicums gewiß ist, braucht sie nicht nach Effect zu haschen; und so war auch ihre Darstellung der Lucrezia Borgia gewaltig von Anfang bis zu Ende, ergreifend durch die künstlerische Harmonie von Spiel und Gesang, frei von jeder Manierirtheit und dem unseligen Beigeschmack der nur allzu gewöhnlichen Opernkomödianterei. Ihr zur Seite stand als Orsini ebenfalls eine deutsche Sängerin, Frl. Bettelheim aus Wien. Der Fortschritt den sie gemacht ist überraschend, und das Publicum empfing den Liebling vom vorigen Jahre mit den lebhaftesten Freuden- und Ehrenbezeugungen. Was die Kritik an Frl. Bettelheim tadeln zu müssen glaubt, ist allzu große Lebhaftigkeit in Spiel und Gesang, zu viel mimische Action und mehr Beweglichkeit als ihre Rollen es gerade erfordern. Doch das sind Jugendfehler, entstanden ohne Zweifel aus der Angst steif und unbeholfen zu erscheinen. Dergleichen schleift sich mit der Zeit ab. Die Rolle des Alfonso war in den Händen des Hrn. Santley, eines auf englischem Boden großgewachsenen Baritonisten, dem wir auch außerhalb Englands wohlverdiente Anerkennung prophezeien, wenn er einmal die Gastrollenrunde durch die deutschen Hauptstädte antreten wird. Den Gennaro sang Sgnor Carrion, ein Tenor aus alter guter Zeit, und somit hatte sich Deutschland, Italien und England in die Hauptpartien getheilt. Getragen aber wurde die Vorstellung durch die beiden genannten Sängerinnen. Das ist eben das Unglück von Her Majesty's Theatre daß es vergebens nach einem Tenor ersten Rangs sucht.

— Die Generalprobe des viel besprochenen dramatischen Tonwerks „Tristan und Isolde“ wurde am 11. Mai im Costüm vor einem zahlreichen geladenen Auditorium gehalten. Dieselbe dauerte von 10 Uhr Vormittags bis $3^1/_2$ Uhr Nachmittags. Vor dem Beginn der Ouvertüre erschien Hr. Richard Wagner am Proscenium der Bühne, und hielt mit bewegter Stimme eine längere Ansprache, die zuerst dem Orchesterpersonal galt, und am Schluß an das Auditorium selbst gerichtet war. Der Meister erklärte daß seine äußerst angegriffene Gesundheit ihm die persönliche Leitung des Orchesters für seine Oper fernerhin unmöglich mache, und daß sein Freund, der (in letzter Zeit vielgenannte) Hr. v. Bülow,

dieselbe an seiner Stelle übernehme. Zudem sei seine Aufgabe vollbracht, und sein höchster Wunsch: die vollendete Darstellung seines Tonwerks, hiermit erfüllt. Für sich persönlich wünsche er hinfort nur Ruhe und Zurückgezogenheit. Man möge über dem Werk den Mann vergessen der es geschaffen, aber auch den Groll den man gegen ihn persönlich hege. Den Giftbecher den man bis zum Rande gefüllt, hoffe er durch die Wirkung seines Werks in einen Liebestrank verwandelt zu sehen, ganz so wie es seinem Helden Tristan ergangen. Nach ihm hielt Hr. v. Bülow mit etwas befangener Stimme eine kurze Anrede an das Orchesterpersonal. Die Darstellung war in dieser Probe-Aufführung nach dem einmüthigen Urtheil bis in die kleinsten Details vollendet.

— Der deutsche Bühnendichter Mosenthal befindet sich in Paris, wo die Deborah und der Sonnenwendhof in zwei verschiedenen Theatern zur Aufführung kommen sollen.

— Das Straßburger Theater brachte mit großem Erfolg ein deutsches viertheiliges Oratorium „Der Münsterbau“ zur Aufführung, den Text von dem gelehrten Archivar Hrn. Ludwig Spach, die Musik von Hrn. Victor Elbel.

— Die Hofoper in Berlin hat einen schweren Verlust durch den Tod der königl. Sängerin, Fräulein de Ahna, erlitten, welche der Oper seit fast sechs Jahren angehört hatte. Der Bruder der Verstorbenen ist ein berühmter Violinist.

— Auf welche Dimensionen das Denkmal berechnet ist das dem Prinzen Albert im Hydepark errichtet wird, läßt nicht nur der gewaltige Ziegelunterbau ahnen, sondern noch mehr die Fülle decorativer Statuen welche den Sockel schmücken sollen. Jedes der vier Felder ist 56 Fuß lang; die Höhe der Figuren (welche in sicilischem Marmor ausgeführt werden) erhebt sich bis zu 6 Fuß. Das südliche Feld, der Musik, und das östliche, der Malerei gewidmet, sind dem Bildhauer Armstead übertragen, der Künstler hat mit der Modellirung seiner (nicht weniger als 80) Figuren schon gute Fortschritte gemacht. In der allegorischen Darstellung der Musik nimmt Homer, die Lyra in der Hand, den Mittelpunkt ein, und um ihn gruppiren sich — Musik und Poesie sind der eigentliche Inhalt des Feldes — Dichter und Musiker Englands, Deutschlands Italiens, Frankreichs, Shakespere, Milton, Chaucer, Goethe, Bach, Händel, Mendelssohn, Dante, Racine u. A., in angemessener Draperie. Der Malerei dient als Repräsentant Raphael, welcher sitzend und eine Skizze in der Hand haltend dargestellt ist, um ihn Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Tizian, Velasquez, Murillo, David, Delacroix, die Brüder van Eyck, Rubens, Hogarth, Wilkie, Turner und andere ältere und neuere Meister der italienischen, deutschen, englischen und französischen Malerei. Das nördliche Feld ist der Architektur, das westliche der Sculptur gewidmet; Hr. Phillips ist mit ihrer decorativen Ausführung betraut. Die Königin nimmt an dem Fortgang des großen Werks innigen Antheil.

— Mit der Restauration des Dante-Hauses ist es ernst geworden. Der Besitzer hat Kalkanwurf, Fenster, Thüren und alle neueren Zuthaten bis auf die Hauptmauern niedereißen lassen. Man sieht nun daß das erste Stockwerk äußerlich denselben Charakter aufweis't der die thurmartigen Häuser in dem ältesten Stadttheil des Mercato auszeichnet. Dieser Theil der Façade wird ganz durch die zwei breiten Fenster mit gedrückten Rundbogen eingenommen, die aus behauenen Steinen wie die Fenstereinfassung gebaut sind. Der zweite und dritte Stock ist aus Backsteinen aufgeführt, und die weiten Fensterbogen, die später für kleinere horizontallinige Fenster ausgefüllt erscheinen, weisen darauf hin daß einmal alle drei Stockwerke ein gleich freies luftiges Aussehen haben mochten. Es wird wohl von der Gesellschaft für Erhaltung der Baudenkmäler eine umständliche Prüfung der Bauüberreste vorgenommen werden. Die reichen Schätze der Magliabechiana und der Palatina in Beziehung auf Dante werden nicht in dem allgemeinen Ausstellungsgebäude, Palazzo del Podestà, sondern in dem großen Saal der Magliabechiana zur Auslage kommen. Wahrscheinlich geht man auch in der Laurenziana ähnlich zuwege, wo sich unter andern auch Codices mit dem Bildniß Dante's finden. Das eine dieser Bildnisse wurde von den HH. Passerini und Gaetano Milanesi mit Hintansetzung des fraglichen Frescobildes im Palazzo del Podestà dem Ministerium als das zuverlässigste zum Zweck der Verbreitung in einer Denkmünze bezeichnet.

— Ueber den jetzt, besonders wegen seines Restaurationsverfahrens für Gemälde, oft genannten Gelehrten Maximilian Joseph Pettenkofer enthält die Illustrirte Ztg. folgende biographische Notizen: Pettenkofer ist am 3 Dec. 1818 auf der Einöde Lichtenstein im Donau-Moos bei Neuburg an der Donau im schwäbischen Kreis Bayerns geboren, woselbst sein Vater Oekonom war. Der Sohn besuchte die Lateinschule und das alte (jetzt Wilhelms-) Gymnasium zu München mit solchem Erfolg, daß ihm im Monat August 1837 das Absolutorium mit der Note der Auszeichnung ertheilt wurde. Im Herbst desselben Jahrs bezog er die Ludwig-Maximilian-Universität in München, woselbst er Philosophie, Pharmacie und Medicin studirte, und am 30 Juni 1843 zum Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe promovirt ward. Seine Studien bewegten sich in Folge des Einflusses den sein verstorbener Oheim Dr. Franz Xaver Pettenkofer, k. k. Leib- und Hofapotheker, und der als Mineralog und Chemiker berühmte Geh. Rath Dr. v. Fuchs auf ihn hatten, wesentlich in chemischer Richtung. Nachdem er den Doctorgrad genommen, besuchte er (1843 und 1844) noch die Universitäten Würzburg und Gießen, um unter Joseph Scherer und Liebig zu arbeiten. Nach München zurückgekehrt, trat er im Mai 1845 als Assistent in die königliche Münzanstalt, und folgte zwei Jahre später, im November 1847, einem Rufe als Professor an die medicinische Facultät in München. Die königliche Academie der Wissenschaften hatte ihn bereits ein Jahr vorher zu ihrem Mitglied erwählt. Als sein Oheim mit Tod abging, übertrug ihm König Maximilian im Mai des Jahrs 1850 auch die Leitung der Leib- und Hofapotheke, wodurch der Geschäftskreis Pettenkofers um ein bedeutendes erweitert wurde. Sein geistiges Interesse theilte sich nun wesentlich zwischen Gegenständen der wissenschaftlichen Technik und der Medicin, namentlich des physiologischen und ätiologischen Theils derselben. So entstanden einerseits Arbeiten wie jene über Affinirung des Goldes, über die große Verbreitung des Platins, welches als ein steter Begleiter des Goldes in den Silbermünzen erkannt wurde, über Cement &c., und ermittelte Pettenkofer die Bedingungen unter denen aus Holz und Torf, überhaupt aus Pflanzenfasern, ein eben so hell leuchtendes Gas wie jenes aus Steinkohlen hergestellt werden kann. Hiedurch erst traten Holz und Torf in die Reihe derjenigen Materialien welche sich zur Leuchtgasfabrication eignen. Wie bekannt, wurde die Beleuchtung mit Holzgas zuerst im Münchener Staatsbahnhof, und zwar mit günstigem Erfolg eingeführt, und das in München gegebene Beispiel bald auch in andern Städten nachgeahmt. Andererseits verfolgte Pettenkofer in eben so zahl- als umfangreichen Arbeiten die Verbreitungsart der Cholera. Die Resultate zu denen er in dieser Beziehung gelangte, haben sich in der Wissenschaft unbestrittene Anerkennung errungen. Prof. Griesinger hat sie in seinem neuesten Werk über die Infectionskrankheiten dem ätiologischen Theil der Cholera zu Grunde gelegt. Seine Untersuchungen über die Cholera führten Pettenkofer zu den Beobachtungen des Grundwassers, welche nun durch die neuesten Arbeiten des Professors Buhl auch für die Aetiologie des Typhus eine ungewöhnliche Bedeutung gewonnen haben. Sehr bekannt und weit verbreitet sind seine Arbeiten über den Luftwechsel in Wohngebäuden, über Ventilation. Großes und man darf wohl sagen gerechtes Aufsehen erregte ein von Pettenkofer erfundener Respirationsapparat, welcher im physiologischen Institut zu München aufgestellt ist. Dieser Apparat ist das größte wissenschaftliche Meßinstrument welches je construirt worden. In ihm kann ein Mensch 24 Stunden lang bequem wohnen, während eine Dampfmaschine einen beliebigen Luftstrom durch den Apparat führt. Der Apparat ermöglicht die Untersuchung der ein- und abströmenden Luft mit solcher Regelmäßigkeit und Genauigkeit, daß man vollkommen zuverlässig zu erheben im Stand ist was und wie viel der Mensch oder das Thier während des Aufenthalts im Apparat aus der Luft aufnimmt oder an sie abgiebt. Durch dieses Instrument, zu dessen Herstellung der verstorbene König Maximilian I. die Mittel gewährte, ist erst die Möglichkeit gegeben den keine Minute stockenden Verkehr unseres Organismus mit der ihn umgebenden Atmosphäre unter den verschiedensten Umständen und Verhältnissen quantitativ zu bestimmen, und die Versuche über Stoffwechsel, über Erhaltung und Wachsthum, über Mästung u. s. w. zu einem praktischen Abschluß zu bringen. Außer in seiner Stellung an der königlichen Universität und Akademie der Wissenschaften hat Pettenkofer auch noch als Mitglied des Obermedicinalausschusses Gelegenheit von seinen umfassenden Kenntnissen praktische Anwendung zu machen, von seiner Thätigkeit als Vorstand der äußerst schwunghaft betriebenen Leib- und Hofapotheke ganz zu schweigen. Erst in den letzten Monaten ward er durch die auf ihn gefallene Wahl zum Rector magnificus der Universität München neuerlich ausgezeichnet. Seine nach Schluß der Immatriculation in der Aula gehaltene Rede über Theorie und Praxis hat durch Tiefe der Gedanken, Präcision des Ausdrucks und Freiheit der Anschauung einen weit höhern Werth als solchen Gelegenheitsreden in der Regel innezuwohnen pflegt.

— Der Wiener Maler Johann Fischbach hat sechs größere Landschaften gezeichnet, die, wie es heißt dadurch sich ganz besonders auszeichnen daß sie mit der poetischen Stimmung den Werth der sorgfältigsten und liebevollsten Ausführung vereinigen. Fischbach eröffnet mit diesen ersten Blättern die Darstellung der „Bäume Deutschlands.“ Hier sehen wir die Eiche, Rothbuche, Hainbuche, die Weiden und die Linde. Genaue Naturstudien haben den Künstler veranlaßt die Charakteristik des Baumes in einer landschaftlichen Composition zu einer lieblichen Idylle zu gestalten, in der ideales und reales wetteifernd mit gleicher Gewalt und Berechtigung den Beschauer fesseln.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 23.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 23. Bremen, 4. Juni. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Fragment aus: „Das Runenschwert.“

Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Von K. A. Nicander.
Aus dem Schwedischen übertragen
von Eduard Ziehen.
(Schluß.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Björkö.

Offner Platz in der Stadt. Große Volksversammlung, die sich nach und nach noch vermehrt. Im Hintergrunde sieht man König Erichs niedergebrannten Tempel, von dem noch Rauchwolken aufsteigen, welche später abnehmen und endlich ganz verschwinden.

Oldur. Alrik. Folke, Landrichter. Bewaffnete und unbewaffnete Bauern.

Einer aus dem Volk.

Rauchwolken steigen noch empor vom Tempel,
Des Feuers Flammen aber sind erstickt.
Gerettet ist die Stadt, Dank Euch, Ihr Götter!
Ihr wacht noch, wähnen Viele gleich Euch todt.

Ein Andrer.

Es friert heut' König Erich nicht. Er wird
Gebraten — aber das ist nicht viel besser!

Alrik.

Sein Bildniß ist gerettet. Schaut, dort kommen
Die guten Priester mit der theuren Bürde,
Und Freudentaumel faßt das Volk, daß es
Mit Händen seinen Gott vermag zu greifen.
Handgreiflich ist er — und man glaubt so sicher,
Wenn man so deutlich schaut das, was man glaubt!

Oldur.

Dort kommen sie! Welch Lärmen, Singen, Springen!
O Thorheit, wie bist du so groß geworden!

Alrik.

Groß wird im Land der Schweden Alles: weh' ihm,
Schießt auf der Thorheitsbaum zur höchsten Höhe!
Gar schön und unschuldsvoll sind seine Blüthen,
Doch kommt der Früchte Zeit, so träufelt Blut
Aus seiner Kron' hernieder und er kämpft
Heimtückisch gegen seine eigne Mutter.

Folke.

Es straft sich jede Thorheit selbst. Am Morgen
Da glänzt sie, und das Volk kommt angelaufen
Und jauchzt entzückt und ringt und kämpft um sie,
Bis daß am Abend sie in Rauch aufgeht.

Zweiter Auftritt.

Priester in seltsamer Tracht, König Erichs Bild tragend und von einer tobenden Volksmenge begleitet, schreiten in festlichem Zuge heran. Das Bild wird niedergesetzt; ein Theil des Volks verneigt sich vor demselben, Andre lachen. Die Priester umringen das Götzenbild.

Vorige. Priester.

Erster Priester.

Hör', Erich, meinen Ruf, mein Fleh'n und nicke
Mit deinem großen Gotteshaupt mir Beifall!
Laß all' die glüh'nden Kohlen, die da sanken
Von deinen Tempelmauern, häufen sich
Auf des verruchten Feuerstifters Scheitel,
Daß er wie Wachs zerschmelze und vergehe,
Der schwarze, tück'sche Hund! O hör' mich, Erich!

Einer aus dem Volk.

So — nicke — Alter! Ach der alte Erich
Der schläft so tief, als wäre er ein Klotz!
Erweck' ihn!

Zweiter Priester.

Still! er hat bereits genickt.

Stimme aus der Menge.

Ich sah es nicht, laß ihn noch einmal nicken!

Zweiter Priester.

Du Lästerer! Dich treffe Erichs Rache!

Dritter Priester (öffnet einen Beutel und reicht ihn überall herum:)

Ein Opferschärflein für den Tempel Erichs,
Daß aus dem Staub er wieder neu erstehe!
Ihr Brüder alle, bringet eure Gaben!

Einer aus dem Volk.

Ein Schelm, der einlegt in den rothen Beutel!
Laß Erich selbst sich seine Kirche bauen,
Und will er das nicht, nun so mag er sitzen
Frei unter'm blauen Himmel und sich sonnen;
Es thut ihm wahrlich gut, daß er sich kühlt,
Gar heiß wohnt es sich zwischen dicken Mauern.

(Viele legen Geld in den Beutel, Andere ziehen sich zurück oder stoßen Schmähungen aus. Die Verwirrung mehrt sich.)

Folke.

Allzeit ist es auf Björkö so gewesen,
Wenn zur Berathung sich das Volk versammelt,
Daß kindisch Schrein nicht auf den Markt gehört,
Wo kluge Männer große, wicht'ge Dinge
Bereden wollen. Nun gebiet' ich Stille.
Obgleich ich keine Bilderliebe hege
Und mich vor keinem Menschenwerke bücke,
So schau' ich doch das nicht mit Lachen an,
Was gut und heilig ist in Andrer Augen.

Bedroht war unsre Stadt von Feuer. Ihr
Verderben wollten Manhem's Götter nicht;
Wohl aber wollte es der Feuerstifter,
Drum warten seiner Schmach, Gericht und Strafe.
Wer nun des Feuers ersten Schein gesehn,
Der trete vor und zeuge, was er sah,
Und nenne den mir, der es angestiftet,
Daß ich's dem König Olof kann vermelden.

Einer aus dem Volk.

Wir sah'n den Buben mit dem Feuerbrande;
Wie rasend lief er an der Wand empor
Und warf die Fackel durch des Daches Luke.

Ein Anderer.

Es war ein Christenmönch; Ich kenne ihn.
Mit kahlem Scheitel, tiefen, düstren Augen,
In einem langen Mantel, schwarz wie Ruß.

Oldur.

Dann weiß ich — Götter! warum ward er nicht
In eig'ner Glut langsam zu Tod' gebraten!

Folke.

Du, Alrik, sagest nichts? Versenkt in tiefe
Gedanken, lehnest du auf deinem Schwert.
Dein mannhaft Wesen so wie deine Thaten,
Die geben dir ein sattsam Recht zu reden.
Dein Muth, dein Arm bezwang die wilde Glut,
Wie Surtur schön und stark stand'st auf dem Dach
Du zwischen Flammen, die voll Ehrfurcht wichen
Vor deiner Macht und deinen klaren Worten,
Die kräftig alles Volkes Hände lenkten.
Du warst der Retter in der Stund' der Noth:
Was kannst du mir auf meine Frag' erwidern?

Alrik (leise).

Wie Surtur — ja! das Gleichniß das war herrlich.

(laut).

Mir ist, da ich das große Bild hier schaue,
So reich geschmückt mit Gold- und Silberketten,
Mit Kupferhelm, mit Schwert und Stahlhandschuhen,
Als wär' ich noch ein Kind. Gedenken muß
Des Abends ich, wo ich mit meinem Vater
Zu einem Opferfest kam nach Upsala.
Ich trat da ein in einen goldnen Tempel,
Wo sich das Volk in dunkler Andacht drängte,
Und sah dort fern im östlichen Gewölbe
Thor's Gottgestalt, so groß und hehr gebildet,
Von Sternen und von Fackeln überstrahlet.
Es wähnten Viele, dieses Bild sei Thor,
Der hohe Ase selber, fielen nieder
Und flehten gläubig zu dem großen Bilde,
Obgleich wir und die Eingeweiht'ren alle
Im Bilde sahen nur ein Bild von Thor,
Das dort des Volkes Andacht fesseln soll.
Mich faßte da ein unbegreiflich Sehnen,
Es zu zerschlagen, um gewahr zu werden,
Wie wohl des Gottes Innre sei beschaffen.
Denn so ich etwas sehe, das mit Kunst
Gebildet, dessen Aeußres glänzt und gleißt,
Da denk' ich allsogleich: „Wie ist das Innre?“
Und will allzeit das Herz der Dinge schauen.
G'rad nun kam wieder der Gedanke mir:
„Gar lustig wär's zu sehn, ob innen besser
Der alte Erich, und einmal zu prüfen,
Ob er so mächtig, wie man es verkündet:“
Du bärt'ger Gott! auf! zieh' dein Schwert zu Kampf,
Ich will nun deine Götterkraft erproben!

(Er schlägt das Bild in Stücke. Ein Theil des Volks weicht vor Entsetzen zurück. Beifallsruf aus dem Hintergrunde.)

So trage Jeder nun ein Stücklein heim,
Getheilet hab' ich unter euch den Gott.
O herrliche Entdeckung, wie man rasch
Aus einem Bilde viele Götter schafft,
Von denen jeder einzelne so gut
Und mächtig ist, wie es der ganze war!
Auf, betet fleißig, Schweden! Singt, ihr Priester!
Denn die Erinnrung an der Väter Tage
Gilt euch nicht mehr als eine Kindersage.

Oldur.

Doch glimmet in dem todten Aschenballe
Ein Funke noch vom Geist der alten Zeit
So stehet auf und sucht, ihr Schweden alle,
Im Herzen eure Götterantwort heut'.
Es blitzen Schwert und Schild noch in der Halle,
Allvater selber zieht mit euch zum Streit.
Es weichet die Verblendung, hell strahlt wieder
Das Auge Odin's Licht und Wahrheit nieder.

Lang war der Schlaf, Zeit ist's, sich zu ermannen!
Schon seh' ich, wie des Streites Adler hehr
Mit starken Klauen eure Brust umspannen,
Und Muth erwachet wie im Lenz der Bär,
Frisch! reizet den auf gegen die Tyrannen,
Die sich vom fernen Süd geschlichen her.
Schwört mir denn hier, zu folgen Alrik's Fahnen,
Sobald zum Kampf der Ehre Stimmen mahnen!

Viele Stimmen.

Vereint mit Alrik wollen All' wir streiten,
Wir folgen kühnlich ihm, wohin er geht.

Alrik.

Ihr schwöret, Männer, all' mit mir zu streiten —
Seh'n sollt ihr, daß ich nicht des Muthes baar.
Vertrauet dem Geschick, es wird den leiten
Zum Sieg, deß Glaub' und Thun sind recht und wahr.
Sinkt auch manch Heiligthum im Sturm der Zeiten,
Ich bau' euch einen schöneren Altar.
Ja, fallen will ich oder überwinden,
In blut'gem Gras die goldnen Tafeln finden!

(Waffengeklirr; donnernder Beifall.)

Oldur.

Sohn! Deine Stimm' ist hold, sie klinget lieblich
Wie Schwerterklang in heißen Kriegesspielen.
Du gießest Muth in manche schwache Herzen,
Und selbst das Alter kann nicht widerstehen
Dem Zauber, der von deinen Lippen strömt.
So alt und grau ich bin, ich folge dir,
Und hab' ich gleich nur wenig darzubringen —
Ein altes Leben ist kein würdig Opfer —
So geb' ich's freudig doch den Göttern hin.
Und besser ist es, auf der Bahn der Thaten
Als auf dem dumpfen Todtenbett zu sterben.

Ein alter Bauer.

Du hast gar gute Gründe, dich zu rächen,
Doch besser wär's, dünkt mich, du schwiegst davon,
Denn wenig Ehre hast du eingelegt,
Als dir der Priester Händ' und Füße band.

Alrik.

Still, Feigling! kümmre dich nicht um die Rache,
Die führt das Schwert und nicht die Zunge aus.
Leicht ist's, zu schlagen, aber schwer, zu heilen:
Geschwätz der Alten gleicht den Krämerschiffen,
Die alle See'n und Buchten frei befahren
Und die man keines Kampfes werth erachtet.

Folke.

Was nicht gerächt ist, können wir noch rächen,
Die Eintracht nützt uns mehr als Zank und Streit.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Weib in Trauerkleidung mit einem todten Kinde.

Einer aus dem Volk.

Laßt vor das Weib! Es bringt gar wicht'ge Botschaft.

Das Weib.

Nein, du erwachest nicht! Dein Schlaf ist tief
Und länger wird er dauern als dein Leben.
Du öffnest deine Augen nimmer wieder,
Gesunken sind sie tief schon in dein Haupt
Und flieh'n der Sonne Licht, der Mutter Blick.
Und ach! Dein Herz schlägt nicht, das ist das Schlimmste —
Stirbt hin das Herz, so ist's aus mit dem Leben.

(Sie nähert sich Folke.)

Komm, lausche hier, ob du noch kannst vernehmen
Der Lebensglocke Schlag in dieser Brust.
O horche recht! und wenn du etwas hörst,
So sag' es mir; ist aber Alles still —
Ja — sag' es mir auch dann — und lausche recht!

Folke (legt die Hand auf des Kindes Herz und horcht).
Ich höre keinen Laut, du arme Mutter!
Kein Leben schlägt in dieser kalten Brust.
Nein, still ist Alles, stille wie im Grabe.

Das Weib.
Mein Sohn ist todt, das weiß ich wohl, umsonst
Ist alle Müh', die Todten zu erwecken;
Ich bin gekommen, euch mein todtes Kind
Zu zeigen. Schaut, o schaut! ist es nicht schön?
Seht hier die Wang' so weiß, die kleinen Hände
Gefaltet. Viel, viel schöner wär's gewesen,
Wenn nicht der schwarze, grimme Mönch gekommen.

Alrik.
Du kleines Kind! wie bist du schön im Tode!
Es scheinet nicht als wärest du vergangen —
Worüber lächelst du im Tode doch?
Ja, Weib! könnt' ich das Leben deines Lieblings
Dir wiederkaufen mit dem meinen, gerne
Wollt' ich so todt sein, wie dies reine Kind.

Das Weib.
Ich seh' in deinem Auge eine Thräne —
O schön ist's, einen Helden weinen seh'n;
Wohl dir, daß du noch Thränen kannst vergießen!
Sonst hab' ich auch gar viel, gar viel geweinet,
Doch nun ist es vorbei — der böse Mönch
Hat diese Trostesquelle ausgetrocknet. —

Folke.
Verbirg nicht länger in der Brust die Qual,
Sag', wie der Knabe starb, wer ihn gemordet,
Wir wollen dich dann trösten oder rächen.

Das Weib.
Trost — lieber Freund! vermagst du nicht zu spenden,
Und Rache kann die tiefe Wund' nicht heilen.
Nur der, der meinen Knaben auferweckt,
Der ist mein Rächer, ist mein Gott, mein Alles,
Doch der das kann, der lebet nicht auf Erden.
Nun wandr' ich mit dem Kinde stets umher,
Es ist nicht mein, ich leih' es nur vom Tode,
Und künd' es Jedermann, wie es gestorben;
O, es thut wohl, wenn so genau, so gräßlich,
Wie ich's vermag, ich dessen Tod beschreibe:
Da bricht die Wunde auf, die heilen will,
Und blutet reichlich — so entflieht das Leben.
Mit Freuden seh' ich meine Kraft hinschwinden
Und fühle, daß der Tag sich mälig naht,
Wo ich des Jammers Pilgerschaft beschlossen
Und, auf dem Arm mein Kind, sanft sink' in's Grab.

Alrik.
Dein Schmerz muß unergründlich sein und grauenvoll,
O schütte vor mir aus dein Herz, damit
Du ein'ger Linderung theilhaftig wirst.

Das Weib.
Ja, unergründlich ist er und unsagbar.
Doch ich will reden — Männer! hört mir zu.
Vorgestern war's, die Nacht sank schon hernieder,
Da stand am Feuer ich, des Gatten harrend,
Der auf das wilde Meer zum Krieg gezogen
Und noch von seiner Fahrt nicht heimgekommen.
Das Feuer glomm nur schwach, der Knabe schlief
So süß in seiner Wieg' und lacht' im Traum.
Da schlich sich durch die Thür herein so sacht
Ein langer magrer Mann in Mönchsgewand
Mit einem Schwarzkunstbuche in der Hand,
Schritt rasch zur Wiege, grinste an das Kind
Und hob es auf. Es weinte. „Laß den Knaben
„Und stör' ihn nicht im Schlummer! Horch! er weint!“
Da sagte er: „„Auf den Befehl des Bischofs
Will ich dein Kindlein mit der Tauf' begnaden.““
„Deß braucht es nicht“, sprach ich, jedoch der Mönch
Ging mit dem Kind zu einer Wasserkufe,
Die auf der Treppe stand, und tauchte es
Tief in das kalte Wasser. — „Rasest du?
Du bringst ihn um!“ — Vergebens war mein Ruf.
Ich flog hinzu — umsonst, kalt stand er da,
All' meine Macht war thränenreiche Ohnmacht.
Es hoben kleine Händchen sich — es tönte
Ein klagend Fleh'n — mein Mutterherz erbebte.
„Halt' ein!“ — „„Je mehr des Wassers, desto besser
Und desto reiner wird das Kind,““ rief er,
„„Gott will's so haben; Pflanzen muß man wässern.““
Nun schloß der Knab' die Hände fest zusammen,
Es hat sie Keiner seitdem lösen können.
Die Klag' erstarb — wie Feuer flog empor
Der letzte Seufzer, riß mit heißen Schwingen
Die mürben Splitter von dem Mutterherzen.
„„Nun hat dein Kind die Tauf' empfangen!““ rief er
Und lachte laut, der niederträcht'ge Priester.

Oldur.
Fluch, grausenvoll, wie er nur zu ersinnen,
Der treffe diesen Mörder!

Folke.
Gräßlich! Gräßlich!

Das Weib.
Soll ich's noch einmal euch erzählen? Sagt!
Vorgestern Abend . . . .

Folke.
Weib, o schone dein!

Alrik.
Der ewige Allfadur tröste dich!
Der Menschen Trost ist nichts. Die Erde kann,
Was du verloren, nimmer dir ersetzen.
Unwiederbringlich ist auch mein Verlust.

Das Weib.
Ich seh', ihr könnt die Todten nicht erwecken.
Ich wandre weiter — Andre wollen hören.
Und wenn mich alles Volk gehört und endlich
Mich von sich weis't, da geh' ich hin auf's Feld,
Zum Wald, umwölbt vom nächtlich dunklen Himmel,
Und setz mich nieder und erzähl' mir selbst.
Bald ist's vorbei. Ich fühle, wie dies wirkt.
(Sie geht.)

Stimmen aus dem Volk.
Nun ziehen wir zum Bischof — nieder mit ihm!
Wir wollen Rache nehmen für das Weib!
Schlecht soll's ihm geh'n in der gespaltnen Mütze!

Ein Bauer.
Nein, nein! noch ist das Maaß nicht voll. Ihr wißt,
Daß diese Christen unsre Greise binden,
Um ihnen ihre Schätze frech zu rauben,
Ihr wißt auch, daß sie von der Mutter Brust
Die Kinder reißen und sie lachend morden.
Nun füge ich hinzu, daß Emund Björnsson,
Von Haus und Hof verbannet von dem Bischof,
Mit seiner Tochter jetzt die Welt durchirrt.

Alrik.
Was? Emund Björnsson? Hulda? Die verbannt,
Die Beide doch den neuen Gott bekennen?
Du bist ein Thor — Du weißt nicht, was du redest.

Der Bauer.
Daß wahr mein Wort, das wird bald ruchbar werden;
Den Grund, warum die Schlange sich nun beißt
In ihren eignen Schwanz, den weiß ich auch.
Schlag' mich nicht todt um dieses Wortes willen:
Er ward von Haus und Hof verbannt vom Bischof,
Weil seine Tochter Hulda dich geliebt.

Alrik.
Was trübtest du der Rache reinen Quell?
Nunmehr muß ich mein eigner Rächer sein
Und nicht nur der des Volkes und der Mutter.
Du raubtest meine Kraft, entschwunden ist
Des Streits Begeistrung, und ich grüble wieder.

Einer aus dem Volk.
Des Bischofs Kopf sammt der gespaltnen Mütze
Bekommt der, der den Siegeskranz verdient.

Mehrere Jünglinge.
Du, Alrik, führ' uns an. Auf zögert nicht.
Im Gähren hat der Meth die größte Kraft:
In erster Hitze ist der Muth am besten.
Komm', Alrik, zieh' dein Schwert, wir ziehn die unsern.
Den Christen Tod, und Friede der Stadt Björkö!

Alrik.
Laßt ab und stürzt euch in den Streit nicht eher
Als bis der Klang von meinem Schild euch ruft!
Dann folgt mir, kämpft wie ich, denn wer am meisten
Gelitten, darf zuerst zum Kampf auch schreiten.
(Er geht.)

Folke.
Ich hasse Raserei sinnlosen Zornes;
Zorn ziemt dem Mann, doch Uebereilung nicht.
Der König, der das Schwert trägt für das Volk,
Der gebe seinen Rath, ihm laßt uns folgen.
Ihr steht hier nicht auf allgemeinem Ting,
Ihr Wen'gen seid das Volk nicht; Aufruhr ist es
Erhebet ihr des Mordes blut'ges Banner
Ohn' unsres Königs und des Volkes Willen.

Einer aus dem Volke.
Ja! laßt uns warten, bis sie sich vermehrt
Wie Sand am Meer und unsre Herr'n geworden.
Ja! laßt uns warten, bis sie uns getödtet
Und unsre schwachen Frau'n und zarten Kinder —
Dann erst ist's Zeit, zum Rachekampf zu eilen!

Folke.
Trinkst du vom Meth, wenn er in Gährung aufbraust
Und über'n Rand des goldnen Hornes schäumt,
Da wirst von wildem Rausche du ergriffen
Und thust im Taumel, was hernach dich reut;
Doch wenn er ausgegohr'n und sich geklärt,
Und du ihn gießest so in's mächt'ge Trinkhorn,
Da blinkt er wunderklar im reinen Golde
Und macht gar stark und fröhlich den, der trinkt.
So auch der Muth. Er klärt sich, wenn er ruhet,
Und wecket Kraft, obwohl er nicht berauscht.
Ist das ein Mann, der nur zur Zeit der Hitze
Sich muthig zeigt und nicht bei kaltem Blute?
Je länger sich die Wolkenschaaren ball'n
Und schwärzen, desto mächt'ger rollt der Donner.
Verbrechen dürfen wir nicht selbst begeh'n,
Weil wir Verbrechen eben strafen wollen.
Wohl weiß ich, daß wir Gautbert einst vertrieben
Und Rithard tödteten; denn Frevler waren
Die Beiden und nur Fremdlinge im Lande.
Der Bischof Ansgar aber weilet hier
Als ein Gesandter von dem Frankenkaiser
An König Olof und hat seinen Schutzbrief.
Nach Völkerrecht ist Ansgar unantastbar,
Es heischt, daß man ihn hör', dann offen richte.
Nun will ich's bei dem König so betreiben,
Daß er mit seinen Mönchen und den Andern,
Die hier die neue Lehre angenommen,
Beim nächsten Ting vor's Volk geladen wird:
Da wollen wir die argen Männer zwingen,
Die Stadt so wie das ganze Land zu räumen
Und selber ihre Kirchen einzureißen;
Thun sie es nicht, so sei der Tod ihr Loos.
(Ein Theil des Volkes zerstreut sich nach verschiedenen Seiten; die Zurückbleibenden erheben ein starkes Gemurmel.)
Ihr murrt — mein Reden muß euch nicht gefallen.
Nun, tauget Folke's Rath nicht mehr für euch,
So wählet euch denn einen bessern Richter,
Der euren wilden Lüsten weiß zu schmeicheln
Und duldet, daß ihr eurer selbst vergeßt.
Die Rache selbst, glaub' ich, muß heilig sein,
Nicht halt' ich Mord und Rache für dasselbe;
Wir werden sicherer zum Ziele kommen
Mit ruh'ger Stärke als mit wirrer Hitze.
Doch willig werd' den Stab ich niederlegen,
Glaubt es das Volk, daß ich zum Schlechten rathe,
Und steigen von dem Stuhl, wo ich gesessen
So manches Jahr und vor drei Schwedenkön'gen
Des Volkes Recht gewahrt auf stürm'schem Ting.
Mit feinem Wortkram kann ich mich nicht plagen,
Nur rein und klar euch meine Meinung sagen;
Doch was ich euch gesagt mit freiem Muth,
Will ich besiegeln gern mit meinem Blut.

Oldur.
Dein Rath ist gut, bedächtig zwar, doch sicher.

Ein Bauer.
Du bleibest unser Richter wie vordem.
Wir kennen deine Weisheit, folgen gern,
Denn Folke war allzeit des Volkes Freund.

Ein Andrer.
Zum nächsten Ting stell Jedermann sich ein;
Wir fordern zur Entscheidung wicht'ger Sachen
Sogleich ein außerordentlich Gericht.

Folke.
Budstäbe rufen euch, besiehlt's der König.
(Die Versammelten bewegen sich durcheinander und trennen sich unter einem verworrenen, nach und nach abnehmenden Geräusch. Oldur bleibt zurück und blickt ihnen nach.)

Oldur.
Volk! meiner Väter Söhne! Ach, das Pestgift
Der Zeit hat euch erfaßt, mit Blindheit euch
Geschlagen und euch eure Kraft geraubt!
Gefloh'n ist alle Eintracht, und der Zwist
Schleicht schon mit tück'schem Schritt durch's Schwedenreich.
Du stehst an Grabes Rand, mein Heimatland!
Möcht' ich vor dir denn sinken nur in's Grab!
(Er geht langsam fort.)

Vierter Auftritt.

(Am Fuß des Hügels, auf welchem die christliche Kapelle liegt. Die Flügelthür derselben steht halb offen.

Alrik (setzt sich auf einen Stein).
Bin ich erwählt, zu rächen unsre Götter,
Des harten Schicksals Urtheil zu vollzieh'n,
Erkauf' ich theuer meine Ehr'. Es schweigt
Das Schicksal, wenn sein Opfer ist gefallen,
Und zieht die starke Eisenhand zurück,
Die seinen Kämpen aufrecht hielt im Streit,
Und es verlachen mich die Götter, denen
Ich alles Schöne, Herrliche geopfert,
Und lohnen so mir meinen frommen Eifer,
Daß sie mir einen dienstbeflissʼnen Geist
Zur Braut hersenden, die mir allzeit folgt,
Mich zärtlich liebt, sich kosend an mich schmiegt,
Mich fest umschließet und das Herz umhüllt
Mit heißer Küsse Glut, und Reue heißt.
Da leg' ich meine Rüstung um den Leib
Und kämpfe mit dem Schicksal, schlag' es nieder
Und stürm' der Götter Silberthor und stürze
Von ihren Stühlen Walhalls grimme Götter
Und sterbe dann an Reu' und an dem Allen;
Das wird ein mächt'ger Tod, ein echter Tod,
So gut, daß ihn kein Leben überwiegt.
(Der Erzbischof kommt aus der Kapelle.)
Es bleibt dabei: ein Blitz, und 's ist gethan.
Ich hau' das Haupt der Christenheit hier ab,
Dann bringen sie die Glieder selber um.
Du zitterst, Hand?! Das thatst du sonst doch nicht,
Als du das Schwert durch harte Helme schlugst!
Sei stark!

Fünfter Auftritt.

Alrik zückt das Schwert gegen Ansgarius, der von der Höhe herabgekommen ist, zieht sich aber beim Anblick des Weibes mit dem todten Kinde, das von einer andern Seite auftritt, wieder zurück.

Alrik.
Nun werd' ich wieder mild; da wo die Mutter
Mit ihrem todten Kinde weilt, sei Friede.

* Der Martensmann.

Culturgeschichtliche Skizze von Heinrich Asmus.

Einmal soll ein Obotritenfürst von dem lübeckischen Rath am Martinitag gar herrlich bewirthet und traktirt worden sein und der hohe Gast insonderheit den Rheinwein belobt haben, welche Aeußerung die Wirthe sogleich benutzten und zu verstehen gegeben, so der Herr Herzog ihnen ein wenig Land abtreten werde, wollten sie ihm dafür jährlich ein Geschenk von diesem Weine überschicken. Der fürstliche Gast gewährte nicht nur das Gesuch der Lübecker, sondern erbot sich noch überdies das Weingeschenk mit einem Stück Wild zu vergelten und ihnen durch ganz Mecklenburg Zollfreiheit zu gewähren. Nun soll sich aber in der Folge ergeben haben, daß die Lübecker mehr Land als ihnen zugestanden, zu ihrem Stadteigenthum genommen, was man ihnen zwar gelassen, aber befohlen habe, das Weingeschenk auf eine schimpfliche Weise alljährlich nach Schwerin zu schaffen. Dies ist nach hergebrachter Sitte denn auch bis zum Jahre 1806 geschehen; in diesem Jahre war schon Alles zur Abfahrt bereit, allein die Schlacht zwischen den Preußen und Franzosen bei Lübeck am 6. November, verhinderte die Abreise und ist seit der Zeit der Martensmann außer Funktion gesetzt worden.

Es that vor allem Noth unter den lübeckischen Rathsdienern einen Mann zu finden, der als „Martensmann“ nicht nur das übliche Ceremoniel auf das Genaueste beobachtete, sondern auch gesund, hand- und kopffest war, und gab ihm noch überdies zwei Zeugen bei, damit er nie aus dem Gleichgewicht komme. Am 9. November bei guter Zeit bestiegen diese drei Männer einen stark mit Eisen beschlagenen Kaleschwagen und traten ihre Reise über Schönberg und Rehna an. Dabei hatte aber Alles bis in's Kleinste seine genau gewiesenen Wege: die Pferde nämlich mußten von brauner Farbe und das Ledergeschirr mußte schwarz sein. Außer den Lebensmitteln und kleiner Münze ward ein Ohm guter Rheinwein aufgepackt und mit Stricken wohl befestigt und der Kutscher mußte vom Bocke fahren. Am ersten Tage ging's über Schönberg, wo zu Mittag gespeist wurde, durch die „kalte Herberge“ nach Rhena, wo man die Nacht verblieb. Bei der Einfahrt wurden die Reisenden von der zusammengelaufenen Jugend mit Hurrabruf und andern kernigen Gunstbezeugungen empfangen, wofür der Martensmann einige Hände voll Haselnüsse, Aepfel und Semmel (Weißbrod) freigebig austheilte. Am andern Morgen ward die Fahrt rechtzeitig fortgesetzt und am Martiniabend fuhr die lübeckische Gesandtschaft in Schwerin ein, verblieb aber bis zum kommenden Mittage in einem Gasthause in der Vorstadt und bereitete sich hier leiblich vor. Zugleich wurde das Geschirr auf das Genaueste nachgesehen und nöthigenfalls ausgebessert, weil der geringste Mangel den Verlust des Wagens sammt der Pferde unweigerlich nach sich zog.

Am Martinitage präcise 12 Uhr Mittags fuhr der Zug in vollem Trabe bis an die Stadt; hier zog die Schildwache alsbald den Schlagbaum vor und ein Gefreiter begann ein strenges Examen, das nebst den Antworten gehörig formulirt war. Darauf trat die ganze Mannschaft unter's Gewehr, der Schlagbaum wurde wieder geöffnet und der Martensmann fuhr entblößten Hauptes vorüber, während die Soldaten das Gewehr präsentirten, wofür ihnen außer dem gnädigen Gruß ein Gulden Trinkgeld zu Theil wurde. Kaum hatte aber der Zug das Thor erreicht, so strömte aus allen Gassen die Jugend zusammen, vorzugsweise aus dem Schuster-, Riemer- und Schmiedegewerk, und brachte die lübeckische Ambassade unter dem Zuruf: „Martensmann! Nußmarten! Schön Marten! Mußmarten! Hei Marten! Pfennigsmarten!“ in das Quartier. Hier traten den Angekommenen allerhand lustige, mit Goldpapier und anderem Zierrath verbrämte und mit großen Kuhschwänzen bewaffnete Masken entgegen, die sich und Andere so lange einbalsamirten, bis der Martensmann seine besten Säcke aufgethan und Semmel, Kringel, Aepfel, Nüsse und kleine Münze mitten in das Gebalg hineingeworfen hatte.

War endlich das Wirthshaus glücklich erreicht, so trug der lübeckische Gesandte den Dienstmädchen auf, seine Ankunft dem herzoglichen Hausvogt anzuzeigen, warf sich in sein Amtshabit; einen schwarzen Rock mit rothscharlachnem Mantel ohne Aermel, legte sich einen vielgefaltenen weißen Ringkragen um und setzte sich eine runde wohlgelockte Perrücke auf das Haupt. Ebenso mußten sich seine beiden Begleiter und der Kutscher recht säuberlich kleiden und Wagen und Pferde höchlichst geputzt sein. Mit dem Gegengruße vom Hausvogt, ward sogleich der Glockenschlag des Einzugs in's Schloß bestellt: gewöhnlich 3 Uhr Nachmittags.

Nachdem drei Posten zu je zwei Mann von der Schloßwache ausgestellt waren, erschien der Martensmann im Geleite der unaufhörlich schreienden Menge und unter dem Schutze seiner Wache. Er selbst saß ganz allein auf der mittleren Bank des Wagens, vor ihm der Kutscher mit langer, oft geschwenkter Peitsche; hinter ihm lag das mächtige Weinfaß; dahinter saßen die beiden Zeugen, und ganz hinten auf standen zwei Hausknechte als Lakaien.

Sobald der Wagen an die Schloßbrücke kam, mußte der Martensmann mitten im Fahren den Hut abnehmen, sich selbst den Kopf entblößen und überdies noch wahrnehmen, ob seine Begleiter dasselbe gethan hatten. In demselben Augenblick trat die ganze Schloßwache in's Gewehr und salutirte, wofür ihr mit einem Kopfnicken gedankt, und ein Gulden verehrt wurde. Die Hüte mußten sie so lange neben sich liegen lassen, bis sie bei ihrer Rückkehr die Wache wieder passirt waren. Bisher durfte der Kutscher nur in anständigem Schritt fahren, jetzt aber schwenkte er die Peitsche und der Wagen rollte mit seiner ganzen Ladung und in Gegenwart der herzoglichen Familie zweimal im schnellsten Laufe um den Schloßhof herum, während der Martensmann kleine Münzen unter das Volk warf, wofür ihn wiederum die erwähnten schönen Namen begrüßten. (Das auszustreuende Geld durfte jedoch nicht 13 Mark Lübisch, circa 5 Thaler Preuß. überschreiten.) Mitten im Rennen hielt plötzlich der Wagen an der Haupttreppe still, wo der deputirte herzogliche Vogt, in Begleitung mehrer Beamten und Amts-Notarien, hervortrat, um die lübischen Gäste, die alle drei zugleich vom Wagen gesprungen, zu bewillkommen. Der Martensmann mit seinen beiden „Zeugen“ bildete dem Hausvogt gegenüber, einen Halbkreis und bezeugte laut die Ergebenheit der Republik Lübeck zu dem regierenden Herzoge von Mecklenburg und dessen hoher Familie. Darauf mußte er nach einem alten Formular, wörtlich folgende Anrede halten: „Es lässet dem Durchlauchtigsten regierenden Landesherrn, Herrn ꝛc. Herzog zu Mecklenburg, Fürsten zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, Grafen zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herrn, Ein Ehrenvester und Hochweiser Rath der Stadt Lübeck dero Gruß und Dienst unterthänigst vermelden, auch alle fürstliche Prosperität anwünschen und dabei anzeigen, daß wohlgedachter Rath sich erinnert, wie an diesem Martini-Abend alljährlich dem herzoglich Mecklenburgischen Hause Schwerin von Einem Hochweisen Rath der Stadt Lübeck ein Stück Ohm Rheinwein präsentirt worden, dem wohlgedachter Rath auch jetzo nachgekommen, und lässet hiermit solchen Wein aus nachbarlicher Freundschaft und guter Affection präsentiren, wünschet dabei, daß Ihro Herzogliche Durchlaucht denselben bei allem hohen Wohlsein und guter Gesundheit genießen, Eines Ehrbaren Rathes der Stadt Lübeck dabei im Besten gedenken und also nachbarliche Freundschaft, wie allemal vorher geschehen, erhalten möge.“

Hierauf erwiederte der Hausvogt: „Der Durchlauchtigste Herzog und Herr ꝛc. bedankt sich zwar des von Einem Hochweisen Rath der Stadt Lübeck zu entbotenen Grußes halber gnädigst; es ist aber aus dem Anbringen verstanden worden, daß ein wohlgedachter Rath der Stadt Lübeck dem alten Herkommen nach keinen Rheinwein-Most, sondern Rheinwein gesandt, überdem auch, daß man diese Sendung, als geschähe sie nur aus nachbarlicher Freundschaft und Affection an- und vorbringen lassen wollen: als kann man dagegen nicht unbeantwortet lassen, daß jährlich an Martini-Abend dem Herzogl. Hause Schwerin von Einem Hochweisen Rath der Stadt Lübeck aus Schuldigkeit und Pflicht ein Ohm Rheinwein-Most geliefert werden müsse: hätte es anjetzo auch kein Rheinwein, sondern Rheinwein-Most sein sollen. Für diesmal will man zwar den gesandten Rheinwein nehmen, aber mit dem Bedinge, daß solches hinfüro in keine Consequenz gezogen werde, sondern nach diesem, wie Herkommens ist, von Einem Hochweisen Rath jederzeit Rheinwein-Most aus Schuldigkeit und Pflicht an dem Martini-Abend geliefert werden solle, und Ihro Herzogl Durchlauchten hinfüro der alten Schuldigkeit damit gewürdigt sein wollen. Damit aber Ihre Herzogl. Durchlauchten habenden uralten Recht hiedurch kein Präjudiz erwachsen möchte, so protestire ich im Namen Ihro Herzogl. Durchlauchten dawider öffentlich und requirire den gegenwärtigen Amts-Registrator als Notarium, vi officii publici, hiemit, diese interponirte Protestation ad notam zu nehmen: der Herzogl. Kammer desfalls ein beglaubigtes Documentum unterthänigst einzuliefern. Sonsten halte ich dafür, daß Ihro Herzogl. Durchlauchten nicht unterlassen werden, Alles, was Dero Orts zur Erhaltung guter nachbarlicher Freundschaft ersprießlich ist, zu conserviren.“

Dawider sagte der Martensmann: „Ein Hochweiser Rath weiß sich nicht zu erinnern, daß Ihro Herzogl. Durchlauchten sich irgend womit verpflichtet sein sollten, sondern ich repetire mein Voriges: der Wein wird nicht aus Schuldigkeit, sondern aus nachbarlicher Freundschaft präsentirt, derowegen ich nicht unterlassen kann, gegen das Eingewandte förmlich zu protestiren.“

Dem entgegnete der Hausvogt: „Ich wiederhole, daß Ein Ehrbarer Rath der Stadt Lübeck am Martini-Abend jährlich ein Ohm Rheinwein-Most aus Pflicht und Schuldigkeit senden müsse und inhärire dem, was ich bereits vorhin vorgebracht.“

Nach diesen etwas langweiligen Begrüßungen und gegenseitigen Protestationen rief der Vogt den schon harrenden Pförtner nebst Gehülfen herbei und befahl ihm, Wagen und Sielenzeug, Pferde und Eisenwerk genau zu untersuchen, ob an denselben oder auch nur am Hufe irgend ein Fehler zu finden sei: in diesem Falle war Alles verwirkt und ward sogleich durch einen herzoglichen Kutscher in den Marstall gebracht, wie es wirklich im Jahre 1755 geschah und nur auf vieles Bitten von Seiten des lübeckischen Senates zurückgegeben wurde. Die Besichtigung übernahm aber die Jugend, obwohl der Pförtner dafür 32 Schillinge erhielt, und bekroch den Wagen unten und oben, um irgend einen Fehler zu entdecken; fand sich jedoch nichts, so stieg der Hofkellermeister empor, spundete das Faß auf, hob mit einem Stechheber ein Glas voll heraus, besah die Farbe, beroch den Duft und kostete im dritten Tempo den Wein, füllte wieder und reichte dem Vogt und dessen Beamten, die dann die Güte lobten. Das Faß aber ward zugeschlagen und von den Weinküfern in den Hofweinkeller gebracht. Hierauf beurlaubte der Martensmann sich gehörig wurde von dem Vogt zu einer vorgänglichen Abendmahlzeit eingeladen, bestieg mit seinen Begleitern den Wagen und der Kutscher fuhr zum dritten Male auf dem Schloßhofe schnell herum, wobei der Martensmann wiederum Geld unter das jauchzende Volk warf. Dann ging es auf die vorhin erwähnte Weise zurück in's Quartier, wo er sich zwar seiner schweren Amtstracht entledigte, aber sein Amt noch lange nicht beendet hatte.

Nach herkömmlicher Gewohnheit wurden nun durch das Gesinde dem Hausvogte, dem Küchenmeister, dem Amtsregistrator und dem Kellermeister, jeglichem ein guter holländischer Käse von 12 Pfund, ein lübeckisches „Strumpfsbrod“, ein dergleichen „Halbmond“, ein Bund rigischer Bütt- und ein Bund Böcklinge, jedes zu 1 Pfund und 4 Citronen geschickt. Die Zeit bis zum Abend war Besuchen in der Stadt gewidmet.

Mit dem Schlage 6 erschien der Amtspförtner, einen tüchtigen Commandostab in der Rechten und eine blos zu diesem Gebrauch bestimmte, 3 Fuß hohe, und aus 100 Hornscheiben zusammengesetzte, stark mit Messing beschlagene Laterne von 4 Lichtern, in der Linken tragend und geleitete im feierlichen Zuge die ganze Gesellschaft zum Abendschmause. Sobald sie sich dem Schlosse näherten, trat die Wachmannschaft, aber ohne Gewehr, heraus und salutirte, und der Pförtner führte die Gäste über den Schloßhof in das Speisezimmer, das sich neben der Küchenstube befand und wo bereits die herzoglichen Beamten, der Hausvogt, der Küchen- und Kellermeister, der Kastellan, der Schloßgärtner und andere Gäste sich befanden, die die lübische Gesandtschaft mit vielen Referenzen empfingen. Auch stand in einer Ecke des Zimmers ein Bett mit einer Nachtmütze, Geschirr und Handtuch, wovon jedoch bei Vermeidung harter Strafe Niemand etwas gebrauchen durfte.

Der Pförtner verwahrte die Laterne und lud dann zur Tafel.

Oben an derselben saß der Hausvogt, links neben ihm der Martensmann nebst „Zeugen“, rechts die Beamten und die übrigen Gäste nach Gefallen; an einem besonderen Tische neben der Schenke, Kutscher und Lakaien; vor der Thür allein am Tische der Pförtner, welcher nebenher mit seinem Stabe unter den Zuschauern Ruhe erhalten mußte, was ihm jedoch von allen Seiten so erschwert ward, daß er nur mit Mühe die ihm gereichten Speisen genießen konnte.

Die Tafel war jederzeit gleichmäßig eingerichtet, der Küchenzettel immer derselbe und bestand aus 36 Schüsseln. Im ersten Gange brachte man 2 Schüsseln mit Weinsuppe, 2 mit 24 Pfund Rindfleisch, 2 mit Pasteten und Kalbfleisch, 2 mit gekochtem Gänsefleisch, 2 mit Hühnerfrikasee von 12 Hühnern, 2 mit Fischen; den zweiten Gang bildeten 2 Schüsseln mit Braten von Hirschziemer und Hirschkeule, 2 mit Salat oder Blumenkohl, 2 mit Gänsebraten, 2 mit Torten, 2 mit Gebackenem, 2 mit Krebsen; im dritten Gange endlich wurden 2 Schüsseln mit Confect, 2 mit Zuckerplätten, 2 mit Honigkuchen und je eine Schüssel mit Mandeln, Rosinen, Aepfeln, Wall- und Haselnüssen aufgetragen.

Waren die Suppe und das Rindfleisch verzehrt, so erhob sich der herzogliche Vogt und trank stehend die Gesundheit seines Landesherrn dem Martensmann zu, und zwar aus sogenannten „Fleuten“ (trichterförmige Gläser ohne Fuß, die ungefähr eine Achtelflasche faßten und jedesmal ganz geleert, auf den Tisch umgestürzt wurden.) Getrunken wurde nur guter Franzwein. Erschien lübeckischer oder schwerinischer Seits Einer zum ersten Male, so ward ihm ein „Willkomm“ zugebracht, der 5 Flaschen an Wein oder Bier faßte, wobei der Fremde wählen und sich auch zwei „Gevattern“ erbitten durfte, nur mußte stehenden Fußes ausgetrunken werden. Der Hausvogt, welcher den Humpen „auf des durchlauchtigsten regierenden Herzogs von Mecklenburg Gesundheit und dieses Hauses Gerechtigkeit“ gereicht, fragte nach dem Austrinken den Neuling: „Ob ihm nun Gnade widerfahren und Recht geschehen sei?“ Die Antwort war: „Es ist mir Gnade widerfahren und Recht geschehen; ich bedanke mich auch deshalb bestens.“

Diese Ceremonie ward jedoch erst nach den üblichen Gesundheiten vorgenommen, d. h. nachdem beim Vorlegen der Fische die Fleuten auf das hohe Wohlsein des regierenden Landesherrn und auf das der übrigen fürstlichen Personen der Reihe nach geleert waren. Dazu durfte aber kein Gevatter erbeten werden. Das ging nun so fort bis 10 oder 11 Uhr, alsdann erhob sich die Gesellschaft und brachte unter dem Geleite der großen Laterne, den Martensmann in's Quartier, wo nach herkömmlicher Weise Thee, Kaffee, Punsch und guter alter Rheinwein, so viel noch jeder vermochte, einige Stunden lang genossen wurde.

Am andern Morgen mit dem Schlage 10 erschien wieder der Pförtner und lud den Martensmann und seine Zeugen zum Frühstück, wo sich alle Gäste, mit Ausnahme des Kutschers und der Lakaien, wiederfanden. Im ersten Gange brachte man 2 Schüsseln mit festen Eierpasteten, 2 mit Häringssalat, 2 mit Ragout von braungekochtem Wild, 2 mit Kalbfleischpasteten, 2 mit Rindfleisch, 2 mit Fischen; den zweiten Gang bildeten 1 Schüssel mit Ziemer oder Keuler, 1 mit Gänsebraten, 2 mit Torten, 2 mit Gebackenem, 2 mit Krebsen, 2 mit Salat, 2 mit anderem Gemüse; der dritte Gang war dem des vorigen Abends gleich, auch der Wein war derselbe. Zum Schluß trank der Martensmann auf das „gute Vernehmen zwischen dem Hause Mecklenburg und der Stadt Lübeck.“ Die Gesellschaft geleitete ihn darnach wieder in seine Herberge und ward sie mit Kaffee und mit Wein so lange regalirt, bis der Wagen vorfuhr.

Unterdessen wurden aus der Hofküche dem Martensmann zur Reise eine kalte Wildpastete, eine Torte, ein kalter Gänse- und ein kalter Schweinebraten geschickt. Für seine Obrigkeit ward ihm besonders ein Rehbock oder ein Wildschwein mitgegeben; auch erhielt er ein altes Markstück, den sogenannten „Martensgulden.“ Selbst seine Pferde wurden nicht vergessen, sie erhielten von dem Amtsboten 2 Scheffel Hafer mit auf den Weg. Seine Zeche ward vom Hofe bezahlt.

Mit dem Schlage 2 fuhren die lübeckischen Gäste wieder ab. Im Thore machte die Wache dieselben Honneurs wie bei der Ankunft und der Martensmann eilte nun mit schweren Kopf und Magen der Heimath zu, seinen Obern schuldigen Bericht abstattend und die Geschenke überreichend.

* Das alte und das neue Rom.

Unter diesem Titel ist ein Vortrag von F. A. Maercker im Druck erschienen (Berlin, G. Reimer, 1865) den Letzterer im vergangenen Winter in Berlin gehalten hatte; der Verfasser ist der nämliche, (von dem es aus den Jahren 1853 und 1855 zwei andere Vorträge über Daniel Webster und über Demosthenes und Aeschines giebt). Dieser jüngste Vortrag ist wie ein Januskopf mit doppeltem Gesicht: er betrachtet einerseits das heidnische und mittelalterliche Rom, andererseits faßt er die Zukunft Roms in seiner Weltstellung zur römischen Kirche ins Auge. Der Vortrag enthält in der Behandlung dieser Gegenstände und Gegensätze viel Anziehendes und Anregendes für das weitere Nachdenken, und zugleich gewährt er mancherlei fruchtbare Winke mit praktischer Tendenz. Nicht umsonst hat in dieser letzteren Beziehung der Verfasser den Vortrag „den Bürgern der Stadt Berlin“ gewidmet, und er hat sich dabei ausgesprochenermaaßen von der Ansicht leiten lassen, daß Berlin „einer der Mittelpunkte des Welthandels und der Kern des deutschen politischen und geistigen Lebens“ sei. Er erhebt sich sogar bis zu dem Gedanken der „welthistorischen Bestimmung“ von Berlin, und er erklärt es offen als das Ziel des Vortrags, diesen Gedanken „auf seine feste Basis zu stellen.“

Nach der Meinung des Verfassers hat Berlin nicht die Bestimmung, „nur das Arsenal eines Militärstaates zu sein,“ eben so wie Preußen „nicht vergessen darf, daß es der Träger des deutschen Geistes, des gesammten Vaterlands ist,“ und daß es „keine particularistische Politik, etwa als Militärmonarchie, zu machen habe.“ Vielmehr soll Preußen „die ganze Kraft des deutschen Geistes in sich aufnehmen.“ „Wenn nicht alle Vorzeichen täuschen,“ sagt der Verfasser, „sind Preußen und seine Hauptstadt berufen, unter einer erleuchteten Regierung den Bund der Herrschaft mit der Freiheit dauernd zu verwirklichen.“ Dann wird Berlin „als die hervorragendste, als die erste unter den Städten der Neuzeit kühn ihr Haupt erheben im Bewußtsein ihrer göttlichen Aufgabe. Alle Kräfte dazu sind vorhanden. Lassen wir nur den Geist der Freiheit walten, und — unser ist der Sieg!“

Wir nehmen vorläufig einfach Act von diesen Expectorationen des preußischen Enthusiasmus, indem wir uns zugleich aufrichtig freuen, daß dieser preußische Enthusiasmus von der „ganzen Kraft des deutschen Geistes“ durchdrungen zu sein scheint, und der Verfasser durchaus nicht die Ansichten des preußischen Ministerpräsidenten theilt, welche dieser, als er im Januar 1855 preußischer Gesandter am deutschen Bunde war, bei einer Unterredung mit dem damaligen französischen Gesandten in Wien aussprach, daß „die Isolirungspolitik für Preußen die vortheilhafteste sei,“ daß „Preußen eine durchaus egoistische, auf Gewinn berechnete Politik treiben müsse,“ und daß „die Isolirung Preußen am sichersten Gewinn bringe“ (siehe „Briefe von Zedlitz,“ im Morgenblatt, 1864, Nr. 51, S. 1215). Wenn dagegen der Verfasser des Vortrags, im Widerspruche mit solchen Ansichten, der Meinung ist, daß „jeder Preuße das schöne Wort: Suum cuique (Jedem das Seine) als seinen Wahlspruch erkennt,“ so wird er auch in Preußen und für Preußen dem großen deutschen Vaterland das gebührende Recht gern und willig zugestehen. Für gewisse offenbare Uebelstände im preußischen Staate ist der Verfasser nicht blind.

Uebrigens nimmt er auch in seinem Vortrage auf Deutschland die gebührende Rücksicht. Indem er nämlich das neue, d. i. das päpstliche Rom näher betrachtet, gelangt er zu der Ueberzeugung, daß die „ewige Stadt“ einer geistigen Wiedergeburt, einer Wiedergeburt, die nur „durch den Geist der Freiheit erfolgen könne, entgegengeführt werden muß, und er bezieht sich dafür auf einen Ausspruch Schelling's, daß sich „in Deutschland die Schicksale des Christenthums entscheiden werden.“ Denn — setzt Schelling hinzu — „das deutsche Volk ist anerkannt das universellste, lange Zeit auch galt es für das wahrheitsliebendste, das der Wahrheit Alles, selbst seine politische Bedeutung zum Opfer gebracht hat.“ Wie Schelling dies Letzere meint, wird jeder geschichtskundige Leser, der selbst wahrheitsliebend ist, sich sagen können; wie dagegen der Verfasser des Vortrags über „das alte und neue Rom“ die „gottgegebene Mission“ Deutschlands versteht, mag Jeder bei ihm selbst nachlesen. Er giebt darüber Vieles zu denken und für einen Jeden zu beherzigen; aber wir können hier aus naheliegenden Gründen nicht weiter darauf eingehen. Was er hierüber sagt, ist eben so christlich wahr, als es wahrhaft deutsch empfunden und gedacht ist, und Niemand wird sagen können, daß der Verfasser damit bloßen patriotischen Phantasien und einem falschen Freiheitsideale huldige. Einer solchen Annahme widerspricht im Allgemeinen der geschichtskundige Sinn, der in dem Vortrage sich zu erkennen giebt, auch wenn wir die Ansicht nicht unterdrücken können, daß mancher Gedanke eine schärfere und eingehendere Behandlung und Darstellung verdient hätte. Aber eine solche wäre in einem öffentlichen Vortrage jedenfalls nicht ganz an ihrem Platze gewesen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Neumann-Strela. Mit dem Zopf. — A. Sewald. Der Insurgent. — Braddon. John Marchmonts Vermächtniß. — Laubert. Der Genfer See und die Insel Wight. — Dahn. Procopius von Cäsarea. — Bitter. Erzählungen, Novellen und Gedichte. — Mähly. Leid und Lied. — Ott. Rosen und Dornen. — König. Auf der Landstraße. — F. v. Saar. Hildebrand, Trauerspiel.

* Die Berichterstatter aus Florenz stimmen überein daß das Dante-Fest ein höchst gelungenes war. Ein sonniger mittelitalienischer Frühlingshimmel, die schöne Eintracht und gehobene Stimmung aller Theilnehmer, die bekannte anständige Haltung der untern Volksklassen Italiens und der Toscaner insbesondere — alles vereinigte sich zu diesem Ergebniß, und obenein verstehen sich die Italiener vermöge ihres angebornen artistischen Geschmacks auf Festdecorationen wie kaum ein anderes Volk. Von Fremden betheiligten sich vorzugsweise die Engländer, deren viele aus den gebildeten Classen seit lange Florenz als eine Lieblingscolonie besiedeln; dem verstorbenen Walter Savage Landor war es seine zweite Heimath geworden, und die Dichter Barret und A. Trollope wohnen daselbst. Der Zudrang aus allen Theilen Italiens war ein ungeheurer; vieles Landvolk aus der Umgegend lagerte Nachts auf den Plätzen und Straßen. Ein schöner Zug war es daß unter den 700 italienischen Fahnen die von Ravenna ausgezeichnet wurde; sie wehte unmittelbar neben der von Florenz. Wie der Correspondent der Times schreibt, machte der König Victor Emmanuel, als er alle diese Fahnen an sich vorüberwallen sah, die sehr treffende Bemerkung: wenn eine solche Versammlung aus verschiedenen Gegenden Italiens auf dem Platze vor Santa Croce zur Zeit Dante's stattgefunden hätte, so würde dieser Platz alsbald vom Blute der hadernden Parteien geröthet worden sein; die alte Kirchthurmspolitik sei erst jetzt im Verschwinden. In der abendlichen Beleuchtung gewährte der Arno — „und über ihm so schön und breit die Brücke der Dreifaltigkeit“ — einen feenhaften Anblick. Um Uebertragung der Asche Ugo Foscolo's (des im Jahr 1827 als politischer Flüchtling verstorbenen Verfassers von „I Sepolcri“ und der „Ultime Lettere di Jacopo Ortis,“ einer Nachahmung von Goethe's Werther) aus England nach Italien ward eine Adresse an das englische Volk beschlossen.

— Aus dem Nachlasse ihrer Mutter hat die Tochter Schillers dem freien deutschen Hochstift das Manuscript eines fünfactigen Trauerspiels, „Dido“ von Frau v. Stein, als Geschenk übergeben, mit der ausdrücklichen im Einverständniß mit den Erben der letztern abgegebenen Ermächtigung zur Veröffentlichung. Es trägt die Jahreszahl 1803, ist aber bereits 1793 begonnen, und gibt, hervorgegangen aus der bittern Stimmung der Verfasserin, nachdem sich Goethe von ihr abgewendet und durch seine Beziehungen zu Christiane Vulpius „in Mißstand zur ganzen Societät“ gesetzt hatte, in den Persönlichkeiten der Carthager die des Weimarer Kreises — außer dem Herzog und seiner Gemahlin (Dido), Goethe, Herder, Bertuch, Knebel und Frau v. Stein selbst. Vom dichterischen Werth absehend, darf sich die literar-historische Forschung manche Ausbeute und Aufklärung, namentlich zu den Briefen Goethe's an seine Freundin, versprechen.

— Bei der im November v. J. im Haag veranstalteten Auction von Büchern und Handschriften aus dem Nachlasse des Hugo Grotius, die bisher einem Verwandten des berühmten Gelehrten (aus einer Nebenlinie, denn die männlichen Nachkommen Hugo de Groot's sind wohl ausgestorben) angehört hatten, wurden für die Universitäts-Bibliothek zu Leyden drei bisher unedirte Manuscripte erworben, die betitelt sind: „Devensio adversus Welwodum“, „Bellum Lusitanorum“ und „De iure praedae“. Das erste dieser drei Werke enthält eine freilich nicht ganz abgeschlossene Vertheidigung gegen den englischen Gelehrten Welwood, der Grotius' Schrift über die Freiheit der Seefahrt („Mare liberum“) zu widerlegen gesucht hatte. Diese Entgegnung blieb aus dem Grunde ungedruckt, weil de Groot bei seinen späteren Beziehungen zu Schweden diese Macht, die damals gleiche Rechte für das baltische Meer beanspruchte, als England für die See an seinen Küsten, nicht kränken wollte. Ueberhaupt entfremdete sich Hugo Grotius in späteren Jahren immer mehr den Interessen seines Vaterlandes, das sich freilich gegen ihn mit Oldenbarneveld's Katastrophe, in dessen Sturz er bekanntlich mit verwickelt wurde, meist sehr stiefmütterlich gezeigt hatte. Das „Bellum Lusitanorum“ eine Beschreibung der Kriege, welche die Holländer bei Gründung ihrer Herrschaft in Indien mit den Portugiesen führten, ist größtentheils in das dritte Werk „De iure praedae“ aufgenommen, welches das Recht aller Völker, beliebige Meere zu befahren und aller Orten Handel zu treiben, in Schutz nimmt, mit besonderer Rücksicht auf die Fahrt um das Cap der guten Hoffnung, welche die Spanier und Portugiesen damals monopolisiren wollten. Gegen diese Feinde wird den Niederländern unter Hinweis auf das alte Testament ein Vernichtungskrieg, wie ihn die Juden gegen die abgöttischen Bewohner Kanaans führten, eifrig anbefohlen. Das Werk scheint kurz vor dem zwölfjährigen Waffenstillstande zwischen Holland und Spanien, 1607 oder 1608, verfaßt zu sein. Dieser wohl zunächst und später die Einkerkerung in Schloß Loevenstein haben Grotius die Veröffentlichung des Buches „De iure praedae“ verleidet; jedoch ist sehr viel daraus in sein berühmtestes Werk „De iure belli et pacis“ aufgenommen.

— Die Kölnische Ztg. theilt bei Anzeige der Gesammtausgabe von Gustav v. Struensee's Werken folgende Biographie desselben mit: Gustav v. Struensee erhielt seine Gymnasialbildung auf dem Jesuiten-Gymnasium in Köln, wo sein Vater damals Polizei-Präsident war; seine Universitätsstudien (von 1823 bis 1826) machte er in Bonn. Daß er dort gut zu Hause war, verrathen mehrere seiner besten Romane, so: „Vor fünfzig Jahren“ und „Wogen des Lebens“, deren erster Theil auf der rheinischen Hochschule sich bewegt. Im Jahre 1831 war er Assessor und 1837 Rath in Coblenz, wo er bis 1848 blieb, jedoch mit Ausnahme eines Lustrums, das er in Arnsberg zubrachte. Dieses Intermezzo wurde für ihn als Schriftsteller epochemachend: im Brüten der Einsamkeit ward der Autor in ihm flügge, und hier war es, wo seine ersten Arbeiten ans Licht traten: nach dem „Pfarrhaus“ sein erster dreibändiger Roman, „Egon“; ferner die Novelle: „Aus dem Leben“, die „Rheinischen Novellen“, vor Allem aber der Roman: „Rancé (Leipzig, bei Wienbrack), der seiner Zeit viel Anerkennung fand und dem Autor die erste günstige Beurtheilung in der Augsb. Allg. Ztg. einbrachte — damals bekanntlich ein eifrig erstrebter Erfolg. Der Roman „Rancé“ ist eine der gelungensten älteren Arbeiten Struensee's. Im Jahre 1848 ward er als Ober-Regierungsrath nach Breslau versetzt, wo er fast siebenzehn Jahre wirkte und mit dem schlesischen Leben verwuchs, wie er früher mit dem rheinischen verwebt war: diese Vertrautheit mit Ost und West ist nicht unwichtig für den Autor geblieben, wie diesem auch reichlich die Erfahrungen des höheren Verwaltungsbeamten zu Gute gekommen sind. Diese erste Schriftsteller-Periode Struensee's schließt mit einem Bande Gedichte: „Herbstblätter“, die eine zweite Auflage (Breslau) erlebt haben. Schon im Jahre 1847 hatte von Gustav vom See die Erzählung: „Ein deutscher Coriolan“, im Feuilleton der Kölnischen Ztg. gestanden. Zwölf Jahre später erneuerte sich diese Verbindung, welche auf den Autor so anregend wirkte, daß seine gelungensten Arbeiten an dieser Stelle erschienen: „Vor fünfzig Jahren“ (1859), „Zwei gnädige Frauen“ (1860), „Herz und Welt“ (1862), „Wogen des Lebens“ (1863), „Gräfin und Marquise“ (1864). Diese nebst mehreren kleineren Arbeiten, die in verschiedenen Zeitschriften: „Hausblätter“ u. s. w., zuerst abgedruckt wurden, erschienen bei Trewendt in Breslau, der nun auch die Gesammt-Ausgabe übernehmen wird. Die größeren Romane, wo der Autor mit breiterem Pinsel malen konnte, haben den meisten Beifall gefunden: sie zeichnen sich durch feine psychologische Beobachtung, durch eine gesunde Weltanschauung und einen warmen patriotischen Herzschlag aus. Die letzten Decennien des 18. und die ersten des 19. Jahrhunderts sind die Zeit, die Rheinprovinz und Schlesien das Terrain, auf dem Struensee sich am sichersten und glücklichsten bewegt. Möge ein freundliches Geschick ihm Muße und Stimmung gönnen, daß er der stattlichen Reihenfolge von Bänden, die von 1842 bis 1865 reichen, noch einige seinen letzten Romanen ebenbürtige hinzufüge! Bisher hat er mit jeder neuen Schöpfung eine höhere Stufe der Form, eine abgerundetere Gestaltung erreicht, während der Eifer für des Vaterlandes Größe, Ehre und Reinheit vom ältesten bis zum jüngsten seiner Werke der gleiche blieb: eine schöne Anwartschaft auf Anerkennung!

— Das Dante-Jubiläum hat einen jüdischen Gelehrten, M. E. Stern in Wien, zur Uebersetzung eines literarischen Curiosums ins Deutsche veranlaßt. Es ist dies eine hebräische Divina Commedia, die ein Zeitgenosse Dante's, der Römer Immanuel ben Salomo, unter dem Titel „Hölle und Paradies“ in Makamenform und in satirischem Tone geschrieben hat.

— Emil de Girardin hat sein Rührstück mit einer langen Vorrede drucken lassen. Jetzt hat Alexander Dumas, Sohn, bei Michel Levy drucken lassen: „L'histoire du Supplice d'une femme, réponse à M. E. de Girardin par Alex. Dumas fils.“

— Auf Caprera befindet sich gegenwärtig die rühmlichst bekannte Künstlerin Elisabeth Ney, um Garibaldi's Büste zu fertigen.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 23.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 24. Bremen, 11. Juni. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Valerius Wilhelm Neubeck,

der Dichter der Gesundbrunnen.

Von Christian Walther.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die didaktische Poesie bei uns eine geringere Pflege erfahren hat, als dieß bei den Alten und unter den Neueren vorzüglich bei den Engländern der Fall ist. Neubeck gehört zu den Wenigen, welche unsere Literatur in dieser Gattung der Poesie bereichert haben. Aug. Wilh. v. Schlegel war es bekanntlich, der durch seine eingehende Kritik dem didaktischen Gedichte „die Gesundbrunnen“ wegen seines reichen Inhaltes, wegen der wahrhaft dichterischen Darstellung und Verarbeitung eines schwierigen Stoffes sowie wegen der schönen, edlen Sprache und Reinheit des Versbaues den Stempel des Classischen aufgeprägt und dem Dichter einen Ehrenplatz in der deutschen Dichterhalle angewiesen hat. Dennoch hat das Gedicht in mehrern namhaften Geschichtsbüchern der deutschen Literatur, wie z. B. in den Werken von Koberstein und Vilmar, gar keiner Erwähnung sich zu erfreuen gehabt und auch im deutschen Publikum überhaupt hat dasselbe nicht in dem Maße Theilnahme gefunden, als Schlegel von dieser seltneren und anregenden Erscheinung gewünscht hatte. Mag der Grund für diese Thatsache entweder in der Eigenthümlichkeit der Dichtung, welcher vorzüglich durch die zahlreichen mythologischen und örtlichen Anspielungen mehr die Sphäre des gelehrten Publikums angewiesen zu sein scheint, oder in den Ansprüchen und Bedürfnissen der größern Lesewelt überhaupt zu suchen sein, — immerhin dürfte der Versuch, durch eine biographische Skizze das Andenken des Dichters zu erneuern, nicht ungerechtfertigt erscheinen.

Valerius Wilhelm Neubeck wurde den 21. Januar 1765 zu Arnstadt im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen geboren. Sein Vater war der Hofapotheker Wilh. Fried. Neubeck; die Mutter, eine geborne Homschuh war aus Erfurt gebürtig und eine Zeitgenossin und Verwandte der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannten und geschätzten Dichterin Sidonie Hedwig Zeunemann aus Erfurt, welche mit dem Diplom einer kaiserlich gekrönten Poetin ausgezeichnet wurde und durch einen unglücklichen Zufall in der Blüthe ihrer Jahre in den Wellen der Gera bei Arnstadt ihren Tod fand. Neubeck war einziges Kind und die Eltern wetteiferten in der zärtlichen Sorge für dessen geistige und körperliche Pflege; seine geistige Begabung erweckte die schönsten Hoffnungen für die Zukunft, welche bald durch den trefflichen Unterricht des Arnstädtischen Lyceums noch erhöht wurden. Die genannte Anstalt erfreute sich unter der Leitung des als Pädagog und Gelehrter gefeierten würdigen Directors Lindner eines glänzenden Rufes und ihr vorzüglicher Unterricht erfüllte den glühenden Jüngling mit der demselben auch noch im Spätalter eignen Vorliebe für das classische Alterthum. Unter der Pflege der genannten Anstalt, reifte der lebhafte und oft sehr muthwillige Knabe zu einem Jünglinge heran, der äußere und innere Vorzüge in dem Maße in sich vereinigte, daß er sich leicht die Herzen und unauslöschliche Theilnahme derer gewann, die sich seines Umganges erfreuten. Ein Jugendgenosse von ihm, der Schwarzburg-Sondershäuser Geheimrath v. Ziegeler, rühmt noch in seinem Greisenalter in genußreicher Erinnerung sein gewinnendes Aeußere, die angenehmen Formen seines Benehmens, und vorzüglich seine ausgezeichnete Gabe des Erzählens, wodurch er auf die Umgebung einen überaus vortheilhaften Eindruck gemacht habe. Die körperliche und geistige Frische, welche dem mit den Musen verkehrenden Jünglinge einen gewinnenden Reiz und höhere Weihe verleiht, nährte und belebte der junge Musensohn durch fortwährenden Umgang mit der Mutter Natur, an die ihn eine angeborne Liebe frühzeitig gefesselt hielt. In seinen Mußestunden durchstreifte er die liebliche Umgebung seiner Vaterstadt: die „silberblinkende“ Gera mit ihrem romantischen Thale und den dasselbe begrenzenden waldbewachsenen Bergen, die alterthümlichen Burgen der Gleichen, deren Ruinen die kindliche Phantasie mit zauberhaften Bildern erfüllen, fesselten frühzeitig die Schritte des munteren Knaben und auch die ferneren Gegenden des gesegneten Thüringer Landes mit seinen romantischen Bergen und Thälern gossen endlich über die Seele des sinnigen Jünglinges mit lebendiger Frische ihren ganzen Zauber aus. In dankbarer Erinnerung gedenkt der Dichter im 4. Gesange seiner Gesundbrunnen dieser unauslöschlichen Eindrücke der vaterländischen Natur, welche schon in dem frühesten Jünglingsalter seine dichterische Begabung nährte und belebte:

Früh entzückte mich schon, in dem Blüthenlenze der Kindheit
Thüringens Bergtrift; schon als Knabe bestieg ich der Gleichen
Alterthümliche Burg, und die Felsengestade der Gera,
Wo, von Geklipp umstarrt, Goldadler horsten am Abhang.
Weihrauch dampfte das Thal, und ich stand, vom werdenden Frühroth
Angestrahlt, am benachbarten Himmel und athmete Bergluft.

Heil dir, goldenes Land! wo zuerst die Sonne mir aufschloß
Gottes herrliche Welt, wo zuerst in dämmernder Moosklust
Eine Muse mich fand und den Schlummerer kränzte mit Epheu.
Staunend erwacht ich, und sah die Wunder der fabelnden Vorwelt,
Sah durch grünes Gebüsch an des Thalstroms schilfigem Ufer
Nymfen und Hamadryaden den Frühlingsreigen beginnen;
Heil! und sie weiheten mich zum Herold ihrer Geschenke.

Die Verehrung und Begeisterung, welche der Dichter sein ganzes Leben hindurch für die heimathlichen Gefilde bewahrt hat, die dankbare Erinnerung an die um seine Ausbildung verdienten Lehrer sind ein schöner Charakterzug unsers seiner jugendlichen Umgebung sobald und für immer entrückten Dichters. In dem weiteren Fortgange seines größeren Gedichtes hat derselbe seiner Vaterstadt und ihrer Umgebung noch manch schönes Denkmal errichtet, wie er denn auch vor allen anderen Eindrücken welche die Natur des größeren Vaterlandes in ihm hervorgerufen, nur den „dunkelsten Forst“ des wald- und bergreichen Thüringerlandes gewürdigt hat, die Wohnung der ihn begeisternden Nymfe Hygiea und den Eingang zu ihrem geheimnißvollen unterirdischen Reiche in sich zu bergen. Auch in seinen kleineren Gedichten finden wir jenen Charakterzug.

Es war wie im Vorübergehen erwähnt wurde, der Stadt, welche die Wiege des Sängers gewesen, und der Anstalt, die ihn ins Heiligthum der Musen einführte, nicht vergönnt, sich seiner ferneren Pflege zu erfreuen. Schon im Jahre 1782, ehe der Zögling noch seinen auf die Universität vorbereitenden Cursus beendigt hatte, wurde der 17jährige Jüngling nach Liegnitz in Schlesien abberufen, wo nahe Verwandte desselben lebten, die, selbst kinderlos, den liebenswürdigen Jüngling gern aufnahmen. Hier setzte er mit erneutem Eifer seine Schulstudien fort. Im Frühjahr 1785 verließ er das Gymnasium zu Liegnitz und trug gemäß dem dort bestehenden Gebrauch, vor den Mitschülern und Lehrern eine Abschiedsrede zu halten, ein Gedicht vor, das „die Zerstörung der Erde nach dem Gerichte“ schilderte und von ungetheiltem Beifall gekrönt, auf dringendes Bitten seiner Freunde von ihm als Manuscript für letztere zum Druck befördert wurde. Nach seinem Abgange von dem Gymnasium zu Liegnitz bezog der 20jährige junge Mann die Universität Göttingen mit dem Vorsatze, sich der Heilkunde zu widmen. Er verweilte daselbst zwei volle Jahre und besuchte u. A. die Hörsäle der Professoren Feder, Lichtenberg, Gmelin und Blumenbach. Nachdem er kurz vor seinem Abgange im Jahre 1787 das Stiftungsfest der 50 Jahre vorher errichteten Georgia Augusta noch mitgefeiert hatte, bezog er die Universität Jena, wo er unter der Leitung der Professoren Reinhold, Starke und Gruner noch ein Jahr lang studirte und sich nach Vertheidigung seiner Abhandlung de lavatione frigida, magno sanitatis praesidio, im Jahre 1788 die medicinische Doctorwürde erwarb. Als Student und besonders von dem benachbarten Jena aus besuchte Neubeck öfter seine liebe Vaterstadt Arnstadt, an die ihn neben seinen idyllischen Reizen und der bejahrten Mutter noch ein anderes theures Wesen fesselte, dessen reine Kindesseele wahrscheinlich schon früher, als er noch das Lyceum seiner Vaterstadt besuchte, das Herz des jungen Dichters eingenommen hatte. Jetzt war das Kind zur reiferen Jungfrau herangewachsen und steigerte die Gefühle, welche das glühende Herz Neubeck's an sie fesselte, wie uns mehrere aus den Universitätsjahren desselben stammende Gedichte noch beweisen. Der Name jener ihm unvergeßlichen Tochter seiner Vaterstadt ist Johanne Friederike Caroline Reinhardt, geb. Wagner, welche als Schriftstellerin und Dichterin als Lina Reinhardt in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern sich einen Namen erworben hat und wegen ihres edeln echt weiblichen Charakters die vollkommenste Hochachtung verdient.

Charakterzüge einer mit Neubeck's innerstem Wesen innig verwandten Seele lassen uns die Zartheit und Reinheit eines Verhältnisses ahnen, das die Begegnung zweier für die reinsten und edelsten Genüsse glühenden Wesen in den Gefilden einer romantischen Natur geknüpft hatte. Welche Umstände diesen schönen Frühlingstraum zerstörten und dieß zarte Verhältniß, dem eine höhere geistige Weihe ihren Adel verlieh, schließlich nur in eine beseligende Erinnerung verwandelten, ist nicht bekannt. Gewiß aber waren es edlere Beweggründe, welche die junge Dichterin zuerst zur Entsagung nöthigten; auch Neubeck erkannte, wie ein aus dieser Zeit stammendes Gedicht beweist, die Nothwendigkeit einer Trennung, und wahrscheinlich wurde diese Herzensangelegenheit Veranlassung, daß Neubeck nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn sich nur kurze Zeit in seiner Vaterstadt aufhielt und nach Liegnitz zurückkehrte, wo derselbe, dem Wunsche seiner Freunde nachgebend, als ausübender Arzt in's öffentliche Leben eintrat. Neubeck, obschon ein phantasiereicher Dichtergenius, in dem das Gefühl eine überwiegende Gewalt hat, gehörte doch nicht, wie wir sehen, zu jenen sentimentalen Werthernaturen, welche über jugendlichen Liebesträumen die Thatkraft verlieren und deshalb zu einer erfolg- und segensreichen Thätigkeit, zum Kampfe mit des Lebens Mühen und Ernst untauglich werden.

Schon im Jahre 1793 erfolgte seine Anstellung als Kreisphysikus im Steinauer Kreise. Während sein nunmehriger Amtsbezirk, der noch zwei Städte und 65 Dorfschaften umfaßte, die Thätigkeit eines noch unerfahrenen Arztes in vollem Maße in Anspruch nahm, wußte derselbe doch noch Zeit zu gewinnen, um auch den ihm so befreundeten Musen zu huldigen. Schon im Jahre 1792 hatte er in Liegnitz das erste Bändchen seiner Gedichte im Druck erscheinen lassen. 1793 erschienen von ihm in Leipzig „die dramatischen Skizzen der alten nordischen Mythologie von F. Sayers, aus dem Englischen übersetzt“ und mehrere andere poetische Versuche, welche in den damaligen Zeitschriften zerstreut sind. Zu den ersteren gehört sein lyrisches Drama in zwei Aufzügen, „Freas Niederfahrt“, welche aus dem in der deutschen Mythologie so bedeutungsvollen Mythus von Balders Tod jene Scene darstellt, wie Freia, die Göttin der Schönheit in die Hela oder Unterwelt hinabsteigt, um Balders Seele aus derselben zu befreien. — Das Studium der Berufswissenschaft drängte aber sein Dichtertalent besonders auf ein Gebiet, wo sich Beide, Wissenschaft und Poesie, die Hände reichten, ich meine das Bereich der Heilquellen in der Natur. Die Frucht dieser Vereinigung, in welcher die Poesie in den Dienst der Wissenschaft getreten ist, war das philosophisch didaktische Gedicht „die Gesundbrunnen“, welches dem Dichter seinen Ruhm erworben hat. Schon in den Schlesischen Provinzialblättern, im Breslauer Erzähler und in dem neuen deutschen Merkur hatte Neubeck Proben von diesem größeren Gedichte mitgetheilt und im Jahre 1795 ließ er das ganze Gedicht zu Breslau durch den Druck veröffentlichen. — Am 22. Junius desselben Jahres entriß der Tod, dem er an den Krankenlagern in seinem Berufskreise schon so oft begegnet war, ihm selbst seine erste Gemahlin Johanne Caroline, geborne Busse in ihrem erst 25. Lebensjahre. Nur kurz war das eheliche Glück gewesen, dessen sich Neubeck an der Seite der theuern Lebensgefährtin erfreute; die liebliche Schilderung, welche uns der Sänger in seinem gefeierten Gedichte von den „paradiesischen Freuden“ des häuslichen Glückes entwirft, die tiefempfundenen Schmerzensklänge über den bittern Verlust einer liebenden Gattin lassen errathen, daß die reinsten und beglückendsten Sympathien ihre Herzen verbunden und Zufriedenheit, Eintracht und Frohsinn unter ihrem Dache gewohnt haben. Die be-

treffende Stelle steht am Ende des III. Gesanges und schließt mit folgenden Versen:

Freudig hofften wir einst in der Abendspäte des Lebens
Beide zugleich in der Ruhe Gefild hinüber zu wollen,
Wenn in gemeinsamer Urne versenkt nun unser Gebein lag:
Doch wir hofften umsonst. Zu rein, um länger zu weilen
Hier im Staub, entfloh dein Geist zu seinem Geburtsland,
Allzufrüh für unseren Bund in den Hütten der Trennung,
Wo du verklärungsnah schon wandeltest, hold wie die Tugend,
Der dein seliges Leben geheiliget bis in den Tod war.
Wo war't ihr? Ach welches Gefild, Schutzgöttinnen hielt euch,
Als am schwüleren Tag die Gefahr wuchs? Rettende Nymfen,
O wo wart ihr? Warum, heilbringende Mächte, warum nicht
Eiltet ihr beizustehn der Verschmachtenden, ach, wie des Sommers
Dörrende Glut? — Umsonst gelobet' ich Dankhekatomben
Feierlich darzubringen den Himmlischen, nirgend erschien mir
Flehendem, nirgend ein Gott, der unserer Noth sich erbarmte.
Sei den Deinigen hold, frühglückliche Seele! vergiß nicht
Uns, wir hoffend zu dir, in der Seligen Hütten, und bleibe
Wenn mein Flehn dich noch rührt, du Liebende, bleibe der Treuen
Schutzgeist, welche dich einst anbeteten, ach, und die jetzo
Zwar mit Thränen, allein mit den sanftern Thränen der Hoffnung,
Dich im Elysium wieder zu sehn, die Urne bekränzen.

Bei diesem Schmerze über den Verlust der theuren Lebensgefährtin gewährte Neubeck die literarische und specielle Berufsthätigkeit, welche er fortwährend entfaltete, eine wohlthuende Ableitung. Was die erstere anlangt, so lieferte Neubeck auch neben seinen poetischen Ergüssen in wissenschaftlichen Zeitschriften mehrere Aufsätze medicinischen Inhaltes. — So verfloß das Leben des verdienstvollen Mannes unter Arbeit und Genuß, den ihm seine Muße gewährte. Im Jahre 1810 wurden durch folgende poetische Epistel seiner einstigen ersten Jugendfreundin, der oben genannten Schriftstellerin Lina Reinhardt die alten lieben Jugenderinnerungen wieder wach gerufen.

„Noch einmal, eh' die Körnerchen verrinnen,
Die jetzt mein Stundenglas umschließt, —
Je mehr die Zeit enteilt, je lieber nur gewinnen
Wir jedes Blümchen, das an ihrem Wege sprießt. —
Will ich ein liebes, gutes Werk beginnen,
Von dem mein Herz schon jetzt die Frucht genießt:
Der Jugend Bilderbücher aufzuschlagen,
Und die Erinnrung um Bescheid zu fragen.

Was gaukeln da für lächelnde Gestalten
Dem inneren, erhellten Blick vorbei!
Und tausend Blüthen knospen und entfalten
Sich wieder, wie im frischen Lebensmai.
Von Allen aber dufte, festgehalten
Jetzt Eine nur mir aus der bunten Reih':
Es ist des Herzens erstes, heil'ges Liebes-Beben.

Kennst du die Stimme noch, die einst im Schattenhaine, —
Leicht lockt ein süßes Wort ein süßeres hervor, —
Mit dir gekos't? Das Mädchen, das alleine
Mit dir sich unbesorgt den stillsten Platz erkor?
Das Herz, das um ein Bild — je nun, es war das deine —
Zum erstenmal den gleichen Takt verlor?
O diese Zeit deckt längst der Jahre Trümmer,
Doch pflegt ihr Bild Erinnerung mir noch immer.

Sich drängend, trennen in des Lebens Wogen
Die Menschen oft ein unschuldsvolles Band.
Mich pflegte still das kleine Mutterland.
Oft ward mein warmes, weiches Herz betrogen,
Das Treue ahnete, doch selten, selten fand.
Ein frommes Herz nährt sich am stillen Glauben,
Ihn kann ihm keine bitt're Täuschung rauben.

Doch führt das Schicksal, daß von ihm er lerne,
Den Menschen oft, recht wie an Vaterhand. —
Süß tönten deine Lieder aus der Ferne;
Bewundernd ward dein Name laut genonnt,
Wie dankt ich heimlich meinem guten Sterne,
Daß ich den edeln Sänger einmal selbst gekannt.
So kann ein Jugendtraum in unserm Leben,
Noch wenn er längst entflohn ist, Goldglanz weben.

Doch was sich finden soll, das wird sich finden. —
Schnell floh des Frühlings Lust, des Sommers Scherz.
Ich stand allein vor Lebenslabyrinthen,
Da bot ein edler Mann mir liebend Hand und Herz.
Nun sind es Jahre schon, die mich und ihn verbinden,
Die Ehe webte fester sich aus Lust und Schmerz.
Ein holdes Kind wächst auf an unsrer Seite
Und schlingt die Händchen liebend um uns Beide.

So fließet nun das Bächlein meines Lebens
Fern vom Geräusch der Welt in Fried' und Ruh
Dem stillen Hafenplatz, dem Ziele alles Strebens
Durch Klippen je und je, durch Blumen öfter zu.
Ein Wunsch nur neckt mich oft. — Spräch ich ihn nicht vergebens
Einmal in Worten aus! „Freund, und wie lebtest du?
Kann ich, eh' meine Tage all' verrinnen,
Noch einmal Gruß um Gruß von dir gewinnen?“ [1])

Das Andenken an diese tugendreiche Frauenseele war auch aus Neubecks Innerem nicht geschwunden, wie uns nachstehende als Antwort dienende Distichen beweisen:

„Nur noch ein einziges Räthsel lag mir im friedsamen Sinne;
Lösen konnt ich es nicht, darum quält es mich oft.
Siehe, da löset die Hand, die es einst selber gewoben,
Freundlich es auf. Die Zweifel sind alle gebannt.
Was sich im wirren Geräusche des Lebens verloren,
Blieb in einem Gefühle nah' sich, auf immer vereint.

Auch Neubeck hat seinem Vaterlande und ins Besondere seiner Vaterstadt bis an sein Ende eine herzliche Liebe und Theilnahme bewahrt. Mitten im Kampfgewühle des Jahres 1813, da, wie er selbst sagt, die Liebe zu den 3000 Töchtern des Okeanos noch nicht gerostet, weilt sein Geist in den Gefilden der Heimath und in der Erinnerung an die poetischen Eindrücke der idyllischen vaterländischen Natur dichtete er ein Idyllion, das in der seit einer Reihe von Jahren unter den thüringischen Badeorten genannten und besuchten Vaterstadt des Dichters als eine Votivtafel aufgestellt zu werden verdient. Dasselbe ist überschrieben Kallirrhoe, deutsch „Schönbrunn“ und besingt eine mit diesem Namen bekannte Quelle in einem besuchten Thale bei Arnstadt, welche einen Theil der genannten Stadt mit Trinkwasser versorgt. Der poetische Gehalt des kleinen Gedichtes sichert demselben aber wohl auch ein weiteres Interesse:

„Hüterin du des Quells, der oft als Kind mich gelabt, wann
Sengende Strahlen herab sandte das Sommergestirn, [2])
Schönere du vor allen Efydriaden, [3]) mit Liebe
Denk ich Kallirhoe, dein. Immer bewahr ich annoch,
Heilig verehrte Najade, getreu dein Bild, wie voll Anmuth
Einst mir im Thal es erschien, welches Halcyone [4]) liebt.
Lächelnd enttauchte die holde Gestalt der schönen Krystallflut,
Schwebte mit silbernem Fuß über den Wellen dahin.
Huldigend küßt ich den Saum der ambrosiaduftenden Wolke,
Welche die Göttin umgab, als sie das Ufer betrat.
Nimm, begann die Gestalt, nimm diesen heiligen Schleier,
Jenem an Macht gleich, den Ino [5]) dem Ithaker lieh.
Ach, dir drohen dereinst auf dunkler Woge des Lebens
Kampfarbeiten genug. Aller Orkane Gewalt
Wird von Gestad' an Gestad' umher dich schleudern, den Himmel
Nacht umlagern, der Blitz zucken aus Donnergewölk,
Hallen umher der Nothruf der Scheiternden. Aber vertrau' du
Meinem Geschenk und dem Gott, der in dem Busen dir wohnt.
Heiter vernahm ich das Heil weissagende Wort, und melodisch
Hallten's die Felsen zurück, wo die Najade verschwand.
Und mit der herrlichen Gabe der Göttin schwimm ich gefahrlos
Mitten im Lebenstumult über die Brandungen fort. [6])

---

[1]) Zeitschrift Thuringia.

[2]) Sommergestirn d. i. Sirius.

[3]) Efydriaden = Nymfen der Brunnenquellen.

[4]) Unser Eisvogel.

[5]) Ino, sonst auch Leucothea, welche dem Odysseus nach erlittenem Schiffbruch ihren magischen Schleier lieh.

[6]) Vgl. Nowack Schlesisches Schriftstellerlexikon und Hesse Verzeichniß geborner Schwarzburg-Rudolstädter 1820.

Die am Schlusse des Gedichtes erwähnten Kampfarbeiten, unter denen der Dichter nach eigner Erklärung die Widerwärtigkeiten und Gefahren begreift, welche die Kriegsunruhen, das Lazarethwesen, der Rückzug der Russen nach der Schlacht bei Bautzen, das Nachdrängen ihrer Gegner mit sich führten, nahm auch die ärztliche Thätigkeit Neubecks in erhöhtem Maße in Anspruch. — Vielfache Ehrenbezeigungen schmückten endlich den verdienstvollen und schon in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Mann: Im Jahre 1816 erhielt er wegen seiner uneigennützigen Thätigkeit für die weitere Verbreitung der Schutzimpfung in seinem Amtsbezirke die Impfungsmedaille. Auch wurde er von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zum Ehrenmitgliede, von der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und dem Breslauer Künstlervereine zum Mitgliede ernannt. Im Jahre 1822 erhielt er endlich vom Könige von Preußen den Charakter eines Königl. Preuß. Hofrathes. Endlich sah er sich durch die unaufhaltsame Abnahme seines Sehvermögens genöthigt, um die Entlassung von seinem öffentlichen Amte nachzusuchen. Er erhielt sie mit Beibehaltung seiner ganzen Besoldung, nachdem er sein Amt 30 Jahre lang unausgesetzt verwaltet hatte. Der furchtbare Brand, welcher am 25. Septbr. 1834 in der kurzen Zeit von wenigen Stunden die ganze Stadt Steinau in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelte, raubte auch Neubeck fast seine ganze irdische Habe; sein Wohnhaus, seine nicht unbedeutende auserlesene Bibliothek, nebst vielen unersetzbaren Handschriften und wichtigen Urkunden gingen in Flammen auf. Dieß schmerzliche Unglück wurde die Veranlassung, daß der schon hochbetagte Dichter seinen Wohnort von nun an in Waldenburg und Altwasser bei seinem Schwiegersohne, dem Kreisphysikus und Brunnenarzt Dr. Rau aufschlug. Aber auch hier wurde er von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht. Noch in demselben Jahre verlor er seine zweite an den Gymnasiallehrer Dr. Stinner in Breslau verheirathete Tochter Admete und am 3. Januar 1835 wurde ihm auch seine zweite Gemahlin Caroline Friedericke Elisabeth geborne Casseburg durch den Tod entrissen. — Waldenburg, der Winteraufenthalt Neubecks, ist eine romantisch gelegene Bergstadt, in dem schlesischen Riesengebirge; der Brunnenort Altwasser, wohin er jedes Jahr mit seinem Schwiegersohn und dessen Familie in den Sommermonaten sich übersiedelte, ist nur $^1/_4$ Meile davon entfernt, und etwa 2 Stunden davon liegt die uralte Burg Fürstenstein mit ihrem reizenden Thalgrunde. Dorthin werden besonders zu Pfingsten von den Bewohnern Waldenburgs und der Umgegend Spazierfahrten gemacht, und auch Neubeck hat bis in sein hohes Alter in Begleitung seiner Angehörigen unter den Hunderten von lebensfrohen Menschen dort Erheiterung gesucht und gefunden. Die Familie seines Schwiegersohnes bestand außer der Mutter noch aus einem Sohne und vier Töchtern, von denen die dritte, nach dem Großvater Valeria genannt, für den wegen der geschwächten Sehkraft zum Schreiben unfähigen Großvater die Correspondenzen führte. Im Schoße dieser Familie erfreute sich Neubeck trotz seines hohen Alters, das Augenübel abgerechnet, einer blühenden Gesundheit und feierte im Jahre 1839 sein 50jähriges Amtsjubiläum, während man sowohl in weiteren als auch in den engern Kreisen seines kleinen Vaterlandes ihn unter die Todten zählte. Neubeck selbst beseitigt diesen Irrthum durch einige Briefe, welche er an die Redaction der damals in Arnstadt erscheinenden Zeitschrift Thuringia und an seinen ehemaligen Jugendfreund, den obengenannten Geheimerath v. Ziegeler, richtete.*) Er bekundet in denselben nicht nur eine noch immer lebendige Theilnahme für sein kleines Vaterland, sondern auch eine in so hohem Alter nicht ungewöhnliche geistige Frische und Regsamkeit. In einem der genannten Briefe theilt er nachfolgende Reihe von Hexametern mit, welche die in seinen Gesundbrunnen (Seite 50, Leipzig bei Göschen 1809) enthaltene Charakteristik in einer neuen Ausgabe vervollständigen soll:

„Dein auch, Altwasser, werd' ich mit würdiger Liebe gedenk sein,
Deiner gepriesenen Bäder, in jener gewerbsamen Bergflur,
Deiner idyllischen Gärten und heilsam duftenden Haine,
Ringsum die Felsenhallen der segenreichen Najaden.
Tausende schieden befreit von dem Siechthum, schieden erheitert,
Lebensfroher von dir im Vollgenuß der Gesundheit.

Auch des neu entstandenen Badeorts Berka gedachte er in nachstehenden als Votivtafel dienenden Hexametern:

„Wer kennt jene so herrlich in Ruhm fortblühende Stadt nicht,
Reich an Schätzen der Künste, die freundliche Nachbarin Berkas?
Dort ja den Musen und hier der helfenden Macht Hygiea
Sind Altäre geweiht. In den Hainen am Ufer der Ilm hin
Flüstert es: Hier ist heiliges Land. Drum soll man hinfort auch
Berkas edler Najad' im Musengesange gedenk sein.

Nachbarin Berkas ist bekanntlich Weimar und der Gedanke, daß von hieraus Wieland, Herder, Schiller, Musäus öfter einen Spaziergang oder Spazierfahrt könnten gemacht haben, regte den Dichter zu obigen Versen an. Die Correspondenzen, welchen die mitgetheilten Verse einverleibt sind, stammen aus dem Jahre 1843. — Neubeck lebte seit dem noch 7 Jahre und starb, fast gänzlich erblindet den 20. Septbr. 1850 im 85. Lebensjahre.

Je weniger Neubeck als Dichter bekannt ist, desto mehr hält sich der Verfasser dieser biographischen Skizze verpflichtet, seine poetischen Erzeugnisse und vor Allen seine Gesundbrunnen einer weitern Besprechung zu würdigen. Was seine 1792 erschienenen Gedichte anbetrifft, so findet sich in diesen Erstlingsblüthen eines aufkeimenden Dichtertalentes Weniges, was nach Form und Inhalt die Grenzen des Mittelmäßigen erreicht. Außer mehreren sich an englische Originale anschließenden Stellen sind vielleicht die Sonnette am ansprechendsten und gelungensten zu nennen. Sonst muß man mit den damaligen critischen Zeitschriften mehr dem darin verborgenen Talente als dem Geleisteten Beifall zollen. Außer den in Rede stehenden Gedichten, von denen vielleicht noch ein längeres Gedicht „das Zergliederungshaus“ wegen der Reichhaltigkeit und Originalität der Idee eine besondere Erwähnung verdient, hat die Elegie in den Ruinen einer Abtei, eine freie Uebersetzung aus dem Englischen, in Wielands deutschem Merkur eine günstige Aufnahme gefunden. — Während so die bisher genannten poetischen Erzeugnisse Neubecks einen geringern Werth in Anspruch nehmen, gehört dagegen sein größeres Gedicht „die Gesundbrunnen“, zu dem Besten, was auf dem Felde der didaktischen Poesie in der deutschen Literatur geleistet worden ist. Bekanntlich war es zuerst Opitz, der Vater der ersten schlesischen Dichterschule, welcher nach dem Vorbilde der Alten in der deutschen Literatur die didaktische Poesie zu Ehren brachte. Die beiden Opitz'schen Gedichte Vesuvius und Zlatna oder „von der Ruhe des Gemüths“ gehören dieser Gattung der Poesie an. Neubeck war ein inniger Verehrer dieses gefeierten Dichters und hat auch in einem seiner Sonnette der Verdienste desselben gedacht. Dasselbe trägt die Aufschrift: „Am Grabe Martin Opitzens von Boberfeld und schließt mit den Versen:

„Diese Blumen streut ein Fremdling dir;
Ihn entzückten deine süßen Lieder.“

Die beiden oben genannten didaktischen Dichtungen von Opitz, welche aber in der Form, in der Kraft der Sprache, in der Reichhaltigkeit der Gedanken dem Gedichte Neubeck's bei Weitem nachstehen, mögen in dem Letzteren manch' schönen Gedanken angeregt haben und was die Anlage des Ganzen anbetrifft, so hat vielleicht die bekannte Schäferei von der Nymfe Herzinie, wie Opitz die

*) Vgl. Zeitschrift Thuringia Jahrgang 1843.

Dichtung nennt, auch unsern Dichter auf den Gedanken gebracht, sich von seiner Nymfe Hygiea in das unterirdische Reich der Quellen einführen zu lassen. Die in den Gesundbrunnen enthaltenen Schilderungen von der unterirdischen Flammenwelt des Vesuvs, von den Freuden und Segnungen des Landlebens und Anderes lassen außerdem eine nähere Beziehung zu den genannten Opitz'schen Dichtungen leicht erkennen.

Zwei Jahre lang blieb das im Jahre 1795 erschienene Gedicht fast gänzlich unbekannt, bis endlich der geistvolle und gelehrte Kritiker Aug. Wilh. Schlegel im Jahre 1797 zuerst in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, nachdem es auch ihm trotz seiner allen wichtigen literarischen Erscheinungen gewidmeten Aufmerksamkeit bisher entgangen, auf dasselbe aufmerksam machte und dem Sänger durch seine im Lobe unerschöpfliche Kritik ein Ehrendenkmal setzte. *) — „Durch dieses Gedicht, schreibt Schlegel, wird die deutsche Poesie in einer Gattung bereichert, die unter uns fast noch gar nicht angebaut ist. Wir unterscheiden hier nämlich von dem Lehrgedichte, das allgemeine Wahrheiten zu versinnlichen sucht, dasjenige, worin irgend eine besondere Wissenschaft oder Kunst, oder ein Theil derselben, vorgetragen wird. In jenem, dem philosophischen Lehrgedicht, haben wir nach Haller noch Manches aufzuweisen; hingegen hat sich unsere lehrende Muse fast noch nie zu einem Bunde mit andern Geschicklichkeiten und Kenntnissen verstanden, die, nützlich oder ergötzend, das Leben schmücken, ohne auf die höchste Bestimmung der menschlichen Natur Bezug zu haben. Die Lehre vom Gebrauche der Mineralwasser konnte als ein kleiner Theil der beinahe unermeßlichen Arzneiwissenschaft nur ein sehr beschränktes wissenschaftliches Interesse haben; der Dichter hat ihr ein freieres allgemein menschliches verliehen. Das, wodurch er seinen Gegenstand adelt und gleichsam heiligt, ist wohlwollender Eifer, als Arzt zum Besten seiner Mitbrüder zu wirken, und dankbare Bewunderung der wohlthätigen Veranstaltungen der Natur. Diese beiden erhebenden Gefühle begleiten ihn fortdauernd und gleichmäßig auf seiner ganzen Laufbahn; sie sind die Seele seiner Darstellung und verrathen sich entweder stillschweigend im Tone derselben oder werden auch ausgesprochen, aber dieß nur hie und da mit weiser Mäßigung. Der Dichter hat seinen Stoff mit lieblicher Fülle zu bekleiden und sich überall, wo er vermöge seines Vorsatzes den Schritt hinwenden muß, mit der reinsten sinnlichen Gegenwart zu umgeben gewußt. Die Schilderung der Brunnen nach ihrer Lage, und das ländliche Leben, welches Brunnen- oder Badegäste führen sollen, giebt Gelegenheit zu vielen anmuthigen Landschaftsgemälden. Alles Widrige und Ekelhafte, was bei manchen medicinischen Gegenständen schwer zu umgehen sein möchte, ist bei diesem durchaus vermieden. — Die ganze Ausführung zeugt von einem durch vielfache Uebung und Studien der Meisterwerke gebildeten reifen Dichtergeiste und nähert sich an nicht wenigen Stellen wirklich dem Vollendeten (Classischen). Die Anlage ist, wie es sich gehört, einfach und lichtvoll. Der erste Gesang beschäftigt sich mit der Entstehung der Mineralquellen, der zweite mit der Beschreibung der vornehmsten, welche Deutschland besitzt; der dritte und vierte mit der Brunnenkur; der naturhistorische Inhalt des ersten Gesanges ist durch eine kühne, aber erlaubte Dichtung ganz ins Wunderbare und Epische hinübergespielt." — Schlegel geht dann weiter die einzelnen Gesänge ihrem Inhalte nach durch und macht auf die einzelnen schönen Stellen aufmerksam.

Obgleich man wohl zugeben muß, daß das Gedicht im Ganzen und in verschiedenen Beziehungen jener Popularität entbehrt, wodurch es sich die Gunst und Theilnahme des größern Publikums gewinnen würde, so sind doch darinnen der Stellen nicht wenige, welche auch auf den an leichtere Kost gewöhnten Leser einen ergreifenden Eindruck machen müssen. Sehr schön wird z. B. in dem ersten Gesange, nachdem der Dichter des unter den Elementen der Erde wie unter den in dem großen Weltall schwebenden Weltkörpern waltenden Naturgesetzes der Anziehung gedacht hat, dieses Gesetz auf die höhere Sympathie sittlicher Wesen angewandt:

„Wisse, nicht ohne Gesetze verbinden die salzigen Stoffe
Hier sich unter einander, ein jegliches Theilchen gesellt sich
Stets dem ähnlichen zu. Die Natur gab diese Gesetze
Seit der Schöpfung Beginn: daher der wandelnden Welten
Großer Verein und des Sphärengesanges harmonischer Vollklang.
Alle Planeten und Sonnen, bevor sie schwebeten diesen
Kreisenden Tanz, und die Sphären den Chorpsalm donnerten, stiegen,
Aus dem gebärenden Chaos, wie zahllos fliegende Funken
Aus dem brennenden Wald, ganz ohne Gesetze der Ordnung.
Aber nicht lange, so zogen die größern Körper die kleinern.
Anfangs taumelten, schwankten in ihren Bahnen die Welten,
Bis das Gleichgewicht der ziehenden Kräfte der Sonnen
Mit der enteilenden Kraft der Wandelsterne des Kreislaufs
Ewige Grenzen bestimmt' am blauen Aethergewölbe.
Selber der Menschen Geist bezog der Weltenerschaffer
Mit den harmonischen Saiten der sympathetischen Freundschaft,
Daß sie mit innigem, süßem Verlangen und liebender Sehnsucht
Gern sich suchten, und unter den zärtlichsten Regungen fänden;
Daß sie einander sich liebten, und liebend empfänden, im weiten
All, was groß und wahr ist und schön; süß schwärmender Wehmuth
Voll, in der Maiflur lauschten dem Nachtigallengesange,
Oder mit denkendem Ernst anstaunten den Ocean Gottes,
Wo Gestirn an Gestirn hinschwimmt, gleich goldenen Inseln.

Was uns den Dichter auch als Mensch in hohem Grade verehrungswürdig macht, ist die reine Begeisterung für seinen mühevollen Beruf und die damit gepaarte theilnehmende Liebe zu seinen Mitmenschen, eine Begeisterung und Liebe, die wir doch schließlich als die erste und tiefste Quelle seiner Gesänge anerkennen müssen und die uns sogleich in den ersten Versen seiner Dichtung so innig und warm entgegen weht:

„War die Göttin mir gleich Begleiterin, dennoch erfüllt mich
Feurig der Drang, an euch mich zu schließen, der Mensch an die Menschen.
Euch viel näher verwandt schmiegt herzlicher, inniger, trauter,
Voll des wärmsten Gefühls, an das eure mein Herz sich, empfindet
Menschlicher. — Traun! oft hat mein Busen dieses empfunden
Wann ich stand an dem Lager des ächzenden Kranken und ringsum
Jeglicher Blick in dem meinen zu lesen suchte das Urtheil
Ueber Leben und Tod; doch dann auch, Heil mir! empfand ich's,
Wenn ich der Blindheit Nacht wegnahm von dem Auge der Brüder,
Daß sie wieder den Tag aufglühn sahn, zitternd sich freuten
Ob dem erneuten Wonneanblick der theuern Geliebten. —
Rettungsdank, ihn ernten, entzückt mit der Wonne der Götter
Sterbliche. — Rettungsdank verdienen, beginn ich von neuem
Meinen Gesang zum Preis der genesungströmenden Urnen.

Ein höchst schätzenswerther Charakterzug des Dichters ist ferner jene gesunde und heitere Lebensanschauung, welche an den edleren Vergnügungen, die des Lebens Muth und Kraft frisch erhalten, das reinste Wohlgefallen empfindet und ihn auch bis in sein hohes Alter noch begleitet. Mit den frischesten Farben schildert er im 4. Gesange diese die Jugend wie das Mannesalter erfrischenden Freuden und gönnt sie gern ihren Verehrern, aber er adelt sie durch die Grenzen des Maßes und der Sittlichkeit, sowie überhaupt der sittliche Ernst, welcher sich durch das ganze Gedicht hindurchzieht, die Grundlage seines innersten Wesens ist. Wie ein warnender Prophet ruft er der Jugend zu:

Sittliche Grazie weihe veredelnd eure Gefühle,
Euer zartes Verlangen und eure geliebteren Wünsche!
Fürchtet, sobald ihr diese beleidigt, den Zorn Hygieens.
Zwar an dem Schuldigen rächt sich nicht selbst der Göttinnen beste,
Nur zum Segen der Welt erkor sie der Vater der Menschen,
Aber sie wendet sich weg von dem Frevler, und winket der hehren
Nemesis. Wehe dem Unglückssohn, den diese verfolget,
Wem mit richtendem Ernst die Vergelterin Böses verhänget,
Solcher entrinnet auf Erden hinfort herznagendem Gram nicht.
Freundlos irrt er umher, und klaget sein banges Geschick nur,

*) Vgl. Aug. Wilh. v. Schlegels sämmtliche Werke von Böcking XI. Bd. pag. 71 ff.

Bei wehdrohender Vögel Geächz, einödigen Wäldern.
Ihm bekränzt umsonst sich der Mai; sein hellester Wohllaut
Tönt ihm wie Todtengesang. Und ach! wie welket die Blüthe
Seiner Wangen dahin! Wie bleicht frühzeitiges Alter
Ihm die Locken! Beweint ihr Nymfen, beweinet den Jüngling.
Ihn zu retten vermag selbst euer belebender Quell nicht.
Denn Hygiea zürnt, und Nemesis rächet die Göttin.

Was schließlich die Form und Sprache des Gedichtes anbetrifft, so fährt Schlegel weiter fort: „Von höheren Vorzügen angezogen, haben wir auf den äußern technischen Theil des Gedichtes kaum noch einen flüchtigen Blick werfen können. Die Sprache ist rein und voll, auserlesen, kräftig und würdig. Die Wortstellungen haben Nachdruck, Schwung und ungezwungene Leichtigkeit. Neue Zusammensetzungen sind bescheiden, nach den Regeln der Analogie und des Wohlklanges, versucht. Die Beiwörter sind fast immer treffend, bedeutungsvoll, malerisch, tönend, zuweilen neu, sinnreich und überraschend glücklich. — Was den Bau des Hexameters anbetrifft, so fanden wir ihn noch in keinem deutschen Gedichte, Voßens Luise ausgenommen, in solcher Vollkommenheit. Wer Voßens hexametrischen Versbau studirt hat, wird leicht erkennen, daß Neubeck sich hierin nach ihm gebildet und ihm Vieles abgelernt hat. — Aber wie kommt es, wird man fragen, daß ein solches Produkt noch nicht bekannter wurde? — Doch es kann nicht fehlen, dieses Gedicht muß seinem Urheber in der Folge einen ausgezeichneten Platz unter Deutschlands Dichtern sichern.“

Schlegel hatte in seiner Kritik auch den Wunsch ausgesprochen, es möge ein so ausgezeichnetes Werk auch durch eine mehr empfehlende äußere Gestalt in Umlauf gebracht werden. Dieser Wunsch wurde in einem alle Erwartung übertreffenden Grade erfüllt. Schon 1798 erschien eine Prachtausgabe, welche durch vier schöne Kupfer geziert ist. Schlegel begrüßt dieselbe mit großer Freude und vermehrte durch eine neue Empfehlung das früher gespendete Lob.

„Die Gesundbrunnen“ haben das Schicksal der didaktischen Poesie in Deutschland überhaupt getheilt. Zwar begegnen wir Neubeck's Namen und mustergiltigen Abschnitten aus seiner Dichtung in verschiedenen größern und kleinern Werken der deutschen Literatur; dennoch hat sich Schlegel's Wunsch noch nicht in dem Maße erfüllt, als man selbst es dem besprochenen Kunstwerke gönnen möchte. Noch begegnen wir z. B. bei Horn (Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen Bd. III. pag. 373) einem ähnlichen Wunsche und auch Pischon in seinen Denkmälern der deutschen Sprache Bd. II. pag. 689 macht die gewiß richtige Bemerkung, daß die Schönheit des Gedichtes, wie sie sich in dem reichen Inhalte, in der Lieblichkeit der Episoden in der Mannichfaltigkeit der Darstellung sowie in der schönen Sprache und dem melodischen Versbau kundgiebt, noch immer nicht genug anerkannt worden sei. — Wenn auch schließlich man kaum glauben darf, daß der Geschmack unserer Zeit der vorzüglichen Dichtung Neubeck's ein allgemeineres Interesse zuwenden werde, so kann man sich doch wohl der Hoffnung hingeben, daß, je vereinzelter eben dergleichen Erscheinungen in unserer Literatur dastehen, auch Neubecks Name in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur nicht verlöschen wird.

• Aus Berangers letzten Gesängen.

Von Adolf Laun.

Der Fluß.

Wohin, willst du, o Bächlein, gleiten?
— Ich eile durch das Felsenthal,
Des Feldes Thieren zu bereiten
Der Halme nahrhaft kräft'ges Mahl.

Und dann, wohin willst du dich wenden?
— Hinab zur Ebne fort und fort,
Den Fluren Fruchtbarkeit zu spenden,
Wenn sie im Sommer sind verdorrt,

Darauf, bevor ich Schiffe trage,
Stürz' ich hinab in jähem Fall
Und mit des Mühlrads mächt'gem Schlage
Zermalm' ich Korn, schneid' ich Metall. —

Doch sprich, o liebliche Najade,
Mir lieber von des Sommers Gluth,
Wo einer Nymphe gleich zum Bade
Die Schöne taucht in deine Fluth.

Was ist die Heerde mir, die Mühle,
Der Nutzen, den du jenen bringst,
Wenn du mit deiner Wellen Kühle
Dich um den Reiz der Holden schlingst.

Sie naht, ich sing' ein Lied der Schönen
Bei deines Murmelns leisem Schall,
O laß es nur für sie ertönen
Und leih ihm deinen Wiederhall.

Nicht länger wolle dem Getriebe,
Der Arbeit, deine Fluthen leihn,
Um ganz der Poesie, der Liebe,
Dem Reiz der Schönheit dich zu weihn. —

So spricht ein Dichter stolz vermessen,
Der im Genusse schwelgt und ruht,
Doch hat er ganz das Volk vergessen,
Das treu vor Gott die Arbeit thut. —

Das Glück.

So athm' ich denn zum letzten Male,
O Glück, bevor ich noch dich fand,
Rief sterbend einst im Hospitale
Ein Mann, gelehrt und unbekannt,
Da tritt ihm ein Phantom entgegen,
Das lächelnd zu dem Kranken spricht:
Ich bin das Glück, auf allen Wegen
Erschein' ich, doch man kennt mich nicht.

Du hast im Dorf mich einst gefunden,
Ich war Susanne, deine Braut,
Doch hast du selbst dich mir entwunden,
Weil vor der Ehe dir gegraut,
Verliebt in eine hohe Dame
Gabst du mit stolz bethörtem Sinn
Der Lust am eitlen Flitterkrame
Das Glück im woll'nen Röckchen hin.

Ich war auch deine weise Muhme,
Und wolltest du nur fleißig sein,
So setzt' in ihrem Eigenthume
Sie dich als einz'gen Erben ein.
Ich sprach: So wirk' und schaff' hienieden
Und mach' dich nützlich in der Welt,
Du aber sagtest: Reime schmieden
Ist das, was mir allein gefällt.

Und wieder war ich dein Berather,
Als einst dich quälten Sorg' und Noth,
Ich war der nachsichtsvolle Vater,
Der Tochter, Haus und Feld dir bot.
Komm aus der Stadt, der dumpfig feuchten,
Sprach ich, die Erde zu bebaun,
Ach nein, ich will die Erd' erleuchten,
Sprachst du mit großem Selbstvertraun.

Du sahst den Ruhm vor dir entweichen,
Ich folgt' im Stillen deinem Lauf,
Ich gab dir oft ein leises Zeichen,
Du aber merktest nicht darauf;
Die Thorheit hatte dich verblendet,
Du hast mir keinen Blick geschenkt
Und blind den Lauf dahin gewendet,
Wo sich der Pfad zum Grabe senkt.

O Glück, rief ihm der Mann entgegen,
Warum ach hab' ich dich verkannt
Und thöricht dich von meinen Wegen
Wie einen Bettler fortgesandt?
Nun ist's zu spät, daß ich gesunde,
Du winkst, ich bin zum Tode krank,
Dein ist des Menschen letzte Stunde,
Schließ mir die Augen — habe Dank! —

Die Sirene.

Die Welle schläft am Ufersande,
Vom Himmel thaut des Abends Kühl,
Und Alles schweigt am stillen Strande:
Wind, Arbeit und des Tags Gewühl,
Und Liebe! Liebe! tönts vom Rande
Der Fluth mit welch bezauberndem Gesang
Den Strand entlang. (bis)

Ganz leise aus dem feuchten Grunde
Taucht singend die Siren' hervor.
Weh ihm, den sie zum Wellenschlunde,
Hinabzieht in ihr Bett von Rohr.
Und sieh, es wallt zu dieser Stunde
Ein Jüngling still in träumerischem Gang
Die Fluth entlang. — (bis)

Komm zu mir, flüstert sie, o eile,
Nach dir seufzt meiner Liebe Gluth,
Daß ich dir seel'ges Glück ertheile
Hier unten in der kühlen Fluth,
Daß ich dich von den Sorgen heile,
Womit die bleiche Stirn dort eure Welt
Umfangen hält. (bis)

Hier winkt im Schlosse von Corallen
Uns Scherz und Lust und süße Ruh,
Schon mancher kam in unsre Hallen
Und rief uns: danke! danke! zu;
Hier ist die schönste Welt von allen,
Hier währt der Freuden goldne Sommerzeit
In Ewigkeit. (bis)

Genieß das Glück, das wir dir geben,
Und ruh' an meiner warmen Brust;
Euch quält ein nie gestilltes Streben,
Wie Rauch verwehet eure Lust.

Doch o wie wonnig ist das Leben
Bei mir, ein ewig dauernder Genuß,
Ein langer Kuß! (bis)

Den Jüngling zieht's zum feuchten Grunde,
Der ihn auf immerdar verschlingt,
Doch wenn bei uns zur Abendstunde
Wollüstig die Sirene singt,
Dann klagt es ob dem Wasserschlunde,
Und betet! betet! ruft es aus der Fern
Für mich zum Herrn! (bis)

Der wiedergefundene Kranz.

Sieh da, ein Kranz, den ich vergessen,
Schon dreißig Jahr sind seine Rosen alt,
Vom Wurm der Lorbeer längst zerfressen,
Dem einst mein ganzes Streben galt.
Du bist, o Kranz, als Trümmer mir geblieben
Von jener heitren Zeit, von jenem Tag,
Wo Ros' und Lorbeer noch vom Lieben
Und noch vom Hoffen sprach!

O meiner Jugend goldne Sonne,
Dein denk' ich durch des Zufalls Spiel,
O Zeit der Freud' und Liebeswonne,
Wir waren Nichts und träumten viel!
Ihr Freund' und du, die einst mich reich beglückte,
Noch hatte mir kein Stern des Ruhms gelacht,
Als meine Stirn der Kranz hier schmückte,
Der jetzt mich traurig macht. —

Ich trug ihn bei dem Festgelage
Voll toller, trunk'ner Fröhlichkeit,
Das mir zu meinem Namenstage
Der stille, treue Freund geweiht;
Er ist dahin, ich hör' ihn immer wieder:
Sing, sprach er, während ruhmlos wir vergehn,
Und ach beim Klange unserer Lieder
Hab' ich ihn schwinden sehn!

Und die Genossen heitrer Stunden,
Sie, denen oft ich Beistand lieh,
Bin ich schon ihrem Geist entschwunden
Ich, der ich immer denk' an sie?

Euch lust'ge Vögel trieb nach allen Ecken
Der Sturmwind fort, ihr flattert überall,
Uns blieb kein Laub, uns zu verstecken,
Und auch kein Wiederhall!

Sie aber, die dich mir gegeben
Mit einem Blick voll Schelmerei,
Man sagt mir, daß im spätern Leben
Die Holde fromm geworden sei.
Jetzt denkt sie unsrer Küsse wohl mit Grauen;
Ich liebte sie, doch ach wie Alles schwand!
Vielleicht, sollt' ich ihr Antlitz schauen,
Wär' sie mir unbekannt. —

Schön warst auch du an jenem Tage,
Wo man dich um die Stirn mir wand,
Doch wer erwehrte sich der Klage,
Wenn Lieb' und Freundschaft ihm entschwand!
Du einz'ger Zeuge, den ich jetzt noch habe,
Der mir die Spur vergang'nen Glückes zeigt,
Ach wärst du doch auf meinem Grabe,
O welker Kranz, erbleicht! —

* Karl Frenzel.

Von diesem Schriftsteller, welchem das Bremer Sonntagsblatt in früheren Zeiten viele werthvolle Beiträge verdankte, theilen „Unsere Tage" folgenden Lebensabriß mit: Der Sohn eines Gastwirths, ist Karl Frenzel am 6. December 1827 zu Berlin geboren. Ein früher Tod entriß dem Knaben den Vater. Die Angehörigen bestimmten den Verwaisten zum Kaufmann. Als er aber an der Realschule, die er durchmachte, im Jahre 1843 das Abiturientenexamen abgelegt hatte, bestimmte ihn einer seiner Lehrer, Fr. Köppen, der in den vierziger Jahren als radicaler Schriftsteller, als Freund und Bundesbruder der Bauer, Feuerbach, Stirner bekannt war, und der sich auch nachmals durch sein Buch über die Religion des Buddha (1857) in die Erinnerung gebracht hat, Köppen bestimmte ihn zum Studium der Geschichte. Indeß erst 1848 konnte er die Universität beziehen; die bisher verabsäumte Gymnasialbildung wollte nachgeholt sein. Er war von 1843 — 1848 auf dem Werder'schen Gymnasium, derselben Anstalt, auf welcher Tieck und Gutzkow gebildet worden, in nicht eben behaglicher Stellung, da seine Kenntnisse in den Realien natürlicherweise die mittlere Gymnasialbildung bei Weitem übertrafen, in der eigentlichen Philologie dagegen stark nachhinkten. Von den akademischen Lehrern gewannen Ranke, Hotho, Werder vorwiegenden Einfluß auf den jungen Studenten. Den entscheidendsten Einfluß in poetischer Hinsicht hatte auf ihn eine Frau, die 1858 verstorbene Schauspielerin Bertha Unzelmann, welche 1847 — 1849 an dem Berliner Hoftheater wirkte, dann mit Josef Wagner verheirathet nach Wien ging und dort an einem unheilbaren Halsübel erkrankte. Die Dame war sechs Jahre älter alt Frenzel, auch nicht schön, eher häßlich, aber sie war eine wirklich bedeutende Künstlerin, von einer bezaubernden Milde des Wesens, maßvoll und harmonisch, und Frenzel selbst gesteht, wenn man seinen Stil lobe, gebühre jener Freundin die erste Anerkennung. Ihre Entfernung nach Wien hatte für den jungen Freund eine wohlthätige Reaction zur Folge. Der leidenschaftlichen, romantischen Verschwommenheit, wie sie durch das Verhältniß theilweise genährt worden, ward die Nahrung entzogen. Waren bis dahin von Frenzel in der Laune des Verliebten lyrische Stoßseufzer und dramatische Ungeheuerlichkeiten zu Papier gebracht worden, von welchen unreifen Erstlingen natürlich in den Hellerjournalen eine hinreichende Menge das Tageslicht erblickte, so wandte er sich nunmehr mit Eifer ernsten Studien zu. Er büffelte, spotteten die Commilitonen. Seine Doctordissertation behandelte die Schriftsteller über die Sicilianische Vesper von 1282. Einzelne Scenen jener großen historischen Tragödie reizten ihn zu besondern Darstellungen. Er schrieb die Skizzen „das Turnier zu Bordeaux," „ein Zweikampf unter Königen," u. s. w., welche Gutzkow sofort für seine „Unterhaltungen" annahm. Dies war der Beginn von Frenzel's Bekanntschaft und Freundschaft mit Gutzkow. Des Letztern Briefe gaben dem werdenden Autor Muth, mehr zu arbeiten. Er ließ Carlyle, Macaulay, St. Beuve auf sich einwirken; binnen Kurzem war er allen bessern Zeitschriften ein willkommener Mitarbeiter. Neben zahlreichen Novellen erschienen von ihm mehre Bände Essays, und bald folgten auch Romane. Als Gutzkow zum Secretair der Schillerstiftung gewählt, nach Weimar übersiedelte, übernahm Frenzel an seiner Stelle für zwei Jahre die Redaction der „Unterhaltungen am häuslichen Heerde," um alsdann diese Redaction gegen die Redaction des Feuilletons der „Nationalzeitung" zu vertauschen. In der letztern einflußreichen Stellung wirkt Frenzel noch gegenwärtig.

Schon der äußere Lebensgang Frenzel's, wie wir uns über denselben aus und nach den vorstehenden biographischen Mittheilungen vergegenwärtigen können, zeigt, daß dieser Autor durchaus ein moderner Literat, durchaus ein Sohn seiner Zeit ist. Seiner geistigen Production fehlt, soweit dieselbe sich bis jetzt überblicken läßt, die Concentration. Das aber eben ist das Kainszeichen, welches die unmittelbare Gegenwart selbst ihren Schriftstellern aufdrückt. Wen ein amtlicher Beruf oder ein eigenes Vermögen in den Stand setzen, den Musen nach Wahl und Gefallen zu opfern, der befindet sich von vornherein in einer ungleich günstigeren Situation, als die große Zahl der modernen Autoren, welche Schriftsteller von Profession — es wäre falsche Prüderie, das Wort nicht auszusprechen! — in ihrer Arbeit dem Rückschlage sich nicht entziehen können, welchen die Unruhe und Hast, das Wimmeltreiben und die wechselnden Interessen dieser unsrer modernen Aera auf denkende Köpfe ausüben. Als Novellist hat Frenzel sich nicht blos die Gunst der Leserkreise zu erwerben verstanden, die nach Unterhaltungsfutter verlangen; seine Arbeiten auf diesem Gebiete erscheinen auch geeignet, das Interesse einer Kritik zu fesseln, die höhere Anforderungen erhebt. Frenzel lehnt in der Poesie wohl noch über die Heyse'schen Novellen hinaus an Goethe, doch bleibt er in der durchgängig freien und gleichmäßigen Ausführung hinter Heyse zurück. Sein Vorzug vor dem Letztern ist seine tragische Weltanschauung: Heyse hat so oft etwas waschlappiges und nicht die Consequenz der Thaten, die er schildert. Frenzel's Talent ist ein geschmackvolles, er schreibt mit

formeller Sicherheit und maßvoller Eleganz; er ringt zum Mindesten stets nach Größe und Weite des geistigen Inhalts. In psychologischen Skizzen und in Naturschilderungen pflegt er am glücklichsten zu sein. Von seinen größeren Romanen haben wohl „Vanitas vanitatum“ und „Watteau“ die weiteste Verbreitung gefunden. In dem letztern bewegt sich der Dichter auf einem Felde, das er gewissermaßen als seine Domäne für sich in Anspruch nehmen kann, das Frankreich unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans. In dem Zeitalter und auf dem Terrain ist Frenzel heimisch wie in dem eigenen Zimmer. Ein bedeutender Rang kommt ihm als Essayist zu. Gegenüber den außerordentlichen Erfolgen, welche in England und Frankreich das Genre der Essays sich erwirbt, mag die Theilnahmlosigkeit, mit welcher ähnliche Arbeiten meistens von dem deutschen Publikum aufgenommen werden, doppelt deprimirend auf diejenigen unsrer Autoren einwirken, die in der bezeichneten Richtung thätig sind. Auch die einschlagenden Leistungen Frenzel's, obschon sie unstreitig zu dem Besten und Bemerkenswerthesten gehören, was in dem Gebiete unsere Literatur zu Tage gefördert hat, haben unter der angedeuteten Ungunst der Verhältnisse zu leiden gehabt. Die Studien „Dichter und Frauen“ namentlich verdienen die ehrenvollste Auszeichnung. Auch der Literarhistoriker von Fach wird die Abhandlungen über Cervantes, Machiavell, Molière, über Voltaires Tragödien, über die Dichter der Freiheitskriege nicht ohne Genuß und Belehrung lesen. Zu dem Tiefempfundensten vielleicht, zu dem Schwungvollsten, was Frenzel überhaupt geschrieben, gehört der mit dem Auge des Dichters geschaute und mit der Hand des Künstlers gemalte Essay über Aissé, die Vestalin der Regentschaft.

Ob die augenblickliche Stellung Frenzel's in der Redaction einer großen Tageszeitung dazu angethan, ihm jene Ruhe und Sammlung zu vergönnen, die energische Concentration, deren seine productive Thätigkeit bedarf, falls sie sich eine bleibende Stätte in den Annalen der Literaturgeschichte sichern will, das zu erörtern ist hier schwerlich der Ort. Möchte es einem gütigen Schicksal gefallen, diesen Schriftsteller vor der Gefahr zu bewahren, daß er sein nicht gewöhnliches Talent journalistisch versplittert und verzettelt!

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. Flemming. Otto II., Trauerspiel. — Bernd v Guseck. Unter dem Krummstabe. — v. Sybel Preußen und Rheinland. — Beethovens Briefe. — v. Thünen, Graphein. — Remmersdorf, Doge und Pabst.

* Das Hinscheiden der Frau Rath Schlosser, geb. du Fay, welches auf ihrer herrlichen Besitzung Stift Neuburg bei Heidelberg am 24. Mai erfolgt ist, wird nicht verfehlen in den weitesten Kreisen Theilnahme und Spannung zu erregen; schon deßhalb weil man noch nicht positiv weiß ob ihr sehr bedeutendes Vermögen am Ende nicht doch ihren reichen Verwandten oder frommen Stiftern und Stiftungen zufallen wird. Seit 1825, wo das Stift Neuburg in den Besitz des Raths Joh. Friedr. Heinrich Schlosser überging, war es ein Sammelplatz aller exclusiv katholischen Gelehrten und Künstler und der Sommeraufenthalt kirchlicher Würdenträger von nah und fern. Daß auch der Jesuitenorden in Stift Neuburg vertreten war, ist selbstverständlich. Bekannt ist daß die heimgegangene „Frau Rath“ mit ihrem Gatten im Jahr 1815 von der protestantischen zur katholischen Kirche übertrat, und nach dem Tod ihres Mannes am 22. Januar 1851 den Verkehr mit der Geistlichkeit in noch höherm Grade fortsetzte. Die sogenannten Nazarener der neuen Kunstepoche, namentlich Overbeck, Steinle u. a. durften Stift Neuburg wie ihre Heimath betrachten, und auch die Jünger dieser Schule fanden an der Frau Räthin eine freundliche Wirthin und Abnehmerin ihrer Bilder. Bekannt ist außerdem die Wohlthätigkeit der Heimgegangenen, welche sie in reichlichem Maß auf Befürwortung ihrer ständigen Umgebung, aber nicht gerade allein nach confessionellem Maßstab übte; auch die Hülfsbedürftigen anderer Confessionen als der katholischen fanden an ihr eine Stütze. Die Richtung und die Lebensstellung ihres Mannes sind zu bekannt als daß wir sie hier recapituliren sollten; die Gattin trat in seine Fußstapfen und wahrscheinlich wird auch in dem Testament sein Geist von der Gattin nicht verläugnet worden sein.

— In Ravenna will man die seit 188 Jahren vermißten Gebeine Dante's zwölf Tage nach dessen 600jähriger Erinnerungsfeier wieder aufgefunden haben. Es war im Jahre 1677, als Cardinal Poggetto von Ravenna die Absicht äußerte, die Gebeine Dante's als die eines Ketzers aus dem Sarge reißen und verbrennen zu lassen. Der Erzbischof, welcher anderer Ansicht war als der Cardinal und in Dante den göttlichen Dichter verehrte, ließ die theuern Reliquien heimlich ausgraben und sie an einem anderen Orte der Kirche verbergen (?). Als die Gefahr vorüber war, war der Erzbischof gestorben, und die Gebeine wurden nicht wieder in den ursprünglichen Sarg zurückgebracht, ja, man vergaß den Ort, wo sie aufbewahrt waren. Am 26. Mai nun, als zufällig in der Nähe des Grabmals von Dante Arbeiten vorgenommen wurden, stieß man auf die vergessenen Gebeine. Dieselben waren in einer 90 Centimeter langen und 33 Centimeter hohen hölzernen Kiste verschlossen, die in eine alte Mauer der Kirche San Francesco eingemauert war. Dieselbe hatte zwei Inschriften, eine äußere und eine innere. Die erste lautet: Dantis ossa a me fra Antonio Santi hic posita anno 1677 die . . . Octobris; die innere besagt; Dantis ossa denuper revisa 3 Junii 1677. Die biographischen Skizzen, welche Kannegießer und Streckfuß ihren Uebersetzungen vorangestellt haben, so wie einige uns vorliegende italienische Biographieen Dante's, erwähnen aber obigen Umstandes mit keinem Worte. Auch Lord Byron, der längere Zeit in Ravenna lebte und sich viel mit Dante beschäftigte, berührt in keiner seiner Dichtungen, die auf denselben Bezug nehmen (Childe Harold, Don Juan und besonders „Prophecy of Dante“) diesen Punct, den er sicherlich eben so gut hervorgehoben haben würde, wie er (Ch. H. IV, 58) die fanatische Entweihung von Boccaccio's Grab in scharfen Worten rügt. Die Sache bedarf also noch sehr der Aufklärung.

— Das fünfte Heft der von Rudolf Gottschall herausgegebenen Monatsschrift zum Conversations-Lexikon: „Unsere Zeit“, Neue Folge, beginnt mit einem Aufsatz von Theodor Paur: „Dante in Deutschland“, welcher, wie es sich von einem so hervorragenden Kenner Dante's und der Dante-Literatur erwarten läßt, eine ebenso erschöpfende wie unparteiische Uebersicht über die deutschen Dante-Schriften, Uebersetzungen, Aneignungen, Commentare und Kritiken gewährt. Der Artikel, der sich durch einleuchtende Gruppirung auszeichnet, wird bei der allgemeinen Theilnahme, welche auch Deutschland dem in Florenz gefeierten Jubelfest des großen Dichters widmet, in den weitesten Kreisen willkommen sein und kann als eine würdige und angemessene Festschrift betrachtet werden. Ein dritter Abschnitt des Artikels: „Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864“, behandelt die strategischen Bewegungen und politischen Verhandlungen, die militärischen Vorbereitungen und kleinern Gefechte, welche dem Sturm auf die Düppeler Schanzen vorausgingen. Ein erster Artikel über die „Pfahlbauten“ berichtet über deren Auffindung, ihre verschiedenen Arten, über Dörfer und Wohnungen, die Eigenthümlichkeit der einzelnen Constructionen, und über Alter und Herkunft des Pfahlbauvolkes in eingehender und sachkundiger Weise. „Adel und Volk in Japan“ stellt übersichtlich nach den neuesten Forschungen die Volksklassen in Japan und ihr gegenseitiges Verhältniß dar. Ein kleinerer Artikel über „Die Lage der dramatischen Dichter in Deutschland“ kritisirt die neuesten verschiedenen Reformvorschläge, welche in Bezug hierauf gemacht worden sind, und sucht dieselben auf das Maß praktischer Möglichkeit zurückzuführen. Das Feuilleton bringt Nekrologe von Friedrich Ludwig v. Roenne, Auguste Crelinger und Abraham Lincoln, Theater- und geographische Notizen. So schreitet das Unternehmen rüstig fort als ein Spiegel der Zeitgeschichte und führt dem Leser die bedeutendsten Erscheinungen nach allen Seiten im Zusammenhang vor.

— Longfellow hat Dante's „Divina commedia“ ins Englische übersetzt und ein in Boston gedrucktes Exemplar dieses Werkes, als Gruß aus America, zum Dante-Feste nach Florenz geschickt.

— König Ludwig I. hat dem Dichter Hermann Lingg als Zeichen der Anerkennung von dessen neuestem Drama „Catilina“ ein Ehrengeschenk von 300 Fl. zustellen lassen.

— Aus Rom berichtet man, daß, seitdem Liszt in den geistlichen Stand eingetreten, „alle welche sich ihm nähern erbaut seien von dem rührenden Eifer und der christlichen Einfachheit welche sich in seinen geringsten Handlungen ausprägen.“

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 25. Bremen, 18. Juni. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Peter Günther.

Ein Culturbild des 17. Jahrhunderts.

Von Heinrich Asmus.

Wirft man einen Blick auf die reißend schnelle Verbreitung der Reformation und auf die Art, wie sie geschah, so sollte man glauben, sie habe für die große Masse nur den Zweck gehabt, finstern Aberglauben zu zerstören, Irrthümer hinwegzuräumen, das Aufbauen von etwas Besserem und Neuem späteren Jahrhunderten überlassend. Sobald aber ein Schaden nur leicht bedeckt und nicht gründlich geheilt ist, treibt er immer neue Geschwüre hervor. So lange das Menschenleben nicht an seiner Wurzel gesund ist, keimen dieselben Irrthümer und Verkehrtheiten, wenn auch in andern Formen, immer wieder auf. So konnte es geschehen, daß die äußere Gestalt des Papstthums vernichtet ward, während sein innerstes Wesen, sein Hochmuth, seine Herrschsucht, sein widerchristlicher Geist noch lange auch in der protestantischen Kirche fortlebte und fortlebt, und seine Grundsätze noch gewaltig in den Gemüthern der Menschen herrschten. Daß dieses im 17. Jahrhundert wirklich der Fall war, mag folgender Vorfall, der sich in Lübeck ereignete, belegen.

Peter Günther, ein Kleinschmieds- oder Schlossergeselle, gebürtig aus Tilsit in Preußen, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Vielleicht war er in der protestantischen Kirche geboren, obgleich in den Nachrichten über ihn nichts Bestimmtes darüber erwähnt wird. Jedoch zeigte sich der junge Mann bis ans Ende seines Lebens als ein Mensch von warmem Herzen, einem tiefen Ernst und bewundernswerther Festigkeit des Charakters, durchaus aufrichtig in seiner Gesinnung, empfänglich für höhere Eindrücke, aber von sehr beschränktem, man kann fast mit Gottfried Arnold *) sagen, blödem Verstande. Schlecht unterrichtet, höchstens mit einem auswendig gelernten, kaum verstandenen Catechismus ausgestattet, kam er in das Schlosserhandwerk, machte eine Zeitlang mit, was er von den andern Handwerksgesellen thun sah, und war wie sie leichtsinnig und roh. Bald jedoch ließ die Leere und das Mißbehagen, das er bei diesem unordentlichen Leben in seinem Innern wahrnahm, ihn fühlen, daß er sich nicht in seinem Elemente befand und manche Erfahrungen des Lebens führten ihn zum Nachdenken über sich selbst. In seinem Gewissen geängstigt, erkannte er, auf wie schlechtem Wege er wandle und faßte den ernstlichen Vorsatz, von nun an ein anderer Mensch zu werden und nicht mehr mit den übrigen in der Gilde in das unordentliche Leben zu laufen.

Mit diesem Vorsatz und in dieser Stimmung reis'te er nach Danzig. Hier glaubte er nicht besser für sein dunkel gefühltes Bedürfniß Befriedigung finden und für das Heil seiner Seele sorgen zu können, als wenn er die Bekanntschaft der Jesuiten suchte, weil er meinte und man ihm gesagt hatte, daß sie von Jesu herkämen. Er fand auch Arbeit in ihrem Kloster und hoffte nun bei ihnen sowohl Ruhe für sein geängstetes Gewissen zu erhalten, als auch eine Unterweisung, wie er ein besserer Mensch werden könne.

Nun aber sah er nach und nach viele schlechte Dinge und ein gottloses Wesen bei ihnen und da ward er irre an ihnen, und indem ihm die Quelle der christlichen Lehre nicht zugänglich war, um zu erfahren, wie es mit jener vermeintlichen Abstammung der Jesuiten von Jesu eigentlich beschaffen sei, so war wohl der Schluß sehr natürlich und richtig, daß, wenn solche Schelme von Jesu herkämen, er selbst auch nicht der sein könne, für den Günther ihn bisher gehalten hatte; ja er fing an ungewiß zu werden, ob auch wohl überhaupt ein Jesus gewesen sei.

Zu tief und ernst, um die Sache dahingestellt sein zu lassen und sich's aus dem Sinne zu schlagen, gequält von furchtbaren Zweifeln, verließ er das Kloster und begab sich zu einem Kleinschmied, der sich zu den Socinianern bekannte. Wie es scheint, haben die Socinianer anfangs sehr wohlthätig auf ihn eingewirkt. Nicht nur beruhigten sie ihn in seinem Gewissen, und belehrten ihn über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens, sondern sie konnten auch auf seine wahre Besserung um so mehr Einfluß üben, da er an ihnen selbst nur ein ernstes sittliches Leben wahrnahm. Aber leider, nicht zufrieden damit, ihm behülflich zu sein, ein Christ zu werden, wollten sie ihn auch zu einem Socinianer machen, und benutzten absichtlich oder unbewußt Günther's Beschränktheit und seinen Abscheu vor dem Gräuelwesen der Jesuiten, um ihm Alles, was mit ihrer eigenen individuellen Ueberzeugung nicht übereinstimmte, als jesuitische Betrügerei und von Jesuiten Ersonnenes darzustellen.

*) Vergl. Gottfried Arnold's „Kirchen- und Ketzer-Historie“, Part. 4. Sect. 3 Nr. 8. pag. 761 bis 770; auch ist das letzte Inquisitions-Protocoll dort abgedruckt, desgleichen das „Wittenbergische Responsum“ und drei von den zur Vertheidigung Günthers zu spät eingelaufenen Briefen in extenso.

Woraus überhaupt bei weitem die meisten, wenn nicht alle Sekten in den christlichen Kirchen entsprungen sind -- insofern sie nämlich den Namen christlicher Sekten verdienen — das war auch die Quelle des Socinianismus, nämlich Einseitigkeit, und einseitige Auffassung der christlichen Lehre. Bei einer Sache, die so tief und umfassend, und eben darum so schwer zu durchdringen ist, wie das Christenthum, liegt, bei der Verschiedenheit der menschlichen Erkenntnißkräfte, bei den verschiedenen herrschenden Geistesrichtungen, bei den besonderen Gegensätzen, die zu einer bestimmten Zeit vorhanden sind, bei den Irrthümern, denen man sich vorzüglich entgegenstellt, eine Verschiedenheit der Ansichten über einzelne Punkte ganz in der Natur der Sache. So wie aber eine Partei da ist, die ihre individuelle mehr oder minder mangelhafte Ueberzeugung über irgend einen einzelnen Gegenstand zur objectiven Wahrheit erhebt, oder gar nur ihre besondere Art und Weise, eine Sache im Begriffe darzustellen, zur allgemein gültigen machen will, diese besonders scharf hervorhebt, sie als Maßstab an Anderer Ueberzeugung anlegt, nur nach dieser besonderen subjectiven Ansicht die Uebereinstimmung im Wesentlichen unberücksichtigt lassend, Andere beurtheilt, — da entsteht nothwendig eine Sekte.

Dies war auch der Fall bei den Socinianern. Der erste Urheber dieser Sekte, Laelius Socinus, ein äußerst talentvoller, tiefdenkender Mensch, und vielleicht unter allen Socinianern der einzige originelle Mann, aus dessen Individualität und Leben ihre Lehre allein richtig verstanden werden kann, war Rechtsgelehrter, und es ist unläugbar die einseitige juridische Ansicht von dem Verhältnisse Gottes zur Welt, von der er ausging, der Mittelpunkt seines ganzen Systems und die Quelle, aus der alle seine Abweichungen von der reinen christlichen Lehre abgeleitet werden müssen. Um das kanonische Recht aus seinen Quellen kennen zu lernen studirte Socinus die Bibel. Die Willkür, die Zusätze, die Menge offenbarer Widersprüche mit den heiligen Schriften, die er in dem päpstlichen Kirchenrechte fand, trieben seinen forschenden Geist, das ganze kirchliche Lehrgebäude einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Seine Bekanntschaft mit dem großen Calvin und mehren Theologen der reformirten und lutherischen Kirche leistete ihm wesentliche Dienste. Im Wesentlichen stimmte er völlig mit den Reformatoren überein; nur beging er den Fehler, daß er, statt ruhig die christlichen Wahrheiten aus ihrer Quelle zu entwickeln und allmälig in sich zu einem Ganzen zu gestalten, von einem einmal aufgefaßten Gesichtspunkte ausging, Gott nur als Gesetzgeber betrachtend, und was sich nicht aus diesem Principe consequent entwickeln ließ, als unchristlich verwarf. Da er damit eine unbegrenzte Hochachtung vor der heil. Schrift verband, so mußte er natürlich in jene widersinnige, mit der Klarheit dieses Mannes ganz unvereinbare Auslegungsart der heil. Schrift verfallen, wie wir sie bei den Socinianern finden.

Socin hatte es bei seiner Prüfung des kirchlichen Lehrbegriffes zunächst mit den Bekenntnißschriften der älteren Kirche zu thun, die jedoch auch, wie eine jede Dogmatik, nichts Anderes sind als ein menschlicher Versuch, das, was als Thatsache oder unmittelbares Zeugniß von unsichtbaren Dingen gegeben ist und den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, in der Sprache des endlichen Verstandes — wie diese durch die jedesmal herrschende Zeitphilosophie gebildet ist — als Wissenschaft darzustellen. Wie weit solche Versuche gelungen sind, oder gelingen können, wollen wir hier nicht weiter untersuchen. So viel indessen lehrt die Erfahrung, daß über Abstractionen des Verstandes, deren Wahrheit einzig auf der Richtigkeit der Schlußfolgen beruht, noch nie mehre Menschen sich völlig geeinigt haben.

Dazu kam aber besonders, daß Socins scharfem Verstande die Schwächen und Blößen der ältern kirchlichen Symbole, besonders in den Bestimmungen derselben über die Trinitätslehre, nicht entgehen konnten. Denn die älteren Kirchenlehrer hatten, um eine dogmatische Einförmigkeit hervorzubringen, die sie im Praktischen hätten suchen sollen, nur zu oft die nothwendigen Grenzen menschlicher Verstandeserkenntniß und menschlicher Sprache in Rücksicht auf unbegreifliche Dinge verkannt und mehr bestimmen wollen, als sich bestimmen ließ. Nicht zufrieden mit der der Sache allein angemessenen und in Rücksicht auf die Unvollkommenheit menschlicher Sprache vollkommenen Darstellung der Trinitätslehre im N. T., hatten sie eine Menge willkürlicher Formeln aufgestellt und Distinctionen gemacht, die mindestens mißverstanden und verschieden aufgefaßt werden mußten.

Socin glaubte in der Darstellung dieser Lehre in den kirchlichen Symbolen etwas dem Monotheismus Widersprechendes zu finden, und da überhaupt in seiner juridischen Theologie dies Dogma nirgends so recht einen Platz finden wollte, wie denn in seiner Lehre von den göttlichen Eigenschaften Heiligkeit und Liebe völlig fehlten; da er mit der Bibel zu unbekannt war, um den nothwendigen Zusammenhang derselben mit der ganzen christlichen Lehre zu erkennen; da ihm das praktische Interesse derselben fremd blieb: so ward er bewogen, dasselbe völlig zu verwerfen, obgleich erst sein Neffe Faustus sich an die unitarischen Gemeinden in Polen anschloß. Seine Nachfolger waren theils nur Nachbeter, oder doch solche, die Socins Principien ungeprüft als unverbrüchlich wahr voraussetzend auf denselben weiter bauten.

Uebrigens läßt sich von Seiten des Lebens auf die älteren Socinianer-Gemeinden im Allgemeinen gewiß kein gegründeter Tadel bringen, und eben deswegen hätten sich, wenn man dazu noch die unbegrenzte Ehrfurcht der Socinianer vor den heil. Schriften berücksichtigt, bei minder leidenschaftlicher Heftigkeit der protestantischen Theologen, durch ruhige biblische Entwickelung der streitigen Punkte unfehlbar die Differenzen heben lassen.

Unter diesen Menschen hatte Günther eine geraume Zeit gelebt und sie wirkten praktisch so segensreich auf ihn, daß er selbst später sagte: „Seit der Zeit fing ich erst an, Gott zu fürchten und zu ihm zu beten.“ Sie führten ihn in die heil. Schrift ein, lehrten ihn dieselbe auf sein eigenes Leben anwenden und gingen ihm überhaupt in Angelegenheiten seines Herzens mit Rath und That zur Seite. Daß er aber die Ueberzeugung der Socinianer getheilt habe, kann man nicht behaupten, denn er war, wie schon erwähnt, durchaus unfähig in ihre dogmatischen und speculativen Bestimmungen einzugehen. Er nahm vielmehr ihre eigenthümlichen Ansichten auf wie man ja oft auf die Autorität sehr geachteter und überlegener Menschen etwas ungeprüft als Wahrheit anzunehmen pflegt. Es war allerdings, wie gesagt, ein aus seiner Beschränktheit hervorgehender Irrthum des Verstandes da, der aber auf sein religiöses Leben und auf die Art, wie er praktisch das Christenthum ergriff, nicht den geringsten Einfluß äußerte.

Von Danzig ging Günther zunächst nach Wismar, später nach Lübeck. Da sich sein ganzes Leben merklich von dem seiner Mitgenossen in der Gilde unterschied, er es auch wohl von seiner Seite an mancher Rüge über zügelloses Leben und unanständige Reden nicht fehlen ließ, so erschien er ihnen bald als ein Sittenprediger und ward ihnen zuwider. Und wie es nun zu geschehen pflegt, es wurde jeder seiner Schritte und Tritte beobachtet, jede Aeußerung begierig aufgefangen, um wo möglich irgend etwas Tadelnswerthes auch an ihm zu entdecken und die lästigen Rügen und Vorwürfe auf diese Weise zu entkräften. Da Günther aus seinen religiösen Skrupeln nie einen Hehl machte, so konnte den

andern Gesellen sein Denken nicht lange entgehen. Es kam, wenn der junge Schlossergesell zugegen war, gewöhnlich zu religiösen Gesprächen und Disputen, wobei es denn freilich immer nur darauf abgesehen war, Günthers Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen.

Einst, an einem sogenannten „Krugtage“, hatte man sich über Gegenstände dieser Art auch heftig gestritten. Alle waren vom Trinken erhitzt und der Streit artete endlich in eine förmliche Rauferei aus, der erst durch die herbeigeholte Wache Einhalt gethan werden konnte. Als späterhin die Sache untersucht wurde und die Gesellen behaupteten, sie wären so in Eifer gerathen über eine furchtbare Gotteslästerung, die Günther ausgestoßen, da glaubte der lübische Senat criminell verfahren zu müssen. Günther wurde gefänglich eingezogen und acht Zeugen, die gegen ihn auftraten, wurden abgehört. Die Aussagen stimmten alle darin überein, daß Günther von einigen Gesellen hart geschlagen sei. Auf die Frage: „Um welcher Ursache willen?“ erwiederten zwei der Zeugen (diejenigen, welche die Schlägerei angefangen), weil er gotteslästerliche Worte geredet habe. Die Andern hatten jene Worte, welche die Ehren des Heilandes nur der Gesellschaft der Jesuiten als deren Erfindung zuschrieben, nicht selbst gehört, sondern von jenen vernommen und darauf mit zugeschlagen. Einstimmig aber behaupteten Alle, daß Günther und die andern Gesellen wenn auch nicht trunken, doch auch nicht nüchtern gewesen, da sie von Nachmittags 3 Uhr bis Abends 11 Uhr getrunken gehabt.

Als Günther darauf selbst gefragt wurde, erzählte er den Vorfall auf diese Weise: „Es hätten einige der anwesenden Schmiedegesellen von dem Namen Jesu geredet und wie er (G) gesagt: er glaube nicht an ihn, ihn der Gotteslästerung beschuldigt. Das soll kein redlicher Mensch mir nachsagen, habe ich geantwortet. Da aber hätten die Gesellen ihn gescholten und geschlagen. Was man mir vorwirft, habe ich nicht gesagt, wohl aber die Worte: die Jesuiten, diese Schelme und Diebe haben unserm Herrn Gott die Ehre abgestohlen; auch kann ich wohl gesagt haben: die Jesuiten haben Jesum zu einem Gott gemacht, denn darüber habe ich meine eigenen Gedanken.“ — Auch bei der Confrontation mit den Zeugen läugnete er standhaft, irgend ein Schimpfwort gebraucht zu haben und es wurde darauf von dem Senat beschlossen, die Acten an juristische und theologische Facultäten zu versenden.

Die Juristenfacultät zu **Kiel** antwortete: „Ein **Gotteslästerer** sei des Todes schuldig, ob aber dieser Mensch Gott gelästert, könnte sie nicht entscheiden.“ Wir ersehen, daß das Urtheil ganz der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. gemäß war, in welcher es im Artikel 106 heißt: „So einer Gott zumißt, das Gott nicht bequem ist, oder mit seinen Worten Gott, das ihn zustehet, abschneidet, der Allmächtigkeit Gottes, seine heilige Mutter, die Jungfrau Mariam schändet, soll durch die Amtleut oder Richter von Amtswegen angenommen, eingelegt und darum an Leib, Leben und Gliedern nach Gelegenheit und Gestalt der Lästerung und Person gestraft werden.“ — Es liegt am Tage, daß diesem Gesetze, das aus dem päpstlichen Kirchenrechte in die Carolina übergegangen ist, ursprünglich ein Mißverstand einer alttestamentlichen Anordnung zum Grunde liegt.

Wie das ganze Papstthum und die Hierarchie in dem ersten Keime auf Mißverstand alttestamentlicher Ideen beruhete, so wurde, als seit Constantins Zeit das Christenthum in die Staatseinrichtungen verflochten ward, und jene in dieses, unter andern Gesetzen auch das erwähnte, das der besondern Stellung des israelitischen Volkes gemäß im A. T. als integrirender Theil des Ganzen durchaus nicht fehlen durfte, fälschlich in die christliche Kirche übertragen. Als eine mächtige Stütze der hierarchischen Gewalt wurde dieses Gesetz späterhin bei der Ausbildung des kanonischen Rechtes durch die Scholastik immer fester begründet, und ging bald auch in das Volksleben über. Die ersten Reformatoren, namentlich Luther, dessen Grundsatz es war, nie einer willkürlich selbst gewählten Thätigkeit sich zu überlassen, sondern den Augenblick ergreifend nur immer das dringendste Bedürfniß zu befriedigen und die Hauptsache sich Hauptsache sein zu lassen, ward auf eine nähere Prüfung dieses Gegenstandes nicht geführt. Ueberdies war der Glaube an die absolute Gültigkeit dieses Gesetzes durch Verjährung und lange Gewohnheit so befestigt, daß nicht nur der scharfsinnige Calvin für die Verbrennung des Servet stimmte, sondern selbst der milde Melanchton ähnliche Grundsätze äußerte; ein bündiger Beweis, wie höchst gefährlich ein jedes Festhalten an hergebrachten Gewohnheiten und Urtheilen werden kann. Erst nach und nach wurde in protestantischen Staaten die Strafe, welche dieses Gesetz fordert, gemildert.

Es war also jetzt noch zu ermitteln, ob Günther wirklich als **Gotteslästerer** zu behandeln sei. Dies sollte die theologische Facultät zu **Wittenberg** entscheiden. Ihr Gutachten beweis't, wie nur zu viele Belege, welche die Geschichte unsers Geschlechts davon aufstellt, die Wahrheit dessen, was ein großer Mann sagt: „Das Heilige heilig halten, vor jeder Entweihung desselben als vor einer Missethat zurückschaudern, um das Heilige eifern und dafür kämpfen, ohne Rücksicht auf Gewinn und Schaden, auf Ehre und Schande: das ist heilig und verehrungswürdig, und die Menschen, die das gethan haben, sind unter den Wohlthätern der Menschheit die größten. Aber es ist ein blutiger Jammer, wenn der Mensch um das Heilige und Göttliche eifert mit Unverstand; und es ist mehr als das, es ist eine der tiefsten Tiefen des menschlichen Verfalles, wenn unwissender, wilder und roher Fanatismus den Schein der Liebe zum Heiligen annimmt und sein System mit göttlicher Wahrheit, die Gedanken seines Kopfes und die Bilder seiner Phantasie mit Eingebungen des Himmels, die Sache seines Ordens und seiner Zunft, seiner Kirche und Sekte, mit der Sache Gottes und der Menschheit für Eins und dasselbe hält, und Propheten und Heilige tödtet und Gaukler und Tyrannen kanonisirt und anbetet.“

Das sehr weitläufige, mit vielen Verwünschungen gegen den ärgerlichen Ketzer erfüllte Gutachten der Wittenberger geht im Wesentlichen dahin:

1. Daß, obgleich Günther standhaft läugne, er doch durch unterschiedlicher Zeugen Aussage überführt worden sei, und sein Läugnen also nur die Verstocktheit seines Sinnes und seinen beharrlichen Irrthum (!) beweise; denn wenn seine eigene Aussage wahr sei, daß er nur die Jesuiten für Schelme und Diebe gescholten, so würden die andern Gesellen als Protestanten, nicht darüber entrüstet sein und ihn geschlagen haben.

2. (Der Defensor hatte für Günther angeführt, auf zweier Zeugen eidliche Aussage und das Zeugniß vieler seiner Bekannten sich stützend, daß derselbe immer ein christliches Leben geführt habe.) Die Wittenberger erwiedern: dies sei a priori unmöglich, weil ein Gotteslästerer nicht ein christlich Leben führen könne.

3. Daß er noch in seinem Gefängnisse fleißig in der Bibel und andern frommen Büchern gelesen, sei nichts als ein schnöder Mißbrauch dieser Bücher und Heuchelei, denn wer Gott lästere, könne nicht mit Andacht singen oder lesen.

4. Die Trunkenheit könne nicht vorgeschützt werden, weil Inquisit selbst beweise, daß er nicht von Sinnen gewesen sei, indem er wissen wolle, daß er die gotteslästerlichen Worte nicht ausgestoßen.

5. Endlich, daß Günther von blödem Verstande sei und schon-

einmal einen Anfall von Verrücktheit gehabt, und deshalb ärztlich behandelt sei, so wie auch, daß er viel von geistlichen Anfechtungen gelitten und daher Mitleid verdiene, kann nicht berücksichtigt werden, theils, weil in den Akten sich davon keine sonderliche Spuren fänden, theils, weil Inquisit durch seine Gotteslästerung an dem Allen selbst schuld sei.

Günther sei also als des ihm vorgeworfenen Verbrechens überwiesen anzusehen, die Bestimmung der Strafe aber den jure consultis zu überlassen.

Um diese Zeit, da dies Gutachten in Lübeck eintraf, oder richtiger etwas früher, trat ein Mann in's Mittel, der mit unter den größten Zierden, die Lübeck hervorgebracht hat, genannt zu werden verdient. Es war der Doctor der Theologie Johann Wilhelm Petersen, erst Prediger zu Rostock, dann Prediger in Hannover, darauf Superintendent in Eutin, endlich Superintendent in Lüneburg, wo er später, besonderer Meinungen wegen, angefeindet, verfolgt und zuletzt seines Amtes entsetzt wurde; ein Mann, von eben so gründlicher theologischer Gelehrsamkeit, als warmer und aufrichtiger Frömmigkeit. Petersen war damals noch in Eutin. Sobald er den Vorfall vernommen, eilte er nach Lübeck, um, wie er sagte, doch wo möglich den armen Menschen loszukriegen. Er erhielt leicht die Erlaubniß, den Günther im Gefängnisse besuchen zu dürfen, und fand sogleich an ihm einen Menschen, bei dem von einer Gotteslästerung auch nicht entfernt die Rede sein konnte. Er war der erste Mann, welcher dem armen Gefangenen mit Liebe entgegen kam, redete ihm freundlich zu und suchte ihn zu belehren, daß er allerdings einen groben Irrthum abgelegt habe, indem seine frühere Vorstellung eine falsche gewesen sei, daß er aber durch die Socinianer in einen andern Irrthum gerathen sei.

Günther, der bald merkte, daß er einen Mann vor sich habe, der in seinem innersten Wesen ihn verstand, faßte ein Herz zu ihm, sprach sich unverhohlen aus, nahm Belehrung willig an, und äußerte sich auf eine Weise, daß der Gerichtsactuar, welcher zugegen war, sagte: „Wenn Günther sich früher so erklärt hätte, wäre er nie in die Büttelei gesetzt worden.“ — Voll Freude begab sich Petersen zu dem Bürgermeister Kerkring, legte diesem den ganzen Zustand Günther's und seine letzten Aeußerungen dar und stellte ihm eindringlich vor, welche himmelschreiende Ungerechtigkeit man begehen würde, wenn man den armen Menschen hinrichten würde um eines Verbrechens willen, das ihm nie in den Sinn gekommen. Der Bürgermeister ließ auch sogleich darauf dem Gefangenen eine bessere Wohnung anweisen und schickte ihm reine Wäsche. Er, wie einige andere Mitglieder des Senates scheinen die Absicht gehabt zu haben, die Sache gänzlich niederzuschlagen; wenigstens wurde mit Günther unterhandelt, daß er fern von Lübeck wegziehen sollte, wozu sich dieser natürlich bereit erklärte.

Mit der Hoffnung, den armen Menschen gerettet zu haben, kehrte Petersen nach Eutin zurück. Kaum war aber in Lübeck das Gutachten der Wittenberger bekannt geworden, so hörte man alle Kanzeln mit einer solchen Heftigkeit gegen den Ketzer predigen und die Obrigkeit theils der Saumseligkeit und Gleichgültigkeit beschuldigen, theils zu schleuniger Bestrafung des Verbrechers auf das dringendste auffordern, daß die milder gesinnten Rathsmitglieder nicht durchzudringen vermochten. Es erschien daher im August 1687 das Urtheil folgenden Inhalts: „Wird Peter Günther beschuldigt, daß, als er sich bei der Schmiedegesellen gehaltenem Krugtage mit denselben der Religion halber in Discurs eingelassen, diese abscheulichen, gotteslästerlichen Worte ausgestoßen: Die Jesuiten den — — — zum Abgott gemacht. Ob er nun wohl dessen nicht geständig sein will, sondern behauptet, die Worte seien also gewesen: die Jesuiten, die verfluchten Schelme und Diebe, haben unserm Herrn Gott die Ehre abgestohlen, daneben vorschützt, daß er trunken und hiebevor nicht bei rechtem Verstande gewesen; dennoch aber und dieweil drei Zeugen, daß sie die gotteslästerlichen Worte von ihm gehöret, vermittelst körperlichen Eides aussagen, auch in der Confrontation dabei verblieben und ihn dergestalt genugsam überführet: so erscheint daraus so viel, daß Peter Günther der ausgestoßenen gotteslästerlichen Reden wegen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bestrafen sei.“

Kaum war dies Urtheil bekannt geworden, so machte der redliche und unermüdete Petersen noch einen Versuch, wenn auch nur wenigstens eine Milderung desselben zu bewirken. Er schrieb an den ihm befreundeten Syndicus Pommeresche einen Brief, in welchem er mit großer Klarheit seine Ansicht über Günther wiederholt, wie er sie mündlich dem Bürgermeister Kerkring vorgetragen hatte: Günther sei ganz offenbar ein Mensch von der aufrichtigsten Gesinnung, der nur, seines beschränkten Urtheils wegen aus Furcht, in einen groben Irrthum und in eine Gotteslästerung zu verfallen, so standhaft bei seiner Meinung beharre. „Ich gestehe gern — heißt es wörtlich — daß er mit einem falschen Begriffe den einigen Gott nicht so erkennt, wie er nach der heil. Schrift soll erkannt werden, aber ihn deswegen einen Atheisten nennen wollen, sehe ich nicht ein. Den Gott Himmels und der Erden ruft er inbrünstig an und beugt sein Knie mit großer Devotion vor ihm; wie mag der denn ein Atheus sein, der für den einigen Gott und sein Bekenntniß sterben will. Wo er je, wie seine Widersacher anzeigen, Jesum gelästert hat, so hat er nur das vorhin von ihm in seinem Gehirn formirte falsche Gedicht von dreien Göttern gelästert und verworfen, und hat aus Blödigkeit seines Sinnes und Wahrnehmung der Gottlosigkeit der Jesuiten geschlossen (wie er denn solchen Schluß in meiner Gegenwart gemacht): wenn er Christum verehren solle, so müsse er auch die schelmischen Jesuiten mit anbeten, weil sie von ihm herkämen. Aber mit was für einem Gewissen haben die Geschworenen gezeugt, die so viele Kannen Biers, so leider auf den Sonntag geschehen, ausgesoffen, und wenig in solchem Tumult bei so wunderlichem, grobem Disputiren haben wissen können, was geredet sei. Mit was vor Gewissen hat man solchen trunkenen Leuten einen Eid deferiren können? Gott kennt den armen angefochtenen Peter und seine Ankläger am besten und wird schon dermaleins recht urtheilen, wer von ihnen am meisten im Herzen gehabt. Ja, Gott weiß es, daß ihnen die hergesagten Worte ihres Bekenntnisses bei ihrem gottlos geführten, durch Fluchen und liederliche Worte bezeugten Leben nichts helfen werden! Wenn Lübeck alle die Leute aus der Stadt stoßen wollte (die Gott durch ihr Leben mehr lästern, als Günther gethan hat), so würde sie nicht viel behalten. Weil man ihnen aber Raum zur Buße giebt, warum denn nicht einem solchen armen Menschen?“

Petersen ging noch weiter. Er behauptete, allen hergebrachten Ansichten geradezu entgegen, daß keine weltliche Macht, also auch keine hierarchische, das Recht habe, über Gewissens- und Glaubenssachen ein Urtheil zu fällen, daß sich nicht durch ein Decret einem Menschen befehlen lasse, was er glauben und nicht glauben solle, und daß die Staatsgewalt nur da befugt sei, einzugreifen und zu bestrafen, wo der Staat und dessen Ordnung verletzt sei. „Wer sind wir denn — schreibt er weiter — daß wir uns wollen annehmen oder anmaßen, das allein Gottes Werk ist. Könnten wir dem armen Peter den Glauben geben, und er wollte alsdann widerstehen, oder gar lästern, so möchte man ihn einen verstockten Menschen nennen; nun haben wir aber ja solche Macht nicht, sondern man thut vielmehr mit der von uns abgefaßten Sentenz

eben so viel, als daß wir Gott Ziel und Stunde vorschreiben, wann er den Gefangenen bekehren solle und wann sich Peter solle bekehren lassen. Wo es denn nicht in der ihm eingeschränkten Zeit geschehe, so wolle man mit der Execution dazwischen fahren. Ach unser Christenamt lehrt uns ganz ein Anderes, nämlich, daß wir für einen solchen armen Menschen beten und die Gelegenheit sammt den Mitteln nicht versäumen mögen, dadurch ihm möge geholfen werden. So ist ja auch eine Seele, die wir zu gewinnen suchen, so viel werth, daß man den armen Menschen aus der gemeinen Kasse mit wenigem Bier und Brod unterhalte, ob ihm Gott helfen wolle. Ich habe dieses — so schließt der Brief meinem hochgeneigten Herrn Syndico, wie es mir in der Eile zugeflossen ist, communiciren wollen, in der Hoffnung, er möge dem armen Gefangenen, für den ich kein ander Interesse habe, als die Wohlfahrt seiner Seele, durch dessen vielgültige Dazwischenkunft zu Hülfe kommen, und bitte, man wolle nicht übel nehmen, daß ich so offenherzig geschrieben &c.«

Da der Vorfall bereits anfing auch außerhalb Lübeck bekannt zu werden und Aufsehen zu erregen, so erklärten sich manche andere Männer unumwunden über das ungerechte Verfahren gegen Günther. Namentlich liefert Arnold am angeführten Orte einen Brief eines Ungenannten an einen angesehenen Mann in Lübeck, worin es unter Anderem heißt: »Sollte man solchem armen Menschen das Leben nehmen, so sehe ich nicht, worin man besser handelt als der Papst, welcher die Gewissen mit seinem Blutschwerte zwingen will. Ich gestehe frei, daß mir's ein großer Anstoß in meiner Seele ist, denn es ist das Einzige gewesen, das mich in meiner Jugend von dem finstern Papstthum zurückgehalten, da ich sonst von ihrem falschen Schein der Andacht und von nahen Blutsfreunden eingenommen wurde, daß ich in den Historien der Märtyrer wahrgenommen den Mordgeist, der je und je in ihren Kirchen regiert. Wenn man nun dergleichen in unsern Kirchen finden sollte, so müßte man schließen, daß der päpstliche Geist sein Regiment auch da hätte, gleich wie zu den Zeiten der Pharisäer in der Juden Kirchen u. s. w.« —

Indessen wurden solche einzelne, wenn auch noch so wahre und kräftige Stimmen überhört; vielleicht mochte es die Form auch nicht gestatten, ein einmal gefälltes Urtheil zurückzunehmen. Günther wurde in der That enthauptet, aber die Hinrichtung lief unglücklich ab, indem der Scharfrichter zweimal zuhieb, wie Becker mittheilt. Sein Todestag ist der 24. October 1687 und seine letzten Worte waren: »O du ewiges und wahrhaftiges Licht erbarme dich mein!«

---

* Vier Sonette von John Milton.

Aus dem Englischen übertragen von Alice Salzbrunn.

An die Nachtigall.

O Nachtigall, sing in des Abends Stunden,
Da ringsumher die lauten Stimmen schweigen;
Gieb Hoffnung meiner Lieb' aus Blüthenzweigen
Singst ja, so lang du Maienluft empfunden.

Dein süßer Ton, der Lieb' und Lust verbunden,
Sagt man, soll stets der Minne Glück anzeigen
Dem, der dich hört beim sanften Tagesneigen,
Bevor der Kuckuck Unglück kann bekunden.

O wenn Apollo's mächt'ger Herrscherwille
Die holde Prophezeihung dir verliehen,
So sing' in dieser trauten, duft'gen Stille!

Stets ließ des Kuckucks Ruf mein Hoffen fliehen;
O Poesie, ob Liebe dich erfülle:
Sing' mir, denn beiden huld'ge ich auf Knieen.

An eine Jungfrau.

Jungfrau, in deines Lebens erster Blüthe
Hast weise du den breiten Weg gemieden;
Dir ward die Licht-Erkenntniß schnell beschieden
Zum Werk im Weinberg mit des Himmels Güte.

O gleich der Ruth und gleich Marien hüte
Dein guterwähltes Theil, den heil'gen Frieden;
Und trifft die blüh'nde Tugend Spott hienieden,
Sei ohne Zorn, voll Mitleid im Gemüthe.

Dein Grund steht fest; erleucht' mit heil'gem Streben,
Die Lampe sei vom Segen hell umflossen,
Und sel'ge Hoffnung führ' zum ew'gen Leben.

O glaub', mag auch dich Mitternacht umgeben:
Der Bräut'gam kommt mit seinen Festgenossen,
Die Jungfrau, klug und rein, wird Gott erheben.

Ermordung der Waldenser in Piemont.

Schaff' Rache, Gott, die Heil'gen sind erschlagen!
Zerstreut auf Alpen liegen und im Haine
Sie, die verschmähten todter Satzung Steine,
Die für dich, Herr, ihr Leben mußten wagen.

Du wirst die rechte Hülfe nicht versagen,
Der armen treuen Heerde, die alleine
Dein Wort bewahrt; sieh' blutige Gebeine,
Um Kind und Mutter schallen Todtenklagen.

Italiens Macht will mit dem Bann bedrohen;
Gemartert schrei'n Unschuldige gen Himmel:
O straf' der Feinde grausiges Gewimmel!

Gebiete du den Stolzen und den Rohen;
Und gib der kleinen Heerde deinen Segen,
Führ' sie aus babylonischen Gehegen.

An meinen Freund Cyriac Skinner.

Drei Jahre, Cyriac, sind hingegangen,
Seit meine klaren Augen rasch erblindet,
Und mir der lieblich-schöne Zauber schwindet
Von Sonn'- und Mondschein und der Sterne Prangen.

Auch Menschen seh' ich nicht. O mein Verlangen,
Es widerstrebt nicht Gotteshand, nicht windet
Ein Seufzer aufwärts sich, und nicht verbindet
Die eitle Hoffnung in mir Freud' und Bangen.

Und was erhebt dich? — Freund, so willst du fragen —
O, das Bewußtsein, daß ich überschreiten
Mit guter Kraft konnt' alle bösen Klagen.

Durch ganz Europa meine Klänge gleiten,
Und edler Trost lebt in der Freiheit Sagen,
Den Blinden wird dies Licht stets sicher leiten.

---

* Bilder aus Griechenland.

Aus Zürich ist uns auf dem Gebiete der Reiseliteratur schon vor einiger Zeit ein vielfach anziehendes Buch einer eben so interessanten Verfasserin zugegangen: nämlich die „Excursions en Roumélie et en Morée par Madame Dora d'Istria“ (Zwei Theile, Zürich, Meyer und Zeller 1863). Man darf voraussetzen, daß Gräfin Dora d'Istria theils biographisch, theils literarisch, namentlich in letzterer Hinsicht durch ihre größeren Werke: „La Suisse allemande“ (vier Bände, 1856; auch deutsch unter dem Titel: „Die deutsche Schweiz“, in drei Bänden, Zürich, 1858) und „Les femmes en Orient“ (zwei Bände, Zürich, 1860), den Lesern bekannt ist, und daß diese darnach auch wissen können, was sie in ihrem oberwähnten neuesten Werke im Allgemeinen zu suchen und zu finden berechtigt sind. Die genannte Gräfin Dora d'Istria, wie sie sich als Schriftstellerin nennt, ist eine geborene Fürstin Helene Zhika aus der Walachei, aber aus albanesischem Geschlecht, und mit dem russischen Fürsten Koltzoff-Massalski vermählt, von dem sie jedoch getrennt lebt, weil er sie „nicht glücklich gemacht“, und weil eben so ihre freisinnige Denkweise als Gesundheitsrücksichten ihr den Aufenthalt in Rußland widerriethen und sogar gefährlich erscheinen ließen. Sie lebte daher seit dem Jahre 1855 im südlichen Europa, namentlich in der Schweiz, und zwar längere Zeit in dem großen schönen Dorfe Veytaux im Canton Waadt am nördlichen Ufer des Genfer See's. Von dort aus machte sie im Sommer 1860 eine Reise nach Griechenland und fand dann in Livorno einen Aufenthaltsort, wo sie seitdem in stiller Zurückgezogenheit gelebt und eifrig mit verschiedenen wissenschaftlichen Studien sich beschäftigt hat. Ueber sie selbst aus früherer Zeit, so wie über ihre Familie giebt eine kleine Schrift von vierzig Seiten: Dora d'Istria par S. K. G. (Aarau, 1860) aus guter Quelle weitere Auskunft, auf die wir hier kurz verweisen *). In Athen, was auf ihrer damaligen griechischen Reise selbstverständlich das Hauptziel war, und von welchem aus dann die „Excursions“ von ihr unternommen wurden, traf Dora d'Istria mit der schwedischen Reisenden, Frederike Bremer, zusammen, und beide Frauen sahen und trafen sich dort öfter, auch auf verschiedenen Wanderungen in Athen und in der Umgegend. Die Nordländerin und strenge Protestantin urtheilt in ihrem, schwedisch geschriebenen Tagebuche während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient, das unter dem Titel: „Leben in der alten Welt“ in deutscher Uebersetzung bei Brockhaus in Leipzig erscheint, und welches im dreizehnten Theile ihr Begegnen mit Dora d'Istria schildert, offen und unbefangen über die, der griechischen Kirche angehörige Gräfin. Sie erkannte in ihr ein tieffühlendes, liebendes, edles und auch demüthiges Weib; ein Gemüth, das wohl bekannt mit dem Leiden war, das viel ertragen konnte, ohne zu klagen, und das, obgleich daran gewöhnt, seine Aeußerungen zu überwachen, doch „nie seine Ueberzeugungen verbarg;“ eine „ganz eigenthümliche Natur von einem seltenen inneren Reichthum und voll Originalität;“ ein Weib, das „bewundert und zugleich geliebt werden muß“ Als Schriftstellerin — bemerkte Frederike Bremer weiter von ihr, — ist sie „ohne Frage eine der bedeutendsten Erscheinungen der Neuzeit.“ Aus den Blicken — setzt sie hinzu, — welche sie mich dann und wann in ihre Seele und in ihr vergangenes Leben hat werfen lassen, habe ich erkannt, wie ihr, nach Licht, Wärme und einem Leben der Intelligenz dürstender Geist in einem harten Klima und in einem geselligen Kreise „von blos künstlicher Bildung“ leiden mußte. Uebrigens spricht sie nur wenig von sich. Es liegt etwas Geheimnißvolles und Trauriges über ihrer Geschichte, was sie augenscheinlich nicht offenbaren will. Studien und Arbeit scheinen ihre einzige Liebe, ihr vornehmster Trost und ihr Vergnügen zu sein. Auch darin ist sie eine seltene Erscheinung, wie sie im Allgemeinen „ein edles und reichbegabtes Weib mit dem Kopf eines Mannes und dem Herzen eines Weibes ist, beides in seltener Harmonie vereinigt.“ *)

Was hier im Vorstehenden über Dora d'Istria gesagt worden ist, soll lediglich die „Bilder aus Griechenland“ einleiten, die wir ihren „Excursions“ zu entlehnen beabsichtigen. Bleiben wir hier zunächst bei Athen stehen. Als die Türken am ersten April 1833 diesen Ort verließen, der später zur Haupt- und Residenzstadt des neuen Königreichs bestimmt ward, lag er in Trümmern, und er hatte nicht viertausend Einwohner, die vom Fieber heimgesucht waren. Im Jahre 1860 waren es dagegen weit über 20,000 (jetzt — 1863 — sind es gegen 40,000), und die Zahl der Geburten überstieg die der Todesfälle. Die Hütten und ärmlichen Wohnungen sind jetzt durch zweitausend Häuser ersetzt, die zwei breite und lange Straßen im Kreuz durchschneiden: die Hermesstraße, die eine Fortsetzung der Straße von der Hafenstadt Piräus ist und von Westen nach Osten bis an den Königspalast führt, und die Athenstraße, die im Süden vom Fuß der Akropolis ausläuft und, jene durchschneidend, nach dem freundlichen Dorfe Patissia im Norden von Athen den Wanderer geleitet. Auch die Umgebungen der Stadt haben eine vortheilhafte Umänderung erfahren. Fahrstraßen führen nach dem Meer, nach Patissia, Kephissia, Eleusis, Megara und nach der berühmten Ebene von Marathon. Die Hügel beginnen sich zu bewalden, die Sümpfe verwandeln sich in bebaute Felder. Man darf freilich nicht vergessen, daß Attika zu keiner Zeit ein fruchtbares Land gewesen ist, und gerade hier begegnet der Beobachter den auffallend sichtbaren Spuren der das Erdreich immer mehr austrocknenden geologischen Revolutionen, die besonders Griechenland betroffen haben. Es giebt freilich Leute, die sich wundern, daß sie in Griechenland keine Ebenen von Brauce (jener französischen Landschaft im ehemaligen Orleanais, die für die Kornkammer von Paris galt) finden, und daß Griechenland kein Belgien geworden ist; aber wer so urtheilt, ist mit der Geschichte beider Länder geradezu unbekannt. König Wilhelm, dieser aufgeklärte, obschon bei den Belgiern selbst unpopuläre Fürst, hatte Belgien in einem blühenden Zustand verlassen, während der Sultan Mahmud II., nach siebenjährigen erbitterten Kämpfen, den Griechen nur ein verwüstetes Land und zerstörte Ortschaften überließ. Gleichwohl bewahrte dieser wüste Boden eine Schönheit, wie sie Belgien niemals erlangen wird. Die Ebenen Attika's, welche die glorreichen Namen von Marathon, Eleusis und Athen an sich tragen, verdienen den Enthusiasmus, welchen sie echten Künstlern einflößen. Diese drei Ebenen ziehen sich durch ein Amphitheater von Bergen und an reizenden Meerbusen hin, woraus die Inseln Euböa, Salamis und Aegina emporsteigen, auf denen die Blicke der Beschauer ruhen. Diese Ebenen tragen den Charakter des Geschlossenen dergestalt an sich, daß das Auge die Wege nicht ahnt, die von der einen zur andern führen. Die Ebene von Athen, die merkwürdigste von allen, ist von der einen Seite durch den Berg Hymettus geschlossen, über dessen graue Abhänge des Abends die wechselnden Farben des Azur, Purpur und

*) Die bei Lorck in Leipzig erschienenen Bilder: „Frauen der Zeit“ (1862) enthalten ebenfalls ein Lebensbild der Gräfin Dora d'Istria. Dagegen ist die Schrift von Armand Rommier: Mad. la comtesse Dora d'Istria (Paris, 1863) fast nur literarischen Inhalts.

*) Zu dem, was Frederike Bremer nach Eindrücken persönlicher Erfahrungen über Dora d'Istria bemerkt hat, könnte Schreiber dieses aus Briefen von ihr interessante Belege liefern, die Manches bestätigen.

Amethyst und so wundervolle Schattirungen sich legen, daß sie einer Welt anzugehören scheinen, in welcher die Phantasie alle ihre schönsten Träume verwirklicht. Gegenüber erhebt sich der Parnes im Norden Athens und bildet mit seiner kräftigen Vegetation einen auffallenden Kontrast gegen die Trockenheit des Hymettus. Zwischen diesen beiden Bergen dehnen sich die Seiten des Pentelikus aus, dessen grüner Gipfel in einer Erhebung bis zu 1100 Metres einen weiten Horizont beherrscht. Hier umfaßt der Blick nach Südwesten die Stadt Athen, die kahlen, röthlichen Höhen von Salamis, den saronischen Meerbusen, die Insel Aegina und die Berge der peloponnesischen Halbinsel; im Südosten den Hymettus und das Vorgebirge Sunium, wo einst Pallas-Athene in einem berühmten Heiligthum verehrt wurde, von dem noch mehrere Säulen der Zerstörung der Jahrhunderte und der Wuth der Barbaren widerstanden haben; und im Nordosten sieht man das Schlachtfeld von Marathon und die Insel Euböa mit ihren von den Gebirgsmassen des Delphi und Ocha überragten Vorgebirgen und tiefen Buchten.

Wer die Ebene von Athen mit der andachtsvollen Verehrung betrachtet, die an sich das Studium der Schöpfung verdient, in welcher der Ewige so viele Spuren seiner unendlichen Größe hinterlassen hat, der wird hier in jedem Augenblicke neue Gegenstände der Bewunderung entdecken. Wenn du die Seiten des Pentelikus ersteigst, bemerkst du, wie der Berg in so unmerklichen Abhängen sich erhebt, daß du ihn für das Werk eines Künstlers halten könntest, der beständig bemüht gewesen, die Steigerungen zu beobachten, aus denen die vollkommenste Harmonie sich entwickelt. Gewöhnliche Touristen können freilich sich nicht entschließen, eine Landschaft schön zu finden, wo die wunderbarsten Wirkungen durch ganz einfache Mittel hervorgebracht werden. Denn ebenso in der Natur, wie in der Kunst und Wissenschaft, ziehen Viele das, was sich lebhaft und gleichsam gewaltsam ihrer Einbildungskraft bemächtigt, dem Vollendeten und Vollkommenen vor. Man versuche es nur, dem Verstande gewisser Verständigen begreiflich zu machen, warum die Werke des Phidias und Sophokles durchaus vollendet sind: der Versuch, würde bei ihnen eine vergebliche Mühe sein.

Ich habe immer gefunden, daß man den Landschaften Attika's nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die sie verdienen, besonders denen am Parnes und Pentelikus. (Fr. Bremer in ihrem oberwähnten Tagebuche erwähnt, daß sie so oft von der Trockenheit der Ebene von Athen habe sprechen hören, und war nun nicht wenig erstaunt, als sie von Piräus durch üppiggrünende Weingärten und durch dichte Olivenwälder nach Athen fuhr.) Freilich muß bei denen, die aus England oder vom Norden Frankreichs nach Griechenland kommen, der Anblick der athenischen Ebene Verwunderung erregen. Diese Oelbäume, deren fahles Laub von einem glühenden Himmel sich abhebt; diese Felsen des Lykabettus, des Musenmshügels, des Areopags und der Akropolis, die von der Sonne des Orients verbrannt sind; diese Felder, wo die Anemone und der Thymian blühen: alles dies, worüber ein Bewunderer der römischen Campagna entzückt sein würde, setzt einen Sohn des nebeligen Albion oder der grünen Normandie in Erstaunen. Und doch erregt auch die Campagna von Rom, diese ernste und einförmige Einöde, deren Erhabenheit gleichwohl unbestritten ist, anfänglich ganz ähnliche Eindrücke; allein sie machen bald anderen Empfindungen und Betrachtungen Platz, die in ein andachtsvolles Anschauen und Staunen voll ernster, frommer Gefühle übergehen, und die dies unzweifelhaft um so sicherer bewirken, je reiner und edler der Sinn und die Bildung des Betrachtenden selbst ist.

Der Hymettus hat — Dank seinen Bienen — seinen alten Ruhm bewahrt. Man gelangt zu ihm von Athen aus in zwei und einer halben Stunde, indem man den Lykabettus, der sich mit seinen ungleichen Höhen aus der Ebene von Athen erhebt, zur Linken läßt und den Ilissus überschreitet. Sein Wasserlauf, den zu Plato's Zeit Platanen überschatteten, hat einen Theil seiner Bedeutung verloren. Nur in der Regenzeit wird er zu einem reißenden Bergwasser; außerdem sickert er langsam über den Boden nach dem alten phalerischen Hafen hin. Die Reste der großartigen Brücke, die Herodes Attikus aufführte, liefern den Beweis, daß in früheren Zeiten seine Wasser viel reichlicher flossen. Es wäre nicht unmöglich, das alte Bett wieder herzustellen, und den Ilissus zu verhindern, sich einen unterirdischen Lauf zu suchen. In einer so trockenen Ebene, wie die von Athen, ist das Wasser ein Schatz, auf dessen Erhaltung man nie zu viel Sorgfalt verwenden kann, womit man sich aber hier gar zu wenig beschäftigt. Dagegen trifft dieser Vorwurf keineswegs die Mönche des Klosters Käsariani am Fuße des Hymettus, die sich wohl hüten, die wunderbare Quelle zu verlieren, die am Himmelfahrts-Tage mit größerer Stärke hervorsprudelt. Da das genannte Kloster in einer Schlucht des Hymettus angenehm gelegen und nur eine Stunde von Athen entfernt ist, so macht man sich gern das Vergnügen, dahin zu wandern, wenn nun das Fest kommt, um dort die heilige Jungfrau zu verehren und von dem Wasser der Quelle zu trinken, deren gesunde Wirkungen auf den Körper sich weniger bestreiten lassen, als ihr übernatürlicher Ursprung.

Der Gipfel des Hymettus, der sich bis zu 1025 Metres über der Meeresfläche erhebt, gewährt eine Ansicht aller der Gegenden, die im Verein mit Sparta, die wichtigste Rolle im alten Griechenland gespielt haben: Attika, der Schauplatz der glänzendsten Demokratie, die jemals existirt hat; Argolis, dessen Könige durch Homer und die Tragiker verewigt worden sind; Achajä, berühmt durch den Bund, dem es den Namen gegeben hat, und geehrt durch den Ruhm des Aratus und Philopömen; Arkadien, das alte Land der Pelasger und die Geburtsstätte der Götter der Vorzeit; Böotien, verherrlicht durch Pelopidas und Epaminondas, und Phocis mit dem Parnaß und seinem Heiligthume von Delphi. Wo findet sich in Europa ein ähnlicher Punkt mit ähnlicher Aussicht?

Bleiben wir indeß für dies Mal vor diesem einzigen Bilde aus Griechenland stehen, um es längere Zeit betrachten zu können: ist es doch zu reichhaltig und regt es zu gewaltig Geist und Phantasie an, als daß man sich so bald wieder von ihm trennen möchte!

Literatur und Kunst.

* In einer neuen Monatsschrift, den zu Hildburghausen erscheinenden Ergänzungsblättern zur Kenntniß der Gegenwart schreibt Otto Gumprecht über den königlichen Domchor zu Berlin: Zu dem eigenthümlichsten und hervorragendsten in dem vielbewegten musikalischen Leben und Treiben Berlins gehören die Aufführungen des königlichen Domchors. In sämmtlichen größeren Städten Deutschlands blüht der Kultus unserer klassischen Orchester- und Kammermusik, von unzähligen Dilettantenvereinen wird das Oratorium gepflegt, und in den Residenzen kommt zu dem Allen noch eine aus öffentlichen Mitteln unterstützte Oper. Eine ähnliche Sängerkapelle aber, wie sie die preußische Hauptstadt in ihrem Domchor besitzt, vermögen nur etwa noch Petersburg und Rom aufzuweisen. Seine Begründung fällt in das Jahr 1843. Auf dem musikalischen Gebiet war sie das einzige Ergebniß jener weitreichenden, das gesammte künstlerische Schaffen und Wirken umfassenden Reformpläne Friedrich Wilhelms IV., zu deren Charakteristik Mendelssohn im zweiten Band seiner „Briefe“ eine Reihe anziehender Beiträge geliefert. Zuerst stand an der Spitze des Domchors Grell, der jetzige Direktor der Berliner Singakademie. Später trat an seine Stelle Neidhardt, dessen straffe Zucht das Institut

zu der Höhe emporführte, die es noch gegenwärtig nach dem Tode seines langjährigen Leiters unter dessen Nachfolger von Herzberg behauptet. Nach dem Vorbild der päpstlichen Kapelle ins Leben gerufen, zählt dieser Chor 60 — 70 Mitglieder, ein Drittel Erwachsene zwei Drittel Knaben, Frauenstimmen sind grundsätzlich ausgeschlossen. Die ursprüngliche Absicht des königlichen Begründers war lediglich darauf gerichtet, durch diese Schöpfung dem protestantischen Kultus einen Strom frischen künstlerischen Lebens zuzuführen und auf solche Weise in allen Klassen der Gesellschaft die Theilnahme an den kirchlichen Handlungen zu heben und zu kräftigen. Bis auf den heutigen Tag wirken deshalb die Domsänger beim regelmäßigen Gottesdienst mit, außerdem noch in einer Reihe sogenannter liturgischer Andachten, in denen das künstlerische Element schon etwas mehr in den Vordergrund tritt. Die meisten derselben finden als Vorbereitung zu den drei großen kirchlichen Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten statt. In demselben Maße, als der Domchor mit dem allmähligen Wachsthum seiner Kraft zugleich auch seines wahren künstlerischen Berufes inne wurde, um so beengter mußte er sich in dem abgeschlossenen Wirkungskreis fühlen, für den er zunächst bestimmt war, und nach einem freien Felde der Thätigkeit streben. Er überschritt deshalb bald das begrenzte Gebiet seiner gottesdienstlichen Functionen und begann Aufführungen zu veranstalten, bei denen es sich ausschließlich um rein künstlerische Zwecke handelte. Zu diesen Concerten, deren in jedem Winter eine ganze Reihe statt finden, pflegt sich das gewählteste Publikum zu versammeln. Seinem Genuß und Verständniß erschließen sich die Empfindungs- und Ausdrucksweise einer Periode der Kunst, in die sich sonst nur das forschende Auge des musikalischen Philologen und Historiographen versenkt. Drei Jahrhunderte gehen hier an uns vorüber und legen durch das Beste, was sie hervorgebracht, beredtes Zeugniß ab von ihrem Streben. Wir erkennen, wie auch die Tonkunst, gleich ihren Schwestern, im Schooß der Kirche aufgenährt und groß gezogen wurde, bis sie, mündig und mit allem Nöthigen angethan, hinaustrat aus dem engen Gotteshause in die weite Welt; wir verfolgen den majestätischen Strom, an dessen Ufern und auf dessen Fluthen das Leben der Menschen in seinem ganzen Reichthum sich entfaltet, bis hinauf zu seinen einfachen klaren Quellen, die uns aber nur das reine Spiegelbild des Himmels zeigen. Das Repertoire des Domchors beschränkt sich auf die Kirchenmusik im engsten Sinne des Worts, d. h. auf Werke, die der Form und dem Inhalt nach die Grenzen des rein Lyrischen nirgends überschreiten. Größere Gattungen, z. B. Kantaten und Oratorien, in denen die Tonsprache bereits zur Kraft und Fülle dramatischen Ausdrucks sich erhebt und erweitert, sind schon durch den weichen und unentschiedenen, gleichsam knospenartigen Klangcharakter der Knabenstimmen ausgeschlossen. Ihre reinsten und edelsten Blüthen trieb die religiöse Lyrik in einer Zeit, in welcher die übrigen Gebiete der Tonkunst kaum die dürftigsten Keime und Ansätze aufzuweisen vermochten. Während die Oper noch in der Wiege lag, Orchester- und Kammermusik mit gebundener Zunge ihre ersten Laute stammelten, blickte der Kirchengesang bereits auf eine klassische Vergangenheit zurück. Seine Schöpfungen zerfallen in zwei Hauptgruppen, in die katholische Kirchenmusik, vornehmlich vertreten durch die alten italienischen Meister, unter denen die hohe Gestalt Palestrina's alle anderen überragt, und in die Werke der protestantischen Tonkunst, deren innerstes Wesen in dem Schaffen Seb. Bachs den treuesten und vollsten Ausdruck gefunden. Die Gesänge Palestrina's und seiner Geistesverwandten sind der überzeugende Wiederhall von jener christlichen Grundanschauung: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Die Flucht aus allem Irdischen, die unaussprechliche Sehnsucht nach einem geahnten Jenseits, dieses eine Gefühl bildet das heilige Thema, dessen Inhalt durch allen Reichthum der Polyphonie nie erschöpft, sondern immer nur angedeutet werden kann. Kein festes Gebilde, bei dem wir verweilen könnten, tritt uns entgegen. Auf und nieder fluthet das gewaltige Tonmeer, alle individuelleren Formen, die sich hervorzudrängen streben, in die unterschiedslose Allgemeinheit wieder auflösend. Die Abwesenheit aller rhythmischen Gliederung und bestimmter Gegensätze, diese ewige Ruhe und Monotonie in der Bewegung hebt in uns zuletzt alle Klarheit des Denkens und Empfindens auf, und willenlos geben wir uns einer andächtigen Gefühlsdämmerung hin, in der jeder Wunsch, jede Begierde schweigt, und aus der wir wie aus einem Traum emporfahren, sobald der letzte Klang verhallt ist. Schon in ihrem ersten Ursprung unterscheidet sich die kirchliche Tonkunst des Protestantismus in sehr charakteristischer Weise von der älteren Schwester. Diese letztere wuchs auf in der einsamen Werkstatt scholastischen Tiefsinns, jene entwickelt sich aus dem Choral, d. h. aus dem geistlichen Volkslied, also in traulichster Nähe und unmittelbarster Beziehung zu dem Leben der Menschen. „Es wird“, sagt mit Recht Marx in der Einleitung zu seiner „Chorschule“, „so lange man Kunde hat vom Leben der Tonkunst, unvergessen bleiben, daß der Volksgesang es war, der Luthersche Choral im Munde des Volkes, aus dem heraus und um den herum — wie Reben sich um die Ulmen legen und Kinder die Kniee des Vaters umringen — die Musik ihre lebensvollste höchste Entfaltung gewonnen.“ Der künstlerische Gestaltungstrieb, vermöge dessen die einfache Choralweise sich zu immer reicheren und mannichfaltigeren Gebilden auseinander legte, hatte aber in nichts Anderem seinen Grund, als in dem Streben der Musik, den Gegenstand immer inniger zu durchdringen, den Inhalt des Textes nach jeder Seite hin treu und vollständig wiederzugeben. Alle Gefühlsunterschiede und Schattirungen, welche die Worte in der Seele hervorriefen, sollten sich mit konkretester Bestimmtheit zu Klang und Ton verkörpern. In die solchergestalt geschaffenen Werke mußte natürlich die gesammte Fülle individuellen Empfindens einströmen. Während ehedem der Domchor die italienischen Meister bevorzugte, legt er neuerdings mit vollem Fug und Recht den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit immer mehr in die Pflege der protestantischen Kirchenmusik. Gegen die bis in den kleinsten Theil geistig durchleuchtete und geklärte Tonwelt, die sich in den Werken ihres gewaltigsten Verkünders, Seb. Bachs, dem bewundernden Blick erschließt, sinken selbst die bedeutsamsten Schöpfungen der römischen und venetianischen Schule zu verschwimmendem elementaren Gewoge hinab. Da ist Alles in überwältigender Herrlichkeit bei einander — unerschöpflicher Reichthum der Empfindung, quellende Gemüthsfülle, eine Treue und zugleich eine Macht des Ausdrucks, für die uns die Worte fehlen; endlich jene einheitliche Bestimmtheit und Konsequenz des formellen Gefüges, in welchem Freiheit und Nothwendigkeit aufs innigste sich durchdringen und verschmelzen. Die Vortragsweise des Domchors gehört zu dem Besten, was die ausführende Kunst zu bieten vermag. Seine Leistungen zeichnen sich aus durch eine Reinheit der Intonation, wie sie kein Orchester erreicht, durch die größte Deutlichkeit der Aussprache und eine Sicherheit und Durchsichtigkeit der Behandlung, welche die vielfach verschlungenen Wendungen der künstlichsten Polyphonie klar und symmetrisch hervortreten lassen. Immer von Neuem freuen wir uns über die vollendete Technik und Disciplin, die hier Alles zusammenhält und zum Ganzen verbindet. Mit den mächtigen Tenor- und Baßchören eint sich der ungewisse kindlich frische Klang der Knabenstimmen zum schönsten Bunde und es ist unmöglich, den Eindruck des tausendfältig wechselnden Tonkolorits annähernd zu beschreiben.

— Als einer der originellsten und beachtenswerthesten unter den jetzt wirkenden Bildhauern wird Karl Voß in Rom bezeichnet, ein Rheinländer, der seine ersten Studien in Köln machte. Der kölnische Bildhauer Imhof, ein Schüler Thorwaldsen's, war sein erster Lehrer. Sollen wir seine Kunstweise näher charakterisiren, so möchten wir ihn am liebsten einen Zögling der Griechen nennen. Er ist kein Bildner im Sinne der modernen Schule. Die Gebilde, welche uns bis jetzt von ihm entgegengetreten sind, erscheinen vorzugsweise im Kleide der hellenischen Anschauungsweise, wenn sie auch nicht gerade immer antike Gegenstände behandeln. Wir wollen diejenigen Werke in der Kürze aufführen, die seine Art und Weise am besten bezeichnen und die wir in seiner Werkstätte gesehen haben. Sein erstes Gebilde: „Hebe mit dem Adler“, befindet sich im kölnischen Museum. Wenn der Künstler hier auch noch keineswegs auf der Höhe seiner darstellenden Kraft steht, so verdient die reizende Statue doch alle Anerkennung. Daran reihen sich „der schlaftrunkene Bacchus“, der „Ganymed mit dem Adler“ und eine „Bacchantin mit dem jungen Bacchus“. Dieselben gingen sämmtlich in den Besitz des kunstliebenden Königs Friedrich Wilhelm IV. über. Wir bewundern eben so sehr die Einfachheit und Schlichtheit, wie die Anmuth und Grazie, in der sich Komposition und Ausführung bewegen. Man sieht überall, daß der Künstler sich mit der wahren Weihe des Geistes und dem hohen Gefühle für die Größe der alten Vorbilder ans Werk begeben hat. Von derselben reinen und edeln künstlerischen Empfindung zeugt eine „Lorelei“, die, dem Geiste der deutschen Sage entsprungen, durch Voß gleichfalls eine gewisser Maßen classische Gestaltung empfangen hat. Die Stoffe der letzten Arbeiten des Künstlers sind dem alten Testamente entnommen. Eine „Rebecca am Brunnen“ ist bereits vollendet, eine „Ruth“ befindet sich noch unter den Händen des Bildners. Auch diese beiden von dem echter Geiste der Plastik durchhauchten Werke haben bereits ihre Bestimmung gefunden, da sie in Freiherrn v. Diergardt aus Viersen einen freundlichen Beschützer der Kunst und des Künstlers fanden.

— Karl v. Raumer ist in den ersten Nachmittagsstunden des 2. Juni in hohem Alter, im 83. Lebensjahr, sanft und schmerzlos entschlafen. Seit dem Jahr 1827 gehörte er der Hochschule in Erlangen an, und wirkte an ihr wie durch seine naturwissenschaftlichen, geographischen und pädagogischen Vorlesungen (seit mehreren Jahren hatte er sich auf die letztern beschränkt) so, und noch mehr, durch den persönlichen Verkehr mit Freunden, Collegen, besonders aber mit der akademischen Jugend, mit der er nicht nur als Lehrer, sondern auch als väterlicher Freund, Berather und Führer immer nahe verbunden geblieben ist. Noch im letzten Wintersemester sah der ehrwürdige Greis in seinen Vorlesungen über Augustins Confessionen eine zahlreiche Zuhörerschaft um sich versammelt.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Dreizehnter Jahrgang.

№ 26. Bremen, 25. Juni. 1865.

Inhalts-Anzeige.

* Hanau im dreißigjährigen Kriege.

Der erste Dynast von Hanau kommt gegen das Jahr 1100 vor, als Besitzer zweier Burgen, deren eine, nach der er sich nannte, anfangs Hagenowe hieß. Hagen ist so viel als Hain, Wald, und Owe ist Au, ein gut bewässerter Landstrich. Und in der That ist der Boden von Hanau und Umgegend gut bewässert und fruchtbar und zugleich auf der Nord- und Ostseite von einem Halbkreis von Waldungen umzogen. In einer langen Reihe größtentheils tüchtiger Männer blühete dies Geschlecht der Herren von Hanau, welche i. J. 1429 durch Kaiser Sigismund zu unmittelbaren Reichsgrafen erhoben wurden, bis zum Jahre 1736, wo vermöge der Erbansprüche der letzten weiblichen Sprößlinge der rechts oder nördlich vom Main gelegene Theil der Herrschaft an die Landgrafen von Hessen-Cassel fiel, der links oder südlich vom Main gelegene Theil dagegen an die Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Die meisten dieser Hanauischen Herren und Grafen, es sind ihrer 32 vom Jahr 1100 bis 1736, zeichnen sich neben anderen glänzenden Gaben und Erfolgen, durch welche sie bald als Turnier- und Kriegshelden, bald als weise Räthe der Kaiser hervorleuchteten, auch durch weise Sparsamkeit und kluge Sorgfalt für die Vermehrung ihres Landesgebietes aus. Fast jeder derselben, bis auf einen einzigen leichtsinnigen Verschwender, hinterließ das Ländchen größer, als er es erhalten hatte und es ist zu bewundern, wie consequent sie dies Ziel stets auf den verschiedensten Wegen verfolgten, — durch Heirathen, Kauf- und Tauschverträge, kaiserliche Gunstbezeugungen, Belehnungen ꝛc. Sie begannen mit 2 Burgen und einigem darum herliegenden Acker- und Waldboden, und als das Geschlecht erlosch, reichten seine Besitzungen 9 Stunden nördlich und 6 Stunden südlich vom Main, westlich bis über Frankfurt hinaus und östlich 12 Stunden weit aufwärts an der Kinzig.

In der Reformationszeit traten die Grafen entschieden auf die Seite der Evangelischen; sie wählten und förderten dann abwechselnd bald das lutherische bald das reformirte Bekenntniß. Während des dreißigjährigen Krieges hielten sie im engsten Anschluß an die Landgrafen von Hessen-Cassel bis zum Westphälischen Frieden unerschütterlich bei den Schweden aus. Aus dieser Zeit vor und in dem dreißigjährigen Krieg mögen nun einige genauere Mittheilungen folgen, welche nicht ungeeignet erscheinen, ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen.

Das Hanauische Grafenhaus war um diese Zeit in eine nahe, verwandtschaftliche und freundschaftliche Verbindung mit der Familie Nassau-Oranien gekommen; und diese Verbindung übte sichtlichen Einfluß nicht nur auf die Geschicke Hanaus, sondern auch auf den Gang der allgemeinen deutschen Angelegenheiten. Edle, begabte Frauen aus dem Oranischen Hause waren es, von denen hierbei vorzugsweise die Anregungen ausgingen.

Diese Familienverbindung beginnt damit, daß Graf Philipp II. von Hanau-Münzenberg eine Wittwe hinterließ, Gräfin Juliane, die sich im Jahre 1531 in zweiter Ehe mit dem Grafen Wilhelm von Nassau vermählte. Aus dieser Ehe kamen fünf Söhne; der älteste ist der große Befreier der Niederlande, Wilhelm von Oranien. Eine Tochter Wilhelms, Catharina Belgica, vermählte sich im Jahre 1596 mit dem jungen Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau, der zu den bedeutendsten der Hanauischen Grafen gehört. Unter dessen zwölf Kindern verdienen unsere Beachtung der älteste Sohn und Regierungsnachfolger: Philipp Moritz, in viel höherem Grade aber die dritte Tochter Amalia Elisabeth geb. 1602, die Enkelin Wilhelms von Oranien und die wahre Erbin seiner Geistesgröße. Sie vermählte sich in ihrem 17. Jahre mit dem eben so jugendlichen Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Cassel.

Der Graf Philipp Ludwig von Hanau, Schwiegersohn Wilhelms von Oranien zeichnete sich aus durch hohe Geistesbildung, durch klaren Blick in politischen Dingen und einen tüchtigen und kräftigen Charakter. Als Jüngling erwarb er sich durch eifrige Studien in Heidelberg, Bologna und Padua viele Kenntnisse, und seine erste Regierungshandlung war die Anlegung einer Buchdruckerei in Hanau. Er wurde von dem damaligen Kaiser Rudolf II. außerordentlich geschätzt, zum kaiserlichen Rath ernannt und oft zur Berathung von Reichsangelegenheiten nach Prag berufen. Der Einfluß seiner Oranischen Gemahlin Catharina zeigte sich zunächst darin, daß der Graf ihr Bekenntniß, das reformirte annahm und demselben mit großer Wärme zugethan blieb, obwohl in seiner Umgebung und in der ganzen Grafschaft bisher das lutherische Bekenntniß das herrschende gewesen war.

Gegen das Jahr 1596 wandte sich an den Grafen eine große Anzahl vertriebener protestantischer Wallonen und Flamänder, denen in ihrem bei Spanien gebliebenen Belgischen Vaterlande die freie Ausübung ihres Glaubens versagt wurde. Sie

baten um Aufnahme im Hanauischen. Es waren tüchtige fleißige und wohlhabende Leute, — Fabrikanten, Kaufleute, Fabrikarbeiter. Aber Alle, außer dem Grafen selbst und seiner Oranierin, waren den reformirten Fremdlingen entgegen, die benachbarten Stände der Wetterau machten die dringendsten Vorstellungen gegen die Aufnahme, und suchten sie mit allen nur möglichen Mitteln zu hintertreiben. Das Alles blieb erfolglos; mit freudigster Theilnahme sagte der Graf den armen Verfolgten die Aufnahme zu und übersah zugleich mit voller Klarheit die heilsamen Folgen dieser Handlung für sein Land. Es wurde eine Capitulation mit den fremden Ankömmlingen abgeschlossen und ihnen darin vollkommene Freiheit des Glaubens und vollkommene kirchliche Selbständigkeit, sowie möglichste Förderung ihrer Ansiedlung verbürgt. Die Erbauung einer neuen Stadt wurde im Jahre 1597 neben dem alten Hanau begonnen, das bis jetzt eigentlich nur ein Dorf gewesen war und mit Ausnahme des Gräflichen Hauses und der wenigen Beamten nur aus Ackerleuten bestanden hatte. Die neue Stadt wurde viermal so groß als die alte und in lauter breiten schnurgeraden Straßen, die sich im rechten Winkel durchschneiden, angelegt. Der Graf freute sich dieses großen Unternehmens immer mehr und förderte den Bau mit inniger Theilnahme. Am 9. April 1600 wurde mit großer Feierlichkeit der Grundstein zu einer großen Doppelkirche, einer Wallonischen und einer Holländischen gelegt, die aber unter Ein und dasselbe gewaltige Dach zu stehen kam. In 8 Jahren war Alles vollendet und der erste Gottesdienst in der neuen Heimath, in der endlich erreichten vollen Freiheit und Ruhe wurde mit unbeschreiblicher Bewegung und Innigkeit gefeiert.

Die neue Stadt Hanau gelangte nun rasch zu außerordentlicher Blüthe; anfangs bestand die industrielle Thätigkeit der neuen Bewohner vorzugsweise in Webereien und Strumpfwirkereien; später entstanden die weltberühmten Bijouteriefabriken, worauf der Flor der Stadt noch heute mit beruhet; dazu kamen eine Menge anderer Industriezweige. Bis auf den heutigen Tag zeichnen sich die Bewohner durch ihr großes Geschick, durch ihren Geschmack, durch Fleiß und Unternehmungsgeist aus. Die französische und holländische Sprache ist jetzt in keiner Familie mehr Muttersprache; aber der Gottesdienst war noch vor wenigen Jahren in der einen Kirche französisch und ist in der andern noch jetzt holländisch.

In Folge dieser außerordentlichen Erweiterung der Stadt Hanau und des völligen Umschwungs ihrer Verhältnisse förderte der Graf nun auch den Verkehr mit der großen Handelsmetropole Frankfurt durch Einrichtung eines täglichen Wassertransports auf dem Main vermittelst eines sogenannten Marktschiffes.

Dieselbe Toleranz wie gegen die niederländischen Auswanderer, bewährte der Graf auch gegen die Juden, denen er ebenfalls die Ansiedlung gestattete und die Erlaubniß zur Erbauung einer Straße ertheilte.

Für die Bildung seiner Unterthanen gründete Graf Philipp Ludwig im Jahre 1607 eine hohe Landesschule, auf welcher nicht blos Gymnasialbildung gewonnen, sondern auch das theologische und philosophische Studium vollständig absolvirt werden konnte. Eine Reihe bedeutender Männer haben die Lehrstühle dieser Anstalt geziert z. B. noch zu Anfang dieses Jahrhunderts der große Theologe Daub und der Philosoph Suabedissen.

Der Graf starb am 9. August 1612 im 36. Lebensjahre; bei seinem Leichenbegängniß trat die allgemeine Verehrung, deren er genoß, zu Tage; Kurfürsten und Fürsten, eine große Anzahl von Grafen und eine Menge auswärtiger Freunde und Verehrer folgten seinem Sarge. Kurz vor seinem Tode war er noch mit einer ansehnlichen Begleitung nach London gegangen, um bei dem Könige von England, Jacob I. um dessen Tochter Elisabeth für den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu werben. So sehr ihm auch der spanische Gesandte am englischen Hofe entgegen arbeitete, so willigte Jacob doch ein und die Vermählung erfolgte.

Der Graf Philipp Moritz, Sohn und Nachfolger Philipp Ludwigs II. kam erst im Jahre 1627 zur Regierung; bis dahin führte seine Mutter Catharina die Vormundschaft mit Kraft und Weisheit. Von ihrem Muthe zeugt z. B. die Thatsache, daß sie im Jahre 1619 nach dem Ausbruch der Böhmischen Unruhen, zur Zeit der Erhebung des Kurfürsten Friedrich des V. von der Pfalz auf den Böhmischen Königsthron, dem nachherigen Kaiser Ferdinand II. auf seinem Zuge nach dem Frankfurter Wahltag den Aufenthalt in Hanau verweigerte, weil er gegen die Reichsverfassung mit 1500 Pferden eingelassen sein wollte. Eine Hauptsorge und Arbeit bot in dieser Zeit die Befestigung der neuen Stadt Hanau.

Seit dem Jahre 1621 wurde die Grafschaft ein Schauplatz wilden Kriegsgetümmels und dadurch immer größerer Drangsale für die Bewohner. Zuerst rückte 1621 der spanische General Spinola ins Land, verbrannte Dörfer am Main und verwüstete das Land. Als Vorwand wurde dabei die nahe Verbindung der Hanauischen Grafen mit dem Kurfürsten von der Pfalz benutzt. Die Regentin reisete zu dem General nach Kreuznach und machte ihm die dringendsten Vorstellungen. Das Land wurde nun zwar gegen Zahlung großer Summen vom Kaiser in Schutz genommen, allein bald darauf kamen Tilly's Truppen und die Verwüstungen wurden noch größer als vorher. Dann kamen auch Christian von Braunschweig und Mansfeld ins Land und nun nahm das Kriegselend vollends Ueberhand.

Im Jahre 1627, als Graf Philipp Moritz die Regierung selbst übernahm, triumphirten nach der Niederlage der Dänen und Niedersachsen überall der Kaiser und Liga. Hanau wurde von den Kaiserlichen blokirt, war zu schwach zum Widerstande und mußte eine kaiserliche Besatzung aufnehmen. Vier Jahre nachher, nach der Schlacht bei Breitenfeld (oder Leipzig) im Jahr 1631 kam der große Umschwung. Der Schwedenkönig Gustav Adolf zog von Würzburg her am Main herauf über Aschaffenburg nach Hanau an der Spitze von 14,000 Mann. Einer seiner tapfern Obersten, Haubold, zog voraus, überrumpelte Hanau am 1. November 1631 und befreite die Stadt von der kaiserlichen Besatzung. Am 15. November kam Gustav Adolf nach Hanau. Alle Herzen schlugen ihm entgegen, auch die Katholiken wurden gewonnen durch seine Freundlichkeit und seine strenge Mannszucht. Die Gräfin Mutter, Catharina, überreichte dem König die neugeborne Tochter ihres Sohnes als Pathen. Der Graf erhielt reiche Schenkungen auf Kosten des Bischofs von Würzburg und 8 Compagnien Hanauische Soldaten wurden geworben und mit den Schweden vereinigt. Von Hanau zog der König nach Offenbach, dann nach Frankfurt, wo er sich jedoch erst durch Drohungen die Thore öffnen mußte. Bei seinem Durchzug durch Frankfurt, wo Herzog Bernhard von Weimar ihn begleitete, ermahnte er die Bürger, nicht als engherzige Handelsleute zu handeln, sondern als christliche Weltbürger. Bei dieser Gelegenheit wurden 2 Schwedische Soldaten, die, um zu plündern ihre Glieder verlassen hatten, augenblicklich zum Tode verurtheilt. In Höchst stieß Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel zu ihm mit 4 Regimentern zu Fuß und 13 Fähnlein zu Roß. Nun ging es vorwärts zunächst zur Eroberung von Mainz.

Die schwersten Drangsale kamen für das Hanauische Ländchen nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen am 6. und 7. September 1634 und nach dem traurigen Frieden von Prag vom 30. März 1635, in welchem der Kurfürst von Sachsen sich

von den Schweden lossagte und unter ungenügenden Bedingungen, aber bereichert durch die Lausitz, mit dem Kaiser vereinigte. In derselben Zeit gelang es dem schwedischen Kanzler Oxenstierna ein Bündniß mit König Ludwig XV. von Frankreich abzuschließen. Frankreich besoldete 18,000 Mann gegen einstweilige Einräumung des Elsasses, das nun von Richelieu dem Herzog Bernhard von Weimar als Lockspeise vorgehalten wurde als Entschädigung für sein verlornes Herzogthum Franken, damit er sich entschloß, als Oberfeldherr mit französischem Sold aufzutreten. Der Kaiser forderte nun den Zutritt der deutschen Reichsstände zum Prager Frieden binnen 10 Tagen. Die Kaiserlichen zogen im Juli und August 1635 brennend und verwüstend in Hessen umher, und der österreichische General Colloredo zog mit 15 Regimentern in die Wetterau ein. Landgraf Wilhelm V. ging zwar mit 2000 Reitern bis Butzbach vor, stellte sich dann aber an der Werra den Sachsen gegenüber auf. Frankfurt wurde blokirt und alsbald schmählich an die Kaiserlichen übergeben. Ein protestantischer Reichsstand nach dem andern trat dem Prager Frieden bei, der Kurfürst von Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Mecklenburg, Bremen, Lübeck, Hamburg, Frankfurt. Ungemein viel kam auf die Entscheidung des Landgrafs von Hessen-Cassel an. Er und der Graf von Hanau waren in einer höchst gefährlichen Lage, rings von den Feinden umgeben und ohne Hoffnung auf Beistand. Der Kaiser unterhandelte mit dem Landgrafen während des Winters von 1635 auf 1636; aber die kaiserlichen Zusagen blieben in Bezug auf die Freiheit des Religionsbekenntnisses hinterhaltig und zweideutig. Es galt einen schweren, ernsten, höchst folgenreichen Entschluß, ob bei den Schweden aushalten auf die Gefahr hin, die Kriegsdrangsale seines bereits so schwer heimgesuchten Landes unberechenbar zu steigern, in die Reichsacht zu fallen und wie der Kurfürst von der Pfalz sein Land zu verlieren, oder den Kaiserlichen das Land zu öffnen und die Freiheit des religiösen Bekenntnisses Preis zu geben. Vergebens suchte man nach einem Mittelweg. Die Hessischen Landstände erklärten sich für den Frieden; der Landgraf selbst war nahe daran, den Frieden anzunehmen, aber doch kämpfte er noch mit sich selbst, weil die Zusagen des Kaisers über die Religionsfreiheit der Reformirten nicht klar und rückhaltslos waren. Da war es seine heldenmüthige Amalia Elisabeth, die den Ausschlag gab. Sie erklärte: „Obschon die Sachen sich schwer anlassen, so muß man doch den Ausfall Gott befehlen und das Beste festiglich hoffen; denn Recht bleibt Recht und kann zuletzt nicht unterliegen; auch haben diejenigen, so die weltlichen Rücksichten der Ehre Gottes und der wahren Religion vorgesetzt, gemeiniglich noch in dieser Welt ein schlechtes Ende genommen, und des bösen nagenden Gewissens zu geschweigen, in den Historien einen üblen Nachklang hinterlassen.“ — Und als dann zuletzt noch ein Würzburger Gesandter in des Landgrafen Abwesenheit um einen Stillstand von 6 Tagen anhielt, verweigerte sie dies und gab ihm zur Antwort: „Meinen Gemahl habe ich dem Schirme des Höchsten empfohlen, und es ist besser, redlich gefochten und gestorben, als schändlich verdorben!“

Mittlerweile war das ganze untere Mainland in die Hände der Kaiserlichen gefallen; Graf Philipp Moritz hatte das Land verlassen, und war zunächst nach Metz und von da zu seinen Oranischen Verwandten nach Holland gegangen. Nur die Festung Hanau blieb unüberwunden, tapfer und umsichtig vertheidigt von dem schwedischen Generalmajor Ramsai, einem gebornen Schotten. Er beunruhigte unaufhörlich die umliegenden kaiserlichen Quartiere. Mit dem September 1635 begannen nun kaiserliche Truppen unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Generals Lamboi Hanau einzuschließen. Schon in den letzten Monaten vorher waren die Landleute durch Seuchen, durch Verwüstungen und Mißhandlungen der Kroaten zur Verzweiflung getrieben und in so großer Anzahl in die Stadt geflüchtet, daß die gewöhnliche Bevölkerung bis aufs dreifache vermehrt wurde. In den ersten vier Monaten der Belagerung, bis in den Januar 1636 ging Alles noch gut. Der Commandant, General Ramsai handelte vorsichtig, schonte durch kluge Sparsamkeit den Schieß- und Mundvorrath und verschaffte sich durch kühne Ausfälle neue Mittel. Unnützes Schießen wurde aufs Strengste bestraft; der Bediente eines Offiziers, der sich dagegen verging, wurde zuerst mit der Strafe des Eselreitens belegt und als er sich deßhalb Schmähreden erlaubte, wurde er aufgehängt. Kein Wirth in der Stadt durfte Wein verzapfen, sondern es wurde ein öffentlicher Weinkeller für Bürger und Soldaten eingerichtet, aus dem Keiner an Einem Tag mehr als 2 Schoppen, und diese nur gegen baare Bezahlung erhielt. Auch kam es zu Statten, daß man sich immer noch mit Fischen aus der Kinzig versehen konnte; und als der General Lamboi dem Ramsai spöttisch 2 Schweine zur Stillung des Hungers schickte, erwiederte Ramsai dies Geschenk mit 2 Centner Karpfen und ließ dabei anfragen, ob denn Hanau etwa belagert werde? — Im fünften Monat begann jedoch die Einschließung enger zu werden und von nun an wurde die Noth immer dringender. Zwar thaten die Feuerkugeln, die der Feind in die Stadt warf, sog. Bettelsäcke — aus Kugeln und Pulver zusammengepicht — nur wenig Schaden; aber der Mangel in der Stadt wurde immer peinlicher. Geld wurde immer seltener, aller Verkehr stockte, und doch mußten täglich ansehnliche Summen aufgebracht werden für die Offiziere und Soldaten der zahlreichen Besatzung. Munition, Kornfrüchte und Schlachtvieh ging allmählich auf die Neige, alle Pferde, Hunde und Katzen wurden geschlachtet und genossen, und dann wurde auch zu den ungesundesten und ekelhaftesten Nahrungsmitteln gegriffen. Dies und die übermäßige Zusammendrängung der Bevölkerung erzeugte pestartige Krankheiten, und die Sterblichkeit wurde eine entsetzliche. Täglich starben in der letzten Periode der Belagerung 80 bis 100 Menschen. Viele Familien der höheren wie der niederen Stände wurden ganz hingerafft und ihre Namen verschwanden. Der ganze Rath der Stadt starb aus bis auf einige wenige Personen. Hungernde Bauern und Bürger, die sich aus der Stadt schleichen wollten, wurden von den Feinden aufgehängt oder mit dem Brandzeichen des Galgens zurückgeschickt; zwanzig rund um die Stadt herum errichtete wohlbesetzte Schanzen versperrten jeden Zugang.

In dieser wachsenden entsetzlichen Noth, die nun vom 5. bis zum 9. Monat der Belagerung erfolgte, blieb der Geist der Bürgerschaft ein bewundernswürdiger. Es galt den Bewohnern von Hanau in dieser Zeit und in diesem Kampfe nicht blos um zeitliche Interessen und Güter, sondern in der That um ihr heiligstes Kleinod, die Freiheit ihres evangelischen Glaubens und Bekenntnisses. Dafür hatten die meisten von ihnen erst vor 36 Jahren ihr Vaterland verlassen, dafür waren sie auch jetzt bereit, Alles zu dulden und zu opfern, selbst ihr Leben. Aus dieser tiefsten Quelle entsprang eine heldenmüthige patriotische Haltung der Einwohner. Mit unermüdetem Feuereifer mahnten die Prediger und Stadträthe zur Ausdauer, mit Todesverachtung arbeiteten die jungen Bürger in ungestörter Eintracht mit dem Commandanten fort und fort in den Stadtgräben und Schanzen. Die Stadträthe ließen auch dann nicht ab, für das Gemeinwesen zu sorgen, zu rathen, zu helfen, als ihre Häuser von Pest und Jammer erfüllt waren, und ihre Frauen und Kinder kläglich dahinstarben. Kein Verräther fand sich, aber stets waren kühne junge Männer in Ueberfluß bereit, mit augenscheinlicher Lebensgefahr durch die Linien der Belagerer durchzuschleichen und nach

Cassel zum Landgrafen von Hessen oder nach andern Orten Kunde der Noth und Mahnung zur Hülfe zu bringen. Ein solcher geheimer Bote genannt der kleine Heinrich kam noch am 2. Juni 11 Tage vor der Befreiung der Stadt nach Cassel.

Im neunten Monat der Belagerung, als Bernhard von Weimar vor Zabern im Elsaß, Banner mit den Schweden bei Magdeburg stand, erreichte die Noth in Hanau den höchsten Gipfel. Lamboi verlangte unbedingte Ergebung, die Ramsai verweigerte. Nun rüsteten die Kaiserlichen zum Sturm; mit Schrecken sah man diese Vorbereitungen von den Thürmen der Stadt; denn das Schicksal von Magdeburg mußte erwartet werden. Da erschien der Befreier, Landgraf Wilhelm V. von Hessen. Mit 3000 Reitern und 500 Musketieren war er von Cassel aufgebrochen und einige hundert Wagen mit Früchten, Mehl und Schlachtvieh folgten seinen Truppen. Zwei Stunden nördlich von Hanau, bei dem Städtchen Windecken stießen 5000 Schweden mit 30 Stück Geschütz zu ihm. Mit Einbruch der Nacht vom 12. auf den 13. Juni wurde auf der letzten Anhöhe, anderthalb Stunden nördlich von Hanau den Belagerten durch zwei Kanonenschüsse und ein mehrere Stunden lang brennendes Strohfeuer das lang und heiß ersehnte Zeichen gegeben. An dieser Stelle steht noch jetzt zur Erinnerung eine Linde, genannt das Wartbäumchen. Der Commandant Ramsai antwortete durch vier Karthaunen und brennende Fackeln auf den Thürmen. Mit Anbruch des 13. Juni ordnete sich das Entsatzheer; der Landgraf hielt sein Morgengebet und ermahnte die Truppen, zur Rettung ihrer bedrängten, jetzt für sie betenden Glaubensgenossen keine Gefahr zu scheuen und ihre Fahnen auf die feindlichen Schanzen zu pflanzen. Am Rande des nördlich vor der Stadt liegenden Waldes begann das Vorpostengefecht. Lamboi hatte sein Hauptlager auf der Westseite der Stadt bei Kesselstadt, gestützt auf seine dort gelegene Hauptschanze. Der erste Angriff der schwedisch-hessischen Reiterei war so heftig, daß Lamboi mit 1000 Mann über die Mainbrücke nach dem jenseits liegenden Städtchen Steinheim zurückweichen mußte. Landgraf Wilhelm stellte seinen rechten Flügel gegen die westliche Schanze auf; mit dem linken Flügel umging er die im Nordosten der Stadt befindlichen Schanzen unter dem Schutz des Waldes, eroberte auf beiden Seiten des Kinzigflusses vordringend die wohlverwahrte sog. Lamboibrücke, unterbrach dadurch die Verbindung der Feinde und vereinigte sich dann mit seinem Mitteltreffen, welches unterdessen die von ihm umgangenen Schanzen erstürmt hatte. Nach vierstündigem Kampfe gelang es, das südöstliche sog. Nürnberger Thor zu öffnen. Nun zog um die Mittagszeit der Landgraf, begleitet von den schwedischen Generalen unter dem Geläute aller Glocken und unter Geschützfeuer, umwogt von frohlockenden Einwohnern, in die Stadt und zwar unmittelbar in die Kirche zu einem feierlichen Dankgebet für den Sieg, wobei die ganze Versammlung in Schluchzen und Weinen ausbrach. An dem Vormittag dieses Tages ist der Fall vorgekommen, daß ein bejahrter Bürger, Namens Esaias de Lattre, als er von dem Thurme eines Privathauses herab, die Befreier anrücken und siegen sah, im Uebermaß der innern Bewegung todt zu Boden fiel, also buchstäblich vor Freude starb. — Nach dem Gottesdienst wurde an Gaben ausgetheilt: 1000 Reichsthaler, 1900 Viertel Korn, 4000 Pfund Mehl und so viel Schlachtvieh, daß der Preis einer Kuh auf 6 ₰ herabsank. Während die Verwundeten gepflegt und die Retter bewirthet wurden, die Oberoffiziere bei dem Commandanten Ramsai, vertheidigte der Feind noch die südlichen Schanzen zwischen der Stadt und dem Main gegen die angreifenden Truppen; auch diese wurdin bald genommen, ein kaiserlicher Oberstwachtmeister sprengte sich dabei in die Luft, die Uebrigen suchten Zuflucht in den Wäldern oder flohen über den Main nach Steinheim. — Ein heißeres Werk stand aber noch am folgenden Tag bevor. Die Hauptschanze an der Westseite, unter deren Vertheidigern sich 500 alte Tilly'sche Soldaten befanden, mußte noch erstürmt werden. Drei Stürme wurden unter verzweifeltem Widerstand abgeschlagen; dann flog der ganze Pulvervorrath in die Luft; die Vertheidiger umringt und übermannt wollten capituliren; aber in der Verwirrung wurde kein Commando mehr gehört, es entstand ein neues Gemetzel und die Schweden und Hessen berannten die Schanzen ohne Sturmleitern, bis sich endlich die noch übrigen Feinde ergaben. 800 Feinde lagen todt am Boden, 500 mit 2 Obersten und 7 andern Offizieren ergaben sich. Aber auch von den Schweden und Hessen waren 200 gefallen, darunter ein Graf von Nassau, etwa 5 Hauptleute, und eben so viele waren verwundet. — Die Schanzen wurden geschleift und die Festung wurde durch 4 hessische Fähnlein unter einem Oberstlieutenant frisch besetzt.

Der Tag dieser Befreiung, der 13. Juni wird in Hanau und Umgegend seitdem bis auf den heutigen Tag unter dem Namen des Lamboifestes gefeiert. Es ist ein vollkommener Festtag mit zweimaligem dem Gedächtniß der Befreiung gewidmeten Gottesdienste. In der frühsten Zeit, wo noch die Erinnerung an die Leiden der Belagerungszeit vorherrschte, hatte das Fest den ernsten Charakter eines Bußtags; später wurde es ein Freudenfest. Nach dem Nachmittagsgottesdienst zieht gegen 3 Uhr die ganze Bevölkerung, hoch und niedrig, familienweise, mit den nöthigen Tischen, Bänken, Viktualien, Koch- und Trinkgeschirr versehen in den nordöstlich vor der Stadt gelegenen Lamboiwald, wo gemüthliche Unterhaltung und Festjubel bis tief in die Nacht dauert, während unzählige Lichter, Fackeln und Feuer den Wald erleuchten. Es ist dies ein wirkliches d. h. ein gewordenes, nicht gemachtes Volksfest.

---

* Aus Berangers letzten Gesängen.

Von Adolf Laun.

Nicht nach Paris!

Paris rief mich zurück: Komm schnelle,
Laß sehn, ob du noch Dichter bist,
Verlaß die Eremitenzelle,
Sonst fürchte, daß man dich vergißt.
Ich aber sage: Mag nur immer
Verwelken dort mein Lorbeerkranz,
Du lockst umsonst mit deinem Glanz,
Paris, und deines Ruhmes Schimmer,
Und horch das Echo leise spricht:
Nein, gehe nicht!

Was meint ihr Vögel in den Bäumen,
Ihr, denen oft ich Nahrung bot?
— Wir meinen: Bleib' in diesen Räumen,
Sah je Paris das Morgenroth?
Hier strahlt es auf dein Bett hernieder
Bei uns'res Zwitscherns frohem Klang,
Dir gilt der erste Lenzgesang
Wie uns die letzten deiner Lieder.
Und horch das Echo leise spricht:
Nein, gehe nicht.

Was meint ihr Blumen, die am Morgen
Und Abend meine Brause tränkt?
— Daß weiklich mit der Liebe Sorgen
Dein graues Haupt sich nicht mehr kränkt,
Im Herzen zärtliches Gedenken
Bebaue Feld und Garten hier,
Und für die Mühe werden wir
Dir täglich eine Hoffnung schenken.
Und horch das Echo leise spricht:
Nein gehe nicht.

Was meinst du, Fluß, der rastlos schnelle
Am Dörflein hier vorüberrinnt?
— Daß flüchtiger als Fluth und Welle
Glück, Glanz und Ruhm und Reichthum sind;
Daß Stolz und Ehrgeiz dir vergehen,
Sieh nur, was dir mein Spiegel zeigt:
Je mehr die Fluth sich hebt und steigt,
Je trüber wirst du stets sie sehen.

Und horch das Echo leise spricht:
  Nein gehe nicht!

Was meint ihr, die in späten Jahren
Ich pflanze, Bäumchen, zart und klein?
— Daß wir den Dank dir aufbewahren,
Wenn wir emporblühn und gedeihn;
Wenn dich der Menschheit Leiden rühren,
Dein Geist in Träumen sich verlor,
Ziehn wir dein sinnend Aug' empor
Auf Wegen, die zum Himmel führen.
Und horch das Echo leise spricht:
  Nein gehe nicht!

Ihr Vögel, Wellen, Baum und Blume,
Euch folg' ich und ich bleibe hier,
Wo Alles dient zu Gottes Ruhme,
Das Kleinste selbst zur Freude mir.
Was brauch' ich, als ein wenig Schatten,
Als Armuth, daß ich wohl ihr thu',
Und dort den Kirchhof, wo zur Ruh'
Sie bald den müden Greis bestatten.
Und horch das Echo leise spricht:
  Nein gehe nicht!

Die großen Pläne.

O schöner, großer Stoff, den ich gefunden!
Ich schreib' ein Epos, eh zehn Jahr' vergehn,
Und mit Homerus Kranz die Stirn umwunden
Soll man in mir den Dichter König sehn.

Nein, zur Tragödie paßt er doch vor Allen,
Die machtvoll auf den Brettern sich entrollt,
D'rum rasch ans Werk, und hat mein Stück gefallen,
Dann hab' ich Ueberfluß an Ruhm und Gold.

Doch wird die schwere Arbeit mir gelingen?
Zur Ode paßt er besser noch vielleicht,
Ich kann darin den Kön'gen Weihrauch bringen
Und auch den Göttern, wenn ein Nest sich zeigt.

Nein, nein, zu hohen Schwung verlangen Oden,
D'rum will ich lieber ein Chanson ihm weihn;
So ruht in Frieden, mächtige Rhapsoden,
Ich bin ein Buchfink, will kein Adler sein. —

Mit großen Plänen geht es so hienieden,
Und manchem Genius geht der Odem aus,
Erst gab ich mich mit dem Chanson zufrieden,
Und endlich wird nur ein Quatrain daraus.

Die Taube und der Rabe bei der Sündfluth.

Der Rabe.

Wohin, mein Täubchen, eilest du?

Die Taube.

Ich flieg' der Arche Noahs zu,
Zu melden, daß die Fluthen weichen,
Komm, daß wir schnell das Schiff erreichen.

Der Rabe.

„Das Wasser fließt vom Berg zurück,
Halloh! nun blüht der Raben Glück,
Ich sehe Menschenleichen hier" —
Und grinsend lacht das schwarze Thier. —

Die Taube.

Laß Hoffnung uns zur Arche tragen
Und zeigen, wie die Fluth schon fällt,
Und Dank dem Patriarchen sagen;
Der Mensch ja ist's, der uns erhält.

Der Rabe.

Ja, seinem Nutzen dienen wir,
Er wird uns fressen groß und klein;
Die Speise mög' ihm wohl gedeihn. —
Und grinsend lacht das schwarze Thier.

Die Taube.

Der Mensch ist Herr der Creatur,
So will's des Himmels ew'ges Walten.

Der Rabe.

Ich zweifle dran, denn die Natur
Erbleicht, wenn er beginnt zu schalten,
Doch sieh, schon wird vom Drang der Wogen
Im unermeßnen Fluthrevier
Das schwere Schiff hinabgezogen. —
Und grinsend lacht das schwarze Thier.

Die Taube.

Es rettet Gott ein Paar von Allen,
Sieh, wie schon rings die Wasser fallen;
Am Himmel strahlt des Friedens Bogen,
Die neue Welt entsteigt den Wogen.

Der Rabe.

Der Welten schlimmste wird es sein,
Erbt sie der Mensch, das sag' ich dir,
Doch will man kein Gehör mir leihn. —
Und grinsend lacht das schwarze Thier.

Die Taube.

Du scheinst im Voraus dich zu weiden
Am Unglück, das du siehst von fern;
Ach könnt' ich lindern jene Leiden,
Ich opferte ja Alles gern.
Du predigst Haß, drum fort von mir,
Ich will mich ganz der Lieb' ergeben.

Der Rabe.

Da wirst kaum einen Tag du leben. —
Und grinsend lacht das schwarze Thier.

Die Taube.

Beharre denn in deinem Sinn,
Ich flieg' zum armen Menschen hin,
Damit der Oelzweig ihn beglücke,
Den ich nach Gottes Weisung pflücke.

Der Rabe.

Mein liebes Täubchen, laß dir rathen,
Es wird mit diesem Zweige hier
Der Mensch, wenn's ihm beliebt, dich braten,
Denn Mensch und Teufel ist und war
Zu aller Zeit ein Zwillingspaar.
Und grinsend lacht das schwarze Thier.

---

* Adalbert Stifters Witiko.

Von einem neuen historischen Romane Stifters wird in der Augsb. Allg. Ztg. folgender Abriß des Inhalts gegeben. Zur Zeit als in Deutschland der dritte Konrad herrschte und Sobeslaw auf dem Herzogsstuhl der Böhmen saß — im Jahr 1138 — reitet ein junger Mann, Witiko von Prie (sprich: Priz), aus seiner Heimath in Bayern über den Böhmerwald nach Böhmen, wo einst sein Geschlecht herrlich blühte, um da sein Glück zu suchen, sich, wie er selbst es ausdrückt, sein Glück zu machen. Den zweiten Tag der Reise, einen Sonntag, wo er sein Pferd will ruhen lassen, benützt er zu einer Wanderung nach den drei Sesseln, wo er, rück- und umschauend, gleichsam noch einmal sein Herz erweitert für eine vielleicht wechselvolle Zukunft. Auf dieser Wanderung machte er die Bekanntschaft eines Herrn Heinrich, der am Fuße des Waldrückens sich angesiedelt hat, und seiner Tochter Bertha, und der Dichter findet hier Gelegenheit uns deutsche Sitte und ein deutsches Familienleben, fest wurzelnd in starken Herzen, mit wenigen, aber sichern Zügen vorzuführen. Tags darauf setzt Witiko seinen Weg fort, und steigt über den breiten Bergrücken nach Böhmen hinab. Auf der Heerstraße weiter ziehend, wird er von einem Trupp junger Reiter eingeholt. Die Begegnung ist anfangs etwas unfreundlich, doch findet man sich endlich in einander, und der Vornehmste des Zugs, neben welchem Witiko einherreitet, findet Anlaß ein Stück der Vorgeschichte seines Landes zu erzählen. Im dritten Capitel finden wir Witiko auf Hosta's Burg, wo er sich zu den Leuten des hier krank darniederliegenden Herzogs gesellt hat. Dieser hat vor zwei Jahren seinen Sohn Wladislaw vom König Konrad mit Böhmen belehnen und sodann auf dem Landtag zu Sadska von den Großen seines Landes anerkennen lassen. Jetzt erfährt er daß diese auf dem Wysehrad sich versammeln und in Berathungen für den Fall seines Todes treten wollen. Er läßt Witiko, der im vorigen Jahr auf einem Zug gegen die Sachsen sich dem Herzog bemerklich gemacht hat, vor sein Bett kommen, und fragt ihn ob er nach Prag reiten und erforschen wolle was auf dem Wysehrad beschlossen würde. Witiko verspricht es, und macht sich alsbald auf den Weg. Durch ein goldenes Kreuzlein beim Bischof Silvester beglaubigt, erlangt er durch diesen Zutritt in den Berathungssaal. Hier wählt man, ungeachtet des Gelöbnisses von Sadska, einen andern Wladislaw, den Brudersohn des Herzogs, für den Fall seines Todes ihm zum Nachfolger. Mit dieser Nachricht eilt Witiko nach Hosta's Burg zurück. Sobeslaw läßt seine Kinder vor sein Bett kommen, und verlangt von seinem Sohn Wladislaw Unterwerfung. Bald darauf stirbt er. Witiko lehnt es ab bei dem neuen Herzog — es ist der vornehme Reiter mit dem er bei seinem Eintritt in Böhmen zusammentraf — Dienste zu nehmen, und seiner äußeren Thätigkeit ist somit vorerst ein Ziel gesetzt. Er zieht sich auf einen ihm gehörigen Hof im Böhmerwald zurück, und verlebt hier zwei Jahre, anscheinend ohne weiter an das große Schicksal dem er entgegen gehen wollte zu

denken. Aber er reift jetzt zum Manne. Er hat ein Ferment in seinem Herzen in die stille Waldeinsamkeit getragen; die mächtigen Ereignisse in die er zum Theil selbst handelnd verflochten war, üben ihre Wirkung. Dumpfe Gerüchte, verdächtige Zusammenkünfte hervorragender Männer des Landes deuten auf eine Unheil bergende Zukunft. In der That bricht zwei Jahre nach der Erwählung des neuen Herzogs die Empörung in hellen Flammen aus. Die Großen die ihn auf den Herzogsstuhl erhoben, und gehofft hatten daß er sich bei ihrem Streben nach Machterweiterung willfährig zeigen würde, haben sich in ihm getäuscht. Alte und neue Feinde sammeln ein großes Heer in Mähren; sie haben Konrad von Znaim zum Gegenherzog gewählt, und Wladislaw, der zu Sadska Gewählte, hat sich ihm angeschlossen. Treu sind dem Herzog geblieben die auch Sobeslaw die Treue bewahrt und auf dem Wyšehrad den Vertragsbruch zu hindern gesucht hatten. Auch Witiko stößt mit einigen Leuten seines Dorfs und der Nachbarschaft, die ihn zum Führer erwählt haben, zu dem Herzog. Am Berge Wysoka kommt es zur Schlacht. Durch rasches Eingreifen in einem Augenblick höchster Gefahr, wo ein Heerestheil zum Feind übergeht, hat Witiko Gelegenheit sich dem Herzog zu verbinden. Die Schlacht bleibt unentschieden. Ein Kriegsrath beschließt daß das Heer nach Prag geführt werden und den Feind dort erwarten solle. Am Morgen nach dem Tage der Schlacht — es ist der 25. April des Jahrs 1142 — setzt sich der Zug dahin in Bewegung. Damit schließt der uns vorliegende erste Band.

Den Mittelpunkt der hier erzählten Ereignisse bildet die Versammlung auf dem Wyšehrad, wo über die Besetzung des Herzogsstuhl und damit über die Geschicke des Landes entschieden wird. Wir stehen hier aber auch an den aus unbekannten Tiefen brechenden Quellen, deren Wasser in den Geschichten der Völker in breiten Strömen daherrauschen. In den Reden der Versammelten, die oft mit einer bewunderswerthen und wahrhaft antiken Einfachheit ihren Standpunkt darlegen, offenbaren sich uns die elementaren Mächte die das Leben der menschlichen Gesellschaft bewegen und bestimmen. Ungestüme Leidenschaftlichkeit, eigennützig kluge Berechnung, unbeugsamer rücksichtsloser Starrsinn, Sanftmuth und theilnehmende Milde, ein hoher auf klar erkannte Zwecke gerichteter Sinn, eine in einem langen Leben und in aufmerksamer Betrachtung des Ganges menschlicher Geschicke gereifte Weisheit — sie alle haben Gelegenheit sich auszusprechen, und suchen ihr volles Gewicht zur Geltung zu bringen. Noch streiten sie nur mit Worten, denn noch lebt der Herzog, wenn auch krank und fast verlassen, auf Hosta's Burg. Aber wehe wenn das Band welches die widerstrebenden Elemente in Schranken hält sich löst, wenn die dunklen Gewalten siegen, und Thaten geschehen die nach unwandelbaren Gesetzen sich selber ihre Kinder erzeugen! Dann verwirrt sich der Geist, Wahnsinn ergreift nicht Einzelne, sondern Geschlechter; es stürzt in Trümmer was Liebe und Eintracht dauernd zu gründen vermeinten. Ein solches mit Blut und Flammen in den Zeitenlauf gezeichnetes Stück Geschichte wird uns in der oben erwähnten Episode vorgeführt, und bildet den furchtbaren Hintergrund auf welchem die Scene auf dem Wyšehrad sich abspielt.

Aber auch dem hier erwählten Herzog kann die Prüfung nicht erspart bleiben. Man hat auf dem Wyšehrad das zu Sadska gemachte Gelöbniß gebrochen und ihn als den besseren auf den Herzogsstuhl erhoben. Aber allen vermag auch er nicht zu genügen. Mit demselben Recht mit welchem man ihn an die Stelle des Sohns Sobeslaws gesetzt hat, können die Unzufriedenen einen andern an seine Stelle setzen, der besser zu sein verspricht als er. So handelt es sich schließlich darum welcher von beiden der stärkere ist, und die Stärke erprobt sich nur im Kampfe. In dem vorliegenden Band bleibt dieser noch unentschieden, aber nur äußerlich; wer als Sieger daraus hervorgehen werde, kann uns nicht zweifelhaft sein. Der Verrath ist durch Witiko's Eingreifen unwirksam gemacht; Nacerat, die Seele der Empörung, ist todt; was noch übrig ist, ist Masse, die, wie ein Lavastrom über das Land sich ergießend, wohl alles zerstören, aber nichts gestalten könnte. Weil aber die Menschheit vorwärts und nicht rückwärts schreitet, so bleibt der Sieg zuletzt immer nicht in den Händen dessen der noch einen Mann mehr übrig hat, sondern dessen der als der höhere Geist auf den Kampfplatz tritt, weil dieser jenen Mann auf seine Seite zieht. Dieser höhere Geist ist Wladislaw. Nur der Sohn Sobeslaws hätte sich ihm entgegenstellen können; aber indem er sich dem Konrad unterordnet, hat er sich selbst entwürdigt und auf jeden Anspruch verzichtet. Der von den Unzufriedenen gewählte Gegenherzog ist nichts als ein Werkzeug in ihren Händen.

Nicht darum bricht die Empörung aus weil Wladislaw so oder so regiert, sondern weil man auf dem Wyšehrad ein Princip angenommen hat das keines ist. Darum erfahren wir auch fast nichts von den Einzelheiten durch welche die Unzufriedenheit genährt wurde. Schon auf dem Wyšehrad nahm die Empörung welche zwei Jahre später ausbricht ihren Anfang, und die Darlegung jener unwesentlichen Einzelheiten hätte nur dazu gedient das wesentliche zu verdecken. Dafür aber führt uns der Dichter, bevor es zum Ausbruch kommt, in die Einsamkeit des Waldes. Wir sollen die Güter kennen lernen die auf dem Spiele stehen. Er zeigt uns den Frieden der Natur und den Frieden der armen Hütten, und deutet auf die großen Culturaufgaben die der Mensch nur in einer durch Recht und Gesetz bestehenden menschlichen Vereinigung zu lösen vermag.

Soweit der Inhalt des ersten, bisher allein ausgegebenen Bandes. Der Referent knüpft daran folgende Characteristik einiger der hervorragendsten Figuren. Ein hohes Ideal ist in unserm Werk Silvester, der Bischof von Prag. Bei ihm handelt es sich nicht mehr darum das Niedere zu überwinden um einem Höhern Raum zu geben, nicht darum der Pflicht zum Siege zu verhelfen gegen die Neigung, die Leidenschaft zu beherrschen durch Vernunft. Solche Gegensätze giebt es für ihn nicht mehr. Er hat nicht nöthig der bessern Erkenntniß zu folgen, denn seine Erkenntniß ist eine einheitliche, und sein Wollen ist nur Ausfluß dieser Erkenntniß. Er hat immer nur einen Weg vor sich und dieser ist der rechte. Er vermag seinen Gegner nicht durch Gründe zu widerlegen, denn seine Ueberzeugung ist nicht das Resultat eines Denkprocesses; aber wenn er sich erhebt, vernichtet er ihn durch die Hoheit seines Wesens. Als nach der Erwählung des neuen Herzogs sein Amtsbruder, der Bischof von Olmüz, zu ihm tritt, und ihm betheuert es sei keine Sünde, eher habe Sobeslaw gesündigt, da er nur an sein Haus dachte, ihr Erwählter werde das Land vom Untergange retten — da streitet Silvester nicht mit ihm, aber seine Worte sind Offenbarungen vor denen der beredteste Mund verstummt. „Es ist doch Sünde. Und wenn Gottes Barmherzigkeit durch euren Erwählten das Land auf den Gipfel des Heils führt, so wird doch die Strafe auf die Häupter des Meineids fallen.“

Ihm zur Seite steht Herzog Sobeslaw. Auch bei diesem ist das Wollen nur die nach einer bestimmten Richtung in Bewegung gesetzte Erkenntniß. Witiko, der nach Prag reiten soll um zu erfahren was auf dem Wyšehrad vorgehe, fragt ihn ob er gegen die welche ihm zuwider handeln feindlich verfahren würde. „Nein,“ erwiedert der Herzog, „ich werde nur wissen was es ist, und dann sterben.“ Er fühlt sich dem Tode nahe.

und weiß daß seine Zeit zum Handeln abgelaufen ist; aber er kann nicht aufhören zu wollen, und um wollen zu können, muß er wissen. Die Richtung seines Willens aber wird durch ein unverrückbares Ziel bestimmt. Es ist das Wohl seines Landes. Als er erfährt was für den Fall seines Todes beschlossen worden, läßt er seinen Sohn Wladislaw, den vom König Konrad belehnten, von den Herren auf dem Tage zu Sadska anerkannten, vor sich kommen, und verlangt daß er sich seinem Vetter unterwerfe; er verlangt daß die Anwesenden seine Worte bewahren, daß Adelheid sie seinen andern Kindern, wenn sie herangewachsen sind, verkündige. Dennoch sind Silvester und Sobeslaw ganz verschiedene, bestimmt ausgeprägte Individualitäten. Jener hat in den stillen Mauern seines Klosters seine Seele rein und schuldlos sich bewahrt; dieser hat sie geläutert in einem erfahrungs- und irrungsreichen Leben. Darum ist für Silvester der Bruch des Gelöbnisses etwas fast unglaubliches, ein Gedanke an den er sich erst gewöhnen muß; der Herzog empfängt die Nachricht gefaßt als etwas was der Gang der menschlichen Dinge wohl mit sich bringen könne.

Bei Silvester sowohl als beim Herzog steht das Wollen vollkommen in Uebereinstimmung mit der Erkenntniß, aber bei beiden besteht noch das Mißverhältniß zwischen Wollen und Können.

In Adelheid, der Gemahlin des Herzogs Sobeslaw, ist auch dieser Widerspruch zur Lösung gekommen; sie hat auch die zweite der menschlichen Natur anhaftende Unvollkommenheit überwunden, sie bleibt unberührt von dem Schmerz des Nichtkönnens. Was sie will, geschieht; denn sie will nur was geschieht. Diese Uebereinstimmung ihres Wollens mit dem wirklichen Gang der Dinge ist nicht mehr Unterwerfung, Entsagung, sondern schon Natur. Wie es sich bei Sobeslaw oder Silvester nicht darum handelt das Gute und Rechte in jedem Fall über das Nützliche oder einer Neigung Zusagende siegen zu lassen, weil jenes schon ein für allemal gesiegt hat, so handelt es sich bei Adelheid nicht darum ihren Willen einem höhern unterzuordnen, sondern dieser höhere ist ihr Wille. Daß eine gütige Hand die Geschicke der Menschen leite, ist für sie nicht ein Wort das sie glaubt, sondern der Glaube der in ihr lebt. Als Sobeslaws Züge starr geworden sind, kniet sie vor dem Kreuze das im Zimmer steht, und umschlingt es mit ihren Armen. Aber über ihre Lippen kommt kein Wort, wir wissen nicht einmal ob sie weint. „Nur ihr Angesicht war so bleich wie das des Todten, und ihre Augen lagen noch tiefer als die seinigen.“ Sie ringt nicht um Kraft; ihre Hände halten das Kreuz wie die Sobeslaws jenes das der fromme Bischof dem Sterbenden gereicht hat. „Es ist gut daß es so ist“ spricht sie, als der neue Herzog kommt sie seines Schutzes und seiner Theilnahme zu versichern. Ihr großes Wesen leuchtet nur in diese Welt herüber; was davon zur Erscheinung kommt, ist wie der goldene Schimmer der Abends auf den Bergen ruht, immer matter, immer mehr zurückweichend, jetzt noch zweifelhaft, jetzt nicht mehr. Sie schläft in dem Gemach, in welchem ihr Gemahl gestorben ist, sie pflegt dort ihre Kinder, und der Bote welcher Witiko in seinem Dorf aufsucht, meint: sie habe ihren Schmerz gemildert, denn „sie spricht kein Wort.“ Und der Mann von welchem Witiko erfährt die Herzogin sei todt, erzählt: sie habe keine Krankheit gehabt, sie sei nur immer weißer geworden, und als sie im Sarge lag, da habe sie todt so ausgesehen wie lebendig. Wenn das Sterben ein gewaltsames Zerbrechen unserer menschlichen Natur ist, so hat dieses Wort auf sie keine Anwendung; ihre Seele reißt sich nicht los, denn es ist nichts da was sie festhielte. Weil das Sterben die Strafe der Sünde ist, hat der Dichter von der Sündelosen es hinweggenommen

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Bojanowsky. Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789. — Schleicher. Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. — Weber. Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. — Esch. Das Seefräulein von Brest. — Ruge. Zwei Doppelromane in dramatischer Form. — Koch. Dem Dichter Fritz Reuter. — Kirchmann. Ueber die Unsterblichkeit. — Batz. Ochino. — Weinzirl. Leipzig, Waterloo, St. Helena. — Königer. Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. — W. Raabe. Drei Federn. — Kolster. Die Composition des Oedipus auf Kolonos. — Auerbach. Auf der Höhe. — Rotter. Die Johanniter.

* Unter den mannigfaltigen Beiträgen, welche das Juniheft der Westermann'schen Monatshefte enthält, sind namentlich die wissenschaftlichen Abhandlungen „Ein Rundblick vom Gipfel des Pichincha auf die Vulkane der Anden“ von Moritz Wagner, mit Ansichten nach Originalskizzen, „Ueber Arsenik“ von J. Volhard und „Petroleum und das Petroleumfieber“ von Fr. Knapp höchst werthvoll. Die sich daran schließenden Beiträge: „Das Aufleuchten des Meeres“ von Jac. Noeggerath, „Leo von Klenze“ von Karl von Lützow, sowie „Aus dem Hannover'schen Wendlande“ von B. von Gramm u. A. sind ebenfalls in ihrer Art vorzüglich, und namentlich ist die Charakteristik Klenze's in jeder Hinsicht erschöpfend. Das novellistische Element ist durch die Fortsetzung der trefflichen Große'schen Erzählung „Eine alte Liebe“ und eine Soldatengeschichte von O. Dörry vertreten. Besonders interessant ist auch die Betrachtung von J. M. Schleiden über „Schiller's Götter Griechenlands.“ Der berühmte Botaniker zeigt sich darin als tiefsinniger und von wahrhaft religiösem Geiste erfüllter Interpret. Eine Fülle kleiner Notizen und literarischer Kritiken ist ebenfalls beigegeben. Die Illustrationen sind wie immer sehr wirksam und correct ausgeführt.

— Angeregt und aufgemuntert durch den Erfolg des deutschen Wörterbuches der Gebrüder Grimm, hat der Akademiker Littré in Paris die Riesenarbeit eines ähnlichen großartigen Unternehmens für die französische Sprache auf seine Schultern geladen. Das Wörterbuch der französischen Sprache (**Dictionnaire de la langue française par E. Littré; Librairie de L. Hachette et Comp., Paris, 77, Boulevard Saint Germain**) bringt alle im Wörterbuch der Akademie enthaltenen Wörter und deren Aussprache, Redensarten u. s. w.; sodann eine Sammlung von Redensarten und Wendungen von den ersten Anfängen der französischen Sprache bis zum 16. Jahrhundert und Angaben über den Ursprung jedes Wortes nebst vergleichenden Bemerkungen über die französische Sprache und ihre Beziehungen zu den Mundarten, zum Spanischen, Italienischen und Provençalischen.

— In der Moxon'schen Verlagshandlung zu London erscheint jetzt eine niedliche Ausgabe der neuen englischen Poeten, unter dem etwas zweideutigen Titel „**Miniature Poets.**“ Das neueste Bändchen enthält die Gedichte eines wenig bekannten Poeten, Mr. Frederick Locker. Die Times theilt einige Proben davon mit (darunter namentlich „**To my grandmother**“), die auf ein schönes, an Thomas Hood und Béranger erinnerndes Talent schließen lassen.

— Die Künstlerschaft in München hat eine Petition um Betheiligung des Staats an der Pflege der Kunst an die beiden Kammern gebracht. In der bezüglichen Eingabe ist vor allem das Princip betont, daß die Kunst eine bedeutungsvolle Stellung in der Culturentwickelung eines jeden Volks, in der Hebung seiner Bildung und folgerichtig seines Wohlstandes einnehme, weßhalb auch die gesetzgebenden Factoren anderer Staaten dem Bedürfniß ausgedehnter Kunstentfaltung dadurch entsprochen hätten, daß sie nicht bloß für die Akademien und Kunstschulen, sondern auch für die Herstellung öffentlicher Kunstwerke in ihren Ländern bedeutende Summen ausgeworfen, und den Künstlern eine mehr ehrende staatliche Bedeutung und Stellung verliehen hätten. Bayern sei in dieser Hinsicht hinter andern Staaten zurückgeblieben; zwar besitze es Kunstschulen und eine Akademie der bildenden Künste, aber diese seien doch ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach reine Bildungsanstalten; etwas anderes sei die Pflege der herangebildeten Künstler und ihrer productiven Thätigkeit, welcher sich der Staat schon aus dem Grund annehmen müsse, wenn er die Kunst zu jenem wichtigen Factor in der Bildung des Volks erheben wolle, der sie ihrer innersten Natur nach ist. Die Kunst müsse ihren wohlthätigen Einfluß auf das ganze Volk erstrecken, und dieses wiederum, hiedurch geistig geweckt und gehoben, in lebendiger Wechselbeziehung zum Gedeihen derselben gern und opferwillig die Hand bieten. Als Mittel hiezu erachte man: die Kunstwerke nicht ausschließlich in der Hauptstadt zu concentriren, sondern auch die Städte der Provinzen damit zu bedenken, hier eine Kirche

mit einem Altarbild oder einem Glasgemälde, dort ein Rathhaus oder eine öffentliche Anstalt mit historischen Fresken, oder einen öffentlichen Platz mit einem für die Oertlichkeit bedeutungsvollen Bildwerk zu schmücken, das in bildnerischer Darstellung eine erinnerungsvolle That dem Volk bleibend ins Gedächtniß zurückrufe, oder aber endlich Sammlungen lebender Künstler an mehreren Orten anzulegen. Aus diesem Bedürfniß heraus seien die herrlichen Werke des Mittelalters, der Blüthezeit der Renaissance entstanden, und nur auf diesem Weg könne sich wieder die Kunst zu einer volksthümlichen, zu einem Gemeingut der Nation entwickeln. Beweis hierfür seien jene Staaten, die schon länger diese Bahn betreten, und die dadurch, daß sie der Kunst eine hervorragendere Stellung im Staatsleben eingeräumt, auch das beste Mittel zur Schöpfung einer nationalen Kunst ergriffen hätten. Bayern hatte bisher diese schöne Aufgabe einzig und allein seinen Königen überlassen, aber so großes nun auch die kunstsinnigen Monarchen ins Leben gerufen, so dürfte es doch nicht minder eine schöne Pflicht des Staats sein hier kräftigen Antheil nehmend mitzuwirken, und der Kunst und den Künstlern ein größeres Feld ihrer Wirksamkeit zu eröffnen. Nach dieser Deduction fassen sich die Wünsche der Künstlerschaft Bayerns in folgenden Punkten zusammen: 1) der Staat möge den Künstlern jene Theilnahme und Achtung, Aufmunterung und Anerkennung ebenso zu Theil werden lassen wie die übrigen Staaten ihren Künstlern; 2) der Staat möge, in Anbetracht, daß die Pflege der Kunst in größerem Maßstab ein mächtiger Hebel zur Bildung und ihre allgemeine Verbreitung ebenso den Ruhm wie den Wohlstand eines Volks mitbegründen helfe, eine jährliche Summe von 30,000 fl. zur Hebung und Förderung der Werke einheimischer selbständiger Künstler zur Verfügung stellen; 3) möge die Verwendung dieser Summe getrennt und unabhängig von den Mitteln für bestehende Kunstinstitute geschehen. Ist ja doch alles Große, was die Künstlerschaft bis jetzt geleistet hat, nicht von der Akademie der bildenden Künste, sondern einzig und allein von den selbständigen Künstlern ausgegangen und ins Werk gesetzt worden, weßwegen dieses Begehren vollständig gerechtfertigt sein dürfte. Die Künstlerschaft wünscht demnach eine Commission von selbständigen Künstlern aus den verschiedenen Zweigen der Kunst, welche durch die Künstlerschaft gewählt würde, deren Befugnisse jedoch in Bezug auf Beirath, Begutachtung und Vorschlag von dem Staatsministerium näher zu bestimmen wären; ebenso könnte die Staatsregierung diese Commission noch durch anderweitige Mitglieder verstärken, und selbst hier wohnende Mitglieder der Kammern in dieselbe gezogen werden. Diese Commission habe vor allem das fertig Gebotene zum Gegenstand der Auszeichnung und Pflege zu machen, auf bereits bestehende Kunstunternehmungen Rücksicht zu nehmen und bei Verwendung der postulirten Summe in erster Linie öffentliche Kunstdenkmäler, Statuen, Brunnen, Fresken an öffentlichen Gebäuden und in Kirchen, Altarbilder u. s. w. im Auge zu behalten, und zwar mit Ausdehnung auf alle acht Kreise des Königreichs. Ein weiterer Theil der bewilligten Summe würde auf Ankauf bedeutender Kunstwerke lebender Künstler im Gebiet der Plastik und Malerei verwendet, und diese vom Staat erworbenen Kunstwerke würden sodann entweder den verschiedenen schon bestehenden Sammlungen eingereiht oder an neu zu gründende derartige Anstalten überlassen.

— Eine Stunde weit oberhalb Münchens befindet sich Harlaching, früher ein Wallfahrtsort. Diesen Punkt wählte einst der kurfürstliche Kanzler Frhr. v. Mayr für den Aufbau einer Villa, den der damals an den kurbayerischen Hof berufene Claude Gelée, wegen seiner Heimath Lothringen Loranese oder Lorrain genannt, leitete, und dessen Hallen er mit seiner Hand schmückte. Dieser Claudius, der, zum Kochgehülfen bestimmt, keine Pastete backen, ja keinen Ofen heizen konnte, wurde von vlämischen Künstlern als Bedienter mit nach Rom genommen. Bei dem Maler Agostino Tassi, einem Schuler Brils, als Koch und Farbenreiber in Dienst, erwachte seine Neigung zur Kunst, und er versuchte die Grotesk- und perspectivische Malerei. Im 36. Lebensjahr (1636) verließ Gelée für immer die Küche, und zog mit dem Kölner Walls nach Neapel. Bei Goffridi studirte er später die Baukunst, und erwarb sich binnen zehn Jahren einen so großen Ruhm, daß er im 46. Jahre beim Cardinal Bentivoglio und bei Papst Urban VIII. hoch in Gunst stand, und nur noch für Potentaten malte. In die Sechziger Jahre fällt seine Berufung nach München. Ihm, der die Städte haßte, war der Bau einer Villa in Harlaching willkommen. Die Lage dieses Orts ähnelte sehr dem Janiculus in Rom, wo Lorrains Haus sich befand. Im gleichen Styl legte er Mayrs Villa und den Garten an. Bei der Anwesenheit des Heers der französischen Republik unter General Moreau brannte (1795) das Schlößchen ab, und der Garten wurde verwüstet. Georg Dillis hatte es noch 1789 aufgenommen, nach welcher Zeichnung Eugen Neureuther zur Festfeier eine Radirung fertigte. Das Klima Münchens behagte Lorrain nicht für immer; er verließ es nach einigen Jahren, zog nach Nancy und von da wieder nach Rom, wo er 1682 an der Gicht starb. Joachim v. Sandrart auf Stockau war fleißig in seiner Gesellschaft und in steter Freundschaft mit ihm. König Ludwig I. kannte noch die, wenn auch zerstörten, Schloßräume und die nun zum dichten Waldgebüsch umgewandelte Gartenanlage. Heute ist vom Schloß keine Spur mehr vorhanden; am Abhang findet man nur noch Baumgruppen, welche die Natur nicht so zusammenstellte, und Sträucherarten, die der Flora der Isar-Auen sonst fremd sind. König Ludwig I. beschloß die Stätte, wo das Haus des kurfürstlichen Kanzlers gestanden, und der Meister mit dem feinfühlenden Malerauge wohnte, mit einem Denkmal dauernd zu ehren. Der verstorbene Hofbau-Intendant Geheimrath v. Klenze entwarf dazu ein einfaches Monument im antiken Styl. In einer kreisrunden Nische befindet sich Claude Gelée's Büste von Prof. Halbig in weißem italienischen Marmor. Zum Denkmal hatte Kelheim den weißen und grauen Kalkstein geliefert. Die Künstler Münchens verbanden die Enthüllung mit einem Maifest. Mit allen Standarten der Künstlervereine, denen sich das „Panier der Nürnberger jungen Künstlerschaft“ angeschlossen, bewegte sich der Festzug nach Harlaching. Ein Chor stimmte das von Mendelssohn-Bartholdy componirte Schiller'sche Lied an die Künstler „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“ an, worauf die Festrede von Maler Teichlein folgte. Zu einer Frühlingsfeier ausgezogen, sagte er, um sich zu erfrischen am großen Buch der Natur, begegnet man dem Denkmal Claude Lorrains, des geistreichsten Erklärers dieses liber veritatis. Wie mag er dieses Isarthal gesehen haben? Auf dieser Stelle stand dieser Mann mit dem feinstfühlenden Malerauge. Mit welchem Auge übte er jene Kunst des Sehens, die dem modernen Auge oft nur um so leichter dünkt, je mehr sie ihm entschwunden ist. Er aber hat den lebendigen Beweis geführt, daß in den höchsten Leistungen der Kunst Form und Farbe, die man später wie feindliche Brüder betrachtet hat, einträchtig zusammenwirken müssen um das Vollendete zu leisten. Deßhalb haben gewiegte Kenner diesen Claudius den Rafael und den Correggio der Landschaft zugleich genannt. Die Frühlingsluft scheint von dem Denkstein auf der Rottmannshöhe bei Aufkirchen einen Geistergruß an das Denkmal Claude Lorrains zu Harlaching herüberzutragen. Wäre Rottmann noch in unserer Mitte, so hätte er das beste Recht den ersten Kranz am Denkstein seines Lieblingsmeisters niederzulegen, und seinem königlichen Freund für die Gründung dieses Denkmals zu danken. Der König des Festes ist aber Ludwig I., und mit einem Hoch auf ihn beginne unser Frühlingsfest! An die Enthüllung schloß sich das „Heldenlied in Walhalla“ von Stunz.

— Die am 7. Juni in Weimar abgehaltene General-Versammlung der deutschen Schillerstiftung nahm einen vollen Tag in Anspruch. Von sämmtlichen 22 Zweigstiftungen war dieses Mal keine einzige unvertreten geblieben. Die Beschlüsse der Versammlung wurden ganz allein durch den Geist bedingt, in welchem die königl. sächsische Landes-Regierung ihr Ober-Aufsichtsrecht über das in Dresden niedergelegte Hauptcapital der Stiftung auffaßt, und durch die Maßregeln, welche diese Regierung den Satzungs-Veränderungen gegenüber ergriffen hat, für welche sich die General-Versammlung vom October 1864, unter genauer Beobachtung der desfallsigen statutarischen Vorschriften, mit Stimmenmehrheit entschied. Um also einer jeden ferneren Beanstandung, der Geldzuflüsse von Sachsen aus zu begegnen, kehrte die Versammlung mit Stimmeneinhelligkeit zu den Satzungen von 1859 zurück, welche die Genehmigung der königl. sächsischen Regierung bereits erlangt haben, und versagte sich sogar, den früheren Beschluß auf Oeffentlichkeit der Gaben aufrecht zu erhalten, um durchaus keinen Anlaß zu abermaliger Einrede jener Behörde darzubieten. Dann ward zur Wahl eines neuen Vorortes für die nächsten fünf Jahre geschritten, die sich mit 13 Stimmen für Wien entschied. In den um Wien zu gruppirenden Versammlungsrath wurden mit allen Stimmen außer der eigenen weimarischen Weimar und dann mit großer Majorität die badische Zweigstiftung gewählt. Mit 14 Stimmen gelangte Berlin wieder in den Verwaltungsrath, so wie München und Köln.

— Die erste Aufführung von „Tristan und Isolde“ im k. Hoftheater zu München hat am Abende des 10. Juni Statt gefunden; die Vorstellung dauerte bis gegen 11 Uhr. Die Augsb. A. Ztg. meldet darüber: „Nach dem zweiten und dem dritten Act wurden alle Mitwirkenden stürmisch gerufen, und mit denselben dann auch Hr. Richard Wagner, der erst auf der Bühne erschien, als das Rufen und der Applaus immer stärker wurden. An dem reichlichen Beifall betheiligte sich insbesondere Se. Maj. der König. Daß das vielbesprochene und beschriebene musicalische Werk — Oper nach bisherigen Begriffen darf man allerdings nicht sagen — aufführbar ist, das hat der heutige Abend in glänzender Weise constatirt. Die Darstellung war aber auch in allen Theilen gelungen, sowohl von Seiten der Sänger als insbesondere auch des Orchesters unter Hrn. v. Bülow's Leitung. So viel über den für den Componisten jedenfalls schmeichelhaften äußern Erfolg der ersten Aufführung, welcher am nächsten Dienstag die zweite und vielleicht am Freitag die dritte folgen soll.“

— Durch Decret der Kaiserin-Regentin erhielt die berühmte Thiermalerin Rosa Bonheur das Ritterkreuz der Ehrenlegion.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ⅌
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Organ des Künstlervereins.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

№ 27. Bremen, 2. Juli 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

An unsere Leser.

Unser Blatt erscheint heute zum ersten Male mit einem etwas veränderten Titel.

Die Herstellung einer engeren Verbindung zwischen dem Bremer Sonntagsblatt und dem Künstlerverein lag im beiderseitigen Interesse. Der Jahresbericht des Vereins, welchen wir unten veröffentlichen, giebt Auskunft darüber, welche Umstände es dem Vereine wünschenswerth machten, sich eines Organs in der Presse zu versichern. Auch für das Sonntagsblatt war es geboten, auf das Verhältniß, welches ihm der Vorstand des Künstlervereins vorschlug, einzugehen. Seit etwa zehn Jahren ist in der belletristischen Journalistik Deutschlands durch den Aufschwung und die Verbreitung, welche den illustrirten Blättern zu Theil wurde, ein Umschwung eingetreten, der dem Gedeihen derjenigen Unternehmungen, welche auf dieses Reizmittel verzichten, nicht günstig ist. Mehrere bewährte Blätter sind eingegangen, über anderen hängt das Damoklesschwert. Nur dadurch, daß ein bestimmter Kreis uns rege Theilnahme und materielle Unterstützung zusagte, waren wir in den Stand gesetzt, unsere Bemühungen fortzusetzen.

Die Nothwendigkeit eines Organs, welches den geistigen Interessen Bremens, seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen fortdauernde Aufmerksamkeit zuwendet, ist von vielen Seiten lebhaft betont worden. Weit von den Brennpunkten deutschen Culturlebens entlegen, in seinen Communicationen arg benachtheiligt, der Anregung durch einen lebhaften Fremdenverkehr entbehrend, bildet diese Stadt für alle geistigen Saaten einen schwer zu bebauenden, aber keineswegs unfruchtbaren Boden. Das Vorhandensein eines Organs, welches gewissenhaft Buch und Rechnung führt über das was erreicht ist und was zu erreichen übrig bleibt, kann und — wie wir hoffen — wird belebend und aufmunternd auf alle Bestrebungen wirken, dem Interesse für Kunst und Wissenschaft mehr Eingang zu verschaffen.

Wir werden in Zukunft vollständiger und zusammenhängender als bisher über alle Kunst und Wissenschaft betreffenden Vorgänge in unserer Stadt, vorzugsweise im Künstlerverein berichten. Doch werden wir nach wie vor bemüht sein, die wachsende Theilnahme, die außerhalb unserer Stadt uns geschenkt wird, uns zu bewahren, indem wir den größeren Theil unseres Blattes mit Beiträgen füllen, die eine über locales Interesse hinausreichende Bedeutung haben.

* Johann Sebastian Bach.

Von Fr. Pletzer.

Während das große Werk von Chrysander über Georg Friedrich Händel seiner Vollendung entgegengeht, indem der Schlußband recht ungeduldig erwartet wird, erhalten wir ein Buch über Händels großen Zeitgenossen, über Johann Sebastian Bach, gleich fertig und abgeschlossen. Diese Gabe, welche sich den vielen ähnlichen auf dem Gebiete der Musikgeschichte auf das Beste anschließt, verdanken wir dem preußischen Regierungsrathe Bitter in Mannheim, der sich der Lösung seiner Aufgabe mit großer Liebe hingegeben hat *). Diese Aufgabe war eine schöne, aber nicht leichte, denn die Bausteine zu einer Biographie Bachs sind nicht zahlreich und müssen von vielen Seiten mühsam zusammengesucht werden. Sebastian Bach hat, ganz abweichend von Händel, der die halbe Welt durchstreifte und zumal in England eine große Rolle spielte, eine ganz ruhige, beschauliche Existenz an der Orgel, am Clavier, am Directionspult geführt. In Thüringen und Sachsen hat sich sein Leben still abgewickelt; Lübeck, Hamburg und Lüneburg waren seine weitesten Ausflüge. Nicht im Sturme des Lebens, nicht im Ringen mit feindlichen Mächten, nicht als hochaufgerichteter Sieger, sondern unter kleinen, bescheidenen Verhältnissen ist er der gelehrteste aller Tonsetzer und Contrapunctisten geworden. So einfach wie dies Leben selbst, so spärlich sind die Notizen, welche der Biograph Bachs sich in Arnstadt, Mühlhausen, Halle, Weimar, Köthen und Leipzig zusammensuchen muß. Ihm wird seine Arbeit nicht erleichtert durch

*) Das Buch führt den Titel: Johann Sebastian Bach, von C. H. Bitter. 2 Bde. Berlin, Schneider.

große Ereignisse, an welche sich das Detail der Erzählung anschließen kann.

Unter solchen Umständen war Herr Bitter eifrig bemüht, alles irgend zu Gebote Stehende heranzuziehen, und da haben denn die Behörden der oben genannten Orte und die Wächter der musikalischen Schätze Bachs, welche die Bibliothek zu Berlin enthält, bestens geholfen. Er konnte viel zusammentragen und ordnen, Lücken ausfüllen, Unrichtiges verbessern, Unbekanntes hinzufügen. Geht er in der Mittheilung von Aktenstücken hier und da weiter, als nöthig wäre, so hat das höchstens den Uebelstand, daß sein Buch stark angeschwollen und theuer geworden ist. Was wir ihm aber besonders hoch anrechnen, ist dies, daß er aller abstracten Betrachtungen und scheinbar tiefsinnigen philosophischen Entwickelungen sich enthalten hat, vielmehr um eine objective, einfach-klare Biographie Bachs bemüht gewesen ist. Die hat er denn auch mit großer Wärme, aber ohne jenes übertriebene, vergötternde Entzücken geschrieben, dem so leicht der Biograph eines großen Mannes verfällt. Das Buch ist sehr klar und gut zu lesen, es wird ohne Zweifel bedeutend dazu beitragen, den Genius Sebastian Bachs, der mit jeder Charwoche tiefer in die Herzen der deutschen Nation eindringt, immer mehr dem Verständniß näher zu führen, daß ihn die gebildete Welt nicht mehr als einen seltsamen, unverständlichen Formenkünstler scheue, sondern ihn als einen tief innerlichen, echt deutschen Musiker und Ehrenmann liebe.

Der Herr Verfasser des Buches wird wohl gestatten, daß wir die Musikfreunde unter den Lesern d. Bl. von dem Leben Bachs unterhalten, wobei wir jegliche polemische Beziehung und außerdem alles das fortlassen, was irgend streitig ist. Uebrigens aber halten wir uns thunlichst an seine eigne Darstellungsweise und bedauern nur, nicht wohl häufiger noch ganze Stellen seiner Betrachtungen einflechten zu dürfen.

Als der Stammherr des Geschlechtes gilt der ehrsame Bäckermeister Veit Bach aus Presburg, welcher in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts um der religiösen Händel willen Ungarn verließ und sich in Thüringen einen neuen Wohnsitz suchte, und zwar zu Wechmar bei Gotha. Schon dieser Veit Bach war ein musikalischer Mann, der die Laute mit vieler Liebe schlug; er nahm sie mit in die Mühle und spielte darauf unter der Arbeit. Von seinen beiden Söhnen ward gleich der eine, Hans, Musikus, indem er der Bäckerei entsagte und zum Stadtpfeifer von Gotha in die Lehre ging. Er ward des Vaters Erbe und wanderte von Wechmar aus nach den nächsten Städten, um den Stadtmusikanten zu helfen; es soll ein origineller, lustiger Kauz gewesen sein. Unter den zahlreichen Nachkommen und Brudersöhnen des Hans Bach wimmelt es auch von Musikern; sie waren Cantoren oder Kapellmeister in Suhl, Meiningen, Eisenach, Arnstadt, Erfurt u. s. w., lauter wackere Leute und Künstler. Unter ihnen war denn auch der Vater des großen Schöpfers der Passionsmusik, Johann Ambrosius Bach, dessen Leben sich über die Jahre 1645 bis 1695 erstreckt hat. Er war Hof- und Stadtmusikus zu Eisenach, das leibhaftige Ebenbild seines Zwillingsbruders Johann Christof Bach zu Arnstadt; die Aehnlichkeit war nach der Familienchronik so groß, daß selbst ihre Frauen die Brüder, wenn sie bei einander waren, nur durch die Kleidung unterscheiden konnten. Sie liebten sich zärtlich und waren ein Wunder für große Herren und Jedermann, in Sprache, Gesinnung, Stil, Vortrag völlig gleich. War der eine krank, so ward's der andere gleichfalls; auch starben sie fast gleichzeitig. Ueberhaupt aber bestand unter dem Geschlechte Bach eine seltene Uebereinstimmung musikalischer Anlage und eine ebenso seltene persönliche Freundschaft. Es hat Perioden gegeben, wo 25—30 Mitglieder der Familie in Thüringen, Franken und Sachsen zu gleicher Zeit Organisten oder Musiker waren. Ein Ausfluß ihrer Anhänglichkeit war der Beschluß, alljährlich einmal wenigstens sich zu sehen. Für eine solche Zusammenkunft wurde ein Ort festgesetzt, gewöhnlich Erfurt, Eisenach oder Arnstadt, und da ward denn tüchtig musizirt und zugleich jubilirt. Man sang Choräle, aber daneben auch wohl Lieder, die von Andacht weit entfernt waren. Es finden sich noch in der Berliner Bibliothek geistliche Musikstücke von Mitgliedern der Familie Bach vor dem großen Sebastian.

Dieser selbst nun, der auf eine lange Reihe künstlerischer Ahnen zurückblicken konnte, dem es vorbehalten war, sie alle zu überstrahlen, ward geboren zu Eisenach am 16. Mai 1685, wenige Monate nach Händel. Die Nachrichten über die Jugend Johann Sebastians, wie überhaupt über sein ganzes Leben, sind sehr dürftig. Es fehlte in diesem Leben einmal an großen, scharf einschneidenden Abschnitten, wie Händels Erdengang sie aufzuweisen hat; es war aber zweitens seine Lebenszeit nicht grade eine Periode der Biographien und literarischen Nachrichten. Passender als am Fuße der Wartburg konnte seine Wiege nicht stehen, die Wiege des großen protestantischen Kirchencomponisten, dessen Weise so ganz und echt deutsch war. Sein Vater, der Hoforganist Johann Ambrosius Bach, scheint bei leidlichem Einkommen ein ziemlich behagliches Leben geführt zu haben, starb aber schon 1695, nachdem ihm seine Frau bereits vorangegangen war. Den so früh verwaisten zehnjährigen Knaben nahm sein älterer Bruder zu sich, der bereits Organist in Ohrdruff war und nun den Jüngeren am Clavier und im Gesange unterrichtete. Sebastian zeigte viel Talent und große Lernbegierde, wurde aber vom Bruder pedantisch und philiströs gehalten. Dieser besaß ein Heft mit Clavierstücken berühmter Meister, aus dem Sebastian zu spielen wünschte, doch ward ihm das verboten. Da verschaffte er sich heimlich und mit List diesen Genuß. Nachts, wenn im Hause Alles zu Bett war, holte er das kostbare Heft aus dem nur mit Gitterthüren verwahrten Schranke, in dem es lag, indem er mit den kleinen Händen durch das Gitter langte und das in Papier geheftete Buch zusammenrollte. Bei Mondschein, da er kein anderes Licht hatte, schrieb er es mühsam in seinem Kämmerchen ab. Es erging ihm am Anfang seiner Lehr- und Lernzeit wie seinem großen Zeitgenossen Händel, der mit ihm am Abend seines Lebens auch das Schicksal der Erblindung theilen sollte. Nach sechs Monaten mühsamer Arbeit hatte Sebastian seine Abschrift beendigt. Aber es konnte nicht fehlen, daß der unbarmherzige Bruder bemerkte, was geschehen war. Mit grausamer Strenge nahm er dem unglücklichen Knaben den mit so schwerer Mühe errungenen Schatz wieder ab. Erst nach dem Tode dieses Bruders erhielt er seine Arbeit zurück. Dieser Tod scheint noch in demselben Jahre (1698 oder 1699) erfolgt zu sein. Sebastian war damals etwa 14 Jahre alt. Mit diesem Todesfall war er ganz frei, auf sich selbst angewiesen. Er mußte, so jung er war, für seine weitere Existenz Sorge tragen.

Die schöne Sopranstimme, die Sebastian besaß, sollte der Boden seines Lebens werden. Er wanderte mit einem Kameraden Namens Erdmann nach Lüneburg, wo er bei dem Chor des Michaelis-Gymnasiums als Discantist Aufnahme fand und gleichzeitig die höhere Schulbildung erhielt. Auch als er bald darauf seine Stimme verlor, blieb er auf dem Gymnasium und übte sich auf dem Clavier, der Orgel und der Violine. Auch wanderte er bisweilen nach Hamburg, das in musikalischen Dingen damals eine Rolle spielte; doch zog ihn nicht die gefeierte Opernbühne an, sondern das Orgelspiel des Meisters Johann Adam Reinken an der Katharinenkirche. Bisweilen besuchte er auch Celle, wo

der damalige Herzog eine meist aus Franzosen zusammengesetzte Hofkapelle hielt, in welcher der neuere französische Geschmack cultivirt wurde. So blieb er unter Studium und Wanderungen bis zum Jahre 1703 in Lüneburg; da erhielt er durch Vermittelung seiner Thüringer Verwandten eine Stelle als Violinist in der Hofkapelle zu Weimar.

So hatte Sebastian mit dem 18. Jahre seines Lebens die Lehrjahre beendet und konnte anfangen, die ersten Bausteine zu dem Tempel des Ruhmes zusammen zu tragen, den er sich in einem langen und mühevollen Leben in seinen Werken mit so glänzender Pracht aufgeführt hat. Er muß schon zu jener Zeit ein gewisses Ansehen als Musiker, große Geschicklichkeit im Orgelspiel und ziemliche Kenntniß als Contrapunctist gehabt haben. Denn noch in demselben Jahre ward er für die Organistenstelle an der neuen Kirche zu Arnstadt berufen, jener uralten thüringischen Stadt, wo bereits drei Mitglieder seiner Familie mit Ehren als Organisten fungirt hatten. Für die ganz neue Orgel jener Kirche ward Bach der erste Organist und trat sein Amt am 1. Juli 1703 an. Die Stellung beschäftigte ihn nur wenig und ließ ihm viel Muße, war aber auch kläglich besoldet. Er hatte 30 Thaler und 50 Gulden einzunehmen, und da war es ein Glück, daß er sich früh an Entbehrungen gewöhnt hatte. Unter den allerbescheidensten Anfängen also hat hier in Arnstadt der musikalische Genius Bachs sich zu entfalten begonnen: denn der junge Organist, der als Spieler auf seinem Instrumente bereits einen hohen Grad der Vollendung erreicht hatte, wandte sich nun auch der Composition mit Eifer zu. Welchen theoretischen Unterricht er eigentlich und bei wem genossen, läßt sich nicht mehr bestimmen; wahrscheinlich hat er sich vorwiegend selbst seine Bahn gesucht im unermüdlichen, eisern fleißigen Studium der Arbeiten hervorragender Meister. Ward ihm zwar ohne Zweifel bei der auch in ihm liegenden glänzenden musikalischen Begabung der Familie Bach dies Studium viel leichter als manchem Anderen, so ist doch gewiß sein Bildungsgang ein langsamer gewesen. Als er schon längst ein gefeierter Orgelspieler war, hatte er als Componist noch keinen Namen, während sein Zeitgenosse Händel, der allerdings durch die äußeren Lebensverhältnisse mehr begünstigt wurde, schon mit 19 Jahren einen glänzenden Namen hatte. Mit der ihm eigenen Ausdauer arbeitete Bach so anhaltend und emsig, daß er oft die Nächte zu Hülfe nehmen mußte. Was er am Tage ohne den Gebrauch des Klaviers aufgeschrieben hatte, das lernte er in der folgenden Nacht spielen. Diese Studien in Verbindung mit seinen großen natürlichen Anlagen, der ererbten Auffassung der Musik, seinem von Anfang an ernsten Charakter und seinem kirchlichen Beruf mußten ihn nothwendiger und natürlicher Weise zur besonderen Vorliebe für den ernsten Stil und für die Verarbeitung kirchlicher Motive führen. Das Herrschen der Form, die Unterordnung unter den Zeitgeschmack und conventionell Hergebrachtes sind in den wenigen Werken, welche uns aus jener Zeit erhalten worden, und zu denen unter Anderen das bekannte Capriccio auf die Entfernung eines Freundes gehört, leicht erkennbar. Auch hier schon treten die Blitze seines Geistes, die Sonnenblicke einer mächtigen Schöpfungskraft sichtbar hervor; aber sie sind vereinzelt, der Zusammenhang im Ganzen fehlt. — Mit seiner Kirchenbehörde stand Bach nicht im besten Vernehmen. Ganz erfüllt von den musikalischen Gedanken, die ihn bewegten, ließ er seinen Ideen beim Orgelspiel oft freien Lauf und brachte dadurch gelegentlich die Gemeinde ein wenig in Verwirrung. Darüber geriethen denn die Perrückenstöcke im Kirchenvorstand in Harnisch, waren auf den excentrischen Musikanten, der weder den Schülerchor noch die Gemeinde nach dem alten Zopf leitete, sehr zornig und fingen allerlei Streitigkeiten an. Bach ließ es denn endlich auch nicht an Rücksichtslosigkeit fehlen. Als ihn einmal das Verlangen ergriff, den berühmten Organisten Dietrich Buxtehude an der Marienkirche in Lübeck, den auch Händel 1703 besucht hatte, kennen zu lernen, erbat und erhielt er einen Urlaub von vier Wochen im Jahre 1705; er wollte „ein und anderes in seiner Kunst begreifen“. Zu Fuß machte er in schlechter Jahreszeit die Reise von 60 Meilen und ließ nun aus den vier Wochen ein Vierteljahr werden, bis ihn seine erschöpften Geldmittel zwangen heimzukehren. Nun hatte die Behörde nicht bloß über seine „wunderlichen Variationen“ zu klagen, sondern auch über die eigenmächtige Verlängerung des Urlaubs, mit der er wohl selbst einen Bruch herbeiführen wollte. Nach einigen Verhandlungen erfolgte denn auch dieser Bruch, und Sebastian ward 1707 als Organist nach Mühlhausen berufen.

Auch diese Stelle war herzlich schlecht, allein Bach hatte dort mehr Aussicht auf Erfüllung seiner Lieblingsaufgabe, der Hebung und Ausbildung der Kirchenmusik; denn diese Aufgabe hat er nicht etwa erst in Leipzig sich gestellt, sondern längst vorher mit sich herumgetragen. So klein die Kreise waren, in denen sich seine äußerliche Existenz bewegte, so hoch und erhaben waren die Gedanken, mit denen sich sein Geist über jene Kreise erhob. Die Stellung in Mühlhausen hat übrigens nicht lange gedauert. Er fühlte sich dort ziemlich wohl und stand in gutem Verhältniß zur Behörde, die er mit einer Cantate begrüßte, auch hatte er sich einen häuslichen Heerd begründet, indem er eine Anverwandte, Maria Barbara Bach, Tochter des Organisten zu Gehren, heimgeführt hatte. So würde er leidlich in Mühlhausen gelebt haben, allein man erinnerte sich seiner in Weimar, und da er hier noch bessere Aussichten auf Verwirklichung seiner künstlerischen Pläne hatte, so folgte er schon im Jahre 1708 einer Berufung als Kammer- und Hoforganist zum Herzog Wilhelm Ernst.

In dem reizenden, schon damals geistig belebten Weimar fand er nun den größeren Wirkungskreis, den er suchte, und die Freiheit der Bewegung, deren er bedurfte. Hier begann er die selbständige Laufbahn, auf welcher er eine der glänzendsten Erscheinungen seines Vaterlandes werden sollte, hier betrat er zuerst den Weg nach jener zu seiner Zeit einsamen Höhe, auf der wir ihn noch jetzt mit Staunen und Bewunderung einen Theil der Gegenwart und die Zukunft seiner Kunst beherrschen sehen. Hier brachte er zugleich seine Meisterschaft auf dem Clavier und der Orgel zur Vollendung. Als er einen Ruf nach Halle erhielt, machte ihn der Herzog zum Concert- und Kapellmeister, als welcher er geistliche Musik componiren und dirigiren mußte. Er hatte eine ungemein angenehme Stellung und fühlte sich sehr wohl.

Im Jahre 1717 verließ Bach Weimar und folgte dem Ruf als Kapellmeister bei dem Fürsten Leopold von Köthen, einem sehr gebildeten Mann und ausgezeichneten Musikkenner. Bei diesem Gönner hat er die Jahre von 1717 bis 1723 zugebracht und eine angenehme, ruhige Existenz gehabt, die ihm viel Zeit ließ für seine Studien. Der Kirchendienst nahm ihn wenig in Anspruch, die Beziehungen zum Fürsten waren recht freundlich, doch sind die Nachrichten über den Köthener Aufenthalt sehr dürftig, da das Hofarchiv der kleinen Residenz nichts enthält; man ist geneigt anzunehmen, daß große Theile jenes Archivs als Makulatur in den Butterladen gewandert sind. Die Musikwerke, die Bach in Köthen geschaffen hat, sind nicht so sehr zahlreich, aber sie zeigen seine bedeutenden Fortschritte in geistiger und künstlerischer Entwickelung. Hier entstand der erste Theil des berühmten „wohltemperirten Claviers“, Sonaten und zahlreiche sonstige Musikstücke

für Clavier mit Begleitung anderer Instrumente, mehrere Concerte für Orchester-Instrumente, von Gesangsachen aber wohl nur die einzige Cantate „durchlauchtigster Leopold“ nach einem abgeschmackten Texte zum Geburtstage des Fürsten. Bach hat sie später zu einer Pfingst-Cantate umgeformt. — Was das Aeußerliche betrifft, so hatte er in Köthen viele Erlebnisse. Im Jahre 1720 starb, während Bach mit dem Fürsten in Karlsbad war, seine Frau, die Mutter seiner berühmt gewordenen Söhne Friedemann und Philipp Emanuel. Anderthalb Jahre später schloß er eine zweite Ehe mit Anna-Magdalena Wülkens, Tochter eines Musikers in Weißenfels. Sie hat ihn überlebt und war Mutter von sieben Kindern, von denen aber fünf früh starben; Johann Christof Friedrich und Johann Christian haben in der Kunstgeschichte bedeutende Namen. Um die musikalische Ausbildung seiner Frau war Bach eifrig besorgt; die Berliner Bibliothek besitzt noch zwei Bücher, in welche er selbst für sie Musikstücke hineingetragen hat. — In die Köthener Zeit fällt auch eine Reise nach Hamburg, und zwar 1722. Bach wollte den alten Organisten Reinken noch einmal sehen und zugleich sich um die Stelle an der Jakobikirche bewerben. Nicht nur Reinken, sondern ein zahlreiches Publikum lauschte entzückt dem Orgelspiel des Meisters, die Organistenstelle aber erhielt Bach nicht; sie wurde von der Kirchenbehörde verkauft an einen Mann, der sich das viel Geld kosten ließ. Für Bach war es übrigens ein Glück, daß er nicht nach Hamburg kam; ihm war in Leipzig ein größerer und bedeutenderer Wirkungskreis bestimmt.

In Leipzig war das Cantorat zu St. Thomas durch den Tod Kuhnau's erledigt. Diese Stelle, schon seit dem 16. Jahrhundert von manchem bedeutenden Manne bekleidet, dann aber durch Bach zu einer der ersten Stellen Deutschlands gemacht, schloß dazumal die musikalische Herrschaft über Leipzig in sich. Der Cantor hatte den musikalischen Unterricht des bekannten Thomanerchors, war Dirigent für die Thomas-, Nikolai-, Petri- und neue Kirche, und hatte demnach eine umfassende künstlerische Thätigkeit. Wenn auch vom Leipziger Magistrat damals vielleicht nicht nach Gebühr geschätzt, war diese Stellung eine ungemein wichtige und ward auch als solche aufgefaßt von Bach, der 27 Jahre lang sie bekleidet und unter fast unglaublicher Thätigkeit seine künstlerische Höhe in ihr erreicht hat.*) Er ging nach Leipzig im Alter von 38 Jahren, in voller, männlicher Kraft; nicht leicht riß er sich aus seiner behaglichen Ruhe in Köthen und von seinem liebenswürdigen Gönner los, aber er that es um des größeren Wirkens willen, das er in Leipzig vor sich sah und zu dem es ihn mächtig hintrieb; auch spielte die äußerliche Verbesserung seiner Lage dabei eine Rolle. Im Mai 1723 ward er in seine neue Stellung feierlich eingeführt; es ward dabei sehr viel Musik gemacht und sehr viel gegessen. An dieser zweiten Thätigkeit betheiligten sich die Herren Geistlichen und der Magistrat allein, die ganze Feier indeß fand große Theilnahme in der Bevölkerung.

In diese Stellung trat nun Bach unter den glücklichsten Verhältnissen ein. Seine musikalische Entwickelung war vollendet, er trat das Amt in der Vollkommenheit an, in der ihn die Nachwelt mit Bewunderung und Staunen verehrt. Er zeigt von hier ab in seinen Arbeiten durchaus nur jenen ihm so eigenthümlichen Stil in der höchsten Vollendung, welcher seine Arbeiten vor den Tonwerken anderer Meister in einer nie wieder erreichten Weise ausgezeichnet hat. Er hat ihnen dadurch jenen besonderen Reiz verliehen, der das betrachtende Gemüth derart erfüllt, daß es sich schwer loszuwinden vermag aus dem Bann, mit dem es von diesen mystischen Kunstschöpfungen umwoben wird. Des sinnlichen Reizes entbehren sie der großen Mehrzahl nach, ohne daß dieser vermißt würde. Sie beschäftigen Verstand, Phantasie und Gefühl in ununterbrochenem Gange, indem sie der großen, erhebenden, feierlichen Gesammtwirkung, auf die sie berechnet sind, jede andere Rücksicht unterordnen. Es liegt in ihnen eine überzeugende Macht, welche selbst auf diejenigen ihre bestimmte Wirkung nicht verfehlt, die nicht nur den Standpunkt der alten Meister, sondern auch Bachs Polyphonie insbesondere als einen überwundenen betrachten. Wohl führen seine durchgehenden Stimmen und die dadurch hervorgebrachten eigenthümlichen Klangwirkungen nicht selten Härten mit sich, welche für einen Augenblick überraschend erscheinen. Doch läßt ihre Auflösung nie auf sich warten, und ehe das Schönheitsgefühl sich verletzt fühlen kann, ist es bereits befriedigt durch die unerwarteten Reize der Modulation, die sich daraus entwickelt haben. Daß auch Bach in einem Theile seiner Werke dem Formalismus verfallen mußte, wie dieser sich aus dem relativ beschränkteren Standpunkte der damaligen Kunst ergab, wer könnte es leugnen? Niemand hat es vermocht und vermag es, wie groß und gewaltig er uns erscheinen mag, sich so ganz und gar aus seiner Zeit loszuringen, daß nicht hie und da deren Einflüsse sichtbar bleiben müßten. Wir erkennen dies neben Bach an Mozart, Gluck, Haydn und Händel, und eine spätere Zeit wird es auch an Beethoven erkennen. Aber wie bei diesen großen Meistern, so betrachten wir diese „veralteten“ Theile von Bachs Composition nicht als etwas Wesentliches derselben, sondern als Ausnahmen.

Mit Erstaunen fragen wir uns, wo er die Zeit zu dieser umfassenden Thätigkeit gefunden, wie er sie überhaupt habe bewältigen können? Denn auch die reale Seite des Lebens verlangte von ihm ihren Zoll. Die Erziehung so zahlreicher Kinder, wie der Unterricht seiner Privatschüler erforderten fortwährend seine angespannteste Aufmerksamkeit. In der That würde die Fähigkeit schon allein zur physischen Leistung solcher Aufgaben unerklärlich sein, wenn dem großen Meister nicht zunächst jene Leichtigkeit zu Gebote gestanden hätte, vermöge deren er, der vor keiner Schwierigkeit zurückscheute, der umfassendsten Aufgaben, man möchte sagen spielend, Herr wurde. Zugleich aber besaß er jene durch nichts zu erschütternde Gewissenhaftigkeit, welche von sich selbst das Höchste verlangt, um das Höchste zu erreichen, und welche die Beschwerden des Augenblicks unbeachtet läßt um unübersehbaren Gewinnes so großer geistiger Errungenschaften halber. Diese sind ihm zu Theil geworden. Wie er als Lehrer und Virtuose auf dem Klavier das ganze System der Vergangenheit über den Haufen geworfen und sich zum eigentlichen Schöpfer der neueren Kunst des Klavierspiels gemacht, wie er in seinen Instrumental-Compositionen eine neue und glänzende Bahn beschritten hatte, während er im Orgelspiel noch immer unerreicht geblieben ist, so künden seine kirchlichen Musiken in ihrem eigenthümlich ausgeprägten Charakter den Protestanten Bach als den Tonsetzer des evangelischen Christenthums an, den Sänger des neuen Testaments, bewaffnet mit dem Schwerte des Glaubens, begabt mit dem Seherblicke, der die innersten Empfindungen eines gläubigen Herzens in sich aufnimmt, den Verkünder ernster Wahrheiten im Gewande des Propheten.

*) Dieser zweite Abschnitt der Lebensgeschichte Bachs soll gelegentlich vorgeführt werden.

Leuchtenberg.

Ballade.

Von Elise Ruperti.

Die munteren Hörner erklingen,
Sie laden den Waidmann zur Jagd,
Durch schattende Wälder zu dringen;
Der heitere Tag ist erwacht.

Und edele Ritter erscheinen,
Bewaffnet mit Speer und Geschoß;
Der stattlichen Schaar sich vereinen
Die Jäger, in fröhlichem Troß.

Sie führen die bellende Meute,
Gezügelt durch fesselndes Band,
Schon wittert sie gierig die Beute,
Kaum bändigt den Eifer die Hand.

Jetzt nahen zwei edle Gestalten,
Die Hoheit und Milde gepaart —
In schönem Vereine entfalten
Ein Bild sie der seltensten Art.

Der König ist es, der Allen
Als Heinrich der Vogler bekannt,
Und oft mit den tapfern Vasallen
Ein Schrecken dem feindlichen Land.

Die Stirn, der die Thaten entquillen,
Gebietende Hoheit umfloß;
Es sprach von dem eisernen Willen
Der Strahl, den das Auge ergoß.

Das liebliche Mägdlein daneben,
In goldener Locken Schein,
Von Anmuth und Liebreiz umgeben —
War Jutta, sein Töchterlein.

Er hält nicht Juwelen und Steine,
Die Krone von lauterem Gold
So hoch als die Perle, die reine —
Das Mägdlein züchtig und hold.

Das Licht schien dem Auge zu fehlen
Vermißt' er die theure Gestalt,
Beim Fest, in den prunkenden Sälen,
Beim Waidwerk, im schattigen Wald.

Oft fleht sie mit thauenden Augen
Zu schonen das zitternde Reh;
Doch ach! ihren Blicken entsaugen
Wohl Manche ein tieferes Weh!

Der Liebe Verlangen und Schmerzen
Entfacht sie, der Schuld nicht bewußt;
Es schlummert im eigenen Herzen
Noch tief ihr die Qual und die Lust.

Seht hin, man entfesselt die Meute,
Das Zeichen des Hornes erschallt;
Jetzt frisch auf die lockende Beute,
Es geht in den herrlichen Wald!

Der Spürhunde lautes Gebelle
Durchtönet weithallend die Luft,
Und scheucht, mit des Sturmwindes Schnelle,
Aus dem Lager das Wild und der Kluft.

„Schau Vater, die weißliche Hinde“,
Rief Jutta, „das reizende Thier!
Laß folgen der Spur mich geschwinde,
Ich fange und zähme sie mir.“

Den König derweil, die Genossen,
Vergnügte des Waidmannes Lust,
Manch' edler Hirsch lag geschossen,
Verendend mit blutender Brust.

Dann kehret er wieder zum Orte,
Wo zögernd sein Kind er verließ,
Und Jutta, mit schmeichelndem Worte,
Die baldige Rückkehr verhieß.

Doch ach! ihre Spur nicht zu schauen —
Dem Ruf keine Antwort erschallt —
Es faßt ihn ein bangendes Grauen,
Denkt er an den endlosen Wald.

Er führet das Hifthorn zum Munde,
Bald ruft die Genossen sein Ton;
Kaum giebt von dem Unfall er Kunde,
Zerstreuen sie suchend sich schon.

Bis spät in dem dämmernden Schweigen
Die Stimmen des Tages verhallt,
Und tiefer die Schatten sich neigen,
Durchirren sie forschend den Wald;

Doch Tage und Wochen entschwinden,
Das Mägdelein kehrt nicht zurück,
Der Eifer die Holde zu finden
Wird nimmer gekrönet vom Glück.

Schon färben sich herbstlich die Blätter
Des Waldes mit goldenem Schein,
Da irrt noch in Sturm und in Wetter
Der trauernde König allein.

Sein gramvolles Antlitz, das bleiche,
Es achtet nicht Regen noch Wind,
Er forscht nach der Theueren — Leiche,
Nicht mehr nach dem lebenden Kind.

Bald deckt mit dem weißen Gewande
Der Wald sich ringsum und die Flur;
Des Winters erstarrende Bande
Verhüllen dem Sucher die Spur.

II.

Es säuseln so linde die Lüfte,
Entführend von fern und von nah
Der Blüthen balsamische Düfte —
O Wonne, der Frühling ist da!

Er wandelt zum Himmel die Erde,
Umkränzt ihr mit Blumen das Kleid,
Er bannet die finstre Beschwerde
Und lindert das quälende Leid.

Ein Wandrer von Schwermuth befangen,
Durchirrend den einsamen Wald,
Gewahrt nicht das üppige Prangen,
Noch lauscht er dem Sang, der erschallt.

Denn ach! einem Vater im Leide,
Dem spurlos sein Liebstes entschwand —
Ihm trägt auch im bräutlichen Kleide
Die Erde ein Trauergewand!

Noch einmal ist wiedergekehret
Der König, bei Lenzesschein,
Und suchet, von Grame verzehret,
Des lieblichen Kindes Gebein.

Die flüchtigen Stunden entschwinden,
Schon senkt sich das goldene Licht;
Den Ausgang des Waldes zu finden
Vermag, bei dem Dunkel er nicht.

So irret er weiter auf Wegen,
Die nimmer sein Fuß noch betrat;
Da schimmert ein Licht ihm entgegen,
Es führet ins Freie der Pfad.

Und hart an des Waldes Rande
Erhebt sich ein Berg aus dem Thal,
Der tröstenden Hoffnung zum Pfande,
Erhellet den Gipfel ein Strahl.

Und als er die Höhe erklommen,
Da sieht eine Burg er, ein Thor,
Kaum hat man sein Klopfen vernommen,
So treten zwei Knappen hervor.

„Ihr werdet nicht Obdach versagen
Dem irrenden Wanderer hier,
Im Wald war ich unlängst zum Jagen:
Doch fremd ist mir dieses Revier.“

„Die Burg ist dem Wanderer offen,
O Herr, wenn er Einlaß begehrt,
Und frohen Empfang dürft ihr hoffen,
Und Labung am gastlichen Herd.

Herr Gebhard, so heißt unser Ritter,
Verweilet im räumlichen Saal;
Mit Sang und dem Spiele der Zither
Ergötzt ihn sein junges Gemahl.“

Man führet ihn hin zu dem Raume
Von heiterem Lichte erhellt,
Da schaut er, als wär' es im Traume,
Ein Bild aus der besseren Welt;

Denn Jutta, die todt er vermeinte,
Entschwebet zu himmlischen Höhn,
Die Theure, die schmerzlich Beweinte —
Steht vor ihm, so lieblich und schön!

„Mein Vater!“ ruft sie, es umstricken
Zwei liebende Arme ihn fest —
In sprachlosem, starren Entzücken
Hält er an die Brust sie gepreßt;

Und Thau von dem reinsten der Triebe,
Der sterbliche Wangen benetzt,
— Des Vaters geheiligte Liebe —
Umperlet das Auge ihm jetzt.

„O laß mich dir sinken zu Füßen,
Vergebung erflehn meiner Schuld;
Nicht hart genug kann ich es büßen,
Daß je ich vergaß deiner Huld!

Als, Vater, ich einst dich verlassen,
Gelockt durch die Hinde vom Pfad,
Da mußt ich im Walde erblassen,
Wenn mir nicht der Retter genaht.

Nicht hört ich die Hörner mehr klingen,
Dein liebender Ton war verhallt,
Mein Ruf konnte zu dir nicht dringen,
Und überall — endloser Wald!

Ich flehte zu Gott um Erbarmen,
Und siehe — mein Gebhard war nah;
Ach Vater, verzeihe der Armen,
Nicht weiß ich wie da mir geschah.

Ein Engel des Trostes im Leiden —
So naht er, zu enden die Noth;
Doch ach, von dem Theuern zu scheiden,
Es dünkte mich zehnfacher Tod!

Er wagte nicht bei dir zu werben,
Ich trug nicht der Trennung Qual;
Denn ohne ihn mußt ich ja sterben —
So ward ich sein eh'lich Gemahl.«

»Mich straft für die frevelnden Triebe,
Nur mein ist — rief Gebhard — die Schuld;
Mit flehenden Worten der Liebe
Gewann ich der Theuersten Huld.«

»Die werther mir ist als die Krone.«
Ihr warst du ein Retter in Noth;
So nehm' ich dich an nun zum Sohne,
Doch halte sie hoch, bis zum Tod!

Und weil mir vom Berge der Schimmer
Geleuchtet zu Freude und Glück,
So trag' einen Namen, der immer
Die Stunde mir rufe zurück.

Dich »Leuchtenberg« will ich erheben
Zu edelem Grafengeschlecht;
Doch edler noch möge durchbeben
Der Drang dich für Tugend und Recht;

Denn wer nicht wie Leuchte von Bergen
Den Niederen strahlt als ein Licht —
Der steige herab zu den Zwergen,
Die Höhe gebühret ihm nicht!

* Jahresbericht des Bremischen Künstlervereins für 1864—1865.

Man hat sehr häufig die Behauptung aufgestellt, daß eine Handelsstadt, in welcher vorwiegend materielle Interessen Unterstützung finden, keinen günstigen Boden für die Pflege der Kunst biete. Wenn auch bei oberflächlicher Betrachtung diese Ansicht eine gewisse Berechtigung hat, so belehrt uns doch die Kunstgeschichte eines Anderen. Wir finden nämlich beim Studium des Ursprungs sehr vieler hervorragenden Kunstwerke, daß dieselben da entstanden sind, wo das Vorhandensein großer materieller Mittel die Besitzer derselben ganz naturgemäß dahin führte, sich nicht allein eine behagliche, sondern auch, um ihren Reichthum zu beweisen, eine glänzende Umgebung zu verschaffen. Mit dem Besitze der Kunstwerke wurde das Verständniß und die Erkenntniß ihrer hohen Bedeutung entwickelt.

So finden wir die fürstlichen Kaufleute von Florenz, Venedig und Genua, die reichen Handelsherren in Augsburg und Nürnberg, in Brügge und Antwerpen einzeln sowohl als in Corporationen in der Kunstpflege mit einander wetteifern.

Die Kunstwerke, welche wir in den Museen fürstlicher Residenzen im buntesten widerwärtigen Gewirre aufgespeichert finden, forderten einst in den Kirchen zur Andacht auf, weckten in den Rathhäusern den Patriotismus und waren Monumente wichtiger Familienereignisse in den Häusern wohlhabender Bürger.

Aber die Kunst wurde dem Volke und dem Boden, auf dem sie gewachsen und gute Früchte getragen, entrissen und zur Treibhauspflanze gemacht, die Künstler dem Leben vollständig entfremdet. Dieser traurige Zustand ist von wahren Freunden der Kunst vollständig begriffen und aller Orten entwickelt sich ein lebendiges Bestreben sie wieder ins volle Leben einzuführen. Wo aber wäre dies leichter anzubahnen als in den Städten, wo ein unabhängiger Bürgerstand eines blühenden Wohlstandes sich erfreut. Klein nur war der Verkehr in den italienischen und flandrischen Handelsstädten im Vergleich zu dem gewaltigen Strome des Welthandels, der sich durch die Thore unserer großen Handelsstädte zieht und doch zahlten jene der Kunst solchen Tribut, daß ihre Fülle von Kunstschätzen noch heute die Bewunderung der Welt erregt und Allen die Lehre giebt, daß da der Boden der Kunst ist, wo das frischeste Leben pulsirt. Wo könnte diese Lehre erfolgreicher gepredigt werden, als in unserem Vereine, in welchem sich einer kleinen Zahl von Jüngern der Kunst fast alle angeschlossen haben, die in Bremen Intelligenz, Einfluß und Wohlhabenheit besitzen, als auf dem Boden wo vor Jahrhunderten die ersten Keime bremischen geistigen Lebens sich entwickelten, unter den Bögen, unter welchen schon tausende getränkt worden sind aus dem Borne classischer Bildung. Hier saß Olbers und legte die Fundamente seines eminenten Wissens, das ihm einen Ruhm brachte, den zu theilen Bremen nur zu gerne bereit ist.

Und in der That hat es an eindringlichen Worten nie gefehlt; es ist nie unterlassen, wo die Gelegenheit sich bot, im Ernst und Scherz der Kunst die Wege zu bahnen. Es ist schon zu einer gewissen Pflicht geworden, Alles was im kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Leben aus dem Alltäglichen heraustritt, ideal zu gestalten, und stets wurde versucht die Träger der großen bremischen geschäftlichen Thätigkeit mit der Wahrheit vertrauter zu machen, daß die Kunst im Leben ihre volle Berechtigung hat. Nur klein im Verhältnisse zu dem großen Umfange des Vereins waren natürlich die Kreise, in welchen ein solcher wechselseitiger Verkehr stattfinden, in denen ein Austausch der Ideen vermittelt werden konnte, um für die Kunst günstige Resultate zu erzielen. So ist ein bedeutendes Quantum geistiger Arbeit vollständig verloren gegangen, ohne daß auch nur der Versuch gemacht werden konnte, dasselbe dem ganzen Vereine zugänglich zu machen. Es ist deshalb der Plan lebhaft besprochen worden, den leitenden Kreisen ein Organ zu schaffen, welches sie mit allen denen, die es wünschten, über Fragen des wissenschaftlichen und künstlerischen Vereinslebens in den unmittelbarsten Verkehr setzen könnte, und alle Aussicht ist vorhanden durch die Verbindung des Sonntagsblattes mit den Interessen des Vereins dem oben ausgesprochenen Wunsche genüge zu leisten.

Es darf nicht unterlassen werden, hier den Wunsch auszusprechen, daß der Ausführung dieser Idee die lebhafteste Unterstützung zu Theil werden möchte. Stellen wir nun eine Betrachtung dessen an, was der Verein im verflossenen Jahre geleistet hat, so tritt zunächst eine That in den Vordergrund, der eine große Bedeutung nicht abzusprechen ist.

Als überall im nördlichen Theile unseres Vaterlandes der Wunsch sich zu erkennen gab das Andenken Ansgars zu feiern, aber sehr bald die Gefahr drohte, daß der Apostel des Nordens durch den Eifer der verschiedenen kirchlichen Partheien ein Gegenstand häßlichen Haders werden würde, da zeigte es sich, daß der im Vereine gepflegte Geist schon ein mächtiger geworden. Nicht als fanatisch eifernder Mönch, wie ihn durchaus unhistorisch die römische Kirche seit Jahrhunderten dargestellt, sondern als ein Mann von hohem Geiste, erhabener Frömmigkeit, energischem Charakter, idealer apostolischer Gestalt, so wie er am Tage der Feier mit beredten Worten geschildert worden, so wird er fortleben von nun an bei allen, die sein Marmorbild, das Werk eines uns angehörenden vortrefflichen Künstlers, — die That unseres Vereins — geschaut haben. Eine andere nicht minder erhebliche That ist die Herausgabe des Werks »Denkmale der Bremischen Geschichte«. Das vortreffliche Buch führt uns in die glücklichste Zeit der vaterstädtischen Kunstgeschichte, in das letzte Decennium des 16. und in die beiden ersten Decennien des 17. Jahrhunderts. Die architektonischen und decorativen Werke dieses Zeitraums, welche auf bremischem Boden entstanden, sind von geistreicher Erfindung, voll heiterer Motive und bekunden eine bewunderuswerthe technische Fertigkeit unserer Vorfahren. Die innigste Verbindung der Kunst mit dem Handwerk hat hier wie zu allen Zeiten der Kunstblüthe glänzende Resultate zu Tage

gefördert. Hier ist der Anknüpfungspunkt für die Förderung der künstlerischen Thätigkeit der jetzigen Zeit; denn nur im innigsten Anschlusse an das Vorhandene ist eine gesunde Entwickelung des Neuen möglich. Mit der Restauration des Rathhauses im wohlverstandenen Geiste der herrlichen Façade gründen wir die vortrefflichste Schule für das Kunsthandwerk.

Die langersehnte Restauration des Gebäudes, welches in der Kunstgeschichte eine hervorragende Stelle einnimmt, welches der Stolz unserer Stadt ist, mit Allen zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern, das ist eine würdige Aufgabe des Vereins. —

Unter den Vorträgen, welche das verflossene Jahr dem Vereine brachte, ragen die besonders hervor, welche die Cultur- und Kunstzustände eines bestimmten Zeitabschnittes der Geschichte beleuchteten. Nach einem einleitenden Vortrage über die Aufgabe des Historikers wurde in mehreren Vorträgen die Kreuzzüge und ihr Einfluß auf die Culturzustände Europa's, so wie speciell auf das literarische Leben des Abendlandes geschildert. Die Entwicklung des christlichen Kirchenbaues aus der römischen Basilika im Romanischen und im Uebergangs-Stile wurde an Abbildungen der wichtigsten Bauwerke dieser Bauperiode in anderen Vorträgen nachgewiesen. Mit Vorträgen über die westphälischen Vehmgerichte sowie über das Leben der Wissenschaft im Mittelalter fanden die historischen Vorträge im vorigen Vereins-Jahre einen Abschluß; allein es ist alle Aussicht vorhanden, daß in diesem Jahre eine Reihe von Vorträgen gehalten wird, die sich den oben erwähnten organisch anschließen.

Eine sorgfältige Pflege ist auch im verflossenen Jahre der Musik zu Theil geworden. Es ist nicht genug anzuerkennen daß die Musiker allezeit bereit waren, selbst unter großen Opfern, ihre schöne Kunst zu fördern.

Zwei musikalische Abende brachten uns Belehrungen über Componisten der Gegenwart und gaben dem Vereine Gelegenheit characteristische Compositionen derselben kennen zu lernen. Händel und sein Oratorium Samson wurde in einem Vortrage besprochen und die Aufführungen einer großen Zahl musikalischer Compositionen bot den Mitgliedern des Vereins reiche Genüsse.

Auch die untere Halle hat besonders an den Vereinstagen ihre Anziehungskraft bewährt. Der heitere gesellige Verkehr, welcher zu allen Zeiten ein Bedürfniß künstlerischer Kreise gewesen, fand beim Stiftungsfeste und anderen kleineren improvisirten Festlichkeiten in harmlosen, oft von feinem Geiste belebten Scherzen, die den Betheiligten zum Theil unvergeßlich sein werden, seinen Höhepunct. Werfen wir noch einen Blick zurück auf die Reihe von 9 Jahren, welche der Verein durchlebte, betrachten wir die Resultate, die in diesem Zeitraume erzielt worden, so können wir vollständig befriedigt sein und müssen dankbar derer gedenken, die voll Vertrauen der guten Sache stets geistige und materielle Mittel zur Verfügung gestellt haben.

Möge der Verein durch ein aufrichtiges Streben, durch lebendige Thatkraft sich dieses Vertrauen stets bewahren, und nie das Ziel aus dem Auge verlieren, das er sich gesteckt hat: der Mittelpunct aller geistigen Bestrebungen Bremens zu sein.

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. Molieres Lustspiele, übersetzt von W. Grafen Baudissin. — Reicke. Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise. — Galen. Die Töchter des Diplomaten. — Erasmus v. Rotterdam. Historisches Spiel aus der Reformationszeit. — Scheller. Der letzte Großkanzler auf Rhodus. — Widmann. Iphigenie in Delphi. — Doornkaat-Koolmann. Die Unendlichkeit der Welt. — Winterfeld. Humoristischer Reisebegleiter nach England. — Koffka. Iffland und Dalberg. — v. Köppen. Ein Strauß für Schleswig. — Schenkel. Die protestantische Freiheit. — Ghillany. Europäische Chronik.

* In dem neuesten, aus Varnhagen's Nachlaß erschienenen Werke: „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense" (Leipzig, bei Brockhaus, 1865), welches das allermannigfaltigste Interesse bietet, findet sich auch folgender Brief Bettinens an Goethe:

Berlin, den 8. März 1832

(Feder-Vignette von Rumohr.)

„Alte Zeiten kehren wieder, du siehst's an der Vignette, sie ist auch von Rumohrs Hand an meinem Schreibtisch gemacht, wie die vor zwanzig Jahren, unter die ich die Ergießungen eines von den ersten Strahlen der Maisonne eröffneten Herzen schrieb.

Wahrlich heute, wie damals, sauge ich noch aus dir alle Energie des Lebens, wie damals mäßigt, kräftigt der Gesang deiner Lieder meine geistigen Regungen, besonders bei meinen unmündigen Versuchen in der Kunst, wenn ich sie nach der Natur zu copiren strebe, und mir das ewige Spiel, das ununterbrochen Well' auf Welle Hinwallen des Lebensstromes die Sinne verwirrt. Dann geh' ich zum Concentriren meiner Gedanken ans Clavier, und componire irgend eines deiner Lieder, dessen Rhythmus dem meiner Empfindung entspricht; und wenn ich durch die langen, endlosen Straßen Berlins gehe, dann singe ich sie bei dem Gerassel der Wagen, und schreite somit im leichteren Tact dahin durch das geistige Leben, wie der gewöhnliche Haufe der Menschen; und somit führen mich die geistigen duftenden Regungen deiner Jugend wahrscheinlich bis zu meinem Grab, bis daß denn die irdischen Blumen über die geistigen die Decke ausbreiten mögen.

Alle Menschen, die mich näher kennen, haben mich lieb; kennst du denn mich gar nicht mehr? —

Wenn du wüßtest, wie sehr weh du mir thust! In mein Leben kann ich hinein sehen wie ins klare Wellenspiel, aber in die Arme, die mich einzig mit Liebe umfaßt haben, darf ich mich nicht denken; die Wahrheit, die einzige, die den Werth ihrer Verwirklichung in sich trägt, ist aufgehoben von dir selbst, der doch Athem ihrem Leben eingehaucht.

Vergesse, vergesse und umfasse mich neu in diesem Kinde, was dir die gewagten Zeilen mit unbefangenem Vertrauen darbietet; es will Deutschland nicht verlassen, ohne von deinem Anblick gesegnet zu sein."

Bettine.

— Freytags Roman „Die verlorene Handschrift" ist in englischer Uebersetzung erschienen: „The Lost Manucript. Translated by Mrs. Malcolm," und wird von der englischen Kritik mit achtungsvoller Anerkennung beurtheilt; nur scheinen die darin behandelten Verhältnisse den Engländern etwas zu specifisch deutsch zu sein. Das Athenäum klagt, daß der allzu melodramatische Ausgang enttäusche, und nicht im Einklang stehe mit der sonstigen Durchführung und den besten Theilen des Buchs; an anderer Stelle aber bemerkt derselbe Kritiker: „Lange Zeit hindurch bleiben wir im unklaren, ob wir eine wirkliche Geschichte vor uns haben, oder nicht. Zuerst erscheint alles zusammenhanglos und über die Maßen willkürlich aneinandergereiht. Hr. Freytag hat eine große Leinwand genommen und zu sehr ins Detail gemalt. Haben wir jedoch das Ende des Romans erreicht, so schauen wir zurück und erkennen die genauen Beziehungen aller Theile untereinander, und ein Gefühl von der Vollständigkeit des Werks macht sich bei uns geltend." — Die Saturday Review, in ihrer Uebersicht deutscher Literatur, erwähnt u. A. „Renaissance und Rococo in der Römischen Literatur, von M. Hertz," mit verdientem Beifall.

— Emanuel Geibel ist mit einem neuen Drama: „Sophonisbe" beschäftigt. Julius Grosse schreibt an einem „Philopömen." Barbieri soll soeben mit einer neuen Oper: „Saul" beschäftigt sein und sich dazu selbst das Scenarium entworfen haben. Im Carlo-Felice-Theater in Genua hat, wie berichtet wird, jüngst eine neue Oper „Hamlet" von Faccio, einem bis jetzt ganz unbekannten Componisten, Sensation gemacht. — Von Luis Schubert wurde eine Operette „Wer ist der Erbe?" in Dresden zum ersten Male aufgeführt, welcher gar zu große Trivialität des Libretto's nachgesagt wird. — In Weimar wurde am 21. Mai eine neue Oper von P. Cornelius unter dem Titel „Der Cid" gegeben und fand Aufnahme. — R. Benedix hat bereits ein neues Lustspiel in 3 Acten geschrieben unter dem Titel: „Herrschsucht".

— Der Ausschuß des Luther-Denkmal-Vereins hat seinen Jahresbericht für die Jahre 1863 bis Juni 1865 ausgegeben, dem wir folgendes entnehmen: Was die Bildhauer-Arbeiten betrifft, so sind bekanntlich die Figuren von Luther und Wiclef noch aus Rietschels Meisterhand hervorgegangen. Huß und Savonarola, ersterer von Hrn. Kietz und letzterer von Hrn. Donndorf, waren ebenfalls schon vor zwei Jahren vollendet. Seitdem wurden von den vier großen Eckfiguren drei, nämlich Friedrich

der Weise von Sachsen, Philipp der Großmüthige von Hessen und Reuchlin, außerdem die 31 Städte-Wappen, die acht Portrait-Medaillons von Johann und Johann Friedrich von Sachsen, Zwingli und Calvin, Jonas und Bugenhagen, Hutten und Sickingen, zu Ende gebracht, und nach vorausgegangener Begutachtung von Seiten des Beiraths, der HH. Director Dr. Schnorr v. Carolsfeld und Professor Dr. Hähnel, in die Gießerei Lauchhammer abgeliefert. Petrus Waldus, die vierte sitzende Eckfigur am Hauptpostament, von Hrn. Donndorf, und die vierte große Eckstatue Melanchthon, von Hrn Kietz, sind nahezu vollendet. Die drei allegorischen Städte-Figuren Speyer, Augsburg und Magdeburg sind schon seit einiger Zeit angefangen; die vier Reliefs werden nun auch in Angriff genommen, und somit schreitet das große Werk allmählich seiner Vollendung entgegen.

— Rafael's „Madonna von Loreto“, welche seit den Zeiten der ersten französischen Revolution vermißt wird, aber schon mehrfach in vermeintlichen Originalien auftauchte, soll in den letzten Wochen bei einem Kunstliebhaber in Verona durch den Wiener Aquarellenmaler H. Stohl nun wirklich aufgefunden sein. Das Bild wurde, wie die Tagesblätter berichten, von seinem gegenwärtigen Besitzer vor einiger Zeit bei einem Bildhändler in Mantua gekauft und war damals bis zur Unkenntlichkeit mit einer Schmutzschicht überzogen. Nachdem der Käufer das Bild mit Terpentin gereinigt, soll sofort die Ahnung seines hohen Werthes in ihm aufgestiegen sein. Näheres ist natürlich abzuwarten.

— Das Grabmal Eugène Delacroix's auf dem Père-Lachaise wurde kürzlich ganz nach der Bestimmung des Verewigten im Beisein einer Anzahl seiner Freunde und Verehrer eingeweiht. Nach der Bestimmung des Testaments sollte kein Emblem, keine Büste oder Statue die Stätte schmücken, sondern irgend eine einfache Nachahmung eines antiken Denkmals oder eines solchen von Vignola oder Palladio. Die Erben haben eine Kopie des berühmten Scipionen-Sarkophages gewählt, auf deren Basis Name und Vorname des Meisters zu lesen sind. „Niemand wundere sich“, so sprach einer der ältesten Freunde des Verstorbenen bei der Einweihungsfeierlichkeit, „wenn er einfach nur diesen Namen liest auf diesem Stein! Delacroix hat an diesen Namen geglaubt. Um ihn mit dem Schimmer der Unsterblichkeit zu umgeben, hat er sich abgemüht sein Lebelang. Aber eben deßhalb verschmähte er die banale Verherrlichung durch ein Epitaphium und gestand nur der Zeit das Recht zu, ihm dereinst den Platz anzuweisen, der ihm gebühre.“

— Mit der Aufführung des „Messias“ im Krystall-Pallast zu Sydenham ist die dreitägige englische Händel-Feier am 26. Juni eröffnet worden. Viertausend Mitwirkende (deren die meisten ihre Dienste aus freiem Willen liehen) gehorchten dem Dirigentenstabe des Signor Costa Unter den Solisten ragten hervor die Damen Patti, Lemmens-Sherrington, Sainton-Dolby, die Herren Sims Reeves, Santley, Cummings und Weiß. Frl. Patti rechtfertigte ihren auf den Brettern der Oper erworbenen Ruhm einer begabten und hochgebildeten Sängerin auch in dem ernsteren, strengeren Stile des Oratoriums, und erreichte den Höhepunkt ihrer künstlerischen Darstellung in der Arie: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Dreizehntausend Zuhörer hatten sich in dem Krystall-Palast eingefunden. In England giebt es wohl keinen anderen Namen, der eine so starke Anziehungskraft auf die Verehrer der Musik ausübte, wie der Name Händel's; kaum ein anderes Werk, welches solche Massen begieriger Zuhörer anlockt, wie der Händel'sche „Messias“.

— Aus München schreibt ein Franzose an den Progrès de Lyon: „Ich bezweifle, daß Wagners Tristan je populär wird; denn er zeichnet sich nicht durch Klarheit und Einfachheit aus. Hingegen werden Musiker Schätze darin finden, und ich glaube nicht, daß je die Kenntniß aller Kräfte, worüber die Musik verfügt, so weit gegangen ist. Ich habe nie einer Oper beigewohnt, welche die Aufmerksamkeit so schnell ermüdet und erschöpft, welche eine so ungeheure Geistesanspannung erheischt; ich kenne aber keine andere mit so erhabenen und hinreißenden Schönheiten. Man muß dem jungen König Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ohne ihn wäre die Aufführung nie zu Stande gekommen; er hat mit aller Energie dazu gedrängt, und Wagners Triumph ist wahrhaftig der seinige. Die Haltung des Königs während der fünf Opernstunden war ebenfalls eine Merkwürdigkeit des Schauspiels. Seien Sie überzeugt, dieser junge Fürst wird von sich reden machen. Ein zwanzigjähriger König, freisinniger als seine Opposition, welche er anspornt, und vor den höchsten Problemen der Kunst nicht zurückscheuend, ist eine seltene Erscheinung in der Geschichte.“

— Der kürzlich verstorbene Landschaftsmaler Rollmann hat seine reichen Skizzenbücher und sonstigen Kunstwerke, deren Werth bedeutend sein soll, der Düsseldorfer Akademie vermacht.

* Die belgische Kunst hat so eben den schwersten Verlust erlitten, der sie treffen konnte. Wiertz ist am 18. Juni Abends im schönsten Mannesalter, in der vollen Blüthe seiner Schöpferkraft dahin gerafft worden. Vielfach mißverstanden und angefeindet, hatte sich seiner in den letzten Jahren ein Menschenhaß bemächtigt, welcher in seinen Werken auch seine entschiedensten Bewunderer nicht immer erquicklich berührte Aber ein Künstler war er in der höchsten und in der tiefsten Bedeutung des Wortes, und seine erstaunlichen, das innerste Menschenherz aufwühlenden Schöpfungen werden in hellem Glanze strahlen, wenn der Moder der Vergessenheit die zierlichen Albernheiten seiner zeitgenössischen Neider längst wird bedeckt haben. Anton Wiertz ist an der Rose gestorben, welche Anfangs nur den rechten Fuß, nach und nach aber den ganzen Körper ergriffen hatte. Man bemüht sich, die Erlaubniß auszuwirken, ihn seinem letzten Wunsche gemäß in jenem altberühmten Atelier beizusetzen, welches ihm gleichzeitig zur Wohnung diente und das gewiß kein deutscher Besucher der belgischen Hauptstadt unbewundert gelassen hat.

— Aus Wien ist die Nachricht eingelaufen, daß Sir Lascelles Wraxall, Baronet, daselbst nach kurzem Krankenlager gestorben ist. Er war als populärer Schriftsteller bekannt (sein **„Wild Oats“** ist in die Tauchnitzer Sammlung aufgenommen); für Deutschland ist sein Verlust insofern zu bedauern, als er durch seine Uebersetzungen manchen jüngern deutschen Schriftsteller bei dem englischen Publikum eingeführt hat. Der Verstorbene hatte sich erst vor kurzem in Wien niedergelassen.

* Theater. Im Sommertheater gastirte unter großem Beifall Frl. Schramm aus Berlin. Das Wallner-Theater, welchem sie angehört, ist der einzige Kunsttempel, welcher vermag, die Berliner Posse, wie sie insbesondere von Kalisch gestaltet worden ist, erträglich und verständlich zu machen. In dem vorzüglichen Ensemble, welches dort durch die Schramm, Helmerding, Reusche, Neumann u. A. hergestellt ist, erheben sich Bluetten, wie „Aurora in Oel“, „Gräfin Guste“, in denen bei anderer Darstellung mit bewaffnetem Auge keine Spur von gesundem Menschenverstand entdeckt werden kann, zu ungeahnter Höhe. In diesem Gebiete hat Frl. Schramm einen neuen Rollenkreis, das „Genre Anna Schramm“ geschaffen, — das verbildete Berlinerthum. Die Kammerjungfer Guste, die sich als Gräfin gerirt, „weil se de meeste Bildung het un de meeste Tornüre“, die Epiciersfrau Aurora, die in ihren Mußestunden in Oel malt und Reflexionen über die Kunst im Allgemeinen anstellt, sind Gestalten von feinster Ironie und schärfster Characteristik und doch aus der Zauberschale der Anmuth getauft. Frl. Schramm griff während ihres Gastspiels vielfach auf ältere Stücke, „die Braut aus Pommern“, „Guten Morgen, Herr Fischer“ u. s. w. zurück, und errang auch dort stürmischen Beifall; „doch alles das besaß ein anderer schon, wird nach dir mancher andere noch besitzen“; Aurora und Guste sind dein eigen.

Das Stadttheater öffnete sich unerwartet, um eine Pariser Tänzergesellschaft vorzuführen. Mit Ausnahme des Mr. Espinosa, eines fertigen Groteskkänzers, erhebt sich dieselbe an Kunstfertigkeit kaum zur Mittelmäßigkeit. Sie machte aber auch manche Hoffnungen und Befürchtungen zu Schanden, indem sie die culturhistorische Bedeutung des Cancan nicht mit voller Deutlichkeit darlegte.

* Künstlerverein. Am 26. Juni fand eine Sitzung der Abtheilung für bremische Geschichte und Alterthümer statt, in welcher Herr Dr. H. A. Schumacher über das Bremer Schützenfähnlein sprach. Wir werden den Inhalt des Vortrags in einer der nächsten Nummern ausführlich mittheilen.

— Am 28. Juni wurde die ordentliche Generalversammlung des Künstlervereins abgehalten, an der sich etwas über 100 Personen betheiligten. Es wurden der Jahresbericht und der Rechnungsbericht verlesen; den ersten haben wir oben im Wortlaut mitgetheilt; den letzteren werden wir in der nächsten Nummer bringen. Auf Vortrag des Herrn Schaffert wurde sodann einstimmig ohne Discussion für das bevorstehende Bundesschießen ein Beitrag von 100 ₰, der zur Anschaffung eines Ehrengeschenkes bestimmt ist, bewilligt. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurden die Herren Heinrich Müller, Diedrich Engel, Dr. H. A. Müller und Graef für die Aemter des Präsidenten, Vicepräsidenten, Bibliothekars und Rechnungsführers durch Acclamation wieder gewählt Schriftführer wurde Herr Dr. Alex. Meyer an Stelle des Herrn Dr. Schellhaß, der eine Wiederwahl abgelehnt hatte. In den Ausschuß wurden von der 1. und 5. Section die ausscheidenden Herren Kabisius und Schaffert wiedergewählt; in der 2., 3. und 4. Section fielen die Neuwahlen auf die Herren Otto Knille, G. Runge und Dr. H. A. Schumacher.

Gesuch. Wer hier in Bremen das **Glossary of terms used in Grecian, Roman, Italian and Gothic architecture**, 5. Aufl. **Oxford 1850** besitzt, wird freundlich gebeten, den Unterzeichneten davon in Kenntniß zu setzen.

Dr. H. A. Müller.
zeit. Bibliothekar des Künstlervereins.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 28. Bremen, 9. Juli 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Bettina und Varnhagen.

Von H. Düntzer.

Hermann Grimm hat in seinen „neuen Essays über Kunst und Literatur“, die überall den geistreichen Kopf und feinen Darsteller zeigen, ein bitter scharfes Urtheil über Varnhagen von Ense ergehen lassen. Man ist in neuester Zeit gegen Varnhagen viel zu verstimmt, als daß eine unbefangene Würdigung durchdringen könnte, aber eine so völlig einseitige Herabsetzung und schiefe Beurtheilung hätte man Hermann Grimm, der sonst so geschickt Charaktere auszulegen weiß, am wenigsten zutrauen sollen. Wir hören von ihm selbst, er habe ihn viele Jahre, nicht oft, aber zusammengerechnet, viel gesehen, lange und gern mit ihm gesprochen: aber er hat ihn nur rein äußerlich in geselliger Unterhaltung gekannt, von seinem edlen, herzlichen, innigen Wesen, von seinem Gemüthe ist ihm keine Ahnung aufgegangen. Was er Varnhagen mit Unrecht vorwirft, er habe vor den Menschen gestanden, wie der Astronom vor dem Monde, habe nur die ihm zugekehrte Seite gesehen, dessen macht er selbst sich vollauf gegen jenen schuldig, wenn er seine Verstimmung aus unbefriedigtem Ehrgeiz und Trieb nach Thätigkeit erklärt. Es wird eine Zeit kommen, wo man Varnhagens „Tagebücher“ vorurtheilslos prüft, wo man aus ihnen in Verbindung mit seinen Schriften und sonstigen Mittheilungen sich ein vollständiges Bild dieser denkwürdigen Persönlichkeit in ihrer ganzen geistigen Entwicklung zu entwerfen sich gedrungen fühlt: dann wird man, wir zweifeln daran nicht, als den Pulsschlag seiner Seele die Liebe zum großen deutschen Vaterlande und zu dessen eigenstem Führer Preußen erkennen und seinen Aerger, seine Bitterkeit, seine Schmähworte, die bei einem so feinen Geiste doppelt auffallen, weniger aus persönlichen Rücksichten, die freilich nie ganz schweigen, als aus der Enttäuschung seiner heiligsten vaterländischen Hoffnungen herleiten. Wenn in den „Tagebüchern“ manche Personen bloß von der Varnhagen widerwärtigen Seite erscheinen, so liegt dies in der Natur jener Aufzeichnungen, die keine Charakterbilder dieser Personen liefern, sondern Varnhagens geistige Begegnisse, das, was auf ihn wirkte, und wie es in seiner Seele sich spiegelte, vergegenwärtigen sollten. Aber gerade die herben Urtheile über manche von Grimm verehrte Personen haben seinen Angriff auf Varnhagen wesentlich bestimmt, wenn er auch selbst einen andern Umstand stärker betont. Der Hauptinhalt der „Tagebücher“ bestehe aus dem, was andere ihm gesagt; er habe dies aufgezeichnet und lasse es durch testamentarische Anordnung zum Drucke gelangen. „Alexander von Humboldt und Bettina von Arnim waren 30, 40 Jahre lang Varnhagens genaueste Bekannten. Sie kamen zu ihm und sprachen sich aus über das, was ihnen gerade die Gedanken beschwerte. Sie waren bald verstimmt, bald erregt, bald auch nur in guter Laune, sich recht frei gehn zu lassen, nahmen über Gott, König, Verwandte und Freunde kein Blatt vor den Mund, und sobald sie den Rücken gekehrt, notirt Varnhagen in der Stille, was er gehört, und auf seine Verfügung wird das Manuscript zu einer Zeit publicirt, wo Humboldt und Bettina freilich todt, viele von denjenigen aber, über die sie beide Varnhagen gesprochen, noch am Leben sind und sich zum Theil auf das empfindlichste beleidigt fühlen.“ Wir können nur erstaunt fragen: „Und das wäre Verbrechen?“ Humboldt war ein so ganzer Mann, daß alles, was er geäußert, bei richtiger Beurtheilung das Licht der Welt nicht zu scheuen braucht, und einer unrichtigen bleibt jeder große Mann eben so ausgesetzt, wie sie ihn gar nicht berührt. Wenn es aber manchen verletzen mag, daß Humboldt also über ihn geurtheilt, wenn manche ihn gern anders, eben so beschränkt, wie sie selbst, über viele Dinge denken ließen, so ist eine solche Enttäuschung keineswegs so gar bedauerlich, daß man deshalb das wirkliche Bild Humboldts, er von manchem jener Verletzten im Leben genug gelitten haben wird, ein Menschenalter lang verschleiern sollte. Und Bettina Arnim war in ihrer ausschweifenden Wunderlichkeit wahrlich bekannt genug, daß man über ein scharfes oder spottendes Wort von ihr sich am wenigsten beklagen darf, da sich in ihrem Kopfe die Dinge wunderlich gestalteten und man ihre Stimme als den strengen Ausspruch ernster Wahrheit nimmer gelten lassen wird, wie geistreich sie auch zu spielen und sich zu einer idealen Höhe emporzuschwingen wußte; gehören ja gerade ihre absonderlichen Urtheile so recht zum launig gaukelhaften Wesen dieser romantisch angewehten Natur. Aber nicht allein die Mittheilung von Bettinens Aeußerungen, bei denen jeder Verständige die

augenblickliche Aufregung wohl in Anschlag bringen wird, sondern auch Varnhagens Urtheil über ihr Verhalten wird Grimm erbittert haben, und doch war Varnhagen hier ganz in seinem Rechte, ja man kann sagen, er übte nur eine Pflicht gegen die Geschichte, wenn er Bettinens Bild durch die unmittelbaren Züge ihres lebendigen Auftretens uns vergegenwärtigte. Wir sprachen von einem Gefühl der Pflicht: daß diese überhaupt Varnhagen von Ense habe leiten können, daß er diese Aufzeichnungen geschrieben, um ein lebendiges Bild der fluthenden Bewegungen mit möglichster Unmittelbarkeit zu hinterlassen, ein Bild, wie es keineswegs auch durch das allergenaueste Vergleichen der Tagesblätter gewonnen werden kann, was Grimm zu verstehn giebt, und daß er der Ansicht gewesen durch das Hineinwerfen dieser Spiegelungen der seltsamen nächsten Vergangenheit auf die Entwicklung der Zeit zu wirken, daran denkt Grimm nicht im mindesten. Freilich stand auch Varnhagen auf einem Parteistandpunkte, das soll nicht geleugnet werden; ob seine frische, auf den unerschütterlichen Felsen der Freiheit, des Rechts und der Ehre ruhende Anschauung die wahre gewesen, darum handelt es sich hier zunächst gar nicht, nur darum ob es für die geschichtliche Darstellung jener von ihm gekennzeichneten Zeit und zugleich für die politische Strömung der Gegenwart von Wichtigkeit gewesen, daß ein solches Bild, das zum Theil die allerbesten Gewährsmänner uns hier malen, hingestellt und noch ehe der betreffende Kampf ausgekämpft, der Welt enthüllt wurde.

Bei Bettinen hat die Sache noch eine ganz besondere Seite. Denn sehen wir davon ab, daß ihre Bestrebungen in dem großen Bilde der mächtig erregten Zeit nicht fehlen durften, so ist sie ja ein öffentlicher Charakter geworden, sie hat sich in jene Bewegungen eingemischt, hat eine bedeutende Wirkung zu üben gesucht, und sie hat auch in Goethes Leben sich eingedrängt, hat auf ihn zu wirken sich angestrengt, hat endlich durch ihre Erdichtungen, die sie zu ihrer Verherrlichung mit dem vollen Anspruch auf Wahrheit der Welt geboten, zu ganz falschen Beschuldigungen des großen Dichters Veranlassung gegeben, die erst mit Mühe widerlegt werden mußten, und leider noch immer hier und dort fortwuchern, denen man erst ihre letzte Stütze raubt, wenn die wunderliche Mischung von Bettinens gaukelhaftem Wesen in vollem Licht erscheint. Darum sind wir Varnhagen zu warmem Danke verpflichtet, daß er nicht bloß in seinen „Tagebüchern“ Bettinens Erscheinen bei ihm uns lebendig schildert sondern auch ihre Briefe an ihn und Rahel mit höchst bezeichnenden Aufzeichnungen zu ihrer Charakteristik zur Veröffentlichung bestimmt hat. Sie liegen uns jetzt vor in der Sammlung „Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense“ (Leipzig, Brockhaus, 1865).

Bettina hatte sich an Goethe herangedrängt, der sich endlich ihrer lange lästigen Verehrung erwehren mußte, als sie seinen häuslichen Frieden störte, indem sie seine Gattin verächtlich behandelte, bis es zu einem ärgerlichen Streite mit dieser kam. Später kam sie ihm mit dem Entwurf eines Denkmals zu seiner Ehre, worin die nackte Psyche, die sich an ihn schmiegt, Bettinen selbst vorstellen und ihre Züge tragen sollte. Er konnte über dieses „wunderlichste Ding in der Welt“ nur lächeln, und meinte, mit einiger Veränderung könnte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben; daß es in kolossaler Weise in Marmor ausgeführt werden sollte, kam ihm nicht in den Sinn. Nach seinem Tode stellte Bettina sich nun gar als ein schwärmerisch ihn verehrendes, neckisch tolles Kind vor der großen deutschen Welt dar und übersetzte selbst das Buch trotz ihrer geringen Sprachkenntniß, ins Englische. Obgleich der Briefwechsel mit dem Anspruch der Wahrheit auftritt, so hat doch Bettina ihre wirklich an Goethe gesandten Briefe auf die allerwillkürlichste Weise umgestaltet, Zeit, Ort und Sachen verändert, und sie ist in ihren phantastischen Erdichtungen gar so weit gegangen, daß sie Goethes Sonette, die an eine ganz andere Dame gerichtet waren, nicht allein auf sich bezieht, sondern den Leser glauben machen will, Goethe*) habe diese Sonette aus ihren Briefen herausgefingert, indem er nur weniges umgestellt und geändert habe. Wie sie in dieser Täuschung während der Abfassung der Briefe immer weiter gegangen, das liegt ergötzlich zu schauen aller Welt vor. Ja Bettina war von ihrer Täuschung so umstrickt daß sie später betheuerte, die Goethe'schen Sonette seien wirklich aus ihren Briefen hervorgegangen. Varnhagen schrieb mir am 5. April 1858 in Bezug auf einen damals von einem Verehrer Bettinens gewagten ritterlichen Angriff gegen Lewes, der nach anderer Vorgang die Täuschung als solche bezeichnet hatte: „Der Eifer für Bettinen geht gewiß aus löblicher Gesinnung hervor, aber der Ton ist übermäßig grob und der Sache nicht vortheilhaft. Denn man thut Bettinen keinen Dienst, die Frage, ob ihre Angaben Dichtung oder Wirklichkeit seien, ernstlich zu erörtern, und sie selber schadet sich nur, indem sie überall auf dem Boden der letztern zu stehn behauptet. In Weimar und Jena gilt überall, daß in den Goethe'schen Sonetten Minna Herzlieb (verheirathete Professorin Walch) die Hauptperson sei, die aber nie, wie Lewes glauben läßt, eine Liebschaft Goethes war, sondern nur der Gegenstand einer stillen, vielleicht immer verschwiegenen Zuneigung. „Uebrigens eignet sich Bettina wirklich alle Sonette zu; noch gestern sagte sie dies ausdrücklich.“ Als ich auf Veranlassung jener Vertheidigungsschrift Bettinens in der „Augsb. Allg. Ztg.“ die Täuschung noch einmal genau nachgewiesen, erhielt ich einen namenlosen mich bitter darüber zu Rede stellenden Brief, von dem gewiß Bettina nichts wußte, zu dem sich aber einer ihrer gläubigen jungen Verehrer hatte hinreißen lassen. Persönlich bin ich ihr nie nahe getreten. Als ich meine Goethe's Jubelfest gewidmete Schrift Varnhagen gesandt hatte, traf Bettina ihn über derselben; sie wollte sie sehn, und hatte, wie er mir schrieb, so großes Gefallen daran, zeigte so dringendes Verlangen darnach, daß er sie für die nächsten Tage ihr überlassen mußte; sie selbst war damals mit ihrer derselben Gelegenheit bestimmten Schrift beschäftigt. Drei Jahre später wies ich in meinen „Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit“ die offen zu Tage liegende Verschiebung von Ort und Zeit, die launenhafte Erdichtung und die völlige Unzuverlässigkeit des „Briefwechsels mit einem Kinde“ nach. Kurz darauf erhielt ich von Arnims Verlag die eben erschienenen „Gespräche mit Dämonen“ zugesandt, mit der wunderlichen Bemerkung, diese Schrift stelle keine wirkliche Begebenheit dar, was natürlich eben so wenig jemand annehmen wird, wie ganz entschieden Bettina den Briefwechsel mit Goethe als einen wirklichen gab und bis zu Ende die Wahrheit desselben trotz der offenbarsten Widersprüche mit feststehenden Thatsachen behauptete.

Ist nun auch die Unächtheit des Briefwechsels unzweifelhaft festgestellt, so daß das Verlangen nach dem Abdruck der wirklichen noch vorhandenen Briefe höchst gerechtfertigt sein dürfte, so erscheint es doch jedenfalls als eine erwünschte Bestätigung und als Fingerzeig für die richtige Beurtheilung des ganzen Verhältnisses, wenn wir durch die neueste Mittheilung Varnhagens erfahren, daß Wahrhaftigkeit Bettinens schwächste Seite war. Schon

*) Ich darf in dieser Beziehung wohl auf meine Erläuterungen zu Goethe's lyrischen Gedichten (I, 326 ff.) und zu den Wahlverwandtschaften (S. 3 verweisen.

Rahel, eine so ganz wahrhafte Seele, schreibt im December 1810 in Veranlassung einer argen Entstellung der Wahrheit von Bettinens Seite: „Woher in aller Welt, woher, um Gotteswillen, nimmt sie auch nur den Leichtsinn zu solcher Mißhandlung von Begebenheiten, die, wenn auch noch so klein und gering, ihr höchstens vergessenswerth dünken dürfen, in denen aber, wenn man ihnen so ihr Wahrheitsherz ausreißt, immer ein lebendiges vernichtet wird!?“ Wenn sie auf solche Weise die Wahrheit verleugnete, wenn sie gegen Schleiermachers Gattin behauptete, Rahel habe sich ihr aufgedrungen, nachdem sie selbst dieser von freien Stücken kindlich unbefangen nahe getreten war, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie in Weimar ihr Zerwürfniß mit Goethe in einer ihr günstigen, seiner Gattin höchst nachtheiligen Weise darstellte, wodurch sie die auf Goethes Ehehälfte schon genug erbitterte Weimarer Damenwelt noch mehr aufregte, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie im Briefwechsel mit der Wahrheit das loseste Spiel treibt. Das Aergste in dieser Art, durch Unwahrheit zu bestricken, ist wohl die von Varnhagen erwähnte Vorspiegelung, welche sie dem Bildhauer Steinhäuser machte, um ihn zur Ausführung des von ihr entworfenen Goethedenkmals zu bestimmen. Sie versicherte ihm, der König habe das Ganze gebilligt und übernommen. Es kümmerte sie in diesem Augenblicke nicht im geringsten, daß sie dadurch in die größte Verlegenheit kommen werde, da Steinhäuser sich, wenn die Unwahrheit herauskomme, an sie halten werde. Aus der peinlichsten Noth, da man nicht wußte, woher die geforderten 20,000 Thaler zu nehmen seien, rettete sie die Großherzogin von Weimar durch den Ankauf des Standbildes. Höchst bezeichnend ist die Aeußerung über sie von Helmina von Chezy, sie lüge nicht immer, wie sie denn in den Briefen Beethovens an sie, die neulich Nohl in der Sammlung von Beethovens Briefen wieder hat abdrucken lassen, wohl nichts bedeutendes geändert haben mag. Als Beispiel, wie man Bettinens Aeußerungen oft geradezu umkehren müsse, um die Wahrheit zu treffen, führt Varnhagen an, daß sie ihm wohl zwanzigmal mit Nachdruck und Bedeutung wiederholt habe, sie habe Arnim nie geliebt, nur aus Hochachtung ihn geheirathet, während sie in Wirklichkeit nach ihm geschmachtet, ihn zur Heirath gedrängt hatte und sie nun ein Wort Arnims selbst gegen diesen kehrte, der früher sie durch die Erklärung gekränkt hatte, er empfinde nicht Liebe, nur Hochachtung für sie. „Es ist ganz im Charakter Bettinens“, lesen wir weiter bei Varnhagen, „das ihr unangenehme Wahre durch Aufstellung des geraden Gegentheils wegzuleugnen. Hat sie es doch mir selbst so gemacht; als ich sie zuerst bei Stägemanns im Jahre 1812 gesehen und sie sorgsam gemieden hatte (weil er durch Rahel sie näher kannte), erzählte sie Tags darauf, daß ich mich ihr aufgedrängt habe! Und später als sie den Fürsten von Pückler bei uns kennen gelernt und dringend zu sich eingeladen hatte, auch ihn dann täglich bei sich sah, versicherte sie Rahel und mich, sie komme nicht mehr zu uns, weil sie den Fürsten bei uns finde!“ Aehnlich nahm sie Varnhagen einmal zum Zeugen für die Fassung, die Ruhe und den Gleichmuth bei dem Tode ihres Gatten, obgleich dieser nur das gerade Gegentheil bezeugen konnte.

Mit jenem Mangel an Wahrhaftigkeit hängt ihre eitle Sucht nach äußerm Schein zusammen, die nicht bloß auf ihre Schriftstellerei so bedeutenden Einfluß geübt, sondern auch auf ihr ganzes sonstiges Auftreten. Man lese nur, was Varnhagen über die leidige Geschichte mit dem Berliner Magistrat berichtet, wo sie so lange die Muthige, Beherzte spielte, zuletzt aber ganz kleinlaut und gebrochen war. Nur von sich reden zu machen, und wäre es durch die albernsten und tollsten Streiche, zog sie mächtig an, und in dieser Weise erdichtete sie auch manches von sich, nicht nur in ihren Büchern. Weibliche Scheu und Schamhaftigkeit kamen hierbei gar nicht in Betracht. Hierher gehört, was Varnhagen von ihren sonderbaren nächtlichen Spaziergängen mit Studenten im Sommer 1840 erzählt, wie sie anfing ihm ihre Brautnacht zu schildern und Schleiermachers Gattin auf den Gedanken brachte, sie sei von einem Fürsten verführt, um dann unter lautem Lachen der Erzählung eine ganz andere Wendung zu geben. Von ihrer stark aufgeregten Sinnlichkeit zeugt auch die Geschichte mit Gneisenau, dem sie sich einst in einer Gesellschaft zu Füßen legte, den Kopf zwischen seine Kniee gelehnt, und so ruhte sie halb schlafend, ohne an der Gesellschaft Antheil zu nehmen, bis alle sich entfernt hatten, wo er sie endlich aufrütteln mußte. Wie wir hier eine Aehnlichkeit mit dem Einschlafen in Goethes Armen finden, so schrieb sie auch in den Jahren 1822 bis 1824 eine große Zahl höchst leidenschaftlicher Briefe an einen durch Schönheit ausgezeichneten Major im Generalstabe als Abwechslung des Liebesfiebers für Goethe.

Einbildung und Phantasterei war die eigentliche Triebfeder ihrer Natur. Wir müssen leider nach allem, was wir von ihr wissen, Varnhagen durchaus Recht geben, wenn er behauptete sie habe nie ein Herz, nie einen Menschen geliebt, sondern glänzende Eigenschaften, Berühmtheiten, Wirkungen, Stellungen. „Sie wollte sich in diesem Schmucke sehen, und suchte die Menschen, an denen er haftete, sich anzueignen. Da es ihr nicht gelang, die Leute für sich so zu gewinnen, wie sie es wollte, so entstand aus allen ihren Neigungen Hader und Widrigkeit.“ Varnhagen, gegen dessen Zuverlässigkeit bei seinen eigenen Berichten auch nicht der geringste Zweifel gestattet ist, berichtet uns, wie ihre dann erweckte Feindschaft bis zur Wuth und Bosheit gegangen. Aus ihrer eigenen Erzählung wisse er, daß sie selbst gegen Goethe schlimme Dinge ausgeübt. Eben so gegen den Kronprinzen von Baiern, gegen Schinkel, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt. Was sie gegen Rumohr-Ranke, der ihre Partei bei einer gegen Rahel ausgeübten plumpen Unart und schlechter List ergriff, und Pückler sich erlaubt, habe er selbst erlebt und mit angesehen. So kannte sie keine Rücksicht, wenn sie ihrer Laune und Unart den Zügel schießen lassen, wenn sie ihre Lust befriedigen konnte. Als Goethe im Sommer 1826 Bettinen bei sich sah, sagte er zu ihr: „Du hast etwas gelernt, seit ich dich nicht gesehen. Du hast gelernt Menschen zu scheuen; denn vorher hast du das niemals gekannt. Nun mach', daß, wenn ich dich nach einiger Zeit wieder sehe, du abermals was gelernt hast, so kann am Ende noch was draus werden.“ Leider sagt uns Varnhagen nicht, woher ihm diese Kunde geworden; wußte er es von Bettinen selbst, so ist freilich diese Aeußerung nichts weniger als zuverlässig, da sie ihre Unarten selbst wohl kannte, und es sehr möglich wäre, daß sie das Wort ersonnen hätte. Uns däucht es weniger wahrscheinlich, daß Goethe sich damals noch so vertraulich gegen sie geäußert und wirklich an ihre Besserung geglaubt habe. Gegen Varnhagen selbst bezeichnete dieser im September 1827 Bettinen als das wunderlichste Wesen von der Welt; unglücklich schwebe sie zwischen dem Italienischen und Deutschen hin und her, ohne Boden fassen zu können; sie habe eiserne Beharrlichkeit in dem, was sie einmal nach ihrer Art ergriffen habe, aber mitten drin wieder die unsichersten Launenblitze, von denen sie selbst nicht wisse, wo sie hinfahren.

Wer möchte läugnen, daß sie manches Gute und Wohlthätige zu Stande gebracht, daß sie für Menschenwohl und für Edles sich zu begeistern vermocht? Aber mit vollem Recht bemerkt Varnhagen, das Aechte in ihr sei nur der Geist und die Phantasie, ihre Menschenliebe bedürfe schon äußerer Anlässe und Stützen, wir möchten hinzufügen des Antriebs ihrer Eitelkeit und ihrer

Sucht nach glänzender Wirkung. Wenn von allem menschlichen Wirken ein auf der Entwicklung der eigenen Kraft ruhender Drang und eine gewisse Selbstsucht sich kaum trennen läßt, so war bei Bettine dagegen die Eigenschaft, der Trieb, durch ihre Thaten zu glänzen die Haupttriebkraft, wogegen alle eigentlich sittliche Beweggründe schwiegen, höchstens von der Einbildungskraft ergriffen wurden. Den wunderlichsten Beleg hierzu bildet die Art, wie sie sich an König Friedrich Wilhelm IV. heran machte, an dessen begeistert erschautem Thatenglanze sie den größten Antheil zu haben sich sehnte. Varnhagen hebt auch Schleiermachers Wort über Bettinen hervor, sie sei lauter Sinnlichkeit, die sich niemals concentrire, wir möchten aber dies nicht mit Varnhagen für den wahren Schlüssel ihres Wesens halten, den er selbst uns vorher in der Bemerkung gegeben zu haben scheint, nur der Geist und die Phantasie sei an ihr das Aechte; freilich beruhten beide bei ihr auf der glühendsten Sinnlichkeit, aber gerade in dieser leidenschaftlichen Richtung der Sinnlichkeit, die Außenwelt sich zu gestalten, liegt ihr wahres Wesen, dem Wahrheit, Ernst und Gemüthlichkeit ganz fremd waren.

Daß eine solche Erscheinung bei allen ihren Wunderlichkeiten Varnhagen besonders als entschiedener Gegensatz zu seiner tiefedlen Rahel, anziehen mußte, war sehr natürlich, ja sie wurde ihm ein höchst anregender Theil seiner nächsten Umgebung, den er nicht gern aufgeben mochte. Dies spricht sich in einer brieflichen Aeußerung, vier Jahre nach Rahels Tod, sehr bezeichnend aus. „Ich bin mit Frau von Arnim in einer Geistesverwandtschaft, wie es Blutsverwandtschaft giebt“, schreibt er im März 1837. „Nämlich bei allen ihren Untugenden, Launen, Begehungen, die ich erkenne, von denen ich zu leiden habe, kann ich sie doch innerlich nie aufgeben, wie man eine Verwandte nicht aufgiebt, auch wenn man böse mit ihr sein muß. Sobald sie will, sobald sie sich wieder zu mir wendet, bin ich wieder für sie da, findet sie mich wieder als den, welchen sie verlassen hat; ich bin ihr gern zu allen Diensten bereit und helfe ihr zu allem Guten. Vertrauen aber that ich ihr von jeher nicht; dagegen hatte mich früh ihres Bruders Clemens Bekanntschaft gewarnt, und der arme Schelm hat mir im voraus für alle Geschwister gebüßt, mich aber doch auch mit in die Strafe gezogen; denn die rohe Gewaltsamkeit, zu der er mich gegen sich gereizt, steigt in meiner Erinnerung oft genug unwillkommen und als ein häßlicher Flecken auf, den ich mit Widerwillen längst bereut habe. — Bettina ist ein so ursprüngliches, ächtes, geistedles und reichbegabtes Menschenkind, daß nur die finstere Beimischung des Verkehrten und Verwirrten abzufallen braucht, um uns einen lichtvollen Engel sehen zu lassen.“ So günstig, wie in dieser wohl zu bewegter Stunde geschriebenen Aeußerung, urtheilte Varnhagen freilich später nicht mehr von ihr, wenn er auch ihre geistige Begabung wohl anerkannte und ihr lebendiger Schwung und ihre reiche Anmuth ihn immer anzogen. So schrieb er im November 1846, wo sie von Berlin abwesend war: „Sie glauben nicht, wie sehr ich sie vermisse! Hundertmal wird an meiner Klingel gerückt, aber nie ist es Frau von Arnim, die hereintritt! Schon daß ich mir sagen muß, dies könne nicht geschehen, macht meine Tage zu ganz andern, als die waren, als ich dies erwarten und hoffen durfte.“ Die hier mitgetheilten Briefe reichen bis zum Jahre 1846 (denn nur zwei Billete von 1849 und 1850 liegen vor), aber das freundschaftlichste Verhältniß dauerte bis zu Bettinens Ende. Noch am 5. April 1858 schrieb mir Varnhagen: „Bettina ist leider in einem Zustande, der schon ganz hoffnungslos ist. Wir verließen sie gestern, wie wir sie zu ihrem Eintritt in das vierundsiebzigste Jahr begrüßten, mit den schmerzlichsten Eindrücken.“ Sie selbst fühlte sich immer wieder zu Varnhagen hingezogen, bei welchem sie einen stets bereiten Rather und leitenden Freund zu finden gewiß war. Im Sommer 1831, wo sie Rahel nach längerer Trennung unvermuthet wieder getroffen, schrieb sie dieser: „Außer allem Wohlwollen, aller Anerkenntniß, die ich Ihrer selbstverleugnenden Großmuth zu danken habe, hat mich auch Ihre geistige Nähe immer zu tieferem Eingehen in die noch unmündigen Anlagen und Bestimmungen meines Wesens gereizt, und so habe ich Genuß und Vortheil durch Sie gehabt, der mir nicht leicht zu ersetzen ist. Eben so muß ich von Herrn von Varnhagen bekennen, daß er mir unausgesetzt ein freundliches, durch keine böse Laune gestörtes Interesse bewiesen hat, was schon dadurch meine Achtung in Anspruch nimmt, daß ich es nie so rein und frei von jeder andern Bewegung, außer der Güte in ihm, erfahren habe. Was konnte also wohl dieses plötzliche Auseinanderreißen unsers Verkehrs veranlassen? — Ich bin mir keines bösen Willens bewußt, im Gegentheil des besten. Meine Zeit, die mir durch den Tod von Arnim geheiligt ist und die ich auf keine Weise mehr in disharmonische Stimmung mit dem Bedarf meines Herzens verbringen mag, war in Ihrer alles so tief auffassenden Seele geborgen, es war mir wohl im Gespräche mit Ihnen, und es war nichts, was auch noch so Unerwartetes in mir vorging, was ich mich gescheut haben würde Ihnen mitzutheilen, ebenso auch Herrn von Varnhagen. Der einzige unschuldige Weg zu ihnen führte mich aus alle dem Reichthum, den ein geistiges lügenfreies Verhältniß erzeugt, heraus, und wenn ich auch heute denselben Weg wieder aufs neue machen wollte, er würde mich nicht wieder zu Ihnen führen, sondern eine Karikatur von Laune würde an der Stelle meiner ernsten, Weisheit suchenden Liebe auftreten.“ Als Bettina von einer schriftlichen Aeußerung über einen gemeinschaftlichen Bekannten gegen diesen ungebührlichen Gebrauch gemacht hatte, dieser dagegen sich auf Klagen und Härten berief, welche Varnhagen auch über sie brieflich gegen ihn ausgesprochen, durfte er ihr offen schreiben: „Ich werde meine Aeußerungen wahrlich nicht ableugnen, aber auch nicht zurücknehmen, noch versuchen sie zu beschönigen. Sie würden wohl die Erste sein, gnädige Frau, in das höflichste Lachen auszubrechen, wollte ich versichern, Sie hätten mir im Laufe unseres wunderlichen Umgangs niemals Ursache zu bitterer Klage, zu starker Beschwerde gegeben. Sie kennen sich selbst viel zu gut und stehen in geistiger Höhe viel zu erhaben über dem, was die Tageserscheinung zuweilen aus Ihnen macht, um nicht frei und völlig manchen gegründeten Vorwurf gelten zu lassen, zu tragen und sich nicht davon hindern zu lassen. Ihr stetes Wiederkommen nach so vielen mißfälligen Scheidensauftritten, die wir gehabt, ist in jenem Betreff ein fortwährendes Eingeständniß, für Sie so ehrenvoll als für mich erfreuend und werth. Ich dürfte Sie an mehr als einen Vorgang erinnern, von dem sie jetzt mit Lachen und Jubel mir zugestehn würden, daß er mir das Recht ertheilt habe, sie anzuklagen und zu schelten.“

Nach Rahels Tode scheint Varnhagen bei ihr Trost gesucht zu haben; wenigstens läßt er ihre Aeußerung in einem drei Jahre spätern Briefe ohne Bemerkung durchgehn: „Damals haben Sie selbst mit Recht nach mir verlangt, da niemand in Betreff ihres Verlustes Ihnen wissentlich näher stand.“ Voll Vertrauen wandte sie sich immer zu ihm, wo sie eines Rathes, einer Hülfe bedurfte und fand bei ihm die wohlwollendste Theilnahme, wenn er ihr auch häufig entschieden entgegentrat und ihr von dem mit lebhafter, zuweilen scharfer Aeußerung abrieth, wozu ihre leidenschaftliche Hast sie unaufhaltsam trieb. Faßte sie auch zuweilen Argwohn gegen ihn, so stellte sich doch das schöne Vertrauen bei ruhiger Betrachtung der Dinge wieder her, wenn es auch freilich mehr auf Gewohnheit als auf Herzlichkeit beruhte. Als sie einmal

mit scheinbarer Rührung auf einem Spaziergange ihm als ihrem einzigen Freunde und Troste, als dem einzigen Menschen, zu dem sie Vertrauen, bei dem sie eine Zuflucht habe, die Hand gereicht, zog sie dieselbe mit der schalkhaften Bemerkung zurück, es könnte leicht ein anderer ihrer Liebhaber kommen und es sehen. So sehr schämte sie sich ernster Rührung, daß sie dieselbe mit einer Tollheit verwischen mußte.

Wie aber, ruft man, konnte Varnhagen bei allem diesem Wohlwollen gegen Bettinen, diese wunderlichen Züge von ihr niederschreiben und ihre Veröffentlichung gleich nach seinem Tode gestatten! Varnhagen war gegen sie im Leben stets offen gewesen und er hatte sie, wie wir sehen, nicht geschont, sondern ihre Schwächen ihr eindringlich vorgehalten, so daß sein Urtheil über sie, wie es hier vorliegt, ihr bekannt war, und sie mußte es größtentheils als berechtigt anerkennen. Hätte Bettina die Kreise des Privatlebens nicht überschritten, so würde eine solche Veröffentlichung nicht zu billigen sein. Aber sie war ein öffentlicher Charakter geworden, sie war in das äußere Leben handelnd eingetreten, hatte als Schriftstellerin eine bedeutende, schwer zu beurtheilende Wirksamkeit gezeigt, ja ihr Wesen war zum Problem geworden. Da fand es Varnhagen für seine Pflicht, alles, was er zur Beurtheilung dieser merkwürdigen Erscheinung beitragen konnte, der Welt zu hinterlassen und, damit diese baldmöglichst darüber aufgeklärt werde, rasche Veröffentlichung zu veranlassen. Was bei ihren Lebzeiten Verrath an der Freundschaft gewesen wäre, erschien das nicht mehr nach ihrem Tode. Auf die nächsten Verwandten Rücksicht zu nehmen ist eine Forderung, welche bei einer in der Literatur und in dem öffentlichen Leben aufgetretenen Persönlichkeit nur da berechtigt scheint, wo wirkliche Verbrechen und Laster vorliegen, nicht, wo es die Schwächen und die wunderliche Mischung eines Charakters gilt, der sich selbst sonderbar genug der Welt dargestellt hat. Und hat denn Bettina auf Goethes nächste Verwandte Rücksicht genommen, als sie durch Goethes sogenannten Briefwechsel mit einem Kinde diesen in ein falsches Licht rückte, ihn sogar dem Vorwurf preis gab, er habe Sonette aus ihren Briefen herausgegriffen und für sein Werk ausgegeben? Varnhagen, der im Leben Bettinen freundliches Wohlwollen bewiesen, hat nur eine Pflicht erfüllt, indem er das Bild der Hingeschiedenen in lebensvoller Treue enthüllte, und er hat ihrem Andenken dadurch keinen Abbruch gethan, ihren Ruf dadurch nicht geschädigt, ihre Freundschaft dadurch nicht entweiht, daß er der Wahrheit die Ehre und der Welt von ihr Zeugniß gab. Die Schriftstellerin Bettina, wie sie leibte und lebte und ins öffentliche Leben sich einmischte, wollte er schildern, nur der Wahrheit, nicht etwaigen Wünschen ihrer Hinterbliebenen gemäß, die hier durchaus nicht in Betracht kommen können, wo die Geschichte ihr Recht fordert.

---

* Gedichte.

Von Carl Batz.

Auf der Grenze.

Gute Nacht, gute Nacht, mein Jugendglück
Nun geht es an ein Scheiden;
Nicht mehr zurück — nie mehr zurück
Weder in Freuden noch Leiden!

So manchen Tag hast du gelacht
Nun kommt an dich das Weinen,
Mein armes Herz — nun gute Nacht
Stets froh sahst du noch keinen!

Wie süß der Lenz geduftet hat
Der Sommer ist vergangen;
Verblüht die Blume — verdorrt das Blatt
Nun kommt an dich das Bangen. . . .

Noch dann und wann ein Sonnenstreif
Viel Sturm und finstres Grollen;
Auf deinem Haupte liegt der Reif
Was mag dir sagen wollen:

Gute Nacht, gute Nacht, mein Jugendglück
Nun geht es an ein Scheiden
Nicht mehr zurück, nie mehr zurück
Weder in Freuden noch Leiden —

Eine Mutter an ihre Tochter am Hochzeitstage.

Nun ist der Tag herein gebrochen,
Der dich mein Kind, mir nehmen soll
Die Jahre zähl' ich nur wie Wochen
Sie waren freud'- und kummervoll.

Daß auf des Lebens Fluth dein Nachen
Hingleite wie im See der Schwan
Galt es gar manche Nacht zu wachen,
Hab' ich manch schweren Schritt gethan;

Als sich auf deinen Rosenwangen
Der Liebe Frühroth zart gemalt —
Der Sehnsucht erste Lieder klangen,
Dein Auge heller aufgestrahlt;

Da hab' ich, daß dein Herz einst fände
Was seiner werth, zu Gott gefleht!
Nun geb' ich dich in fremde Hände
Mein Auge voller Thränen steht;

Nun kann nicht mehr die Mutter leiten
Dich mahnen — schützen Schritt für Schritt,
Ihr Segen nur kann dich begleiten
So nimm ihn denn ins Leben mit.

Verworren sind des Lebens Dinge . . .
Doch wenn du je in Zweifeln stehst,
Frag' ob wohl deine Mutter ginge
Denselben Weg, den du dann gehst.

An manchen Kreuzweg wirst du kommen
Dann zaudre nicht und wähl geschwind —
Kein andrer Pfad wird je dir frommen
Als den du wandelst, wie ein Kind! —

Romanze.

Die Königin Adelheide
Fuhr nächtlings übers Meer;
Es blitzte ihr Halsgeschmeide
Hell über die Wogen daher.

Doch Demant und Sternenflimmer
Ward wundersam besiegt,
Von des Pagen Augenschimmer
Der ihr zu Füßen liegt!

„Und willst du mich nicht an's Herze
Festpressen du holder Knab',
Und läßt du mich meinem Schmerze
Stoß' ich in die Fluth dich hinab.“

„„O Königin holde, so bat er
Laßt ab von Eurem Beginn
Mir sagte sterbend mein Vater
Gieb nie einem Weibe dich hin'““

„Das bringt dir nicht Verderben
Was dir gebeut mein Mund!“
„„Viellieber will ich sterben
Noch sterben zu dieser Stund““

„„Vergehen wie in der Runde
Versank der lichte Tag —
Eh' daß ich an Eurem Munde
Verrätherisch hängen mag.““

„So werd' ich dich zwingen müssen!“
Sie warf sich an seine Brust
Und zwang mit glühenden Küssen
Ins Herz ihm glühende Lust;

Aufrollten die goldenen Haare
In die Wangen stürmte das Blut —
— Der Nachen ward zur Bahre
Zum Grabe ward die Fluth! —

---

* Die Jahresblätter der Arundel-Gesellschaft für 1865.

Ein Kunstverein eigenthümlicher Art, man kann sagen einzig in seiner Art, ist die in London seit 1849 bestehende Gesellschaft, welche gleich bei ihrer Gründung den bekannten Kunstkenner und ehemaligen Besitzer der berühmten Parischen Chronik Thomas Arundel zum Schutzpatron erwählte und sich nach ihm Arundel-Society nannte. Sie unterscheidet sich von allen andern Kunstvereinen Englands und des Continents dadurch, daß sie weder die bloße Erforschung der künstlerischen Schätze des Alterthums und des Mittelalters und das Verständniß derselben zum Zwecke hat, noch auch die Reproduction bedeutender Leistungen der

Malerei und Sculptur der Gegenwart. Ihr Zweck ist vielmehr der, durch den Kupferstich oder andere Vervielfältigungsweisen die schönsten Schöpfungen der älteren Kunst zu veröffentlichen und insbesondere diejenigen, welche entweder durch ihre Entlegenheit schwer zugänglich sind oder in ihrem Fortbestande irgendwie gefährdet erscheinen. Solche Werke bringt sie theils als regelmäßige Publicationen für einen jährlichen Beitrag von einer Guinee in die Hände ihrer Mitglieder, theils als außerordentliche Publicationen, die für Mitglieder zu geringerem Preise käuflich sind als für Nichtmitglieder.

Sie richtete demnach gleich in den ersten Jahren ihres Bestehens ihr Augenmerk zunächst auf die italienischen Wandmalereien des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, von denen sie in mehreren Jahrgängen eine Anzahl der schönsten und kunsthistorisch interessantesten, sei's in Cartonmanier des Kupferstichs, sei's in Chromolithographien herausgegeben hat. Dahin gehören Giotto's Wandgemälde in der Kapelle S. Maria dell' Arena in Padua, Fra Angelico's Bildercyclus aus der Nikolauskapelle im Vatikanischen Palaste, andere von Perugino, Pinturicchio und Leonardo da Vinci. Doch beschränkte sich die Arundel-Gesellschaft nicht auf die Reproduction von Malerwerken: sie zog auch die interessantesten, ebenfalls nicht leicht zugänglichen Werke der Plastik in ihr Bereich, ließ sie abformen und machte sie zugänglich durch verkäufliche Abgüsse, von denen eine große Reihe während der internationalen Ausstellung des Jahres 1862 die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich zog. Daß sie neuerdings auch angefangen hat, weniger bekannte Tafelbilder zu veröffentlichen, davon geben uns die vorliegenden Publicationen des laufenden Jahres (welche seit etwa 14 Tagen im Bibliothekszimmer des Künstlervereins ausgestellt sind) einen erfreulichen Beweis. Sie enthalten, außer einem trefflichen Kupferstiche in Cartonmanier von Eug. Schäffer nach einem der Bilder aus jenem Cyclus Fra Angelico's, drei Blätter mit dem herrlichen kleinen Flügelaltar, dem Triptychon von Hans Memling aus dem Jahre 1479, also einen der Hauptschätze des St. Johannis-Hospitals in Brügge. Das Werk erscheint in Oeldruck, im vollen Farbenglanze seines Originals, so vollendet, daß wer letzteres gesehen, bekennen muß, daß aus der Nachbildung eine täuschende Ähnlichkeit spricht und grade das in ihr erreicht ist, was das Bild zu einem der schönsten des „deutschen Hans" macht: das kräftige Helldunkel und die tiefe Sättigung des Colorits; und daß, wer die früheren Publicationen kennt, sich an der fast in jedem Jahre zunehmenden künstlerischen Vollendung der Blätter erfreuen muß.

Das Mittelbild, im Original 19 Zoll hoch, 24 Zoll breit, stellt die Anbetung der Könige dar, auf der Innenseite des linken Flügels die Geburt Christi, des rechten die Darstellung im Tempel, und auf den Außenseiten derselben in architektonischer Einrahmung die Einzelfiguren Johannes des Täufers und der heil. Veronika mit dem Schweißtuche. Aus der inschriftlich beglaubigten Jahreszahl geht hervor, daß unser Flügelaltar in die eigentliche Blüthezeit des Meisters fällt, also in dieselbe Zeit, der auch der unvergleichliche Reliquienkasten der heil. Ursula in demselben Johannishospital und die sogenannten sieben Freuden der Maria in der Pinakothek zu München ihre Entstehung verdanken. Beiden Bildern steht unser Altarwerk sehr nahe; diesem in der Composition und der Zeichnung der Charaktere, jenem in Gemüthlichkeit der Auffassung und im Glanz des Colorits. Dreimal erblicken wir die heilige Jungfrau, und jedesmal spricht sich in ihr das Gefühl aus, das die verschiedene Begebenheit in ihrer Seele hervorbringt. Daß die Zeichnung einzelner Gestalten noch der vollen Freiheit entbehrt, ist auf der Stufe, welche die Malerei in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einnimmt, wohl begreiflich; dagegen ist die Charakteristik in den Köpfen wunderbar schön, am schönsten vielleicht in dem der alten Hanna in der „Darstellung im Tempel." — Unser ganzes Bild war bisher nur reproducirt durch eine mir unbekannte Lithographie und durch eine treffliche Photographie in der Sammlung von Fierlandts.

Eine dankenswerthe Zugabe bildet die diesem Jahrgange beigefügte kleine Schrift „Hans Memlinc, a notice of his life and works", von dem in Brügge lebenden Engländer James Weale, dem wir die wichtigsten Aufschlüsse über das früher in mancherlei Sagen gehüllte Leben Memling's verdanken.

Ein von den Kunstfreunden etwa gewünschter Beitritt zu der Arundel-Gesellschaft könnte durch den Bibliothekar des Künstlervereins erfolgen, sofern die bereits vorhandene Zahl der Mitglieder den Beitritt gestattet.

---

* Rechnungsbericht des Künstlervereins für das Jahr 1864—1865.

Beim letzten Rechnungs-Abschlusse hatten wir in Cassa		2204 ₰ 66 %
und beträgt die Einnahme des jetzigen Rechnungsjahres 1864/65:		
1) für Beiträge sämmtlicher Mitglieder	5184 ₰ — %	
2) „ Bibliothek und Eintrittsgelder	443 „ — „	
3) „ Fremdenkarten	130 „ — „	
4) „ Verkaufte Weine	2933 „ 68 „	
5) „ Geschenk des Herrn Richter Dr. Gröning von 2 Vereins-Actien zur Verschönerung unserer Stadt durch Kunstdenkmäler	20 „ — „	
6) „ diverse Einnahmen	24 „ 17 „	
Ganze Einnahme		8735 „ 13 „
Zusammen Cassa-Bestand am 1. April 1864 und ganze Einnahme des Rechnungs-Jahres		10,940 ₰ 7 %
Dagegen betragen die Ausgaben:		
1) Allgemeine Ausgaben		985 ₰ 53 %
2) Für eingelöste Actien		1591 „ — „
3) „ gekaufte Weine		2920 „ 52 „
4) „ Bibliothek und Lesezimmer		809 „ 49 „
5) „ Mobiliar und Inventar		147 „ 1 „
6) „ Feste und Feierlichkeiten		866 „ 71 „
7) „ Miethe, Licht und Baureparaturen		1627 „ 29 „
8) „ die Mittwoch-Abende		165 „ 45 „
Summa der Ausgaben		9114 ₰ 12 %
und war also am 1. April d. J. in Cassa		1825 „ 67 „
		10,940 ₰ 7 %

Auf Gewinn- und Verlust-Conto des Jahres 1864/65 steht:

Einnahme.

1) Für Beiträge, Eintrittsgelder und Fremdenkarten	5604 ₰ — %
1) Gewinn an Wein	94 „ 38 „
3) Saldo der Zinsen	16 „ 17 „
Zusammen	5714 ₰ 55 %

Dagegen Ausgaben.

1) Auf Bibliothek und Lesezimmer abgeschrieben	536 ℛ 64 %	
2) „ Mobiliar und Inventar abgeschrieben	200 „ 2 „	
3) „ ein Flügel abgeschrieben .	100 „ — „	
4) Allgemeine Ausgaben	985 „ 53 „	
5) Für Feste und Feierlichkeiten .	866 „ 71 „	
6) „ Miethe, Licht und Baureparaturen	1627 „ 29 „	
7) „ die Mittwoch-Abende . .	165 „ 45 „	4482 ℛ 48 %
Es bleibt demnach ein Saldo von . . .		1232 ℛ 7 %

Den wir als Gewinn des Rechnungs-Jahres 1864/65 auf Capital-Conto gebucht haben, welches Conto dadurch auf 1961 ℛ 10 % gebracht wurde. Dieser Betrag von 1961 ℛ 10 % war demnach am 1. April d. J. das reine Vermögen des Vereins, vorausgesetzt, daß unser Taxat für Bibliothek und Lesezimmer von 1600 ℛ, wofür wir im Ganzen bezahlten 5124 ℛ 25 % und für Mobiliar und Inventar von 1400 ℛ wofür wir verausgabten 5032 ℛ 30 %, richtig ist, was wir sicher glauben annehmen zu dürfen.

Das Bilanz-Conto stellt sich nun beim Abschlusse folgendermaßen:

Activa.

1) Wein-Conto — Vorrath auf Lager.		448 ℛ 9 %
2) Bibliothek und Lesezimmer taxirt auf		1600 „ — „
3) Mobiliar und Inventar do. do.		1400 „ — „
4) Flügel. . . . . do. do.		300 „ — „
5) Cassa-Conto — baares Geld		1825 „ 67 „
Summa der Activa . . .		5574 ℛ 4 %

Dagegen Passiva.

1) Conto der ausgeloosten Actien, für nicht präsentirte Actien . .	439 ℛ 24 %	
2) Beitrags-Conto, Vorausbezahlung von 1043 Mitgliedern, für 3 Quartale, die wir nach Ablauf des 1. Quartals beim Abschlusse als Schulden des Vereins an seine vorauszahlenden Mitglieder betrachten	3129 „ — „	
3) Conto der geschenkten und verfallenen Actien	12 „ 54 „	
4) Conto für Verschönerung der Stadt.	31 „ 60 „	3612 „ 66 „
Bleibt ein Ueberschuß von . . .		1961 ℛ 10 %

der, wie bereits erwähnt, das Vermögen des Vereins ausmacht und als solches auf Capital-Conto steht.

Als Revisoren dieses Rechnungs-Abschlusses sind vom Ausschusse die Herren Borchers und Dr. Mohr gewählt worden, welche die Bücher nachgesehen und deren Richtigfinden bescheinigt haben. Ein Auszug dieses Rechnungs-Abschlusses wird von heute an im Vereins-Locale zur Einsicht offen liegen.

* Die illustrirten Zeitungen.

Es dürfte an der Zeit und nicht ganz unpassend sein, einmal ein halb ernstes Wort über diesen nicht unwichtigen Theil unserer Literatur zu sagen. Ein halb ernstes Wort: denn dem vollen und ganzen Ernste der Betrachtung entzieht sich dieser Gegenstand ohne Weiteres seiner eigentlichsten Natur nach. Die illustrirten Zeitungen, die Unterhaltungsblätter mit Illustrationen, ja sogar belehrende Zeitschriften und selbst wissenschaftliche Werke mit bildlichen Darstellungen sind jetzt an der Tagesordnung und gleichsam zur Mode geworden. Man kann hinzusetzen: leider, aber man ändert damit allein nichts an der Sache, eben so wenig als mit Gründen, die sich dagegen vorbringen lassen. Es ist eben eine Thatsache, die vorliegt; es geht ohne Illustrationen nicht mehr, und die vorhandene und unvermeidliche Mode hat den Charakter einer endemisch und epidemisch grassirenden Krankheit angenommen. Denen, die gleichsam selbstthätig und mit Bewußtsein ihrem Einflusse sich hingegeben haben und die demgemäß die Mode mitmachen, weil sie dies ohne weiteres zu müssen meinen und weil sie dem Einflusse der Krankheit willenskräftig zu widerstehen nicht vermögen, nämlich den Buchhändlern selbst sagt man damit nichts Neues, aber es wäre wahrhaftig schlimm, wenn sie es sich nicht selbst tagtäglich ebenfalls vorhielten. Man hat mit Recht gesagt, daß die Presse in unserer Zeit eine Macht sei, der Nichts widerstehen könne; aber es ist traurig, daß ein Theil der Presse, den wir geradezu die illustrirte nennen können, eine Macht sich anmaßt, zu der diese illustrirte Presse nicht das geringste Recht aufweisen kann: eine Macht, die nur die Usurpation und die Willkür der Mode für sich hat. Wie diejenigen selbst, die sich in der angegebenen Weise dieser Usurpation und ihrer Willkür mehr oder weniger willig hingeben und unterordnen, sich innerlich zu dieser Usurpation stellen, und ob sie der eigenen Schwäche mit einem gewissen Schamgefühl sich bewußt sind, dies ist lediglich ihre eigene Angelegenheit. Aeußerlich die Sache genommen, thun sie es wegen ihres Vortheils, und sie mögen sich dabei allerdings ganz wohl befinden Wie ist es dagegen in Betreff der Gegenstände der Behandlung? wie steht es um die Sache neben der Form, nämlich um den Gehalt neben der Illustration? und wie ist es um diejenigen beschaffen, für welche dies Alles geschieht und die Kosten für den mehr oder weniger unwesentlichen Ausputz verausgabt werden, nur damit der Mode und dem Geschmacke oder vielmehr dem Ungeschmacke der Zeit gehuldigt werde, — wie steht es in diesem Betracht um die Leser. Sind alle damit einverstanden, daß sie sich den Geschmack oder Ungeschmack der anderen ebenfalls gefallen lassen müssen? ist es ihnen recht, daß sie der Mode halber mit weniger gesunder und nahrhafter Kost abgespeist werden? Was gewähren oft jene Illustrationen, theils dem Gegenstande nach, theils nach ihrer künstlerischen Behandlung? und erinnern sie nicht oft an die Bilderfibeln aus unserer Kindheit, nur daß diese Illustrationen jetzt — großen Kindern zur Unterhaltung in die Hand gegeben oder gedrückt werden? Wir wollen nicht fragen, was wird alles illustrirt und zum Gegenstand einer Illustration gemacht und hervorgesucht; wir wollen nicht klagen, daß vieles nur nach der Phantasie bildlich dargestellt wird; noch weniger wollen wir ein Bedenken aussprechen, ob sich nicht dieser Stoff endlich erschöpfen könne und erschöpfen müsse. Wir fragen nur: welchen Nutzen haben die meisten solcher Illustrationen für eine nicht blos vorübergehende Anschauung? für lebendigere und tiefere Auffassung des Gegenstandes? für dauernde Eindrücke und bleibenden Gewinn inneren Verständnisses und innerlicher Aneignung? Und in welchem Verhältnisse steht oft der begleitende Text zu diesen Illustrationen, das Wort zum Bild? was ist und was bleibt dabei die Hauptsache? Ist es der Text? oder dient nicht dieser den Illustrationen oft nur zur Folie? ist der Buchstabe der herrschende Theil, oder ist er nur der Diener des Bildes? und verdient das Bild auch immer an und für sich die Rücksicht, die man ihm gewährt? Welche Rücksichten sind überhaupt hierbei die herrschenden? sucht man die Illustration für den Text, oder illustrirt man das Bild durch den Text, und dies immer auch nur deßhalb, weil es das verdient? Wir haben Illustrationen von Gegenständen gesehen, die solche Rücksicht für die Presse durchaus nicht verdienten, die man ihnen aber gleichwohl aus gewissen Rücksichten und aus kleinlicher Speculation gewährte, und sie mußten natürlich dann auch ihren Text zum Begleiter haben, wie der Saturn und Uranus ihre Monde. Dagegen wissen wir freilich auch, daß man in manchen illustrirten Zeitungen für einzelne Theile ihres Textinhaltes grundsätzlich jeden Aufsatz ablehnt, zu dem man nicht auch eine Illustration bringen und herbeischaffen kann. Man ist nämlich hierbei der Meinung, daß das lesende Zeitungspublicum den Text, wie interessant derselbe auch sein mag, gar nicht lesen würde, wenn nicht auch ein Bild dabei wäre und nicht durch das Bild auf den Text aufmerksam gemacht würde. Man kann also in der That sagen, daß die Illustrationen die Literatur beherrschen, und daß die Form mehr gilt, als das Wesen *). Niemand wird

*) Hier nur Ein Beispiel, das, auch wenn es Frankreich entlehnt ist, doch die Sache selbst illustrirt und zugleich beweist, wie wir sie verstehen und das meinen, was wir oben gesagt haben, daß „die Illustrationen die Literatur beherrschen". In Paris ist kürzlich bei Firmin Didot Frères, Fils et Co. eine Ausgabe der Oden des Anakreon, griechisch und französisch, mit 54 Photographien erschienen — zu dem enormen Preise von 10 ℛ 20 Ngr. Dieser Preis läßt sich im Wesentlichen nur durch die Photographien erklären. Die Form gilt also mehr, als das Wesen und das Bild mehr, als das Wort.

sagen, daß das ein gesundes Verhältniß und ein normaler Zustand sei, und noch weniger wird man darin ein günstiges Zeichen für unsere Literatur und für unsere Cultur überhaupt sehen können. Im Gegentheil. Solche Illustrationen sind vielmehr ein trauriges Armuthszeugniß für unsere Bildung, die in demselben Grade eine oberflächliche ist und sich verflüchtigt, in welchem überhaupt unsere Zeit auf gewissen Gebieten des öffentlichen Lebens dadurch sich selbst kennzeichnet, daß sie eine nach Stoff- und Formenwechsel lüsterne und leicht zu befriedigende Zeit ist. Müssen wir einen Buchhändler wahrhaft bemitleiden und beklagen, der in den angegebenen Beziehungen, wenn auch mit Widerstreben, der Mode sich fügt, so achten wir dagegen den um so höher, der seinen Ansichten treu bleibt, und es vorzieht, freiwillig zurückzutreten, statt sich in einen leidigen und nicht gefahrlosen Concurrenzstreit einzulassen.

Literatur und Kunst.

Künstlerverein. Folgende Vorträge wurden im abgelaufenen Jahre gehalten: 1. Ueber die Aufgabe des Historikers (Dr. Alex. Meyer); 2. Händel und sein Oratorium Samson (Musikdirektor Reinthaler); 3. Die Kreuzzüge und ihr Einfluß auf die Culturzustände Europas (J. G. Kohl, an zwei Abenden); 4. Die Bedeutung der s. g. Temperamente in der Erziehung der Jugend (Pastor Schmelzkopf); 5. Die Einwirkung der Kreuzzüge auf das literarische Leben des Abendlandes (H. Habenicht); 6. Ueber die vermeintliche Freundschaft Shakspere's und des Grafen Southampton (Professor Delius aus Bonn); 7. Entwicklung der Baukunst bis zur Blüthe der romanischen Bauperiode (Architekt Runge); 8. Ueber das Licht (Dr. Sonnenburg); 9. Ansgar und seine Zeit (Domvicar Bulle); 10. Ueber Grabstätten bremischer Erzbischöfe (Dr. H. A. Schumacher); 11. Capitain Speke und die Nilquellen (Dr. G. Hartlaub); 12. der deutsche Uebergangsstil in der Baukunst (Dr. H. A. Müller); 13. Ueber die westphälischen Vehmgerichte (Dr. A. H. Post); 14. Ueber das Nibelungenlied (Dr. Hugo Meyer); 15. Ueber die Natur des Lichts und der Farben (Professor Dr. B. Hafert aus Eisenach); 16. Ueber die heilige Elisabeth von Thüringen (Dr. H. A. Schumacher); 17. Frederic Bastiat (Dr. Alex. Meyer); 18. Das Leben der Wissenschaft im Mittelalter (Domvicar Bulle); 19. Das Leben Dante's (Dr. Alex. Meyer). Von zwei musikalischen Abenden war der eine Woldemar Bargiel, der andere Robert Volkmann gewidmet; nach einleitenden Bemerkungen über das Leben und die Entwickelung dieser Componisten, die Herr Dr. Pletzer vortrug, wurden verschiedene Compositionen derselben ausgeführt. Außerdem kamen Werke folgender Componisten zum Vortrag: Mozart (7). Beethoven, Chopin, Reinthaler, Mendelssohn, Spohr (je 2). Haydn, Schubert, Schumann, Niels Gade, Rubinstein, Streudner, Lachner, Beschnitt (je 1). Bei der Aufführung betheiligten sich die Herren D. Engel, Graue, Mertel und Streudner als Pianisten, die Herren Jacobsohn, Weber, Bohm, H. Weingardt, Böttjer, Cabisius, Schiever, Arnold, Sastedt, Ludwig, Roedel, Braun. H. Rasch und das Orchester; als Sänger die Mitglieder der Sing-Akademie und der neuen Liedertafel und Herr Natorp.

— M. Schick. Gotthilf Heinrich Schubert. Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Geschildert für die deutsche Jugend. Tübingen. Osiander. Der deutschen Jugend wird für ihre Lecture noch immer gar viel zugemuthet. Für sie hält man manches Oberflächliche gut genug und oft genug wird einer Schrift, für die man sonst keine Leser finden würde, unter dem Titel einer Jugendschrift ein kaufendes und lesendes Publikum zugeführt. Aber auch abgesehen von dieser verwerflichen, rein speculativen Ausbeutung der Jugendlecture nimmt man es leider nur all zu häufig zu leicht mit ihr. Auf Klarheit und Richtigkeit im Ausdrucke, auf Maßhalten in der Darstellung, auf Schärfe der Charakteristik wird nicht geachtet, und doch sollte man es sich zum Gesetze machen, der Jugend nur Gediegenes zu bieten, da sie leichter als die Erwachsenen von den gelesenen Schriften annimmt. Eine solche nicht zu billigende Jugendschrift ist die vorliegende, eine wahre Schülerarbeit, stümperhaft im Ausdrucke und mangelhaft in der Charakteristik. Die berichteten Thatsachen aus dem Leben Schuberts sind meist nach Schuberts eigenen Mittheilungen gegeben, dabei aber nur locker an einander gereiht, oder sie erscheinen als direkte Wunder der Vorsehung, wie z. B. die „edle russische Gräfin,“ welche in Dresden einen Lehrer für ihren Sohn sucht. — Wir verkennen nicht die wohlmeinende Absicht des Verfassers, aber derselbe bedenke, daß die Jugend nothwendig einer kräftigern, mehr durchdachten Geistesspeise bedarf.

— Brehm, illustrirtes Thierleben. 35—39 Heft. Mit dem 35. Hefte beginnt dieses ausgedehnte Werk die zweite Abtheilung „Vögel“. Die vorliegenden fünf Hefte führen die Betrachtung von den Papageien, welche Brehm an die Spitze der Klasse stellt, bis fast ans Ende der Sperlingsvögel. — Das vorhandene Material ist wieder mit großer Sorgfalt verarbeitet, die Darstellung klar und fesselnd. In allen den vorliegenden Heften tritt aber eine weit größere Knappheit des Textes hervor, als in den den Säugethieren gewidmeten Heften. Es beruht dies nur zum Theil auf dem Willen des Verlegers, der das Werk nicht über Gebühr anschwellen lassen wollte; zum Theil ist es auch in der größeren Monotonie begründet, welche die Vögel wie in ihrem Baue so auch in ihrer Lebensweise zeigen. Es wäre ohne ewige Wiederholungen kaum möglich, jede Art derselben ebenso eingehend zu schildern, wie dies mit den Säugethieren geschehen konnte. Auch so tritt eine gewisse Gleichförmigkeit, die sich durch eine größere Knappheit noch mehr bemerklich macht, deutlich hervor. — Die Abbildungen sind wieder vortrefflich, voll Leben und Bewegung. — Als besonders interessant heben wir aus den vorliegenden Heften den Abschnitt über die Webervögel heraus.

— Doornkat-Koolman. Die Unendlichkeit der Welt. Eine religiöse Naturbetrachtung. Norden. Soltau. Eine kleine Schrift (Vortrag?) in welcher versucht wird, von einigen der wichtigsten astronomischen und mikroskopischen Thatsachen aus auf die Existenz und die Eigenschaften Gottes zu schließen. Der Gedankengang des Verfassers ist ein oft betretener; wesentlich Neues ist uns in der Schrift Nichts aufgestoßen. Wir glauben aber auch, daß ein solcher verstandesmäßiger Beweis wenig nützt. Wer nicht die Existenz Gottes im innersten Gemüthe erfahren hat, der wird schwerlich durch eine solche Betrachtung frömmer gemacht oder zu Gott in ein innigeres Verhältniß geführt werden.

— Der Maler Georg Bleibtreu in Berlin hat ein großes Schlachtgemälde: „Sieg der Oesterreicher am Königshügel“ vollendet, welches durch Farbendruck vervielfältigt werden soll. Wahrheit und lebensvolle Auffassung werden dem Bilde nachgerühmt.

— In der letzten Monatssitzung des Vereins für die Geschichte Potsdams gab der Vorsitzende Hofrath Schneider specielle Auskunft über die theatralische Vorstellung, welche die Rachel am 13. Juli 1852 auf der Pfaueninsel unter freiem Himmel vor der königlich preußischen und kaiserlich russischen Familie hat geben müssen. Es galt damals, dem Kaiser Nikolaus, der sie wegen ihrer republicanischen Gesinnungen nicht nach Rußland einlassen und selber auch nicht sehen und hören wollte, ihr Spiel gewisser Maßen zu octroyiren. Schneider hatte sie auf dem Bahnhofe empfangen und nach der Pfaueninsel geleiten müssen. Sie erschien ganz schwarz, in den kostbarsten Spitzen. Schneider machte ihr bemerklich, sie könne so bei Hofe und bei einem fröhlichen Feste nicht erscheinen. Die Frau Prinzessin Karl, zu der man die Zuflucht nahm, half mit weißen Manchetten, Kragen und Handschuhen aus, eine Rose wurde ins Haar gesteckt. Auf der Insel angekommen, fragt Schneider nach der Bühne; kein Mensch weiß etwas davon. Zuletzt kommt's heraus, die Künstlerin solle auf dem Rasen spielen, die hohen Herrschaften würden auf einer Gartenbank am Schlosse sitzen. Mdslle. Rachel ist empört über diese Zumuthung und will sofort umkehren. Die Bemerkung Schneider's, es handle sich hier um den Eintritt in Rußland und einen Verdienst von 300,000 Franken, und die andere, sie stehe ja gewisser Maßen auf gleicher Erde mit den hohen Zuhörern, verfehlten ihre Wirkung nicht und Rachel blieb. Es wurden nun einige Lichter in Gläsern aufgestellt, dahinter rauschten die Fontainen. Rachel spielte einige Scenen aus französischen Tragödien. Wie hinreißend ihr Spiel aber war, geht daraus hervor, daß Kaiser Nikolaus aufsprang und ihr in Gegenwart seiner Gemahlin die Hand küßte. Die Grenzsperre von Rußland hörte auf. Zum Andenken aber an diesen Abend ist die Künstlerin, in weißem Marmor gebildet, an der Stelle ihres Triumphs aufgestellt.

— Aus Upsala wird berichtet, daß dort vor wenigen Tagen der schwedische Dichter, Professor Bernhard Elis Malmström, im Alter von 49 Jahren plötzlich mit Tode abgegangen ist. Schon als Student bekam er von der schwedischen Akademie den großen Preis für eine Sammlung Elegieen, die er 1840 unter dem Titel „Angelica“ herausgab. Seine Dichtungen zeichnen sich ebenso sehr durch Schönheit der Form, wie durch Tiefe des Gedankens aus. Seine Gedichte, zwei Bände, sind in drei Auflagen erschienen. Außer diesen ist das bekannteste von ihm ein episches Gedicht, „Ariadne“. Literarhistorische Studien und Kritiken hat er mehrere, recht werthvolle herausgegeben.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 29. Bremen, 16. Juli 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Die Patricier in Lübeck.

Culturgeschichtliche Skizze von Heinrich Asmus.

Gleich andern deutschen Reichsstädten hatte auch Lübeck im Mittelalter einen Städte- oder Geschlechtsadel, Patricier genannt. Dasselbe Bedürfniß, welches denselben in die Mauern anderer Handelsstädte rief, war auch hier maßgebend: er schützte das Weichbild der Stadt gegen räuberische Einfälle und reinigte die Land- und Seewege von einem übermüthigen Raubgesindel. Durch solche Thaten gewann er sich schnell Ansehen, Macht und Ehre und bildete den eigentlichen Kern des deutschen Volkes, denn kein Stand konnte seines Beistandes entbehren, Kaiser und Handwerker bedurften seiner. Dafür übte er auch nach und nach, vorzugsweise in den Reichs- und Handelsstädten, auf das Stadtregiment den größten Einfluß aus und selten entging ihm die Bürgermeisterwürde.

Wenigstens war es so in Lübeck, wo die Patricier vier Jahrhunderte hindurch, vom 13. bis zum 16., mit nur kleinen Unterbrechungen, den „Rath“ bildeten und häufig durch unerhörte Steuerauflagen, ohne über die Verwendung der ungeheuren Summen Rechenschaft zu geben, durch Pomp und anmaßendes Wesen die Unzufriedenheit der Bürger hervorriefen, deren Ausbruch wohl mehre Male ein glücklicher Zufall verhinderte, zu Anfang des 16. Jahrhunderts aber in lichte Flammen aufschlug und den Sturz des Patriciats zur Folge hatte. Denn als später die Patricier allzusehr ihre Macht mißbrauchten und das für eine gesetzliche Bestimmung hielten, was doch genau genommen, nur verjährte Gewohnheit war, da schwand auch ihr Nimbus, der sie bisher umgeben und die undankbaren Bürger vergaßen, daß die Namen ihrer Patricier in den Annalen der lübeckischen Geschichte glänzten und wollten nichts davon wissen, daß die von Jahr zu Jahr ihnen lästiger werdenden patricischen Vorrechte mit ihrem Blute erkauft waren. Aber auch die Patricier sonderten sich ihrerseits immer mehr von den Bürgerlichen ab und gründeten im Jahre 1379 eine eigene patricische Innung, „die Brüderschaft der heiligen Dreifaltigkeit“ genannt. Doch eben durch diese Absonderung von der erwerbenden Klasse, beschleunigten sie ihren Sturz, riefen eine noch gefährlichere Opposition in's Leben und wurden so ihre eigenen Verderber.

Schon lange hatte sich unter den Handwerkern eine Partei gebildet, feindlich dem Rathe, neidisch auf die Vorrechte und den Wohlstand angesehener Kaufleute; längst waren, besonders von dem Amte der Knochenhauer angeregt, geheime Verbindungen geknüpft, im Stillen Zusammenkünfte gehalten, Pläne ausgebrütet, welche den Umsturz der gesammten städtischen Verfassung, die Einrichtung einer Volksherrschaft, die Ermordung aller Rathspersonen umfaßte. Im September 1384 war der Plan zur Reife gelangt. Groß genug war die Zahl der Verschwornen, ansehnlich der Waffenvorrath, gerüstet die Schaar, welche, von holsteinischen Edelleuten geführt, vor dem Holsteinerthore auf das verabredete Zeichen wartete. Am Lambertustage (den 17. September) sollte der blutige Streich fallen. Sobald der Rath sich versammelt haben würde, sollte durch den Brand eines Hauses am Klingenberge den Holsteinern das Zeichen zum Angriff gegeben werden; zugleich sollten vierzig der Verschworenen in das Rathhaus dringen und die Rathspersonen ermorden. Die Plünderung der Patricier- und Kaufleutehäuser, der Tod aller Widerspenstigen sollte den Tag beschließen.

Schon dämmerte der Abend des 16. Septembers und noch ahnte keiner im Rathe die furchtbare Gefahr, die wie ein Damoklesschwert über ihm schwebte, noch überließ sich alles der gewohnten Sicherheit. Mit furchtbarem Eidschwur hatten die Verschworenen einander gelobt: keinem Menschen ein Wort von ihrem Vorhaben zu sagen. Da aber — doch wir wollen Reimarus Kock selbst sprechen lassen — „Da verschaffede Gott, welke de rike und regimend allene erholt, dat Einer uth dem Lande tho Holstein, welker ok mit Eden bestriket: dat he idt kenem Minschen seggen scholde, dennoch regede Gott sin herte, dat em des groten quades jammerde, welke düsse vorredere vorhanden haben. Derhalven reth (ritt) he mit haste, verdecket (verkleidet) na Lübeck in de Stadt und reth in eines Borgemeisters Huß, mit nahmen H. Johann Persevalk und fragede, wor de Borgemeister were. Ehme wort tho antworde, de Borgemeister were tho Rade.“ „Ja“ — sprak he — „kenen se was gudes raden, idt iß hude hoge tidt“. Vort sprak he: „Is siner Kinder nemant vorhanden?“

Ehme wort tho antworde, de oldeste sohn were aldar thor handt, und alse de sohne quam, sprack düsse ehrlicke Man, sittende up sinem Perde: „Vele lever (lieber) hedde ick dinen vader gesprocken, nu ick averst den nicht finde, si ick mit diner Person wohl thofreden. Averst devile ick hastigen gereden, sy ick mechtig dorstich; lath mi doch werden tho drinken“. De Sohne leth eme balde langen ein glas mit Behre (Bier). Alse he averst gedunken hedde, sprack he tho dem Glase, welk he in der handt hedde: „Hörest du Glas, die Glas segge ick un nehmne lewendigen Minschen, dat wo man der Sacken nicht mit rade wißlicken (weislich) wert vorkamen, dat grote Unglücke tho wehren, welk vorhanden, so is Morgen, wenn die Klocke negen schleit, de ganze Rath un alle ere verwanten ermordet; wante (dann) Lübeck is binnen voll verredern, ahne de buten ock befuret, de ock alle ferdig sin.“ — Alse duth de gude Mann gasagt hedde, warp he dat Glas an de Wandt, warp sin Perde umme un reth davon. — Und zwar ritt der Reiter, der Sage nach, so schnell davon, daß das eine Hufeisen seines Pferdes an den hervorstehenden Erker eines nahegelegenen Hauses flog, wo es noch heutigen Tages zu sehen ist.

Die Folge von den mitgetheilten Worten des Reiters war die äußerste Wachsamkeit des Rathes, der es auch gelang den Verschworenen auf die Spur zu kommen, jetzt erst zeigte sich wie furchtbar der Plan der Verschwörung, wie groß die Anzahl der Verschwornen gewesen war. Unzählige wurden hingerichtet und immer noch wurden neue Theilnehmer der Verschwörung entdeckt. Endlich erklärte der Rath, des Blutvergießens überdrüssig, daß jeder der sich schuldbewußt fühle, die Stadt verlassen möge. Noch jetzt bezeugt ein starker, auf Pergament geschriebener Quartband, worin in jenem Jahre die Namen der hingerichteten Personen nebst den ihnen confiscirten Gütern aufgezeichnet sind, wie groß die Zahl der Unzufriedenen gewesen.

Aber die allgemeine Unzufriedenheit der Bürger konnte man nicht im Blute ersticken, im Jahre 1407 brach das Feuer der Zwietracht in lichte Flammen aus und um den Sturz ihrer Macht nicht mit anzusehen, verließ der größte Theil des Raths und eine bedeutende Anzahl Patricier die Stadt. Die Güter der verdrängten Rathspersonen wurden confiscirt und ein „neuer Rath“ an ihre Stelle gewählt. — So ganz Unrecht hatten die Bürger nicht, wenn sie sich über die allzugroße Gewalt der Patricier beschwerten, denn von den 25 alten Rathsmitgliedern, welche in dieser Unruhe insgesammt abdanken mußten, gehörten 22 zu den „Geschlechtern“ und 16 von ihnen waren zugleich „Zirkelbrüder“.

Doch, so ungünstig sich auch die Verhältnisse für die Patricier im Anfange dieser Unruhen zu gestalten schienen, der Ausgang des Kampfes war zu glänzend für die Geschlechter, als daß sie sich nicht ihres Sieges in Wahrheit hätten freuen können. Sie mußten ihn auf Kosten ihrer Mitbürger zu erfechten. Der König von Dänemark legte den exaltirten Lübeckern ein Zugpflaster an. Er ließ 400 lübische Bürger auf Schonen anhalten (1415) und drohete, sie in ihre Güter nicht eher frei zu geben, bis sie den alten Rath mit seinem Anhange — den Patriciern — wieder in ihre früheren Rechte eingesetzt hätten. Freilich hatte damals eine siebenjährige Erfahrung wohl bereits gezeigt, daß der „neue Rath“ gar wenig Talente besaß, eine platonische Republik in's Leben zu rufen.

Wenn auch nicht mit allgemeinem Enthusiasmus, so doch mit großem Gepränge, führte man am 16. Juni 1416 die noch lebenden Mitglieder des alten Rathes und die verkannten Patricier wieder in die Stadt ein. Die Herren des „neuen“ Raths mußten — demüthigend genug für sie — ihnen das Unrecht abbitten, was die Stadt ihnen zugefügt. Nunmehr beginnt die eigentliche Glanzperiode der lübischen Patricier. Was sie an Liebe und Vertrauen bei ihren Mitbürgern verloren, das suchten sie durch den Schimmer des Glanzes und des Luxus zu ersetzen. Ihr Hang zum Wohlleben hatte in der Fremde nicht nur reiche Nahrung gefunden, sondern auch ihr Geschmack hatte sich an den Höfen der Fürsten ausgebildet, ihre Sitten waren verfeinert. Mehr denn je sonderten sie sich von den Bürgerlichen ab und kauften sich 1479 ein eigenes Compagniehaus in der Königstraße, wo sie von Martini bis Fastnacht fast täglich zusammen kamen.

Wenn auch der Hauptzweck dieser Verbrüderung der Patricier, die in den Chroniken gewöhnlich kurzweg „Zirkelgesellschaft“ genannt wird, eine religiöse Tendenz hatte, so wäre es doch ein Irrthum sie in diesem Sinne allein aufzufassen, sie weicht vielmehr von den übrigen bestehenden geistlichen Brüderschaften sehr merklich ab und hatte, wie die „Lüb. Bl.“ Jahrgang 1827 ganz richtig bemerken, eine auffallende Aehnlichkeit mit dem deutschen Ritterorden. Es ist wahrscheinlich die einzige geistliche Brüderschaft in Lübeck gewesen, deren Mitglieder sich durch ein Ordenszeichen auszeichneten: einen Kreis [als Symbol der Gottheit] und in demselben einen gespaltenen Schlüssel [das Symbol der Dreieinigkeit]. Und jeder Zirkelbruder war strenge angewiesen, dieses Ordenszeichen auch wirklich zu tragen. Vielleicht trug man auch, wenigstens eine Zeit lang, sogar ein eigenes Ordenskleid, das in einem besondern Mantel oder „Hoiken“ bestand.

Mit seltenen Ausnahmen wurden selbstverständlich nur Mitglieder aus adeligen Familien in diese Innung aufgenommen, wobei noch überdies die Frage erörtert ward, ob ihr Geschlecht auch würdig sei, den „Zirkel“ zu tragen, wodurch sie sich den Spitznamen „Junkercompagnie“ zuzogen und ein Jurist noch überdies die Dreistigkeit hatte in einer Schrift, die wegen ihres sarkastischen Witzes der „Lübeckische Junkerspiegel“ genannt wurde, die Behauptung aufzustellen: „Wenn die Zirkelbrüder sich von ihren Speichel- und Tellerleckern „Junker“ nennen ließen, so geschehe es wohl mit demselben Rechte und in demselben Sinne, wie sich die Berliner Gassenbuben „mein Junker“ titulirten“.

Den ersten Impuls zu der Entstehung dieser patricischen Verbindung gab unzweifelhaft der zehntägige Aufenthalt des Kaisers Karl IV. in Lübeck (1375). Seit 200 Jahren hatte kein deutscher Kaiser die Stadt besucht, um so mehr Mühe gab man sich den hohen Gast zu ehren durch Gastereien und Ritterspiele, und diese gaben den Junkern zu viel Gelegenheit, die Idee zu einer ordensmäßigen Innung in ihnen anzuregen, wenn man bedenkt, wie leicht das Herz durch das Auge bestochen wird. Und hier war Veranlassung dazu mehr als anderswo. Schon bei dem Einzuge des Kaiserpaares spielten die Patricier wie bei allen Feierlichkeiten und Festen die Hauptrolle. Zwei Bürgermeister führten das Pferd des Kaisers, zwei Rathsherren das der Kaiserin, acht Patricier trugen den Baldachin, unter dem das Kaiserpaar einzeln ritt. Das Gefolge des Kaisers bildeten der Erzbischof Friedr. v. Cöln, die Herzöge Albrecht v. Mecklenburg, Albrecht v. Lüneburg, die Markgrafen Otto v. Brandenburg, Wilhelm v. Preußen und Jobst v. Mähren, die Grafen Heinrich und Nicolaus v. Holstein, Günther v. Rupin und viele Edelleute und Freiherren. Nie war und nie ist später für die lüb. feine Welt ein so glänzendes Phänomen wieder aufgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

* Der Vater kommt heim.

Aus dem Englischen der **Mary Howitt.**

Uebersetzt von Alice Salzbrunn.

Jetzt schlägt es sechs, und Feierabend
Macht euer Vater dann;
Nun kehr' den Herd, und schür' das Feuer,
Und setz' den Kessel an!
Der Nachtwind stürmet rauh hervor,
Unheimlich ist der Weg durch's Moor.

Mit festem Schritt den Sturm bekämpfend
Eilt er durch's Moor dahin,
Er fühlet kaum des Abends Kälte,
Weil warm sein Herz und Sinn;
Des Vaters Herz ist reich an Gluth,
Und fest und treu in Gottes Hut.

Er macht so leicht uns alle Lasten,
Wär' jeder Mann wie er!
So leicht befriedigt und so gütig
Ein Tadel wird ihm schwer,
Niemand braucht streng und hart zu sein,
Denn Furcht holt Liebe nimmer ein.

Nein, Kind, verschließe nicht den Laden,
Denn unser Fensterlein,
Es leuchtet weithin auf dem Wege,
Der Vater liebt den Schein;
Er sagt', daß in der Finsterniß
Er unser Licht ungern vermiß'.

Wir wollen thun nach seinen Wünschen,
Wie sind sie so gering!
Wollt' er doch mehr, es sollte stündlich
Ihn freu'n ein ander Ding!
Ja, glücklich macht mich jeder Tag,
Der eine Lust ihm bringen mag.

Seht, wie das Kindchen hell auf jubelt!
Du kleiner Herzensdieb,
Du lachst und guckst: jetzt kommt der Vater —
Gott segne's Bübchen lieb!
Er gleicht dem Vater Zug für Zug,
Ist wie der Vater traut und klug.

Horch, horch! Ich höre seine Tritte —
Er ging durch's Gartenthor;
Lauf, Lieschen, laß ihn nur nicht warten,
Und öffne schon zuvor.
Kind, jauchze! klatsch in's Händchen schnell!
Der Vater steht schon auf der Schwell'!

Versmaß des Originals. 1. Vers:

Father is coming by Mary Howitt.
The clock is on the stroke of six,
The father 's work is done:
Sweep up the hearth, and mend the fire,
And put the kettle on!
The wild nigt-wind is blowing cold,
'T is dreary crossing o'er the wold.

---

* Bremens Schützenwesen in alter Zeit.

Von H. A. Schumacher.

Der Festzug zur Eröffnung des zweiten deutschen Bundesschießens führt uns heute kein Bild von der Geschichte des Schützenwesens vor die Augen; Bremen konnte nicht wiederholen, was zu Frankfurt am Main in so glänzender Weise hergerichtet war. Dennoch treibt es uns, aus der bewegten Gegenwart einen Rückblick in die stille Vergangenheit zu werfen. Allein in großen Zügen ist die Entwicklung des Schützenwesens in deutschen Landen schon vielfach geschildert worden, und abermals bliebe uns nur übrig, Meisterhaftes zu wiederholen, wenn wir von ihr im Allgemeinen reden wollten.

Auf engere Kreise müssen wir unsere Blicke beschränken, und da bietet sich die eigene Vergangenheit der Feststadt wie von selbst. Bremen ist zwar keine der deutschen Städte, deren Geschichte von weitreichender Bedeutung, von allgemeinem Interesse ist, weil in ihr der Weg der Entwicklung sich zeigt, der überall, wenn auch in anderen Formen, eingeschlagen wird; Bremen war Jahrhunderte lang nur ein einsamer Posten in der Nordwestecke Deutschlands, weit getrennt von anderen bedeutenden Städten, selbst nicht groß und reich, ein bescheidener aber kräftiger Ort; da sind es keine großartigen Verhältnisse, von denen zu reden ist, es zeigen sich keine Bilder, die durch Glanz und Farbe Alle ansprechen. Indessen erfreut auch oft ein einfacheres Gemälde, belehrt auch oft der Einblick in kleinere Zustände; Manchen allgemein characteristischen Zug trägt auch das, was wir von unserer ehemaligen Schützengilde und von unseren früheren Schützenfesten erzählen können.

I. Die ehemalige Schützengilde.

In jener Zeit, da das Bürgerthum zum Mittelpunkte nationaler Kraft sich erhoben hatte, da der Bürgerstand mehr war, als ein Stand, da er aufhörte nur ein Glied des Volkes zu sein und bei der Schwäche der anderen Kreise das ganze Volk vertrat, war es die Wehrhaftigkeit der deutschen Städte, ihre kriegerische Tüchtigkeit zu Lande und zur See, welche daheim Frieden und Ordnung zu stiften suchte und draußen dem deutschen Namen Achtung erwarb. Die reisigen Bürger zogen gegen Ritter und Herrn, die durch Wegelagerung und Räuberei friedlichen Verkehr störten. Eng verbunden, trotzten die Städte den Gewaltigen des Reiches, wie fremden Machthabern. Die Größe der norddeutschen Hanse war lediglich das Werk des deutschen Bürgerthums, und man bedurfte nicht bloß verständiger, scharfsichtiger, unternehmungslustiger Kaufleute diese Größe zu erhalten, wie zu schaffen, sondern auch starker, kampfbereiter Krieger; und wie jene aus den Reihen der Bürger hervorgingen, so auch diese. Der Bürger führte seine Waffen, die Rathsherrn stellten sich an die Spitze der städtischen Mannschaft, die Stadt belohnte die tapfersten im Felde und die ersten bei den Uebungen in den Waffen.

In diese erhebende Zeit des deutschen Bürgerthums führt uns jede Betrachtung unseres älteren Schützenwesens. Zu den gesundesten, segensreichsten Schöpfungen des städtischen Lebens gehört dieses, hervorgegangen aus der Waffenlust, die innerhalb der Ringmauern sich regte, auf das Innigste verbunden mit all den anderen Verhältnissen, die hier maßgebend waren, mit der Ordnung der Stände, der Verfassung der Zünfte, mit all dem Beiwerk, das hier von Sitte, Brauch und altererbter Liebhaberei hochgehalten und gepflegt ward.

Werfen wir nun einen Blick auf das Bremen jener Zeit, so finden wir hier dieselben Züge. Wie die Hansestadt im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert als stärkster Waffenplatz in Nordwestdeutschland gefürchtet und begehrt wurde, so war sie auch in früheren Zeiten, nachdem sie vom Joch der erzbischöflichen Hoheit mehr und mehr sich befreit hatte, eine reisige, waffentüchtige Stadt. Freilich hatte der Heerbann des Erzbischofs aufgehört, aber wenn der Rath zum Kampfe rief gegen die unruhigen Herren an der Oberweser oder wider die seeräuberischen Friesen der Nordsee und der Niederweser, so wandte er sich nicht an

bezahlte Schaaren, die im Kriegeshandwerk ihren Beruf fanden; noch sammelte sich, wenn er es begehrte, die Bürgerschaft, aus der er selbst hervorgegangen, Mann bei Mann mit Waffen und Kriegsgeräth. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, selbst noch während der ersten Blüthezeit des Landsknechtswesens, ist jeder Bremer kampfgeübt und kampfbereit und bis ins sechszigste Jahr zum Waffendienst verpflichtet.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts sehen wir die Bürger in voller Rüstung zum Sammelplatz eilen. Dieser trägt den eisenbeschlagenen ledernen Waffenrock nebst Knieschürze und Kragen, jener den Brustharnisch mit fester Rückenbedeckung, mit Arm- und Bein-Schienen; der Helm mit der Halsbrünne schützt das Haupt, der hohe Schild oder die leichtere Tartsche die Brust, der Eisenhandschuh die Faust; Schwert und Spieß sind die Waffen. Jährlich wird diese Ausrüstung von den Wachtherren gemustert, einem eigenen Ausschuß aus Rath und Bürgerschaft, dem Alles obliegt, was mit der städtischen Bewaffnung zusammenhängt; jährlich geschehen zwischen der Weser und dem ersten Eingange zur Stadt, da wo später das Kronwerk des Ostertħores, jetzt die Altmannshöhe, sich erhebt, die Schauungen, zu denen alle wehrhafte Bürger, nach Rotten geordnet, sich einstellen müssen. Für die Bürgerbewaffnung waren die drei städtischen Quartiere (die Steffensstadt war noch eine Ortschaft für sich allein) in Districte getheilt, und die Männer jeden Districtes bildeten einen besonderen Zug, der unter den Befehl eines Hauptmanns stand; jeder Zug zerfiel wieder in sechs Rotten, und jeder Rottmeister war etwa zehn bis zwölf Wohnhäusern vorgesetzt; so war in der Bürgerschaft eine feste militärische Ordnung hergestellt, die bei vielen Gelegenheiten von höchster Wichtigkeit war, im gewöhnlichen Gang der Dinge (Wachtdienst an den Thoren), wie bei ausserordentlichen Ereignissen (Feuersbrünsten).

Das Gros der städtischen Mannschaft war hiernach ein mit Spieß und Schwert bewaffnetes Fußvolk; der Ausrüstung der Stadt fehlte für gewöhnlich Reiterei, wie Schußwaffe. Für den Dienst mit Sattel und Zaun rechnete man besonders auf die Hülfe des umliegenden Landes, das mehr und mehr der Stadt unterwürfig wurde; allein auch freiwillig verstanden Bürger sich dazu; denn der städtische Reiterdienst zeichnete besonders aus. Wer der Stadt ein Pferd hielt, war von anderen bürgerlichen Pflichten befreit, wie vom Wachtdienst, so von der Schanzarbeit, die sonst den städtischen Mannschaften oblag, und sogar von dem Vorschoß, der städtischen Wohnungsabgabe, die sonst Jeder zahlen mußte, welcher im Weichbilde ein Haus, ein Halbhaus oder eine Bude besaß.

Die gleichen Freiheiten verknüpften sich nun auch mit dem anderen besonders ausgezeichneten Waffendienst der Bürger, dem mit der Schußwaffe. Während dem Roßdienst besonders die vornehmeren Geschlechter, Rathsverwandte, Kaufleute, Tuchhändler sich widmeten, waren es die ersten unter den Zünften, die mit der Führung des Handgeschosses sich vertraut machten und durch den Schützendiest sich hervorthaten.

Lange Zeit hindurch war es der Bogen, den sie führten; mit ihm schossen sie bei den Uebungen die Pfeile nach dem bunten Vogel auf der Stange, dem „Papagojenbaum“, der am linken Ufer der Weser, der Stadt gegenüber auf dem Deiche sich erhob, dicht bei einem jetzt verschwundenen Dorfe Ledense. Im 17. Jahrhundert ward an dieser Stelle die Neustadt erbaut, aber noch lange lebte die Erinnerung an die alte Uebungsstätte der Bogenschützen; denn der Platz beim Papageienbaum war eine Blutgerichtsstätte und noch im vorigen Jahrhundert ward dort angesichts der blutigen Leiche der Mörder friedlos gelegt.

Den Handbogen verdrängte dann die Armbrust, den Pfeil der Bolzen, d. h. die „Kagel“ mit der Eisenspitze (Timpe). Auf dem Kageltimpen-Platze geschahen nun die Uebungen der Bürger, deren Ziel die weiße Scheibe — dat Witte — war. Immer wichtiger wurde für die Städte mit der Verbesserung der Waffe der Schützendienst ihrer Bürger, und immer eifriger gaben diese sich ihm hin.

Endlich verdrängte die Pulverwaffe die allmälig sehr vervollkommnete Armbrust mit dem stark umgespannten, stählernen Bügel, der in kunstvoller Weise gespannt wurde. Lange schon bediente man sich des Pulvers bei der schweren, nicht zu scharfem Zielen bestimmten Artillerie; da erst war das Feuerrohr zu solcher Einrichtung gekommen, daß man eben so sicher mit ihm schoß, wie mit der Armbrust. Lange bevor das Feuerrohr die Hauptwaffe der Bürger wurde, haben in den Städten die Rathsbüchsenmeister und Rathsfeuerschützen das schwere Geschoß zu beaufsichtigen. Endlich ist die Umgestaltung des Kriegswesens vollendet, welche zu den wichtigsten Symtomen vom Anbruch des neuen, Alles umwandelnden Zeitalters gehört.

Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts führen in Norddeutschland die Schützen der Städte das Feuerrohr, verstehen es mit Zunder und Lunte, mit Loth und Kraut, d. h. mit Kugel und Pulver, meisterlich umzugehen.

Auch in Bremen treten in dieser Zeit die Büchsenschützen hervor; ein großer Uebungsplatz wird ihnen angewiesen; eine ausführliche Schießordnung vom Rathe erlassen; eine besondere „Gesellschaft der Schützen“ gestiftet, Verpflichtung zum Dienst mit der Schußwaffe anstatt der früheren Freiheit, in die Reihen der Schützen einzutreten oder nicht, für bestimmte Kreise der Bevölkerung festgestellt. Im Weichbilde der Stadt gab es eine eigenthümliche Stelle, die zum Schießplatz gar wohl zu wählen war. Die Mauern, welche Bremen einschlossen, an der Weser hinliefen, dann auf der Höhe des jetzigen Walles sich fortzogen und endlich die Altstadt von der Steffensstadt trennten, hatten eine bedeutende Lücke; jene Befestigung, die der Steffensstadt sich zuwandte, stand mit den eigentlichen Ringmauern nicht in unmittelbarer Verbindung; ein weiter Sumpf, das Schwanengatt geheißen, schien lange Zeit hindurch besondere Schutzwehren unnöthig zu machen. Zwischen jener Trennungsmauer und dem westlichsten Thorwege der Stadt, dem nach dem Bischofe Ansgar genannten, zeigte sich eine unwirthliche Stätte und hier ward den Schützen die Schießhütte gebaut; hier errichteten sie ihren Scheibenstand und der Rath warnte „alle Bürger und Insassen, Weib, wie Mann,“ in die Schußlinie sich zu begeben. Wegen der Eigenthümlichkeit der Lokalität schien die Gefahr nicht bedeutend zu sein; es war als liege der „Schützenhof“ außerhalb der Stadt, vor ihren Thoren.

Als indeß an die Stelle der alten Mauern Erdbaulen traten, als Wall und Graben die Fortification der Stadt ausmachten, konnte jene Stelle beim Schwanengatt nicht offen gelassen werden; man verband die Wälle der Steffensstadt mit denen der Altstadt durch Zuwerfen jenes Sumpfes; längs des Schützenhofes zog sich nun der Wall hin, der Schießstand ward dadurch wirklich in den Umkreis der Stadt gebracht (jetzt Schützenwallstraße). So erklärt sich aus Lokalverhältnissen die eigenthümliche Erscheinung, daß in Bremen der Schützenplatz innerhalb der engen Grenzen des städtischen Weichbildes lag.

Dieser Platz wurde einer besonderen Genossenschaft überwiesen, der „gemeinsamen Gesellschaft der Schützerei,“ wie der Ausdruck der Quellen ist. Es bestand eine eigene Schützengilde, deren „Gesellen“ oder „Brüder“ aus den ersten Zünften genommen wurden. Von diesen hatte jede eine bestimmte, größere oder kleinere Zahl Schützen zu stellen; jeder ihrer Meister hatte eine gewisse

Zeit lang „Schützenschaft“ zu halten; trat ein neuer ein, so mußte er bei Gewinnung des Amtes dafür Sicherheit leisten, daß er den ihm obliegenden Schützendienst so lange versehen wolle, bis ein Anderer aus der Zunft an seine Stelle trete; kam ein Schütze seiner Dienstpflicht nicht nach, so war es seine Zunft, die ihn besonders zu bestrafen hatte.

Durch diese Verbindung des Zunftwesens mit dem Schützendienst ward dafür gesorgt, daß dieser nicht ausarte, daß der städtischen Wehrverfassung durch ein Corps von 200 angesehenen Männern ein fester Mittelpunkt gegeben wurde, daß ein großer Theil der Bürger im Schießen gewandt war. Die Mitglieder der ersten Gewerke waren entweder noch aktive Brüder der Schützengilde, oder sie hatten gedient und standen bereit, sofort, wenn in der Gilde eine Lücke eintrat, diese wieder auszufüllen. Auch die aus der Schützenschaft Ausgeschiedenen, aus dem aktiven Dienst Entlassenen, rechneten sich noch zu den Genossen der Gilde.

Je neun wirkliche Brüder derselben bildeten ein Rott; an ihrer Spitze stand ein Hauptmann oder Freischütze, einer der Freischützen ward zum Fähnrich erwählt, und der Befehl über die ganze Schaar lag in den Händen der Schützenherren, von denen einer aus dem Rath, einer aus der Kaufmannschaft und einer aus den Zünften gewählt wurde. Man scheute sich damals nicht vor einem vielköpfigen Commando.

Wie jede größere Genossenschaft, so hatte auch die Schützengilde neben dieser Organisation noch eine andere; es bestand für sie eine besondere Verwaltung, die nicht in den Händen der Freischützen oder der Schützenherren lag. Die Brüder der Gilde wählten zuerst halbjährlich, dann jährlich drei „Schaffer,“ welche alle nichtmilitärische Angelegenheiten zu besorgen hatten, die Aufsicht über den „Schützenwall“ führten, das Vermögen der Gilde verwalteten, ihre Bediensteten anstellten und die Gelder eincassirten, die bei besonderen Gelegenheiten zu zahlen waren. Die Schaffer waren nicht selber Mitglieder der Gilde; meist wurden angesehene Rathsherren oder andere hochstehende Bürger zu diesem Amte erwählt, das seinen Träger in besonderer Weise ehrte.

Als Mittelpunkt der städtischen Wehrverfassung hatte die Schützengilde besondere Pflichten und eigene Vorzüge. Wie sie bei wichtigen Gelegenheiten die Wachen an den Thoren zu übernehmen hatte, im Felde als Vorhut und Nachhut die Bürgercompagnien in ihre Mitte nahm, so erhielt sie bei Feierlichkeiten den Ehrenplatz auf dem Markte. Alle Schützenbrüder waren auch jetzt noch frei von den eigentlichen Bürgerlasten, von dem gewöhnlichen Wachtdienst und der Schanzarbeit, sowie von der Hausabgabe. Häufiger als Gewehrschauungen der Bürgercompagnien, waren die Musterungen der Schützengilde, welche unmittelbar vor der Weserbrücke stattfanden, dort, wo im sechszehnten Jahrhundert die Citadelle von Bremen errichtet wurde, die „Braut,“ die unter der besonderen Obhut der Schützen stand (jetzt Arbeitshaus). Während der gewöhnliche Bürger nur selten zu Uebungen sich einzustellen hatte, mußten die Schützen eifrig das Feuerrohr handhaben. An jedem Sonntage hatte ein Rott der Gilde auf dem Schützenwall sich einzuschießen; Geldstrafen sollen den Freischützen, wie dessen Gesellen, zur Erfüllung ihrer Dienstpflicht anhalten; auch ein Schaffer ist gegenwärtig, Obacht zu nehmen auf Alles, was in sein Amt fällt, auf die gute Ordnung in der Schießhütte, die Achtsamkeit des Zeigers, das Einhalten der Schießgesetze und die richtige Vertheilung der Preise.

Die Schaffer haben diese für jeden Sonntag auszusetzen, vier einfache „Kleinode,“ die vom Kannengießer geliefert werden; der Reihe nach wird nach diesen geschossen, bis sie gewonnen sind. Keiner darf mehr Schüsse thun, als ihm zukommen, sonst ist sein Rohr der Gilde verfallen; jeder muß beim Schießen „auf seinem rechten Male“ stehen; aus freier Hand ist zu zielen, weder Arm noch Rohr darf irgendwo angelegt werden; mehr als dreimal soll Keiner frisches Pulver auf den Herd schütten oder seinen Zunder an der gemeinsamen Lunte anzünden, die in der Schießhütte sich befindet.

Allein den Wettkampf noch mehr zu beleben sind es nicht bloß die Schützenbrüder, die an diesem Uebungsschießen Theil nehmen und nicht bloß die Preise der Schützenschaffer, welche ausgeschossen werden.

Es ist der Schützengilde Privilegium, so heißt es in der ältesten Schützenordnung, daß auf ihrem Schützenwall jeder gute Geselle mitschießen kann, er sei Bruder der Gilde oder nicht, er sei Binnenmann oder Außenmann; nur muß er mit eigener Büchse schießen. Schon früh zeigte sich das Bedürfniß, alle wehrhaften Bürger, und nicht bloß eine Elite derselben, in der Handhabung des Feuerrohres einzuüben, das schnell zur Waffe der ganzen städtischen Mannschaft wurde. Jeder, der beim Schützenschaffer zu richtiger Zeit sich meldete und seinen Einsatz zahlte, konnte der Gilde die Preise streitig machen. Dies verlohnte sich besonders, wenn nach den außerordentlichen Kleinoden geschossen wurde, die der Rath von Zeit zu Zeit aussetzte. Dann drängte man sich in der Schießhütte, und die Schießordnung mußte eigens bestimmen, wer einmal einen solchen Preis sich erschossen habe, könne in demselbigen Jahre keinen zweiten erhalten, selbst wenn er den Meisterschuß nochmals thue.

Wie die ganze städtische Manschaft allmälig mit Schußwaffen ausgerüstet war, verlor die Schützengilde ihre ursprüngliche Bedeutung mehr und mehr. Die „Amtsschützen“ waren freilich vor den anderen Schützen, das „Fähnlein“ war freilich vor der übrigen Bürgerbewaffnung noch ausgezeichnet; allein der Waffendienst wurde allmälig für alle Bürger der Gleiche.

Im 17. Jahrhundert entschwand aus ihm die alte Kraft. Der Verfall ging mit schnellen Schritten. Auch Bremen zog es vor, sich mit einer Söldnerschaar auszurüsten und nur als Reserve die Bürgerwehr zu benutzen. Auch die Schützengilde rückte hierdurch um einen Grad in der städtischen Wehrverfassung herunter; ihre Fahne war nicht mehr die erste, die im Felde sich zeigte. Es war eine friedliche Zeit, in der die rothen Stadtsoldaten zuerst in Bremen sich hervorthaten, die Zeit vor dem Beginn des dreißigjährigen Krieges; als dann die stürmischen Jahre kamen, als die Schweden nach dem Westphälischen Frieden vor Bremen lagerten, zogen freilich auch die Bürger gegen den Feind; allein die Tüchtigkeit fehlte, die sie in manchen Fehden der früheren Zeiten bekundet hatten. Es zeigte sich, daß gründlich reformirt werden müsse, wenn man wieder zu den alten Zuständen kommen wollte; aber eine Reform geschah nicht. Am 31. März 1664 wurde die Schützengilde aufgehoben; keiner bedauerte aus Rücksichten auf die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung diesen Schritt des Rathes. Allen schien es einzuleuchten, daß die Zünfte der Stadt besser nützten, wenn sie, statt selbst die Waffen zu führen, im Zeughause jährlich einige Tage unendgeldlich ihrem Handwerk nachgingen oder zu Gunsten der städtischen Artillerie jährlich einige Thaler entrichteten.

Seit die Stadtmiliz da war, vergaß man die Wehrhaftigkeit der Bürger mehr und mehr. Bremen war nun ein starker Waffenplatz geworden, und je mehr die Bevölkerung auf die Bastionen und ihr Geschütz sich verließ, desto weniger strengte sie die eigenen Kräfte an. In dem achtzehnten Jahrhundert, das die Wehrkraft des deutschen Volkes nur in den größeren Staaten hob, in den kleinen aber fast ganz vernichtete, mahnte der Rath die Bürger umsonst, in den Waffen sich einzuüben und fleißig den

Schützenwall zu besuchen. Die alte Wehrverfassung der Stadt war eine leere Form geworden, und die Erscheinung der alten Bürgerwehr in den letzten Zeiten ihres Bestehens die traurigste, die sich denken läßt.

* Aus dem badischen Unterland.

Der Leser, welcher diese Ueberschrift sieht, fühlt sich vielleicht unangenehm davon berührt: er denkt am Ende gar, auch hier solle der Pfaffenkrieg gegen die Schulordnung der freisinnigen badischen Regierung verhandelt werden. Alle Zeitungen berichten von dem Geheul, das die schwächlichen Nacheiferer der Gregore und Innocenze des Mittelalters anstimmen — zur Rettung der „Religion"; da liegt es nah, in einem Aufsatz, der aus Baden kommt, einen Beitrag zu der brennenden Frage, die die Wanderkasino's der Schwarzen ins Leben gerufen, zu erwarten. Nichts von Alledem. Laßt jene Eiferer immerhin schreien, ihre Stimme verhallt ohnmächtig in der Wüste und der Lärm, den sie erheben, täuscht Niemanden über ihr geringes Gewicht. In dem Schreiber der folgenden Zeilen klingt noch die fröhliche Stimmung der Pfingstzeit nach: in ihr durchwanderte er diesen so gesegneten Theil unsres Vaterlandes, der sich wie ein reicher Garten ausbreitet: eine weiche, milde Luft umweht da und erquickt den Menschen gleich wie sie das üppige Gedeihn der Pflanzenwelt befördert. Das Lob, welches ein gelehrter Schriftsteller vor dreihundert Jahren aussprach „item, der Margrafen von Nidern-Baden Lanndt ist ain guet Laudt mit Wein, Korn und ander Noturft als Visch, Vogel, Wilprät, Obs und ander Früchten" wird man auch heute noch gelten lassen.

Das Dampfroß entführte mich schon früh am Tage dem ewig schönen Musensitz am Neckar, in wenigen Stunden war die Hauptstadt des Landes erreicht. Der freundliche Ort, dessen Straßen bekanntlich wie ein Fächer das umfangreiche Schloß umgeben, um dessentwillen sie nur da zu sein scheinen, wird durch den eben stattfindenden Markt belebt. Auf dem großen freien Platz vor dem Rathhause war ein solches Gewühl der schönen Carlsruherinnen, die ihren Hausbedarf an allerhand Lebensmitteln zu ergänzen bemüht waren, daß ein vereinzelter Wandrer, der ganz andres Verlangen trug, sich kaum durchzudrängen vermochte. Von den heitern Klängen der Parademusik geleitet, erreichte ich das Schloß, das in seiner Ausdehnung allein ein ansehnliches Straßenviertel darstellt. Ich verwandte die wenigen Stunden meines Aufenthalts daselbst hauptsächlich, um Einiges von den Schätzen der Hofbibliothek kennen zu lernen. Der junge Gelehrte, der seit Kurzem dieser Anstalt vorsteht, führt den Titel eines Hofbibliothekars mit vollem Recht wegen der überaus höflichen Art, in der er sich Fremden, die sich an ihn wenden, zur Verfügung stellt und weil er in naher persönlicher Berührung mit dem trefflichen Fürsten lebt, der ihn an diesen Platz berufen und der — wie er selbst zu den wenigen wahrhaft constitutionellen Fürsten gehört — ihm den ehrenvollen und schönen Auftrag ertheilt hat, eine Geschichte des badischen Verfassungslebens zu schreiben.

Der Himmel lachte so verlockend, der Sonnenschein war so golden, daß ich nicht lange bei den alten, ehrwürdigen Folianten aushielt, sondern den Eilzug benutzte, der mich schleunigst zu den Herrlichkeiten von Baden-Baden führen sollte. Will man alle Schichten der Bevölkerung eines Landes im Dampfwagen kennen lernen, so darf man sich nur der Wagen dritter Klasse bedienen, namentlich in Süddeutschland ganz ausschließlich, der Schnellzug gestattet dies nicht; da kann man sicher sein mit Monsieur oder Mylady zu reisen. Ich hatte die unendliche Ehre mit einer vornehmen Engländerin zu fahren, ich war dabei zweifelhaft, ob die stumme Majestät, mit der sie auf die andern Erdwesen wie auf die vorüberfliegende Landschaft herabsah, mir mehr imponirte, oder der gewaltige Umfang ihrer Crinoline, der vier Fünftheile der Wagenbreite einnahm. Zum Glück begleitete sie eine deutsche governess, eines jener bedauernswerthen Opfer europäischer Sclaverei, das herzlich froh war, mit einem Landsmann in der heimischen Mundart plaudern zu können.

Baden, das man nach einer kleinen Stunde etwa erreicht, zeigt mit seinen waldgekrönten Höhen, seinen Landhäusern, glänzenden Wagen und geputzten Menschen gleich dem Eintretenden ein heitres Gesicht. So anziehend und lehrreich der Aufenthalt in dem Orte selbst ist, die Krone von Allem bleibt doch das alte Schloß. Das sogenannte neue Schloß (es ist auch schon alt) liegt unmittelbar über der Stadt: es war einst der Sitz der katholischen Markgrafen des 16. und 17. Jahrhunderts, die Heimath jener tapfern Krieger, die für das Reich und das Haus Oesterreich ihr siegreiches Schwert geführt. Dies Schloß hat wenig Einnehmendes. Zuerst hat Markgraf Christoph im 15. Jahrhundert damit begonnen: es mochte den Herren die hoch oben steil gelegene alte Stammburg ihres Geschlechts etwas unbequem geworden sein. Als dann im Jahre 1689, während Markgraf Ludwig Wilhelm, der berühmte Feldherr gegen die Türken zog, die Franzosen unter General Duras das alte wie das neue Schloß zerstört hatten, ließ die Gemahlin des Markgrafen, Auguste Sibylle, das letztere zum Theil herstellen, natürlich im Zopfstil der Zeit. So ist es denn ein geräumiges, reizloses Werk geworden, das an die Epoche der Perrücken und der französischen Nachäfferei erinnert wie die Trümmer des alten Schlosses an die Barbarei der Generale Ludwigs des „Großen". Dennoch besitzen diese Trümmer einen unendlichen Reiz. Kommt man so des Weges daher und blickt von der Stadt aus hinauf, so nimmt man einige unbedeutende alte Gemäuer wahr und denkt wohl, da könne nichts Besonderes sein. Wer aber den herrlichen Fußpfad durch den vom Gesange munterer Vögel belebten Wald hinauf gestiegen ist und die Reste des stattlichen Baues betritt, den überkommt ein ganz andres Gefühl. Zuerst das Schloß selbst: es berichtet von verschiedenen Geschlechtern, die daran gearbeitet. Grundmauern und einzelne Theile weisen wie schon die Rundbogenform mancher Fenster bezeugt, auf das zwölfte Jahrhundert; der Kern des Ganzen, wie es jetzt erhalten ist, dürfte kaum vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein. Von Granitmassen war es errichtet, nur Thür- und Fensteröffnungen sind mit gebauenen Sandsteinen eingefaßt. Von Süden her schreitet man in das Burgthor hinein; darüber ist das badische Wappen als Relief in Stein gehauen; wie man mir sagte, soll daneben die Jahreszahl 1231 stehen; keinesfalls möge man sich verleiten lassen, dieselbe für gleichzeitig zu halten: sie soll wohl nur die Ansicht der Gegenwart über die Ursprungszeit des Baues andeuten. Gleich am Eingange sind wohlerhaltene Kellerräume, die von dem Gastwirth, welcher sich auf der andern Seite angesiedelt hat, benutzt werden. Rechts steigt man in den ehemaligen Rittersaal; eine Holztreppe führt auf die Umfassungsmauern; ringsherum führen Altane, von denen man und noch mehr von dem viereckigen Thurm die entzückendste Aussicht genießt. Für das menschliche Gemüth, das durch die Trümmer dieses stolzen Fürstensitzes an die Vergänglichkeit irdischen Werkes gemahnt wird, hat die üppige Pflanzenwelt, welche ihre Herrschaft hier ausgebreitet, etwas Beruhigendes, Versöhnendes; sie stellt den Sieg der ewig jungen Natur dar, welche dauernde Zerstörung

nicht duldet und schöpferisch wirkt, daß „neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Aber auch einen in ästhetischer Beziehung wohlthuenden Eindruck rufen die Moose und Epheublätter hervor, welche sich um die altersgrauen Steine geklammert, die Ahornbäume, Eschen und Tannen, die sich in den verlassenen Hallen angesiedelt haben und das Auge des Betrachters durch ihr lebendiges Grün erfreuen. Ich erklomm den Thurm und weidete mich an dem herrlichen Landschaftsbilde, das sich vor mir ausbreitete. Vorn zur Linken hatte ich den Wald, durch welchen ich herauf gestiegen; in ihm bildete das helle Grün der Laubbäume mit dem Dunkel der Tannen einen höchst malerischen Contrast, darüber ragte der mächtige Staufenberg oder Merkursberg (so benannt wegen eines römischen Denksteins, auf welchem das Bild des Merkur mit Flügeln und Schlangenstab ausgehauen ist). Den Hintergrund im Süden bildete die Kette des Schwarzwaldes, über die leider ebenso wie über die weite Rheinebene, die sich zur Rechten von Speyer bis in den Elsaß dehnt, ein leichter Nebelschleier gebreitet war. Eine Aeolsharfe, deren Saiten im Winde tönten, gab einen geisterhaften Klang, der wohl zu dieser Stätte abgeschiedener Geschlechter paßte.

Das Bedürfniß nach einer leiblichen Stärkung vertrieb mich von meinem erhabenen Standpunkte: ich begab mich hinunter auf den Platz vor der Ruine und ließ mir nach der anstrengenden Wanderung ein kräftiges Mahl und markgräfler Rebensaft trefflich munden. Als ich dann gemächlich durch das Burgthor schlenderte und die gleich zur Linken befindlichen Wirthschaftsgebäude, von denen aus die hier einkehrenden Wanderer mit Speise und Trank versorgt werden, in Augenschein nahm, sah ich eine im Bau begriffene Speisehalle in edlem gothischen Stil: ihre Bestimmung ist, künftighin die fremden Gäste bei ungünstiger Witterung aufzunehmen. Beim Umhergehen erblickte ich plötzlich einige Stufen, die zu einem vorher noch nicht bemerkten Raum führten. Ich stieg hinan und trat ein: nicht wenig überrascht durch den unerwarteten Anblick, der sich mir bot. Ich befand mich in einer länglichen Halle, deren Wände und Decke von getäfeltem Holz war. An der einen Langwand sah ich das Porträt des Markgrafen Jacob von Baden al fresco gemalt; zwei Bilder, das preußische Königspaar darstellend, hingen in der Nähe; an der Decke war eine Menge Jahreszahlen zu sehen, welche offenbar die Erwerbungszeit der einzelnen Theile des badischen Landes bezeichnen sollten, in den Fenstern Wappen derselben in Glas gemalt. Alles trug hier den Charakter geschmackvoller Einfachheit. Ich öffnete eine Thür zur Linken, sie führte in ein kleines Gemach, das ebenso von getäfeltem Holz gebildet war. Zierliche Schnitzereien und Glasmalerei verbreiteten einen anmuthigen Schimmer darüber; ein behaglicher Divan lud zum Verweilen ein. Dies verborgene Asyl wird von der großherzoglichen Familie benutzt, wenn sie das Schloß besucht. Ich betrachtete mich in diesem Augenblick als den Gast des Großherzogs und ermüdet wie ich war, trug ich kein Bedenken, mich hier ein wenig niederzulassen. Durch das gegenüberliegende Fenster blickte ich in das dichte Grün der alten Bäume, die sich unmittelbar davor befanden; ihr Laub milderte das Tageslicht; es herrschte eine angenehme Dämmerung in dem Gemach. So in ein rechtes dolce far niente versunken, ließ ich meine Gedanken über ein halbes Jahrtausend rückwärts schweifen und an meinem geistigen Auge die Fürsten vorüberziehn, unter deren Walten einst dies „Hohenbaden“ emporgestiegen ist.

Durch ein Ehebündniß kam in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die umliegende Gegend von Baden an das edle Haus, welches sich später danach genannt hat.

Hermann I. Markgraf von Verona heirathete eine Judith aus dem schwäbischen Grafenstamm, aus welchem die Familie der Grafen von Calw und Eberstein entsprossen sind; zur Mitgift dieser Judith hat nun das gesegnete Thal des Oosbaches gehört. Ihr Sohn Hermann II. ist der Erste, welcher seinem Titel: „Markgraf“ die Bezeichnung „von Baden“ hinzufügte. „Markgrafen von Verona“ ist der stolze Name, den bis dahin (und auch später noch längere Zeit) die Nachkommen Berthold des Bärtigen führten. Dieser sehr mächtige Mann war wirklich Markgraf von Verona und Herzog von Kärnthen gewesen, aber in der stürmischen Zeit, wo zuerst das deutsche Reich durch innere Zwietracht zerrissen wurde, in den Kämpfen unter Heinrich IV., im Jahre 1073 all seiner Aemter entsetzt worden. Seitdem konnte der volltönende Name eines Markgrafen von Verona nur den Anspruch auf ein verlornes Besitzthum bedeuten, wie sie ja zu allen Zeiten von entthronten Machthabern durch Fortführung solcher Titel, denen die Wirklichkeit nicht mehr entsprach, erhoben wurden. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte sich dieser Zusammenhang verdunkelt, so daß, um überhaupt einen zu finden, man schließlich dazu kam, die badischen Fürsten unmittelbar von Theodorich dem Ostgothen, dem Dietrich von Bern der germanischen Heldensage abzuleiten. Die Markgrafen ohne Mark wurden aber allmählig so gescheut, daß sie den welschen Namen aufgaben; seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nannten sie sich blos schlechtweg „von Baden“. Bis dahin ist freilich auch der Zusammenhang Deutschlands mit Italien ein viel engerer gewesen als später. Wir wissen nicht genug von den einzelnen Mitgliedern dieses Fürstengeschlechts, um sie uns als scharf markirte Persönlichkeiten in ihrer individuellen Art vorstellen zu können; die bruchstückartigen Nachrichten, die uns überliefert sind, zeigen sie in die allgemeine Bewegung ihres Zeitalters verflochten. Da ist jener Hermann I. der wohl auch als der Erste hier seine Residenz aufgeschlagen haben wird. Ergriffen von dem reformatorischen Geist, den die stark verweltlichte Kirche in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts unter den Antrieben der Mönche von Cluny und des größten der Päpste, Gregor VII. erfüllte, und wohl auch durch den jähen Sturz seines Vaters von der Höhe der Macht erschüttert, entsagte er dem Treiben der Welt; er verließ seine Familie, sein Land, er ging selbst in jenes Kloster Cluny, das den Mittelpunkt der strengkirchlichen Richtung bildete und wurde Mönch; schon in dem Jahre darauf ist er dort gestorben. Am Ausgang des Jahrhunderts nahm die kirchliche Bewegung eine andere Gestalt an: entsprechender dem Geist der Ritterschaft wurde sie eine heroisch-kriegerische in den Kreuzzügen. Dies (wenn man so sagen darf) romantische Gewächs fand erst später fruchtbaren Boden in Deutschland, das sich anfangs sehr ablehnend dazu verhielt. Aber allmählig in der Zeit der Hohenstaufen, als auch das deutsche Ritterthum seine Glanzzeit erlebte, wurde auch hier die Theilnahme an den Kreuzzügen eine lebhafte; da fehlen auch unsre badischen marchiones nicht. Hermann III. finden wir als treuen Gefährten der ersten Hohenstaufen. Er begleitete Konrad III. auf dessen unglücklichem Kreuzzuge; er stieg mit Friedrich Barbarossa nach Welschland hinab, er wohnte dessen Kaiserkrönung im St. Petersdom bei, auf welche dann unmittelbar der Straßenkampf mit den streitlustigen Römern folgte. Hermann IV. wandelte in den Bahnen seines Vaters fort; ein ergebener Anhänger des greisen Friedrich zog er mit ihm übers Meer, treu bis in den Tod; auch er hat zu der großen Mehrzahl derer gehört, welche den Rückweg sparten, man weiß nicht, auf welchem Flecke Syriens seine Gebeine ruhn. — Nun folgte der erneute Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, bei welchem sich in Friedrich II. auf der einen, in Gregor IX. und Innocenz IV. auf der andern Seite gleich gewaltige Feinde gegenüberstanden.

Markgraf Hermann V. blieb den Traditionen des Hauses getreu und stand fest auf der Seite des Hohenstaufen, nicht so sein Sohn Herrmann VI; von Ehrgeiz getrieben, fiel er in die Schlingen der päpstlichen Partei; der Erwerb des schönen Herzogthums Oesterreich als Morgengabe der Babenbergerin Gertrud war der Köder, dem seine Treue nicht gewachsen war. Den Makel, welchen dieser Abfall auf das badische Haus warf, tilgte Hermanns Sohn, der unglückliche Friedrich mit seinem Blut. Wer könnte ohne Rührung an diesen jugendlichen Helden denken, den Genossen Konradin's? Unverzagt folgte er dem Freunde, auf sein gefährliches Unternehmen, bei dem sie beide zu Grunde gehen sollten: der Neunzehnjährige blutete auf dem Schaffott zu Neapel im Verein mit dem letzten Hohenstaufen. — —

Aus meinen geschichtlichen Rückerinnerungen wurde ich plötzlich durch Männergesang, der sich kräftig vernehmen ließ, aufgescheucht: ich erhob mich schnell und trat ins Freie. Die Nachmittagsonne schien mir hell entgegen: die Schleier, die zuvor an den Bergen gehangen und die Rheinebene bedeckt hatten, waren gehoben, tiefdunkel erschienen jetzt die Gipfel des Schwarzwaldes und bildeten einen schönen Gegensatz zu den glänzend weißen Häusern Badens; der Rhein im fernen Westen zog sich wie ein silbernes Band durch die weite Ebene, aus der die Thürme des Kaiserdoms zu Speyer hervorragten. Die pariser Elegants, die zuvor hier draußen gesessen (vermuthlich wollten sie die Großthat ihrer Landsleute bewundern, welche diesen ehrwürdigen Bau zerstört!) hatten sich entfernt, dagegen waren vier deutsche Musensöhne da: von ihnen hatte der Gesang hergerührt, den ich eben gehört. Vor sich stehen hatten sie mächtige Gläser — bairischen Bieres. Eine, wie ich denke, culturgeschichtlich sehr merkwürdige Thatsache. Angesichts des Rheinstromes und rebengekränzter Höhen, vor dem Eingange eines mittelalterlichen Fürstensitzes bairisches Bier zu trinken, — was liegt nicht Alles in diesem Wort! welche historischen Gegensätze! Das bairische Bier ist der natürliche Gegner der Romantik: es ist der Trank, welcher den demokratischen Geist des neunzehnten Jahrhunderts darstellt, der sich überall zeigt, dessen größter Triumph es aber ist selbst da einzudringen, wo sein vornehmer Nebenbuhler gerade seine Heimath hat. Die Musensöhne waren sich der Tragweite dieses Umstandes wohl nicht recht bewußt; denn als ich eine scherzhafte Bemerkung über ihr Biertrinken im Weinlande machte, erwiederte mir einer von ihnen, sie wollten mir mit einem Liede die Antwort darauf geben. Sie sangen nun gar anmuthig das folgende Lied, daß es fröhlich ins Thal hinunterklang.

Es war ein Edelmann vom Rhein
Gar fürnehm und gebildet
Der trug ein Kleid, wie Demantschein,
Mit Perlen baß vergüldet.
Und zog zu aller Christenheit
Und übte tausend Wunder:
Denn wo er war, war pure Freud'
Gang Alles drauf und drunter.

Und wie er 'mal in Baierland
Thät seine Künste macken,
Da kam ein schlichter Bürgersmann
In einem braunen Jacken;
Thät Alles, was der Andre kunnt,
Behexte Alt' und Jungen,
Daß Keiner auf den Füßen stund
Und alle sungen und sprungen.

Der Edelmann war auch nicht dumb,
Thät sich zusammenraffen
Und sprach: „Packt Euch nun fort Ihr Lump,
Ihr seid ein alter Affen,
Ich bin der Herr von Wein und Ihr
Sollt mir mein Recht nicht streiten!“
„„Und ich, Eur' Gnaden bin das Bier
Und wollt Euch gern begleiten.““

Und wie sie lang' herumgeschmollt
Mit eitel Narretheien,
Sind sie zusammen fortgetrollt,
Die Menschheit zu erfreuen,
Und thun noch heute weit und breit
Selbander Wunder macken,
Der Herr vom Wein im güldnen Kleid,
Der Bier im braunen Jacken.

L. A.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Eötvös. Die Nationalitätenfrage. — Joh. Jacoby. Heinrich Simon. — Pfau. Freie Studien. — Stahr. Römische Kaiserfrauen. — Neumann. Geschichte der Vereinigten Staaten, zweiter Band. — Köster. Ulrich von Hutten. Goldschmidt. Fragmente. — Maurenbrecher. Karl V. und die deutschen Protestanten. — Rogeard. Cäsariana.

Künstlerverein. Als Ehrengabe zu dem zweiten deutschen Bundesschießen ist ein aus dem Geschäft von Koch und Bergfeld hervorgegangener Pokal bestimmt, der als Aufsatz eine Nachbildung der von Kropp angefertigten Statue der Germania trägt. Die Façade des Vereinslokals wird während des Festes in ähnlicher Weise geschmückt sein, wie dies bei dem Architectenfeste der Fall war. Das Local steht während des Festes den Schützen ohne besondere Einführung offen. Vor den Ferien findet keine Versammlung im obern Saale mehr statt.

* Das soeben erschienene sechste Heft der von Rudolf Gottschall herausgegebenen Monatsschrift: „Unsere Zeit“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält zunächst eine Biographie des Königs Wilhelm von Würtemberg, welche den Eindruck quellenmäßiger Begründung und durchaus unparteiischer Haltung macht. Darauf folgt ein zweiter Artikel über die Pfahlbauten, der die Fauna und Flora, die Artefarten derselben, das Leben und Treiben des Pfahlbauvolks und anderes in eingehender Weise bespricht. Ein vierter Artikel der Abhandlung über den Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864 schließt mit dem lebhaft und anschaulich geschilderten Sturm auf die Düppeler Schanzen ab, wie er überhaupt auch für den Laien interessante Aufschlüsse über den neuesten Belagerungskrieg giebt. „Eine neue Glückseligkeitslehre“ ist ein geistreicher Essay über ein französisches Werk von Janet, der das Bestreben der Redaction zeigt, das Unternehmen den englischen Reviews immer näher zu bringen. Einem Artikel über die Epidemie des recurrirenden Fiebers in Petersburg schließt sich das Feuilleton an, in welchem diesmal die Abschnitte: Literatur und Erd- und Völkerkunde besonders reichhaltig an Mittheilungen sind.

— Der Bildhauer Vela hat auf der gegenwärtigen Kunstausstellung in Rom eine im Auftrage des Marchese Pepoli für den Kirchhof zu Bologna gefertigte Statue Joachim Murat's ausgestellt, welche als eine der trefflichsten Schöpfungen der heutigen Porträtsculptur bezeichnet wird.

— Der Maler Schmitz in Köln, von dem die Wandgemälde im dortigen Gürzenich herrühren, hat kürzlich das Vestibül eines Kölner Privathauses mit dem Frescobilde geschmückt, welches den „häuslichen Herd“ als Mittelpunkt des Familienlebens versinnlichen soll. Die Hauptgruppe bildet die Mutter mit ihren Kindern, gleichsam eine Illustration zu Schiller's Worten: „Und lehret die Mädchen und wehret den Knaben.“ Eine feine Empfindung und geschickte Behandlung des besonders hell und leuchtend gehaltenen Freskotones werden der sinnreichen Schöpfung vorzugsweise nachgerühmt.

— In Berlin verschied der Baurath Eduard Knoblauch, ein Schüler und Freund Schinkel's, unter dessen zahlreichen Werken wir das im edelsten klassischen Stile durchgeführte russische Gesandtschaftshotel in Berlin und die dortige neue Synagoge namhaft machen wollen. — In London verstarb am 8. Juni der als Begründer des neuen Eisenglasbaustiles zu europäischer Berühmtheit gelangte Sir Joseph Paxton, auch als Gartenkünstler ausgezeichnet, im Alter von 62 Jahren.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 30. Bremen, 23. Juli 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Bremens Schützenwesen in alter Zeit.

Von H. A. Schumacher.

2. Die früheren Schützenfeste.

Merkwürdig, sagt Gustav Freitag, daß in den Ländern der Niedersachsen, an der Nord- und Ostsee, gerade dort, wo die alte Hanse so großartige Städteverbindungen begründet hatte, die Freischießen, jene brüderlichen Waffenfeste mehrerer Stadtgemeinden, die in Süd- und Mitteldeutschland Gastverbindungen zwischen den verschiedensten Städten hervorriefen, weniger häufig und ansehnlich sind. Sie waren in den nördlichen der deutschen Landen bei der Armuth derselben an großen Städten schwieriger zu schaffen; hier gab es keine Gegenden, wo von den Zinnen der einen mächtigen Stadt schon die Thürme der anderen am Horizonte sich erkennen ließen; bloß in wenigen Flußthälern lagen hier größere Orte nur um eine Tagereise entfernt. Hier wohnte kein Volk, das, leicht und frei beweglich, jede Gelegenheit zu festlichen Treiben benutzte; nur selten ward die Abgeschlossenheit und Schwerfälligkeit des norddeutschen Wesens bei plötzlichem Anlaß durchbrochen.

Waffenfeste feierten die Städte Norddeutschlands auch; aber die allgemeinere, höhere Bedeutung, die den Bundesschießen anderer deutschen Lande eigen war, fehlte ihnen; es waren nicht Feste einer ganzen Stadt, zu denen die Bürger anderer Städte eingeladen wurden; sondern nur Feste der Schützengilden einer einzelnen Stadt, an denen die gesammte Bürgerschaft den regsten Antheil nahm. Zu ihnen rüsteten nicht Bürgermeister und Rath, luden nicht sie aus Fern und Nah Gäste ein, steuerte nicht die Stadtcasse bei; aber die Gilde, welche rüstete, that dies mit Genehmigung des Rathes, lud selbstverständlich zum Feste alle Bürger ein, erhielt von der Stadt Beihülfen zur Bestreitung derselben. Auch in Bremen finden wir früh schon Feste, an denen Alles sich betheiligt, was innerhalb der Ringmauern sitzt, Feste, die zwar zunächst die Bremische Schützengilde angingen, aber von allen Kreisen der Bevölkerung gefeiert wurden. Zur Pfingstzeit zeigen sich auch bei uns neben der kirchlichen Feier jene Feste, welche nach uralter Sitte die Bürger im Maimonate versammelten, in jenem festlichem Monate des Jahres, welcher in allen Gegenden Deutschlands zahllose Spiele kannte, auf dem platten Lande wie in den Städten. Unter diesen war das Pfingstschießen der Schützengilde, wie überall, so auch bei uns, das bedeutendste.

Es gab für dieses Schützenfest eine feststehende Ordnung, die im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts völlige Ausbildung erhalten hatte; war es doch eine Eigenthümlichkeit unserer Vorfahren, selbst für festliche Gelegenheiten, bei denen freie Bewegung herrschen sollte, selbst für Hochzeiten, Taufen u. dgl. ganz bestimmte Normen und Regeln zu schaffen.

Der Verlauf des großen Pfingstfestes der Bremischen Schützengilde war ein sehr einfacher. Den ersten Akt bildete die Zusammenkunft der Freischützen oder Hauptleute der Gilde, die schon vier Wochen vor Pfingsten stattfand. Der Fähnrich, der beim Feste eine hervorragende Rolle spielen mußte, gab seinen Mit-Freischützen ein besonderes Gastmahl, das meist sehr glänzend ausfiel, obwohl der hochwohlweise Rath von Zeit zu Zeit verordnete, es sollte nur Gebrat und Fisch gereicht werden und jeder mit diesen Gerichten zufrieden sein und besonders mit jenem Fisch, ausgenommen Lachs. Bei der frohen Tafel wurden die ersten Vorbereitungen für das Fest besprochen; es war Manches zu bereden wegen des Platzes, auf dem das Pfingstschießen stattfinden sollte, wegen der Errichtung der Schießstätten, der Zelte, der Scheiben, wegen der Waffenschau und dergleichen mehr.

Die wichtigste Vorbereitung geschah indeß drei Wochen später; am Sonntage vor Pfingsten fand die eigentliche Vorfeier statt, zu der nicht bloß die Freischützen zusammentraten, sondern alle hervorragenden Personen, die mit der Schützengilde in Verbindung standen. Dazu wurden die drei Schützenherren, die Mitglieder der obersten Behörde für das Schützenwesen, eingeladen, dann die drei Schützenschaffer, denen, wie mitgetheilt, die Finanzverwaltung der Gilde oblag; außer den in aktivem Dienst befindlichen Hauptleuten kamen die abgegangenen Freischützen und von den Schützen selbst die beiden ältesten Gesellen der Gilde, als Repräsentanten der ganzen Genossenschaft. Sie sollen alle an Einem Tische mit einander speisen; nur drei Gerichte dürfen ihnen gereicht werden: Stockfisch, Braten und Nachtisch, und die Kasse der Gilde soll diese Speisen bezahlen mit Ausnahme der

Butter, welche die Freischützen liefern müssen. So bestimmen die Gesetze vorsichtiger aber nutzloser Weise. Das Gastmahl ward immer reicher und besuchter; bald konnten alle für mäßigen Einsatz, konnte jeder abgegangene Schütze für 16 Grote, jeder Nichtschütze (Indringer) für 21 Grote an dem Feste Theil nehmen. Der Zudrang erklärte sich leicht aus dem Zweck der Versammlung; in ihr geschah die Bierprobe, und Alles hing davon ab, daß sie mit Verständniß und Sachkunde vorgenommen wurde. Ohne guten Trunk ist an ein Gelingen des Pfingstschießens nicht zu denken; mit allem Eifer giebt man sich daher jener Vorfeier hin, und während die Schützen das Bier proben, „dewile de Schutten dat beer leckt“, herrscht großer Jubel in der ganzen Stadt.

Acht Tage nach diesem Prüfungsmahl war Pfingstsonntag. Dieser Tag gehörte noch der kirchlichen Feier an; aber daß ein großes allgemeines Bürgerfest begangen werde, verkündete der Schmuck der ganzen Stadt. Maibäume prangten vor jedem Hause und verwandelten die engen Straßen zu Birkengehölzen; Maibäume schmückten die öffentlichen Gebäude, die Kirchen im Innern und nach Aussen, den Schütting wie das Rathhaus.

Am Pfingstmontage begann das eigentliche Fest.

Es hob mit dem Festzuge an, zu dem in der Frühe des Morgens die Schützengilde auf dem Platze der bürgerlichen Waffenschauungen, auf dem Osterthorswalle, sich versammelte. Sowie der Gottesdienst geendigt hatte, setzte der Zug sich in Bewegung. Voran schritt eine seltsame Gestalt, ein Mann mit mächtigem, bloßem Schwerte von Kopf bis zu Fuß in Eisen; man nannte ihn den „Raummacher“; wie ein Herold, der an die Waffenspiele des Adels mahnte, eröffnete er den Zug der Bürger. Dann folgte der Anführer der Gilde, einer der Freischützen, der zu diesem Posten gewählt war; er führte keine Büchse, sondern außer dem Degen nur eine Pike; wie alle Schützen trug er besonders ausgezeichnete Tracht: ganz schwarze anschließende Kleidung und grauen Filzhut mit dem Zeichen des Pfeiles, der noch an die Zeit der Bogenschützen erinnerte. Hinter ihm trugen Knaben die vom Rathe und auch von der Gilde ausgesetzten Preise, silberne Becher, Löffel, Waffen, und was sonst als Ehrengabe bestimmt war. Den Preisen folgten die Schützenherren, in deren Mitte der Schützenkönig seinen Ehrenplatz fand, gleich ihnen mit langem schwarzen Prachtmantel bekleidet und vor Allen durch einen silbernen Papagei ausgezeichnet, der an goldener Kette auf seiner Brust hing. Hierauf kam die Gilde in Reih und Glied. Vorn marschirten die noch im wirklichen Dienst befindlichen Schützenbrüder, jeder mit gutem Feuerrohr versehen, alle abgetheilt nach ihren Rotten und geführt von den Freischützen, die nur mit breiten Schwertern bewaffnet waren. In ihrer Mitte ging der Fähnrich mit dem mächtigen rothweißen Banner der Gilde, begleitet vom Fahnenbeschützer, seinem Leibschützen, den besonders reiche Bewaffnung auszeichnete, und von einem Mann, der gleich dem Raummacher in Harnisch einherging, aber statt des Schwertes eine „Rontasche“ führte, „mit der er Possen trieb“, — wohl eine dem Pritschenmeister süddeutscher Schützenfeste ähnliche Person. Den Schluß des Zuges bildeten endlich die nicht mehr aktiven Mitglieder der Gilde; einige besaßen noch ihre Schußwaffen, andere waren nur mit Piken gerüstet; auch sie trugen die schwarze Schützentracht, die dem ganzen Zuge ein würdevolles ernstes Ansehn geben mußte.

Der Festzug begab sich zunächst zum Markte; hier trat der Rath auf die Balustrade des Rathhauses, und die Schützen feuerten ihm eine Ehrensalve ab. Dann gings nach dem Festplatze. Dieser stand nicht, wie die Uebungsstelle, ein für alle Male fest. Meist wurden die Pfingstschießen nicht fern von den Orten begangen, wo ehedem die Schießstände der Bogen- und Armbrustschützen sich befanden, auf dem linken Weserufer, bald oberhalb der Brücken, besonders auf dem Tanzwerder, der seinen Namen von dieser Festlichkeit erhalten haben mag, bald unterhalb jener auf der Insel, die vormals der Steffensstadt gegenüber lag, auf dem Steffenswerder. Erst seit der Anlegung der Neustadt wurde die gewöhnliche Uebungsstätte der Gilde, der „Schützenwall“ zum üblichen Festplatz für das Pfingstschießen. Auf dem weiten Felde neben der Schießhütte wurden hier Zelte und Buden errichtet und so dem einfachen Platze ein buntes Kleid angelegt.

Kam der Festzug zu der Stätte, wo das Schießen beginnen sollte, so ward eine zweite Salve abgefeuert. Hiernach stärkte sich Jeder durch guten Trunk; die Zünfte hatten ihre besonderen Zelte, und das Bier, das vor acht Tagen ausgewählt war, wurde unter lautem Jubeln angestochen; ausserdem sandte der Rath noch besonders ausgezeichnetes Bier, seine Theilnahme am Feste zu bezeugen.

Um zwölf Uhr begann das Preisschießen, welches nur kurze Zeit in Anspruch nahm, da nur zwei Mal herumgeschossen ward. Dann wurden die Preise vertheilt, und mit der Einen Preisvertheilung war das Wettschießen vorbei. Betheiligen konnten sich an ihm nicht bloß Mitglieder des Schützenfähnleins, die den Festzug gebildet hatten, sondern auch Andere. Auch der „Butenmann“ war hier zugelassen, er mußte nur ein guter Geselle sein; jeder Bürger hatte das Recht mit zu schießen, er mußte nur eine eigene Büchse führen. Allen stand die Schießhütte offen; doch scheinen von den Kaufleuten und den vornehmeren Ständen nur sehr selten Einzelne am Schießen sich betheiligt zu haben.

Wer den besten Schuß gethan hatte, wurde Schützenkönig und trug für das Jahr den Papagei und den Ehrenmantel. Es zeigte sich die halb officielle Natur der ganzen Festlichkeit darin, daß die Stadt selbst diese Würde anerkannte, indem sie mit ihr Befreiung von der Accise verband und, wenn derselbe Bürger dreimal hinter einander als bester Schütz sich erwiesen hatte, ihn mit dem silbernen Papagei beschenkte und lebenslänglich nicht nur vom Wacht- und Schanzdienst, sondern auch von der Accisepflicht befreite.

Im feierlichen Geleit wurde der Schützenkönig zum Schüttinge geführt, dem Versammlungshause der Kaufmannschaft, das zugleich als erstes Kosthaus der Stadt zu allen größeren Gelagen benutzt wurde. Hier begann das Königsmahl, dessen Kosten zum größten Theil der Schützenkönig bestritt, indem die Genossen der Gasterei nur geringe Einsätze zahlten, ein Mitglied der Gilde zwei Tonnen Biers, ein Amtsmeister, der ohne Schützenschaft war, drei Tonnen, ein sonstiger Bürger oder guter Geselle je nach Ermessen der Schützenherrn.

Mit diesem Gelage auf dem Schüttinge endete der erste Festtag, dessen Held der Schützenkönig war. Ein gutes deutsches Fest dauert indessen mindestens drei Tage und, obwohl das Festschießen zu Ende gebracht ist, muß die Lustbarkeit noch fortgesetzt werden; ja sie erreicht am Dienstage nach Pfingsten erst ihren Höhepunkt.

Am zweiten Festtage in der Frühe geschieht der zweite wichtige Akt des Festes, die Ergänzung des Schaffercollegiums, aus dem ein Mitglied austreten muß und nun zu ersetzen ist. Die Wahl geschieht von der gesammten Brüderschaft der Schützen, und der Erwählte hat dann für besondere Festlichkeit zu sorgen. Auch er wird vom Festplatze in feierlichem Zuge zum Markte geleitet; hier führt er mit seinen Collegen und mit seiner ganzen Sippe den Schaffertanz auf; dann giebt er im Schüttinge seine Schaffermahlzeit, die glänzendste, die das Fest sieht, da der Neuschaffer, aus den vornehmeren und reicheren Geschlechtern gewählt,

den Zünften sich dankbar erweisen muß, für die ihm gewordene Ehre.

Am dritten Festtage sind dann noch mehrere Officien zu erledigen. Während auf dem Festplatze, der um Mittag geschlossen wird, die Schützen noch die letzten Freuden der Lustbarkeit genießen, beginnt der Neuschaffer zuerst bei der Rechnungsablage des ausgeschiedenen Schaffers seine Thätigkeit, und auch hierbei ward das Zechen nicht vergessen. Um 3 Uhr traten die Schützen dann in feierlichem Zuge den Rückmarsch vom Festplatze an und sammelten sich auf dem Schüttinge, um aus den Freischützen für das kommende Jahr den Fähnrich zu wählen, der denn die dritte Festmahlzeit zu geben hat. An diesem Fähnrichsmahl nehmen zuerst nur die Schützenherren und Freischützen Antheil, später aber alle Zunftgenossen, sodaß die Räume des Schüttings kaum in Stande waren, die Menge zu fassen.

Diese Fähnrichs-Mahlzeit bildete den Schluß der eigentlichen Festlichkeit; aber eine Nachfeier konnte man nicht entbehren; auch am Donnerstage kehrte man noch nicht zum ruhigen Alltagsleben zurück.

An diesem Tage wurde um 8 Uhr Morgens auf dem „Schützenwall“ eine Versammlung eigener Art gehalten; hier ward das Schützenrecht freilich gehegt. Hier ist zunächst das Gericht, das wegen einzelner während des Festes verübter Vergehen gehalten wird, wenn ein Kläger auftritt oder einer der Schaffer Beschwerde erhebt, oder wenn einer der Schützen um Gnade und Kürzung der Strafe nachsucht, in die er während des Festes von den Schaffern verurtheilt ist. In Gegenwart aller Schützen wird von den Schützenherren und den älteren Freischützen wegen solcher Fälle das Recht gefunden. Dann werden aber am Donnerstage auch neue Schützenstatuten berathen und beschlossen und von den Schützenherren in das Schützenbuch eingetragen, welches alle gesetzlichen Bestimmungen über das Schützenwesen enthält. Ist dieses Schützenrecht in aller Form gehalten, so treten die Schaffer und Freischützen zusammen, um den Rest des Schützenbieres auszutrinken, den Vorrath, der am Mittwoch um 3 Uhr noch vorhanden war; allein es blieb nicht bei diesem einfachen Mahle. Immer mehr Theilnehmer fanden sich ein und immer größerer Aufwand ward auf Kosten der Schützencasse gemacht.

Wenn während des eigentlichen Festes das Schießen etwas in den Hintergrund trat, indem es nur wenige Stunden des ersten Tages in Anspruch nahm, so holte man am Sonntage nach Pfingsten und den folgenden fünf Sonntagen das Versäumte nach. An diesen Tagen wurden Uebungsschießen gehalten, die besonders durch ihre Preise ausgezeichnet waren. Am letzten dieser Sonntage fand denn noch einmal eine Schaffermahlzeit statt, zu welcher die Uebergabe der Schützenlisten vom ältesten Schaffer an den jüngsten die Veranlassung bot.

So begannen die Schmausereien des Pfingstschießens vier Wochen vor und endeten sechs Wochen nach Pfingsten. Unsere Vorfahren liebten es, alle Festfreuden in die Länge zu ziehen und waren auch im Stande, bei frohen Gelagen Unglaubliches zu leisten.

Der hochwohlweise Rath sah dem ausgelassenen Treiben, das mit dem Pfingstschießen verbunden war, lange Zeit gelassen zu und suchte nur durch Tischordnungen, Verbot der öffentlichen Tänze und ähnliche Mittel ihm angemessen scheinende Schranken zu ziehen. In den trüben, engbrüstigen Jahren, die in Norddeutschland der Zeit der Reformation folgten, bestand das Bremische Schützenfest fort, während in den meisten anderen Orten die Lustbarkeiten verboten wurden. Dann kam aber das siebenzehnte Jahrhundert und mit ihm der Verfall der Schützengilde. Vierzig Jahre vor ihrer Aufhebung, in jener trostlosen Zeit, als die Bedrängnisse, die der dreißigjährige Krieg brachte, alle Festlichkeiten verbannten, wurde das Pfingstschießen verboten. Umsonst versuchte dann seit 1624 die Schützengilde ihr altes Pfingstschießen wieder herzustellen; seit sie die alte Achtung verscherzt hatte, war ihrem Feste die frühere Bedeutung verloren.

An die Stelle des alten Schützenfestes kamen nun andere Preisschießen auf, bei welchen die Lustbarkeiten weniger in den Vordergrund traten: drei „Freischießen“, von denen das eine im Frühjahr zu Ostern, das andere im Hochsommer zu verschiedenen Zeiten und das dritte im Herbst zu Freimarkt auf dem Schützenwalle gehalten wurde. Auch an diesen Schützenfesten, für die der Rath besondere Preise aussetzte, nahmen ausser der Mitgliedern der Gilde andere Bürger Antheil; mehr und mehr wurden die „Amtsschützen“ von diesen verdrängt, und so dauerten noch nach Aufhebung der Schützengilde jene drei Festschießen fort. Erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hörten sie auf, als in der Bürgerschaft jede Freude am Waffenspiel verschwunden und allgemeine Erschlaffung in der städtischen Bevölkerung eingetreten war.

---

* Aus Berangers späteren Gesängen.

Von Adolf Laun.

Verwünschter Frühling.

Stand sie zum Fenster hingebogen,
War ich ans Fenster wie gebannt,
Und Küsse durch die Lüfte flogen;
Wir liebten uns, ob unbekannt;
Dort durch der Linde kahle Zweige
Hinüber blicken, welch ein Glück!
Doch ach der Winter ging zur Neige!
Verwünschter Frühling kehrst du stets zurück?

Dein dunkles Laub, das sich erneuet,
Birgt mir die himmlische Gestalt,
Die armen Vöglein Futter streuet,
Wenn's schneit und stürmt, wenn's rauh und kalt;
Und kommen sie, dann ist's Zeichen,
Ein Ruf für uns'rer Liebe Glück.
Schön ist der Winter ohne Gleichen!
Verwünschter Frühling kehrst du stets zurück?

Wenn du nicht wärst, säh' ich noch immer,
Wie sie vom Lager sich erhebt
Frisch wie Aurora, deren Schimmer
Hellleuchtend durch die Dämmrung bebt.
Und wenn's an ihrem Fenster dunkelt,
Sagt ich: Schlaf wohl, mein süßes Glück,
Du Stern, der mir am Tage funkelt. —
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

O holder Winter, kehre wieder,
Ach hört' ich doch den Hagel schon,
Wenn an den Scheiben auf und nieder
Er klopft und klirrt mit leisem Ton.
Der Blumen Schmuck, des Zephyrs Wehen,
Der lange Tag sind mir kein Glück,
Ich kann sie ja nicht lächeln sehen. —
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Das Mädchen aus dem Volke.

Du Kind des Volkes, deines Lenzes Blüthe
Bringst du dem volkbeliebten Sänger dar,
Dem du seit lange schuldest Dank und Güte,
Weil sein Gesang ein Wiegenlied dir war.

Nicht glaube, daß Barenin, daß Marquise
Durch Reiz und Putz jemals mein Herz gewann,
Die Mus' und ich, wir haben zur Devise:
Mein Herz, dem Volk allein gehört es an!

Jung schweift' ich durch die Welt mit leichten Schritten,
Und taucht' im Grün ein altes Schloß empor,
Dann ging ich fürbaß, dachte nicht an's Bitten
Um Einlaß, rief den Wächter nicht an's Thor.
Ich dachte: Hier, wo Troubadoure sangen,
Liegt Poesie und Liebe längst im Bann,
Und bin in's nied're Bürgerhaus gegangen,
Mein Herz, dem Volk allein gehört es an.

O pfui des Saals, wo Stolz und Hoffarth prangen,
Wo Langeweile beim Genusse gähnt;
Wie Feuerwerk, vom Regen ausgegangen,
Stirbt dort die Lust, die sich lebendig wähnt.
Im neuen Hut und Stieflein, weißem Mieder
Soll ich auf's Feld dich führen dann und wann?
O komm, die Sonntagsfreuden kehren wieder.
Mein Herz, dem Volk allein gehört es an.

War je ein Weib, ob tief, ob hoch geboren,
An Anmuth dir, an Reiz und Anstand gleich,
Hat je die Liebe sich ein Herz erkoren,
Das wie das Deinige an Schätzen reich?
Das Volk bewahrte mir sein Angedenken;
Für's Recht griff ich zwei Königsthrone an,
Dem Sänger seines Ruhms wollt' es dich schenken
Mein Herz, dem Volk allein gehört es an. —

Fahr wohl, Gesang.

Die Blüthen zu erneun in meinem Kranze,
War ich auf frische Lieder schon bedacht,
Da trat zu mir die Fee im Strahlenglanze,
Die einst an meiner Wiege schon gewacht.
„Das Alter, sprach sie, bleichte deine Locken
Such Zuflucht für den Abend, rauh und kalt,
Nur schwach nach zwanzigjähr'gem Kampfe schallt
Die Stimme, die so kühn einst klang und unerschrocken.
Fahr wohl, Gesang, kahl wird mein graues Haupt,
Der Vogel schweigt, der Nordwind brüllt und schnaubt.

„Fern ist die Zeit, wo deine Seele glühte,
Dein Saitenspiel in allen Tönen klang,
Wo deine Freude hell in Flammen sprühte
Und wie ein Blitz durch dunkle Wolken drang;
Der Horizont wird düst'rer stets und enger,
Du hörst nicht mehr der Freunde lauten Chor,
Schon mancher kam am Grabe dir zuvor,
Lisett' ist nur ein Schatten für den Sänger“.
Fahr wohl, Gesang, kahl wird mein graues Haupt,
Der Vogel schweigt, der Nordwind brüllt und schnaubt.

„Doch preise dein Geschick, denn in die Massen
Drang zündend dein begeisternder Gesang,
Er flog durch alle Stände, alle Klassen,
Weil er melodisch jedem Ohre klang.
Des Redners Wort ist nur zu dem gedrungen,
Der lesen kann, du, kämpfend mit dem Thron,
Warst stets vernommen, denn der Lyra Ton
Hast mit des Volkes Weisen du verschlungen.“
Fahr wohl, Gesang, kahl wird mein graues Haupt,
Der Vogel schweigt, der Nordwind brüllt und schnaubt.

„Zum Thron sah man dich scharfe Pfeile senden,
Und was zurückgesandt zu Boden fiel,
Ergriff dein treues Volk mit raschen Händen
Und warf's von fern und nah auf's Neu an's Ziel;
Da flog vom Thron ein Blitz, der eingeschlagen,
Schnell rief dein Lied das Volk zum Kampf herbei,
Man schoß mit alten Flinten ihn entzwei,
Und in den Staub lag er nach dreien Tagen.“
Fahr wohl, Gesang, kahl wird mein graues Haupt,
Der Vogel schweigt, der Sturmwind brüllt und schnaubt.

„Schön war dein Antheil an den großen Tagen,
Doch vor der Beute hast du dich entfernt;
Erinnerung wird süße Frucht dir tragen
Im Alter, wenn du alt zu sein gelernt;
Den Jüngern magst du jene Zeiten malen,
Du führe sie durch Klippen, Sturm und Wind,
Und wenn sie einst die Zierden Frankreichs sind,
Dann mög' ihr Ruhm im Alter dich umstrahlen.“
Fahr wohl, Gesang, kahl wird mein graues Haupt,
Der Vogel schweigt, der Sturmwind brüllt und schnaubt.

O gute Fee, wohl hört der arme Barde,
Wie du zum Rückzug rufst zu rechter Zeit,
Bald bleibt bei mir nur hier in der Mansarde,
Der Ruhe Mutter, die Vergessenheit,
Und sterb' ich, sagen meine Kampfgenossen,
Die alten, die mir eine Thräne weihn!
Am Himmel strahlte dieses Sternes Schein,
Doch schwand er erst, als längst sein Glanz zerflossen.
Fahr wohl, Gesang, kahl wird mein graues Haupt,
Der Vogel schweigt, der Sturmwind brüllt und schnaubt.

* Die Festbauten des zweiten deutschen Bundesschießens.

Die Festbauten zum zweiten deutschen Bundesschießen sind in letzter Zeit von der hiesigen Tagespresse so fleißig und eingehend besprochen, daß es selbst einem Architekten schwer wird, der durchdachten Anordnung im Allgemeinen und der vortrefflichen Durchbildung des Einzelnen neue Seiten zur Besprechung abzugewinnen. Vom Standpunkte des Gesammtpublikums ist mit Recht hervorgehoben, wie herrlich und schön der Eindruck ist, den diese — nur für eine kurze Frist berechneten — Schöpfungen auf jedes unbefangene Auge machen. Es ist der Haupthalle voll Lobes gedacht, die Sängertribüne stets als Liebling behandelt und auch dem Gabentempel, welcher anfangs, unvollendet — nicht sonderlich gefiel, stellt man jetzt allgemein das Zeugniß aus: er bilde eine höchst anmuthige, reizende Erscheinung. — Die Gruppirung der einzelnen Bauten liefert klare, effectvolle Pointen; und durch ein meisterhaftes Arrangement nebensächlichen Schmuckes, als da sind: Fahnen- und Standartenträger, Gascandelaber ꝛc. ꝛc. ist das Ganze harmonisch zusammengefaßt. — Die Construction sämmtlicher Bautheile findet Jedermann vortrefflich; sie ist in der That geistreich aufgefaßt und mit einsichtsvoller Consequenz durchgeführt. Von größtem Interesse sind die Dachconstructionen; sie beruhen auf dem Principe der enormen Tragfähigkeit hochkantig benutzter Bohlen — ein Princip, welches Sparsamkeit mit rascher Ausführbarkeit verbindet, dabei auf den Laien den Eindruck des Kühnen macht. Bei Bauwerken, welche so kurze Zeit dienen sollen, wie die hier besprochenen, wird kein Verständiger verlangen, daß das Innere dem Aeußern vollständig homogen sei; in unserm Falle wären dazu unerschwingliche Summen erforderlich gewesen, abgesehen davon, daß bei strenger Durchführung innerer und äußerer Harmonie die practische Brauchbarkeit der Räume so ziemlich auf Null reducirt wäre. —

Die Einrichtung der Schießstände wird als besonders bequem und praktisch gerühmt; es ist dabei auf das kleinste Bedürfniß Bedacht genommen und sind die neusten Errungenschaften der Technik trefflich verwerthet. —

Das Küchendepartement hat dem Architekten gewiß nicht die wenigsten Schwierigkeiten gemacht. Wer einmal gebaut hat erfuhr, daß eine ganz gewöhnliche Küche für den bürgerlichen

Haushalt — um practisch und gut eingerichtet zu werden — manche, von den Köchinnen ungeahnte, Schwierigkeiten zu überwinden giebt. Ist es doch keine Seltenheit, daß gut placirte und richtig gebaute Schornsteine keinen Zug haben, namentlich wenn sie noch neu und demgemäß inwendig feucht sind. — Es läßt sich darnach leicht ermessen, wie sich die Schwierigkeiten mehren, wenn es darauf ankommt eine Küche zu bauen, worin für Tausende von Menschen in kurzer Zeit Speise bereitet werden soll, eine Küche, die auch mit ihren Nebenräumen Platz bietet zum Unterbringen aller erforderlichen Fleisch- und Gemüsevorräthe, der Weine und anderen Getränke ꝛc. Daß auf dem Festplatze eine Küche hergestellt wurde, die allen billigen Anforderungen entspricht, hat sich jetzt schon mit Sicherheit bethätigt. Ein bewährter Oekonom wird in den nächsten Tagen *) daselbst sein Regiment führen und den lieben Gästen aus Nah und Fern Speise und Trank in einfach gediegener Weise bereiten.

Obige Betrachtungen werden bis zu diesem Punkte kaum Widerspruch erfahren; ich komme nun zu einer Frage, die namentlich bei den Künstlern lebhaft erörtert werden mag und vielleicht höchst interessante Debatten in kleinen Kreisen veranlaßt: Warum wurden die Festbauten im griechisch-dorischen Stil ausgeführt und nicht in den bislang üblichen, der Gothik entnommenen Formen da man doch im Allgemeinen für deutsch-nationale Bauten gothische Formen zu Grunde legen möchte. Viele meiner Collegen werden unbedingt den gothischen Stil vorziehen und dann selbstverständlich unserm Architekten einen bittern Vorwurf machen, daß er bei Herstellung der Festbauten die übliche Weise verließ und den früher gebauten Sänger- und Turnhallen entgegen den griechischen Stil wählte. Aber wir müssen uns zu seiner Wahl bekennen und finden darin den rechten Wurf. Während im Mittelalter der gen Himmel strebende Geist die Erde verließ und sein ganzes Heil in der Erwerbung ewiger Seligkeit suchte, welches Streben auch den gothischen Domen unverkennbar aufgedrückt ist, errichtet die griechische Phantasie dem menschlich gedachten Gott sein lichtes, schön erhabnes Haus. Der Bau bleibt fest an der mütterlichen Erde, er ist naturgemäß länger als hoch, aber es fehlt ihm nicht die Energie des Emporstrebens, nur daß sie wieder durch die nothwendige Lagerung des Architrav beruhigt wird, bis das zusammengeneigte, schräge Dach den ganzen Bau abschließt. Auf unserm Platze soll das ganze deutsche Volk seine Stätte finden zu rein menschlicher Festesfreude; darum hat Heinrich Müller Recht gehabt, daß er bei der architektonischen Darstellung den einseitigen Hochbau des Mittelalters verwarf und dem deutschen Volke einen Tempel baute mit einer heitern Säulenhalle, die nicht einladet um zu täuschen, denn das versammelte Volk findet dahinter einen großen Raum, welcher so zu sagen die Straße in sich aufnimmt. Ein zweites Motiv der Rechtfertigung liegt in der Herkunft der griechisch-dorischen Formen aus dem Holzbau; die angebrachten Gründe gegen die Annahme, daß dieser Stil vom Holzbau abstamme, sind ja ziemlich vollständig zum Schweigen gebracht. Ueberlassen wir indessen diese Frage der Kunstgeschichte um so lieber, da die freie Beibehaltung einer solchen Reminiscenz der Würde des Steinbaus keinen Abbruch thut. Die Tünche hat sämmtlichen Bauten die täuschende Wirkung eines monumentalen Steinbaus verliehen wobei die horizontal gelegten Schaalbretter in ihrer Anordnung einen kräftigen Fugenschnitt repräsentiren.

Der Plan zu den Festbauten wurde zu einer glücklichen Stunde conciptrt und wenn von Heinrich Müller's besten Arbeiten geredet wird, so darf man diese seine letzte Leistung nicht vergessen. — So wie Keiner den Festplatz verläßt, ohne sich der herrlichen Germania von Kropp zu erfreuen, so möchten auch wir nicht diese Skizze schließen ohne ihrer mit vollster Anerkennung zu gedenken. Sie liefert mit den beiden für die oberste Rathhausgallerie bestimmten Kriegergestalten einen schlagenden Beweis von der Vielseitigkeit des künstlerischen Talentes und stellt zugleich seinem Fleiße und seiner Arbeitskraft ein glänzendes Zeugniß aus.

K.

*) Der Artikel war einige Tage vor Beginn des Festes geschrieben.
Anm. d. Red.

---

* Die Patricier in Lübeck.

Culturgeschichtliche Skizze von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Der Glanz und die Hoheit, welche den Adel bei diesem Einzuge umstrahlten, stachelten auch in den lübischen Patriciern den Wunsch auf, ihre ritterlichen Tugenden und Vorzüge, welche in ihrer vagen Verbindung mit den Bürgern unterzugehen droheten, durch eine Verbrüderung auf ihre Nachkommen zu bringen. Selbst durch die Kleidung schon wollten sie sich von den Plebejern unterscheiden. Ihre Frauen brachten eine ganz neue Mode auf, die unter dem Namen „Witt und Tipp“ in den lübischen Chroniken vorkommt und in einem schwarzen Kopfputz (der Tipp) und einem weißen Kleidungsstück (Witt) bestand, das bald einem Schleier, bald einem Kragen, bald einer Schürze gleicht. Dies weiße Kleidungsstück war nur ausschließlich den Patricierinnen zu tragen erlaubt; keine Kaufmanns-, keine Handwerksfrau durfte sich dasselbe anlegen *).

Doch wie prachtvoll auch die Patricier sich kleideten und wie offenkundig sie den Glanz des Adels zur Schau trugen, es gelang ihnen nie das Vertrauen bei den Bürgern ganz wieder zu gewinnen, welches ihre Voreltern durch ihre Kriegsthaten und ihre rohen, aber anspruchslosen Sitten gegründet hatten. Die Bürger konnten es nicht wieder vergessen, daß sie den Triumphzug der Patricier hatten verherrlichen müssen. Indessen diente die Pracht und der Luxus, welche sie um sich verbreiteten, dazu, ihre Vorrechte noch eine geraume Zeit in den Nimbus der Heiligkeit zu hüllen.

Ganz besonders suchten die Zirkelbrüder an den beiden großen Festen, dem Mai- oder Sommerlag und dem Schnee- oder Winterlag, den Glanz ihres Adels zur Schau zu tragen. Das erste feierten sie beständig, das zweite seit dem 15. Jahrhundert auf der hart an der Wacknitz unweit des Fischerbuden gelegenen Clausburg. Der Rector Kirchmann erzählt: „Im Sommer sind die Männer und Gesellen, welche zu dem Zirkellage gehört, zu Pferde hinausgeritten, sammt ihren Frauen und Jungfrauen, so da in ihren Quersätteln auch zu Pferde; auf's herrlichste und prächtigste gekleidet, gesessen; im Winter aber mit Schlitten hinausgefahren, und ist damals ihr Habit gewesen, ihre mit Perlen verbrämte Röcke, ein jeder nach seiner Art und Hoheit“.

Die Gastereien währten ununterbrochen drei Tage. In einer alten und seltenen Handschrift aus dem Jahre 1502 wird ein Sommerlag der Zirkelbrüder in seiner ganzen Herrlichkeit beschrieben. Wir lassen den Verfasser jener Schrift selbst reden, da durch eine Umschreibung seiner Worte nicht nur die Charakterzeichnung der Sitten und Gebräuche jener Zeit leicht verschoben, sondern sogar viel verlieren würde. Nachdem die Namen der

*) In alten Polizeiordnungen liest man häufig für Patricier den Ausdruck: „De, so mit dem Witten beraden (ausgesteuert) werden“.

Festtheilnehmer genannt sind, läßt sich der Verfasser also vernehmen: „Item de 4 Hußdener holden de Wacht, twe vor einer porte und de andern twe vor der porten nach der Herrlichkeit. Item de Kolkgreve was Pörtner. Item vor de Dörne (Thüren) seten ridende Deners, gingen af und an. Item hier was de Spelgreve (der Vorgesetzte der Rathsmusikanten), noch dat grote Speel und de Trumpers. Item hierto hadden wy de Herren Ridenden (Hauptleute) Kock und Cort Dalenborch vor Kokenmester. Unde hatten Volk tho 12 Baten und richten also an wie hier folget. Item int erste was de Olausborg behangen mit Tappetzery, tho beiden Siden (Seiten) und mit Bankelaken up dat schönste; und en Credentzer, dar man dat Sülverschmiede up settet, von dreen treden (3 Fuß). Item de Speellüde spelen up de Brüghen (Brücke) twe Dage, so vaken (oft) eine Partbyghe Brodern kamen und spelen vor alle Rychte (Gerichte) erst an und thor Braden. De Schaffers stahn up de Delen (Flur) und heten de Herren und Broders alle wyllkommen“.

Nun folgen die Beschreibungen der Mahlzeiten, wobei wir beiläufig bemerken, daß die Zirkelbrüder mit ihren Frauen allem Anschein nach in bunter Reihe gesessen und die jüngeren Brüder bei den Gastmählern als Aufwärter fungirt haben, denn seltsamer Weise wird ihrer erst beim „Braten“ gedacht. In den Statuten der Zirkelbrüder nämlich heißt es: „Item darnächst gifft man de Pottern, Kese und Koken, wenn dat gegeven is, gahn de jüngsten Broders erst sitten vor de Koken und laten syk denn erst anrichten“.

Wir lassen jetzt die Speisen folgen, welche am ersten Festtage genossen wurden. „Item des Sondags Mittags“ — heißt es in der Handschrift weiter — „ward hier angerichtet alldus: Item 4 Baten, in jedem enen Schinken, hierby 4 Rinderbraden, hierby senuep und Oliven; demnächst gesotten Wildbrade; demnächst gestücket Schapflesch, hierby Salsamenten-Puder (Ingwer?). Demnächst Potthest (in kleine Stücke gehacktes Fleisch) mit Rosinen; demnächst mandelmooß, hierby heidensche Koken; demnächst gebraden von einem groten Herten (Hirsch), hierby Kranien-Eppel. Hiernächst einen Schwan, gestaffert mit des Kaisers Wapen vor der Bost. Item noch enen baven, ok gestaffert na siner Art mit dem Wapen, herte verguldet. Hierna tweerley gebacken, Botter und Kese, hierby Lübsche Koken“. — Diese Kuchen waren in Hinsicht ihrer Form eigenthümlicher Art, gleich dem vergoldeten Braten. Auf jeder Seite prangten die Wappen 16 zirkelfähiger Familien und um dieselben auf der einen Seite die Worte: „Lübecke aller Steden schone, von riker Ere dragest du de Krone;“ auf der andern: „God beware to Lübecke dinen Rad (Rath), de Borgher darsülvest vor alle Quad“.

Wenn diese Kuchen verzehrt waren „gaff man Dammaschen (Servietten) und Water ut sülvernen Handbecken“, woraus wir schließen müssen, daß die alte Sitte, sich nach der Mahlzeit die Hände zu waschen, die wir schon in den Homerischen Dichtungen finden, noch im 16. Jahrhundert bei den lübischen Patriciern geherrscht habe. Es wurde zu diesem Zwecke jedoch kein gewöhnliches, sondern Rosenwasser herumgereicht. Aber wie lieblich dies in den silbernen Becken auch geduftet haben mag, so läßt dies Händewaschen doch vermuthen, daß die Zirkelbrüder ihre Leckerbissen nicht eben auf die appetitlichste Art zum Munde führten, zumal nach dieser Procedur nur trockene Sachen gespeis't wurden. „Item — heißt es in der Handschrift — darnach kregen se eppel, hierby Annysconfect; item noch in sülvernen Schalen Lammersche Nöte. Item: von Gedrenken gaff man Hamborger und Emer Behr, Rynschen Wyn, roden Garscheiner und Cosent vor de Frouven und Lübsch Behr vor dat Volk.“

Die Schilderungen der übrigen Mahlzeiten übergehen wir, allein die Rechnung, welche am Schlusse folgt, können wir um so weniger unterdrücken, da sie über den damaligen Preis der Lebensmittel uns die bündigsten Aufschlüsse giebt. In allem waren 83 Hühner, ½ Ochse, 2 Hammel, 4 Schinken und 1 Stück Wild in die Küche geliefert; an Zucker hatte man dagegen nur 6 Pfund gebraucht, dafür war man aber mit den Gewürzen, obgleich sie alle aus der Apotheke geholt wurden, verschwenderischer umgegangen, am verschwenderischsten jedoch mit den **Eiern**, denn man verbrauchte bei einem Zirkeltage nicht weniger als — 900 Stück. Und dennoch kosteten alle Mahlzeiten, nebst Wein und Bier, nicht mehr als 83 **Mark 1 Schilling** (ca. 33 Thaler Preuß.). Hierin waren alle Ausgaben berechnet, selbst die 30 Messen, „so noch tho lesen vor de verstorbenen Herren“. Aber freilich kostete der halbe Ochse nebst den beiden Hammeln nur 7 Mark 3 Schillinge. Und dennoch, so wohlfeil der Anrichter auch eingekauft, schoß er mit dem Gelde, das die Zirkelcompagnie für das Fest ausgesetzt hatte, zu kurz. „So hebbe ick mehr utgegeven denn empfangen, dat ick tom achter bin 10 Mark 9 Schilling“, schließt er mit einem Stoßseufzer seine Rechnung.

Nach aufgehobener Tafel wurde getanzt. „Item — heißt es in der Festordnung — man danset 2 Avende 2 Danse und des Mandaghes tho Middaghe enen Dans, tho dem latesten der Rüppelreng“ (vielleicht eine Art Cotillon oder Großvatertanz). Auf welche Weise die Zirkler die übrige Zeit des Tages ausfüllten, ist unschwer zu bestimmen, die Becher, das Würfelspiel und die Späße des Narren, den die Gesellschaft unterhielt und kleidete, mußten das mehrste dazu beitragen, die Zirkelbrüder in einer fröhlichen Stimmung zu erhalten.

Auch die Fastnachtszeit bot Veranlassung zu Glanz und öffentlichen Aufzügen, da die jüngeren Patricier mit ihren Frauen und Schwestern den Carneval ganz nach italienischer Sitte feierten. Sie durchzogen in prachtvollen Verkleidungen die Gassen und führten dort öffentlich theatralische Darstellungen auf aus der Geschichte und der Moral, bald in menschlicher, bald in thierischer Gestalt. Im Jahre 1436 war der Aufzug: „Wie der Esel ein Bein bricht“; 1447: „Wie der Esel vom Stuhl gestoßen wird“; 1451: „Wie der Löwe mit dem Esel keinen Dank verdienen kann, er ritt oder ging“; 1452: „Wie einer dem Wolf ein Weib geben wollte“; 1464: „Von dem Mohrenkönig, den sie weiß waschen wollten“. (S. „Lüb. Bl.“ 1827.)

Diese Darstellungen waren aber keineswegs nur pantomimisch, es wurde dabei selbst in Versen gesprochen, welche die gewählten Fastnachts-Dichter verfaßten oder verfassen ließen, denn die Statuten der Zirkelgesellschaft geboten: „De vastelavend holden, scholen sick genögen laten an den rimen, de enen de vastelavends Dichter geven werden, und effte de vastelavends Dichter nicht konnen umme dat dichten verdragen, so scholdt twe van enen dichten, edder dichten laten“. — Die Personen, welche so auf öffentlicher Straße Comödie spielten, befanden sich auf einem großen Wagen oder Gerüst, „de Borch“ genannt, das sich zwar langsam durch Gassen bewegte, mitunter aber dessenungeachtet umschlug. Bei einem solchen Unglücksfall, der sich 1458 ereignete, befanden sich auf der „Borch“ nicht weniger als 25 Personen. Diese theatralischen Vorstellungen der Patricier müssen in Lübeck außerordentlich beliebt gewesen sein, da sie noch nach der Reformation wieder auftauchten. **Reimarus Kock** bemerkt in seiner Chronik darüber: „Idt hebben ok datsülvige Jahr (1537) tho Lübeck ettike ene borch im Vastelavend gemaket und thogerichtet, darup ward gespelt de Historie von Ammon und Mardacheus, tho wat ende und warum, wüt ick nich. Averst datt hebbe ick gehöret, dat ein bukbeer pravest (ein bier-bäuchiger Probst?), ein Mamelucke, welke de vorrede hadde, da düsse tragedie gespelt wurde, dero-

halven vele van predigern und thohörern des Evangelii mehr davon bedrouet als erfrouwet worden«.

Die älteren Patricier scheinen zwar nicht sonderlichen Antheil an diesen Aufzügen genommen zu haben, doch stellten sie keineswegs um Fastnacht ihr Licht unter den Scheffel und zogen in Procession unter klingendem Spiel und mit brennenden Fackeln in den Rathsweinkeller, wo das Gedränge an den drei Fastnachtstagen ungemein groß gewesen sein muß, da, um Thätlichkeiten zu verhüten, verboten wurde, mit ungewöhnlichen Waffen, wie Kolben und Streithämmern, zu kommen — der Degen ließ sich damals nicht verbieten. Dienstag Abend erschienen sämmtliche Mitglieder der Zirkelgesellschaft und begaben sich in die Räume der »Rose«, wo sie nach Herzenslust bis tief in die Nacht hinein guten Rheinwein*) aus weißen Bechern tranken, sangen, würfelten und sich an den Späßen des Narren ergötzten. Gaben die Aeltesten das Zeichen zum Aufbruch, so marschirten sie wieder paarweise wie sie gekommen, zurück nach ihrem Compagniehause.

Am anmuthigsten jedoch sind ohne Frage diejenigen Festlichkeiten gewesen, mit denen die Zirkelbrüder die Wiederkehr des Frühlings begrüßten und den sogenannten »Maihoiken« begingen. Alsdann legten sie die Marderröcke ab, erschienen im »Sommerhoiken« und erwählte Blumendichter aus ihrer Mitte mußten passende Aufzüge anordnen, an denen sich die ganze Bevölkerung betheiligte, denn man feierte an diesem Feste zugleich das Andenken an eine Begebenheit, die Lübeck's Freiheit zur Folge hatte.

Schwer lag die Faust der Dänen auf Lübeck seit einem Vierteljahrhundert. Wohin der trostlose Blick sich wandte, fand er nur wenige gute, aber eine desto längere Reihe schlechte Handlungen Waldemar's I. Die Erpressungen der Besatzung, mitten in drückender, zweijähriger Theurung, das aufgedrungene Fremde, die tyrannische Willkür, der Hohn bei ihren Klagen, die entstandenen Festungswerke, alles dies ließ die Lübecker die Härte ihres Schicksals doppelt fühlen und nach Befreiung aus dieser Zwingherrschaft sich sehnen. Mit offener Gewalt jedoch die Sklavenkette zerbrechen wollen, wäre Tollkühnheit, wenn nicht Wahnsinn gewesen, da die dänische Macht wie ein drückender Alp auf ganz Deutschland lastete. Die Südküste der Ostsee, von der Trave bis zur Newa, war dem Dänenkönige zinsbar. Holstein, Stormare, Ditmarsen, Wagrien, Hamburg, Lübeck und die lauenburgischen Lande waren seinem Reiche einverleibt; die Fürsten von Rügen-Pommern, Mecklenburg, die Grafen von Schwerin nannten sich seine Vasallen. Was konnte Lübeck gegen eine so furchtbare Macht unternehmen? Nur List, verschlagene römische List konnte das Morgenroth der Freiheit heraufzaubern. Die Rolle des Brutus übernahm der lüb. Bürgermeister Alexander Soltwedel: er schmeichelte, huldigte den Dänen, während sein Herz für Lübecks Freiheit schlug. Der gemeine Mann, welcher nur nach dem Scheine urtheilte, nannte ihn den Staatsverräther, Dänenfreund, ballte gegen ihn die Faust und sendete Flüche auf sein unschuldig Haupt. Es ist wahr, Soltwedel wagte ein furchtbares Spiel, denn hätte die Vorsehung ihn früher abgerufen, ehe er sein Vorhaben ausgeführt, so wäre er fluchbeladen in das Grab gefahren und sein Name für ewige Zeiten gebrandmarkt gewesen.

Endlich war sein Plan zur Reife gelangt.

Ein wunderschöner, warmer Frühlingsmorgen verherrlichte das Maienfest um's Jahr 1226. Vom frühsten Morgenroth, das sich in den ruhigen Wellen der Wacknitz und der Trave zurückspiegelte, sah man die zum Genuß aufgestachelte Bevölkerung Lübecks in ihren besten Festkleidern und geschmückt mit Blumen und Kränzen, in regsamster Bewegung. Alle Häuser, Fenster, Balkone prangten in duftigem Grün blühender Birken. Aus den Straßen war für heute das Gewerbe gewichen, um fröhlichen Aufzügen Platz zu machen, die unter Vortritt von Musik und Fahnen zu Fuß, Roß und Wagen von allen Seiten den anmuthigen Umgebungen der Stadt und besonders den Vergnügungsplätzen zueilten. Auf der spiegelglatten Wacknitz und der Trave flaggten die Schiffe in bunter Tracht, und Schwärme von Böten, Kähnen und Jollen, bunt bewimpelt, durchfurchten nach allen Richtungen die sonnenhelle Fläche des Wassers. Aber mitten in dieser Fröhlichkeit erblickte man auf vielen Gesichtern Unzufriedenheit und Mißvergnügen im grellsten Contrast.

Der dänische Befehlshaber hatte auf Soltwedel's Einladung die Ehre eines »Maigrefen« (Schützenkönig) angenommen und ritt sorglos neben dem Bürgermeister, den übrigen Rathsherren und Patriciern, begleitet von Frauen und Jungfrauen, die auf ihren Quersätteln und in ihren prächtigen Kleidern das Fest noch mehr durch Glanz und Schönheit verherrlichten, durch die Stadt, zum Burgthore hinaus nach dem Festplatze. »Soltwedel's Augen blickten gar freundlich in das wogende Volksgedränge, aber geballte Fäuste, die sich ihm hin und wieder entgegenstreckten, erwiederten den Gruß auf eine empfindliche Weise. Vor dem Thore war alles auf das Herrlichste geschmückt; Tanz, lustige Spiele, Musik wechselten mit einander ab und es fehlte an nichts, was der Geselligkeit neuen Schwung geben konnte.

Während nun draußen der Jubel fortwogte, sah man in der Stadt einen drolligen Aufzug Männer »die sich Jungfern Kleider angethan hatten« und verfolgt von einem Schwarme Neugieriger, die Straßen durchziehen. Wie von ungefähr näherten sie sich endlich der von den Dänen aufgeführten Burg, wo sie mit der Besatzung derselben allerlei Kurzweil trieben. Bald aber wurden die vom Wein erhitzten Dänen dreister, sie ließen die Zugbrücke nieder und nöthigten die vermeinten Weiber in die Citadelle zu kommen. Anfangs zierten sich diese etwas, dann aber entsprachen sie der Einladung und schlüpften über die Brücke in die Burg, verfolgt von den lachenden Soldaten. Plötzlich jedoch verändert sich die Scene: auf das verabredete Losungswort »Der erste Mai!« fiel die Vermummung und kräftige Männer standen da, das breite Schwert in der nervigen Faust schwingend. Die Mehrzahl der Dänen, von der plötzlichen Veränderung zu sehr eingenommen, war leicht entwaffnet; nur Wenige leisteten Widerstand. Nach kurzem Kampfe war die Besatzung überwunden, die verhaßte dänische Flagge herabgerissen und das lübische Banner flatterte an deren Stelle oben auf der befreiten Burg.

Von diesem Tage an ward der Bürgermeister Soltwedel von allen Bürgern hochgeehrt, schließt die Sage, obgleich Lübeck erst frei von den Dänen ward durch die Schlacht bei Bornhöved, am 22. Juli 1227.

*) Die Ankunft des frischen Weines in dem Rathsweinkeller war noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Volksfest. Rhebein beschreibt es in folgender Weise: Anno 1609 im Novembri hab' ich das allererst gesehen, so für 100 oder 150 Jahren zu Lübeck in Brauch gewesen. Nemlich wenn vor Martini oder bald hernach der erste Rheinische Must ins Ehrbaren Rathsweinkeller gekommen ist, hat man denselben mit Pfeifen und Trommeln auf den Markt geführet, nemlich also und dergestalt. Wenn die Kärner, ihrer 10 oder 20, weniger oder mehr, an der Stadt Thor erstlich ankommen, hat schon daselbst fürm Thor der Pfeifer und Trommelschläger darauf gewartet und sich beide vff das Faß, so auf dem vordern Karren gelegen, oben vff das Faß gesetzet und also beide ihr Amt mit Pfeifen und Trommelschlagen verrichten thun, bis daß sie die Kärner mit den Weinfässern dreimal am Markt also herumgefahren und immer gepfiffen und auf den Trommeln geschlagen, und dann endlich für den Weinkeller stille gehalten. Da haben die Fuhrleut ihre Pferde abgespannt und die Karren mit den Weinen daselbst für dem Keller stehen lassen. Alsdann erst ist der Pfeifer und der Trommelschläger von dem Fasse heruntergestiegen und seiner Wege gegangen.«

Wollte man jedoch glauben, als wenn die Zirkelbrüder nur dem Genuß und den Vergnügungen gehuldigt hätten, so irrt man sich: in ihren Zusammenkünften wurden die wichtigsten Staatsangelegenheiten verhandelt, und die innern wie die äußern Verhältnisse Lübecks bei den Bechern geordnet. Man konnte ihr Compagniehaus als die eigentliche Pflanzschule des Rathes ansehen. Im Jahre 1480 zählte der Rath 23 Mitglieder, davon waren 18 Zirkelbrüder. Am vollständigsten jedoch hatte sich das Patriciat im Jahre 1527 ausgebildet, das Rathscollegium bestand aus 22 Mitgliedern, die sämmtlich Patricier waren, theils der Zirkelcompagnie, theils der Greveraden-Compagnie, theils der Kaufleute-Compagnie angehörend. Auch traf es sich nicht selten, daß Blutsverwandte beisammen im Rathe saßen — aber troß dessen blieb die Gewalt des Rathes bis zur Reformation gänzlich und uneingeschränkt in den Händen der Patricier, wenn auch schon ihr ritterlicher Geist erloschen war. Es erweckt eben keinen großen Begriff von ihrer Ritterlichkeit, wenn sie ihre ausgehöhlten Lanzen mit Mäusen und Vögeln füllten und durch das Brechen dieser Lanzen das Gelächter der männlichen und die Bestürzung des weiblichen Publikums erregten. Auch wurde noch alljährlich der sogenannte Roland (eine hölzerne Figur, die in einer Hand eine Scheibe, in der andern einen mit Kreide gefüllten Beutel hielt) auf den Markt geführt. War die Scheibe getroffen, so wandte sich die Figur um und versetzte dem Reiter — wenn er nicht schnell und gewandt vorübersprengte — mit dem Beutel einen bezeichnenden Schlag auf den Rücken — allein diese und andere Uebungen arteten in Spielereien aus und wurden bald von den niedern Volksklassen parodirt. Wer so glücklich gewesen, um Fastnacht 1570 in Lübeck gegenwärtig zu sein, konnte sich überzeugen, wie eine keke lübische Dienstmagd mit einem Schneidergesellen auf öffentlichem Markte turnirte und ihn in den Sand streckte.

Am schlimmsten wirkten auf den Verfall der Patricier ihr übermäßiger Glanz und Aufwand, wodurch viele sich gänzlich zu Grunde richteten, flüchtig wurden, und auswärts ihre Existenz als Comptoristen oder Ladendiener zu fristen suchten. So erzählen die Chroniken, daß ein Greverade dem Kaiser Maximilian zu Ehren, den er zu Brügge in Flandern im Jahre 1490 zu Gast gehabt, den ganzen Abend über ein „Schornsteinfeuer" gegeben, das aus lauter Zimmetrinde bereitet war, um des köstlichen Geruches wegen.

Auch Rehbein erzählt, wenn auch etwas abenteuerlich, in seiner Chronik Folgendes: „Um's Jahr 1512 hat Einer zu Lübeck gelebt, Junker Schwerin genannt, der letzte dieses Namens und Stammes von guten vornehmen Eltern entsprossen, aber ein großer Schlemmer, dem zu der Zeit die ganze Hölzung vor dem Burgthore, der Schwerin, gehört hat. Dieser ist letzlich an böse Gesellschaft gerathen, unter welcher auch einer ist gewesen, der sich von der Astrologie ganß viel vernehmen lassen und fürgegeben, daß in benannter kurzer Zeit der jüngste Tag gewißlich kommen würde. Hierauf hat erstgemeldeter Junker sein Facit gemacht, seine noch habenden Renten und Güter überschlagen, wenn er jeßo so und so viel verthäte mit guten Gesellen, könnte er gerade auskommen bis an den jüngsten Tag. Da nun endlich das Geld und Gut alles verschlemmt und verprasset ist, aber der jüngste Tag nicht kommen wollte, mußte der Schlemmer aus Noth, Hunger und Kummer das liebe Brod zu betteln anfangen und wenn er vor Jemandes Thür kam, hat er mit diesen Worten eine Gabe begehrt: „Gebt doch Einem, der sich verrechnet hat." — Da dieses also eine Weile geschehen, haben etliche zusammengeschossen und ihm ein silbernes Schälchen machen lassen. Hierauf hat er bei Eides Hand angeloben müssen, dasselbe nicht zu versetzen oder zu verkaufen, alsdann sollte ihm hiermit zugesagt sein, wann er mit dieser Schüssel von ihnen etwas bitten würde, sollte ihm solches nicht verweigert werden. — Sein Nachtlager aber hat ihm keiner geben wollen, sondern er hat es suchen müssen, wo er es bekommen können. Also auch, da er nicht besser gekonnt, ist er gemeiniglich gegen alle ankommende Nächte auf den Platz des Klingenbergs gegangen, da er unter den Fuhrwagen das abgeworfene Stroh zusammengeraffet und sich darauf unter die Fuhrwagen niedergelegt. Bisweilen hat er bei seiner Ankunft große Schweine und Säue auf selbiger Streu gefunden, die hat er mit den Füßen weggestoßen mit diesen Worten: „Auf, auf ihr Säue, packet euch, hier muß ein Lübeckischer Junker liegen!" Endlich ist dieser Derbling an einem Morgen frühe auf der Streue todt und das silberne Schälchen in seinem Busen gefunden worden."

Der Geist, welcher von den Reformatoren ausging und die Ereignisse, welche sich im 16. Jahrhundert auf dem Gebiete der Kirche zutrugen, veranlaßten, daß der lübischen Bürgerschaft über das Bestehen und das Bedenkliche eines solchen Patriciats die Augen geöffnet wurden. Seitdem Luther klar und kräftig ausgesprochen hatte, daß das Herkömmliche nicht immer das Beste sei, wurden hin und wieder Zweifel laut, ob das Stadtregiment einigen wenigen, mit einander verschwägerten Familien von Gott und Rechts wegen zukomme, und selbst diejenigen Bürger, welche diesen Schluß von der Kirche auf den Staat nicht im Stande waren zu machen, glaubten dennoch alle Ursache zu haben, mit dem Regiment der Patricier nicht zufrieden sein zu können. Nahm doch der Rath, während die Bürgerschaft sich unverhohlen für Luthers Lehre erklärte und nichts sehnlicher wünschte, als die Anstellung protestantischer Geistlichen, ganz offen Partei für das Papstthum, indem es die Geistlichen entfernte, welche der Aufklärung das Wort redeten, den Besuch benachbarter Kirchen verbot, in denen in Luthers Geiste gepredigt wurde und sogar die Schriften des großen Reformators auf öffentlichem Markte durch den Büttel verbrennen ließ.

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. Perty. Ueber das Seelenleben der Thiere. — Schwartz. Ein Blick zurück. — Schenkel. Die Aufgabe der Reformation in der Gegenwart. — Strauß. Die Halben und die Ganzen. — Niendorf. Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. — Reichensperger. Die Kunst Jedermanns Sache. —

* Theater. Bogumil Dawison hat zwei Male hier gastirt. Durch das Schützenfest zu sehr in Anspruch genommen, waren wir leider verhindert ihn zu sehen und speciell zu berichten.

— Nachdem auf der General-Versammlung der deutschen Schillerstiftung zu Weimar am 7. Juni Wien als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt worden ist, hat sich nunmehr auch der neue Verwaltungsrath constituirt. Präsident der Stiftung ist Freiherr von Münch-Bellinghausen (Fr. Halm), das zweite Mitglied für Wien Leopold Kompert, das Mitglied für Weimar Franz Dingelstedt, für Berlin Schulrath Bormann, für Köln Wolfgang Müller, für Karlsruhe Professor Böhlein und für München Ernst Förster.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 78.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 31. Bremen, 30. Juli 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Das Nibelungenlied.

Von Hugo Meyer.

Das aus zwanzig Liedern bestehende Gedicht von den Nibelungen gehört nach der uns überlieferten Gestalt dem Anfang des 13. Jahrhunderts an, stellt aber nur die letzte und schönste Blüthe einer tausendjährigen Entwicklung dar. Seine Anfänge werden noch von den heiligen Eichen unserer heidnischen Vorfahren beschattet, seine Vollendung erreicht es in der großen Zeit als der lieblichere Heldensang von der Kudrun in unserer Literatur zuerst die Pracht deutscher Meeresbilder aufrollte, als Wolfram von Eschenbach den Gnade suchenden Zweifler Parzival und Gottfried v. Straßburg die glühendste Erdenliebe Tristans und Isoldes besangen, als die knappen Sprüche des Vogelweiders das nationale und religiöse Bewußtsein des Volks gegen den Papst erweckten und rings im Vaterland ein Minnesang wie aus tausend Kehlen erscholl. Und dasselbe Lied lebt fort bis auf den heutigen Tag. Wie der große Tragöde Aeschylos sagte, er nähre sich von den Brosamen, die von Homers Tische gefallen, so hat in unseren Tagen einer der bedeutendsten neueren Tragiker, Hebbel, aus jenem alten Gedicht die Gestalten der Nibelungen auf die Bühne geführt, der gewaltigste Maler unserer Zeit, Peter Cornelius, sie auf Cartons geworfen und Richard Wagner endlich sie sogar schon in die Musik der Zukunft gesetzt. Wichtiger war es, daß dies Lied, von Friedrich dem Großen noch keines Schusses Pulver werth geachtet, der deutschen Alterthums- und Sprachwissenschaft zuerst Leben und Schwung gegeben hat; rührender ist es, daß Siegfrieds, des Haupthelden, Drachenkampf, Mord und Rache noch jetzt von dem armen Fischervolk auf den einsamen Faröern zum Ringeltanze gesungen wird.

Diese Lebenskraft des Liedes und seine höchste Weihe liegt in seinem unangetasteten, selbstschöpferischen Nationalcharakter; unsere Literatur hat in der That kaum ein gewaltigeres echt-deutsches Dichtwerk aufzuweisen. Wer es aber verstehen will muß dem Leben unserer Vorzeit ins Herz zu blicken trachten; ist ja doch die Dichtkunst nichts Anderes als die idealste Auffassung menschlichen Lebens in der Form der veredelten Sprache.

So lange es Menschen gab, hat es Sprache, Dichtung und Religion gegeben, alle ursprünglich Töchter einer unwillkürlich schaffenden Phantasie. Keine geistige Kraft vermag mehr über den rüstigen Leib des Naturmenschen als die Einbildungskraft. Sie preßt ihm das erste Wort aus den Lippen, löst ihm die Zunge zum befreienden Gesang, der den Jammer und die Lust der Erde himmlisch verklärt und wiederum das unnahbare Walten der Götter zur niederen Hütte des Menschen traulich herunterzieht. Das Innere des Naturmenschen ist noch ganz umhüllt von der mythischen Anschauungsweise, in der religiöse Gefühle und dichterische Vorstellungen sich innig verschmelzen. Denn die ganze Natur um ihn wird ihm zu einem Gleichniß seines eigenen Lebens, ihre Erscheinungen zu menschlich fühlenden Göttern. Wenn der Frühlingssturm die Erde jauchzend umklammerte, ihm war er ein Gott, der seine Braut frohlockend umschlang. Darum fielen auch in die Hauptabschnitte des von der Natur geregelten ländlichen Lebens die hohen Götterfeste, ihre Geburts- wie ihre Hochzeitsfeiern. So wurde mit Waffentänzen, Freudenfeuern und Chorgesängen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche die Sonne begrüßt wie ein lichter, jugendlicher Held. Siegreich steigt er auf und eilt seiner Braut, der flammenden Abendröthe, entgegen. Da dringt er ins kalte Reich der Nacht ein, doch strahlend kehrt er daraus zurück, denn er hat den nächtlichen Göttern einen Goldschatz geraubt. Aber dafür muß er ihr Bundesbruder werden, sich mit ihrer Schwester vermählen und dem König des nächtlichen Nebelreichs die umflammte Braut hingeben. Nach der Sonnenwende im Hochsommer, der Götterhochzeit, kommen die Tage des Herbstes und des düstern Winters; auf dem Lande schattet rings der Nebel. Todt liegt der Sonnenheld, und sein Gold fällt in die tiefe Nacht zurück.

In jenen Grundzügen des Sonnenlebens in einem nebelreichen Lande haben wir das blasse Urbild des Mythus von den Nibelungen. Der Sonnengott ist Siegfried, ein freundlicher Gott des Friedens durch den Sieg, der sich zuerst mit der flammenumloderten Walküre Brunhild verlobt; aber er wird den düstern Nebelmächten, den Nibelungen, weil er ihnen einen Schatz raubt, unterthan, deren König Günther er seine Braut überlassen muß, um dafür dessen Schwester Kriemhild zur Gemahlin zu erhalten.

Doch die Wesen der Nacht ruhen nicht, bis sie den Schatz wiedererlangt haben; ein anderer Nibelung, der finstere Hagen, dessen Name Todesdorn bedeutet, mordet den Sonnengott. Diese Göttersage erzählten sich die niederrheinischen Franken in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung; sie bildet den mythischen Hintergrund unseres Nibelungenepos. Aber das Epos nährt sich nicht allein von Göttermythen, sondern auch von geschichtlichen Sagen. In die Versammlung der alten Götter drängt sich ein jüngeres, wirklich dagewesenes heldenhaftes Menschengeschlecht. Denn die Gebundenheit des Phantasielebens auf den einsamen Heiden und in den stillen Wäldern hört auf, der heimathliche Boden wird den Deutschen zu enge, es ergreift ein innerer Aufruhr alle Stämme, alle brausen durch einander. Für einen Jeden gilts seinen Hals, sein Weib, seinen Fürsten zu retten, wenn auch das Land darüber verloren geht. In dieser schweren Noth durchzucken sittliche Beweggründe die kindlichen Schöpfungen der Phantasie. Aus dem Untergang der mythischen Götter-Zeit bricht die historische Helden-Zeit der Germanen an, mit einem Wort: die Völkerwanderung erschüttert unsern Erdtheil. Die Völkerwanderung ist nicht so sehr aus äußeren Anstößen oder innerer Auflösung hervorgegangen, sondern sie ist der wilde Ausdruck einer bestimmten Bildungsstufe, auf der noch nicht eine unmittelbare Verknüpfung von Volk und Wohnung eingetreten und zugleich mit Gewalt eines Naturtriebs die Sehnsucht nach Neuem und Besserem erwacht ist. Die junge Germania läuft Sturm gegen das alternde Südeuropa, das bildungsfähige, sittenreine Naturvolk gegen die absterbende, verworfene Kulturwelt, die straffen Einzelstämme gegen eine zerbröckelnde Centralmacht, die persönliche Freiheit gegen den Despotismus, der fromme, bilderlose Naturdienst gegen den Unglauben und Aberglauben. Ueberall wirft die reine, starke, freie Germanenseele siegreiche Gedanken in die alten Gefäße, die Ansprüche auf die Geschichte der Zukunft in die versinkende Vergangenheit. Diesen Sturm eröffnen gothische Völker. Ums Jahr 50 nach Christi verlassen sie die Weichselufer, um 300 gründen sie in Rußland zwischen Ostsee und schwarzem Meer das erste große originaldeutsche Reich, um 370 werfen die Hunnen dasselbe nieder. Der ostgothische König Ermanarich giebt sich in der Verzweiflung selbst den Tod, um als erster Hauptträger der deutschen Heldensage ein unvergängliches Leben fortzuführen. Mit den Ostgothen vereint, stürzen die Hunnen unter ihrem gewaltigen König Attila 437 den König Günther mit seinen Burgundern, die damals am Rhein um Worms und Speier saßen. Der später wieder erstarkte Rest des Burgundervolks wird ein Jahrhundert darauf durch die Rachsucht einer aus Burgund stammenden fränkischen Königin Chrothilde von Neuem dem Untergang geweiht. Attila soll nach der Schlacht auf den Catalaunischen Gefilden 451 von einem deutschen Weib Hildico in der Brautnacht 453 ermordet sein. Er wird der zweite Hauptträger der deutschen Heldensage.

Alle diese tragischen Ereignisse hunnischer, burgundischer und fränkischer Geschichte, die erste Niederlage der Burgunder unter Günther durch die Hunnen unter Attila, die zweite Niederlage der Burgunder durch eine rachsüchtige fränkische Königin burgundischen Stammes, endlich der Tod Attila's durch eine rachsüchtige Deutsche verschmelzen mit der oben gedeuteten fränkischen Göttersage. Der mythische Nebelkönig Günther rinnt mit dem unglücklichen Burgunderkönig Günther zu einer Gestalt zusammen. Und nun wird der durch ihn oder den Nibelung Hagen gemordete Siegfried im Mythus an dem historischen Günther gerächt durch König Attila oder Etzel. Die mythische Kriemhild wird einerseits mit Attila's Mörderin Hildico, andererseits mit der Vernichterin ihres eigenen Volks, der Burgunderin Chrothilde, gleich gesetzt. Kriemhild ist darnach erst dem fränkischen Siegfried, nach dessen Tode dem Hunnenkönig Attila vermählt. Nach der älteren Sage des 8. und 9. Jahrhunderts, welche den geschichtlichen Ereignissen des 5. Jahrhunderts genauer entspricht, lockt Attila aus Habsucht die Burgunder ins Verderben und wird dafür durch deren Schwester Kriemhild, die Wittwe Siegfrieds, ermordet; diese Gestalt haben uns die nordischen Berichte bewahrt. Die andere Form die dem 6. Jahrhundert genauer entspricht, liegt uns in unserm Nibelungenliede vor. Kriemhild lockt aus Rachsucht ihre burgundischen Brüder an den Hof ihres zweiten Gemahls Attila, um an ihnen den Tod ihres ersten Gemahls zu rächen. Aus beiden Fassungen erkennen wir, daß eine rheinfränkische Göttersage sich verflochten hat mit der geschichtlichen Sage vom Doppeluntergang des Burgunderreichs und des Hunnenkönigs Attila.

Die jüngere Sage ist aber noch nicht fertig; sie zieht nun noch einen dritten Hauptträger der deutschen Heldensage in ihre Kreise, den Ostgothenkönig Theoderich. Sein Vater hatte an Attila's Hof gewohnt; nachdem aber der Hunnenkönig gestorben, befreite derselbe sein Volk von der hunnischen Knechtschaft und sein Sohn Theoderich führte es 489 aus Ungarn nach Italien, das er sich nach harten Kämpfen bei Verona und Ravenna unterwarf. Nach jener Stadt heißt er in der Sage Theoderich von Verona oder Dietrich von Bern und lebt in der Sage, wie in der Geschichte sein Vater, an Etzel's Hof zur Zeit des Untergangs der burgundischen Könige, unüberwindlich, weise und friedliebend gleich dem historischen Theoderich.

Von den Hauptpersonen unserer Sage sind also rein mythisch Siegfried, Brunhild und Hagen (aus einem bairischen Mythus Rüdeger) halb mythisch, halb geschichtlich Günther und seine Schwester Kriemhild, ganz geschichtlich ihre zwei andern Brüder, Etzel und Dietrich, eine schöne Erfindung späterer Spielleute endlich ist der ritterliche Spielmann Volker.

Die ältere Sage durchwaltet der alte strenge Glaube an die blinde Naturnothwendigkeit, an die Verderblichkeit des Goldes: Wer den Nibelungenhort an sich bringt, weiht sich damit dem Untergang. Siegfried muß deshalb seinen Schwager durch Günther fallen, Günther durch seinen Schwager Attila, Attila durch seine Frau Kriemhild. In der jüngeren Sage tritt für die Gewalt dämonischer Mächte die Gewalt sittlicher Beweggründe ein, in der nordischen die Habsucht, in der deutschen die Rachsucht. Dem deutschen Volk allein ist es gelungen, diese gewaltige Sage zu einem Werke zusammenzufassen, dessen einzelne Stücke aber in den 20 Liedern des Nibelungengedichts noch deutlich zu erkennen sind. Ihr Inhalt ist folgender: Kriemhild träumt, wie ihr Falke von zwei Adlern zerkrallt wird. Ihre Mutter deutet den Falken auf einen edlen Mann, „behüte ihn Gott, daß du ihn nicht früh verlierst.“ „„Ich will ohne Mannes Minne bleiben.““ „Erst von Mannesminne wirst du recht froh.“ — Zu Santen am Rhein hört der starke Siegfried von dem schönen Königskind Kriemhild zu Worms. Ob ihn auch sein alter Vater Siegmund vor dem übermüthigen Hagen warnt, am 7. Morgen zieht er, Niemandem bekannt in Worms ein. Nur der herbeigerufene Hagen, dem alle Lande kund sind, meint, aus dem Schloßfenster den Blick werfend, der herrliche Recke könne Niemand anders als Siegfried sein. König Günther fragt den Fremdling nach seinem Begehr. „Land und Burgen will ich euch abzwingen.“ Nach Schwertern ruft Hagens Schwestersohn Ostwein, aber zum Verdruß des grimmigen Hagen tritt Günthers Bruder Gernot versöhnend dazwischen, und Günther bietet dem trotzigen Jüngling alle Ehren an. Siegfried bleibt am Wormser Hof ein ganzes Jahr, ohne die Kriemhild zu sehen. Da verkehren fremde Kunden von einem Einfall der Sachsen und Dänen ins Burgunderland die Freude Günthers in

Trauer; aber Siegfried eilt den Feinden entgegen und nimmt ihre Fürsten in wildem Kampf gefangen. Ein Bote meldet Siegfrieds Sieg der Kriemhild. Nie war ihr eine Kunde lieber gewesen als diese. Siegfried will nach der Rückkehr an Günthers Hof fort; nur des Königs Bitten hält ihn zurück und die Hoffnung, endlich doch noch Kriemhild zu erblicken.

Endlich an einem Pfingstfest gelingt es ihm. Günther hat Siegfrieds Sehnsucht erkannt, er läßt auch die Frauen an der öffentlichen Fröhlichkeit Theil nehmen.

Nun gieng die Minnigliche wie das Morgenroth
geht aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth,
der sie da trug im Herzen, ob er sie nie gesehn;
er sah die Minnigliche jetzt herrlich vor sich stehn,
wie der Mond, der lichte, vor den Sternen steht,
sein Schein so klar-lauter von den Wolken geht,
dem stand sie nun vergleichbar, vor all den andern Fraun. —
wie möchte das geschehen dacht er in seinem Sinn,
daß ich dich erwerben dürfte? ach ich Thor, der ich bin!
Muß aber ich dich lassen, so wär ich besser todt.
Er wurde von Gedanken oft bleich und wieder roth.

Nun zwingt sie aneinander die Noth der sehnenden Liebe; oft schaun sie sich heimlich an; täglich darf er sie sprechen. Aber seine Seele findet keine Ruhe, er will wieder ins Leben hinein, denn er getraut sich nicht um sie zu werben; er jauchzt himmelhoch und ist zum Tode betrübt.

Diese drei ersten Lieder entwerfen uns ein rührend wahres Bild echt deutscher Jugendliebe. Der Jüngling, trotzend auf Kraft und Muth gegenüber Königen, den furchtbarsten Helden, dem Sturme der Schlacht, aber vor dem geliebten Mädchen zurückhaltend, weich, bis ins Innerste erschüttert und verwandelt. Der Jungfrau Sehnsucht offenbart sich in ahnungsvollen Träumen; erst die Seligkeit des Erdenlebens spröde zurückweisend ergiebt sie sich ihr ganz, als sie Siegfrieds Lob aus dem Munde des Boten hört. Um Beide die liebe verständige Mutter Ute, der nachgiebige Günther, der besonnene Gernot, der finstere, Alle überragende Hagen. Und in Kriemhildens zerrinnendem Traumbild die Ahnung der höchsten Erdenlust und des tiefsten Erdenleides.

Dieser echt menschlichen Liebesgeschichte schließt sich in den zwei nächsten Liedern eine andere an, in der noch die dämonische Leidenschaft der alten Götterzeit nachzuckt, die Liebe Günthers und Brunhildens. Jenseit der See war diese Königin gesessen, über die Maßen schön, aber auch riesenstark. Wer ihre Liebe gewinnen wollte, mußte sie in drei Spielen, im Speerschießen, im Steinwurf und im Sprung, besiegen, oder sterben. Günther unternimmt die kühne Brautfahrt zu ihr, nachdem ihm Siegfried seine Hülfe zugesagt hat, wenn er Kriemhield dafür zum Weib erhält. So fahren sie den Rhein hinab, Siegfried steuert, denn er kennt den Weg nach Brunhilden's Reich, wie er auch sie selber kennt, Günther rudert. Am 12. Morgen sind sie am Isenstein, Brunhilden's Schloß mit 86 Thürmen, angelangt. Im grünen Marmorsaal empfängt die stolze Brunhilde freundlich ihren alten Bekannten Siegfried und fragt nach seinem Begehr. Er meldet Günthers Absicht, den er als seinen Herrn begleite. Als das Kampfspiel beginnen soll, holt Siegfried aus seinem Schiff seine Tarnkappe, einen Mantel, der ihn unsichtbar macht, und hineingeschlüpft, stellt er sich neben Günther. Brunhilde streift an ihren weißen Armen die Aermel auf, faßt den Schild, zuckt hoch den Speer. Da packt Siegfried Günthers Schild, jedoch Brunhilden's Lanze fliegt hindurch bis auf die Panzerringe, beide Männer straucheln, und Siegfried bricht das Blut aus dem Mund. Aber sein Speerwurf schmettert das Riesenweib zu Boden. Aufspringend ruft sie „Habe Dank, für den Schuß, edler Günther"; wirft den Stein zwölf Klafter weit und springt im lautklingenden Eisengewand noch über ihn hinweg. Doch Siegfried schleudert den Stein noch weiter und setzt, Günther noch dazu unterm Arm tragend, noch über ihn hinaus. Sofort ruft Brunhilde ihrem Gefolge zu: „Mage und Mannen, ihr seid nun alle König Günther unterthan." Siegfried, den Mantel abstreifend, begrüßt das neue Paar; sie fahren zusammen nach Wormsheim. Hier sitzen sie bald einander gegenüber, die beiden Brautpaare, in seliger Lust Siegfried und Kriemhild, aber über Brunhild's lichte Wangen fallen Thränen. Auf Günther's besorgte Frage antwortet sie: „Ich traure um Kriemhild, die nicht einem König, sondern einem deiner Mannen, einem Eigenholden, gegeben ist." Doch das will ihr Günther ein ander Mal erklären; ihm schlägt das Gewissen, weil er sie betrogen hat. Und ahnt sie den Betrug, ahnt sie, daß der herrlichere Siegfried der Freund ihrer Jugend, der Bräutigam einer Andern, sie besiegt hat und ihr eigentlich gehört? In der Hochzeitsnacht bricht nun die Eifersucht, die herbe Jungfräulichkeit, die Bitterkeit jener Ahnung des wahren Zusammenhangs der Dinge los, und dem freundlich ihr nahenden Günther bindet sie mit ihrem Gürtel Hände und Füße zusammen und hängt ihn an einen Nagel. Nur auf sein Bitten löst sie ihn gegen Morgen. Am andern Tag klagt Günther dem Siegfried seine Schmach; der schlüpft abermals in seine Tarnkappe und bezwingt die Jungfrau abermals, nimmt ihr aber Gürtel und Ring, Geschenke für seine Gemahlin Kriemhild. So erzählen uns die ersten 5 Lieder von zarter und wilder Liebe, die nächsten 5 von unsäglichem Leid.

(Schluß folgt.)

---

* Gedichte.

Von Fr. Barchewitz

Herbst.

S'ist Herbst im Land! Wo die Blumen geblüht
Rauscht welkes Laub wie ein Sterbelied.
Auf öder Flur,
Auf trüber Spur
Spielen Winde mit kahlen Aesten nur.

S'ist Herbst im Land, und der Sonne Schein
Gießt karg sich aus über den sterbenden Hain;
Die Schwalbe sucht
In banger Flucht
Des Südens winterbehütete Bucht.

S'ist Herbst im Land! Sollt ich weinen drum?
In meinem Herzen ist's Lenz ringsum!
Da die Liebe ich fand
Trotz ödem Land,
Was thut mir des Herbstes Sterbegewand?

Christnacht.

Viel Lichtlein hell erglühen
Am grünen Tannenbaum;
Viel helle Aeuglein blitzen
Von sel'gem Christnachtstraum.

Die kleinen Herzen hüpfen
Gar freud'ger Hoffnung voll; —
Ich weiß nicht, ob ich weinen,
Ob ich mich freuen soll?

O, ich bin arm geworden,
Recht arm und gar verwaist;
Die Welt vom Kindesherzen
Mir Stück um Stück entreißt.

Die Welt mit ihrem Schaume
Begräbt mich, bis an's Haupt;
Mein Herz ist kühler worden,
Als ich es je geglaubt! —

Viel tausend Lichtlein glühen
Am grünen Tannenbaum,
Durch meine Seele flüchtet
Einsam ein Christnachtstraum.

* Die Patricier in Lübeck.

Culturgeschichtliche Skizze von Heinrich Asmus.

(Schluß.)

Ein solches Gebahren mußte Zweifel und Mißtrauen gegen die Obrigkeit erregen und konnte selbst dadurch nicht gehoben werden, als sich der Rath genöthigt sah, die lutherische Rede freizugeben (1529), denn es lag nur zu deutlich auf flacher Hand, daß dies nie geschehen wäre, wenn die Patricier vom Kaiser Beistand erhalten hätten. Da dies aber nicht der Fall gewesen, verließen die beiden Bürgermeister Nicolaus Brömbse und Hermann Plönnies am Osterabend 1531 heimlich die Stadt. Diese Flucht bahnte der Volksregierung den Weg in das Rathscollegium, an dessen Spitze der bekannte Wullenweffer trat, den zwei Jahre später schon die Bürgermeisterwürde schmückte. Es ward ihm nicht schwer, Widerwillen gegen alle Patricier zu erregen und sie aus dem Rathe zu schaffen. Aber nur auf kurze Zeit. Brömbse war nach Brüssel zum Kaiser gezogen und verstand es hier so gut zu wirken, daß der Kaiser am 7. Juni 1535 ein Executionsmandat erließ, in welchem befohlen wurde, innerhalb 6 Wochen und 3 Tagen das ganze Stadtregiment wieder in den vorigen Stand zu setzen. Wullenweffers kühne Entwürfe, die nordischen Reiche der Stadt Lübeck unterwürfig zu machen, waren mißlungen, das Glück hatte ihm schon vor mehren Wochen den Rücken gekehrt und nun verließ ihn auch die Bürgerschaft. Der Dictator war, als das erwähnte kaiserliche Mandat in Lübeck angekommen, auf einer diplomatischen Sendung nach Mecklenburg begriffen, als er zurückkehrte, fand er seinen unvermeidlichen Sturz vorbereitet. Hier galt keine Rechtfertigung, das fühlte er wohl, aber dennoch stand er unerschüttert wie der Fels, an dem die Woge ungestüm brandend sich bricht, in der tosenden Rathsversammlung, hielt eine kurze Ansprache und legte die Bürgermeisterwürde nieder. Mit ihm dankten alle neuen Rathsherren freiwillig ab und schon im August desselben Jahres kehrte Brömbse, von allem genau unterrichtet, als Sieger zurück, obgleich er nie eine Waffe geführt, nach der ein redlicher Kämpe greift. Aber er stand wieder an der Spitze des Raths und war wieder die Seele von Allem, was in Lübeck geschah.

Mit ihm kehrten auch die ausgewanderten Patricier zurück — ihre Macht war auf's Neue befestigt. Aber ihre Verbindungen, die vor der Reformation bestanden hatten, konnten nicht sogleich wieder ins Leben treten, denn nicht nur war ihr Compagniehaus, sondern auch das Fundament zerstört, auf dem einst ihre Verbindungen erbaut waren; die Olausburg war verfallen und das Silbergeschirr der Gesellschaft geraubt. Ueberdies müssen die früheren Abendgelage der Patricier dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprochen haben, wenigstens wird schon in den letzten Jahren vor der Reformation in den Büchern der Zirkelgesellschaft Klage darüber geführt, daß diese Zusammenkünfte so wenig besucht würden. Wenn nun auch die patricischen Innungen in den ersten 50 Jahren nach der Einführung des Lutherthums kein Zeichen ihres Lebens von sich gaben, so können wir sie doch nicht als gänzlich erloschen ansehen, obgleich keine Brüder in dieselbe gewählt wurden. Jedoch förmlich verbanden sich die adeligen Geschlechter zu Lübeck erst dann wieder, als sie die Abnahme ihrer Kräfte fühlten, um den letzten Kampf mit dem Schicksal und dem Zeitgeiste zu streiten.

Die Erinnerung, welche vielen Patriciern sich aufdrängen mußte, an das was einst die adlichen Familien in Lübeck galten, als es noch eine Zirkelbrüderschaft gab, trug wohl das Meiste dazu bei, ihnen die Wiederherstellung ihres Ordens wünschenswerth erscheinen zu lassen. So constituirte sich die Zirkelgesellschaft auf's Neue im Jahre 1580, indem 11 Patricier zusammentraten und das Compagniehaus wieder in baulichen Stand setzten. Das erste Fastnachtsgelag wurde aber erst 1584 gehalten und 1585 (am 25. Jan.) wurden zuerst neue Brüder gewählt; ein Jahr später die Statuten der Gesellschaft revidirt. Man wagte noch einmal den Kampf und umgab sich mit Luxus und Pracht, um das immer mehr verschwindende Ansehen zu verbessern, ohne jedoch den dazu bedingten Reichthum zu besitzen. Die größte Prachtliebe beherrschte die lübischen Patricier und Patricierinnen unstreitig im 13. und 14. Jahrhundert. Die Frauen trugen golddurchwirkte Röcke, mit Perlen besetzte Kragen, Mäntel von Seide oder Tuch, verbrämt mit dem kostbaren Pelze und mit goldenen Knöpfen besetzt; das Haar umfaßten goldene Schnüre, Hals und Brust bedeckten goldene Ketten und Perlenreihen; am vergoldeten, mit Perlen geschmückten Gürtel hing die Tasche, die Messerscheide aus gleichen Stoffen; ein korallenes Paternoster, mit Edelsteinen überreich verziert, durfte aber so wenig fehlen als goldene Fingerringe, Spangen und Armenbänder. Auch achtete man der stärksten Sommerhitze nicht, wenn die Mode gebieterisch über jene Mäntel noch eine kostbare Summarie mit langer Schleppe legte, oder den Kopf in ein beperltes Hauptpflege zwang. — Weniger geschmückt erschienen die Männer. Nur an Ehrentagen sah man sie mit seidenen geperlten Hemden, atlassenen Kleidern einhergehen; aber der goldenen Ketten, gefederten Barette mit kostbarer Agraffe, der weiten mit Zobel verbrämten Mäntel, der feinen Spitzenkragen wollten auch sie nicht entrathen. Bei feierlichen Anlässen, bei Hochzeiten, bei Geburts- und Todesfällen eines pratricischen Familiengliedes war des Schmausens kein Ende; man brach, wie man zu sagen pflegt, jede Gelegenheit vom Zaune, um der Neigung zu Wein, guten Speisen und lustigem Tanz zu Hülfe zu kommen. Im 15. Jahrhundert suchten sich die Patricier und ihre Familien durch besondere Kleidung und Kopfputz auszuzeichnen, wie wir bereits wissen. Zur höchsten Klasse gehörte damals Derjenige, welcher mit seiner Frau 4000 Mark Lüb. eigenen Guts besaß. Seine Frau durfte mehr als den zehnten Theil dieses Vermögens allein in Geschmeide an ihren Kleidern tragen, wenn sie zu dem mit Perlen und Geschmeide bevorrechteten Stande überhaupt gehörte; den zwanzigsten Theil, wenn sie „foderde Hoyken“ (gefütterte Mäntel) trug. Die niedrigste Klasse bildeten die Dienstmädchen, und dennoch durfte man ihnen, wenn sie einen „guten Leumund“ hatten, den mit Goldarbeit besetzten Gürtel nicht nehmen.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurden alle Verzierungen an dem so schon kostbaren, scharlachnen Hoyken mit Gold, Silber und Edelsteinen verboten und ebenfalls untersagte man das Tragen des „Düsink“ (eines vergoldeten Gürtels mit silbernen Buckeln und Schnallen). Auch stellte man 7 Vermögensklassen auf, einer jeden die Kleider vorschreibend. Oeffnen wir einmal den Kleiderschrank einer Dame der ersten Klasse (die mit ihrem Manne 6—7000 Mark Lüb. eigenen Vermögens besitzt). Zunächst finden wir fünf Hoiken, zwei für den täglichen Bedarf, zwei andere, mit „grawen Ruppen“ und den fünften mit Hermelin gefüttert, dessen Spitzenkragen mit Perlen geschmückt ist. Von den Röcken sind zwei mit Geschmeide und einer ist mit Perlen besetzt. Kragen und Unterkragen sind gleichfalls mit Perlen und Geschmeide verziert. Die Ringe sind kaum zu zählen und das „Bisting“ (Paternoster) strotzt von Perlen und Goldarbeit, durch den scharlachnen Rock aber mit dem scharlachnen, gestickten Leibchen, blickt das charakteristische schneeweiße Unterkleid. Und nun erst die mit Perlen übersäeten Kleider und das Schmuckkästchen mit

den vielen Ketten, Halsbändern, Armspangen, Schnallen, Gürteln, goldenen Haken, Haarnadeln! Allein mit den goldenen Ketten konnte die Dame ihre ganze Hausthür sperren.

Dagegen finden wir in der Ausstattung des Hausrathes einige Derbheit. Metallene Lampen und Trinkgeschirre entsprachen an Umfang und Schwere den Sitten der damaligen Zeit und die hölzernen Mobilien standen in beider Hinsicht nicht nach. Der Leinschrank war trefflich bestellt und das Bett behandelte man mit besonderer Vorliebe. Die Gardinen, „Fensterlaken“ genannt, scheinen älter als die Servietten zu sein. Auf Wagen verwandte man anfangs gar nichts; plumpes Aeußere, Mangel an Federn konnten sie wenig empfehlen. Wohl aber schmückte man die Reitpferde mit kostbaren Decken, silbernen Schnallen und am Sattel selbst mit Edelsteinen. Zu Ende des 17. Jahrhunderts jedoch erscheinen auch vergoldete Kutschen und Schlitten.

Im 15. Jahrhundert geschahen die Verlobungen der Patricier öffentlich in der Catharinenkirche; von da ging es mißbräuchlich in den Rathsweinkeller. Zu Hause wieder angekommen, überreichte der Bräutigam der Braut, in feierlicher Begleitung von zwölf Verwandten, das erste Pfand seiner Liebe, ein Paternoster, wofür ihm der Brautkuß durch Wein und „Krude“ (ein gewürziges Getränk) versüßt wurde. Dann hing sich das Mädchen an des Geliebten Arm, um durch feierlichen Umzug mit zahlreicher Begleitung die Glückwünsche der Verwandten zu ernten. So verstrich dieser Tag schnell und munter, aber langweilig verging ein volles Jahr bis zur Hochzeit. Gasterei und Tanz waren verboten. Einsam nähete die Braut mit vier Freundinnen an ihrer Aussteuer, allen Umgang mit Jungfrauen meidend; nur das gemeinsame Bad, das „maien varen“ und der abendliche Besuch des Bräutigams verkürzten die träge Zeit. Am Vorabend der Hochzeit begab sich der junge Mann um drei Uhr mit einigen Verwandten und den „Schaffern“ zur Weinprobe in den Rathskeller, von welcher „erliken Wonheit“ das Gesetz erst um sechs Uhr zurückrief. Vielleicht aus Schonung gegen die erlangte tiefe Weinkenntniß wurde der Bräutigam den Abend über nicht mehr in Anspruch genommen. — Schaffer und Gesinde bereiteten das Brautbett, ein Amtsmeister goß aus 4 Pfund Wachs Lichter für die Brautkammer; Spielleute, Köche wurden bestellt, „Heidesche“ Kuchen gebacken ꝛc. Der Hochzeitsmorgen begann mit einer feierlichen Brautmesse. Darauf versammelten sich um 28 zinnerne Schüsseln 56 Gäste, um 4 Gerichte mit Rheinwein und gutem Bier hinabzuspülen. Nach aufgehobener Tafel hielt man einen feierlichen Umzug bei den Verwandten, worauf nach ergangener Aufforderung einer Schafferin der Bräutigam, mit einem feinen Hemde und einer Badekappe von der Braut beschenkt, mit vier Brautlichtern an der Spitze, den feierlichen Einzug in die Hochzeitskammer antritt. Hier verlassen ihn die Gäste. Bei seiner Wiederkehr überreicht ihm ein Freund allegorisch einen lebendigen Hahn, um dessen todten und wohlzubereiteten Bruder ein kleiner Kreis von Verwandten mit den Eheleuten und ihrem Gesinde zum Abendessen sich niederläßt. Am kommenden Morgen dürfen nur 4 Frauen der Braut, 4 Männer dem Bräutigam ihre Theilnahme äußern, bis eine zahlreichere Gesellschaft im Dom mit dem jungen Paare ihren Dank zum Himmel schickt. Nun folgen von Neuem Vormittagsbesuche bei Verwandten und eine großartige Schmauserei, bis endlich am späten Abend der junge Ehemann der Häuslichkeit geschenkt wird, die während des folgenden Jahres durch keine Gasterei, durch keinen Tanz unterbrochen werden darf.

Anders gestaltete sich die Hochzeitsfeier eines Patriciers im 17. Jahrhundert. Dem öffentlichen Verlöbniß in der Catharinenkirche folgte Abends ein kleines Gastmahl, woran keine Jungfrauen Theil nehmen durften. Innerhalb eines halben Jahres ward nach zweimaliger Aufkündigung die Hochzeit angeordnet, wozu der Schaffer am Freitag vorher 120 Gäste einlud. An dem darauf folgenden Montag begab sich die geschmückte Braut in Begleitung der Verwandten, Morgens 10 Uhr in das Hochzeitshaus. Eine Stunde später öffnete sich die Thür des gegenüberliegenden Hauses und hervorschritt, den silbernen Tactirstab und die Schilde in der Hand, der „Speelgrefe“ (Musikdirector), gefolgt von seiner Musikantenschaar und dem Bräutigam. Nach der Trauung setzte man sich um 12 Uhr zu dem abenteuerlich verzierten Kuchen und den vier Gerichten nieder; um 2 Uhr ward dem Herrn gedankt und dann begannen drei Tänze, die aber nur von 10 Paaren nach Aufruf der Schafferin ausgeführt wurden; der „Jungferntanz“ beschloß sie. Darauf ward Stille geboten. Die Männer sammelten sich um das Brautpaar, begleiteten es in die Kammer, und der junge Ehemann, mit Hemd und Taschentüchern beschenkt, ergreift den Bettpfosten, um sich die Braut ceremoniös übergeben zu lassen. Damit hatte der Ernst ein Ende und fröhlicher Tanz behauptete sein Recht, bis um 8 Uhr ein Hammerschlag den Tisch trifft und alle nach Hause gehen.

So befahl es das Gesetz; factisch möchte aber wohl die 1582 verstattete mehrtägige Hochzeitfeier noch stattgefunden haben, bei welcher am Sonntage um 6 Uhr nach der Trauung ein Abendschmaus von 160 Personen der Beilegung in's Bett (um 10 Uhr) voraufging; am Montag 10 Uhr Morgens die Gäste in der Kirche sich sammelten, dann nach einem neuen Schmause um 2 Uhr das Ehepaar in die Marienkirche führten, dort entlassen wurden, um präcise 6 Uhr wieder zur Stelle zu sein und bis 9 Uhr vernichtend auf die Speisekammer des Hauses einzuwirken.

Welche Sitten damals noch herrschten, welche Richtung die Gespräche und Witze der Gäste nahmen, zeigen zwei Verordnungen, welche man selbst den vornehmsten Klassen zu injungiren für nöthig erachtete. Strenge nämlich sollten die Männer von den Frauen, die Verheiratheten von den Unverheiratheten gesondert werden und besondere Tische einnehmen, und „bei währendem Tantzen sollen die Männer und Gesellen im Tantzen, auch andern Conversationen, mit Frauen und Jungfrauen sich züchtiglich und fein ehrbarlich verhalten und soll das leichtfertig Auff- und Umbwerfen, wie auch das unehrbare Niedersitzen bei Geldstrafe verboten seyn.“

Ueber die damalige Instrumentalmusik ist noch zu bemerken, daß die Hauptstärke des Orchesters in 12 Rathsmusikanten lag, die sich in das „große“ und das „kleine“ Spiel theilten. Das große Spiel suchte die Violine, die Bratsche, den Baß mit der Trompete, der Laute, den Orgeln und der Trommel und Pfeife zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden; beim kleinen Spiel sonderten sich die Lautenmeister oder die Trommelschläger ab, um die zarten Melodien der Querflöte durch ihr klingendes und polterndes Accompagnement zu heben. Die Bestimmung des großen Spiels war außer der Begleitung größerer Fest- und Kirchengesänge das Musiciren oder nach einem technischen Ausdruck, das „Hofiren“ vor fremden Herrschaften und bei der Hochzeittafel vornehmer Bürger. Man wählte dazu Tänze, Märsche, Lieder, auch geistliche, auf Instrumenten vorgetragene Gesänge; um jedoch den Zweck der Tafelmusik, die Erheiterung der Gäste, besser als bisher zu erreichen, mußte 1578 geboten werden: Das große Spiel soll wöchentlich ein oder zwei Mal zusammen kommen, sich auf den Instrumenten üben und die Stimmen oder Noten mitbringen, damit die Musici nicht immer bei einerlei Weise bleiben und stets dasselbe spielen, sondern Abwechselung gewähren. Dieselbe Absicht mochte wohl einer andern Bestimmung zu Grunde

liegen, die das große Spiel verpflichtete, an jedem Sonn- und Festtage- und an zwei Wochentagen vom Rathhause herab zwei bis vier Motetten oder geistliche einem biblischen Texte angepaßte Gesangstücke zu spielen. Es ward dadurch zugleich dem Volke möglich gemacht, Geschmack an besserer Musik zu gewinnen, wozu es ihm sonst an jeder Gelegenheit fehlte. Dennoch blieb dem Volke damals wie heute die Hauptsache der Tanz. Diesen aber leitete die gellende Querpfeife, welcher bei den ersten Ständen Geige und Baß, bei den folgenden die Laute, bei den Aemtern die Trommel sich anschlossen. — —

Wir eilen zum Schlusse. Welche Mühe die Zirkelbrüder sich gegeben, ihre Stellung im Rathsstuhl ausschließlich auch ferner zu behaupten, wissen wir. Daß ihnen dies aber nicht gelungen, soll der Leser sogleich erfahren. Es hatten sich nach und nach noch zwei andere patricische Innungen gebildet: die Greveraden- und die Kaufleute-Compagnie, welche bald mit der Zirkelgesellschaft wetteiferten, jedoch weniger in socialer als in staatlicher Hinsicht, und nicht ohne Erfolg. Vom Jahre 1617 bis 1659 waren 51 Rathsherren gewählt, in der Regel Söhne, Enkel oder Brüder verstorbener Rathsmitglieder, häufig mit noch lebenden Schwiegervätern, Schwägern und Vettern zugleich die obrigkeitliche Würde bekleidend. Von diesen 51 Rathsmitgliedern gehörten 10 der Zirkelgesellschaft und 28 der Kaufleute-Compagnie an. Es stand also der Rath als ein wirklich von der übrigen Bürgerschaft gänzlich getrennter Körper da und hatte aufgehört das zu sein, was er nach der Ordnung Heinrich des Löwen sein sollte. Er war nicht mehr Verwalter der Republik, sondern wirklich Herr der Stadt; eine Pfründe für wenige Familien, deren Söhne schon in der Wiege die Hoffnung hatten, einst das Scepter zu führen; eine Corporation, worin nur eine Stimme herrschte, da die Glieder alle durch unzählige Fäden der Verwandtschaft an einander gekettet waren — mit einem Wort, der Rath war eine gesetzgebende und vollziehende Gewalt in einer Person, deren Beschlüsse gewöhnlich ganz anders ausfielen, als es das Beste der Bürgerschaft erheischte.

Gegen einen solchen Rath mußte die Bürgerschaft Opposition machen, wenn ihr das Wohl des Staates etwas galt; aber sie hatte jetzt kein Recht, zur Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten gezogen zu werden. Verlangte einmal der Rath ihr Gutachten über einzelne Gegenstände, so war dies ein bloßes Zugeständniß, und gewöhnlich that er dies nur dann, wenn er von den Bürgern ein Opfer begehrte. Jedoch fand sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Gelegenheit offensiv aufzutreten. Die Ereignisse und auch der 30jährige Krieg hatten große Geldausgaben nöthig gemacht, so daß eine ungeheure Schuldenlast die Stadt drückte, wofür der Rath keine Abhülfe mehr wußte. Er theilte dies officiell der Bürgerschaft mit und nun hatte diese eine Gelegenheit ihre Beschwerden auszudrücken. Die Bürger verlangten Antheil an der Finanzverwaltung und der Rath gab ohne ernsten Kampf dies zu. Durch dieses schnelle Nachgeben ermuthigt, verlangte die Bürgerschaft: 1) der Schwieger-Rath müsse abgeschafft werden; 2) alle handeltreibenden Zünfte müßten bei der Rathswahl berücksichtigt werden; 3) die Bürgerschaft müsse, wenigstens bei der Wahl der kaufmännischen Senatoren, das Präsentationsrecht einer zu bestimmenden Anzahl von Adspiranten haben.

Man ersieht, die Bürgerschaft spannte den Bogen ziemlich straff. Derartige Forderungen konnten weder den Rath zur weiteren Nachgiebigkeit veranlassen, noch bei dem Kaiser einen günstigen Eindruck hervorrufen. Dieser erklärte sich auch höchst unzufrieden über die Forderungen der Bürgerschaft — und dennoch stellte sich die im Juli 1668 in Lübeck eingetroffene Kaiserl. Commission auf Seite der Bürgerschaft, wenn sie auch viele Forderungen derselben zurückwies. Das Resultat der Berathungen war endlich der Receß von 1669, nach welchem die Wahl der Rathsherren bei dem Rathe allein verblieb, jedoch durch derartige Bestimmungen beschränkt wurde, daß von einem Uebergewicht der Patricier im Rathscollegium nicht ferner die Rede sein konnte. Es wurde ausdrücklich festgesetzt, daß unter den 16 Herren des Rathes nur 3 der Zirkelgesellschaft und 3 der Kaufleute-Compagnie angehören und unter ihnen kein Vater und Sohn, keine zween Brüder, keine Schwester- und Brüderkinder, auch kein Schwiegervater und Schwiegersohn, imgleichen keine zwei Schwester-Männer conjunctim im Rathe sein oder gewählt werden sollten. Nach der Ordnung dieses Recesses ward am 19. Januar 1669 zum ersten Male gewählt: die Wahl fiel auf einen Gelehrten und vier Kaufleute, und rief bei der Bürgerschaft einen ungemein lauten Jubel hervor. Aber die Zirkel- und Kaufleute-Compagnie protestirten gegen die Wahl eben so laut und erklärten unverhohlen, daß es ihnen nie einfallen würde, zu Verräthern an ihren seit Jahrhunderten bestehenden Rechten zu werden. Sie wandten sich demnächst mit ihren Beschwerden an den Rath, und weigerten sich hartnäckig, den Receß zu unterschreiben. Der Rath aber hatte ihn unterschrieben und so wurde das Gesuch abgeschlagen. Jetzt blieb ihnen nur noch der Weg offen, sich mit ihrer Beschwerde an den Kaiser zu wenden — der Versuch fiel entsprechend aus. Was den Kaiser bewog, sich auf die Seite der Lübischen Patricier zu stellen, wird wohl für immer dunkel bleiben. Genug, es erschien ein Rescript des Kaisers, das alles was im Receß in Bezug auf die Rathswahl zum Nachtheil der Patricier festgesetzt war, wieder umstieß.

Jetzt in ihren vornehmsten Rechten gesichert, trugen die Zirkel- und Kaufleute-Compagnie kein Bedenken den Receß zu unterschreiben, und bald konnte einer Bürgermeisterin wieder die Grabschrift gesetzt werden: einem Bürgermeister war ich Tochter, Gattin und Mutter*). Aber dennoch gelang es den Patriciern nie wieder, den Gipfel der Macht und des Ansehens zu erklimmen, auf dem sie einst gestanden. Durch die späteren Rathswahlen bildete sich eine kräftige Opposition gegen die Patricier und immer lauter sprach der allgemeine Zeitgeist gegen alle Privilegien und Vorrechte. So unterlag auch das lübische Patriciat dem Zeitgeist und den Ereignissen der Zeit. Der letzte lübische Patricier, Bürgermeister Christian Niclaus von Evers, starb 1861.

* Karl Rahl.

Diesem Künstler widmet die Wiener Presse folgenden Nachruf: Als vor einiger Zeit verlautete, Rahl sei schwer, sei gefährlich erkrankt, — wer fürchtete damals ernstlich für dieses aus heroischem Stoff geformte Leben? Haben doch wir Alle, die wir das dunkle Verhängniß manchen bangen Tag hindurch über dem theuren Haupte schweben sahen, selbst in der letzten Stunde noch an den Sieg seiner gewaltigen Naturkraft geglaubt! Und nun ist er doch dahin, er, der das Leben so liebte und mit so reichen Gaben dafür gesegnet war! Uns aber, seinen Freun-

*) Nach den „Lüb. Bl.“ wurde der Wittwe des 1707 verstorbenen Bürgermeisters Anton Winkler die Grabschrift gesetzt:
Consule nata, thoro gaudebam Consulis, atque
Consulis (o quam sors prospera!) mater eram.

den, bleibt außer dem Schmerz über sein allzufrühes Ende nun auch noch die traurige Pflicht, vor aller Welt die Größe dieses Verlustes darzulegen.

Nicht in erster Linie seine künstlerische Größe. Diese falle dem Urtheile der Zeit anheim, der er das nie alternde „Ebenbild seines Wesens", seine Werke, hinterlassen. Mein Zeugniß gilt vor allem der Persönlichkeit. Diese lebt, wie uns die Kunstgeschichte nur zu deutlich lehrt, leider nicht mit ihren Werken fort; und wo sich vollends, wie bei Rahl, weder Fürstengunst noch Tagesbeliebtheit je sonderlich darum bemüht haben, diese Persönlichkeit aus dem Dunkel des einsamen Schaffens hervorzuziehen, wo jeder Erfolg zu erkämpfen, jede Anerkennung abzuringen war, da muß der Umriß, den wir zeichnen, mit um so schärferem Griffel geführt und jeder Zug seines Wesens, von dem wir Kenntniß haben, treu und fest wiedergegeben sein.

Erwägt man die Kürze dieser Lebensbahn — Rahl war am 13. August 1812 geboren, und starb am 9. d. M., demnach kaum 53 Jahre alt — und vergleicht man damit nur die Zahl seiner hinterlassenen Werke, von denen die Staffelei-Bilder allein in runder Zahl 600 betragen, so muß vor allem die riesige Productionskraft seiner Natur in Staunen setzen. Nicht minder groß war seine receptive Fähigkeit. Sehr unähnlich jenen beschränkten Geistern, die jahraus jahrein dasselbe kleine Pachtgut ihres Faches bestellen, betrachtete er vielmehr außer seiner Kunst auch das ganze große Reich des Wissens als sein Eigenthum. Mit den Dichtern des Alterthums, mit Homer und Hesiod, Aeschylos und Sophokles, war er aufgewachsen; wie oft hat er uns, die wir uns doch unseres guten classischen Schulsacks rühmen, durch die lebendige Kenntniß der Alten beschämt! Aber auch für ihn war die hellenische Welt, wie Jean Paul so schön sagt, nur die Vorhalle, durch die er in den Tempel der ganzen Menschheit hellen und offenen Blickes hineingeschritten. So nahe wie ihm das Alte lag, ein so warmes Herz brachte er dem Neuen entgegen. Er studirte mit unablässigem Eifer die Geschichte der modernen Zeit, freilich am liebsten in Werken von so strenger Selbstkritik und schonungslosem Realismus, wie Schlosser und Buckle, aber völlig frei von jenem elenden Pessimismus, für den die gute alte Zeit immer gerade mit den Herren Großeltern zu Ende gegangen ist. Er sah in der Erkenntniß die Quelle alles Guten in der Welt; „was ich weiß, das kann ich auch machen," pflegte er zu sagen, und übertrug diese Anschauung mit Vorliebe von dem künstlerischen auf das ethische Gebiet. Er folgte deßhalb mit besonderer Begeisterung den Fortschritten der Naturwissenschaften, weil er sich von ihnen für die Befreiung des Menschengeschlechts von Irrthum und Schlechtigkeit das Entscheidendste versprach. Sein politisches Bewußtsein ging nicht in irgend welchem Parteigefühl, sondern wieder auf echt hellenische Weise in der Liebe zur vollen freien menschlichen Persönlichkeit auf. Das Werk John Stuart Mill's: „Von der Freiheit", das diesen Gedanken durchführt, war ihm daher noch in den letzten Monaten ein wahres Labsal. Er las es zweimal nach einander von Anfang bis zu Ende durch, wie er denn überhaupt zu den immer seltener werdenden Menschen gehörte, die nicht nur Bücher kaufen, sondern auch lesen.

Wenn uns in dieser Unerschöpflichkeit und Universalität von Rahl's Natur jenes faustische Wesen entgegentritt, welches die vornehmsten Geister der modernen Welt kennzeichnet und vom Dichter so wunderbar durch jenes ewig hinausgeschobene: „Verweile doch" symbolisirt worden ist, so haben wir damit nun aber erst die eine, und ich glaube, minder charakteristische Seite seiner Eigenthümlichkeit kennen gelernt. Die Hauptsache war, daß er die Mannichfaltigkeit seiner Begabung und seines Strebens, wie flüssiges Erz in fester Form, zu einer geschlossenen, unveränderlichen Persönlichkeit zusammenzufassen wußte. „Der Mensch", bemerkt Goethe in seiner Schrift über Winckelmann, „vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das Letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neueren vom Schicksal angewiesen. Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern." — Den Drang nach diesem harmonischen Behagen, die stete Beziehung aller Dinge auf das eigene Selbst, auf die streng vorgezeichnete Bahn des persönlichen Lebens und Schaffens, nennt Goethe hier „antik". So war denn auch Rahl im Grunde seines Wesens eine antik angelegte Natur. Winckelmann, Carstens, Thorwaldsen, Klenze, Koch, Genelli sind seine nächsten Geistesverwandten. Und vor Allen dem Erst- und Letztgenannten ähnlich, hat er, wie Goethe von Winckelmann sagt, schon darin sein „ungeheures Probestück abgelegt, daß er durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte".

Wer den Mann so, wie ich meine, in seinem Kern erfaßt, wird für alles Weitere, was den Menschen wie den Künstler kennzeichnete, leicht den Schlüssel finden.

Es ist wahr: er hatte Fehler, die man schwer verzeiht. Ihm fehlte zunächst jene gewisse Gemüthlichkeit, in der man einen klimatischen Charakterzug seiner Vaterstadt finden will, die ich aber, offen gesagt, auch an einer andern bedeutenden Künstlernatur, an Moriz v. Schwind, welchen Wien bekanntlich wie Rahl den Seinen nennen darf, niemals habe entdecken können. Beide sind viel eher schroff zu nennen, und es mag oft genug Funken abgegeben haben, wenn sie, wie Stahl und Stein, an einander stießen. Aber wer deßhalb dem Hingeschiedenen auch nur den leisesten Vorwurf der Inhumanität machen wollte, würde ihm schweres Unrecht anthun. Ihm wohnte vielmehr jene rechte Herzensfreundlichkeit inne, welche gerade für den gewöhnlichen Verkehr des Lebens die urbansten Formen wählt, aber um so energischer auch das erlogene Lächeln verabscheut, hinter dessen Maske sich bei so vielen unserer „liebenswürdigen" Leute Bosheit und Gleichgültigkeit zu verbergen pflegen. — Man hat es ihm schwer angerechnet, daß er der schöneren Hälfte unseres Geschlechts nicht in der zarten und geistigen Weise zugethan war, wie das christlich-germanische Gefühl es fordert. Auch in diesem wichtigen Punkte war er den Alten verwandt. Aber ich wüßte davon zu erzählen, wie gerade die stärksten und edelsten Frauencharaktere sich von dieser spröden, herrischen Männlichkeit angezogen fühlten. Und jedermann, der ihn in seinem Verkehr mit Frauen beobachtet hat, wird es bezeugen, wie ritterlich und mit welcher natürlichen Grazie er ihnen zu begegnen wußte. Diese Seite seiner Natur ist denn auch von der höchsten Wichtigkeit bei der Beurtheilung seiner Kunst. Man hat dieselbe vorherrschend sinnlich genannt, insofern mit Recht, als ihm die Darstellung der schönen Menschennatur in der unverkürzten blühenden Vollkraft ihres Wesens als das Höchste galt. Aber man sollte dabei nur nie vergessen, daß gerade diese seine Kunstanschauung, indem sie das Leibliche

in seine göttlichen Rechte einsetzte, vor jeder falschen Sinnlichkeit, vor jenem Versteckenspielen mit der Wollust, das zu einer gewissen Art von Spiritualismus sich so gern gesellt, gründlich bewahrt geblieben ist. Mag man daher seiner Formanschauung und Behandlung den Mangel der sogenannten Eleganz und ein gewisses Uebermaß von Kraft zum Vorwurf machen: so hat er andererseits in dieser seiner Fülle sich das reine Gefühl für die unverfälschte Natur bewahrt, und niemals, auch nicht in der leisesten Wendung, die Kunst zur Sklavin des Sinnenkitzels herabgewürdigt. Im geraden Gegensatze gegen den falschen Idealismus, in dessen verbuhlter Phantasie sich selbst Eleonorens Musenhof in ein Bordell verwandelt, und der uns die Götter Griechenlands, wie einst Kleomenes in seiner Medicäerin, zu ganz allerliebsten Hetären und wohlfrisirten „schönen Männern“ degradirt, ging Rahl's Weise vielmehr auf die Erhöhung, ja Vergöttlichung des Gemeinen aus. „Ein gefallenes Weib suche ich so darzustellen, daß man die Gottheit noch in ihr erkennt“, sagte er einmal, „heutzutage aber will man, daß die Göttinnen wie Loretten aussehen, und Helena und Penelope wie Kellnerinnen.“

Mit dieser Auffassung der Kunst hing es zusammen, daß Rahl von manchen Gattungen der modernen Malerei, namentlich von dem, was man heute Genre nennt, eine nicht eben hohe Meinung hegte. Für ihn, der alle Verhältnisse mit großem Sinn anzuschauen gewohnt war, und der selbst in dem Gewöhnlichsten das Unvergängliche aufzusuchen liebte, für ihn hatte das Haften am Zufälligen und Kleinen, wie es das Genre verlangt, etwas Fremdes und Widersprechendes. Er war jedoch weit entfernt, seine Grundanschauung von der Kunst den einzelnen Künstler und sein Werk entgelten zu lassen. Ueber kein anderes Kunstwerk habe ich ihn mit mehr Wärme und feiner eingehend sprechen hören, als über den unlängst hier ausgestellten „Taschenspieler“ des von ihm so durchaus verschiedenen Ludwig Knaus, wie er denn überhaupt die siegreiche Kraft seiner Beredtsamkeit mit besonderer Vorliebe an die Ermittelung des Guten, Tüchtigen und Edlen, wie entlegen ihm sonst auch dessen Sphäre war, zu setzen pflegte. Nun die kleinliche Behandlung des Großen, vornehmlich die sogenannte genremäßige Darstellung historischer Dinge, war ihm gründlich zuwider. Die Zersplitterung der Menschengeschichte in Bataillen-Scenen und Staats-Actionen, in Familien-Ereignisse und Local-Schilderungen war in seinen Augen eine Fälschung der Wahrheit und eine Entwürdigung der Kunst, von der überhaupt nur das Große und Erhebende, dieses aber nach der Art des Thucydides, als ein Besitzthum für die Ewigkeit darzustellen sei.

So hat Rahl uns denn auch in einigen seiner großen Compositionen Muster echter Historienmalerei geschaffen, wie sie keinem deutschen Meister jemals herrlicher gelungen sind. Sein Fries für die Universität in Athen, in dem er zwischen Prometheus und Paulus, diesen beiden Repräsentanten der leidenden und der befreiten Menschheit, den ganzen Lebenskreis des hellenischen Volkes in seinen Helden und Staatsmännern, Künstlern und Denkern vor uns entrollt; seine Entwürfe für das hiesige Arsenal, in denen sich ihm die Geschichte des Krieges zu einem Heldengedichte der Vaterlandsliebe und der für Freiheit, Cultur und Recht streitenden Menschheit erweitert; endlich sein letztes, leider ebenfalls unausgeführt gebliebenes Werk, die Cimbernschlacht, worin er uns den ewig sich erneuernden Kampf zwischen Bildung und Barbarei, die Ueberlegenheit eines weltgeschichtlichen Volkes über die zum Untergange bestimmte rohe Naturgewalt, mit den blutigen Zügen der Tragödie vorführt: schon diese drei Werke allein berechtigen uns, ihn den Ersten seiner Gattung beizugesellen.

Es ist wunderbar zu hören, wie früh sich in Rahl auch die specifische Ader seiner Künstlernatur für das Colorit, sein eminent malerischer Sinn, wodurch er ganz besonders allen deutschen Historienmalern der neuen Zeit überlegen war, zur Geltung brachte. In seinem neunzehnten Jahre, so erzählte er uns noch wenige Wochen vor seinem Tode, traf er einmal mit Eberhard Wächter, dem großen Schüler des Carstens, zusammen, und dieser, obwohl schon hochbetagt, äußerte bald seine ganze Bewunderung für das junge Talent auf eine merkwürdige Weise. Er kam Abends in sein Atelier und bat Rahl vor dem Weggehen um seine Palette, um sie zu putzen. Rahl gab sie ihm, arglos und erfreut, von der lästigen Arbeit befreit zu sein. Aber als Wächter dasselbe Verlangen mehrmals wiederholte, fragte Rahl ihn denn doch, was das zu bedeuten habe, und weigerte sich, ihm zu Willen zu sein. „Geben Sie das Ding nur her“, fiel ihm Wächter halb ärgerlich in's Wort, „wer mit neunzehn Jahren schon so malen gelernt hat, wie Eberhard Wächter sein ganzes Leben nicht, dem darf man schon die Palette putzen.“

Armer Rahl, du hast es reichlich büßen müssen, in deiner Jugend schon von den Besten deiner Zeit in so rührender Weise hochgehalten worden zu sein! Sie schalten deine Größe Einseitigkeit, deine Gesinnung Uebermuth, und hatten selbst für den Schmelz deiner Palette keine Augen. Und so mischt sich unwillkürlich, aber auch unverhehlt, in unsern Schmerz um dich noch ein Tropfen der Bitterkeit, die dir das Leben vergällte. Luß es uns, dieses Leben! Du hast dir dafür nun dein Anrecht eingetauscht, das höchste Recht der Kunst: nicht sterblich zu sein.

C. v. Lützow.



Literatur und Kunst.

* Das Juliheft von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften“ wird durch eine Dorfgeschichte von Adolf Glaser „Die Pflegemutter“ eröffnet, deren einfache durch den Stoff gebotene Darstellung höchst ansprechend wirkt. Julius Große bringt in demselben Hefte seine Erzählung „Eine alte Liebe“ zu würdigem Abschlusse. George Hiltl giebt eine interessante Enthüllung über „Die Geheimschrift des Herrn von Bartholdi.“ Karl Ruß schildert den „Moschus“. H. Birnbaum die „Nordamerikanische Wandertante.“ Otto Gumprecht entwirft eine geistvolle und treffende musikalische Lebens- und Charakterskizze Meyerbeers. F. Adler liefert einen werthvollen kunsthistorischen Aufsatz über „Das Reiterbild des großen Kurfürsten zu Berlin,“ und H. Schellen endlich behandelt sehr eingehend und sachgemäß den „Wasserdampf, die Kesselexplosionen und die Mittel zur Verhütung derselben.“ Außerdem enthält das Heft eine Fülle kleiner naturwissenschaftlicher und technischer Artikel, sowie literarische und Kunst-Besprechungen. Besondere Sorgfalt ist diesmal wiederum auf die Illustrationen verwandt, von denen wir namentlich das Potrait Meyerbeers und das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten hervorheben.

— Die Ausgrabungen in Ostia haben neuerdings verschiedene merkwürdige Freskogemälde zu Tage gefördert, von denen einige sehr wohl erhalten sind, so daß sie mittelst eines kunstreichen Verfahrens von den Wänden auf Leinwand übertragen werden konnten. Eines derselben stellt eine Hafenscene dar.

— Auch der erblindete Merkadante hat nach längerer Pause wieder eine Oper vollendet mit dem Titel „Virginia.“

— „Le supplice d'une femme“ soll nun eine Fortsetzung erhalten. Augier arbeitet an einem neuen Drama, das den Titel „Les trois amants„ führen und eine Fortsetzung zum genannten Stücke und zu „Deux soeurs“ bilden soll.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ß
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 32. Bremen, 6. August 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Bremen und die Gründung Riga's.

Von H. A. Schumacher.

I.

Als Adalbert von Bremen, der gewaltige Kirchenfürst, einsam und verlassen in der Kaiserpfalz zu Goslar entschlief, da sank mit ihm eine Welt voll Hoffnungen in den Staub. Der großartige Gedanke eines mächtigen nordeuropäischen Kirchenreiches, die Idee eines nordischen Patriarchates war als undurchführbar dargestellt. Adalbert hatte der Verwirklichung dieses Riesenplanes sein Leben gewidmet; er hatte aber Nichts geschaffen, was Dauer zeigte. Freilich waren oftmals Boten von Island, von Grönland und von den Orkaden zum glänzenden Hoflager in Bremen eingetroffen; an der Weser hatten Gesandte aus Dänemark, aus Schweden und aus den Wendenlanden sich eingefunden; hoch im Norden war zu Helsingaland am bottnischen Meere ein Bisthum gegründet, um von hier aus dem Christenthume die Bahnen zu brechen in die Lande der Lappen und zu den Sitzen der Finnen; am Mälarsee zu Birka hatte sich ein anderes, ein schwedisches Bisthum erhoben, das besonders gegründet war, die Inseln des baltischen Meeres der bremischen Kirche zu unterwerfen: jene Eilande, zu denen man Kurland und Estland rechnete; die Kunde von Kiew's Pracht und Nowgorod's Reichthum hatte die Anstrengungen verdoppelt — allein die Saat, welche Adalbert auf solchem Wege im europäischen Norden ausgestreut hatte, ging nicht auf; die kühn emporsteigende Macht, deren Mittelpunkt in Bremen liegen sollte, brach in jähem Fall zusammen.

Dreizehn Monate nach Adalbert's Tode bestieg der Sohn des Zimmermanns von Savona, Hildebrand, den päpstlichen Stuhl; von ihm, von Gregor VII. ergingen die Beschlüsse, daß in Zukunft alle hohen, wie niederen Würden der Kirche direkt vom Papste verliehen werden sollten; nun wurden Bestimmungen getroffen, welche die Bildung eines nordischen Patriarchats unmöglich machten. 1082 suchte der neue isländische Bischof Gysser die Weihe nicht mehr in Bremen, sondern in Rom; bald hernach erlangte Erich von Dänemark in Rom die Unabhängigkeit der dänischen Kirche vom bremischen Stuhle zugesichert, und Lund in Schonen ward Sitz eines selbstständigen Erzstiftes. Fünfzig Jahre später ward ein eigener erzbischöflicher Stuhl in Drontheim errichtet, dem die ehemals der bremischen Kirche untergebenen Gemeinden auf Island und Grönland, auf den Faröreinseln und den Orkaden untergeordnet wurden; dann erhob sich endlich das schwedische Erzbisthum von Upsala. Noch kein Jahrhundert war seit Adalbert's Tode verflossen, da war schon durch die Gründung solcher nationaler Erzbisthümer in Dänemark, in Schweden und in Norwegen Alles zertrümmert, was der geniale Erzbischof gebaut hatte, ein großes nordisches Kirchenreich vorzubereiten. Trotz langen, hartnäckigen Widerstrebens war Bremen allen Einflusses im Norden beraubt; das Erzstift Ansgar's, das über so weite Gebiete sich ausdehnen sollte, war nur auf die deutschen Lande beschränkt.

Plötzlich und unerwartet bot sich aber, als etwa ein Jahrhundert seit Adalbert's Tode verronnen war, der bremischen Kirche ein neues Gebiet der Thätigkeit, ein reiches Feld der Machtentwicklung. Ihr eröffnete die neuen Bereiche der Handel, dessen Schwerpunkt für die norddeutschen Lande in der Schifffahrt der Ostsee lag.

Der baltische Verkehr war seit alter Zeit an drei reichen Handelsplätzen concentrirt — zunächst in Schleswig, der „großen Stadt am Rande des Oceans“, von der Kaswini, der arabische Geograph des dreizehnten Jahrhunderts, nach alten Ueberlieferungen seinen Landsleuten zu berichten weiß, in dem alten Hadeby, dessen rege Kaufmannschaft immer neue Straßen für Handel und Wandel auffand, in dessen Hafen schon während der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts russische Kauffahrer in Menge ankerten. Dann bot sich Julin, die „größte Stadt der Welt“, wie Adam von Bremen meldet, die stolze Slavenstadt an der Mündung der Oder, zu deren Messen Sachsen, Wenden und Griechen heranzogen. Endlich kam die „Burgstadt Odin's“ hinzu, das alte Siktun der

Araber, die große Handelsstadt Sigtunn am Ufer des Mälarsees. Seit Beginn des zwölften Jahrhunderts wagte den Wettstreit mit diesen alten Städten ein neuer Handelsplatz; es galt den Preis um die Herrschaft in den baltischen Gewässern. Ein selbstständiges städtisches Gemeinwesen war auf Gothland erstanden, der majestätisch mit ihren hohen Felsenufern aus der Meeresbrandung sich erhebenden Insel, die schon zur Zeit der arabischen Weltmacht einen Hauptvereinigungspunkt für den europäischen Handelsverkehr bildete. Dort war Wisby, der „Schutzort", ein Stapelplatz und Freihafen des baltischen Meeres geworden, welcher Leute von mancherlei Zunge herbeizog, Schweden und Dänen, Russen und Wenden, vorzüglich aber Deutsche, Männer aus den niedersächsischen und den westfälischen Städten, unter denen die Kaufleute aus der handelslustigen Hauptstadt des ersten niederdeutschen Erzstiftes nicht zurückstanden. In enggeschlossener Genossenschaft, brüderlich-patriotisch zusammenhaltend, betrieben die Bürger von Bardewiek und Soest, Soltwedel und Münster, Dortmund, Hamburg und Bremen auf Gothland ergiebige Geschäfte nach den nordischen Landen und nach ihrer Heimath. 1137 erhalten sie vom Kaiser Lothar eigene Gerechtsame, und ihrer Anstrengung ist es dann zu danken, daß der Ostseehandel für mehrere Jahrhunderte zum größten Theil in den Händen der Deutschen bleibt.

Diese Kaufleute aus Gothland eröffneten auch der deutschen Kultur ein neues Gebiet. Es war im Jahre 1158, als, heimkehrend aus den nordischen Gewässern, bremische Seefahrer ihrer Vaterstadt die Kunde brachten, an der östlichen Seite des baltischen Meeres, Schweden gegenüber, sei ein neues Land aufgefahren. Durch die Bremer war ein bisher unbekannter Küstenstrich der Ostsee entdeckt, deren westliche und südliche Gestade damals den Deutschen zum Theil wenig, zum Theil gar nicht bekannt waren. Die Ostgrenze des Vaterlandes bildete noch fast in ihrer ganzen Ausdehnung die Elbe; in den holsteinischen Landen hatte freilich die Macht des bremischen Erzbischofs deutschen Einfluß zur Geltung gebracht; aber nur mit Mühe war dies gelungen gegen den wendischen Widerstand. Die jetzt meklenburgischen und preußischen Lande waren noch nicht deutscher Gesittung gewonnen; der Südstrich der Ostsee lag noch in den Händen von heidnischen Wenden, von Pommern, Preußen, und wie alle die Namen der fremden Völkerschaften hießen. Nun waren die Bremer vorgedrungen in ein neues Land, welches an den Ufern jener mittelländischen See im Norden lag, die für Obereuropa eine ähnliche Bedeutung haben sollte, wie das Mittelmeer für die europäische Südwelt. Nun war der bedeutsame Winkel seiner östlichen Küste entdeckt, in welchem die Völkerwanderung ein so buntes Gemisch von Nationalitäten zusammengeschwemmt hatte, wie kaum auf einer anderen Stelle. An dem jetzigen rigischen Meerbusen waren damals zwei Völker ganz verschiedenen Stammes angesiedelt, von denen die Bremer die erste sichere Kunde nach Deutschland brachten; dort zeigten sich Finnen und Lithauer. Zunächst wohnten da die Esten, ein damals noch lebenskräftiger, bildungsfähiger Zweig des großen Finnenvolkes, durch die Sitze der Slaven von den stammverwandten Völkern des nördlichen Rußlands getrennt, getheilt in zahlreiche, freie Gemeinwesen, sich selbst regierend, nur den Befehlen gewählter Richter und Heerführer aus den Aeltesten des Stammes untergeordnet. Von ihrem Lande hatte schon Adam von Bremen eine Ahnung; aber bis zu jener Entdeckung der Bremer war dasselbe von Deutschen nicht betreten. Das Gleiche galt von den Kuren; auch sie ein finnischer Volksstamm, ähnlich lebend wie jene. Ihr Land war dem Namen nach schon Ansgar bekannt; aber auch zu ihm war kein Deutscher vor der Aufsegelung Livlands gedrungen. Zwischen Estland und Kurland lag dieses 1158 zuerst von Bremern betretene Gebiet, der Flecken Erde, von dem die große deutsche Colonisation der Ostseelande ausgehen sollte, das Land, welches der ganzen Umgebung des späteren Busens von Riga in mittelalterlichen Zeiten den Namen des Livenlandes gab. Zwischen den beiden genannten Stämmen, im Stromgebiete der Düna, wohnte nämlich das Volk der ihnen verwandten Liven, gleich den Esten und Kuren finnischen Ursprungs, an Sitte und Recht in ähnlichen patriarchalischen Zuständen lebend, an sich friedliebender Art, kein Culturvolk, aber doch ein Stamm, der höherer Gesittung nicht unzugänglich war. Wie Keile, waren dann in diese drei Gebiete der Finnen Stämme des großen lithauischen Volkes hineingedrängt. Zunächst lebten, abgeschieden von der Nähe des Meeres, an der rechten Seite der Düna, die kriegerischen Letten oder Semletten, welche nach und nach die Liven auf einen schmalen Strich an der Küste beschränkten; an der linken Seite jenes Flusses hatte ein Stamm gleicher Nationalität, das Volk der Gallen oder Semgallen, sich festgesetzt, das allmälig an das Wasser vordrang und, die Liven von den Kuren trennend, diese bald auf der Halbinsel zwischen dem Meerbusen und der offenen Ostsee einschloß. Fortdauernde Fehde führte die durch Nationalität, Sitte, Recht und Naturalanlagen sich gegenüberstehenden Nachbaren eher zusammen, als friedlicher Verkehr.

Solch buntes Gemisch der Völker, das aus dem neuentdeckten Punkte der Ostseeküste sich zeigte, wuchs dann noch durch Ansiedler, die früh aus Skandinavien über das Wasser hinübergefahren waren. Auch dänische Eroberungszüge hatten sich bis Kurland hingezogen; in Estland war eine alte Feste erbaut, die Lindanisse hieß, d. h. Dänenstadt (jetzt Reval). Von der anderen Seite drängte das Slavenvolk heran; Juriew erhob sich als Feste des russischen Großfürsten (jetzt Dorpat). Die mächtige Stadt Nowgorod richtete ihren Blick auf Estland, und die Fürsten von Polozk schoben das Gebiet ihrer Macht immer weiter nach Nordwesten.

So drohte schon früh den Finnen an dieser Stelle dasselbe Loos, das im Mittelalter so manchem europäischen Stamm an der Ostseite des deutschen Reiches beschieden war, das Schicksal der Ausrottung. Die ersten Angriffe hatten begonnen; da ward im Verein mit christlicher Religion deutsches Wesen, deutsches Recht und deutsche Sitte in die Stätten der Esten, Liven und Kuren, sowie in die Sitze der lithauischen Stämme, hineingetragen. Die Deutschen machten den Slaven den Raub streitig, und das mit ehernem Schwerte gewappnete Christenthum erhob sich gegen die Urbewohner jenes Landes.

Die Botschaft, die 1158 nach der Weser kam, blieb nicht erfolglos; die bremische Kirche suchte noch einmal die Reminiscenz an den alten Beruf des bremischen Erzstiftes lebendig zu machen; sie begann noch einmal in den nordischen Landen ihre Macht zu erheben, und sie stützte sich, wie sonst auf die Hülfe des Bauern, so hier auf das Vordringen des Kaufmanns.

Die erste Ansegelung Livlands durch die bremischen Kauffahrer führte schnell zu weiteren Unternehmungen. Die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts zeigte eine merkwürdige Bewegung im deutschen Landvolk, besonders im norddeutschen. Alles wanderte nach Osten, zunächst nach den Landen, die, den deutschen Gebieten benachbart, jenseits der Elbe sich ausdehnten, dann aber auch weiter hinaus auf den Straßen, die der Unternehmungsgeist der Handelsleute eröffnete. Das Land der Liven ward nicht vergessen. Der Handel Gothland's hatte erweiterte Bedeutung

erhalten, seitdem im Jahre 1157 das reiche Schleswig zerstört und für alle Zukunft vom Hafen der Schlei die Schaar der fremden Seefahrer verscheucht war. Sie zogen sich besonders nach Gothland, und von dort aus ward der Handel mit dem neuentdeckten Lande immer eifriger betrieben; seinen Schritten folgte der Handwerker und Landmann. — Nach der Natur der damaligen Verhältnisse war die erste Verbindung mit Livland besonders ein Werk der Bremer; vorzüglich sie fuhren von Gothland aus in die Düna hinein; andere Niederdeutsche mögen ihren Spuren gefolgt sein, unter ihnen besonders die Männer des erst kürzlich gegründeten Lübeck, das rasch zu einer seltenen Blüthe emporwuchs. Die Kaufleute schlossen Gastfreundschaft mit den Liven; sie brachten Wachs und Pelz und andere Produkte der bisher unbekannten Gegend in ihre Heimath; sie rühmten die Wiesen und Aecker, die herrlichen Waldungen und fischreichen Ströme des fernen Nordlandes, und ihre Erzählungen fanden guten Boden in jener Zeit, da die Kreuzzüge die Gemüther zu großen und gefahrvollen Unternehmungen aufgeregt hatten, da der Durst nach Thaten, nach Ruhm und Ehren in allen kräftigen Seelen durch die ganze Zeitströmung belebt war, da die Begeisterung, die Schwärmerei für Ausbreitung des Christenthums sich entflammt hatte durch den Glauben, hohes Verdienst und bevorzugten Sitz im Himmel erringen zu können, wenn man an der Bekehrung der Heiden mit Wort und Lehre oder mit Feuer und Schwert sich betheilige.

Diese Momente, die Unternehmungslust der Kaufleute, die allgemeine Bewegung im deutschen Landvolk, die religiöse Begeisterung, sie führten auch nach Livland eine immer größere Zahl von Reisenden; aber noch fast ein halbes Jahrhundert sollte nach der Entdeckung dieses Landes verfließen, ehe in ihm eine deutsche Stadt sich erhob.

II.

Dreißig Jahre waren seit der Entdeckung der Bremer verronnen, da faßte das deutsche Wesen am Ostrande der baltischen See zuerst festen Fuß, da gewann das Christenthum in dem neuentdeckten Lande dauernden Sitz.

Fast um dieselbe Zeit, als die Kunde von Saladin's Siegen das europäische Abendland zur bewaffneten Wallfahrt nach dem Grabe des Erlösers aufforderte, baute ein Augustinerpriester, ein würdiger Greis, auf dem einsamen nordischen Dünaufer die erste christliche Kirche. Die Berichte der aus der Ostsee heimkehrenden Kaufleute waren auch in's holsteinische Kloster Segeberg gedrungen, sie hatten dort in der Seele eines begabten Mönches den Entschluß entzündet, Apostel der Liven zu werden. Im Frühlinge des Jahres 1186 fuhr er, Meinhard mit Namen, in ansehnlicher Gesellschaft deutscher Auswanderer zur Düna.

Dort traf er das Blockhaus der Bremer und der anderen deutschen Kaufleute an der Stätte, die ihm Uexküll genannt wurde, das ist Dorf; zum Schutz ihrer Waaren hatten sie das feste Haus erbaut, und neben diesem wollte Meinhard seine Kirche errichten. Die Liven waren damals schon im Kampf gegen die Slaven soweit erlegen, daß sie dem Fürsten von Polozk Zinse schuldeten; an diesen, einen griechischen Christen, wandte sich Meinhard. Das Werk der Bekehrung wurde ihm gestattet; Geschenke des Fürsten besiegelten das Bündniß, das zwischen diesem und dem Geistlichen gegen die Liven geschlossen wurde. Die deutschen Handwerker hatten bald den Bau der Kirche vollendet, die auf schroffer, sicherer Höhe über dem Blockhause der Kaufleute sich erhob, am rechten Ufer der Düna, etwa sechs Meilen aufwärts von ihrer Mündung, vier Meilen von dem späteren Riga entfernt. Die Kirche stand da, aus Stein gebaut, vom festummauerten Friedhofe eingeschlossen, wie eine Burg der Deutschen. Das Werk der Taufe gedieh unter den Liven; Meinhard konnte zunächst in Frieden für die Bekehrung der Heiden wirken. Dann aber brachen die Reiterschaaren der Letten in's Land; die Liven wurden geschlagen; Raub, Beute und Gefangene sollten fortgeschleppt werden; da griff der Priester zum Schwerte. Die Deutschen befreiten die Gefangenen, retteten Hab und Gut der Liven, und der kühne Sieg wirkte mehr als Predigt und Lehre. Die Eingeborenen ließen es geschehen, daß die Deutschen eine wirkliche Burg errichteten. Die Feste, die man dem Ansehn nach gegen die Letten erbaute, ward die erste Zwingburg der Liven. Im Frühling des Jahres 1187 kamen aus Gothland deutsche Handwerker in Menge zum Priester Meinhard; bei der Kirche, auf der Höhe über Uexküll, ward die Burg von deutschen Maurern und Steinmetzen aufgeführt; es erhob sich eine stattliche Feste mit Thürmen und Zinnen, ausgestattet mit Wurfmaschinen, mit allem Geräth und Rüstzeug der damaligen Kriegskunst.

Noch ahnten die Liven nicht die Bedeutung des Werkes; aber die kräftigeren Semgallen sahen es mit tiefem Gram, wenngleich es nicht in ihrem Lande sich erhob. Sie eilten zu Schiff, fuhren die Düna hinauf, gerüstet mit Seilen und Stricken, um Burg und Kirche wie Holzbauten von der Höhe herabzuziehen. Als sie aber in die Nähe der deutschen Ansiedlung kamen, ertönte im Kirchlein die Sturmglocke; ein Steinregen schoß von den Burgmauern herab, und die Semgallen spürten, daß sie in ihrer Furcht sich nicht geirrt hatten. Die Feste, die im Lande der Liven sich erhob, war der Freiheit der Nachbarlande gefährlich; sie ließ sich nicht mit Stricken und Seilen in's Wasser hinabreißen; die lithauischen Männer mußten unverrichteter Sache heimkehren.

Die Liven staunten über die Macht der Christen; sie eilten zur Taufe herbei; sie baten sogar, auf der Dünainsel zu Holm eine zweite Burg zu erbauen, und Meinhard, der Alte, war ihnen gern zu Willen. Er konnte im Herbst 1187 den heimziehenden Kaufleuten den Brief mitgeben, in welchem er dem Erzbischofe von Bremen, Hartwig dem Zweiten meldete, die Gründung der christlichen Kirche in Livland sei vollbracht.

Jetzt griff das Haupt des bremischen Erzstiftes ein. Ehe noch der Kirchen- und Festungsbau zu Holm vollendet war, hatte Hartwig den Augustinerpriester zum Bischof von Uexküll ernannt; am 1. October 1188 unterzeichnete Papst Clemens III. die Bulle, in der es hieß, daß dies neue Hochstift auf ewige Zeit mit dem Erzbisthum Bremen verbunden sein sollte. Unter einem der schwächsten und characterlosesten der bremischen Kirchenfürsten war das gelungen, was seit Adalbert's Tode unerreichbar schien; ein nordisches Suffraganbisthum von Bremen war geschaffen, nachdem schon alle Hoffnung verloren zu sein schien, im Norden die Macht der norddeutschen Kirche wieder zu beleben. Allein der glückliche Fortgang dauerte in Livland nicht lange; Meinhard hatte einen Begleiter bei sich, der ihm die größesten Dienste leistete; es war Dietrich von Bremen, ein Mönch des Cisterzienser-Ordens; dieser hatte das Land um den Aa-Fluß zur Bekehrung sich gewählt, bei Treiden sich angesiedelt, aber für's Erste nur wenig erreicht. Da geschah im Jahre 1189 ein merkwürdiges Ereigniß, das an eine Scene erinnert, die in Scheffel's Ekkehard meisterhaft dargestellt ist. Anhaltender Regen überschwemmte die Fluren der Liven; aber es hieß, das Feld des Mönchs bliebe verschont; das Volk ergrimmte; der Priester sollte den Göttern

geopfert werden. Der Wille derselben ward befragt, die Lanze unter die heilige Eiche gelegt, das weiße Pferd vorgeführt, und Alle harrten, mit welchem Fuß es über die Lanze träte, ob mit dem Lebensfuß, dem rechten, oder mit dem anderen, dem Todesfuß. Das Roß trat mit dem rechten über den Speer; der Livenpriester behauptete, der Gott der Christen habe auf dem Nacken desselben gesessen und die Götter müßten nochmals befragt werden; aber wieder trat das Roß mit dem rechten Fuß über die Lanze. Da waren die Gemüther der Liven befangen; von Dietrich's Hand ließen sich nach jener Scene zum ersten Male livische Frauen taufen, die bisher an dem Glauben der Väter treuer und fester gehalten, als die Männer.

Dieser glänzendste Erfolg der christlichen Bekehrer sollte für lange Zeit der letzte sein. Obwohl die deutsche Niederlassung in Gothland rasch zur höchsten Blüthe gedieh, obwohl in Whisby, seit im Jahre 1185 Julin und 1189 Sigtune zerstört war, der einzige Mittelpunkt des Ostseehandels lag und die neue Colonie an der Düna an diese gothländische Macht sich anlehnen konnte, brachen für die Deutschen in Livland schwere Jahre der Prüfung herein; der erste größere Kampf zwischen den Einheimischen und den deutschen Eindringlingen hub an. Es war ein Unglück für das begonnene Werk, daß der Erzbischof von Bremen sich eingemengt hatte. Hartwig der Zweite, der Edelherr von Uthlede, von dem König Philipp, der Hohenstaufe, sagte, daß während seiner Regierung das Erzstift hauptlos gewesen sei, war kein Mann, der große Aufgaben mit weit reichendem Blick überschauen und mit kräftiger Hand bemeistern konnte. Zur Förderung der neuen Gründung that er noch nichts; aber er verlangte die Zehnten und die Tribute. Die officielle Kirche, die während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bald hier bald dort die Massen gegen sich zu den Waffen zwang, rief auch an der Düna bei ihrem ersten Auftreten scharfen Widerstand hervor. Sowie Meinhard, der Bischof, von Abgaben sprach, von Zinsen und Zehnten, sowie der hierarchische Apparat in Bewegung gesetzt wurde, regte sich allgemeiner Unwille unter den Liven. Schaarenweise liefen sie in die Düna, Taufe und Christenthum abzuspülen; grobe Mißhandlungen wurden einzelnen der Deutschen zugefügt; die ganze neue Schöpfung ward auf das Schwerste bedroht.

Der Bischof wollte 1190 mit den im Herbst heimkehrenden Kaufleuten das Land verlassen, aber die Liven waren klug genug, ihn daran zu hindern und er mußte die Wintermonate in Noth und Gefahren verleben. In seiner Burg Uexküll saß er wie ein Gefangener; der Mönch Dietrich entging mit genauer Noth den Nachstellungen; ihm drohte der Tod, weil man ihn jetzt wieder für einen Zauberer hielt und bei Eintritt einer Sonnenfinsterniß meinte, er habe die Sonne verschlungen. Der Kampf der Liven gegen die neuen Ankömmlinge dauerte mit zäher Hartnäckigkeit fort; es kam zu keiner wirklichen Entscheidung. Umsonst waren die Angriffe der Liven; der Bischof harrte aus. Umsonst waren die Anstalten Meinhard's; die Liven erhoben sich immer aufs Neue. Was half es, daß Clemens III. 1190 Meinhard zum Bischof von ganz Livland ernannte; sein wirklicher Einfluß mehrte sich nicht, seine Macht blieb auf die festen Häuser Uexküll und Holm beschränkt. Was half es, daß Dietrich von Bremen trotz aller Nachstellungen der Liven nach Deutschland durchdrang und in Rom seine Klagen vorbrachte! Der Aufruf zum Kreuzzug gegen die Heiden in Livland, den Papst Coelestin erließ, hatte keinen Erfolg; noch fühlte sich Niemand gedrungen, in dem Palästina des nordischen Mittelmeers das Kreuz gegen die Heiden zu tragen; Meinhard verlebte sechs traurige Jahre. Was half es endlich, daß die Aeltesten der Liven dem Bischofe auf dem Sterbebette mit Rührung erklärten, sie wünschten bei seinem Tode einen neuen Vater zu erhalten. Der zweite Bischof, den Hartwig der Zweite ausgesucht hatte, Berthold der Cistercienfermönch, der ohne bewaffnete Begleitung 1196 in die Düna einfuhr, verließ sofort wieder das Land, das er betreten. Er eilte nach Bremen und bat hier um Hülfe; er ging dann nach Rom und erwirkte dort eine neue Bulle, welche großes Seelenheil Allen verhieß, die gegen die Heiden das Kreuz nehmen würden.

Diese Bulle hatte Erfolg; die erste Kreuzfahrt gegen die Liven begann. Im Frühlinge des Jahres 1198 landete Bischof Berthold mitten in der Düna. Eine Botschaft ward an die Liven entsandt, und es kam die Antwort, daß diese Kampf wollten, die Fremden haßten, das Christenthum verschmähten. Die Schiffe der Deutschen fuhren die Düna wieder hinunter. Zwei Meilen von ihrer Mündung in die See erhob sich am rechten Ufer ein Hügel, auf dem seit mehreren Jahren eine Art Speicher lag, der den gothländischen Kaufleuten als Niederlage für ihre Waaren diente und von den Liven eine „Rige“ genannt ward. Hier verließ die Mannschaft die Schiffe, die Schaaren der Liven versammelten sich rings umher. Zuerst begann gütliche Verhandlung; die Eingeborenen sandten dem Bischof die Lanze als Friedenszeichen, aber die Liven selbst brachen die Waffenruhe. Berthold schickte die Lanze zurück, der Kampf fing an. Der Bischof wurde erschlagen, aber die Macht des deutschen Schwertes zum ersten Male furchtbar von den Liven empfunden. Weit und breit Mord und Brand und Verwüstung der Felder. Nichts hielt die Vordringenden zurück; Alles bat um Gnade; zu Holm und Uexküll gingen schaarenweise die Liven in die Düna, sich taufen zu lassen; Priester wurden angenommen; Getreidezinse verabredet; die Friedensbestimmungen genau festgestellt; Livland schien bewältigt zu sein.

Als aber der Herbst kam, zog das Kreuzheer wieder heim; die Priester waren wieder schutzlos; nur ein Kauffahrer blieb noch auf der Düna vor Anker, und kaum waren die anderen Schiffe den Blicken der Nachschauenden entschwunden; da brach der unbeugsame Sinn der Liven hervor. Sie stürzten wieder schaarenweise in die Düna und wollten in den reinen Fluten ihres Stromes das Wasser der fremden Taufe abspülen, den neuen Glauben abwerfen, ihn den fortsegelnden Sachsen nachzusenden. Wüthend hieben sie den Ast eines Baumes ab, in dem ein Menschenantlitz eingeschnitzt war, dies Bild für das Zeichen des Christengottes haltend. Wo sie einen Fremden fanden, fiel er ihren Messern zum Opfer; nur Wenige retteten sich hinter die Brustwehren der festen Burgen Holm und Uexküll.

Abermals schien Alles in den livischen Landen verloren zu sein. Der Bischof ist erschlagen; die Anfänge des Christenthums sind zerstört, die ganze Colonie der bremischen Kirche ist auf den kleinen Raum zwischen den Mauern der Festen Holm und Uexküll beschränkt.

(Folgt III. und IV.)

* Der Postillon.

Gedichte *) von Franz Poppe.

1.

Im Wirthshaus auf der Haide
Sitzt spät beim Lampenschein
Ein Mädchen still und einsam
Und horcht in die Nacht hinein.

Da draußen heult der Sturmwind,
Das Feld ist öd' und weiß,
Die Sterne glitzern frostig
Durch eine Luft von Eis.

Das Mädchen in der Schenke
Lauscht auf des Posthorns Ton
Schon seit zwei langen Stunden;
Sie liebt den Postillon.

2.

Fern durch die öde Haide
Zieht langsam ein Gespann;
Die Räder knarren und ächzen,
Die Straße geht bergan.

Es liegen Dünen im Wege,
Verschüttet ist die Spur;
Kein Baum, kein Haus, kein Leben,
Rings todte Fläche nur.

Vergebens späht der Schwager
Nach einem hellen Licht;
Nur glitzernde, eisige Sterne
Schaun ihm in's Angesicht.

Es wird ihm kalt um's Herze,
Ob drinnen Liebe glüht;
Ihn faßt ein kaltes Schauern,
Es starret sein Geblüt.

Ihm schwindelt's vor den Augen,
Des Weges Spur verschwand,
Die Pferde stehn und keuchen,
Da greift zum Horn die Hand.

Weit durch die Haide schmettert
Ein schriller, kurzer Ton; —
Nun Alles still; es dämmert
Im fernen Osten schon.

3.

Im Wirthshaus auf der Haide
Ging rasch die Lampe aus,
Es fuhr zur selben Stunde
Ein Sturm durch's ganze Haus.

Das Mädchen fährt zusammen,
Ihm wird um's Herz so bang!
War das nicht Wagengerassel?
War das nicht Posthornklang?

Ach nein! es war der Sturmwind;
Rasch stürzt sie vor das Haus;
Er kommt! Gott sei gepriesen!
So ruft sie jubelnd aus.

Er kommt — doch gar so langsam,
Als wär's ein Trauerzug;
Der Schnee deckt Wagen und Fuhrmann
Mit kaltem Leichentuch.

Sitzt denn der Tod im Wagen?
Verlor das Horn den Ton? —
Erstarrt sitzt auf dem Bocke
Ihr lieber Postillon. —

*) Zu denselben gab eine Zeitungsnachricht Veranlassung: „In der Nacht vom 21. auf den 22. d. M. ist auf dem Wege von N. nach P. ein Postillon auf dem Bocke erfroren."

* Das Nibelungenlied.

Von Hugo Meyer.

(Schluß.)

Siegfried herrscht freudig mit seiner Kriemhild über ein glückliches Land am Niederrhein; der Nibelungenschatz macht ihn zum reichsten aller Könige. Aber Brunhild will, daß Günther's und ihr dienstpflichtiger Mann Zins und Dienst leiste; und ihrem treuen Hagen entschlüpft der gierige Ausruf: „Hei, käm' doch der Nibelungen Schatz einmal ins Burgunderland!" Günther lädt deshalb das glückliche Ehepaar sammt Siegfried's Vater Siegmund zum Fest nach Worms und empfängt sie gastlich. Die beiden Frauen rühmen in dieser Zeit ihre Gatten. Brunhilde behauptet höheren Ruhm für ihren Günther, weil Siegfried doch nur sein Eigenholder sei. „So soll sich denn heute zeigen", ruft die erbitterte Kriemhild aus, ob die Frau eines Eigenmannes vor dem Weibe des Königs in die Kirche treten darf." Vor dem hohen Münster wartet Brunhild auf Kriemhild, ihr zurufend: „Vor der Königin soll nie eine Dienerin gehen", aber wie sie hinein will, verspottet sie Kriemhild, nicht von Günther, sondern von Siegfried sei sie bezwungen, und schreitet der weinenden Brunhild stolz voraus in die Kirchthür. Nach der Messe wartet Brunhild wieder ihrer Feindin und fordert Beweis, und Kriemhild hält ihr frohlockend Brunhild's Gürtel und Ring entgegen. Damit ist Brunhild's Stolz und Eifersucht gebrochen, aber an dem Gedanken der Rache richtet sie sich wieder empor. Siegfried soll fallen, ihr Unglück, Kriemhild's Glück. Bei der düster jammernden Brunhild versammeln sich die 3 Königsbrüder und Hagen; dieser treibt sie zu dem Beschluß, Siegfried durch den Tod zu strafen. Nur der zarte Giselher räth ab, und als Günther vor Siegfrieds Heldenkraft bebt, übernimmt Hagen allein den Mord. Er läßt lügnerisch einen neuen Sachseneinfall zu Worms verkünden und, als Siegfried sich wieder zur Hülfe stellt, geht Hagen zur Kriemhild um scheinbar Abschied von ihr zu nehmen, in Wahrheit Siegfried's verwundbare Stelle zu erfahren. Die arglose, um ihren kriegslustigen Gemahl besorgte Gattin verräth ihm, daß Siegfried sonst durch das Bad im Drachenblut unverwundbar geworden, nur hinderte ein heruntergefallenes Lindenblatt, daß eine Linie zwischen seinen Schultern vom Blut nicht getränkt wurde und daher verwundbar blieb. Diese Stelle, von ihrer eignen Hand durch ein Kreuzlein auf dem Waffenrock bezeichnet, möge Hagen vor den fliegenden Speeren schützen. Als der dies erfahren, wird die Heerfahrt wieder abgesagt und statt dessen zu einer großen Jagd entboten. Im Walde hebt sich ein lustiges Leben, Berg und Tann antworten dem Schall der Leute und Hunde. Mit reicher Beute beladen kehrt Siegfried zur Feuerstatt, dem Sammelplatz der Jäger zurück, einen gefangenen Bären läßt er plötzlich in übermüthiger Laune in der Jagdküche los. Da fehlt der Wein zum Essen, und Hagen schlägt Günther und Siegfried einen Wettlauf nach einem kühlen Brunnen in der Nähe vor, um den Durst zu stillen. Wie wilde Panther springen Hagen und Günther durch den Klee, aber Siegfried kommt in voller Rüstung weit eher als sie an, legt seine Waffen ab, und wartend auf den König, um ihn zuerst trinken zu lassen. Wie er sich nach Günther zum Brunnen neigt, stößt ihm Hagen Siegfrieds eigenen Speer durch das aufgenähte Kreuzchen bis ins Herz, daß das Blut aufs Gewand des Mörders zurückspritzt. Mit seinem Schild schlägt der Todwunde auf Hagen wüthend los, aber bald erbleicht seine Farbe, er trägt des Todes Zeichen und fällt nieder in die nassen Waldblumen. In seinen letzten Worten empfiehlt er seine unglückliche Gattin dem Schutz ihres Bruders Günther. Sie tragen die Leiche auf dem Schild nach Worms. Als man räth zu erzählen, er sei von Räubern erschlagen, ruft Hagen dazwischen: „Was kümmerts mich, wenn Kriemhild erfährt, daß ich ihn erschlagen habe!" Er rächt Brunhilde furchtbar. Vor die Thür von Kriemhild's Haus legt er den Todten, und als sie zur Frühmesse will, sagt ihr der mit dem Licht voranschreitende Kämmerer, ein erschlagener Ritter liege auf der Schwelle. Sie weiß, was geschehen. Blut stürzt aus ihrem Mund, sie erkennt den Blutberonnenen sogleich, sie erkennt an seinem unzerhauenen Schilde, daß er ermordet ist. Ganz Worms hallt wieder von der Klage

um den Todten, er wird eingesargt; aber am Grabe läßt sie den köstlichen Sarg aufbrechen, küßt jammernd zum letzten Mal die bleichen Lippen und fällt besinnungslos nieder. Trauernd verläßt der alte Vater Sigmund Worms. Kriemhield bleibt in ihrer Heimath, von Ute und Giselher getröstet, läßt den Nibelungenhort herbeischaffen und spendet reichlich davon den Armen. Das erweckt Hagens Neid und Verdacht von Neuem, wider Willen der königlichen Brüder bemächtigt er sich des Schatzes und senkt ihn dann, auf Gernots Rath, in den Rhein, nachdem die Brüder und Hagen sich geschworen, Niemand den verborgenen Schatz zu entdecken. Ihres letzten Trostes, der Mildthätigkeit, ist Kriemhild durch ein neues schreiendes Unrecht beraubt. Die düstre, grausige Sehnsucht nach Rache gewinnt immer mehr Macht über sie.

Damit ist die erste Hälfte des Ganzen in 10 Liedern beendigt, die überwiegend mythische, fränkisch-burgundische Sage wird nun mit der überwiegend historischen hunnisch-gothischen Sage verknüpft: Dreizehn Jahre hat Kriemhild um Siegfried getrauert, da kommt der Markgraf Rüdeger von Bechelaren in Worms an, um für seinen Herrn, König Etzel vom Heunenlande, die schöne Wittwe Kriemhild von ihren Brüdern zur Gemahlin zu erbitten. Hagen, voll finsterer Ahnung, räth seinen Königen ab, doch diese meinen, Hagen gönne ihrer Schwester auch gar keine Freude mehr, und lassen ihr die Werbung durch Rüdeger überbringen. „Ich habe zu Viel verloren", antwortet sie ihm, aber endlich gestattet sie ihm, am folgenden Tag wieder bei ihr anfragen zu dürfen. Sie durchweint die ganze Nacht; sie hat sich bereits vor 13 Jahren losgerissen von ihrem Kinde, das bei den alten Großeltern am Niederrhein aufgezogen wird; jetzt beschließt sie sich auch von ihrer guten Mutter und ihrem lieben Bruder Günther und von ihrer Heimath loszureißen; denn immer sieht sie im Dunkel dieser Nacht den erschlagenen Gemahl vor sich, die Liebe zu ihrem Geschlecht ist besiegt von der Liebe zu ihrem Manne und die Liebe wird besiegt von der Rache. Am andern Morgen muß ihr Rüdeger schwören, daß Jeder, der ihr ein Leid zufüge, es schwer büßen solle; und sie geht mit ihm ins ferne Heunenland. Während ihrer prachtvollen Hochzeit, inmitten der unzählbaren Völker des Ostens, denkt sie nur an Siegfried und denkt an ihn nochmals 13 Jahre lang. Da bittet sie ihren Mann, den König Etzel, die lang entbehrten Verwandten in das ferne Donauland zu laden, und gern schickt er Boten hinüber nach Worms. Die drei Könige sind rasch bereit, und Hagen warnt vergebens mit dem Worte: „Langrache (von langer Rache) ist Etzel's Weib!" Gernot dagegen: „Fürchtest du den Tod, warum sollen wir nicht unsre Schwester wiedersehen?" „Aber wenigstens nicht unbewehrt zieht zu ihr", räth Hagen. Und 1000 Ritter und 9000 Knechte werden aufgeboten zur festlichen Fahrt nach dem Osten. Als sie scheiden, warnt die greise Mutter Ute noch einmal; denn im Traume hatte sie alles Gevögel des Landes todt gesehen. Aber nun ist Hagen entschlossen: „Wer sich an Träume kehrt, weiß nicht in Ehren zu leben!" Als er das Heer bis an die Donau geleitet, fehlt ihnen ein Schiff zur Ueberfahrt über den reißenden Strom. Wie nun Hagen einen Fährmann sucht, sieht er zwei Meerweibchen in einem kühlen Waldquell sich baden; er nimmt ihnen ihr Gewand, und nun müssen sie ihm die Zukunft sagen. Wie Vögel schweben sie über der Fluth, und die Eine verkündet ihm hohe Ehren in Etzels Land; als er aber ihnen ihr Gewand zurückgegeben, ruft die Andere: „Ihr habt den Tod an der Hand und müßt dort Alle sterben!" Dann ruft er über die Donau, der Fährmann erscheint mit seinem Schiff, Hagen erschlägt den Widerwilligen und wirft ihn in die Wellen. Im blutigen Schiff setzt er dann mit eigner Hand unermüdlich das Heer ans andere Ufer, zerbricht das Fahrzeug und verkündet ihnen dann, daß Keiner von ihnen wieder in die Heimath zurückkehren wird. Die Burgunder stehen jetzt im Land des Todes. Aber noch einmal schlürfen sie die volle Wonne des Lebens zu Bechelaren, am Hof des milden Markgrafen Rüdeger. Gattin und Tochter empfangen mit Gruß und Kuß die Fremdlinge, vor Hagens grausigem Antlitz schauert die junge Dietlind zusammen. Doch der fröhliche Spielmann Volker, ein burgundischer Ritter, zaubert bald allgemeine Lust durch Scherz und Spiel herbei, und der Jubel erreicht seinen Gipfel, als Kriemhildens jüngster Bruder Giselher der lieblichen Dietlind seine Hand zur Verlobung reicht. Beim Abschied schenkt ihr Vater Rüdeger dem andern Bruder Gernot ein Schwert und seine Frau dem Hagen einen Schild. An der heunischen Grenze reitet ihnen der ernste verbannte König, Dietrich von Bern, entgegen mit den Worten: „Wißt ihr denn nicht, daß Kriemhild noch immer täglich ihren erschlagenen Siegfried beweint?" Zu ihm Hagen: „Da kann sie lange weinen; der kommt nicht wieder!" Als Kriemhild die altbekannten burgundischen Waffen aus dem Fenster erblickt; ruft sie: „Wer mir nun hold ist, gedenke meines Leides." Die Heunen drängen sich, den Mörder des Mannes ihrer Herrin Kriemhild, den Hagen zu sehn. Hoch schreitet der hagere Recke durch die Menge, breiter Brust, grau gemischten Haars, mit entsetzlichen Gesichtszügen. Kriemhild geht hinunter und empfängt die Helden, aber nur Giselhern küßt sie. Da bindet sich Hagen den Helm fester, und geht mit Volker auf einen andern Hof und setzt sich mit ihm Kriemhilden's Pallast gegenüber auf eine Steinbank. Als Kriemhild sechzig Mann gegen sie schickt, gelobt dem grimmigen Hagen der heitere Volker treue Freundschaft bis in den Tod. Auf die düstre Gestalt fällt der mild versöhnende Glanz der Freundschaft. Die Königin naht, trotzig bleiben sie sitzen, quer über seine Knie legt der Furchtbare vor ihren Augen Siegfrieds Schwert Balmung, die so oft gesehene Waffe ihres geliebten Gemahls. Die von Schmerzen zerrissene Frau ruft ihm zu: „Wer hat nach dir gesandt? „Ich folge meinen drei Königen!" „Erschlugst du Siegfried?" „Ich bins, der Rächer meiner Königin Brunhild." Nun fordert sie ihr Gefolge zum Kampf auf, aber Keiner wagts. Stolz gehen die Beiden zu ihren Herren in den Königssaal. Nach dem Empfangsmahl bei Etzel werden die Gäste in ein weites Schlafgemach geführt, beim Eintritt seufzt der junge Giselher auf: „Wir müssen hier Alle sterben!" Doch Hagen tröstet ihn mit seiner Schildwacht, der sich nun auch der treue Volker vor der Thür des Hauses zugesellt. Seine Geige singt lieblich durch die Nacht, bis all die sorgenden Männer von holden Träumen umschwebt werden. Am andern Tag, während die Könige und Ritter bei Etzel speisen, dringt der von Kriemhild aufgestachelte Bruder Etzels, Blödel, in die Herberge der 9000 burgundischen Knechte ein. Diese aber wehren sich heldenmüthig unter Hagens Bruder Dankwart mit Stühlen und Schemeln gegen die übermächtigen Heunen. Blödel fällt, aber endlich auch alle Burgunder; nur Dankwart schlägt sich zum Königssaal durch. Blutüberronnen ruft der Kampfesmüde von der Thür her durch den Saal: „Ihr sitzt allzu lange, Bruder Hagen. All unsere Knechte liegen todt." „Laß Niemand aus der Thür" ruft Hagen zurück", jetzt bezahlen wir des Königs Wein" und schlägt Etzels und Kriembildens Kind, daß sein Haupt der Mutter in den Schooß fliegt. Nun erheben sich alle Burgunder, alle Heunen im Saal werden erschlagen, bis endlich Dietrich für seine Schutzherrn Etzel und dessen Gemahlin sicheres Geleit erhält und sie hinausführt mit Rüdeger und seinen Leuten. Die Leichen werfen die Burgunder über die Stiege hinab in den Hof. Rie-

mand wagt den vor der Thür die feigen Heunen verhöhnenden Hagen anzugreifen, bis sich endlich Iring v. Dänemark ermannt. Aber Hagen wirft ihm den tödtlichen Speer ins Haupt, und auch die erbitterten Gefährten des Gefallenen erliegen den Streichen der Burgunder. Mit dem Abend breitet sich Todesstille über den Hof, nur das Blut hört man aus den Rinnsteinen des Saales rieseln. Die Ritter ruhen aus auf den Leibern ihrer Feinde; sie sehnen sich alle nach einem kurzen Tod. Giselher fleht seine Schwester vom dumpfigen Saale aus an, ihn draußen im kühlen Abendwind rasch sterben zu lassen. Sie will ihren Brüdern das Leben schenken, wenn sie ihr den Hagen zum Tode ausliefern. Aber Gernot: „Und wenn wir tausend Brüder wären, wir lägen alle todt, ehe wir unsern Mann dir auslieferten.“ Da läßt die Entsetzliche den Saal an allen 4 Enden anzünden, im Winde erbrennt bald das ganze Haus. Die herabstürzenden Brände treten sie im Blut aus und trinken vom Durst gepeinigt, auf Hagen's Rath aus den Wunden der Leichen. Auf den rauchenden Trümmern stehen sie noch in der Dämmerung des andern Morgens. Die anstürmenden Heunen werden wieder zurückgeschlagen, bis endlich der milde Markgraf Rüdeger, von Kriemhild an seine vor 13 Jahren ihr geschworenen Eide gemahnt, den furchtbaren Kampf gegen seine Gastfreunde beginnen muß. Als er naht, hofft Giselher, der Vater seiner Braut brächte ihnen Hülfe; aber bald sind Gernot und Rüdeger im wilden Zweikampf. Rüdeger schlägt Gernot die Todeswunde, und unter dem letzten Schlag, den Gernot mit Rüdiger's Schwert, seiner Bechelarer Gabe, führt, fällt Rüdeger todt nieder. Die ergreifende Klage um Rüdeger, den Vater aller Tugenden, dringt zu Dietrichs Ohren. Er sendet seine Leute sich zu erkunden, sie aber greifen, Rüdeger's Tod zu rächen, die Burgunder an; Volker erliegt der Hand des greisen Hildebrand, Giselher und der nie kampfsatte Wolfhart erschlagen sich gegenseitig. Hildebrand entflieht allein dem Untergang seiner Gefährten zu Dietrich, und nun fordert Dietrich die letzten Burgunder, Günther und Hagen auf, sich ihm zu ergeben. Er sichert ihnen das Leben zu. Doch stolz weis't Hagen die Forderung ab, und Dietrich bewältigt Hagen und dann Günther, und liefert sie gebunden der Kriemhild aus mit der Bitte um Schonung. Kriemhild vor Hagen: „Gebt ihr mir den Nibelungenhort wieder, so sollt ihr am Leben bleiben.“ Hagen dagegen: „Nimmer so lange noch einer meiner Herren lebt.“ Da trägt sie ihm Günthers abgehauenes Haupt vor die Augen. „Nun weiß den Schatz Niemand als Gott und ich, er bleibt dir ewig verborgen.“ Mit Siegfried's Schwert schlägt sie nun auch ihm das Haupt herunter. Da springt der alte Hildebrand hinzu und schlägt auch sie nieder.

Dietrich und König Etzel weinen da begannen,
sie beklagten inniglich die Freunde wie die Mannen;
die stolze Heldenblüthe war da gelegen todt.
die Lente hatten alle Jammer und auch Noth.
mit Leide ward beendet des Königs frohes Fest,
wie stets die Freude Trauer zu allerletzt uns hinterläßt
Ich kann euch nicht bescheiden, was darnach geschah,
nur daß Mann und Frauen beweinen man da sah,
dazu die edeln Knechte, der lieben Freunde Tod.
Hier hat die Maer ein Ende. Das ist der Nibelungen Noth.

Wie das mythische Zeitalter der Deutschen in einer Weissagung austönte, die den Untergang aller Götter verkündete, so hat auch das Gefühl von dem Untergang der deutschen Heldenzeit seinen ergreifenden Ausdruck in diesem letzten Lied von der Nibelungennoth gefunden. Von der Freude eines starken Menschengeschlechts sind wir an der Hand der Liebe und der Treue, des Hasses und der Rachsucht ins blutigste Leid hineingeführt, und nicht nur der Inhalt macht auf uns vollständig den Eindruck einer Tragödie; auch die Art der Verwicklung und der gewaltsame Fortschritt der Handlung trägt mehr den Charakter eines Dramas als den eines kunstlos und behaglich forterzählenden Epos. Dem deutschen Gedicht fehlt die schöne sinnliche Fülle, der Alles verklärende Glanz und der ruhige Athem der griechischen Ilias und Odyssee, aber sein unscheinbarer Leib übertrifft beide an Straffheit der Sehnen, an markiger Kraft und an Gluth der Leidenschaft. Die griechischen Gesetze versöhnender Harmonie werden von der Eigenart germanischer Charaktere durchbrochen; es gilt hier nicht eine Alles gleichmäßig sättigende Farbe, sondern tiefe Schatten neben grellen Lichtern. Die echtdeutsche Natur des Gegensatzes, nicht das griechische Maßhalten, lebt in den Personen, wie in den Situationen unsers Gedichts; in denselben Gemüthern völlige Hingebung und trotziger Widerstand neben einander. In Kriemhild und Hagen zeigt sich diese Natur am deutlichsten, sie sind deshalb auch die treibenden Gestalten der ganzen Sage. Aber auch harmonischere Charaktere werden durch das Geschick in die gegensätzlichsten Situationen gerissen: Der offene Siegfried betrügt und besiegt zweimal seine Freundin Brunhild; der milde gastliche Rüdeger erschlägt seinen besten Gastfreund, der ihn selber mit seinem Gastgeschenk zu Tode trifft; der treue Bruder Giselher erhält nicht einmal die Gnade eines raschen Todes von seiner geliebten Schwester; der heitere Volker rührt am gewaltigsten seinen frohen Fiedelbogen, als er sterben muß; der weise, friedliebende Dietrich liefert den stärksten Helden der Erde dem Morde aus. Und so tauchen auch die Situationen tief hinunter und steigen sofort wieder hoch empor, aus Lust zum Leid, aus Leid zur Lust, bis das letzte Leid Alle verschlingt. Dieser Humor und sein Bruder und der Weltschmerz, stammen aus früheren Zeiten als wir gewöhnlich glauben. Und nicht erst das Christenthum hat sie uns gebracht, sie sind altgermanische Erbstücke. Unsere Nibelungenlieder sind zwar in christlicher Zeit verfaßt, bewahren aber treu den heidnischen Geist. Denn die paar Kirchgänge haben keine weitere Bedeutung für die Sage, aber das altheidnische Blut um Blut durchdringt alle ihre Theile. Der unverwundbare Siegfried, die übermenschlich starke Brunhild, der dämonische Hagen tragen noch die Züge germanischer Götter; und aus den Weissagungen jener Schwanjungfrauen am Eingang ins Land des Todes spricht noch ganz unverhohlen der heidnische Glaube.

In der deutschen Geschichte ist auf die heidnische Götterzeit die heidnische Heldenzeit, auf diese die Zeit der christlichen Bekehrung, auf diese die der christlichen Kaiser und Ritter, auf diese die der Fürsten und Bürger mit der Erneuerung des Christenthums unter Luther, auf diese die Zeit der staatlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen gefolgt; breite Ströme trennen die Menschen des 19. Jahrhunderts von den Nibelungen. Aber so lange wir in allen Wandelungen deutsches Wesen zu unserm und der Erde Glück festhalten, so lange werden wir spätgeborenen Deutschen den verwandten Herzschlag aus jener altdeutschen Dichtung herausfühlen und nachfühlen und werden die Lieder von den Nibelungen als Zeugnisse echtdeutscher Kunst, Geistes- und Charakterstärke hoch und theuer halten.

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. Solitaire. Erzählungen bei Mondschein. — Grosse. Der letzte Grieche, Trauerspiel. — Hoffmann von Fallersleben. Polnische Volkslieder. — Max Müller. Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. — L. Eckardt. Novellen.

* Das siebente (Juli-) Heft der von Rudolf Gottschall herausgegebenen Monatsschrift „Unsere Zeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus) beginnt mit einem Artikel: „Siebenbürgen und sein Landtag", in welchem die eigenthümlichen und durch die Verschiedenheit der Nationalitäten verwickelten Verhältnisse dieses Landes vom deutschen Standpunkte aus beleuchtet werden. Der Artikel ist aus genauester Kenntniß der Verhältnisse hervorgegangen und gerade für die jetzige Krisis in Oesterreich von besonderm Interesse. „Heine und Varnhagen", der zweite Aufsatz, ist ein von dem Herausgeber selbst abgefaßter Essay, welcher den besten englischen und französischen Mustern würdig nachstrebt. Der folgende Aufsatz, der letzte einer Folge von Artikeln, welche den Krieg gegen Dänemark behandelten, theilt alle Vorzüge seiner Vorgänger, was die unparteiliche und gründliche, die klare und lebendige Darstellung betrifft. Unter allem, was bisher über diesen Krieg für das große Publikum geschrieben worden ist, dürften diese Artikel, die auch für Militärs von Fach wegen ihrer scharf eingehenden Kritik technischen Werth haben, wohl den Preis verdienen. Die darauffolgende Biographie Richard Cobden's giebt ein treues Porträt des englischen Staats- und Volksmanns nach den besten Quellen und in eingehender Darstellung. Das Literatur- und Theaterfeuilleton zeichnet sich wie immer durch die Prägnanz aus, mit welcher die Erscheinungen des letzten Monats besprochen werden, während der technologische Abschnitt des Feuilletons diesmal die neuesten Erfindungen des Telegraphenwesens, namentlich den Caselli'schen Telegraphen anschaulich darstellt und würdigt.

— J. F. Blumenbachs anthropologische Abhandlungen sind von Thomas Bendyshe ins Englische übersetzt worden. Das Athenäum widmet den Verdiensten des deutschen Naturforschers wie des englischen Uebersetzers ein hohes Lob.

— Am 14. September d. J. soll in Dresden ein Congreß deutscher Dante-Freunde Statt finden. Die Einladung dazu ergeht an alle Verehrer des italienischen Dichters Seitens der Herren Professoren Karl Witte in Halle, Wegele in Würzburg, Mussafia in Wien und Bähr in Dresden. Es handelt sich um den von Karl Witte gestellten Antrag, alle für das Dante-Studium über Deutschland verbreiteten Kräfte zu gemeinsamer Thätigkeit zusammenzufassen, eine große Dante-Bibliothek und eine Dante-Zeitschrift (in deutscher, italienischer und französischer Sprache) zu gründen und eine kritische Ausgabe der prosaischen Schriften des Commedia-Dichters vorzubereiten. Warum der Congreß deutscher Dantisten, in welchem dieser Antrag berathen werden sollte, nicht schon im Mai d. J., wo doch das 600jährige Geburts-Jubiläum gefeiert ward, zusammentrat, wissen wir nicht. Jetzt ist Dante's Todestag, der 14. Sept., dazu ausersehen worden, alle deutschen Dante-Forscher, unter denen bekanntlich Philalethes (König Johann von Sachsen) eine hervorragende Stelle einnimmt, in Dresden zu versammeln. Eine Vorberathung soll Tages zuvor im Hotel de Saxe Statt finden. Daß die reichen Schätze für Dante-Literatur, welche Dresden bietet, den versammelten Dante-Freunden zu freiester Einsicht offen stehen werden, ist zuversichtlich zu hoffen. Außerdem wird Sorge getragen werden, auch von anderen deutschen Bibliotheken her Dante-Handschriften und andere Seltenheiten dieses Literaturzweiges zur Anschauung zu bringen.

— Aus Weimar schreibt Dingelstedt der Augsb. Allg. Ztg.: Am 17. Juli ist denn in unserem Schillerhause die Stiftshütte vollends abgebrochen und nach Wien spedirt worden, aus der kleinen Dichterstadt in die große Kaiserstadt Deutschlands. Drei riesige Kisten, im Gewicht von 4 — 5 Centnern, waren nöthig, um das caput mortuum der ersten Verwaltungsperiode, Correspondenz, Berichte, Protocolle, Unterstützungs-Acten, Satzungen (in zwei Ausgaben und beneidenswerth starken Auflagen), Rechnungen sammt Belegen, Formulare, Registranden, Bücher u. s. w. aufzunehmen. Wächst das „schätzbare Material" so fort, dann mag sich in Jahr und Tag die Stiftung, in Ermangelung dienstbarer Engelein, die das Archiv, wie die Casa di Loretto, über Nacht von einem Vorort zum andern tragen, nur nach einem Extrazug umsehen. Was für jetzt noch zu befördern ist, die Central-Casse, bedarf eines solchen nicht; da seit Januar d. J. die Dresdener Beiträge ausgeblieben, dagegen die zum 1. Juli d. J. fälligen Gewährungen, im Betrage von etwa 4000 Rthlrn., noch von hier aus gezahlt worden sind, wird der Cassen- und Rechnungsführer, ganz wie ein großer Finanzminister der Neuzeit, einen leeren Staatsschatz seinem Nachfolger überantworten; nur die Schulden fehlen, um das Gleichniß völlig zutreffend zu machen. Vielleicht ist Wien der rechte Ort, um auch in dieses Geheimniß zeitgemäßer Verwaltungskunst die Schillerstiftung einzuweihen.

— Herr Woldemar Bargiel, welcher seit fünf Jahren als Lehrer an dem Conservatorium in Köln aufs ersprießlichste gewirkt, ist zum Director der Musikschule und des Gesangvereins in Rotterdam ernannt worden und wird dem äußerst ehrenvollen Rufe dahin Folge leisten.

— Arnold Ruge ist zum Besuche in Berlin. Er hatte bis vor Kurzem die Absicht, wieder ganz nach Deutschland überzusiedeln. Die allgemeinen politischen Zustände, und namentlich die Verhältnisse in Preußen, wo sein „Jahrbuch des Volkes" gleich nach Erscheinen des ersten Probeheftes verboten ist, haben ihn davon abgebracht.

— Fräulein Adele Kinkel, eine Tochter Gottfried Kinkel's, wird, wie die englische lithographirte Correspondenz vernimmt, demnächst eine Kunstreise nach Deutschland antreten. Die große musicalische Begabung ihrer Mutter hat sich auf sie vererbt, und bei ihrem jetzt erfolgten Ausscheiden aus der londoner musicalischen Akademie hat sie den ersten Preis für Composition, die silberne Medaille, davongetragen, deren nur zwei in jedem Jahre vergeben werden.

— Die vom Centralcomité zur Errichtung eines Denkmals für König Maximilian II. bestellte Vollzugscommission erläßt nun an die deutschen Künstler die Einladung sich an der Verwirklichung des Monuments durch Einsendung von Modellen zu betheiligen. Die nähern Aufschlüsse über den Ort der Aufstellung, die Art der Ausführung u. s. w. können bei dem Bureau des Centralcomité's mündlich oder schriftlich erhalten werden. Als letzter Termin für die Einsendung der Modelle ist der 1. September 1866 bestimmt. Ueber die Frage, welches der eingekommenen Modelle zur Ausführung gebracht werden soll, wird ein aus fünf Sachverständigen gebildetes Schiedsgericht entscheiden. Das Comité hat übrigens mehrere deutsche Künstler speciell eingeladen, Modelle für das Denkmal gegen eine Aversalvergütung einzusenden.

Am 7. August d. J., dem Geburtstage des berühmten Geographen Karl Ritter, wird das ihm in seiner Vaterstadt Quedlinburg errichtete Denkmal enthüllt werden. Dasselbe besteht in der bronzenen Büste des hochverdienten Mannes, von dem Bildhauer Uhlenhuth modellirt, auf einem Piedestal von rothem rheinischem und carrarischem Marmor, und wird in einer durchbrochenen Halle in gothischem Stil aufgestellt.

— Der deutsche Schriftsteller-Verein (Dr. Friedrich Friedrich, Vorsitzender, Karl Cramer, Schriftführer) ladet die deutschen Schriftsteller zu dem auf den 19. und 20. August in Leipzig festgesetzten Schriftsteller-Tag ein. Am Abend des 19. August wird in Leipzig die Begrüßung der angekommenen Schriftsteller im Schützenhause Statt finden und in demselben werden auch am 20. die Verhandlungen gepflogen werden. Für diese sind vorläufig folgende Gegenstände bestimmt: 1) Bildung eines allgemeinen deutschen Schriftsteller-Bundes; 2) Feststellung des Begriffes des schriftstellerischen Eigenthums, so wie des Nachdruckes; ferner 3) die deutschen Theater-Verhältnisse und die Tantième für Bühnendichter.

— Der Bau der preußischen Nationalgalerie ist nach Stüler's Tode der Leitung des Geh. Oberbaurathes Strack, jedenfalls dem freisinnigsten und gediegensten unter Schinkel's noch lebenden Schülern, übertragen worden. Man will noch im Herbste dieses Jahres mit den Fundamenten beginnen. Der Baugrund, in der Nähe des neuen Museums, ist bereits erworben.

— In Florenz fand vor Kurzem eine Versammlung von italienischen Bühnendichtern statt, welche die Einführung der dort bis jetzt noch nicht bestehenden Tantièmen zum Gegenstand hatte.

— „Die Afrikanerin" ist in London am 22. Juli zur Aufführung gekommen, mit den Damen Lucca und Fioretti, und den Herren Wachtel, Graziani und Schmid.

— Der Hof-Opernsänger Schnorr von Carolsfeld ist in Dresden am 21. Juli, am Typhus gestorben.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℛ
Expedition
Obernstraße Nr. 26.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 33. Bremen, 13. August 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Bremen und die Gründung Riga's.

Von H. A. Schumacher.

III.

Als die Kunde von den Ereignissen, die während des Herbstes 1198 sich zugetragen hatten, nach Deutschland kam, gerieth am Sitze des bremischen Erzbischofs Alles in die größte Aufregung. Völlige Niederlage war dem ersten Kreuzzuge gegen die Liven schnell gefolgt!

Erzbischof Hartwig der Zweite war kurz vor Beginn dieses Zuges zum heiligen Lande aufgebrochen; dann hatte ihn aber die erschütternde Nachricht vom Tode des thatkräftigen Königs, Heinrich des Sechsten, zurückgerufen; er hatte daheim zwei Häupter des Reiches getroffen, den Bruder des Verschiedenen, König Philipp und diesem gegenüber stehend, den Sohn seines alten Freundes, Heinrich des Löwen, Otto den Welfen. Noch schwankte er, von Natur unschlüssig und kraftlos, welcher Partei er sich anschließen sollte; da kam jene Trauerpost aus Osten.

Diesmal faßte Hartwig einen gesunden Entschluß. Das neu erworbene Land der bremischen Kirche sollte nicht aufgegeben werden; selbst mit den schwersten Opfern mußte das Erzstift dies Besitzthum behaupten, welches allein noch von seinem alten Berufe zeugte, von seiner großen Aufgabe für die Mission des europäischen Nordens. Es galt einen Mann zu finden, welcher sich nicht scheute, das Werk der Bekriegung und der Bekehrung unter den schwierigsten Umständen zu übernehmen, welcher nicht zurückschrak vor den trüben Erfahrungen, die von Meinhard und Berthold an der Ostsee gemacht waren.

Hartwig fand eine geeignete Persönlichkeit im Kreise seines eigenen Domkapitels, einen Mann, der nicht bloß den Muth besaß, in die Lande der Heiden zu pilgern, sondern es auch verstand, das Schwert zu führen, der nicht bloß von religiöser Begeisterung ergriffen war, sondern auch mit praktischem Sinn die Dinge erfaßte.

Nicht fern von Uthlede, dem Stammsitze des Erzbischofs, liegen die Ortschaften Apeler und Bexhövede, ebenfalls im Flußgebiete der Niederweser und auf den letzten Ausläufen der Geest, jenseits des Lüneflusses dicht bei einander, jetzt kleine unscheinbare, friedliche Dörfer. Aus ihnen stammte ein riesiges, im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte blühendes Geschlecht, dessen Glieder zum Theil dem Waffendienste sich widmeten, zum Theil in den geistlichen Stand eintraten. Die Einen, wie die Anderen, erprobt in treuer Anhänglichkeit an die Kirche und allzeit ihrem Dienst sich zu opfern bereit, gehörten in den Landen des Erzstiftes zu den geachtetsten und einflußreichsten Personen. Beim Ausgange des zwölften Jahrhunderts zählte das edle Geschlecht sieben kräftige Männer Einer Generation, und unter den sieben Brüdern leuchtete besonders Einer hervor, Albert mit Namen. Seit 1189 Mitglied des bremischen Domstiftes kannte er genau den Gang, den bisher die Dinge in Livland genommen hatten; schon als Jüngling durch Reife und Festigkeit ausgezeichnet, hatte er bereits unter den Machthabern des Stiftes und aller Orten unter den Fürsten Freunde und Gönner gewonnen; nun stand er in der vollen Blüthe des Mannesalters, begierig, auf einem großen Felde des Wirkens seine Kräfte zu zeigen.

Diesen Albert ernannte der Erzbischof von Bremen im Anfang des Jahres 1199 zum Bischof von Livland. Die Wahl war glücklich; mit großartiger Energie ergriff der Ernannte die Lösung der schwierigen Aufgabe. Ihm war es nicht zu thun um augenblickliche Erfolge unter den Heiden; das Werk, das er begann, mußte dauernd und fest werden, und hatte er den ersten Schritt gewagt, so sollte keine Gewalt ihn zwingen, gleich seinen Vorläufern, den Fuß wieder zurückzuziehen.

Sofort nach seiner Ernennung, noch im Sommer 1199, brach Albert nach Osten auf, aber nicht, um sogleich zur Düna zu fahren. Er wollte zunächst weit reichende Vorbereitungen für solche Fahrt zu treffen suchen. Seine erste Arbeit gedieh. Er ging nach Gothland, und in Whisby begriffen Alle die große Bedeutung der Colonie an der Düna. Hier wirkten noch die Verheißungen jener Kreuzbulle, die im Frühlinge des verflossenen Jahres die Männer zu unnützem Zuge gegen die Liven vereint hatte; hier gewann des neuen Bischofs kraftvolle Persönlichkeit schnell bei den rüstigen Kaufleuten das größte Vertrauen. Bald konnte hier Albert Hunderte mit dem Kreuze schmücken, die bereit waren, wenn es galt, mit ihm zur Düna zu ziehen. Von Gothland eilte er nach Dänemark. Waldemar I., ein unermüdlicher

Verfolger der Seeräuber besonders der estnischen, und ein starker Vorkämpfer der Kirche gegen die Heiden, war freilich seit einigen Monaten todt; allein gleich thätig wollten seine Söhne sich erweisen, König Kanut, Heinrich des Löwen Schwiegersohn, und sein ritterlicher Bruder Waldemar. Seit Rügen wieder gewonnen war, mochten die Fürsten Anschläge machen auf die künftige Oberherrlichkeit über die ganze Ost- und Südküste des baltischen Meeres; sie standen daher dem Unternehmen Alberts nicht fern. Auch den greisen Erzbischof Absalon von Lund suchte Albert auf, einen der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, der gleich ausgezeichnet war als Staatsmann, als Krieger und als Priester, den Schöpfer der neuen, großen Dänenflotte; er fand in ihm den treuen Rathgeber, der zu rüstigem Vorgehen mahnte.

Dann kehrte der Bischof im Spätherbste wieder zur Weser zurück; mit Hartwig, der nothgedrungen der kaiserlichen Partei sich in die Arme werfen mußte, zog er von Bremen gen Magdeburg, wo Philipp der Hohenstaufe seinen großen Reichstag hielt. Dort waren die sächsischen und thüringischen Fürsten um den König versammelt, dessen Sieg über den Welfen damals gewiß zu sein schien; dort umringten den Sohn des großen Friedrich die Bischöfe Norddeutschlands. In den Kreis der Großen trat Albert und erbat sich den Schutz und den Beistand des Reiches für die bedrängte deutsche Kirche im livischen Lande. Schon war in Rom, wo vor Kurzem Innocenz der Dritte, der gewaltige Priesterfürst, den apostolischen Stuhl bestiegen hatte, die verzweiflungsvolle Lage der verlassenen Christenschaar gewürdigt; schon war in Norddeutschland die Bulle des Papstes vom 5. Oct. bekannt geworden, welche alle Gläubigen in Sachsen und Westfalen, im Slavenland und in den Gebieten jenseits der Elbe aufbot zum Kampf gegen die Liven unter dem Zeichen des Kreuzes; die Fahrt zum Heidenlande der Ostsee sollte gleichen Segen bringen, wie die nach den Ostküsten des mittelländischen Meeres. Der König wiederholte zu Magdeburg den Fürsten gegenüber das gebietende Wort des Papstes; er mochte wohl hoffen, durch die lebhafte und eifrige Unterstützung eines solchen Kreuzzuges mehr und mehr den apostolischen Vater für sich zu gewinnen, welcher bereits im Sommer 1199 nicht undeutliche Zeichen seiner Gunst dem Gegenkönige gegeben hatte.

Die zweite nordische Kreuzfahrt sollte nach solchen Vorbereitungen weit großartiger werden, als die erste, vor zwei Jahren unternommene. Albert selber durchzog im Winter die norddeutschen Lande und predigte das Kreuz gegen die Heiden; viele Männer in Niedersachsen und Westfalen ließen mit dem rothen Zeichen sich schmücken, einfache Dienstleute und gräfliche Herren; besonders zahlreich war die Betheiligung in dem Flußgebiete der Weser und in den friesischen Bereichen. Drei und zwanzig Schiffe waren im Frühlinge des Jahres 1200 nothwendig, um die kriegerischen Schaaren mit Pferden und Waffen, die Geistlichen, Handwerker und Kaufleute, die ihnen sich anschlossen, über das Wasser zu tragen.

Von Lübeck brach das Kreuzheer auf, von der jugendlichen, schon kraftvollen Stadt des Löwenherzogs, die durch die Gunst sowohl des Welfen, als auch seines hohenstaufischen Gegners schnell zu Macht und Reichthum emporgewachsen war. Von der Mündung der Trave ging es nach Gothland, wo neue Waffengenossen aufgenommen wurden und neue Schiffe der Flotte sich anschlossen; in wenigen Tagen war dann die Rhede der Düna erreicht.

Die Flotte landete; nach feierlichem Gebet stiegen die Mannen ans Land; am Ufer blieben die Friesen als Wachen zurück, die Schiffe und ihre Fracht zu schützen, die Insignien der bischöflichen Würde, die Altargeräthe, die steinerne Kathedra und was sonst mitgebracht war, um möglichst bald mit äußerem Glanze die Inthronisirung des Bischofs vornehmen zu können. Jetzt erscheint Albert als kriegerischer Held; hoch zu Roß führt er das Kreuzheer, in dessen Mitte die Klerisei einherzieht. Uexküll wird erreicht, und freudig empfängt die kleine Schaar der Christen, die hier mühevoll sich gehalten hat, die rettenden Krieger. Dann geht es nach Holm, und auch in diese Feste geschieht der Eingang ohne Hinderniß.

Nun aber sind auch die Liven gerüstet. Sie umlagern, geführt von zweien ihrer Aeltesten, von Ozo und Caupo, die Feste Holm und das zusammengedrängte Christenheer kommt in große Bedrängniß. Der Feind weist seine Ausfälle zurück; große Noth an Lebensmitteln für Menschen und Pferde bricht aus. Da stößt man bei Nachgrabungen auf bedeutende Kornvorräthe, und zugleich senden die Friesen von der Flotte her ihre überzählige Mannschaft die Düna hinauf, Holm zu entsetzen. Wie die Liven die Verwüstungen der ergrimmten Nordseemänner gewahren und erkennen, daß ihre Belagerung keinen Erfolg hat, wie sie ihre Saaten vernichtet, ihre Wohnungen zerstört sehen und die Feste jeden Angriff siegreich zurückweist, da sinkt ihr Muth. Sie erbieten sich zum Frieden und zur Taufe; Azo und Caupo werden Christen.

So hatte Albert rasch dasselbe erreicht, was seinen Vorgängern, Meinhard und Berthold geglückt war, die äußerliche formelle Bezwingung des Heidenthums. Wieder hatte die bremische Kirche an dem Ufer der Düna Fuß gefaßt, es fragte sich, ob sie jetzt besser ihren Standpunkt werde behaupten können, als in früheren Jahren.

IV.

Der erste Erfolg, den Albert errungen hatte, war von nur geringem Werthe; dies erkannte er selbst. Auf die Treue der Liven war nicht zu bauen. Leicht konnten sie zum dritten Male sich in die Düna stürzen, um die Taufe abzuwaschen. Ihre Treue zu befestigen, entschloß sich Albert nun zu einem verdammenswerthen Schritt. Er, der größte der livländischen Bischöfe, beging den ersten Verrath gegen die Eingebornen, er gab den späteren Geschlechtern das traurige Beispiel, das nur zu häufig Nachahmung fand. Die Aeltesten der Liven lud er zu sich in die Burg Holm, auf das Freundlichste wurden sie, die dem Gastrechte vertrauten, vom Bischofe bewirthet. Als das Mahl geendet hatte, wurde über den neu geschlossenen Frieden gesprochen und über die Erfüllung desselben verhandelt. Eingedenk des zweimaligen Rückfalls der Liven, forderte der Bischof Geiseln, aber seine Gäste weigerten diese. Da ward plötzlich das feste Haus von bewaffneten Deutschen umringt, und die Aeltesten sahen, daß ihnen nur die Wahl blieb, selbst gezwungen in die Fremde zu gehen, oder ihre Söhne und Anverwandten nach Deutschland zu senden; sie wählten das Letztere. Dreißig Jünglinge wurden auserkoren, und Albert sandte sie schleunigst mit einem seiner Schiffe nach Bremen. Sie sollten nicht bloß Pfänder für die Treue der Liven sein, vielmehr in der bremischen Schule erzogen besonders dazu dienen, ihren Stammgenossen in ihrer eigenen Sprache die Lehren des Christenthums zu verkünden.

Dies konnte in Zukunft nutzen. Zunächst mußte dafür gesorgt werden, daß das Gewonnene möglichst schnell besser geschirmt werde, als durch jene Geiseln, welche die christlichen Sieger nicht gegen das Andringen der Kuren und Esten sicher stellen konnten, nicht gegen Feindseligkeiten der Dünafürsten oder der litthauischen Völker, ja nicht einmal gegen neue Erhebungen der Liven selbst.

Schöpferischen Geistes ersann Albert nun einen großartigen Plan. Zwei Uebelstände hatten bisher das Gedeihen der livländischen Kirche gehindert: zunächst das Aufbrechen der kriegerischen

Schaaren bei Eintritt des Winters, ihre Rückkehr zur Heimath nach Ablauf weniger Monate, und sodann die Unmöglichkeit, von den kleinen Burgen aus das Land zu beherrschen, in ihnen eine größere Heeresmacht zu durchwintern. Dafür mußte gesorgt werden, daß der Deutsche in Livland eine neue Heimath sich gründete, daß er dort wirklich ansäßig wurde, daß die Geistlichen einen Rückhalt gewannen an einer dauernden, deutschen Bevölkerung. Alberts Plan stand schon fest, als er im Herbste des Jahres 1200 sich rüstete, Livland für kurze Zeit wieder zu verlassen. In der Heimath wollte er Alles vorbereiten, um möglichst schnell sowohl für die ritterliche Mannschaft, als auch für Bürgersleute und Handwerker eine bleibende Stätte an der Düna herrichten zu können. Seine Verhandlungen gediehen. Heimgekehrt konnte er mit den Aeltesten der Liven wegen Gründung einer Stadt sich bereden; gemeinsam mit ihnen erkor er jene bereits erwähnte Stätte, zwei Meilen oberhalb der Dünamündung, auf der das Stapelhaus der Gothländer von Alters her gestanden hatte. Im Frühlinge des Jahres 1201 beginnen die Handwerker, die bereits vor Jahresfrist mit den Kreuzfahrern fortgewandert waren, und ihre Genossen, die jetzt aus Gothland herüber gerufen wurden, den Bau jenes Ortes, welcher die alte Bezeichnung des Stapelplatzes, den alten Namen: „Rige“ beibehielt. Bald stiegen die Mauern empor, bald erhoben sich in ihrem Kreise einzelne Häuser; aber Bevölkerung mußte erst herbeigezogen werden. An noch menschenleerer Stätte ward der Grundstein zu dem bischöflichen Dome gelegt, welcher der Schutzherrin der livländischen Kirche, der Mutter Maria geweiht werden sollte. Neben den Fundamenten schlugen dann die Geistlichen aus Uexküll und Holm ihr Blockhaus auf und bald verloren die beiden Festen ihre frühern Insassen bis auf die kampffähige Besatzung. Aber auch für die ritterliche Mannschaft ward ein Bau innerhalb der schnell emporwachsenden Mauern begonnen; schon hatte Albert die ersten Schritte gethan um seiner Kirche ein stets bereites, streitbares Heer zu schaffen. Wie die livländischen Kreuzfahrten nach dem Muster der bewaffneten Pilgerzüge zum gelobten Lande geschehen, so lag es nahe, für die Behauptung Livlands ähnliche Institutionen hervorzurufen, wie für den Schutz der Christen in Palästina ins Leben getreten waren. Dort hatten sich im Laufe des zwölften Jahrhunderts die großen geistlichen Ritterorden gebildet, besonders schon 1119 der Orden der Tempelherren, der freilich bereits in dem Jahrhundert seiner Stiftung manchen harten Tadel auf sich lud, aber doch an ritterlicher Tüchtigkeit kaum seines Gleichen fand. Kurz vor Alberts Wahl war dann im Morgenlande nach diesem Vorbilde der Orden der Deutschherren gestiftet, dessen Ruf schnell über ganz Europa sich verbreitete. Als diese ritterliche Genossenschaft, die bald auch nach Livland vordringen sollte, in deutschen Landen zuerst festen Fuß faßte, begann Albert die Begründung eines ähnlichen Ordens in Livland der den Gesetzen der Tempelherren folgen sollte. Schon 1201 entsandte er jenen Dietrich von Bremen, den vormals das Schicksalspferd gerettet hatte, seinen erfahrensten Rathgeber, nach Rom, damit er dem Papste jenen Plan unterbreite. In der neuen Stadt sollte das Haupthaus der ritterlichen Brüderschaft sich erheben. Außerdem begann „auf der Rige“ der Bau des bischöflichen Schlosses, und so rasch wurden alle diese Arbeiten vom rührigen Kirchenfürsten befördert, daß bereits im Jahre 1202 die Neugestaltung der Verhältnisse ins Leben treten konnte.

Im Frühling dieses Jahres kam „mit den ersten Bürgern“ Albert's Bruder in Riga an, der Mönch Engelbert, welcher von seinem Kloster Segeberg aus, wie einst Meinhard, eifrigst für die Auswanderung nach Livland gewirkt hatte. Er hatte hinweisen können auf die günstige Lage der neuen Stadt, auf die Vorrechte, die der Papst ihr verleihen, auf den Schutz, den die Ritter dort dem friedlichen Handwerker und Kaufmann gewähren würden. Die Bulle wurde bekannt, in welcher Innocenz beifällig und hoch erfreut die Stiftung des livländischen Ritterbundes bestätigte. Besonders wegen des Hinweises auf ihn war die Agitation des Mönches geglückt, und den Mannen, die er über die Ostsee führte, schlossen sich bald andere Schaaren an. Schon wölbte sich an der Düna die Marienkirche mit ihrem hohen Thurm, von dem die Kriegsglocke ihre Warnungssignale und Sturmzeichen in's Land schicken sollte; schon war die steinerne Kathedra in der Kirche aufgestellt, welche Albert auf seinem ersten Zuge mit nach Livland gebracht hatte; schon war der Bischofssitz von Uexküll nach Riga verlegt und feierlich das Haupthaus des neuen Ordens eröffnet, welcher bald nach dem rothen Schwerte und dem rothen Kreuze auf weißem Mantel den ehrfurchtgebietenden Namen der „Schwertbrüder“ erhielt.

So erstand vier und vierzig Jahre nachdem die bremer Seefahrer Livland entdeckt hatten, in kurzer Zeit jenes Riga, dem eine große, reiche Zukunft beschieden war; nicht, wie man wohl gesagt hat, eine Colonie der Stadt Bremen, wohl aber eine Schöpfung der bremischen Kirche, an der neben dem immer mächtiger werdenden Lübeck vor allen Anderen die Bürger der niedersächsischen Städte und die Ritter der Weserlande das erste Anrecht hatten. Auf die bremische Kirche wies der Schlüssel hin, den die Bürger Riga's, gleich den Bürgern Bremens, in ihr Stadtwappen aufnahmen; auf die Metropole und Repräsentantin des norddeutschen Erzstiftes der alte Spruch, daß Bremen ganz Livland aus der Taufe gehoben habe.

Seit ein günstiger Hafen die Kauffahrer zu der neuen Stadt einlud, seit das immer stattlicher werdende Bischofsschloß als sichtbarer Kern der deutschen Ostsee-Colonie sich erhob, seit das Haupthaus des Ritterordens Allen sich öffnete, die kampflustig und begeistert, zum Gelübde ehelosen Standes und unbedingten Gehorsams bereit waren, strömten dichte Schaaren alljährlich nach den Ufern der Düna. Bald war die Stadtverfassung organisirt und der Rath von Riga, aus zwölf Bürgern bestehend, ein angesehenes Collegium; bald schloß Bischof Albert in seinem Palatium zu Riga mit den Gesandten russischer Fürsten, besonders mit den Machthabern zu Polozk, Gerzike und Kukanois, wichtige Verträge; bald erhoben sich längs der Düna und ihren Nebenflüssen die Burgen des Ordens, die einzelnen Rittern zu Lehn gegeben waren, den Meiendorf's, Isenburg's, Tiesenhusen's, den Lippern, den Plessen, den Vannerow's und wie alle die Grafen und Edlen aus Sachsen, Westfalen und Friesland hießen, die in den nächsten Jahren nach Riga und weiter zogen.

„In dem denkwürdigen Jahre 1206 war das Werk der Taufe in Livland vollendet“, so schreibt damals ein Mann, der gerade in jenem Jahre, aus der Ferne zu seinem Vaterlande heimkehrte, und verwundert dort, wo bei seinem Fortgang nur Gras und Buschwerk gestanden, eine Stadt erblickte, deren Festigkeit ihm die sichere Begründung der deutschen und christlichen Herrschaft in Livland versinnbildlichen konnte. Der im Jahre 1206 nach Livland Heimkehrende, der jene Worte geschrieben, gehörte zu den Geiseln, die Albert vor sechs Jahren sich erzwungen hatte. In der Domschule zu Bremen war er ein neuer Mensch geworden; begeistert hing er jetzt an dem Bischof, begeistert trat er jetzt ein für die Predigt des Evangeliums in seiner Heimath, und, richtig die Bedeutung der großen Ereignisse würdigend, deren Zeuge er gewesen, versuchte er ihre Erinnerung der Nachwelt zu bewahren. Als Priester und Dollmetsch, als Zögling des Bischofs, begann der Lette, der in der Taufe wohl nach dem damaligen bremischen Domscholaster den Namen Heinrich erhalten hatte, sein großes

Geschichtswerk und betheuerte zu Anfang desselben in schlichten Worten und mit ehrlichem Tone, daß in seiner Erzählung Nichts vorkomme, was er nicht mit eigenen Augen gesehen oder nicht von Männern vernommen habe, unter deren Augen es geschehen sei, daß er nicht wegen zeitlichen Gewinnes, nicht aus Schmeichelei, daß er Keinem zu Lieb und Keinem zu Leid seine Nachrichten niedergeschrieben habe.

Ihm haben wir in unserer Weise nacherzählt, was hier von der Entdeckung Livland's, von der Gründung Riga's und dem Verhältnisse Bremen's zu beiden Ereignissen mitgetheilt ist; anderen Federn möge es überlassen bleiben die späteren Geschicke der deutschen Colonie am rigischen Meerbusen zu schildern, das Wachsen des Vertilgungskrieges gegen die Eingebornen, den Streit des Bisthums Riga mit der bremischen Kirche, das Erstehen weiterer Bisthümer und die Ausbreitung der Hierarchie, den Zwiespalt unter den Deutschen, und die Einmischungen der dänischen und russischen Waffen, das Heranziehen des deutschen Ordens und das Emporwachsen seiner Macht, alle die einzelnen Phasen, welche die Entwicklung der älteren Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen durchgemacht hat.

---

* Proben einer neuen Behandlungsweise Horazischer Oden.

Von Johannes Karsten.

(II. 14: Eheu, fugaces, Postume, Postume, etc.)

Posthumus, die Jahre fliehn,
und vor ihren Falten
schützt nicht Zucht noch Mäßigkeit;
dich auch, nach verfallner Zeit,
holt der Tod, wie uns; für ihn
sind wir aufbehalten.

Nicht um Opfer läßt er, ach!
seine Opfer fahren,
und für Bitten ist er taub.
Kommt die Zeit zu seinem Raub,
geht er seiner Beute nach,
schickt er seine Bahren.

Meinst du, meidend die Gefahr,
ihr dich zu entschlagen?
In die Feinde, auf das Meer
wage dich getrost! denn wer,
wem es nicht beschieden war,
darf an dich sich wagen?

Einmal, Lieber, mußt du doch
unser Erbtheil theilen;
einmal trägt man aus dem Haus
vor der Gattin dich hinaus
an das Grab; du möchtest noch
und du darfst nicht weilen.

Was hilft gegen diesen Schluß
des Gedankens Bläße?
Von den Bäumen auf der Flur,
die du pflegtest, folgt dir nur,
und auch sie nur, weil sie muß,
Lieber, die Cypresse.

Eines mildert diesen Schluß,
eins, zu dem ich riethe:
Daß, wer in dein Erbe kommt,
sich versagen müsse prompt
den Genuß, daß im Genuß
er dich überbiete.

(II. 18: Non ebur neque aureum etc.)

Weder Gold noch Elfenbein
rahmt meines Hauses schlichte Wände ein;
keines Säulenganges Pracht,
den meine Balkendecke überdacht,
sendete mir Africa,
den Attalus zum Erben nicht ersah;
kein gesittet' Mädchen lebt,
das mir als Sclavin Purpurstoffe webt.
Etwas Zutraun, etwas Witz
sind mein gesammter Reichthum, mein Besitz.
Nimmer hab' ich mehr begehrt,
nie weniger der andern Mehr entbehrt,
dessen Werth im Schein beruht,
als eben jetzt auf meinem lieben Gut.
Ach, der Tag vertreibt den Tag;
den Monden folgen neue Monde nach;
und du, Lieber, alt genug,
um klug zu sein, du bist so wenig klug,
daß du, wie du sagst, schon längst
die Marmorbrüche zu verpachten denkst,
die du, was du nicht dir sagst,
bald selbst zu deiner Gruft bedürfen magst.
Du erbaust dir Haus auf Haus,
und nur das letzte baust du dir nicht aus;
du, der so verworren hauſt,
vernimm', daß du mich eben nicht erbaust!
Was, um alles in der Welt,
soll das in's Wasser fortgeworfne Geld
für den prächtigen Palast,
den du in Bajae hergerichtet hast?
Ward nicht dort gekarrt, gerammt,
bis du, verdammter Thor, das Meer verdammt,
und in Elfenbein und Gold
aus der bedrohten Flut, von ihr umgrollt,
stieg das stolze Werk empor?
Als du das thatest, warst du nur ein Thor!
Aber ich, nach Freundespflicht,
erweise dir noch schlimmeren Bezicht.
Hast' du Länderein genug,
wie? oder willst du noch des Armen Fluch?
Heimlich rückst du in der Nacht
am Stein, an deiner Grenze angebracht,
und des Löhners kleines Feld,
dem Schweiß entrungen und im Schweiß bestellt,
eignest du dir gierig zu;
denn dich verklagt man nicht; zu groß bist du!
Mann und Frau, sie wandern aus;
sie lenken vom im Stich gelassnen Haus
in die Fremde ihren Schritt;
und nehmen nur den Gram im Busen mit,
wo der Kinder schmutzige Brut
bei den geretteten Penaten ruht.
Und wofür, mein Freund, wofür?
Wohin führt endlich diese Ungebühr?
Stelltest du dir das wohl vor?
Du Thor, sie führt dich an des Hades Thor,
in der Erde tiefe Nacht,
aus der noch keiner sich zurückgebracht.
Selbst Prometheus, sonst so klug,
nicht für den Charon war er schlau genug;
Charon nahm das Lösegeld,
und ließ ihn doch nicht auf die Oberwelt.
D'rum bedenke: wer im Glück,
läßt, stirbt er, was er sammelte, zurück;
wer im Mangel, in der Pein,
geht in die langerwünschte Ruhe ein.

(III. 29: Tyrrhena regum progenies etc.)

Dein harren Wein und Salben;
komm' zu mir, meinethalben,
kann sonst dich nichts bestimmen,
auf's ländliche Gefild;
kein Aufschub, sei entschieden!
o, flücht' in meinen Frieden
aus Rom; mag Rom verschwimmen,
wie ein Gedankenbild!

O, zaudre nicht, mein Lieber!
Hier Tibur, dort die Tiber;
hier Tusculum, Präneste,
wo ist es hübscher? sprich!
Hier Ruh', dort ekle Fülle,
Rauch, bis zur Wolkenhülle
aufsteigende Paläste
und Lärm! Ist das für dich?

Ein schlichtes Mahl im Schatten
auf blumenreichen Matten,
anmuthend, mein ich, sei es;
komm', und versuch' es nur;
doch eile, eh' der Leue
versengt, was dich erfreue:
die Blüthenpracht des Maies
im Hain und auf der Flur.

Verbanne, Freund, die Sorgen
um Rom; Rom ist geborgen;
dich kümmert, was der Serer
und was der Scythe sinnt?
Durch Grübeln das erfahren
zu wollen, kannst du sparen,
weil, nimmt man Schweres schwerer,
man schwerlich Licht gewinnt.

Voll Weisheit ward, was morgen
uns treffe, uns verborgen.
Die hohen Götter lachen,
wenn Menschen ahnungsvoll
die Zukunft sich verfeinden;
das Werdende die Sei'nden
vorfürchtend überwachen;
es kommt, was kommen soll.

Genieße! Im Genusse
bist du du selbst; dem Flusse
gleicht, was, uns vorbehalten,
im Schooß der Dinge ruht.
Bald tanzt die Sonnenhelle
auf schmeichlerischer Welle;
bald mit des Sturms Gewalten
kämpft die empörte Flut.

Dann fällt der Fels zusammen;
zerstörend, gleich den Flammen,
reißt dann die Wuth der Wogen
in ihrem Wirbel fort
die Bäume und die Bauten;
wir, die wir fromm vertrauten,
erblicken nun, betrogen,
Verwüstung, Trümmer, Mord.

Kannst du vom Tage sagen:
„Gelebt!“ magst du den Tagen
und dem, was sie dir bringen,
gefaßt und froh vertraun.
Dir bleibt, was du in Stunden
genossen, überwunden;
du weißt, du wirst den Dingen
dich überlegen schaun;

Du weißt, daß Glück hat Launen;
was solltest du erstaunen,
wenn es die Gunst von heute
dir morgen nicht verleiht?
In deine Tugend hülle
dich dann und sieh' die Fülle,
mit der es dich erfreute,
an andern ohne Neid;

und will dir's nicht gelingen,
zu fesseln seine Schwingen,
so ist, dich zu ergeben,
nicht Ruhm nur, selbst Gewinn.
In Armuth, unverschuldet
und männlich ausgeduldet,
liegt oft ein Glück für's Leben;
nimm' sie als solches hin.

Die Schiffe, leck, in Trümmern,
was sollten sie dich kümmern,
wenn sie dir nicht gehörten?
Ein Weiser, der sich fügt,
fährst du im sichern Nachen
vorüber unter Lachen
am Wrack, mit unzerstörten
Gemüth und bleibst vergnügt.

---

* Ein Besuch in Allerheiligen *).

Die kurzgemessene Zeit, die ich der schönen Bäderstadt am Oosbach widmen konnte, war mir allzuschnell verflogen und ich machte mich auf, um noch das vielgerühmte Allerheiligen zu besuchen. Nachdem mir die letzten Augenblicke in Baden durch die kolossale Unverschämtheit eines Hausknechts erheitert worden waren, stieg ich in den Dampfwagen, der mich zunächst nach Oos brachte. Als ich hier angelangt war, und nun hoffte, bald weiter befördert zu werden, wurde ich bitter enttäuscht: hier galt es zu warten und zwar so lange, daß selbst deutsche Geduld auf eine schwere Probe gestellt wurde. Diejenigen, welche hinunter nach Rastadt, Karlsruhe u. s. w. fahren wollten, waren gut daran, sie wurden noch ziemlich schnell erlöst: nicht so, wer weiter aufwärts begehrte. In Oos war ein großes Sängerfest gewesen und die Theilnehmer an demselben aus den Nachbarstädten wollten nach Haus befördert sein. Dadurch entstand eine lange Verzögerung. Einmal allerdings geht Jegliches vorüber und so wurde man nach dreiviertelstündigem Aufenthalt in dem Menschenwirrwar in einen bereits vollgepfropften Wagen gepackt. Die Mehrzahl der Reisenden bestand aus jungen Leuten, die bei dem Sängerfest gewesen: eine Tafel, die an einer mächtigen Stange befestigt war, belehrte mich, daß ich inmitten des Sängerbundes von Achern weilte. Das Singen macht bekanntlich trockne Kehlen, trockne Kehlen aber wollen naturgemäß angefeuchtet sein. Die wackern Sänger hatten offenbar diesem Naturgebot gehorcht und die sehr heitere Stimmung, die unter ihnen herrschte, bewies, daß heut im Forsthause bei Oos so manches „Schöppche“ vertilgt worden war. Bald fingen sie auch zu singen an, aber ach — der edle Sängerbund war aus Rand und Band: Tenor und Baß konnten sich nicht einigen, welches Lied angestimmt werden sollte, und endlich begann ein Jeder das, welches ihm beliebte, in der Hoffnung den Andern niederzusingen. Die Uebrigen sangen dies und das und so entsprang ein gesangliches Frieassée, das Einen schier in die schönen Tage des Jahres 1848 versetzen konnte, wo Aehnliches unter den Fenstern so manches mißliebigen Mannes zu vernehmen war. Das eintönige Gerassel auf der Eisenbahn war ein wahrer Ohrenschmaus gegen solchen Gesang; ich suchte mich ihm möglichst zu entziehn, indem ich den Kopf zum Wagenfenster hinaussteckte und mir die Gegend beschaute. Das war in der That lohnend. Die Berge des Schwarzwaldes lagen da in dunkler ernster Färbung, die alte Yburg grüßte von der spitzen Bergkuppe herab; an ihrem Fuß liegt ein Dörfchen, deß Name guten Klang hat weit über das Land hinaus, es ist Affenthal — das weinberühmte. Mit Affenthal wetteifert in der Berühmtheit das Städtchen, an welchem jetzt der Zug einen Augenblick hält, — Steinbach, der Geburtsort des großen Meisters Erwin, dessen Andenken überall in Ehren gehalten wird, wo nur immer man die Pracht und Erhabenheit der gothischen Baukunst bewundert. Ein straßburger Bildhauer hat ihm hier im Jahre 1844 auf einem Hügel, von dem aus man den Thurm des Münsters erblicken kann, ein Standbild gesetzt. Schnell fliegen wir vorüber; bald ist Bühl erreicht, ein freundliches altes Städtchen. Aber auch hier gilts nicht zu verweilen, nur die bühler Sänger steigen ab und allmälig ist der dämonische Ungesang im Wagen verstummt. Der erste Tenor aus Achern, der mir gegenübersitzt und ein freundlicher junger Postbeamter ist, macht mich auf die Hornisgrinde, den höchsten Berg des untern Schwarzwaldes aufmerksam und fragt mich, ob ich nicht nach Saßbach hinüber wolle und das Denkmal ansehn, welches dem großen französischen Feldherrn Turenne (der hier bekanntlich im Jahre 1675 fiel) da gesetzt sei. Doch schon sind wir in Achern. Auf dem Bahnhof große Bewegung. Der acherner Sängerbund ordnete sich in Reih' und Glied; die mächtige Standarte an der Spitze, jeder Sänger mit einem grünen Zweige geschmückt —, so hielt er seinen feierlichen Einzug in das Städtchen. Die Straßenjugend des Ortes lief in vollem Jubel voraus und zu den Seiten; aber auch die jungen Mädchen waren ziemlich zahlreich versammelt und begrüßten die heimkehrenden Sänger beim Vorüberziehn mit freundlichen Blicken. —

Am folgenden Morgen verfügte ich mich zu dem Post-Omnibus, der nach Ottenhöfen geht; da ich der einzige Fahrgast war und mich überdies ordentlich umschauen wollte, so beschloß ich lieber draußen zu sitzen, als in den Wagen zu steigen. Nachdem der freundliche Postillion auf meine darauf bezügliche Frage mit einem „Ja frilich“ geantwortet, kletterte ich zu ihm hinauf und ließ mir's wohl sein. Die Morgenluft blies kräftig und von der Hitze, die ich in Baden verspürt, war Nichts zu merken. Aber das Wetter wurde klar und das war die Hauptsache. So fuhren wir denn in dies gesegnete Land hinein. An dem Flüßchen Acher, das verschiedene Mühlen treibt, geht es entlang. Allmälig verengert sich das Thal. Die Gebirgswände treten auf beiden Ufern näher zusammen; sie sind alle mit Reben oder Wald bekränzt; im Thale üppige Wiesen und prächtige Obstbäume; die reifen Kirschen hingen uns so, daß man nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu pflücken. Mein freundlicher Rosselenker wurde nicht müde, mir Auskunft zu geben, er fühlte sich offenbar durch mein Fragen hochgeehrt. Er wies mir die berühmte Irrenanstalt Illenau und das Brigittenschloß, von einer gar frommen Frau so benannt, die eines bösen Ritters Ehehälfte gewesen sei; er erinnerte, daß wir jetzt durch das kappler Thal führen, daß Kappel ein Marktflecken sei und daß ich in der Nähe die Ruinen von Rodeck sehn würde, die Kappler hätten sich auch gar gewaltig gegen die Franzosen gewehrt (er meinte wahrscheinlich die Vorgänge von 1796). Als ich fragte, ob in Kappel guter Wein wachse, betheuerte er „Ja frilich“ und fügte wie zur Bekräftigung hinzu, daß auch sein Schatz in Kappel wohne. Besagtem Schatz wurde demnächst von seinem getreuen Verehrer ein kurzer Besuch abgestattet, als der Wagen vor der Posthalterei einige Minuten hielt. Dann ging es frisch weiter. In Furschenbach stieg ein Mann mit schwarzem breitkrämpigen Hut und rother Weste (wie sie die Landleute hier meistens haben) in den Wagen. „Kennen Sie den?“ fragte ich meinen Gefährten, als er den Einsteigenden begrüßte. „Ja frilich, er ist in . . . Bürgermeister.“ Ich bekam nun „frilich“ keinen guten Begriff von den Bürgermeistern des untern Schwarzwaldes; denn als wir in

*) Vgl. Aus dem badischen Unterlande in Nr. 29.

Ottenhöfen anlangten und der Herr Bürgermeister von . . . ausstieg, taumelte er und fiel der Länge nach auf die Erde, machte auch keine Anstalt aufzustehn. Der Postillion lachte und meinte: ob ich nun noch zweifelte, daß der kappler Wein gut sei? Ottenhöfen ist ein schön gelegenes Dorf, zu dessen Kirche eine Anzahl anderer Dörfer und „Zinken" gehören. Am allerwenigsten hätte ich hier in diesem stillen Gebirgsorte erwartet, an Tagesfragen erinnert zu werden und doch war dies der Fall. Als ich in die Posthalterei, die zugleich Wirthshaus ist, eintreten wollte, sah ich einen gedruckten Zettel angeschlagen. Es war das Rescript des Großherzogs, in welchem er sich die lästigen Deputationen der gegen die Schulordnung eifernden Ultramontanen verbittet. Als ich nun aber in die Wirthsstube kam, um zu warten, bis das Fuhrwerk, das ich bestellt, angeschirrt sei, fand ich dort — es war Montag Morgen — den neusten Kladderadatsch. Alles wird heut von der Kultur beleckt. „Also auch hier in diesem abgeschiedenen Waldthal die Blüthe berliner Witzes", rief ich erstaunt aus. „Ja frilich" entgegnete der Herr Posthalter mit einigem Selbstgefühl. — Ein leichtes Wägelchen fuhr vor, ich setzte mich auf und schnell ging es von dannen. Ich war nicht weit gefahren, als ich links am Berge einen Wegweiser mit der Inschrift „Zum Edelfrauengrab" wahrnahm. Er führt zu einer merkwürdigen, wahrscheinlich durch das Wasser des Gottschlägbächleins ausgewaschenen Höhle, an die sich eine schauerliche Sage von einer eingemauerten treulosen Frau des Ritters von Bosenstein knüpft. Von hier steigt man auch am Nächsten zu dem wildromantischen Mummelsee, dessen geheimnißvolles Grauen Hermann Kurz in „Schillers Heimathsjahren" so schön zu zeichnen gewußt hat. Für diesmal mußte ich auf eine Wanderung dahin verzichten und setzte daher meinen Weg fort. Eine Zeitlang waren wir schnell vorwärts gekommen, aber allmälig mäßigte sich der Schritt des kräftigen Gebirgspferdes; denn es ging steil bergan. Die Straße zieht sich um einen Berg herum, immer aufwärts, bis die Höhe erstiegen ist. Plötzlich zeigt sich ein überraschender Anblick. Rings umher dichtbewaldete, schroffe Berge; in der Mitte wie in einen Kessel eingekeilt eine enge Thalschlucht; drunten in der Tiefe ragen aus dunkelm Waldesgrün die mächtigen Trümmer einer alten Kirche, an ein einsames Haus gelehnt, hervor. Wie soll man da hinab kommen? Die Straße senkt sich in zahlreichen Windungen und doch immer noch steil; das leichte Fuhrwerk schießt den jähen Pfad hinab, aber das sichere, kluge Pferd, das solch' abschüssige Wege genügend kennt und der gewandte Kutscher verlieren das Gleichgewicht nicht und wohlbehalten langen wir unten an. Wir sind am Ziele: das ist Allerheiligen.

Den Mönchen des Mittelalters (wenigstens in Deutschland) wird man ein lebhaftes Gefühl für Naturschönheit nicht absprechen können. Allerorten haben sie großartig oder anmuthig gelegene Plätze ausgesucht, auf denen sie ihre Klöster hinbauten. Das sieht man an dieser Stelle aufs Neue bestätigt. Auch war hier gewiß ein sehr passender Ort für eine derartige Stiftung. Wenn irgendwo das menschliche Herz leichter geneigt sein wird, der Welt zu entsagen und ihr unruhiges Treiben zu vergessen, so ist es in einem solchen Thalgrund, dessen natürliche Bildung schon an und für sich eine klösterliche Abgeschiedenheit schuf, zumal in einer Zeit, in welcher nicht die reichen Verkehrsmittel unsres Jahrhunderts die Beziehungen zu der Welt außerhalb der Berge so wesentlich erleichterten. Die Gründung dieses Klosters wurde einer vielgeprüften, greisen Fürstin verdankt. Uta wurde als Tochter eines angesehenen schwäbischen Grafen Gottfried von Calw, der durch Kaiser Heinrich V. zum Pfalzgrafen am Rhein erhoben worden, ungefähr ums Jahr 1122 geboren; ihre Mutter, Liutgard von Zähringen stammte aus dem jüngern Zweige des Hauses Baden. In früher Jugend schon mußte Uta den Verlust des Vaters beweinen; als sie dann zur Jungfrau heranwuchs, schien ihrer ein glänzendes Loos zu warten, denn sie wurde von jenem stolzen Heinrich, in dem das welfische Geschlecht den Höhepunkt der Macht erreichte und um die Kaiserkrone buhlen durfte, zur Gemahlin für seinen jüngern Bruder ausersehn. So heirathete sie denn noch als ein halbes Kind (eine im Mittelalter ganz gewöhnliche Unsitte) den Herzog Welf. In dieser Ehe erlebte sie die schwersten Schicksalsschläge. Bald nach ihrer Hochzeit bekriegten sich ihr Gemahl und ihr nächster Blutsverwandter um ihrer reichen Mitgift willen. Dann erfolgten die bekannten heftigen Parteikämpfe zwischen Welfen und Hohenstaufen. Das Haupt der erstern, Heinrich, in der Acht des Reiches, seiner Herzogthümer entsetzt, starb eines plötzlichen Todes in der Blüthe seiner Jahre. Sein Bruder Welf suchte wenigstens Baiern zu behaupten; nach jahrelangen Kämpfen mußte er darauf verzichten. Ein einziger Sohn entsproß seiner Ehe mit Uta; je weniger Befriedigung sie in derselben fand, um so mehr wird ihr Herz an dem Sohne gehangen haben. Dieser, ein feuriger, leidenschaftlicher Jüngling, der sich als Statthalter seines Vaters in Mittelitalien, durch unbändige Fehdelust in Deutschland hervorgethan, erlag auf dem unglücklichen Römerzug von 1167 dem südlichen Klima. Herzog Welf, mißmüthig über den Verlust seines einzigen Erben und von sinnlicher Natur, entfernte sich immer mehr von seiner alternden Gattin und begann ein lockeres Leben. Große Gastmähler, Jagden, Ritterspiele wurden veranstaltet, prächtige Geschenke vertheilt. Schöne Mädchen und Gaukler kosteten den lebenslustigen Fürsten bedeutende Summen; nebenher verfehlte er nicht, für sein Seelenheil zu sorgen und die Kirchen und Klöster, sowie die Armen reichlich zu bedenken. Uta hatte ihn verlassen und lebte einsam in Italien. So verstrich manches Jahr. Da er frischer Mittel bedurfte, um sein verschwenderisches Treiben fortzusetzen, trat Welf seine italienischen Lande und später auch die meisten seiner deutschen Erbgüter dem Kaiser Friedrich ab; es machte ihm Nichts aus, daß er darüber mit seinem Neffen, Heinrich dem Löwen gänzlich zerfiel. In diesem mächtigen Herzog erlitt dann das Welfenhaus einen zweiten, noch tiefern Sturz; auch das rührte das alte Stammeshaupt nicht. Da traf dasselbe ein schweres persönliches Unglück: Herzog Welf erblindete. Das führte eine innere Wandlung in ihm herbei; er verließ die Genossen seiner Ausschweifungen, gab das verschwenderische Leben auf und trug Verlangen, sich mit der schwergekränkten Gattin auszusöhnen. Uta — welche ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber „eine wahrhaft edle und sittenreine Frau" nennt — kam nach Deutschland und verzieh. Nicht lange darauf erkrankte Welf und starb (1191). Uta zog sich auf ihr Schloß Schauenburg zurück (dessen Ruine man noch heute südlich von Oberkirch erblickt) und nannte sich fortan nach dieser Besitzung. Hier faßte sie den Plan, ein Kloster des Prämonstratenser-Ordens zu stiften und führte ihn nach einigen Jahren aus. Wir haben noch den Wortlaut der Stiftungsurkunde „Ich Uta, Herzogin von Schauenburg" — beginnt dieselbe — „entbiete allen Getreuen meinen Gruß. Da der Herr uns gelehrt, daß für irdisches Gut Wohnstätten im Himmel erworben werden, so pflanzen wir zur Ehre Gottes und aller Heiligen ein Kloster am Ufer des Nordwassers über dem Büttenstein." — Das Stift ursprünglich Propstei, wurde 1657 zur Abtei erhoben und hat so bis 1802 bestanden; in seiner letzten Zeit war eine Schule mit ihm verbunden, die Rühmliches für die Gegend geleistet hat. Im Jahre 1803 wollte man eine Spinnerei hier einrichten, da sandte der Himmel einen gnädigen Blitzstrahl und bewahrte so das Kloster vor der angedrohten Verwandlung; nur wenige Theile des großen Baues blieben

stehn, in denen wir jetzt das Forsthaus erblicken. Die Kirche ist eine stattliche Ruine, von der älteren die schon 1470 abbrannte, sind auch noch Ueberreste erhalten; sie liegen malerisch zwischen Gras und Blumen zerstreut umher. Der Eindruck, den diese ansehnlichen Kirchentrümmer aus längst verschwundener Zeit hervorrufen, wird sehr gestört durch ein ganz modernes Erinnerungszeichen, das wohl eine passendere Stätte hätte finden können. Eine an die Mauer angeschlagene und von dem heidelberger Corps Saxoborussia gestiftete Gedenktafel besagt, daß ein Student aus Ostpreußen, ein Herr von Soundso vor einigen Jahren hier sein frühes Ende gefunden habe. Wie man mir später erzählte, hat der Unglückliche in jugendlichem Uebermuth trotz vielseitiger Abmahnungen die Mauer der Ruine erklommen; die Steine bröckelten los, er stürzte hinunter und wurde zerschmettert aufgehoben. Vermuthlich steht seitdem am Eingang: „Vor herabfallenden Trümmern wird gewarnt.“ Gleichwohl konnte ich es mir nicht versagen in der leergebrannten Stätte umherzuwandern; ich kam unversehrt wieder heraus.

Trotz ihrer Abgeschiedenheit und Weltentsagung hielten es die Mönche von Allerheiligen doch auch mit „leben und leben lassen;“ sie verschmähten es nicht an den Festen des Volkes Theil zu nehmen. Einen interessanten Beleg dafür bietet eine vor Kurzem bekannt gewordene Stelle in dem Statutenbuch der Städte Oberkirch und Oppenau aus dem sechszehnten Jahrhundert. Da wird ungefähr Folgendes berichtet: Am Montag nach Invocavit (also Fastnacht) muß ein jeder Zwölfer und Schultheiß zu dem Altar gehn und opfern. Da pflegt man ein Schaurtag zu halten (damit wird gewöhnlich sonst der Aschermittwoch bezeichnet) darzu werden alle Inwohner, Arm und Reich, Frau und Mann, Edel und Unedel sammt dem Probst und seinem Convent (von Allerheiligen nämlich) uff den Imbiß geladen und schenkt der Schultheiß den Frauen im Namen des Bischofs von Straßburg zehn Schilling, ein Amtmann zehn Schilling, ein Propst gewöhnlich einen Ohmen Wein oder zween und sonst ein Edelmann einen halben Gulden oder was sein guter Wille ist und macht man nachher die Zeche und meldet, was ein Jeder geschenkt hat und wird Allen denen, so also geschenkt haben, die Zeche erlassen. Man kauft auch besondern Wein, den man diesen Tag braucht, auch bestellt man einen Küchenmeister und Einen, der Wein, und Einen, der Brot „ufftregt.“ Und pflegen die Weiber einen Schultheiß aus sich zu wählen und nach dem Imbiß Gericht zu halten, wo sie die Männer strafen. Und muß die Narrethei denselben Tag „einen Fürgang haben“ (d. i. ihren Weg gehen). Und wird Jedermann auf den Nachtimbiß oder Collazien wieder gerufen und macht man also dann die Zeche. —

Ich fühlte ebenfalls das Bedürfniß nach einer „Collazien“ und begab mich deßhalb nach dem Försterhause. Dort ist ein geräumiges Zimmer zur Aufnahme von Gästen hergerichtet. Eine lange, mit blendendweißem Tuche bedeckte Tafel, die sich hindurchzieht, sieht sehr einladend aus. Die Wände ringsum sind mit Bildern bedeckt. Hier hängt eine Darstellung des Klosters und der dazu gehörigen Gebäude, wie es zu Anfang dieses Jahrhunderts kurz vor der Aufhebung beschaffen war. Dort befindet sich ein Bild der Stadt — Hannover, das ein Bewohner der Hauptstadt des Welfenreiches hergeschenkt hat, weil es ihm hier so wohl gefallen. Wenn er erst gar gewußt hätte, daß die Wittwe eines Welfen die Urheberin dieses Klosters gewesen! Die meisten Bilder sind Porträts — theils Photographien, theils Schattenrisse von frühern Besuchern, vornehmlich Studenten. Sie waren fast alle redende Beweise für die Gemüthlichkeit und Liebenswürdigkeit der Bewohner dieses Hauses. Fast unter einem jeden Bilde stand eine Widmung „Der lieben Familie M.“ oder Aehnliches. Die studirende Jugend des Rhein- und Neckarlandes scheint sich hier besonders wohlzufühlen, wobei die Anziehungskraft, welche weibliche Anmuth ausübt, mitzuwirken scheint; denn als ich der Aufforderung, die in allen möglichen lebenden und todten Sprachen (sogar in der der Zigeuner) an die Wand geschrieben ist, man solle seinen Namen in das Fremdenbuch einzeichnen, folgen wollte und in dem ziemlich dicken Bande blätterte, fand ich unter vielen andern gereimten und ungereimten Herzensergüssen auch folgende charakteristische Verse, die ein Musensohn beigesteuert hat:

Nit stolz wie die Rose' —
Ein herziges Veilche'
Ist das lieb Minneli
Von Allerheil'ge;
Drum möcht i' kose'
Mit ihr am Brünneli
Abends ein Weilche'.

Nachdem ich ein tüchtiges Stück Roastbeef mit rothem Zeller hinuntergespült, dann auf dem schönen stuttgarter Flügel einige Mozart'sche Sonaten heruntergespielt und also geistige wie leibliche Erquickung genossen, sagte ich dieser gastlichen Stätte Lebewohl. Durch einen dem Hause gegenüberliegenden Gemüsegarten gelangte ich auf einen Waldpfad, der ein wenig aufwärts zu einem kleinen Aussichtstempel, der Großherzogin zu Ehren „Louisenruhe“ benannt, führt. Hier genießt man eines sehr hübschen, wenn auch nicht weitreichenden, Blickes über das enge Thal. Der Gründenbach stürzt unterhalb des Klosters über ein Chaos granitner Felsen wild und brausend durch die kühle Schlucht und erreicht in einer Viertelstunde die sieben Büttensteine; von einer Bütte (d. h. ausgehöhltem Stein) zur andern stürzt er hinab und bildet so sieben Wasserfälle, die zum Theil eine Höhe von beinah achtzig Fuß haben. Ein künstlich angelegter Weg, in die Felsen gehauen, zuweilen durch hölzerne Leitern ersetzt, führt ins Thal hinab. Mit Wasserfällen ist es ein eignes Ding. Ich verderbe mir sonst nicht leicht einen Genuß durch unnöthige Vergleiche. Wenn ich aber einen Wasserfall betrachte, dann muß ich immer unwillkürlich an die mächtigen Sturzbäche der Alpen denken, die ich früher gesehen und dann erscheinen mir die gegenwärtigen natürlich unbedeutend. So ging es mir denn auch hier; dagegen sprach mich die ganze Scenerie in ihrer wilden Schönheit sehr an, vor Allem der prächtige Waldwuchs. Soll ich den Charakter dieses Gebirgs durch ein der Menschenwelt entlehntes Bild bezeichnen, so möchte ich sagen, es sei wie eine Jungfrau von edler Gestalt mit reichwallendem dunklen Lockenhaar und anmuthigen Gesichtszügen, auf denen aber ein tiefer Ernst ruht. Die Rebengelände sorgen dafür, daß aus dem Ernst nicht Schwermuth wird. Sie grüßten mich freundlich als ich den Wald verlassen hatte und in das herrliche Thal trat, das sich hier eröffnet. Zu beiden Seiten des kleinen Flusses, der jetzt den Namen des Lierbaches führt, zieht es sich abwärts bis dahin, wo dieser in die Rench mündet. Mehrere Stunden bin ich fröhlich so auf der mannigfach wechselnde Ansichten bietenden Straße dahingewandert, bis ich endlich Oppenau erreichte; die letzten Strahlen der Abendsonne vergoldeten bereits den Kirchthurm des malerisch von Bergen umkränzten Städtchens, das bald dem müden Wanderer ein willkommenes Obdach bieten sollte.

L. A.

Literatur und Kunst.

* In Neapel sieht man dem Erscheinen eines königl. Decrets entgegen, das in archäologischen Kreisen mit Jubel begrüßt werden wird. Die Expropriation der auf dem verschütteten Herkulaneum befindlichen Gründe soll aus Motiven des öffentlichen Interesses angeordnet werden. Der Umstand, daß ein Theil der Stadt Resina über dem verschütteten Herkulaneum liegt, hatte die früheren Regierungen von dieser Maßregel abgehalten, obwohl die antiquarische und artistische Ausbeute, die man in der ehemaligen griechischen Colonie zu finden hoffen darf, sowohl qualitativ als quantitativ weit lohnender als jene von Pompeji sein dürfte. Namentlich glaubt man schätzbare Papyrus-Manuscripte und eine Fülle solcher Objekte zu finden, die in Pompeji durch Ströme siedenden Wassers, von denen Herkulaneum verschont blieb, vernichtet wurden. Andererseits muß aber auch bemerkt werden, daß die Bloßlegungs-Arbeiten außerordentlich schwierig sein werden. Pompeji ist nur wenige Ellen hoch verschüttet; die Lava- und Bimssteinslast, die dem verschütteten Herkulaneum als riesiger Grabstein dient, mag zum mindesten die zehnfache Mächtigkeit haben.

— Am 24. Juli ist in Bonn das Standbild Arndts enthüllt worden. Nur ein einfaches Standbild auf schlichtem Postamente, wirkt es hauptsächlich durch die lebendige Auffassung und die vortreffliche Darstellung der individuellen Persönlichkeit. Der Bildhauer, welcher die Statue schuf, Herr B. Afinger von Berlin, ist wegen seiner Meisterschaft im Portrait längst anerkannt, und er hat auch hier wieder einen Beweis gegeben, wie sehr er zu „treffen" und mit Geschmack zu treffen versteht. Mit dem feineren Naturalismus, welchen die berliner Schule von ihren Altmeistern Schadow und Rauch geerbt hat und der sie vor allen anderen Bildhauerschulen auszeichnet, ist hier eine Aufgabe gelöst, welche große Schwierigkeiten hatte. Denn es galt, einen Mann darzustellen, welcher zwar in seiner Persönlichkeit, in Tracht, Haltung und Bewegung sehr originell und unverkennbar war, dessen Eigenthümlichkeit aber leicht zu einer styllosen und genrehaften Darstellung verleiten konnte. Der Bildhauer mußte sich bei der Darstellung einer so durchaus bekannten Persönlichkeit alle die Hülfsmittel versagen, womit die Kunst der Dürftigkeit des modernen Costumes abzuhelfen versucht; sein Bild wäre sonst unkenntlich geworden. So steht denn das Bild da, wie der Mann im Leben dastehen mochte, im schlichten, zugeknöpften Rocke, mit offenem Halskragen, in bequemer und doch rüstiger Haltung, die linke Hand leicht auf einen Eichenstamm gestützt, auf dem rechten Beine ruhend, den linken Fuß etwas vorausgestellt, und blickt erhobenen Hauptes hinaus in die Landschaft, gegen die er die erhobene Rechte hinstreckt, als spräche er begeisterte Worte hinaus in das schöne Rheinland und an den Strom, der ihm so lieb war. So mochte er selbst im Leben an dieser Stelle gestanden haben, welche eine der schönsten Aussichten im ganzen Rheinlande bietet. Der Kopf der Statue ist von der größten Portrait-Aehnlichkeit, sehr naturgetreu durchgebildet, ohne doch in den Einzelheiten kleinlich behandelt zu sein, aber auch ohne stylistische Idealisirung. Die Bewegung der Figur ist bei aller Einfachheit sehr lebendig und energisch, und die Bekleidung ist ganz vortrefflich behandelt. Wie der bequeme Rock und die Beinkleider die rüstige Gestalt höchst charakteristisch durchschauen lassen, ohne im geringsten ungewöhnliche oder gezwungene Formen anzunehmen, und wie das wenige Gefälte, welches eine so knappe Gewandung giebt, so ungemein naturgemäß und so wenig störend in den Massen dargestellt ist, darin zeigt sich eine hohe Meisterschaft des Künstlers und ein untadelhafter, feiner Geschmack; je leichter dergleichen wohl aussieht, um so schwerer ist es oft zu machen. Auch die Verbindung mit der nöthigen Stütze ist ungezwungen und natürlich; der Eichenstamm mit der Weinranke darum charakterisirt zugleich das Land, in welchem der Dargestellte sich so gern als rüstiger Fußwanderer bewegte. Der Guß des Bildes, von Howaldt in Braunschweig, ist sehr gelungen; der glänzende Goldglanz der Bronze stört freilich augenblicklich noch etwas die Beschauung. Es ist jedoch sehr zu loben, daß man der natürlichen Oxydirung des Erzes nicht durch künstliche Mittel vorgegriffen hat, die natürliche Patina wird später um so schöner werden. Das einfache Postament von geschliffenem grauen Granit, ein Würfel mit leicht ausgekehlten Ecken auf einem dreitheiligen Sockel und mit einem Gesims, welches in leichter Schräge gegen die Plinthe des Standbildes anläuft, ist geschmackvoll und in gutem Verhältnisse zur Statue. Der Würfel trägt an der Vorderseite den Namen des Gefeierten, auf der Rückseite die Widmung; zu beiden Seiten Kernsprüche des alten Patrioten: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte." Man hat nach langen Debatten über den Standort des Monumentes endlich den besten Platz gewählt. Die hohe Bastei, der Alte Zoll genannt, ist durch die Lage einer der schönsten Plätze am ganzen Rheinstrome, die schon vorhandenen alten Bäume umgeben den Platz aufs schönste, der zu allen Zeiten durch Spaziergänger belebt ist und doch von dem Gerassel des städtischen Lebens entfernt liegt. Man hat den ganzen Platz noch um einige Fuß erhöht, eine einfache Brustwehr von viereckigen Pfeilern in rothem Sandsteine umgiebt ihn, die zur linken Seite des Standbildes an eine halbkreisförmige Wand stößt, welche eine Bank schützend umgiebt. Hinter dem Denkmale ist ebenfalls in rothem Sandstein eine eigenthümliche architektonische Decoration mit Pilastern und Säulchen angebracht, welche später mit Rankengewächsen bewachsen wird und in den beiden Ecken ebenfalls zwei Bänke schützt.

— Ueber zweihundert Münchener Künstler haben an Professor Pettenkofer eine mit Initialen von R. Seitz und Rothbart und einem Prachteinbande nach der Zeichnung von Fr. Seitz ausgestattete Adresse erlassen, in welcher sie ihm für den durch das „Regenerationsverfahren" der Kunst geleisteten Dienst ihren Dank aussprechen. Sie „feiern in der neuen Erfindung einen Triumph des menschlichen Geistes sowohl, als auch die Erhaltung und Mehrung geistiger Bildungsmittel."

— Die londoner Universität macht bekannt, daß sie die gelehrten Titulaturen um einen Grad bereichert hat: den Dr. Literaturae, abgekürzt Dr. lit. An Stelle des deutschen Doctors der Philosophie stehen nun in England die zwei beschränkteren Würden eines Doctors der Musik und eines Doctors der Literatur.

— Ueber den Zustand Dr. Karl Gutzkows, der sich bekanntlich seit Februar d. J. in der reizend gelegenen Privat-Heilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth unter der humanen und liebevollen Pflege des dort dirigirenden Arztes, Hrn. Dr. Falco, befindet, erfährt die Augsb. Allg. Ztg., daß derselbe sich in jüngster Zeit wieder wesentlich gebessert hat; namentlich die körperliche Kräftigung und der gesammte Ernährungszustand, welcher in den ersten Monaten seines Aufenthalts in St. Gilgenberg besorgnißerregend war, schreitet in erfreulicher Weise voran. Die gemüthliche Erkrankung dagegen war bisher größern Schwankungen unterworfen. Nachdem im Monat Mai eine förderliche Ruhe und Klarheit über den eigenen Zustand eingetreten war, kehrte im Beginn des verflossenen Monats die schwermüthige Verstimmung und das Mißtrauen, welches einen charakteristischen Zug in der geistigen Störung des unglücklichen, sich selbst quälenden Kranken bildet, in erhöhtem Maß wieder. Die Wahnidee, von aller Welt verfolgt und bedroht zu sein — früher mehr leibliche Qualen und martervollen Tod vorspiegelnd — richtet sich nunmehr auf das Gebiet der eigenen schöpferischen Thätigkeit des Dichters; nicht mehr für den Urheber seiner dramatischen Werke, der Lieblinge seiner Seele, zu gelten, aus seinen Romanen das Beste und Tiefste von fremder Hand sich angeeignet zu sehen, vor aller Welt als Plagiator gebrandmarkt zu sein — das waren vorherrschend die Trugbilder welche mit dämonischer Macht des Dichters Geist umstrickten und das erkrankte Gemüth verfinsterten. Allem Anschein nach haben diese quälenden Vorstellungen ihren Gipfelpunkt erreicht, und es sind dieselben bereits im Abnehmen begriffen; die Wahnideen und die Hallucinationen treten nicht mehr mit der unmittelbaren Macht der Ueberzeugung auf, und der Kranke wird andern Interessen, andern Gedanken mehr und mehr zugänglich. Ob nun diese Besserung dauernden Bestand hat, ob eine neue Störung eintritt, läßt sich mit Sicherheit noch nicht voraussehen, um so weniger als die Krankheitsdauer viel länger ist als man ursprünglich annahm, da nach Gutzkows oft wiederholter Aussage bereits lange vor der Friedberger Katastrophe eine tiefe melancholische Verstimmung in ihm Platz gegriffen hatte, und er sich selbst schon während des ganzen vorigen Jahrs verändert fühlte — ein Umstand der für die Prognose sehr beachtenswerth erscheint, und einer erfolgreichen Behandlung vielleicht noch manchen Widerstand bieten dürfte. Hoffen wir nichtsdestoweniger daß es den ausdauernden und aufopfernden Bemühungen seines Arztes im Verein mit den wohlthätigen Eindrücken der den Kranken umgebenden lieblichen Natur schließlich gelingen wird Gutzkow der Welt und seinen vielen Freunden wieder zu schenken.

— Welche Summen es heutzutage kostet, ein Hoftheater ersten Ranges zu unterhalten, beweist wieder der Rechnungsabschluß der wiener Hof-Oper vom Jahre 1864. Nur an erste Mitglieder wurden im Ganzen 210,000 Fl. bezahlt.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Organ des Künstlervereins.

№ 34. Bremen, 20. August 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Blancvers oder Alexandriner für Moliere?

Von Adolf Laun.

Die Grenzboten Nr. 30 sprechen sich bei Gelegenheit einer sehr lobreichen Ankündigung der neuen Baudissinschen Uebersetzung Molieres für den ungereimten jambischen Fünffuß aus und sagen, dieser Vers sei für Moliere der allein richtige. Es sei mir gestattet, hier mit ein paar Worten dieser Behauptung entgegen zu treten. Einerseits hat die Frage, in welchem Vers die classische Komödie der Franzosen wiederzugeben sei, ein allgemeines literarisches Interesse und andrer Seits spräche ich, da ich in meiner *) Moliereübersetzung mich an das Original angeschlossen und den Alexander in voller Strenge mit männlicher Cäsur und Vermeidung der Enjambements, wenn auch ohne Beibehaltung der wechselnden männlichen und weiblichen Reimpaare, die ich für unwesentlich halte, wiedergegeben habe, ein Verfahren, das Graf Baudissin mir und anderen Uebersetzern in seinem Vorwort zum Vorwurf macht, gern ein Wort pro domo. — Es ziemt sich nicht für mich, den Werth unsrer beiderseitigen Arbeiten hinsichtlich der wissenschaftlichen Behandlung in Einleitung und Commentar und hinsichtlich des künstlerischen Verdienstes gegen einander abzuwägen, das ist Sache unbetheiligter Kritik, aber für Aufrechthaltung eines Prinzips darf ich schon auftreten. — Das Characteristische des Moliere'schen Verses beruht zum Theil darauf, daß der Dichter ihn zu Schlagwörtern, Pointen, Antithesen und Repliken, wie das Conversationslustspiel sie mit sich bringt, auf das geschickteste benutzt. Das eine Hemistiche giebt meistens den Satz und das zweite den Gegensatz wie zum Beispiel in: Et j'ai des serviteurs, et ne suis point servi. Zwar Diener hab' ich wohl, doch keine, die mir dienen. Vor allem aber weiß er mit dem Reim, auf dem, besonders in den Sentenzen, der Angelpunkt des Gedankens ruht, eine außerordentliche Wirkung hervorzubringen. In den Streit- und Zankscenen z. B., wo Schlag auf Schlag, wo Gegenrede auf Gegenrede einander folgt, wo eine epigrammatische Spitze der anderen entgegen geworfen wird, ist er wahrhaft drastisch; man lese nur das Wortgefecht zwischen Badius und Trissotin in den gelehrten Frauen, die Zänkerei zwischen Orgon und Dorine im Tartüff und den Zungenkampf zwischen Célimène und Arsinoe, zwischen Alcest und Oront im Misanthrop u. s. w. Hier einige Proben, inwiefern es mir gelang, diese Eigenthümlichkeit wieder zu geben:

Eleante: An leckern Bissen fehlt es dort auch wahrlich nicht.
Celimene: Ja leider nur servirt er sich als Beigericht.

Oront: Mir aber ist's genug, wenn andre mein Gedicht —
Alcest: Die Herrn verstellen sich, das aber kann ich nicht.
Oront: Sie haben den Geschmack gepachtet ganz allein.
Alcest: Hätt' ich Ihr Werk gelobt, er würde trefflich sein.
Oront: Ich tröste mich, wenn Sie mir keinen Beifall zollen
Alcest: Das müssen Sie, mein Herr, und wenn Sie's auch nicht wollen.

Dorine: Mein Gott, mein Herr, für eine Prügeltracht
Find' ich Ihr Rückenstück besonders gut gemacht
Damis: Doch könnten Sie gar leicht, mein werther Stabspedell,
Hier diesen Stock herabziehn auf Ihr schwarzes Fell.

Orgon: Ein Damenheld zwar nicht
Ist Herr Tartüff.
Dorine: Ach nein, ein Affenangesicht!

Trissotin: Bis jetzt hab' ich geglaubt, Nichts wissen mache Thoren,
Die Weisheit aber sei aus Wissenschaft geboren.
Clitander: Da irrten Sie sich sehr, denn ein gelehrter Thor
Thut's dem, der nicht studirt, an Dummheit oft zuvor.

Ich habe diese bunt durcheinander herausgerissne Proben etwas gehäuft, um zu zeigen, wie die rhythmische und phonetische Schlagkraft des Originals, sich in einer an die Form desselben sich anschließenden Uebertragung wenigstens bis zu einem gewissen Grade wiedergeben läßt, wenn man aus der Cäsur und dem Reim den Nutzen zieht, den sie bieten. — Mannichfaltige Veranlassung dazu giebt Moliere in jeder Scene, ich kann daher mit den Grenzboten keinen Muth darin finden, den Blancvers statt des Alexandriners zu wählen, sondern meine, es gehört Muth dazu, diesen zu verschwächen und sich dadurch einer Ressource zu berauben, mit der sich dem Original in Colorit und Ton nahe kommen läßt. Der ungereimte Fünffüßler, an den unser Ohr

*) Moliere's Character-Komödien. Deutsch von A. Laun. Bibliothek ausländischer Classiker. Band 14, 15, 16. Bibliographisches Institut. Hildburghausen 1865.

auf der Bühne, aber doch nur auf der tragischen, gewöhnt ist, ist freilich bequem und handlich und macht weniger Arbeit, als der Alexandriner, aber ich zweifle, daß er im Stande sei, das eigentlich Molierische im Moliere wiederzugeben, denn auch bei diesem Dichter ist die Form ein Nessusgewand, das nur mit dem Leben vom Körper, den es bekleidet, weicht. —

Ich weiß sehr wohl, in welchem Miscredit der Alexandriner bei uns steht und würde ihn für die Uebersetzung einer französischen Tragödie durch den fünffüßigen Jambus, den unsere großen Dichter nun einmal sanctionirt haben, ersetzen, obgleich ihn Platen einen barbarischen und armseligen Vers nennt, der hoffentlich bald aus unserer Sprache verschwinden wird. — Für's versificirte Lustspiel, das überhaupt bei uns im Argen liegt, ist aber noch kein consecrirter Vers da, den Blancvers dazu erheben zu wollen, scheint mir troß Kleist's zerbrochenem Krug doch sehr gewagt, zumal bei Uebersetzung eines Dichters, der nach meiner Ansicht mit dem Alexandriner steht und fällt. Die Einwürfe, die in den Grenzboten gegen denselben gemacht werden, verlieren ihre Spitze, wenn es gelingt, ihn lebendig, rasch, bewegt und wohllautend zu bauen, und wenn er beim Lesen nicht monoton scandirt, sondern nach Sinn und Empfindung modulirt wird. — Auch im Französischen hat er eine gewisse Monotonie, die zu überwinden der größte Triumph Talmas und der Rachel war. Eine gewisse Zopfigkeit wird ihm freilich immer, auch in der gewandtesten und flüssigsten Uebersetzung anhängen, doch das schadet nicht, es gehört mit zur classischen Komödie und entspricht dem Eindruck, den er auch im Französischen, auf das heutige ans moderne Lustspiel gewöhnte französische Publicum macht. — Ich habe mit Anstrengung nach Wiedergabe, des Sprach- und Verscolorits gestrebt und auch den Wortsinn möglichst treu wiederzugeben gesucht, ob meine Leistung dem Originale gerecht wird und sich mit der Baudissinschen zu messen vermag, möge die Kritik entscheiden, hier galt es mir nur, mich wegen Beibehaltung des Versmaaßes zu vertheidigen. — Doch ist noch ein Vorwurf zurückzuweisen, den ich mir zum Lobe anrechne. Baudissin, der Alle, Marquis und Köchinnen, Eltern und Kinder sich per Ihr anreden läßt, tadelt, daß ich das Sie gebraucht habe. — In einem Lustspiel, das modernes Leben reflectirt und nicht in der Ritterzeit spielt, hielt ich dies für durchaus angemessen, zumal mir dabei möglich wurde durch Sie und Er, womit Domestiken angeredet werden, und durch Du, womit Eltern zu ihren Kindern sprechen, die Nüancen, die dem Französischen Gebrauch entsprechen und unsrem Lustspiel geläufig sind, inne zu halten. — Daß wir in Uebersetzung einiger Wortspiele, die sich nicht wörtlich wiedergeben lassen in der Scene die gelehrten Frauen (Act II. Sc. VI.), wo die Köchin Sprachschnitzer und Dummheiten macht, beide auf gestudirt gekommen sind und den Scherz mit Analyse und: die Anna kenn' ich wohl doch nicht die Liese; gefunden haben, freut mich um so mehr, als er schon in meiner ersten Uebersetzung von 1854 steht.

Veux tu toute ta vie offenser la grammaire?

Mortino.

Qui parle d'offenser grand-mère ni grand-père?

Vielleicht mache ich am besten deutlich, weshalb mir der Alexandriner unerläßlich scheint, wenn ich eine beliebige kurze Stelle, in der sein Wesen hervortritt, in meiner und Baudissins Uebersetzung hier neben einander setze, das Original, dessen Benutzung ich überhaupt nur wünschen kann, ist ja leicht zur Hand. Es ist die in sich selbst verständliche Scheltrede des drolligen Pantoffelhelden Chrysal über die confuse gelehrte Wirthschaft, die seine blaustrümpfige Familie in sein Haus gebracht hat. Gelehrte Frauen Act 2, Scene 7.

Baudissin. Chrysal.

Ich rede, Schwester jetzt mit dir:
Der kleinste Schnitzer stört dich, wenn man spricht;
Allein im Handeln machst du schlimmere.
All' deine ew'gen Bücher sind mir längst
Zu viel; und außer jenem mächt'gen, großen
Plutarch, der meine Spitzenkragen preßt,
Sollt'st du die ganze Litanei je ehr
Je lieber in der Küche gleich verbrennen.
Laß den Doctoren die Gelehrsamkeit;
Nimm, wenn du klug sein willst, den langen Tubus
Vom Boden weg, der alle Welt erschreckt,
Und all' die andern läst'gen Siebensachen;
Studire nicht was man im Monde macht,
Und merke lieber drauf, was hier geschieht,
Wo, wie mir scheint, die Dinge längst schon drüber
Und drunter gehn. Es will sich nicht geziemen
Aus hundert Gründen, daß ein Weib studiren
Und all zu viel ergründen soll. Die Kinder
Ehrbar und rechtlich auferziehn — die Wirthschaft
In Ordnung halten — aufs Gesinde sehn,
Mit Sparsamkeit den Hausbedarf bestreiten,
Das ist ihr Studium, ihre Wissenschaft.
In diesem Punkt stimm' ich den Vätern bei,
Die sagten, eine Frau ist klug genug
Wenn sie's so weit gebracht hat, Wams und Hosen
Zu unterscheiden. Unsre Eltermütter
Lasen sehr wenig, doch sie lebten gut;
Ihr Haushalt war ihr einziges Gespräch
Ihr Bücherschatz: Zwirn, Fingerhut und Nadel;
Den brauchten sie, die Töchter auszusteuern.
Wie anders treiben's uns're Weiber jetzt!
Sie müssen dichten, — müssen Bücher schreiben,
Kein Wissen, keine Kunst dünkt sie zu hoch;
Und hier im Hause, mehr als irgendwo,
Hier wird das Unergründlichste erforscht,

Laun. Chrysal.

— Du, Schwester, bist's, mit der ich möchte reden.
Bei jedem falschen Wort schreist du sogleich empor;
Doch kommt in deinem Thun gar mancher Schnitzer vor.
Die ew'gen Bücher stehn mir lange schon im Wege;
Bis auf Plutarch, in den ich meine Hemdchen lege,
Säh ich den Plunder gern am Küchenfeuer schmoren.
Laß du die Wissenschaft doch lieber den Doctoren!
Das lange Fernrohr auch, das auf dem Boden steht,
Das jedem bange macht, der d'ran vorübergeht,
Und all' die Instrument' und sonst'gen Siebensachen
Studire nicht, was dort im Mond die Leute machen,
Doch sieh' ein wenig zu, wie hier die Dinge stehn;
Es scheint mir etwas kraus und bunt hier herzugehn.
Für passend gilt es nicht, und zwar aus gutem Grunde,
Daß jedes Ding ein Weib erforsche und erkunde.
Der Kinder Herz und Geist zur Sittsamkeit zu lenken,
Das Hausgesind' und dann die Wirthschaft zu bedenken,
Mit weiser Sparsamkeit Nichts unnütz auszugeben,
Das sei ihr Studium, das sei ihr geist'ges Streben.
Die Väter sahn, mich dünkt, die Sache richtig an;
Sie meinten, daß ein Weib genug stets weiß und kann,
Wenn ihre Wissenschaft zu solcher Höhe geht,
Daß sie den Unterschied von Hos' und Rock versteht.
Die Frauen jener Zeit, die waren unbelesen
Doch dafür liebten sie ein häuslich stilles Wesen;
Statt Bücher hatten sie die Nadel in der Hand
Und selber nähten sie der Tochter Brautgewand.
O, wie ganz anders ist's mit unsren heut'gen Damen!
Die treiben Schreiberei, erstreben einen Namen
Und stecken überall die Nase klug hinein!
Besonders scheint mir dies allhier der Fall zu sein.
Man forscht in jedem Punkt nach Einsicht und nach Licht,

Und Alles weiß man, nur das Nächste nicht.
Wie's auf dem Monde steht, auf Mars und Venus
Und dem Polarstern, die mich allzumal
Nichts angehn, das durchschaut ihr; wie mein Topf
Besorgt wird, der mir sehr am Herzen liegt,
Davon versteht ihr Nichts. Euch zu gefallen
Ergiebt selbst das Gesinde sich der Weisheit,
Und keines thut seitdem, was seines Amts.
Wo jeder Knecht ein Halbgelehrter ist,
Da wird der Beutel bald ein ganz geleerter.
Der Eine läßt den Braten mir verbrennen,
Weil er Geschichte liest; der Andre dichtet,
Wenn ich zu trinken fordre: jeder treibts
Wie ihr, und darum hab' ich Diener wohl,
Doch keinen, der mir dient.

Doch was man wissen soll, das leider, weiß man nicht.
Man sucht die Bahn des Monds, der Sterne zu verstehn,
Der Venus und des Mars, wo Nichts für uns zu sehn,
Und bei der Wissenschaft, die auf zum Himmel fliegt,
Denkt man nicht an den Topf, der mir am Herzen liegt.
Ja, das Gesinde selbst studirt, euch zu Gefallen,
Doch was zu thun er hat, thut keiner mehr von Allen.
Die Lehre der Vernunft treibt jeder hier im Haus,
Doch ach! die Lehre treibt mir die Vernunft hinans!
Das Fleisch verbrennt im Topf, dieweil man lernt Geschichte,
In's Feuer läuft die Brüh' beim Lesen der Gedichte: —
Kurz, alle machen's so, wie ihr's gewollt von ihnen,
Und Diener hab' ich wohl, doch keine, die mir dienen.

Da von den Grenzboten der dritte Act der gelehrten Frauen und die Sonettscene im Misanthrop (Act 1, Scene 2) besonders hervorgehoben werden, so möchte ich auch diese beiden Scenen dem, der sich für die Frage interessirt, zur Vergleichung zwischen dem Original und den beiden Uebersetzungen vorschlagen.

---

* Tonkunst.

Aus dem spanischen Lehrgedicht: „La Musica" von Tomas de Yriarte. (Madrid 1780.) I. Gesang.

Frei übersetzt von Alice Salzbrunn.

Viel mannigfache Gaben, ohrentzückend,
Die Wunder im erfreuenden Gesang,
Vereinigte das Zeitmaß und der Klang.
Mild leitende Natur, du hegst beglückend
Mit edlen, tiefen, heiligwahren Lehren
Die Wesen alle, die da sind im Leben;
Du gabst der göttlichen Musik Verehren.
Wenn du mir stets wirst Licht und Hülfe geben,
Kann mich der kühne Schwung der Poesie
Hintragen zu der ew'gen Harmouie.
Allein du segnest; ich begehre nicht
Die Götter, welche Griechenland erhellten;
Wer dir folgt, der vergißt die Sagenwelten,
Ruft nicht Apoll zum Herzens Hochgedicht,
Lauscht nicht Sirenen, bringt nicht Opferfeier
Der Macht des Pan, dem Gotte von Arkadien,
Noch der Trompetenmythe der Paladien.
Ob süßen Tönen der antiken Leier
Beim Schiffbruch froh Arion dankt' das Leben,
Terpander mit dem Melodienschleier
Dem Lärm des Volkes konnte Ruhe geben,
Amphions Weisheit einst auch Thebens Mauern
Gebaut durch edler Klänge Ruf und Trauern,
Und Orpheus schöner Zauber siegend wehte
Bei Menschen, Thieren und der Macht des Lethe:
Noch and're, näh're Wahrheit lernt' ich kennen,
Begeist'rung, die nicht irrt, läßt mich entbrennen.
Lebendig und verschieden ist Empfindung;
Es sind des Herzens heilige Affecte,
Der Menschheit ideale Liebergründung,
Die manches Tongedicht mit Wonne weckte,
Mit Macht ergossen in des Sanges Mündung.
Und wie belebte stets die volle Seele
Die Wiederkehr und Gleichform klarer Laute!
Der Stimme Trost erhob dich; sie vertraute
Gleich schnell die süße Tugend und die Fehle,
Gleich schnell die Sanftmuth und die heiße Sucht;
Wenn dir das Lied erregte tiefe Leiden,
Muß neue Biegung deine Klänge scheiden:
In stillen Pausen fühl' des Herzens Wucht,
Den Tactschlag zur helltönenden Vollendung,
Dein Wille schafft Erhöhung und Beendung.
Durch reiner Stimme weich' und starke Bucht
Empfing der Mensch der Rede schöne Gabe,
In ihr entsprang des Sanges süße Labe,
Des geist'gen Tongedichtes froh' Erschallen,
Mit Kunst verfeinert volles Widerhallen.
In solcher Ein'gung wurde stets verständigt
Die Schönheit, wunderbar und tiefergreifend,
Und jedes Volk, das roh und ungebändigt,
Empfand die Wirkung staunend, edelreifend.
Nicht nur im Menschen wohnten diese Klänge,
Gedanken kündend, freudig weit hinschweifend;
Nein, der Beginn der mächtigen Gesänge,
Des Tones Liebesbitten und Ermahnung,
Und Schall von tieferdachten Instrumenten,
Das war in Sehnsucht eifernde Nachahmung
Der Stimmen der Natur in Elementen.
Das laute Brausen stolzer Meereswellen,
Und dann des Sturms posaunendes Erschwellen,
Des Bächleins Murmeln leis' im grünen Düstern,
Der Turteltaube girrend Liebesflüstern,
Im Echo trautes, friedliches Verhallen, —
Zu tiefen Thälern und zu schatt'gen Hainen
Des Tones grüßend Hin- und Widerschallen:
Musik konnt' es berichten und vereinen.
Der Künstlersinn des Menschen lauschet innig,
Um froh zu sein in schönheitreichem Singen,
Den Nachtigallenlehren, hold und minnig,
Die mit den Klängen freier Melodie
Sich weich und tief und wundervoll erschwingen;
Mit Leidenschaft singt aus der Seele sie,
Dir klagend Eifersucht und Zärtlichkeit,
Wenn Liebe Leid und Lust und Muth ihr lieh.
Nachahmend die Musik voll Lieblichkeit,
Erschuf der Mensch sich Lied und Melodieen,
Die mit Beredtsamkeit und Poesie,
Mit Farbenspiel, graziösem Reigen ziehen,
Um aufzudecken in den zarten Bildern
Den schönen Sinn, und so das Herz zu mildern.
Jedoch nicht allen Wesen wurden Gaben,
Die durch die Bildung edel und vollkommen,
In ihrer hohen Werke bestem Frommen
Mit Rhythmus und der Töne Fülle laben.
Erwählte nur empfingen heil'ge Sendung,
Die sie hinleiten soll zur Kunstvollendung.
Wer des Berufes Macht mit Ernst vernommen,
Bereite sich erforschend die Natur,
Es wird der Schönheit volles Heil ihm kommen
Aus diesem Urbild, dieser sel'gen Spur!
O lausch', wie sie mit Anmuth kann bezwingen,
Erkenn' ihr mächtig Leben und ihr Ringen;
Klar zeigt sie dir des Wissens Dürftigkeit, —
Und wenn sie dich begeistert und erfüllet
Für's Ideal, dem, Künstler, du geweiht:
Dann fühl', daß Hochentzücken ihr entquillet!
Du wählst aus ihr mit Dank der Wahrheit Zierden,
Die kräftigvollsten und die liebeweichsten,
Und folgend stets mit heiligen Begierden,
Gelangst du ja zum Ziel am freudereichsten.

So findest du die festen, sichren Formen,
Und schreitest unbeirrt auf lichter Bahn
Zu deiner Kunst Triumph in höchsten Normen,
Hold offenbarend, was dir konnte nahn.
O, treu und freundlich wirst du stets empfinden
Auf dieses Forschens edelschönen Wegen
Der Seele Hoffnung und das Gnadefinden,
Ein still Gebet und der Erkenntniß Segen.
Erkenntniß, schöne, frohe Botschaft Gottes,
O du beglückst des Menschen Phantasie!
In dieser Welt des Schmerzes und des Spottes
Begehrt das gläub'ge Herz der Wahrheit Lehren;
Will deine milde Schwester Poesie,
Erhabne, dich nur suchen und verehren.

---

* Die Seen und Sümpfe Böotiens.

Es ist in neuerer Zeit wieder viel die Rede gewesen von der Austrocknung der unter dem Namen des Kopaissee's bekannten Sumpfebenen Böotiens. Nachdem bereits die griechische Regierung unter König Otto große Summen zu diesem Zwecke ohne besonderen Erfolg verwendet hatte, soll bald eine französische, bald eine englische Gesellschaft die Absicht haben, das Unternehmen durchzuführen, und auch eine griechische Gesellschaft ist genannt worden, die die nämliche Absicht haben sollte. Jedenfalls wünscht man, in Griechenland selbst, daß die gedachte Austrocknung unternommen werde, und es macht sich dort sogar die Meinung geltend, daß nur Griechen und griechische Kapitalien das Werk würden zu Ende führen können, aber es kommt vor allem darauf an, ob die vermeintlichen Unternehmer mit dem Gegenstande ihrer Speculation und mit den Verhältnissen so genau bekannt sind, als dies um des Zweckes willen und im Interesse der Ausführbarkeit der Sache wünschenswerth und nöthig ist. Auch außerhalb Griechenland ist der betreffende Gegenstand nicht in dem Grade bekannt, wie er es an und für sich in topographischer und culturgeschichtlicher Hinsicht verdient. Es dürfte daher nicht unnütz sein, unter Beurtheilung neuerer Mittheilungen einer griechischen Zeitung, deren Verfasser nach ihren Angaben vielfache Gelegenheit gehabt haben, den Kopaissee und die übrigen Seen Böotiens genau kennen zu lernen und ihre eigenthümliche Natur zu studiren und zu untersuchen, das Nachstehende hier zusammenzustellen.

Es giebt in Böotien drei große Strecken, die zu manchen Zeiten des Jahres unter Wasser gesetzt werden. Die eine ist der sogenannte Kopaissee, der einen Umfang von zwanzig Stunden hat und in dessen Ausdehnung 350—400,000 Stremmen (ein Stremma = ein Morgen Landes von 100 Hektaren) umfassen soll; die andere ist der Hylikesee (heutzutage Likeri oder Likeria, auch der See von Theben) von etwa 50,000 Stremmen, und die dritte der Ungarosee (Ungriasee, auch Paralimni genannt) von ungefähr 20,000 Stremmen.

Der Kopaissee erstreckt sich vom nördlichen Fuße des Helikon und dem nördlicher gelegenen Akontionberg bis gegen den Kanal von Talandi (das euböische Meer), von welchem er durch das Ptoongebirge und dessen niedrigen nördlichen Abfall getrennt wird, und er ist da, wo er dem Meere am nächsten kommt, kaum eine deutsche Meile davon entfernt. Auch die Breite in seiner Ausdehnung von Süden nach Norden ist besonders in seinem westlichen Theile sehr beträchtlich, und überhaupt nimmt er das ganze Becken zwischen der Bergen des nördlichen Böotiens ein. Nur an den Seiten läßt er verhältnißmäßig schmale Landstrecken frei, allein auch diese nicht überall. Der Kopais ist jedoch kein eigentlicher See, sondern ein ungeheurer Sumpf oder vielmehr eine weite Thalebene, die einen Theil des Jahres ganz unter Wasser steht, zu anderer Zeit aber in der Weise austrocknet, daß große Strecken davon bebaut werden können, dagegen an anderen Stellen größere oder kleinere stehende Wasser und Sümpfe zurückbleiben. Der wechselnde Zustand des Beckens ist hauptsächlich eine Folge der Beschaffenheit seiner Abflüsse. Da nämlich das Becken ringsum vollständig von Bergen umschlossen ist, so muß sich das Wasser unter der Erde einen Ausweg suchen, und man hat an zwanzig größere oder kleinere solcher Abzugsgänge (Katavothren) gezählt, durch welche es abläuft. Diese Katavothren liegen jedoch nicht alle in gleicher Tiefe, und die tiefsten genügen nur zur Abführung desjenigen Wassers, welches dem Becken regelmäßig im Jahre zufließt. Wenn daher zur Regenzeit die Bäche und Flüsse in der Nähe des Kopaissee's anschwellen, so steigt allmälig sein Wasserstand, die einzelnen Sümpfe werden zu Seen, die sich immer weiter ausbreiten und endlich das ganze weite Becken zu einem großen See machen, der nun auch die höher gelegenen Abzugsgänge erreicht. Erst im Frühling mit dem Aufhören der Regenzeit fällt nach und nach das Wasser wieder und ein großer Theil des Seebodens wird der Cultur zugänglich. Das ist der regelmäßige Verlauf der sich jedes Jahr ziemlich gleichmäßig wiederholt. Aber zu den regelmäßigen Ursachen des Steigens kommen hier und da auch außerordentliche, indem entweder Abzugsgänge verstopft werden, oder die zufließenden Gewässer in ungewöhnlicher Menge anschwellen, so daß die Katavothren dem Bedürfnisse nicht mehr genügen.

Schon frühzeitig war man bemüht, sich die Natur zu unterwerfen und das Thalbecken für die Cultur zu gewinnen und zu sichern, und bis auf unsere Zeiten haben sich von solchen Unternehmungen und Arbeiten deutliche Spuren erhalten. Noch jetzt sieht man zwischen dem östlichen Ende des See's und dem Meere, da wo ein ziemlich niedriger Felsrücken die Wasserscheide bildet, eine zusammenhängende Reihe von Schachten, der Zahl nach 14—16, welche wahrscheinlich ein Werk der ältesten Zeit sind. Offenbar hatte man sie nur in der Absicht angelegt, einen Abzugsstollen durch den Felsen zu bauen, aber so weit man bis jetzt diese Schachte untersucht hat, reichen sie auf keinen Stollen hinab, und es scheint daher, daß die Arbeit vor ihrer Vollendung unterbrochen worden war. Andere ähnliche Schachte, die man, jedoch in geringerer Zahl, in der tiefen Niederung an der südöstlichen Bucht des See's findet, sind nicht so tief, wie erstere, und unten cisternenartig erweitert, so daß sie wohl nicht dazu bestimmt gewesen zu sein scheinen, um einen Stollen zu bauen, sondern nur, um dem Wasser bei Ueberschwemmungen einen raschen Ablauf in den, unter der harten oberen Steinschicht liegenden unteren, zerklüfteten und porösen Boden zu gewähren. Außerdem läuft quer vor jener Bucht ein uralter Damm von einer Landspitze zur andern, und derselbe sicherte einst die ganze Bucht vor dem Eindringen des Wassers und machte sie zu furchtbarem Ackerland. Jetzt ist er durchbrochen, und je nachdem das Wasser hoch oder niedrig steht, ist dort eine größere oder kleinere Landstrecke überschwemmt. Eben so führt ein alter Dammweg am nördlichen Seeufer gerade über den See nach dem südlichen Ufer, mit den Resten einer alten Brücke über den in der Mitte durchfließenden Kephissus, und ähnliche Dämme zur Verbindung mehrerer Puncte giebt es dort auch sonst noch.

Zu verschiedenen Zeiten ward im Alterthum das Entsumpfungswerk in die Hand genommen, allein meist bestanden die Arbeiten nur in der Reinigung der Katavothren und im Ziehen von Gräben.

Im Mittelalter scheint der Zustand der Thalebene des Kopaïs ein besserer gewesen zu sein, dagegen ward in der türkischen Zeit durch das Anlegen von Mühlen vor den tiefer liegenden Katavothren die Versumpfung immer größer, und einige Arbeiten, die seit der Befreiung des Landes begonnen worden waren, wurden bald wieder aufgegeben.

Der Hylikesee ist nicht groß, aber tief und in verschiedene Buchten ausgezackt, und er zieht sich in vielgestaltigen Windungen von Abend nach Morgen. Er liegt östlich vom Kopaïssee, von dem er nur durch eine sehr niedrige felsige Erhöhung getrennt wird, und zwar in der Mitte zwischen zwei Höhen so eng zusammengedrängt, daß er fast wie zwei durch einen Fluß verbundene Seen erscheint. Sein Wasser ist tiefblau, kahle Felsenberge, zum Theil von bedeutender Höhe, umgeben ihn, und nur an seinem nördlichen Ufer dehnt sich eine kleine Ebene aus. Von Süden her mündet der Thespios (auf der Kirpert'schen Karte des Königreichs Griechenland führt der Fluß den Namen Kanavari) durch eine Schlucht in ihn, insoweit nämlich das Wasser nicht zuvor von dem Boden der thebanischen Ebene aufgeschluckt wird, was gewöhnlich der Fall ist. Ein etwas stärkerer Bach fließt ihm von der anderen Seite zu, hauptsächlich wird er jedoch durch den Zufluß genährt, den er auf unterirdischem Wege aus dem Kopaïssee erhält, wie er denn auch keinen sichtbaren Abfluß hat.

Der Ungriasee liegt nordöstlich vom Hylikesee, er hat eine eiförmige Gestalt und wird von dem Hylikesee gleichfalls durch Berge getrennt. Er erstreckt sich der Länge nach von Abend nach Morgen, tritt dem Meere ziemlich nahe und ist von ihm nur durch eine nicht sehr ausgedehnte Ebene und einige niedrige poröse Anhöhen geschieden.

Diese zuletzt genannten beiden Seen sind von wildaussehenden Bergen umgeben, die einst der Aufenthalt der Sphinx waren, jetzt aber der Zufluchtsort von Räuberbanden sind. (Auf der Kirpert'schen Karte findet sich dort ganz in der Nähe ein Gebirgszug mit Namen Klephtowuni, d. h. Räuberberg.) In diesen Bergen giebt es verschiedene Höhlen, in denen sich die Räuber aufhalten, die alljährlich den Einwohnern so großen Schrecken einjagen. In der Nähe befinden sich dort Trümmer alter Burgen, Ortschaften und Werke der Sculptur, auch auf dem Likerisee Ueberbleibsel einer alten Brücke, die die Verbindung zwischen Theben und der Nordseite des See's unterhielt. An den Ufern sieht man alte Oelmühlen und Reste mittelalterlicher Bauwerke. In früheren Zeiten waren, nach dem Allen zu schließen, diese Gegenden jedenfalls bevölkerter, jetzt aber herrscht hier überall tiefe Stille, und nur zur Winterszeit bedecken sich jene Landstrecken mit den Hütten der Hirten und ihren Heerden.

Nach den Aussagen der Fischer ist der Likerisee in seiner Mitte von besonderer Tiefe, aber die Quellen, die ihm das Wasser zuführen, sind nicht sichtbar. Zur Zeit großer Trockenheit treten die Gewässer so weit zurück, daß sie ein kleines Stück Land frei lassen, das bebaut und wovon reichliche Frucht verschiedener Art gewonnen wird.

Was den Ungriasee anlangt, so scheint es, daß er in früheren Zeiten nicht die jetzige Ausdehnung gehabt habe, indem Trümmer alter Ortschaften und verschiedene Bauwerke vermuthen lassen, daß die Bewohner der Umgegend, außer der Fischerei, nicht unbeträchtlichen Landbau trieben und dadurch einen nicht geringen Wohlstand genossen. Zwei Katavothren sind hier sichtbar, die eine am östlichen Ufer des See's nach Norden, die andere nach Süden. An jener ist eine Mühle, so wie eine Oeffnung, durch welche ein Theil des Wassers des See's abfließt, aber sie scheint früher größer gewesen zu sein. Auch an der anderen ist eine Oeffnung vorhanden, doch ist sie nur an dem heftigen Wasserstrom bemerklich, der in sie stattfindet. In ihrer Nähe befindet sich ein Bauwerk, das sie verschließt und einen Behälter bildet, der zur Fischerei im See dient. Diese Oeffnungen waren sonst frei von den jetzigen Verhinderungen und nahmen mehr Wasser auf, so daß, indem sie eine größere Wassermasse abführten, auch ein größerer Theil des jetzt überschwemmten Bodens für die Cultur frei blieb. Es scheint, daß, nachdem unter Sulla die Küstenstädte Böotiens zerstört worden waren, die nachfolgenden Herren des Landes den See für die Fischerei liegen ließen und die Katavothren verstopften. Indeß bemerkt man auch hier ein kleines Werk durch die den See umgebenden Höhen, und es läßt sich leicht vermuthen, daß die Alten die Absicht gehabt haben, dort einen Stollen zu graben, um die Gewässer des See's zum Meere zu leiten. Da dieser See nicht tief ist, so bedeckt er sehr fruchtbares Land für Getreide- und Baumwollenbau, und selbst für Reis. Die Quellen, welche ihm Wasser zuführen, treten bei großer Trockenheit zu Tage, wie dies z. B. im Februar 1864 der Fall war, wo an der Westseite des See's zwei große Wasserströme hervorbrachen und verschiedene Inseln bis fast zur Mitte des See's bildeten. Daß er in der Mitte selbst keinen Wasserzufluß hat, ist unzweifelhaft.

Dagegen ist es gewiß, daß mit der Austrocknung des See's, der Cultivirung des Bodens und der Zunahme der Bevölkerung das Räuberwesen aufhören würde, und eben so würde die jetzt ungesunde, viele Fieber erzeugende Gegend zu einer gesunden gemacht werden können. Auch in Folge dessen würde die Bevölkerung sich mehren und der Werth des jetzt schon culturfähigen Landes bedeutend steigen. Das würde überhaupt von der ganzen Gegend und von allen drei Seen gelten, insofern es möglich ist, in der nothwendigen Tiefe einen Tunnel von der erforderlichen Weite unter dem Bergrücken durchzuführen und die ganze Ebene trocken zu legen. Die schon bis in eine bedeutende Tiefe vorhandenen alten Schachte würden ohne Zweifel jetzt noch zu benutzen sein und sie würden die Anlage des Stollens nicht wenig erleichtern. Unzweifelhaft würde auch der zu erwartende Gewinn die großen Kosten eines solchen Unternehmens hinlänglich decken und lohnen. Die reichlichen Bäche und Flüsse würden fortwährend die nöthigen Mittel zur vollständigsten Bewässerung darbieten, und so würde die kapäische Ebene wieder der blühendste Strich Griechenlands werden. Eine unerläßliche Bedingung wäre freilich, den Boden zu freiem Eigenthum zu machen. Denn außer den nothwendigen Kosten für die Anlage des Stollens und die Durchbohrung der Höhen würden die jährlichen Auslagen für Unterhaltung dieser Arbeiten und Werke in Betracht kommen müssen.

Was insbesondere den Kopaïssee betrifft, so bemerkt der Verfasser des einen griechischen Artikels, den wir vor uns haben, daß derselbe im Wesentlichen durch verschiedene Flüsse, Bäche und wilde Gewässer, die von den nahen Bergen herabfließen, besonders auch durch die Regengüsse im Winter, die keinen Abfluß zum Meere haben, gebildet wird und daß diese Wasser den größten Theil der Sümpfe des See's erzeugen. In den Felsen, welche im Osten den See umgeben, finden sich Spuren von Wassergängen, die zur Zeit der Ueberschwemmungen mit Wasser angefüllt sind, und diese Spuren erreichen bisweilen die Höhe einer Klafter und darüber; im Sommer verziehen sich die Gewässer, weil die Katavothren, deren Zahl die Umwohnenden, im Widerspruch mit Obigem, sogar zu 80 angeben, das meiste Wasser abführen. Dann bleibt viel Land trocken liegen, aber mit geringer Ausnahme, ohne allen Nutzen, weil dann die Umwohnenden keine Zeit haben, es zu bebauen. Dagegen erzeugen die Wässer, die

im Sommer zurückbleiben, unzugängliche Sümpfe, und diese sind der Heerd der in Böotien herrschenden Fieber.

Heutzutage gewährt der Kopaïssee lediglich den Nutzen als Fischbehälter, wofür die Staatsregierung den ärmlichen Pachtzins von etwa 3500 Dr. erhält, und außerdem hat sie noch eine geringe Einnahme von den dortigen Sumpfpflanzen.

Die eigentlichen Flüsse, die in den Kopaïssee fließen und ihm stets Wasser zuführen, sind der Kephissus, der aus der Gegend des Parnaß her kommt und durch die Ebene von Chäronea fließt, der Herkynis (altgr. Herkyna), der in der Nähe von Livadia, und der Melas (Mauroneri), der unter der alten Burg von Orchomenos entspringt. Die ersteren beiden sind zur Bewässerung und zu hydraulischen Werken von großem Vortheil, dagegen gewährt der letztere zur Zeit gar keinen Nutzen, aber es ist unzweifelhaft, daß seine Wässer nach Entsumpfung des See's zu verschiedenen Zwecken gewerblicher Thätigkeit sich würden verwenden lassen.

Der gedachte Grieche hatte vor vielen Jahren zwei der größten Katavothren im Norden des See's untersucht, durch welche während der Winterszeit die größte Wassermenge unter der Erde nach dem Meere zu abfließt. Im Jahre 1864 besuchte er, und zwar im August, eine andere Katavothra, die den Namen Daulosis führt, aber er fand darin nicht einen einzigen Tropfen Wasser. In weiter Entfernung von den Felsen lagen die Sümpfe, und zwischen diesen Sümpfen und den Felsen war ein nicht unbedeutendes Stück Land bebaut. Von der Trockenheit der letzten Jahre unterstützt, hatten die Bewohner der Umgegend dies Stück Land bearbeitet und mit Baumwolle besäet. Uebrigens ist die zuletzt erwähnte Katavothra nur ein sehr enger Gang durch den Felsen, und sie liegt in weiter Entfernung von jenen nördlichen beiden Katavothren. Unzugängliche Berge trennen sie von dem Likerisee, und ich vermochte — bemerkt der Grieche — mich nicht mit Sicherheit zu überzeugen, ob eine unterirdische Verbindung zwischen diesem See und der Kopaïs statt finde. Aber so viel ist gewiß, daß in den letzten drei Jahren der Kopaïssee fast ganz frei von Wasser, dagegen der Likerisee, mit Ausnahme eines sehr kleinen Theiles, mit Wasser angefüllt war, und dies gilt auch in gleichem Verhältniß vom Ungriasee. Die gegenseitigen Beziehungen der drei Seen untereinander können erst dann richtig beurtheilt und genau erkannt werden, wenn entweder die Entsumpfung des kleinen Ungriasee's oder die des Kopaïssee's zur Ausführung gekommen sein wird.

Der Boden des Kopaïssee's würde — zufolge der weiteren Bemerkung des Griechen — nach seiner Austrocknung in zwei Klassen zerfallen, theils in solches Erdreich, das künstlich bewässert werden könnte, theils in trocknes, denn die Gewässer der Flüsse und Bäche in seiner Nähe würden nicht dazu ausreichen, um ihn in seiner ganzen Ausdehnung zu bewässern. Gleichwohl würde auch dieses trockene Erdreich — wenigstens zum Theil — mit Hülfe von Maschinen für die Bewässerung zugänglich gemacht werden können.

Der erwähnte Grieche nimmt ferner an, daß die Fläche des Kopaïssee's 350,000 Stremmen betrage. Davon sollen nach seiner Berechnung 50,000 zu hydraulischen Werken benutzt werden, 100,000 wären bewässerungsfähig, und 200,000 blieben als trockner Boden übrig. Den Werth des bewässerungsfähigen Erdreichs berechnet er zu 5 Millionen, den des trockenen zu 2 Mill. Drachmen, und davon veranschlagt er den jährlichen Gewinn für den Staatsschatz zu 400,000 Drachmen.

Ein anderer Grieche berechnet den culturfähigen Boden des Kopaïssee's zu 120,000 Stremmen, aber daneben schlägt er die Vortheile durch Benutzung der Wasserkraft, die bei nothwendiger Anlegung eines Tunnels zur Ableitung des Wassers statt fände, besonders hoch an. Nach seiner Berechnung würde diese Wasserkraft die von siebzig Dampfmaschinen der französischen messagerie impériale noch weit übersteigen.

Ein Deutscher, der selbst an Ort und Stelle gewesen und sich mit dem Gegenstande eingehend beschäftigt hat, bemerkt in Betreff der Kosten der Austrocknung des Kopaïsee's: Die Hauptschwierigkeit wäre, das Geld dazu zu finden. Denn daß die griechische Regierung sich bei den jetzigen Bevölkerungsverhältnissen und bei ihrer finanziellen Lage auf ein solches Unternehmen nicht einlassen kann, begreift man leicht. Hier aber, wenn irgendwo, wäre eine Actiengesellschaft am Platze, und man sollte glauben, von den zahlreichen Credits Mobiliers könnte einer für ein solches Unternehmen gewonnen werden. Das Ministerium, dem es gelänge, es ins Werk zu setzen, würde sich unsterbliche Verdienste um das Land erwerben.

---

* Ludwig Schnorr v. Carolsfeld.

Die Augsb. Allg. Ztg. theilt folgenden Nekrolog des Künstlers mit: Was Ludwig Schnorr zu einer so ausgezeichneten, unter den deutschen Opernsängern geradezu einzigen Erscheinung machte, das war der hohe ideale Sinn, mit welchem er die Kunst und ihre Aufgaben erfaßte. In einem der Tagebuchbekenntnisse, welche sich unter seinen hinterlassenen Papieren finden, klagt Schnorr einmal, daß so wenige seiner Kunstgenossen eine Einsicht in das wirkliche Wesen der Oper haben. „Diese erschreckende Unbildung der meisten Künstler,“ sagt er in jener Stelle, „ist der schwere Anker, welcher die Oper an der Scholle festhält: so lange ein jeder, gleichviel wer er sei, wenn er nur ein paar schöne Töne in seiner Kehle hat, sofort in den Künstlerverband aufgenommen wird, so lange kann die Oper nicht gedeihen.“ Das war das eigenste Geheimniß und der Nerv seines ganzen Lebens und Strebens. Die reinste Begeisterung und der idealste Schwung hatten Schnorr auf die Bühne geführt. Mit den reichsten Mitteln begabt, an Reinheit, Gleichheit, Schmelz, Kraft und Adel, der Stimme ein Heldentenor allerersten Ranges, hat er sich doch niemals begnügt nur ein Sänger zu sein; das Ideal das in ihm wohnte, das ihn trug und begeisterte, das ihn spornte, bildete und zur Meisterschaft emporhob, war die Idee der Oper als großes musikalisches Drama, war der Begriff des dramatischen Sängers als darstellender Künstler, welchem Gesang, Sprache und Spiel ein einheitliches, unzertrennlich zusammenwirkendes Ganzes sind. Daher der hohe Adel und der im höchsten Sinn des Worts künstlerisch hohe Stil, von welchem alle seine Leistungen in Auffassung und Darstellung durchglüht und durchgeistigt waren. Der Zauber seiner Wirkung war nicht bloß der Zauber einer schönen und wohlgeschulten Stimme, so mächtig auch diese in alle Herzen drang, es war der Zauber einer weihevollen und gebildeten Persönlichkeit, welcher die Idealität der Kunst tiefstes Sein und tiefste Wesensentfaltung war.

Ludwig Schnorr v. Carolsfeld war am 2. Juli 1836 zu München geboren. Es kann kein Zweifel sein, daß der hohe und reine Sinn, mit welchem im Hause seines Vaters, der seinen Namen so unvergeßlich in die Geschichte der neuen deutschen Kunst geschrieben hat, über Kunst und künstlerisches Schaffen gedacht und gesprochen wurde, auf ihn frühzeitig den bestimmendsten und nachhaltigsten Einfluß übte. Und nicht minder fand schon in erster Kindheit seine angeborne musikalische Begabung die gediegenste

Bildung und Anregung. Die treffliche Mutter, welche ihm auch den ersten Clavierunterricht gab, war eine durch und durch musikalische Natur. Das elterliche Haus war der Sammelpunkt aller bedeutendsten Musiker Münchens; stehende Quartettabende erhöhten und belebten die edle Geselligkeit. Bald war der musikalische Beruf des heranwachsenden Knaben und Jünglings entschieden. Auf dem berühmten Blochmann'schen Institut und auf der Kreuzschule in Dresden, wohin der Vater als Director der Gemäldegallerie und als Professor der Kunstakademie im September 1846 übergesiedelt war, bis in die erste Gymnasialclasse vorgebildet, und von Julius Otto im Generalbaß unterrichtet, bezog Schnorr im Frühjahr 1854 das Conservatorium in Leipzig. Doch verweilte er dort nur wenige Monate. Im Herbst desselben Jahrs begann er in Karlsruhe unter der Leitung Eduard Devrients seine theatralische Laufbahn.

Die musikalische Bildung, welche der junge Künstler in seine neue Laufbahn mitbrachte, war eine sehr bedeutende. Und sein ganzes Leben hindurch hat er den umfassendsten musikalischen Studien, als der wesentlichsten Grundlage seiner Kunst, mit dem wärmsten und treuesten Eifer obgelegen. Es mag noch selten einen Opernsänger gegeben haben, welcher sich eines solchen Umfangs und einer solchen Tiefe musikalischer Kenntniß und Einsicht rühmen konnte. Das Clavier beherrschte er mit höchster Meisterschaft; wer je das Glück gehabt hat, ihn auf dem Clavier phantasiren zu hören, dem ist sicher dieser Eindruck ein unvergeßlicher. Eine Anzahl von ihm componirter Lieder, Opernscenen und Claviersätze, welche seine Bescheidenheit freilich nicht in die Oeffentlichkeit dringen ließ, bezeugen wie auch nach dieser Seite hin sein Streben rastlos und schöpferisch war. Und so fest sich auch schon in seiner frühesten Zeit, schon auf dem Leipziger Conservatorium, seine entschiedenste Hinneigung zu der neuen Schule, besonders zu Richard Wagner aussprach, so schloß er doch nichts von sich aus, was in alter und neuer Musik groß und echt ist. Kein Werk, kein Lied von Bedeutung war ihm unbekannt. Beethoven war sein Abgott. Und unter den älteren waren es vornehmlich Gluck und Bach, die ältern Italiener und Franzosen, welchen er seine ganze Liebe und den hingebendsten Eifer zuwendete. Vielfache Bearbeitungen der Partituren dieser Meister bezeugen seine mit Erfolg gekrönte Unermüdlichkeit, ganz in ihnen aufzugehen. Was Wunder also, daß der junge Sänger mit beispielloser Raschheit in seiner Kunst fortschritt, zumal seine Stimme von Tag zu Tag an Kraft, Sicherheit, Wohllaut und Umfang gewann? Er, der als Anfänger mit den kleinsten und untergeordnetsten Rollen begonnen hatte, gewann sich bereits nach wenig mehr denn Jahresfrist als Robert der Teufel die höchste Anerkennung, und bald waren alle Helden-Tenorrollen des modernen Repertoire's sein eigen.

Und auf Grund des hohen Ideals welches Schnorr von der dramatischen Würde und Bedeutung der Oper in sich trug, war er in kurzer Zeit nicht bloß ein großer dramatischer Sänger, sondern zugleich ein großer dramatischer Darsteller geworden. Schnorr hat nie vergessen, was er besonders in dieser Beziehung seinem trefflichen Lehrer und Leiter Eduard Devrient dankte. In einem Rückblick, welchen Schnorr einmal in einer schriftlichen Aufzeichnung auf seine künstlerischen Anfänge wirft, sagt er: „Was die Unterweisung im Spiel betrifft, so griff Devrient die Sache praktisch an, indem er mir für mein erstes Auftreten die Rolle des Naphthali, eines Bruders des Josephs in Mehuls Oper, überwies, und in dieser nicht hervorstechenden Partie mich im Verein mit den andern Collegen auf den Proben so weit schulte, daß ich, ohne Aufsehen zu erregen, auftreten konnte. Devrient legte stets großes Gewicht auf den Dialog, und überhaupt auf eine deutliche Aussprache; zu diesem Zweck, und wohl auch, um mir nach und nach die nöthige Sicherheit auf der Bühne zu verschaffen, ließ er mich viele kleine Rollen im Schauspiel sprechen, bei welcher Gelegenheit er denn immer praktische Winke für die Sprache fallen ließ; dann und wann mußte ich auch in seinem Hause Sprechübungen machen. So kam es, daß ich im ersten Jahr meines Engagements schon über fünfzigmal aufgetreten war; von großen Rollen jedoch nur Don Sebastian, Sever, Tibaldo und Max gesungen hatte.“ Und wichtiger noch als die unmittelbare Leitung Devrients wurde für den jungen Künstler der glückliche Umstand, daß neben und mit ihm damals auf der Karlsruher Bühne als erste Sängerin Frl. Malvina Garrigues wirkte — eine Künstlerin von so genialer und seelenvoller Auffassung, von so durchdachtem Vortrag und von so tief ergreifender, maßvoller und in sich harmonischer Plastik, wie seit den besten Tagen der Schröder-Devrient eine solche Meisterschaft dramatischer Darstellungskunst in der deutschen Oper nicht mehr gesehen worden. Es liegen die rührendsten Zeugnisse vor, wie tief sich Schnorr bewußt war, daß hauptsächlich das Vorbild und die Lehre dieser großen Künstlerin seine dramatische Kraft zur Entfaltung brachte; aus der innigsten Verehrung und Nacheiferung erwuchs der innigste und hehrste Bund der Liebe und Ehe. Die Bewunderung, welche man der dramatischen Darstellungskunst Schnorrs schuldet, ist um so größer, je weniger günstig ihm nach dieser Seite die Natur entgegengekommen war. Schön gebaut und hoch gewachsen, litt Schnorr doch an einer Leibesfülle welche jedem andern das Spielen erster Helden- und Liebhaberrollen unmöglich gemacht haben würde. Die Kunst Schnorrs ließ diese Unzuträglichkeit schnell vergessen. Wenn Richard Wagner einmal sagte, daß ihm sein Tannhäuser erst durch Ludwig Schnorrs Darstellung lebendig entgegengetreten sei, daß er in ihm erst sein verkörpertes Ideal gesehen, so ist dieß eine Aeußerung, die jeder sinnige Zuschauer sicher auf fast alle Rollen Schnorrs ausdehnen wird.

Schon hatte Schnorr sich in Karlsruhe und durch Gastspiele in Wiesbaden und Frankfurt, sowie durch seine Mitwirkung auf den Musikfesten in Mainz und Düsseldorf, einen wohlbekannten Namen erworben, als sein Verlangen nach einem größern Wirkungskreis ihn bestimmte, sein Verhältniß in Karlsruhe zu lösen. Meyerbeer, welcher ihn in Karlsruhe als Cortez gehört hatte, bot ihm für Berlin die glänzendsten Bedingungen. Gleichzeitig wendete sich Lüttichau, der Vorstand der Dresdener Bühne, an ihn, und engagirte ihn — was wohl nur selten in der Theatergeschichte vorkommt — ohne vorangegangenes Gastspiel. Dresden war Schnorr um so erwünschter, als ihm damit das Glück geboten war, mit seiner jungen Frau jetzt in der unmittelbaren Nähe seiner elterlichen Familie weilen zu können.

Der Dresdener Bühne gehörte Schnorr seit dem April 1860 an. Der erste Vertrag, welcher auf drei Jahre lautete, wurde später unter erhöhten Bedingungen bis zum Jahr 1870 verlängert. Von Dresden aus verbreitete sich der Ruhm Schnorrs mit Sturmeseile. Gastspiele in Hannover, München, Breslau und Prag, Betheiligungen an Concerten in Leipzig, Wien und Weimar trugen diesen Ruhm in die weitesten Kreise. Noch stand er in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, und schon war sein Name der gefeiertste Name dramatischer Gesangskunst.

Bei den tiefen Spaltungen, in welche das heutige Musiktreiben zerklüftet ist, hat es nicht an solchen gefehlt, welche ihre Verwunderung aussprachen, daß ein Mann von so umfassender musikalischer Bildung und von so verständnißvoller Empfindung für alle Werke der besten ältern Meister, wie sie Schnorr in so reichem Maß besaß, nichtsdestoweniger nach wie vor ein so warmer und begeisterter Anhänger und Parteigänger Richard Wagners sein und bleiben konnte. Richtig ist die Thatsache, daß seine Verehrung

und Hingebung für Wagner mit jedem Tage wuchs, daß er mit seiner tiefsten künstlerischen Gesinnung und Ueberzeugung zu Wagner stand.

Und aus dieser unbedingten Hingebung ist auch jenes große musikalische Ereigniß der dramatischen Darstellung Tristan und Isolde's in München hervorgegangen, welches vor wenigen Wochen die ganze musikalische Welt in die leidenschaftlichste Erregung setzte. Wozu auf das heftige Für und Wider dieser kaum verklungenen Streitigkeiten zurückgreifen? Selbst die erbittertsten Gegner Wagners waren einstimmig in der ungetheilten Bewunderung der gewaltigen Genialität und Meisterschaft, mit welcher Ludwig Schnorr v. Carolsfeld und seine Gattin Malvina Schnorr v. Carolsfeld ihre ebenso großartigen als schwierigen Rollen durchführten. Schauen wir lieber in die Seele des Künstlers. Am 11. Juni, am Tage nach der ersten Aufführung, schrieb er an seine Familie in Dresden: „Wir sind bis Montag in Reichenhall geblieben, wo sich Malvinens Husten so weit milderte, daß wir getrost für den 10. Juni die Vorstellung ansetzen konnten. Am Donnerstag und Freitag hielten wir noch eine Generalprobe, und erlebten gestern dann die heißersehnte Aufführung. Obwohl Malvina immer noch etwas hustete, hat sie doch ihre Sachen himmlisch gemacht und alle begeistert. Das Publicum war höchst zahlreich versammelt, der junge König in seiner Loge. Die Wirkung war eine immense, eine vom ersten bis zum letzten Auftritt sich unablässig steigernde. Nach jedem Act wurden wir zweimal stürmisch gerufen, nach dem letzten führten wir Wagner in unserer Mitte. Der Augenblick, als wir Hand in Hand mit dem geliebten Meister nach geschehener That, nach Besiegung aller der Schwierigkeiten und Hindernisse, welche immer als unüberwindliche hingestellt worden waren, als wir selige Thränen weinten — dieser Augenblick wird in unserm Gedächtniß frisch und stärkend leben bis alles Denken ein Ende hat. Neben dem höchsten Glück empfinden wir aber auch eine tüchtige Portion Stolz; ich werde heute öfter stolpern, das weiß ich, denn mein Blick wird sich auf die gemeine Erde nicht so leicht bald wieder senken. Wir haben etwas vollbracht, was uns so bald niemand nachmacht; wir haben es endlich erreicht das große, große Ziel.“ Und am 14. Juni, am Tage nach der zweiten Aufführung, schrieb er an seinen Vater: „Die zweite Aufführung war von noch größerm Erfolg als die erste. Nach dem letzten Act wurden wir mit Wagner viermal hintereinander hervorgerufen. Wer denkt jetzt noch an die schrecklichen vier Wochen während Malvina unwohl war, an diese schaurige Zeit, da man fürchten mußte, Malvina würde gerade mit ihrem Schnupfen fertig, wenn ich mit einem anfange! Denn das war mein Gedanke Tag und Nacht. Jetzt ist alles verscheucht, und die Sonne des Glücks scheint in unsern Herzen. Schade daß von euch niemand, daß namentlich du nicht hier sein konntest. Wie oft gedachten wir deiner, wie oft wünschte ich dir Malvina zu zeigen, denn für dein Auge wäre es ein Labsal gewesen, jede ihrer Bewegungen in dem herrlichen Gewand zu sehen; sie hat ein ganzes Antikencabinet von Plastik in sich.“ Wie unsäglich bescheiden läßt der Künstler, auch in seinen vertrautesten Aeußerungen, die Größe seines Erfolgs hinter die Erfolge des geliebten Meisters und der geliebten Gattin zurücktreten!

Der hochherzige und kunstbegeisterte junge König schrieb an das Künstlerpaar zwei eigenhändige Briefe, welche gleich ehrend für den hohen Schreibenden wie für die Empfänger sind.

Es bereiteten sich neue weitgreifende Pläne vor. Der König beabsichtigte in München eine neue Musikschule zu gründen, und dieser Musikschule sollte eine neue Opernbühne ergänzend zur Seite treten, auf welcher alljährlich nur drei Monate gespielt, in dieser Zeit aber nur das Höchste und wahrhaft Classische dramatischer Tonkunst vorgeführt werden sollte.* An diese Musikschule und Opernbühne sollten Ludwig Schnorr und Frau Malvina Schnorr v. Carolsfeld als Lehrer und Darsteller berufen werden. Schnorr ergriff diesen Gedanken mit der lebhaftesten Freude und Begeisterung. Je reiner und höher das Ideal war, das er vom Wesen der Kunst und des musikalischen Drama's in sich hegte und pflegte, um so drückender und qualvoller war ihm im Laufe seines Theaterlebens die Flachheit und Erbärmlichkeit des gewöhnlichen Opernrepertoire's geworden, welchem selbst unsere Hoftheater, die doch andere Ziele als die ausschließlichen Cassenrücksichten kennen sollten, aufs ungebührlichste fröhnen. Je gründlicher er dieses zerfahrene Markttreiben als eine Entweihung und Befleckung des unverbrüchlichen Kunstideals haßte, um so beglückter mußte er sich in der ihm jetzt dargebotenen Stellung fühlen, fortan einzig und allein den höchsten Kunstforderungen leben zu dürfen. Wer keinen andern Maßstab hat als den Maßstab der herrschenden Theaterzustände, mag solche ideale Begeisterung als idealistische Schwärmerei bespötteln; wer gewöhnt ist, das Ideal ideal anzuschauen, wird sich erinnern, daß es dieselbe Gefühlsweise war, welche die Griechen bewog, dramatische Aufführungen nur einzelnen Festtagen vorzubehalten.

Das letzte, was Schnorr niedergeschrieben hat, ist folgende Betrachtung: „Die Kunst der theatralischen Vorstellung ist im raschen unaufhaltsamen Sinken. Unsere Theater gleichen Vergnügungsorten: Das Publikum ist daran gewöhnt worden, sich im Theater unterhalten zu lassen; der Künstler ist gezwungen worden nur für diese Unterhaltung zu sorgen. Der Geschmack des Publikums fiel, die Kunst fällt. Mich hat wahre hohe Begeisterung, jugendlich ideale Anschauung an das Theater geführt; unverloschen sind in mir jene Gefühle, aber wohl sank in der Wirklichkeit in ein elendes Nichts hinab was ich zu finden hoffte. So hat mich ein Widerwille erfaßt gegen den Standpunkt unserer Theater, der mich so erfüllt daß mein Lebensglück zu erlöschen droht. Darf ich der lockenden Aussicht, welche mir geboten ist, folgen, dann kann ich nicht mehr gezwungen werden, den bunten Rock des heutigen Opernsängers gleich einem Spaßmacher zu tragen. Nein, ganz aufgehen kann ich in der Pflege meines Ideals der deutschen Musik.“

Durch die Gnade des Königs von Sachsen hoffte Schnorr seiner Dresdener Verbindlichkeiten enthoben zu werden. Da trat mitten in diese stolzen Zukunftsträume, unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Heimath, die türkische Krankheit. Noch in seinen Fieberphantasien, als ihn bereits das Bewußtsein verlassen hatte, erklangen geisterhaft die Melodien, in denen er lebte und webte. Ludwig Schnorr starb zu Dresden am 21. Juli 1865 im Alter von neunundzwanzig Jahren.

Ein edler und reiner Mensch, ein großer und echter Künstler ist in Ludwig Schnorr von uns gegangen. Jenes oft entweihte Wort welches den Künstler den Priester des Schönen nennt, ist, auf Ludwig Schnorr angewendet, die vollste geschichtliche Wahrheit.

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. C. Schneider. Der allgemeine und der Krieger-Aberglaube im 16., 17. und 18. Jahrhundert. — L. Pichler. Die Kaiserbraut. — Gerstaecker. Gesammelte Erzählungen. — R. Köhler. Dante's göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. — Grieben. Dante Alighieri. — C. Tanbert. Gedichte. — Keil. Die Gründung der deutschen Burschenschaft. — Müller von Königswinter. Eine Fahrt durchs Lahnthal. — v. Bibra. Tzarogy. — v. Wickede. Herzog Wallenstein in Mecklenburg. — Des deutschen Schützen Liederbuch. — Allfeld. Tristan und Isolde von Richard Wagner. — Hobein. Ueber Klaus Groth.

* Altenglische Manuscripte von Schauspielen sind etwas sehr seltenes. Sie gingen im 17. Jahrhundert (bei den Verfolgungen der Bühne durch die Puritaner) zu Tausenden zu Grunde, und nur sehr wenige wurden gerettet. Ein Band, der nicht weniger als 15 alte, bisher unbekannte Schauspiele enthält, ward unlängst in einer Privatbibliothek in Irland entdeckt. Derselbe soll demnächst öffentlich versteigert werden.

— Professor Feodor Dietz hat ein neues Bild aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, betitelt: „Eine lustige Schlacht“ vollendet, und kürzlich in Karlsruhe ausgestellt. Dasselbe führt uns ein Nachspiel zur Schlacht bei Roßbach vor, und schildert auf dem ernsten kriegerischen Hintergrunde die Frivolität der französischen Maitressenwirthschaft in pikanten, zum Theil komisch wirkenden Zügen. Namentlich ist es der Gegensatz der einstürmenden preußischen Husarenschwadron und einer Gruppe jener französischen Schönen mit ihrem höfisch-militärischen Beschützer, auf dessen drastischer Darstellung der Haupteffekt des Ganzen beruht.

— Mit außerordentlicher Schnelligkeit ist der Wiederaufbau des durch Brand zerstörten Thurms der Nürnberger Lorenz-Kirche zu Stande gekommen, so daß schon die Kuppel nebst dem Hahn aufgesetzt werden konnte. Die innere Construction des Thurmes besteht aus Schmiedeeisen, und die Bedachung wird von vergoldetem Kupferblech gebildet werden, so daß das Prachtgebäude bald wieder in seiner früheren Schönheit glänzen wird.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 24.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 35. Bremen, 27. August 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Aus dem Tegernseer und Schlierseer Gebirge.

Von W. Olander.

Am Nordende des Tegernsees, nur 10 Minuten seitwärts von der Landstraße, welche das an seinem Ausfluß gelegene Dorf Gmund durchzieht, liegt die Meierei Kaltenbrunn, ein Platz, der vom Touristenstrom nur wenig berührt eine Aussicht über den See und die Gebirge bietet, die nicht nur an und für sich die schönste am ganzen See genannt werden muß, sondern die sich auch, was malerische Gruppirung anlangt, dreist jeder anderen Gebirgsansicht in den Voralpen an die Seite stellen darf.

Es ist freilich noch keine Hochgebirgslandschaft — treten doch kaum andere als bis zum Gipfel begras'te und bewaldete Wege, wenn auch mehrere über 6000 Fuß hoch in den Gesichtskreis, aber dafür entschädigen reichlich die saftigen Matten in den Berghalden, die üppige Fülle der Laub- und Nadelholzwaldungen, die grünen Alpenweiden hoch droben über der Waldregion, am Strand des See's aber die freundlichen Dörfer, Villen und Einzelhöfe, die sich überall an den Berghalden hinanziehen, weil es am Ufer bald an Platz gebricht.

Jenseits des Sees, der sich gegen Süden in zwei Buchten theilt, liegen die Orte Tegernsee, Rothach und Egern, dessen Spitzthurm gerade auf den durch die beiden Buchten gebildeten Landzungen in den See vortritt, während Tegernsee, der größte der drei Orte, die bald ganz zusammenhängen werden, sich um die Doppelthürme der altehrwürdigen Abtei — des jetzigen Schlosses — gruppirt; die Gründung dieser datirt bekanntlich ins 8. Jahrhundert zurück.

Hinter diesem Kranze von Dörfern erheben sich ernste Berghäupter, besonders bemerklich die abgestumpften Pyramiden des Wallbergs, der mit dem Satzberg zusammenhängt, während Beide wiederum das Felsenhaupt des Risserkogels überragt; links von den Massen dieser drei Gebirgsgruppen öffnet sich das Rothachthal, rechts das Weißachthal, durch letzteres zieht eine Fahrstraße nach Wildbadkreuth.

Es war ein herrlicher Pfingstmorgen, der nach wenn auch mildem, so doch langem Winter den Wanderer aus dem geräuschvollen Treiben der Hauptstadt herausgelockt hatte; welches Behagen, hier in der Morgenfrische nach der langweiligen Fahrt bis Gmund so recht ungestört im Anblick der Natur eine Stunde zu verträumen, einmal wieder statt der dumpfen Stuben- und Stadtluft, die reine Alpenluft, das wonnige Licht der Frühlingssonne zu genießen!

Die Frühlingstage in den Alpen sind selten, der Winter will gar lange nicht weichen, immer und immer breitet er sein Leichentuch über die Halden, verhängt die Spitzen und Wände mit seinen grauen Nebel- und Wolkenschleiern, und bis er dem Frühling recht gewichen, ist schon der Sommer da, und die Jahre sind nicht selten, in denen auch dieser des grämlichen Alten nie ganz Herr wird; wenn aber der Winter einmal auf einige Tage weicht, dann thut sich, zumal im Frühjahr, eine Pracht auf, eine milde Sonne beleuchtet dann die Gelände und schmilzt die Reste von Schnee, die noch hoch oben und an gedeckten Stellen übrig geblieben sind, um sofort die Alpenpflanzen erscheinen zu lassen und einen üppigen Graswuchs gleichsam hervorzuzaubern; rechne dazu die kräftigen noch langen Schatten der Frühlingssonne, die klare durchsichtige Luft an solchen Wundertagen und du wirst es mir glauben, daß es den Wanderer nicht länger in der Unthätigkeit in Kaltenbrunn litt; „wenigstens auf den Wallberg solltest du es denn doch heute noch bringen, so oft schon ist dies vereitelt worden, heute muß es gehen,“ das waren so etwa die Selbstgespräche die er führte, indem er auf einen Kahn zuging, der sich dem Kaltenbrunner Ufer näherte. „Will der Herr nach Tegernsee retour?“ „Ja, aber gleich muß es gehen!“ „Gleich!“ Der See hat sich mittlerweile mit Kähnen belebt, welche die Kirchgänger in ihre Dörfer zurück bringen, auch die Landstraße ist von Fußgängern belebt, denen heute die Dorfkirche oder Kapelle nicht genügt hatte, die am hohen Festtage ihre heilige Messe in der Schloßkirche hören mußten.

Es ist ein schöner Menschenschlag der die Ufer des Tegernsee's bewohnt, nicht so ungeschlacht wie die Reckengestalten der Tölzer und Langgrieser, nicht so untersetzt, aber auch weniger beweglich als die rührigen Miesbacher und Schlierseer. Bei den Gebirgsbauern siehst du zum Theil noch die malerische Tracht, den Spitzhut, bei Männern und Weibern gleich, bei jenen die

Joppe und kurze Kniehose, bei diesen das Mieder mit der Silberverzierung und dem faltenreichen Busentuch; die abscheulichen Pelzmützen, wie sie an der Isar und am Kochelsee immer mehr in Gebrauch kommen, haben hier noch keinen Eingang gefunden; bei vielen Burschen freilich, zumal bei denen die draußen im Vorland zu suchen sind, nimmt die städtische Mode überhand, der niedrige breite Filzhut, die kurze Jacke (Junker), zuweilen noch mit bayrischen „Frankenzwanzigern" statt der Knöpfe besetzt, die städtische Langhose, oder die bis ans Knie heraufreichenden Kappenstiefeln.

Die älteren Männer tragen auch hier vielerwärts als Sonntagsgewand, selbst im Hochsommer den schweren blauen Mantel mit Doppelkragen, eine Sitte, die auf den ersten Blick komisch erscheinen möchte, die aber in den Alpen mit ihrem rasch wechselnden Klima und häufig einfallenden Gewittern für den Bergbauern, der oft seine zwei bis drei Stunden in seine Kirche zu gehen hat, gewiß ihre Berechtigung, wenigstens ihre praktische Seite hat.

Die Seefahrt vermindert fast mit jedem Ruderschlag die Mannigfaltigkeit der Landschaft, bald da bald dort taucht eine Spitze unter den Vorbergen unter, die immer höher zu werden scheinen; man sollte diese Fahrt eigentlich umgekehrt machen, von Tegernsee nach Kaltenbrunn, man hätte dann das Schauspiel der allmählichen Entwicklung der Landschaftslinien, bis sie sich bei Kaltenbrunn zu einer Gruppirung formiren, die, ich wiederhole es, am ganzen See nicht schöner und bedeutender gefunden wird.

Mit der Besteigung des Wallbergs ist's wieder Nichts, er ist noch nicht „aber" (schneefrei) und die Alpen sind noch nicht bezogen; aber drüben von Schliers aus sind sie schon auf viele Almen gezogen, und auf der Gindelalp ist ganz gewiß schon jemand, versichert der Fährmann, — also sofort weiter, denn in Tegernsee ist es an solchen Tagen unausstehlich, da macht sich das Münchener Sonntagspublikum breit, dessen Appetit und nie versiegender Durst, von der Landluft in Permanenz erklärt, das Unglaubliche leistet. Es ist wohl wahr, das Materielle gehört einmal dazu, und ein schlechtes Wirthshaus, saures Bier verderben zuletzt allen und jeden Naturgenuß, wer aber im Stande ist bei einer solchen „Landpartie" die ganze Zeit, die nicht von der Fahrt in Anspruch genommen wird, im Wirthshaus zuzubringen, wo bekanntlich jede allenfalls mögliche Aussicht durch eine Schilfhütte oder ein Heustadel verbaut zu sein pflegt, — der ist ein Barbar und thäte besser, den herrlichen Frühlingstag zu Hause oder in rauchiger Bierkneipe zu verbringen. — Anderen wäre dann sein widerlicher Anblick und ihm — das theure Fahrgeld erspart. —

Der Weg auf die Gindelalpe führt gleich hinter dem Schlosse hinan zum Westerhof wo sich ein reizender Blick über den See und die Dörfer gegen das Südgebirge hin aufthut, noch schöner mag es aber auf der noch höher gelegenen Villa des Herrn von Wydenbrugk sein. Ein sogenannter Fahrweg führt nun links in den Wald und kaum eine halbe Stunde dauert es, so stehst du auf der Neureuth, einer abgeholzten Wiesenfläche, über deren Kamm der Weg, jetzt reich an Fernsicht und Abwechselung hinführt. Bald siehst du hinaus bald hinein, meistens aber nach beiden Seiten zugleich — draußen die unabsehbare Hochebene welche die Alpen im Norden begleitet, einwärts das Gebirge, zuerst wald- und mattenreiches Vorland, dann die höheren zum Theil noch schneebedeckten Schrofen, welche die Grenzwacht gegen Tyrol halten, durch die Gebirgslücken dieser aber erschienen zuweilen die schneebedeckten Häupter der Centralalpenkette, darunter an manchen Stellen die dünne Eisnadel des Großvenndigers.

Bald folgt wieder eine Strecke Wald, aber nur um einer jetzt gänzlich freien Aussicht Platz zu machen, die sich von der Gindelalpschneid, denn auf dieser stehen wir jetzt, nun auch gegen Ost öffnet; die Bilder die du bisher bald rechts, bald links einzeln gesehen, sie vereinigen sich nun in ein einziges Rundbild, du staunst mit wie wenig Mühe ein solcher Punkt in den Vorbergen zu erreichen ist — wie mühsam ist dagegen eine wirkliche Bergbesteigung und wenn der Berg auch nur bis 5000 Fuß Seehöhe hinaufragt; du siehst freilich dort auch viel mehr, allein darauf kommt es am Ende doch gerade nicht an, und über die zu geringe Ausdehnung der Aussicht von der Gindelalpschneid kannst du dich auch nicht beklagen — vom Chiemsee bis zum hohen Peissenberg und zum Heimgarten am Kochelsee, und vom Venndiger bis über München hinaus sind ganz respektable Diagonalen! Immer aber ist die nächste Umgebung das Wichtigste und Entscheidende, und hier fesselt den Blick jetzt auch noch ein Segment, des grünen Schliersees das wie ein Auge aus der Wald- und Mattenumrahmten Tiefe heraufblitzt. —

Die Sennhütten der Gindelalpe, die am Fuße der Gindelalpschneid liegen, sind sauber und reinlich, wer sich das Sennhüttenideal schon aus dem Kopfe geschlagen, und schon viele Sennhütten, insbesondere tyrolische, besucht hat, der wird von ihrer Sauberkeit angenehm überrascht sein, sogar ein Herrenstubel findet sich in der einen, mit Tisch und Bank, ein Zufluchtsort bei etwaiger Unbill des Wetters, freilich mehr als zur Hälfte von dem ungeheuren Heubett der Sennerin eingenommen, das wirklich kaum einen handbreiten Raum unter der Decke freiläßt; auch vor der Hütte ist eine Bank, mit vielem Takt nicht nach der Seite der Mistpfütze, sondern nach jener der schönen Aussicht auf den Schliersee hinab angelegt, gegen zudringliche Vierfüßler aber durch ein Gitter abgesperrt.

Die Sennerin der Gindelalpe ist noch nicht allzuweit über die dreißig, für eine Sennerin also noch jung, denn der praktische Sinn des Bauern hat es längst heraus, daß ihm eine alte und womöglich auch noch häßliche besser wirthschaftet, daß die Alpe mehr trägt, wenn eine grämliche Matrone die Besuche der Burschen zurückscheucht*), als wenn ein „frisches Dirndl" dort wirthschaftet, so daß kein Jäger und kein Bursche vorübergeht, ohne einzusprechen, und wäre es auch nur um einen „Waidling" Milch.

Eine Geßner'sche Idylle darfst du freilich hier ebensowenig als in einer anderen Sennhütte suchen, sonst stände dir ebensogut als anderswo eine ganze Reihe von Enttäuschungen bevor, vom schwer zu findenden Uebergang über den „Tritt" (ein Brett das über den auch die saubersten Hütten umgebenden Sumpf gelegt ist) bis zum Heulager unter dem Dach; wenn du aber die Dinge nimmst wie sie sind, kleines Ungemach nicht scheuest, allenfalls auch auf den gewohnten Comfort für ein paar Stunden zu verzichten weißt, dann wirst du dem frischen, fröhlichen Alpenleben immer noch Poesie genug abgewinnen können, du wirst die Erzeugnisse alpiner Kochkunst zu würdigen wissen, sofern dir Mutter Natur einen kräftigen Magen verliehen hat, sonst rathe ich dir freilich, durch mitgebrachten Caffee und eine Cigarre — Beides wird auch die Sennerin nicht verschmähen — deiner Verdauung nachzuhelfen.

Auf der Gindelalpe ist es heute recht still und sonntäglich, die „Sommerfrischler", die später im Juli und August, solch' heimliche Plätzchen unsicher zu machen pflegen, sind jetzt noch

*) Auf einer Alpe am Winsing wirthschaften drei solche Matronen, die, so berichtet wenigstens ein Kundiger, zusammen ihre zweihundert Jahre zählen; Ausnahmen giebt es indessen immer noch und zum Glück sind sie gar nicht selten.

nicht da, sie haben den „Genuß“ des Landlebens noch vor sich, das durchzumachen nun einmal zum guten Ton gehört. —

Auch Babette, die Sennerin der Gindelalpe, scheint heute den Sonntag zu feiern, sie findet es überhaupt hier besser als auf der Jägerbauernalpe, wo sie früher gewirthschaftet, wo es gar so beschwerlich und voll „G'schröf“ gewesen sei; von der Hütte sieht man gerade hinüber auf die Jägerbauernalpe, die jenseits des Schliersee's am Hagenberg in einer Mulde unter den Schrofen des Jägerkamps liegt, und Babette weiß viel zu erzählen, daß man dort so weit „umanand“ schaut, daß gar oft die „Herrnschen“ heraufgekommen wären, zu übernachten und in der Frühe die Sonne vom Jägerkamp aufgehen zu sehen und daß sie dann immer voll Lobes gewesen wären über die herrliche Aussicht und die schöne Alm. — sie freilich könnte nicht recht begreifen, was denn die Herren da herauf triebe, „en dem schiefen G'schröf umanand zu steigen“, wo es doch draußen im ebenen Land „soviel schöner“ wäre; — ja, von deinem Standpunkt aus hast du freilich recht, wenn die „Herren“ den ganzen Sommer bei Sturm und Wetter da oben sein und deine harte Arbeit thun müßten, da würde ihnen Jodeln und Singen bald vergehen. —

Von der Gindelalpe an den Schliersee gelangst du auf nächstem Weg in einer guten Stunde, die Sonne steht noch hoch, warum also nicht den Umweg über die Kreuzbergalpe machen; diese hängt durch eine südliche Fortsetzung der Gindelalpschneid mit dieser zusammen, obwohl niedriger als jene, bietet doch der Weg wieder manches schöne, zumal der Spiegel des Tegernsees aus der Tiefe heraufblitzt, wenigstens weit mehr als der Prinzenweg, der gewöhnliche und nächste Bergweg von Tegernsee nach Schliersee, der aber zwischen engen niedrigen Thalwänden am Fuße des Kreuzberges hinziehend, in der That auch ganz interesselos ist.

Auch die Hütten auf dem Kreuzberg sind schon bezogen, eine leichte Rauchsäule verkündet es, bald erscheint auch die Sennerin, einen derben Filzhut aufgestülpt, in halber Mannstracht, der nur die Hose noch fehlt, und auch diese kommt noch. — bei „grobem“ Wetter verdrängt sie die Röcke, den „Rest von idealer Gewandung, den das weibliche Geschlecht noch gerettet“ und die Metamorphose wird vollständig. Weder die Hütte noch die kreischende Sennerin sieht einladend aus, also links um, und in den Wald, bei einer Holzerhütte kommt der Prinzenweg heran, der allmählich zu Thal und bequem hinausführt. Ein herrliches Stück Hochwald steht hier, über den vor Jahren einmal ein Sturm dahingebraust sein muß, der die Riesenstämme geknickt hat, die da am Boden verfaulen und aus deren Leichen schon wieder eine Menge Buschwerk und Moose emporsprießen.

Auf der Halbinsel, denn auf diese führt der nächste Weg zum Schliersee, ist heute ein reges Leben, ein Preisschießen, lustig knallt die Büchse, die auch der Handwerker und der Bauer handhabt, unter schattigen Obstbäumen zwischen denen der Seespiegel heraufblitzt erfreut sich die bunte Menge der männlichen, althergebrachten Uebung. Vor einigen Sommern wurde in München ein „bayerisches Schützenfest“ gehalten; auch die Männer von Schliers besuchten es, alle in der Tracht ihrer Gebirgsschützencompagnie (eine Art von Landwehr); obwohl nicht als solche sondern nur freiwillig und jeder auf seine Kosten da, marschirten sie doch im Schützenzuge in geschlossenen Gliedern, den Bergsack auf dem Rücken, den Stutzen an der Seite — und diese gedrungenen Gestalten, die mit einem Ernst daherzogen, als ginge es in die Feldschlacht, sie waren das Einzige, was dem Zug, der sonst wie das ganze Fest, entschieden Fiasko gemacht hätte, noch einen Halt gab; ernst und trotzig, wie ihre Urväter gegen München gezogen waren, marschirten sie daher, ein Bursche an der Spitze der Abtheilung rührte die Trommel, dieselbe Trommel welche die Getreuen durch eine Zauberpolitik Irregeleiteten und zuletzt Preisgegebenen vor anderthalb Jahrhunderten zum Gemetzel von Sendling voranzog; es war die bayerische Treue *), die damals den Wahlspruch „lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben“ auf ihre Fahnen geschrieben hatte, ein Ruf den die Geschichte seitdem noch oft genug dem Bayernvolke mit Donnerstimme, leider selten gehört, zugerufen hat.

Auf der Halbinsel im Schliersee denkt man an solche Dinge nicht mehr, man freut sich seines Lebens und erfrischt das Lebensflämmchen mit dem duftig kühlen Trunke, den der Felsenkeller der „Madonna del lago“, hier zu Lande noch Fischerliesl genannt, liefert.

Der Schliersee über den dich der Kahn von der Halbinsel in wenigen Minuten nach Schliers hinüberträgt, ist mit dem Vordergrund seiner Matten und Obstwälder und mit seinem erhabenen Gebirgshintergrund ein zauberisches Idyll, mitten in die ernste, große Alpenwelt hineingestellt; es giebt viele größere und großartigere Seen in unseren Alpen, allein kaum möchte an Lieblichkeit einer den Schliersee übertreffen“, mit diesen Worten charakterisirt ihn S c h a u b a c h, der leider zu früh verstorbene Kenner der Alpen.

Auch historische Erinnerungen knüpfen sich an die Umgebung des Sees, zum Theil erfreulicherer Art, als die Klostergeschichten die uns über andere Theile des Alpenvorlandes überliefert sind; die alte Ritterburg, deren kaum mehr kennbare Reste dort hoch oben an einem Vorsprung des Rhonbergs hangen, war der Ausgangspunkt und der Hort der Reformation, die von den Freiherren von Maxlrain eingeführt, sich in die Gebirgsthäler und weit hinaus in die Ebene bis Rosenheim und Ebersberg verbreitete; zäh' und ausdauernd wie das altbayerische Volk ist, dauerte es doch fast ein Jahrhundert, bis unter den bayerischen Herzogen Albrecht V. und Wilhelm V. Bannstrahl und Zwangsauswanderungen die Glaubenseinheit wieder herstellten.

In Schliers, lieber Leser, kann unseres Weilens heute noch weniger sein, als in Tegernsee, was uns dort vertrieben hat, das Sonntags-Bummlerthum, grassirt hier noch weit stärker als dort, aber ein Bad in den klaren Wellen des Schliersees dürfte unsere müden Glieder erfrischen. — Der See hat weiches Wasser, denn das kalte harte Wasser der Hochgebirgsquellen fließt ihm nicht zu, sondern die Aurach entführt es ihm gleichsam vor der Nase weg östlich zur Leitzach und wenn du mit mir den Weg ein Stündchen über den See hinauf gegen das Neuhaus fortsetzen willst, so wird sich uns gleich östlich ein breites Thal öffnen durch das sie abfließt; weit und breit giebt es keinen überraschenderen Anblick, als wenn man hier, über Fischhausen hinausgegangen sich dem Neuhaus nähert und nun während man einem geschlossenen Thalkessel zuzugehen glaubt, sich plötzlich östlich das weite Thal öffnen sieht, dessen Schluß die kühn geschwungene Pyramide des Wendelstein bildet, der sich mit wilden Steilwänden schroff aus dem grünen Mattenland seines Fußgestells erhebt.

Wären wir in der Schweiz, an diesem Platz stände mindestens e i n „Hotel du Wendelstein“ mit allem unvermeidlichen Zubehör, aber auch mit aller Bequemlichkeit, hier steht nur eine schmierige Spelunke, das Neuhaus, doch welches Wunder, am

*) Sonderbare Ironie des Schicksals, der Bund der Haberer, denn Nichts anderes war die Ursache und das Triebwerk des damaligen „Bauernaufstandes“, hat sich bis heute erhalten, und fast scheint es als ob alles Bemühen selbst herrische Mittel, die der constitutionelle Staat gegen diesen großartigen Unfug anwendet, umsonst wäre.

Sommerhaus dabei sind wirklich ein Paar primitive Tische und Bänke angebracht, von denen aus du den Wendelstein in seiner ganzen Pracht bewundern — könntest, wenn nicht gegenüber ein Kegelbahnschuppen sich quer über das Thal legte; doch glücklicher Weise ist der Wendelstein hoch genug, das Hinderniß weit zu übersehen, es zur Staffage herabzudrücken.

Wir stehen jetzt am Scheideweg, Leser, drei Stunden haben wir nach Bayerischzell, ebensoviel ins Forsthaus Valep, zurück wollen wir nun einmal nicht, lieber im nächsten besten Heustadel übernachten, also die Bergstraße hinan die bald das Josephthal verläßt und nun am Gehänge des Hagenberges hinanzieht; die Schatten werden schon länger und eine Abendwolke vergoldet eben den Schliersee, auf dessen reizende Ufer sich von der Straße aus je höher sie steigt desto schöner ein Niederblick erschließt; auf der Jochhöhe beginnt es zu dunkeln und bald liegt wie ein ungeheurer Metallspiegel der kleine Spitzbergsee in geringer Tiefe vor uns; eine gute Stunde steigst du von Neuhaus herauf zur Jochhöhe der Spitzingalpe — wenige Schritte fast eben hin und du stehst vor dem Spitzingsee, der in der That 868 Fuß über dem Schliersee liegt und nur durch das schmale Querjoch der Stocker- und Spitzingalpe eingedämmt ist. Ehe sich dieses Joch durch Gebirgseinstürze zu solcher Höhe aufdämmte, muß der See auch naturgemäß hier seinen Abfluß nach Norden gehabt haben, heute hat er ihn nach dieser Richtung nur noch unterirdisch, denn der Wasserfall der tief unten im Josephthal der Bergwand entrauscht kommt zweifelsohne aus dem See; seinen sichtbaren Abfluß aber hat der See jetzt nach Süden zum Inn, er heißt zuerst Halep, dann Brandenberger Ache und ergießt sich bei Rattenberg in den größten Alpenstrom.

Die bleiche Scheibe des Vollmondes die eben über einem Berggrat sichtbar wird, macht mit ihrem fahlen Licht in der ohnehin düstern Scenerie des einsamen Sees einen noch unheimlicheren Eindruck, die dunkeln Berghalden, das kühne Haupt der Brecherspitze, das der See jetzt wie ein Landschaftsspiegel zurückwirft, die für eine Mainacht hoch in den Alpen, unheimliche Schwüle stimmen fast bedrückend — da zuckt plötzlich ein Blitzstrahl durch die lichte Nacht, dumpfer ferner Donner folgt ihm nach Secunden. — Die Bergwände verdecken die Wolken die das ferne Gewitter bergen, über uns ist klarer Himmel und Sterne flimmern.

Am Ausfluß des Spitzingsee liegt im dichten Laubwald versteckt die niedrige dumpfe Hütte eines Wurzelbrenners, des „Wurzen-Gürgei“, der hier in größter Einsamkeit mit seiner „Burgl“, einer Zillerthalerin wirthschaftet und kein sinniger Wanderer geht vorüber, ohne einzusprechen; freilich seit Gürgei und Burgel durch die Gartenlaube in die Oeffentlichkeit eingeführt wurden, ist zumal Burgel gegen Fremde verschlossen und mißtrauisch.

Heute ist es noch lebendig um die Hütte, ein paar Senner und ein Bergmann sitzen um den gebrechlichen Tisch unter den Buchen, in der Stube ist es doch zu dumpf, denn sie besteht eigentlich nur aus einem colossalen das ganze Jahr geheizten Ofen, und ein mäßig großer Mann stößt mit dem Kopfe oben an.

Die Leute haben auch ihre Pfingstpartie gemacht und das Gespräch dreht sich darum, nicht wie bei Städtern um die Qualität des vertilgten Biers und der verzehrten Backhändel sondern um Alpen und Alpenleben, und der neu Angekommene ist willkommen, — eben erzählt einer, der Obersteiger eines Kohlenwerks, wie er vor acht Jahren zum ersten Male die Sonne vom Berge aus hätte aufgehen sehen, „dort oben vom Brecherspitz war es.“ „Nun das könnten wir ja morgen auch wieder.“ „Noch zu früh, die Almen sind dort noch nicht bezogen und der Weg ist nicht leicht zu finden, und zuletzt auch noch recht schiech;“ endlich kommen wir doch überein, einen Gang auf die Rothwand zu machen, ein Nachtquartier findet sich gleichfalls in der Waizingeralpe; aber es wird Mitternacht bis endlich dahin aufgebrochen wird; die milde Mainacht, das Silberlicht des Mondes, die Stille der Nacht, nur durch das Rauschen der Falep und durch vereinzelte Heerdenglocken unterbrochen, es ist ein wahrer Sommernachtstraum — und auch der Spuk der tollen Geister sollte nicht ausbleiben. Auf dem großen Heuboden der Waizinger Alphütte gelagert, reichlich mit Decken versehen, war ich eben im ersten Schlaf, als sich verworrene Stimmen hören lassen, eine Frauenstimme weigert sich das Heulager einzunehmen, das ihr der Senner, von den Männern getrennt anweist, dazwischen mischen sich andere Stimmen; nun fällt mir halb wachend, halb träumend, eine Geschichte aus den fliegenden Blättern ein, wie ein Liebespaar in ein Heustadel geräth in dem aber zufällig ein dicker, nun in seiner Nachtruhe gestörter Förster schläft, endlich wirds dem Dicken doch zu bunt, er richtet sich auf und verschafft sich Ruhe mit den Worten, „na so gib ihm doch eunen, Aujuste!“ Der Zufall will, daß die Ruhestörerin heute wie dort Auguste heißt, und so übernehme ich denn die Rolle des Försters — und siehe da, sein Zauberspruch wirkt, fortan ist Ruhe. —

Ein grelles Morgenroth überzieht den Himmel so viel wir davon aus dem engen Waldthal erblicken, kein gutes Wetterzeichen für den Abend, um so durchsichtiger wird die Luft für die ersten Stunden des Tages sein und voll Hoffnung verlassen die beiden Bergwanderer die Hütte, nachdem Mangels Caffee ein steifer Grog, für die Sennen etwas Neues, gebraut worden ist, und sich die Ereignisse der Nacht aufgeklärt haben. Die Hütte der Waizinger Alpe gleicht eher einem Landhause als einer Sennhütte, eine prächtige Küche, ein geräumiges Zimmer mit allem Wirthshauscomfort, lassen erkennen daß bei ihrer Erbauung mehr an eine elegante Sommerwirthschaft, als an Alpenbetrieb gedacht wurde. Ein Pfauenpaar bewohnt sie, das sich in der Alpenluft recht gut acclimatisirt zu haben scheint, und sogar Nachkommenschaft erzielt hat.

(Schluß folgt.)

---

* Aus Berangers Gesängen.

Von Adolf Laun.

Die Wissenschaften.

Beim ew'gen Träumen ward mir bange,
Ich sah's, wie sich mein Geist verlor,
Der Lieb' entsagt' ich, dem Gesange,
Und stieg zur Wissenschaft empor.
Doch Freude nicht, noch Ruhestätte
Bot mir des Wissens Prunk und Zier,
D'rum Lafontain', und du, Lisette,
O Muſ', o Liebe, bleibt bei mir.

Mir war Natur Armidas Garten,
Wo ich entzückt umhergeirrt,
Dieweil dem Physiker, dem harten,
Sie nur des Wissens Beute wird;
Im Tiegel läßt er Alles schmoren:
Metall und Stein und Pflanz und Thier,
Drob geht der Fee der Stab verloren;
O Muſ', o Liebe, bleibt bei mir.

Gern flücht' ich zu der Kindheit Mähren,'
Will eines Doctors weiser Mund
Am todten Körper mir erklären
Das Leben und des Lebens Grund.
Wie lehrt er gründlich mich verstehen
Den innern Bau des Lämpchens hier,
Doch ich will nur das Leuchten sehen;
O Muſ', o Liebe, bleibt bei mir.

Ja, häufet Zahlen nur auf Zahlen,
Ihr meint, daß d'rauf der Himmel hört,
Wenn auch zu wiederholten Malen
Der Sterne Lauf die Rechnung stört;
Schon bricht Physik durch alle Schranken,
Sie zwingt, allmächtig dort und hier,
Noch einst die Sonne, abzudanken;
O Muſ', o Liebe, bleibt bei mir. —

Daß wir uns um so inn'ger lieben,
Bleib' Poesie uns immer nah,
Sie ist den Sterblichen geblieben,
Der Götterwelt Ambrosia. —
Ein Frösteln zieht durch meine Glieder,
Naht schon des Lebens Abend hier?
Weht Träum' auf meine Gruft hernieder;
O Muf', o Liebe, bleibt bei mir. —

Die gute Alte.

Einst wirst du alt, o Mädchen, das ich liebe,
Einst wirst du alt, dann werd' ich nicht mehr sein,
Die flücht'ge Zeit, es ist mir so, als schriebe
Sie die verlornen Tage zwiefach ein;
Mich überlebend folg', o Holde, immer
Des Freundes Lehren ohne Fehl' und Wank,
Und, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die dein Freund einst sang.

Fragt man dich; Wußt' er sich beliebt zu machen?
Dann laß: Ich liebt' ihn, deine Antwort sein.
„Ließ je zur Bosheit sich sein Herz entfachen?"
Dann wirst du stolz darauf erwidern: Nein,
Und sprechen: Liebend und gefühlvoll immer
Stimmt' oft zur Wehmuth er der Leyer Klang,
Und, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die dein Freund einst sang.

Du, die um Frankreich, als man es bezwungen,
Ich weinen lehrte, mach's den Jüngern klar,
Daß ich von Hoffnung und von Ruhm gesungen,
Weil's ihnen Trost in Schmach und Unglück war;
Des rauhen Sturms laß sie gedenken immer,
Der zwanzig Ernten unsres Ruhms verschlang,
Und, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die dein Freund einst sang.

Wenn, Freundin, meines Ruhmes schwaches Glänzen
In alten Tagen dich aus Kummer weckt
Und deine schwache Hand, mein Bild zu kränzen,
In jedem Lenz mit Blumen es umsteckt,
Zum Jenseits, wo die Lieb' uns eint auf immer,
Erhebe dann den Blick im Sehnsuchtsdrang,
Und, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die dein Freund einst sang. —

Mein Beruf.

Auf diesen Stern gefallen
Klein, häßlich und gebückt,
Ward ich verhöhnt von Allen,
Gestoßen und gedrückt,
Und daß mir's schlecht erginge,
Hub ich zu klagen an,
Gott aber sagte: Singe,
Sing' armer kleiner Mann.

Mich vor der Noth zu retten,
Nahm ich ein kleines Amt
Und trug des Dienstes Ketten,
Zu schwerer Last verdammt,
Gern regt' ich frei die Schwinge,
Doch Hunger ficht mich an;
Gott aber sagt mir: Singe
Sing' armer, kleiner Mann.

Wohl ließ mich Liebe finden
Den Balsam für mein Leid,
Doch ach! ich sah sie schwinden
Schnell wie die Jugendzeit;
Daß sie noch Trost mir bringe,
Fleh' ich umsonst sie an;
Gott aber sagt mir: Singe,
Sing' armer, kleiner Mann.

Zum Loos sind mir gefallen
Gesang und Liederkunst;
Wenn meine Lieder schallen,
Erwerb' ich Aller Gunst;
Daß hell das Glas erklinge,
Ihr Freunde, stoßet an!
Denn Gott sagt zu mir: Singe,
Sing' armer, kleiner Mann. —

Die weiße Kokarde.

Strophen für ein Festmahl am Jahrestag des ersten Einzugs der Russen, Oesterreicher und Preußen in Paris am 30. März 1816.

O Tag, dich feiern unsre Lieder,
Wo Frankreich Fried' und Freiheit fand
O schöner Tag, du bringst uns wieder
Die Ehre mit dem weißen Band.

Besingt den Tag für uns're Schönen,
Er war der Kön'ge Ruhm und Glück,
War Strafe Frankreichs störrschen Söhnen,
Den guten bracht' er Heil zurück:
O Tag, dich feiern unsre Lieder &c.

Wir sahn des fremden Volks Cohorten
Sich nahn, gelockt durch uns'ren Ruf,
Sie schritten leicht durch uns're Pforten,
Da unser Schlüssel Eingang schuf. —
O Tag, dich feiern unsre Lieder &c.

Wer, Himmel! könnte dafür stehen,
Daß, wäre dieser Tag nicht da,
Man einst die Tricolore wehen
Nicht auf dem Tower Londons sah!
O Tag, dich feiern unsre Lieder &c.

Die Weltgeschichte wird's verrathen,
Daß vor Kosacken auf den Knien
Wir für die tapferen Soldaten
Und ihren Ruhm Pardon geschrien.
O Tag, dich feiern unsre Lieder &c.

Laßt uns im hohen Festessaale
Einstehn für's alte Ritterthum
Und trinkt beim vaterländschen Mahle
Auf dieser Fremden Sieg und Ruhm.
O Tag, dich feiern unsre Lieder &c.

Und dann bewundert seine Güte,
Stoßt auf den größten Heinrich an,
Der selbst, mit kräftigem Gemüthe
Paris und Thron zurück gewann.
O Tag, dich feiern unsre Lieder &c.

* Bilder aus Westfalen.

Die Babilonie.

Von Hermann Hartmann.

Das alte Sachsenland, welches man auch wohl das Land der rothen Erde nannte und ihm damit auch noch den Stempel des Unheimlichen aufdrückte, war in den Augen des übrigen Deutschland lange ein unwirthliches Land, dessen Bewohner sich durch plumpe Formen, rauhe Manieren und eine unverständliche, platte Sprache eben nicht vortheilhaft auszeichneten. Auch die Städter, obgleich ein Möser, keine geringe Zierde der deutschen Literatur, aus ihrer Mitte hervorgegangen war, wurden in dieses Interdict mit eingeschlossen. Reisende, welche nothgedrungen durch Geschäfte zu ihnen geführt wurden, zuckten bei ihrer Rückkunft mitleidig die Achseln. Die Männer seien steif und wortkarg, erzählten sie, und säßen in den Wirthshäusern in geschlossenen Zirkeln, ein Jeder sein Örtchen Wein oder ein Glas Bier vor sich, und öffneten den Mund nur, um eine Rauchwolke oder ein unverständliches Wort gemächlich hinauszulassen. Mit den Frauen sei noch weniger anzufangen. Diese ständen entweder mit glühenden Gesichtern hinter den Kochtöpfen, oder säßen eben so unnahbar hinter ihren Spinnrädern und Strickzeugen, und ein gutes Recept zu einem Eingemachten sei ihnen lieber, als das schönste Gedicht. Nachdem aber der Haß, welchen die verschiedenen deutschen Stämme gegen einander hegten, und mit dem liebevollen Studium der gegenseitigen Eigenthümlichkeiten die Vorurtheile geschwunden waren, und mit Immermann, welcher die harte Schale des westfälischen Volkscharakters geöffnet und den darin enthaltenen süßen Kern in der Person des Oberhofschulzen gezeigt hatte, die Zeit der Dorfgeschichten anhob: sah man mit Bewunderung an den zwar rauhen, aber markigen und stolzen Gestalten der bäuerlichen Hofbesitzer auf. Auch die Reellität und Solidität der Städter, die wirthlichen und häuslichen Tugenden ihrer Frauen stiegen um so mehr in Werth, als anderwärts Schwindel, Luxus und Ueberfeinerung überhand nahmen. Und das Zähefesthalten am Alten, welches man früher getadelt hatte, wurde jetzt den Landbewohnern als ein Vorzug angerechnet. Die Sammler und Alterthumsforscher zogen in Schaaren zu ihnen, um ihre alten Sitten und Gebräuche, ihre Anschauungen kennen zu lernen, ihre Sagen und Märchen zu sammeln, von deren heidnischen Anklängen sie besser überzeugt waren, als der alte gewissenhafte Sammler in „Münchhausen" von der Aechtheit des Schwertes Karl's des Großen. Auch Touristen durchreis'ten jetzt das verfehmte Land und waren nicht wenig überrascht durch seine landschaftlichen Reize, und als nun gar Levin Schücking „Bilder aus Westfalen" schrieb, da trat es gleichberechtigt in die Reihen der übrigen bevorzugten deutschen Landschaften ein. Leider hat der berühmte Schriftsteller das eigentliche Westfalen stiefväterlich behandelt. Von den drei Schwesterstädten Minden, Osnabrück

und Münster bespricht er nur letztere ausführlich, auf Minden und Osnabrück wirft er flüchtige Blicke von den Bergen aus. Und doch hätte er auch außer Iburg manchen Punkt als geeignetes Vorbild für seine beschreibende Feder finden können. Vor Allen ist das westliche Süntelgebirge *), welches bis nach Osnabrück hinstreift, wohl werth, besucht zu werden, und so möge es mir erlaubt sein, den Leser mit der interessantesten Strecke desselben bekannt zu machen.

Das westliche Süntelgebirge, welches von der Holzhäuser Schlucht bis zur Porta westphalica in einer bogenförmigen Linie von Westen nach Osten verläuft, bis Lübbecke eine mehr nördliche Richtung nimmt, von da an bis zur Weser wieder nach Süden abfällt, ist reich an durch geschichtliche Erinnerungen merkwürdigen Punkten, noch mehr aber an solchen, welche die Sage mit ihrem Zaubergewand umkleidet hat. Der Limberg, welcher dicht bewaldet sein mit einer Thurmruine gekröntes Haupt über die Holzhäuser Schlucht erhebt, wird oft in den Fehden zwischen Osnabrück und Minden genannt. Es hausten auf dem Lindenberge Ravensburg'sche Dienstmannen. Ein solcher, Alhard von dem Bussche, nahm den tapfern Dietrich von Horne, welcher aus einem Dienstmannengeschlechte entsprossen von 1376 — 1402 auf dem Osnabrück'schen Bischofssitze saß, verrätherisch ohne vorher gegangene Absage gefangen und brachte ihn auf den Limberg. In der Pforte des Limberges begegnete dem gefangenen Bischofe erst der Knecht, welcher die Fehdebriefe überbringen sollte. Dietrich nahm sie ihm ab und spottete: Ja sie sind zeitig ausgesandt!

Doch währte die Gefangenschaft des Bischofs nicht lange. Noch verhängnißvoller für Stift und Stadt Osnabrück war die Schlacht am Holzhäuser Bache, welche von Dietrich von der Mark, dem Vicarius des Stifts unter dem gelehrten, aber schwachen Bischof Johann II. Hoet gegen die Mindener geschlagen und verloren wurde. Dietrich von der Mark wurde verwundet und gefangen, mit ihm 62 der edelsten Bürger der Stadt Osnabrück.

Der Reineberg, welcher sich über Lübbecke erhebt und ebenfalls eine Burg trug, von der nur wenige Trümmer und eine prachtvolle alte Linde auf dem Burgplatze übrig geblieben sind, ist ebenfalls Zeuge mancher blutigen Fehde, welche an seinem Fuße ausgefochten wurde, und wiederholten mächtigen Anrennens gegen sein bewehrtes Haupt gewesen. Anfänglich eine tecklenburg'sche Burg war sie späterhin im Besitz von Minden.

Wenn man nun von der Holzhäuser Schlucht aus auf die Berge steigt und den Pfad verfolgt, welcher über die Bergrücken (Eggen) wegführt, so tauchen vor den entzückten Blicken, welche nach rechts in die Grafschaft Ravensberg, nach links in die alte Grafschaft Stemwede fallen, Thürme und Burgen auf, welche Erinnerungen zumeist an die ältesten Epochen der deutschen Geschichte wachrufen. Reich ist vor Allen die Grafschaft Ravensberg an solchen, ein Garten, welcher sich wellenförmig in den reizendsten Abwechselungen zwischen Wald und Flur bis zum Osninggebirge ausbreitet. Da ist es die Ravensburg, welche zunächst die Blicke fesselt, die Stammburg der Grafen von Ravensberg, deren Wappen: drei über einander stehende Sparren man noch oft in unseren Bergen auf Grenzsteinen antrifft. Weiter nach links tauchen die Thürme von Bielefeld auf, der alten ravensberg'schen Stadt, und neben ihr der Sparenberg. Näher dem Beschauer liegt Herford, Hervorden, die uralte Sachsenstadt, und nicht weit davon Enger, wo der Sachsenheld Wittekind begraben liegt. Während nach Westen die Dietrichsburg, wahrscheinlich eine alte sächsische Feste, mit ihrem neuen Thurme den Horizont schließt, schweift der Blick nach Osten und Süden ungehindert bis an die blauen Berge, den Süntel und das Osninggebirge. Und zu allen dem grüßt auch noch das unvollendete Hermanns-Denkmal herüber. Welch' ein großes, reiches geschichtliches Feld hat sich da mit der Grafschaft Ravensberg unseren staunenden Blicken erschlossen! Wir sehen einen Befreier des geknechteten Deutschlands auf den blauen Bergen erscheinen und einen gleich mannhaften Helden in einem späteren Befreiungskampfe in diesen Thälern unterliegen. Von dort winkt das leider unvollendete Denkmal des ersteren, mit Sieg gekrönten Helden herüber, und dort unten liegt der andere gleich tapfere, aber minder glückliche Kämpfer für die Freiheit seines Volkes begraben. Aber es ist, als hätte die Nachwelt die Manen des Letzteren mit seinem unverdienten Mißgeschick durch ein treues Andenken an sein heldenhaftes Ringen versöhnen wollen. Während das Denkmal des glücklichen Siegers unvollendet dasteht, ist das Grab des nach langem vergeblichen Ringen besiegten Helden mit allen Ehren geschmückt. Wir sehen selbst einen Kaiser des heiligen deutschen Reichs zu dem Grabe des Sachsenhelden pilgern, um dem großen Todten ein würdig Grabmonument zu setzen. Es war Karl IV., der letzte deutsche Kaiser, welcher geschichtlich nachweisbar in unsere Gegend kam und eine bleibende Erinnerung an seinen Besuch zurückließ.

Der Blick in die alte Grafschaft Stemwede ist, wenn wir ihn nach links wenden, ebenfalls entzückend. Leider fehlen ihr geschichtlich merkwürdige Punkte. Der Sitz der Grafen von Hoya, welche den beiden Stiftern, Minden und Osnabrück, so viel Böses zugefügt haben, liegt zu fern, um gesehen werden zu können; Minden hält sich hinter den Bergen verborgen, und der alte Grafensitz derer von Diepholz wird von den Stemmerbergen verdeckt.

Wenden wir unsere Blicke wieder der Grafschaft Ravensberg zu, so sind es zunächst Herford, Enger und Dietrichsburg, welche uns auf Wittekind und sein mächtiges Geschlecht hinweisen. Dieses war in Engern reich begütert. Die Kaiserin Mathilde schenkte die von ihrem Vater, dem Grafen Dietrich, erhaltenen Güter dem von ihr an dem Orte Enger gestifteten Kloster, der Grabstätte ihres großen Vorfahren. Denn es heißt ausdrücklich von ihr, daß sie aus Wittekind'schem Stamme entsprossen sei. Wenn ihr Vater, Graf Dietrich, von welchem die Dietrichsburg ihren Namen haben soll, auf derselben gewohnt hat, so sehen wir die Grafentochter aus Wittekind'schem Stamm von hieraus dem sächsischen Erbprinzen, dem späteren Kaiser Heinrich I., dem Finkler, die Hand reichen. Die Großmutter der Kaiserin Mathilde war Äbtissin in Herford. Aber auch schon Wittekind hatte eine klösterliche Stiftung in Enger begründet, wie uns der Biograph der Königin Mathilde erzählt, indem er den bekehrten Herzog als den christlichsten Verehrer und Gründer von Zellen rühmt und die Worte hinzufügt: Noch heutzutage besteht vielen wohlbekannt eine derselben, die Engersche *). Auch die Sage behauptete schon immer, daß die Kirche zu Enger von Wittekind gegründet sei. Aber auch sonst feiert die Sage den bedeutendsten Repräsentanten des mächtigen Edelingsgeschlechtes an vielen Punkten. So haben wir eine Wittekindsburg auf dem Wittekindsberge, auch Wekingsburg genannt, auf dem östlichen Ausläufer des Westsüntels, der einen Säule der Porta westphalica. Unter Bergkirchen, welches hoch oben an der Berg-

*) Dies ist der urkundliche Name der Bergkette. Die Benennung Wiehengebirge ist eingeschmuggelt und wird von einem Kartenmacher dem andern nachgeschrieben, sie ist entlehnt von einem einzelnen Berge, dem Wiehenberge, an der Nordseite der Margareten-Klus bei Minden.

*) S. Pertz Monumenta Bd. X.

kette liegt, quillt noch heute der **Wittekindsborn**. Hier an diesem Born, welchen auf Verlangen des Heidenhelden nach einem Zeichen ein christlicher Priester durch den Huf des sich bäumenden Rosses hat hervorschlagen lassen, kniete überzeugt von der Macht des ewigen Gottes der bekehrte Wittekind und baute eine Kirche an diesem heiligen Orte. Die hieß dann wegen ihrer Lage **Bergkirchen**.

Der interessanteste Punkt in den Wittekindssagen an unserem Gebirge ist aber unstreitig die **Babilonie**, auf die uns nun nachgerade, wenn wir nicht zu lange beim Anblick auf die reichen Thäler nach beiden Seiten verweilt haben, unser Pfad geführt hat.

Die Babilonie, im gewöhnlichen Leben die Babilönier genannt, ein nach Süden hin abschüssiger Berg, erhebt sich in dem Gebirgszuge oberhalb **Blasheim**, einem Dorfe in der Nähe von Lübbecke, an der Osnabrück-Mindener Chaussee. Auf ihm hatte Wittekind eine Burg, die **Babilonie**, nach welcher der Berg benannt ist, und in diesen unter seine Burg verwünschte sich der geschlagene Held mit seinem ganzen Heerestroß nach der Schlacht auf dem **Wittenfelde**. Manchesmal sieht man ihn mit seinem Gefolge auf weißem Rosse in den Bergen reiten, und wenn er mit lautem Getöse und Waffenlärm aus seinem Berge hervorbricht, so bedeutet dies den Anwohnern Krieg. In diesem Berge liegt außerdem ein Schatz, ein weißgekleidetes Fräulein läßt sich sehen, welches die Auserwählten oder solche, welche sie durch ihre Kunst zwingen, zu ihm hinführt und davon mittheilt und, wie denn gewöhnlich, auch nebenbei des Befreiers aus den Zauberbanden harrt. Die Babilonie ist oft von Schatzgräbern besucht worden, und ich selbst kenne einen alten Mann, welcher sein Heil als Schatzgräber, wenn auch ohne augenblicklichen Erfolg, bei der Babilonie versucht hat; aber dennoch der festen Ueberzeugung lebt, daß der Schatz vorhanden ist und mit Hülfe der schwarzen Kunst gehoben werden kann. — Glücklicher war der **Waghorster Schäfer**, von welchem Pastor **Redeker** in den westfälischen Provincialblättern und nach ihm auch **Kuhn** in seinen westfälischen Sagen erzählt, daß eine schöne Jungfrau ihn in den Berg zu den Schätzen des Königs **Weking** geführt und aufgefordert habe, zu nehmen, was ihm gefiele, nur möge er das Beste nicht vergessen. Der Schäfer ließ sich nicht lange nöthigen, sondern sackte tüchtig ein, vergaß aber dennoch beim Weggehen das Beste, nämlich die drei fremden lilienartigen Blumen, mit welchen er auf Geheiß der Jungfrau das Bergthor geöffnet hatte. Diese waren die Springwurzel, mit welcher er nach Gefallen wieder in den Berg hätte zurückkehren können. Jetzt hatte er allerdings die Taschen voller Gold, aber die linke Ferse wurde ihm durch das unwillig hinter ihm zugeschlagene Thor so verletzt, daß sie nie wieder hat heilen wollen.

So stehen wir denn hier auf dem classischen Boden der Wittekindssagen und blicken in das schöne Engerland hinab, in welchem die Kirche steht, welche die Gebeine des Helden birgt, und unter hundertjährigen Eichen die großen Sadelhöfe*) liegen, in welchen die Nachkommen seines tapferen Gefolges, die treuen Hüter des Heldengrabes, wohnen. Es mochte aber dem rauhen, freiheitliebenden Sachsenvolke, welches noch einmal zu den Zeiten des Kaisers Lothar in dem Aufstande der Stellinger seine Freiheit und seine Götter zurückerobern wollte, wenig anstehen, daß sein tapferer Herzog ein so eifriger Anhänger und Bewunderer der Herrschaft und Größe des siegreichen Feindes, aus dem wilden Heiden ein so zahmer Christ geworden war**). Demnach wissen die **Osnabrück'schen Wittekindssagen** nichts von dem christlichen Heldengrabe in Enger. „Als der Heidenkönig Wittekind gestorben war“, so erzählen sie, „kamen seine treuen Mannen, legten ihn in einen gold'nen Sarg und begruben ihn am **Rothenberge** (am linken Haseufer nördlich von Osnabrück) und wälzten große Steine auf sein Grab.“ Allerdings wissen die Osnabrück'schen Wittekindsagen ebenfalls von seiner Bekehrung und Taufe, aber dennoch wollte der den alten Verhältnissen anhängliche Sinn des Volkes es sich nicht anders einsagen lassen, als daß sein tapferer Herzog als heidnischer König gestorben und begraben worden sei.

*) Nicht von Sattel, sondern von satl Sitz, Gerichtssitz, abzuleiten, da die Sadelmeier berechtigt und verpflichtet waren, im Gerichte zu sitzen. Wenn die sieben Sadelmeier des Kirchspiels Spenge mit den übrigen 21 Sadelmeiern des früheren Ravensberg'schen Amtes Sparenberg wirklich zu Wittekind in Beziehung stehen, so waren sie als sein Gefolge auch seine natürlichen gerichtlichen Beistände.

**) Eben so wenig mögen die Kabylen mit der Wandlung zufrieden sein, welche sich mit ihrem tapferen Führer Abd-el-Kader zugetragen hat.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** **Welper.** Platon und seine Zeit. — **Freudelenberg.** Das Ebenmaaß. — **J. Krüger.** Der Verschwender.

* **Berchtold**, das Maßensystem der Natur und die daraus entwickelten Verhältnisse zwischen Zeit und Raum. Berlin. Springer. Bei der in Deutschland bevorstehenden Veränderung der Maße und Gewichte ist jeder Beitrag zur Lösung der Frage: welches Maßsystem ist das beste, hoch willkommen. Auf keinem Gebiete hat der Kosmopolitismus so viel Berechtigung, das Nationalgefühl dagegen so wenig Anspruch auf Berücksichtigung, als auf dem dieser wichtigen Verkehrsmittel. Gäbe es ein absolut bestes Maaßsystem, so müßten alle Culturvölker es adoptiren und dadurch nach dieser Seite hin eine Einheit des Menschengeschlechtes herstellen. Aber ein solches giebt es nicht. Der Verfasser criticirt mit Schärfe alle die rein empirischen Maßsysteme, welche noch immer Deutschland, England und die meisten Culturstaaten beherrschen, er verwirft aber auch mit gleicher Entschiedenheit das französische System des Meters. Es ist ja längst bekannt, daß der Meter nicht wirklich ist, was er sein sollte, ein natürliches Maaß, da das Erdsphäroid, auf dessen Dimensionen er ja gegründet ist, an verschiedenen Stellen verschieden starke Krümmung zeigt. Es ist ferner wahr, daß der Meter ein Maß ist, welches an Nichts anknüpft und dem Menschen kalt und fremd gegenübertritt. Der Verfasser vorliegender Schrift schlägt nun vor, den Schritt, als den 10.000. Theil der deutschen Meile als Einheit zu wählen, der zugleich als Pendel den Tag in 100,000 Zeitsecunden zerlegen und so die Zeiteinheit liefern soll. Abgesehen davon, daß er es versäumt, die Begründung für diese Behauptung zu geben, lassen sich gegen dieses Maß als ein natürliches dieselben Einwendungen wie gegen den Meter machen. Den großen Vortheil der praktischen Brauchbarkeit würde allerdings der Schritt vor dem Meter voraushaben. Aber die Eintheilung des Tages in zehn Stunden, wie sie der Verfasser vorschlägt? Wer schrickt nicht vor dem Gedanken zurück, daß alle auf Zeiteintheilung gegründeten Verhältnisse umgestürzt, alle Uhren der Welt cassirt werden müssen? — Was der Verfasser weiter über die Bedeutung seines Naturmaßes für die Dimensionen des Planetensystems ausführt, ist so wenig begründet, beruht z. Th. auf so haltlosen Zahlen, daß es keiner besonderen Widerlegung bedarf. Um gerecht zu sein, müssen wir aber hervorheben, daß der Schritt als Maßeinheit schon längst von dem Kasseler Fabrikanten Henschel vorgeschlagen und ein darauf gegründetes Maßsystem mit großer Schärfe ausgearbeitet worden ist. — Immerhin muß aber das Schriftchen von Allen, welche sich für die hochwichtige Frage der Maße interessiren, beachtet und studirt werden.

— Das kürzlich erschienene Werk des berühmten Historikers **George Grote**, welches den Titel führt: **Plato and the other Companions of Sokrates, 3 vols. (John Murray)** ist die Erfüllung seines in der Geschichte von Griechenland gegebenen Versprechens eines näheren Eingehens auf die sokratischen Schulen, und dient somit als Ergänzung zu jenem gediegenen, auch bei uns durch die Uebersetzung hinlänglich bekannten Werke. Nahe an zwölf Jahre sind seit dem Erscheinen des letzten Bandes desselben verflossen: fragt man nun was das Ergebniß so langjähriger

Forschung eines so gewissenhaften Gelehrten wie Hr. Grote sei, so wird man sich des Erstaunens nicht erwehren können. Im Widerspruch mit unsern classischen Pilologen, von Schleiermacher bis Ueberweg, scheut sich der Verfasser nicht die Behauptung auszusprechen daß es uns Neueren an allen nöthigen Mitteln dazu gebreche die platonischen Schriften — und mit diesen allein beschäftigt sich das vorliegende Werk zunächst — chronologisch zu ordnen, und muthet uns nichts geringeres zu als daß wir die sämmtlichen Dialoge, mit den dreizehn Briefen obendrein, als echt gelten zu lassen haben. Zwar war ein solches Ergebniß, nach dem was der Verfasser im elften Bande seiner Geschichte über diesen Punkt gesagt hat, zu erwarten; höchst auffallend aber sind die Gründe auf welche er seine Behauptung zu stützen sucht. Wie die Kirche die Echtheit sämmtlicher Bücher des Neuen Testaments durch die Aufnahme derselben in den Kanon ausgesprochen und festgestellt haben will, so vertritt nach Grote die Akademie im vorliegenden Fall die Kirche, und verbürgt die Echtheit jeder Seite der platonischen Schriften von Anfang bis zu Ende.

— Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten veröffentlicht Heinrich Motz ein lesenswerthes Schriftchen (Leipzig. Hirzel). Wir bezeichnen die Tendenz desselben am Besten, indem wir zwei Stellen herausheben. „Im Alterthum selbst findet eine entschiedene Bewegung nach jener Empfindung hin statt, wie sie uns Neueren eigenthümlich ist. Immer mehr drängt sich das Subject mit seinen inneren Erfahrungen, Leiden und Freuden in den Vordergrund. Ganz individuelle Gefühle treten in's Bewußtsein, werden mitgetheilt und besprochen, werden interessant und berechtigt. Die Beschäftigung mit sich selbst wird gewöhnlicher, je mehr der Zerfall des staatlichen Lebens, das nationale Mißgeschick und die mangelnde Theilnahme an den Aufgaben des öffentlichen Lebens die Menschen in sich zurückwarf.“ Besäßen wir auf dem Felde der Naturpoesie des herrlichsten nicht so Vieles, die Art der in der heutigen Literatur gebräuchlichen Naturschilderungen könnte an der Wahrheit und Tiefe des modernen Gefühls verzweifeln lassen. Solche Beschreibungen geben jedem Romane, jeder neuen Erscheinung der Lyrik den willkommenen Umfang; sie sind das Alpha und Omega der Dichtung geworden. Man meint, uns genug zu thun, wenn man uns spazieren führt und als lustiger Cicerone alle Schönheiten der Gegend geschwätzig anpreis't; es sind Naturschilderungen, die überallhin passen, weil sie nirgends passen.

— Rudolph Virchow spricht sich in einem gedruckt vorliegenden Vortrage über die Erziehung des Weibes für seinen Beruf aus. Er verlangt, daß die Kleinkinderbewahranstalten, die Krippen und Kindergärten Pflanzschulen werkthätiger Jugend und einsichtsvoller Kenntniß für die weibliche Jugend, Seminarien für Hausfrauen werden. Wir können das sehr gedrängt und gedankenreiche Schriftchen nicht excerpiren, empfehlen es aber der Lectüre und Beherzigung.

— Schiller's „Wilhelm Tell“ ist von Professor Bühler in Chur ins Romanische übersetzt worden.

— Max Zenger hat eine neue Oper „Ruy Blas“ vollendet. Bekannte welche die Partitur eingesehen rühmen diesem Werk reiche Erfindung, treffende Charakteristik und glänzende Instrumentirung nach; überdieß soll das Buch der Oper, nach Victor Hugo's gleichnamigem Drama bearbeitet, höchst interessant und spannend sein, und so scheint die Hoffnung nicht ungerechtfertigt daß unserer Opern-Literatur, die bekanntlich an wirklich guten Novitäten gerade keinen Ueberfluß aufzuweisen hat, durch dieses Werk eine dankenswerthe Bereicherung zugehen werde.

— Der jüngste Sohn des bekannten Lustspieldichters August von Kotzebue, bisher russischer Gesandter in Dresden, zur Zeit in Karlsruhe, ist nun ebenfalls unter dem Namen „Augustsohn“ als Lustspieldichter aufgetreten. Sein Lustspiel: „Der gefährliche Freund“, ist auf der dresdener Hofbühne aufgeführt und beifällig aufgenommen worden.

— Die Kiß'sche Gruppe „Der heilige Georg im Kampf mit dem Drachen“ steht im großen Schloßhof zu Berlin nunmehr frei auf dem 10 Fuß hohen Postamente, dem jedoch noch die Granit-Umkleidung fehlt. Der Witz der Berliner übt sich an dem Erzbilde mit Vorliebe. Wir lesen in der „B. B.-Z.“: Bei der trefflichen künstlerischen Ausführung bedeutender Theile — das Pferd ist namentlich in Form und Charakteristik ein Meisterwerk — ist die Gruppe als solche eine der unglücklichsten und verfehltesten, welche immer erdacht werden können. Reiter und Pferd sind unrettbar in der Gewalt des Drachen, welcher „bequem zurückgelegt“ seine linke Vorderpranke dem Pferd in den Bug geschlagen hat, während die rechte eben dabei ist den ungeschützten linken Schenkel des Reiters zu fassen. Nun ist das Pferd nach rechts gewendet, der Reiter ebenfalls nach der rechten Seite geneigt, so daß das Ungethüm ganz links von ihm liegt. Dabei hat er aber in seiner Rechten das Schwert zum Schlag erhoben. Daß er den Drachen damit treffen könnte, daran ist gar nicht zu denken, denn er kann sein Pferd nicht herumwerfen, erstens weil er keine Zügel hat, zweitens weil das Thier, wenn es sonst auf „Hinterhand“ (Schenkeldruck) noch so gut pariren möchte, hier sich schon vollständig im Schraubstock befindet, da der Drache es nicht allein vorn mit der Klaue gefaßt, sondern auch den Schlangenleib, in welchem sein Körper endet, in eiserner Windung um das linke Hinterbein des Pferdes geringelt hat. Wenn der heilige Georg das Schwert nicht bloß zum Spaß erhoben hat, sondern zuschlägt, so schlägt er unvermeidlich seinem eigenen Pferd das im Bäumen erhobene rechte Bein ab. Nun hält der Heilige allerdings in seiner linken Hand ein Kreuz erhoben, und es steht zu vermuthen daß der Künstler sich gedacht hat das Ungethüm, im Augenblicke da ihm der Sieg gewiß, vor dem Anblick des heiligen Zeichens hinsinken zu lassen. Aber wofür denn der Ritter, wofür das Schwert? Der Ritter soll ja doch als solcher kämpfen und siegen; wenn es genügt ein Kreuzchen in die Höhe zu halten um den Drachen niederzuwerfen, so braucht ja doch kein Mann deshalb zu Pferde zu steigen.

— Professor Emanuel Leutze in New-York malt gegenwärtig das Portrait des Präsidenten Lincoln in voller Lebensgröße.

— Bei den weiteren Ausgrabungen in Pompeji hat man einen Juno-Tempel mit mehr als 300 Skeleten von Frauen und Kindern entdeckt. Wahrscheinlich haben letztere sich hier während der Katastrophe versammelt, um die Göttin um Schutz anzuflehen und waren dann unter der glühenden Asche des Vulkans begraben worden. Eines der Skelete, in dem man wegen der reichen Kleinodien, mit denen es bedeckt ist, die Ueberreste der Oberpriesterin zu erkennen glaubt, hielt, durch einen goldenen Ring am Arme befestigt, ein Weihrauchgefäß, mit verkohlten Wohlgerüchen angefüllt, in der Form ganz denen ähnlich, die noch heute in den katholischen Kirchen gebräuchlich sind. Wie man die Skelete an's Tageslicht zog, zerfielen sie in Staub. Die Statue der Juno gehört zu den schönsten Werken, die in Pompeji gefunden worden. Die Augen bestehen aus Email, Arme und Hals sind mit kostbaren Spangen geschmückt. Der neben ihr stehende Pfau besteht fast ganz aus edlen Steinen. Ueberdieß wurden ein herrlicher Dreifuß und Lampen aus Gold, Silber und Bronze gefunden. Die Opferwerkzeuge und geweihten Gefäße fanden sich auf einem Bronzetisch. — In letzter Zeit ist nächst dem Juno-Tempel ein Haus bloßgelegt worden, das seiner Zeit einem Millionär gehört haben muß, denn die Möbel darin sind aus Elfenbein, Bronze und Marmor. Namentlich im Triklinium sind die Lagerstätten ganz besonders reich ausgestattet und der Estrich mit einer wunderschönen Mosaik bedeckt, deren Mittelstück eine üppig servirte Tafel darstellt, auf der auch Vögel mit prachtvollem Gefieder prangen. Rings um dieselben sieht man einen Kranz von Hummern, deren einer ein blaues Ei in seinen Scheeren hält, während ein zweiter eine geöffnete Auster, ein dritter eine farçirte Ratte und ein vierter eine Schale mit gerösteten Austern darbietet. Ein zweiter Kranz besteht aus Schüsseln, gefüllt mit Fischen, Rebhühnern, Hasen und Eichhörnchen, die den Kopf zwischen den Vorderpfoten halten. Die dritte und vierte Guirlande besteht aus Würsten, Eiern, Austern, Oliven, Früchten und Gemüsen aller Art. Die Wände des Trikliniums sind mit schönen Fresko-Malereien bedeckt. In der Mitte des Gemaches fand sich ein sehr wohl erhaltener Tisch aus seltenem Holze, inkrustirt mit ciselirtem Golde, Marmor, Achat und Lasurstein. Auf demselben standen Amphoren und einige Trinkgefäße aus Onyx.

— Am 16. Aug. Abends vor 8 Uhr verschied, nach längerm Brustleiden, Dr. Hermann Hauff. Geboren zu Stuttgart am 22. Aug. 1800 und in Tübingen im Hause des Großvaters erzogen, das sein Bruder Wilhelm in den „Phantasien im Bremer Rathskeller“ so anmuthig geschildert hat, studirte er mit dem lebhaftesten Eifer Medicin, und ließ sich dann, nach einer größern Reise, in der Nähe von Heilbronn — in Schwaigern — als praktischer Arzt nieder. Im Jahr 1827 mit dem zwei Jahr jüngern Bruder Wilhelm an die Redaction des „Morgenblattes“ berufen, hat er diese 38 Jahre lang bis zu seinen letzten Augenblicken fortgeführt. Seine letzte Arbeit war das Motto für die nächste Nummer zu wählen, worin sich bekanntlich eben so seine großartige Belesenheit wie die treffende Schärfe seines Geistes zu bekunden pflegte. Die Nachricht von seinem Tode wird nicht nur die vielen, welche in so langer Wirksamkeit seine Liberalität im literarischen Verkehr schätzen gelernt haben, sondern auch die Leser des Morgenblattes schmerzlich berühren, die ihm Dank wissen für den gediegenen Ton, in dem er dieses älteste aller belletristischen Journale gehalten hat. Das letzte was er geschrieben, war, so viel wir wissen, der geistvolle Aufsatz über die Zukunft der Naturwissenschaft, mit dem er den gegenwärtigen Jahrgang eingeführt hat.

— Am 14. August wurde Dr. Wilhelm Wolfsohn durch den Tod von schweren Leiden erlös't.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℱ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 36. Bremen, 3. September 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Die Bürgermeisterfehde.

Ein Geschichts- und Charakterbild des 16. Jahrhunderts.

Von Heinrich Asmus.

I.

Im Jahre 1529 war Lübeck noch eine glänzende Stadt, mächtig und groß, wenn auch die Zeit ihrer schönsten Blüthe schon vorüber war. Wie kräftig der alte Baum seine Aeste und Zweige auch noch ausbreitete, so fing das Mark desselben doch schon an, sich zu verzehren, ohne daß unter den gegenwärtigen Umständen Aussicht vorhanden, daß seine Kraft sich wieder verjünge. Das fühlten alle Bürger lebhaft! Daneben entstanden innerhalb der Mauern Mißtrauen und Unzufriedenheit gegen Diejenigen zunächst, welche die Angelegenheiten des Staates zu ordnen und zu leiten hatten. Der Rath hatte so sehr seine Stellung gegen die Bürger verändert, daß er nicht wie ursprünglich, Verwalter der Republik, sondern wirklich Herr der Stadt war, indem er nur in sehr seltenen Fällen noch die ganze Bürgerschaft auf das Rathhaus rufen ließ durch Ansagen oder Trommelschlag.

Mehr aber noch und nachtheiliger als alles dieses wirkte der Umstand, daß sich im Rathe selbst eine Partei gebildet hatte, die schroff den Bürgern gegenüberstand und jede Gelegenheit benutzte, sich unbedingt die Herrschaft allein anzumaßen. An der Spitze dieser Partei stand der Bürgermeister Niclaus Brömbse, ein Mann, nicht ohne Geist und Scharfblick, aber furchtbar den Bürgern durch seine Freunde am kaiserlichen Hofe und gefährlich, weil er unter glatter Freundlichkeit leicht und schlau seine Herrschergelüste verbarg, gehaßt, weil er um Fürstengunst buhlte und nur den Bürger liebte, der sich sklavisch vor ihm bückte.

Unleidsame Geldangelegenheiten zwangen endlich den Rath, die Bürger einmal wieder ins Rathhaus zu rufen. Es war am 10. December des obengenannten Jahres. Getümmelvolle Volkshaufen wogten auf den Straßen, auf dem Markt und vor dem Rathhause. Die Führer der 48 Ausschußbürger riefen die Junker, Kaufleute und Handwerker auf das „lange Haus“ und legten Rechenschaft ab von ihren bisherigen Unterhandlungen mit dem Rathe. Sandow, ein Brauer, sprach zuerst und erklärte, aus den Büchern sei wohl ersichtlich, daß die Stadt in großer Geldverlegenheit sei, aber von der Einführung lutherischer Prediger fände sich nirgends eine Andeutung; wollten also die Bürger sprechen, so sei es jetzt noch Zeit, denn sie hätten es in Händen den Rath zwingen zu können, die lutherische Lehre freizugeben. Von allen Seiten braus'te die Antwort ihm entgegen: „Wir werden ihn zwingen! Keinen Schilling bewilligen wir, wenn nicht die beiden vertriebenen Prediger Wilms und Wallhof zurückberufen werden und das Evangelium freigegeben wird!“

Einstimmig ward darauf beschlossen, sich nachdrücklich gegen den Rath auszusprechen und den Ausschuß um 8 Personen zu verstärken. Diese 56 Männer traten nun, geführt von dem Kaufmann Hermann Israel, vor den versammelten Rath. Der Führer überreichte dem Bürgermeister Falcke eine Abschrift der approbirten Geldartikel, eine andere dem Collegen Sandow und erklärte, die Bürger hätten einstimmig beschlossen, das Geld nur dann zu bewilligen, wenn die lutherische Lehre freigegeben werde. Das aber verweigerte der Bürgermeister kurz und gab dem Ausschuß zu verstehen, sich nicht weiter zu bemühen, da der Rath auf die Menge nie Rücksicht nehmen werde. Israel merkte, wohin diese Worte zielten und hatte wie im Handumdrehen dem Bürgermeister die überreichte Schrift wieder entrissen; bestürzt griff Falcke nach der andern Abschrift, die Sandow noch in der Hand hielt, aber dieser steckte sie hurtig unter seinen Mantel und sagte: „Nicht also, Herr Bürgermeister! Gebt uns lutherische Prediger und wir bewilligen das Geld, sonst aber keinen Schilling!“ Mit diesen Worten drängte er und Israel sich durch die Menge hinauf nach dem „langen Hause“; lärmend folgten ihnen mehre Bürger und selbst viele Kaufleute.

Brömbse, wohl fühlend, daß der Augenblick entscheidend sei, rief mit Ingrimm in den lärmenden Haufen: „Wollt Ihr Eurem Rathe untreu werden und mit den Lutherischen in des Kaisers Acht verfallen? Wer des Rathes Freund ist, bleibe stehen und weiche nicht von der Stelle!“ Da ward es plötzlich stille — keiner wagte den Fuß aus der Rathsstube zu setzen und die Rathsdiener verschlossen geschäftig die Thüren. Die Bürger waren gefangen.

Wäre es uns doch möglich, dem Leser ein entsprechendes

Bild von dem zu geben, was sich jetzt in dem Rathhause zu Lübeck und in dessen nächsten Umgebungen darstellte. Mehr als zwei Drittel der Ausschußbürger hatten die Rathsstube verlassen und tobten auf dem „langen Hause" in der wildesten Weise, schalten auf die Leichtgläubigen, die sich von dem Rathe hatten girren lassen, sprachen sich einander Muth zu, keinen Finger breit von ihren Forderungen zu weichen und sperrten endlich die Luken und Fenster auf, die auf den Markt gehen. Dieser aber füllte sich immer mehr mit Menschen, und als die Ausschußbürger zu ihnen hinabriefen: „Wer mit uns ist und leben und sterben will bei dem reinen Gotteswort, der hebe die Hand auf!" Da streckten sich tausend und wiederum tausend Hände in die Höhe und eben so viele Stimmen riefen laut: „Wir leben und sterben beim Evangelium! Wir stehen mit Euch! Gott mit uns Allen!"

Unten im Rathssaale aber herrschte tiefes Schweigen. Der Rath las nur zu deutlich aus den mehrsten Gesichtern der zurückgebliebenen Bürger, daß sie schon bereuten, dem Rufe des Bürgermeisters Brömbse Folge geleistet zu haben. Man besprach sich daher leise und endlich sandte der Rath zwei seiner Mitglieder auf das „lange Haus", den Ausschuß wieder in den Rathssaal ladend. Dazu hatte aber keiner Lust und alle beharrten auf ihren Forderungen. Und in demselben Augenblick scholl's wieder in wildem Aufruhr vom Markte her: „Gebt uns den Wilms, gebt uns den Wallhof zurück! Gebt uns das Evangelium!"

Jetzt endlich fand der Rath es für rathsam, die im Rathssaal eingesperrten Bürger frei zu geben mit dem Bedeuten, dahin zu wirken, die aufgereizten Gemüther zu beschwichtigen. Die Ausschußbürger wollten aber von nichts hören, und das Volksgeschrei wurde immer heftiger und ließ das Aeußerste fürchten, denn die Massen drängten schon gegen das Rathhaus. Der kurze Decembertag neigte sich seinem Ende und eben schlug vom nahen Marienthurme die fünfte Stunde; mit dem letzten Schlage rief eine Stimme vom Rathhause hinab: „Der Sieg ist unser! Die lutherische Lehre ist freigegeben!" Im Jubel zerstreute sich der Volkshaufen, eilte zu den Seinigen und rühmte sich des Sieges.

Und doch war dieser Sieg noch sehr zweifelhaft! Schon in den nächsten Tagen traten Brömbsen's Winkelzüge hervor. Der Ausschuß ward abermals aufs Rathhaus berufen, wo der Rath ihm kurz erklärte, die Zurückberufung der beiden Geistlichen könne nicht erfüllt werden, da der eine in Rostock wahnsinnig geworden und der andere in Kiel eine Anstellung gefunden. Das bestritten aber die Ausschußbürger und warnten mit solchem Nachdruck vor Aufruhr, daß endlich nach heftigem Wortwechsel, eine abermalige Zusammenkunft am folgenden Tage stattfand, in der die Brömbse-Partei unterlag und der Rath seine Zustimmung gab, daß wegen der Zurückberufung Wallhofs ein Secretair des Raths nach Kiel abgehe und einer der Ausschußbürger den Wilms von Rostock zurückhole.

Es war ein schöner, herrlicher Tag, der 16. Januar 1530, wo Wilms und Wallhof von dem Volke herzlich begrüßt wurden und unter gewaltigem Zulaufe ihre Antrittspredigt hielten. Aber Brömbse und sein College Plönnies trugen neues Holz herbei, damit die Flamme der Zwietracht noch höher schlage als zuvor und griffen zu den Waffen, um von Neuem den Kampf zu beginnen. Leider waren es aber nicht mehr rechtliche Waffen, die sie führten. Diesen plötzlichen Umschlag bewirkte der Tod des Bürgermeisters Falcke, eines zwar strengen, aber rechtlichen und menschenfreundlichen Mannes, der es im Verein mit dem Bürgermeister Packebusch, aufrichtig mit den Bürgern meinte. Durch diesen Tod erhielt die Brömbse-Partei mehr denn je im Rathe die Oberhand und versuchte die den Bürgern zugestandenen Rechte schlau und heimlich wieder zu entreißen. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß Brömbse dem Dom-Capitel auf seine Beschwerde wegen der Zurückberufung der beiden lutherischen Prediger geantwortet hatte: daß er höchst ungern in die Forderung der Bürger eingewilligt habe, sich aber eifrigst bemühen werde, die beiden Männer wieder aus der Stadt zu schaffen, sobald dies ihm irgend möglich. Daneben war bekannt, daß Brömbse dem Dom-Capitel den Rath gegeben, den Herzog von Braunschweig um Hülfe anzurufen.

Die Domherren hatten diesen Schritt auch wirklich gethan und droheten laut und öffentlich, daß der Herzog mit seinen Kriegern gegen die rebellischen Ketzer heranziehen werde. Allerdings hatte der Herzog in seiner Antwort die Drohung ausgesprochen, mit den Waffen einzugreifen, wenn die Lutherischen sich nicht aller Eingriffe in die Rechte des Dom-Capitels enthalte, das sein Ahnherr, Heinrich der Löwe, gegründet habe. Aber es blieb bei der Drohung. Dagegen war das Gebahren des Bürgermeisters Brömbse viel bedenklicher: er empfing Boten und Briefe und sandte welche ab; auch war sein Bruder, der Doctor Brömbse, plötzlich auf und davon gereist, und zwar nach Braunschweig, wie man wußte. Was wollte er da anders als bei dem Herzog Hülfe suchen? Solche und andere Reden liefen umher, weckten Besorgniß und mahnten zur Vorsicht. Endlich ging sogar das Gerücht, daß nächtlich ein Haufe Krieger bei der Domkirche sich versammelt habe, aber nach wenigen heimlichen Worten wieder weggeschlichen sei.

Unter solchen Umständen mußten wohl die Lutherischen wachsam sein. In der Stille und ohne Wehr und Waffen versammelten sich einige tausend Bürger in der Petrikirche und faßten dort den Entschluß, daß jede Nacht eine Anzahl Bürger unter den Waffen bleiben und Wache halten sollte. Wie bestürzt wurde Brömbse, als ihm dieser Bescheid mitgetheilt wurde! Das war ja geradezu eine Aufkündigung des Gehorsams und ein Bruch der Verfassung! Allein er war schlau genug einzusehen, daß seine entschiedene Sprache, die er sonst führte, gegen die Festigkeit der Bürger scheitern werde und suchte sie mit glatten Worten zu beschwichtigen. Nichts desto weniger traten am folgenden Tage die Bürger in noch größerer Anzahl in der Domkirche zusammen und sandten aus ihrer Mitte 12 Deputirte mit der Erklärung an den versammelten Rath, sie würden fortan die Wachen in der Stadt und an den Thoren besetzen und müßten dringlich darauf bestehen, daß der Rath schleunigst die ganze Bürgerschaft berufe, damit endlich des Haders ein Ende gemacht werde. Der Rath zeigte anfangs auf den Reichstag zu Nürnberg hin, willigte aber endlich ein und berief die Bürgerschaft. Der Marktplatz füllte sich wieder mit einer Menge Volks und in den Straßen wogte es auf und ab. Der Rath schien heute nachgiebiger als sonst und gegen Abend kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem den katholischen Geistlichen das Predigen außer im Dom, überall verboten wurde, das Abendmahl aber nur in der Aegidienkirche nach der neuen Lehre gefeiert werden sollte. Ein Jubelruf durchzitterte die ganze Stadt, als diese Nachricht bekannt wurde und alles war wieder Freude und Liebe.

Aber auf wie lange?

Während die Bürger sich des errungenen Sieges freuten, setzte Brömbse heimlich alle Hebel in Bewegung, ihnen denselben wieder zu entreißen. Da jedoch die Bürger dies bemerkten, waren sie doppelt aufmerksam und entschlossen, das mit Gewalt zu ertrotzen, was sie auf dem Wege des Rechts nicht erlangen konnten. Nicht alle Anzeichen konnten trügen, und mochte der Argwohn die Gefahr auch näher sehen, als sie war, so konnte man doch wiederum nicht läugnen, daß die Katholischen unter der Aegide von Brömbse und Plönnies wirklich Anschläge schmiedeten, wie

sie mit Gewalt die neue Lehre und ihre Anhänger vernichten und im Aufruhr den Aufruhr ersticken wollten. Jetzt leiteten Brömbse und Plönnies allein den Rath und da konnte nur Haß und Feindschaft gegen die Lutherischen die Parole sein. Aber dennoch schienen alle Pläne, an denen diese beiden Männer mit ihrer Partei heimlich und öffentlich gearbeitet, gescheitert und der Jubel, welcher in der Gegenpartei laut wurde, wiederholte nur zu deutlich, welche Siege diese schon errungen.

Ein Mann wie Brömbse, war jedoch nicht gewilligt, schon jetzt den Kampf aufzugeben. Die dreisten Einsprüche der Bürger in Staatssachen waren ihm aber so verhaßt wie die neue Lehre, und die Einen wie die Andern mußten gedemüthigt werden, so kühn sie sich auch ihres Sieges rühmten. — Brömbse setzte seine Hoffnung besonders auf den Reichstag zu Augsburg und erwartete mit Zuversicht, dort werde das Unwesen der Lutherischen durch kaiserlichen Machtspruch für immer beseitigt und mit der Strafe gegen die rebellischen Lübecker nicht gezögert werden. Ueberdies hatte er seinen Bruder nach Augsburg gesandt, hatte ihm fleißig Briefe und Geld geschickt, damit er nicht ermüde in seinem Eifer, und daneben rechnete er auf die Hülfe der umwohnenden Fürsten und Edelleute und versuchte durch den Hauptmann Krevet in Mölln Unterhandlungen mit dem Herzoge von Sachsen-Lauenburg einzuleiten, der sich ebenfalls gegen das Lutherthum erklärt hatte. Es war denn auch dem möllnischen Hauptmann gelungen, mehre Edelleute für seinen Gebieter zu gewinnen. Sonst aber herrschte Krevet in Mölln sehr despotisch und nach Willkür und war in Lübeck so verhaßt, daß er sich dort nicht blicken lassen durfte und die Bürger seine Absetzung forderten, was aber Brömbse selbstverständlich abwies.

Endlich hatte jedoch Brömbse seinen letzten Trumpf ausgespielt und mußte jetzt darauf sinnen, wie er sich sein Ansehen und seine Macht mit Hülfe der Waffen gewaltsam erhalte. Folgendes war geschehen. Im Juni des Jahres 1530 tagten in Lübeck die Abgeordneten sämmtlicher Hansestädte; bei dieser Gelegenheit sprach man sich auch über die Gefahr aus, welche die neue Lehre den Städten bringe und kam zu dem Entschlusse, strenge bei dem alten Glauben zu verharren. Nun fiel um diese Zeit (am 12. Juni) zufällig ein Fest, das seit 1416 gefeiert worden war, und darin bestand, daß man in feierlicher Procession ganz nach katholischem Ritus, einen Rundgang durch alle Kirchen der Stadt hielt. Da sich nun die mehrsten Abgeordneten für das Fest ausgesprochen hatten, so sollte es in der üblichen Weise auch diesmal gefeiert werden, indem man keinen Zweifel hegte, daß die Handwerker, die dabei die Lichter zu tragen hatten, sich diesem Dienste entziehen würden. Und doch war dem so. Als dies den Aemtern zugemuthet wurde, sagten sie einmüthig: „Wir wollen dem Teufel keine Kerze mehr vortragen!“ Dennoch ging die Procession vor sich. In feierlichem Zuge bewegte man sich, als in allen lutherischen Kirchen Predigt war, von dem Dom zunächst nach der Petrikirche, wo aber die störenden Gäste mit so anhaltendem und lautem Klingeln aller Glocken empfangen wurden, daß sie unmuthig wieder von dannen zogen, noch ehe der Mönch seine Litanei beginnen konnte. Nicht besser erging es ihnen in der Marienkirche, und als sie sich darauf in der Jacobikirche blicken ließen, stimmte die ganze Gemeinde den Choral: „Ach Gott vom Himmel sieh darein!“ so laut und kräftig an, daß in den Rückzug kaum noch Ordnung zu bringen war. Nur der Rath und einige hansische Deputirte hielten treu aus. So kläglich endete die letzte Kirchenprocession in Lübeck — und Brömbse sah nicht nur seinen Plan gescheitert, sondern der ganze Rath und die mehrsten Abgeordneten der Städte waren verhöhnt. Daß ein solcher Frevel ungeahndet blieb, ja nicht einmal Rechenschaft wegen dieses Unfugs gefordert wurde, lag vielleicht in dem Umstande, die so schon erbitterten Bürger nicht noch mehr zu reizen.

Zum Nachgeben jedoch war Brömbse auch jetzt noch nicht geneigt. Er sandte vielmehr Briefe und Boten an seinen ihm ergebenen Krevet in Mölln, diesem ans Herz legend, schleunigst dafür Sorge zu tragen, daß die bereits angeworbene Reiterschaar auf 500 Mann gebracht werde, die zu jeder Stunde bereit sein müßten, nach Lübeck aufzubrechen, um den Aufruhr mit Gewalt zu brechen. Der dienstwillige Hauptmann entsprach denn auch diesem Wunsche seines Herrn so rasch, daß er schon nach vier Wochen melden konnte: die 500 Reiter wären des Winkes gewärtig um nach Lübeck aufzubrechen.

Die umsichtigen und wachsamen Bürger merkten gar bald, daß der Bürgermeister wieder Anschläge gegen sie schmiede; auch war ihnen Krevets Treiben in dem Lauenburgischen nicht unbekannt geblieben; dazu waren selbst in der Stadt manche Anzeichen sichtbar geworden, die Argwohn und Mißtrauen hervorriefen. Es war erwiesen, daß die Stadtthore mehre Nächte hindurch nicht verschlossen gewesen und um Mitternacht an dem Marienkirchthurm öfter Leuchten oder brennende Fackeln ausgesteckt wurden, die nur als Zeichen für Leute außer der Stadt dienen konnten. Man sprach sogar von Blutzeichen, die verabredet seien zum Untergange der Lutherischen. Mit einem Wort, das Volk witterte Gefahr, denn so nur ist es erklärlich, daß ein an sich ganz unbedeutender Umstand plötzlich wieder wilden Aufruhr entzündete.

Am Tage Petri-Paul (am 29. Juni), als Morgens das Volk über den Markt zur Kirche zog, flatterte über der Schandglocke daselbst ein langer Streifen rothen Tuches. Der neugierige Haufe wuchs mit jeder Minute und bald verbreitete sich das Gerede durch die Stadt, das Zeichen bedeute nichts Geringeres als den Untergang aller Lutherischen. „Ein Blutzeichen!“ schrie der Eine. „Das bedeutet unsern Untergang!“ der Andere: „Auf, zu den Waffen!“ brüllte im nächsten Augenblick ein tausendstimmiger Chor. Und ein elender Fetzen Tuches wurde das Zeichen zum wilden Aufruhr und drohte die Sache des Rechts und der Wahrheit in die Hand eines tobenden Pöbels zu geben. Jedoch gelang es einem Ausschußbürger durch feurige Worte das Volk in den Schranken der Ordnung zu halten und dahin zu wirken, daß es von jeglicher Gewaltthat abstand. — Als Nachts die Thurmuhren die zwölfte Stunde geschlagen, ward an dem Süderthurm der Marienkirche eine Feuerblase ausgesteckt, aber schon nach einigen Minuten schnell wieder eingezogen. Wem das Zeichen gegolten, konnte man leicht errathen — jedoch blieb alles ruhig. — Am kommenden Morgen aber in der Frühe, wogte abermals ein Volksmasse in den Straßen und vom Markte her ertönte der Ruf: „Alle katholischen Geistlichen müssen aus der Stadt!“ Ein getümmelvoller Volkshaufe wälzte sich, wohl nicht in der friedlichsten Absicht, der Domkirche zu, wo gerade Hochamt gehalten wurde — da verließen die eingeschüchterten Priester auch hier die Altäre, um nie zu ihnen zurückzukehren.

Und dennoch sollten die Lutherischen bald inne werden, daß ihre Hoffnung auf endliche Ruhe nur in der Phantasie bestehe oder eine Chimäre sei!

Einige Tage nach den eben erzählten Auftritten, durchschritt Brömbse aufgeregt und eine Schrift in der Hand hattend, wie triumphirend sein Cabinet. Hohe Freude leuchtete aus seinen Augen und gab sich kund in seinem ganzen Wesen. „Dieser Donnerschlag aus heiterer Luft wird die rebellischen Martiner zu Boden schmettern!“ sagte er endlich, die Schrift hoch empor haltend. „Mein Bruder schreibt mir, daß der Kaiser ein Strafmandat gegen die hiesigen Ketzer erlassen hat. — Jetzt vorsichtig

und schlau und die Freude hübsch zurückgestauet, damit die Martiner nichts merken. Verstellung ist nicht so schwer, sie wird mir schon gelingen!“

Dem feinen klugen Kopfe des Bürgermeisters gelang allerdings die Verstellung, aber nicht seinen Freunden; weder Plönnies noch der Kirchherr Rode konnten sich mäßigen und schon nach wenigen Tagen wußten alle Bürger, daß der Doctor Brömbse seinem Bruder aus Augsburg geschrieben und ein Strafmandat des Kaisers in Aussicht gestellt hatte. Der Schreck lähmte den Bürgern auf Augenblicke die Denkkraft, aber ein Mann wußte ihren Muth zu heben — der Kaufmann Jürgen Wullenweffer. — Der Charakter dieses großen Mannes ist fast von sämmtlichen lübischen Chronikenschreibern mit Absicht oder aus Unkenntniß falsch aufgefaßt worden. Soll ich zu seiner Individualisirung gleich eins hierhersetzen, so ward ihm jene vollbürtige Staatsbürgernatur zu Theil, wie sie das freie Athen hervorgerufen. Seine Fehler, die mit dem Uebermaß des Kraftgefühls verbunden sein mußten, werden schon im Verlauf dieser Schilderung hervortreten. Ein nicht gewöhnlicher Grad von Verstandesbildung, von Muth, bürgerlichem Bewußtsein, von Wohlredenheit und Geschick im Rathe und im Felde, darf ihm Keiner absprechen.

Wullenweffer allein richtete den gesunkenen Muth der Bürger wieder auf. Er kannte genau die Lage der Dinge in Deutschland, wußte, daß die evangelischen Städte nicht weichen würden und bewies den Bürgern leicht, daß im Bunde mit jenen, Lübeck sich selbst gegen den Kaiser schon halten werde. — Nicht lange darauf, ging wirklich und zur Freude Brömbsens das Mandat in Lübeck ein; es enthielt in Kürze folgende Sätze: der katholische Gottesdienst sollte unverzüglich in allen Kirchen Lübecks wieder hergestellt werden; man sollte von der verführerischen Lehre Luthers abstehen und sich willig wieder der alten bis dahin bestandenen Ordnung der Stadt unterwerfen; endlich sollten die Vierundsechsziger innerhalb 3 Tagen abtreten und eine Strafe von 100 Mark Goldes (jetzt über 50,000 Mark) erlegen.

Als das Mandat im Rathe verlesen war, erklärte die Mehrzahl offen, daß mit solchen Waffen das Recht der Bürger und die Wahrheit der neuen Lehre nicht zu bekämpfen sei und der Bürgermeister Packebusch meinte geradezu: „Das Mandat sei denn doch gar zu plump abgefaßt.“

Die Ausschußbürger wurden auf's Rathhaus beschieden. Wullenweffer durchblickte sogleich das Spiel, welches Brömbse beabsichtigte und nach dem Spruche: divide et impra, vornahm. Er wollte das Mandat dem Ausschuß, den Aemtern, den Kaufmannsgilden einzeln und dann erst der gesammten Bürgerschaft vorlesen lassen, wo er keinen weitern Einspruch befürchten durfte, indem schon alle Theile sich gefügt hatten. Der Secretair wollte eben auf Brömbsens Befehl die Vorlesung beginnen, als Wullenweffer vortrat.

„Nicht so!“ rief er. „Was vor alle Bürger gehört, muß auch vor allen verlesen werden.“

Brömbse warf ihm einen vernichtenden Blick des Hasses und der Wuth zu, und winkte dem Secretair fortzufahren.

„Ehrbare Herren!“ unterbrach abermals Wullenweffer. „Da diese Briefe an den Ausschuß, die Aemter und die Kaufmannsgilden gerichtet sind, so werden sie Dinge enthalten, die vor alle Bürger gehören und wir dürfen und wollen sie nicht allein hören, damit uns keine Verantwortung treffe.“

„Das hat weiter keine Bedeutung!“ entgegnete Brömbse wegwerfend und winkte den Secretair fortzufahren.

„Haltet ein, oder wir verlassen den Saal!“ rief Wullenweffer, sich zum Weggehen anschickend.

Und als dennoch der Secretair mit dem Lesen beginnen wollte, verließ er mit seinen Collegen rasch die Rathsstube. Brömbse schleuderte dem Volksmann einen fürchterlichen Blick nach: Wullenweffer hatte seinen Plan durchkreuzt — und wiederum war jede Eintracht zwischen Rath und Bürgern verschwunden, denn daß das Mandat von Lübeck aus begehrt sein mußte, sah jeder ein. Was wußte man am kaiserlichen Hofe von Vierundsechszigern? Diese Ueberzeugung fiel wie ein Funke in ein Pulverfaß und die Schmähungen und Drohungen gegen den Doctor Brömbse, der eben zurückgekehrt war, wurden so laut, daß er es gerathen fand, sich auf und davon zu machen und zwar nach Mölln, wie man später hörte.

Dieser Kunstgriff, den Brömbse gegen die Bürger versucht hatte, erzürnte selbst die Mehrzahl im Rathe, welche sich energisch gegen ein derartiges Gebahren aussprach, in Folge dessen er in schlauer Selbstverläugnung nicht nur leutselig zu den Bürgern sprach, sondern auch in den folgenden Wochen den Weg des Rechts und der Billigkeit strenge innehielt. Wie Wullenweffer verlangt, wurde die ganze Bürgerschaft aufs Rathhaus berufen, um ihr die kaiserlichen Briefe vorzulesen. Zu diesem Schritt mag wohl die allgemeine Gährung den Ausschlag gegeben haben, da man einen förmlichen Aufruhr befürchtete und genau genommen, schon alle Macht und Gewalt in den Händen der Bürger war: alle Wachen waren, während die Bürgerschaft tagte, von Bürgern besetzt. Aufgeregt, wie die Bürgerschaft war, hörte sie mit Unwillen und Murren den Inhalt der Briefe an, als aber alle Bürger wegen Aufruhrs angeklagt wurden, sagte Wullenweffer vorwurfsvoll: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß Derjenige, welcher die Bürger verklagte, sich der Lüge enthalten hätte!“ Dann aber fragte er: „Wer hat denn eigentlich das Mandat verlangt? Denn daß es von Lübeck aus bestellt ist, unterliegt keinem Zweifel.“

Alle blickten auf den Bürgermeister Brömbse, der dem Redner einen gehässigen Blick zuwarf, im nächsten Moment aber sich erhob und betheuerte: „Er wisse es nicht, so wahr ein Gott!“ Da braus'te der Ruf: „Die Brömbsen! die Brömbsen!“ durch den Rathssaal und der Bürgermeister war gezwungen, sich und seinen Bruder zu vertheidigen. Allein die Bürger gaben nicht viel darauf, sondern verhöhnten muthwillig jegliche Mahnung und Drohung und riefen fast einstimmig, als des Herzogs von Braunschweig Schreiben verlesen werden sollte „Teufelsdienst! Pfaffentrug!“ so ungestüm dazwischen, daß die Verhandlungen unterbrochen wurden und die Bürgerschaft in wilder Unordnung abtrat. Auf den Straßen aber und vor allem auf dem Markte, zog das Volk lärmend umher, tobte nach Herzenslust, vielleicht auf Ordre und ließ das Aeußerste befürchten.

Nach kurzer Berathung trat der Ausschuß wieder in die Rathsstube und Wullenweffer erklärte im Namen seiner Collegen, daß sie beschlossen hätten, sich dem kaiserl. Befehle zu fügen und das ihnen übertragene Recht zurückzugeben. Das Blut wich allen Rathsherren aus dem Gesichte — war doch diese Entsagung gleichbedeutend mit Aufruhr! Brömbse warf Wullenweffer einen vernichtenden Blick zu, dann aber beherrschte er sich, wandte sich zu ihm und stellte ihm die Gefahr der Stadt vor, wenn der Ausschuß sein Amt niederlege und somit jedes Band zwischen Rath und Bürgern trenne. Es mag ihm allerdings viele Ueberwindung gekostet haben so zu sprechen und sich zu einer Bitte herabzulassen, aber bei einem ausbrechenden Aufruhr war gerade er am mehrsten gefährdet. Der Ausschuß willigte denn auch ein in seiner Stellung zu verharren, erklärte aber, daß er sich nur auf ausdrückliches Verlangen des Rathes und unter dessen Verantwortung dazu verstände. Als ihm dies zugewilligt war, suchte

er Ruhe und Ordnung wieder in die wildbewegte Volksmasse zu bringen, was ihm viel schwerer ward als des Raths Zustimmung.

Tags darauf versammelte sich abermals der Ausschuß vor dem Rath und nach kurzer Debatte stimmte dieser folgenden Vorschlägen bei: gänzliche Abschaffung des Papstthums in der Stadt und deren Gebiet und eine neue Verfassung. Nach dieser blieb zwar der Rath in seinen alten Rechten und Würden als Regent und Obrigkeit, allein die Rechte der Bürger waren durch zwei Ausschüsse vertreten, die selbst in die Geschäfte des Staates eingriffen. Wäre die Zeit weniger erregt und stürmisch gewesen, so hätte diese Verfassung zum Wohle Lübecks Wurzel gefaßt, nun aber verschwand sie wieder mit dem Falle Desjenigen, der sie geschaffen, mit Jürgen Wullenwesser. — Somit schien denn der Kampf für Glaubensfreiheit und Bürgerglück durchgekämpft. Aber es schien nur so: Brömbse und Plönnies brüteten Haß in ihrem Herzen: ersterer konnte es nicht gleichgültig ansehen, daß alle seine noch so fein gesponnenen Pläne gescheitert waren. Woher jetzt aber Waffen nehmen gegen die Martiner, da sich alles zu ihrem Siege vereinigt hatte? Und dennoch gaben beide Männer ihre Hoffnung noch nicht gänzlich auf, sondern brüteten neue Pläne. Eben saßen sie neben einander im geheimen Zimmer und besprachen dieselben.

„Es wird anders werden!“ sagte Brömbse zu seinem Bundesgenossen. „Gieb Acht, Plönnies, alles wird noch wieder dem Kaiser und dem Papste gehorsamen müssen und wir werden dennoch siegen.“

„Wir hätten es nicht so weit kommen lassen müssen“ — entgegnete Plönnies ärgerlich. „Wir hätten dreinschlagen müssen, wie ich's gerathen. Jetzt ist uns der Volkspöbel über den Kopf gewachsen und aus dem Zwerge ein Riese geworden. Krevets Plan war gut und hätte ausgeführt werden müssen. Alles war ja zum Ueberfall bereit, die Thore offen und die 500 Reiter bereits bis zum Grönauerbaum vorgerückt. Es wäre gelungen, wenn du nicht das Zeichen zum Rückzuge gegeben, und wir wären noch Herren der Stadt.“

„Du kannst Recht haben!“ stimmte Brömbse dem Collegen bei. „Aber noch sicherer wären wir gefahren, wenn wir Wullenwesser unschädlich gemacht hätten. Er ist die Seele der ganzen Bewegung, fehlt er, so ist der Haufe kopflos und leicht zu lenken.“

Dem stimmte Plönnies bei.

„Was versäumt ist, muß nachgeholt werden!“ sagte er dann mit Energie. „Du weißt Brömbse, ich bin kein Freund von vielen Reden, das Wort steht mir nicht so zu Gebote, mir ist die That lieber. Sollte es denn so außerordentlich schwer fallen, den Mann zu beseitigen?“

„Leicht ist es keineswegs!“ antwortete Brömbse nach einer Pause. „Er ist zu populär und die ganze Bürgerschaft tanzt nach seiner Pfeife. Alle hängen ihm an, verehren ihn wie einen Götzen und glauben fest an seine Worte, wie der Heide an ein Orakel. Man müßte schon sehr vorsichtig verfahren und ihn bei Nacht heimlich aus der Stadt schaffen.“

„Dann tauge ich nicht dazu!“ erklärte Plönnies offen. „Du weißt, Brömbse, daß mir alles Heimliche zuwider ist. Ich mag gern von meinem Feinde das Weiße im Auge sehen. Zu einer solchen That möchte sich auch kaum Krevet verstehen, doch soll er gegen Wullenwesser, wie ich hörte, einen Privathaß hegen und er könnte sich dennoch entschließen den Volkstribun zu beseitigen. Geschieht das aber nicht, so möchte ich eine Wette eingehen, daß er wie im Handumdrehen neben uns im Rathsstuhle sitzt.“

Brömbse bekreuzte sich.

„Der Ketzer und Plebejer?“ rief er dann verächtlich. „Nein, Plönnies, das geschieht nicht, so lange ich Bürgermeister dieser Stadt bin! Ein Brömbse und ein Wullenwesser können nie zusammengehen. Einer muß fallen — er oder ich! Doch warum ereifern wir uns? Noch gebe ich mein Spiel nicht verloren, verliere ich's aber, so soll er über meinen Fall nicht triumphiren!“

Plönnies reichte dem Collegen die Hand zum Abschiede.

„Wir verstehen uns, Brömbse“ — sagte er. „Was du beschließest, dem stimme ich bei und gebe lieber freiwillig meine Stellung auf, als daß ich mit dem Bürgervolke im Rathsstuhl sitze.“

„Noch wollen wir keineswegs jegliche Hoffnung aufgeben“, meinte Brömbse, „aber uns auf das Aeußerste gefaßt machen. Wer weiß ob der Kaiser uns nicht bald Hülfe schickt — —“

„Von daher rechne ich auf keinen Beistand“ — fuhr Plönnies dazwischen — „der Kaiser hat etwas Anderes zu thun, als sich um unsere Stadt zu bekümmern, ihm obliegen andere Pflichten. Wir müssen selbst handeln, Brömbse, denn die kaiserlichen Mandate haben uns bis jetzt nur Spott und Hohn gebracht“ — setzte er knirschend hinzu.

„Es wäre nicht geschehen“ — bestätigte Brömbse — „wenn nicht der Judas das Wort geführt! Aber ich werde ihm dennoch ein Bein stellen, worüber er fallen und das plebejische Genicke brechen soll. Uebrigens ist in der gestrigen Nacht mein Bruder abermals zum Kaiser gereist, ich habe ihm einen ausführlichen Bericht über unsere Lage mitgegeben, und den Kaiser gebeten, schleunigst hier alles wieder auf den alten Fuß zu bringen, wenn nicht in Lübeck die Anarchie ihr Lager aufschlagen und uns aus der Stadt verdrängen sollte. Wenn aber auch diese Hoffnung fehl schlägt, so reise ich selbst zum Kaiser!“

„Ohne mich?“ fragte Plönnies erwartungsvoll.

„Selbander!“ antwortete Brömbse scheidend.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Gedichte.

Uebersetzt von Alice Salzbrunn.

Jungfräulichkeit.

Aus dem Englischen des Longfellow.

Maid, deiner braunen Augen Pracht
Gleicht einer milden Sommernacht,
Worin der Sterne schönster lacht.

Und goldner Flechten Schleier dicht
Und goldner Locken Sonnenlicht,
Das ist vom Himmelsglanz Bericht.

Leis' zögernd steht dein kleiner Fuß
Hier, wo der Bach erschwillt zum Fluß,
Das Kind zum Weib erwachen muß.

Dein klarer Blick so schüchtern sieht,
Wie's holde Bächlein eilig flieht
Und stolz als breiter Strom nun zieht.

Tief, rein und schön und glänzend hell
Enteilt hier jede Woge schnell,
Wie wohl im Traum ein Zauberquell.

Und du zeigst Unentschlossenheit,
Wenn dir ein Engel giebt Geleit,
Dich führt zur blüh'nden Wonnezeit?

Gewahrst du dunkler Schatten Zug,
Gleichwie das Täubchen sonder Trug
Erschrocken sieht des Falken Flug?

Mahnt dich an Leid und Erdentand
Ein Rufen jetzt vom Uferrand,
Für uns erstickt vom Wogenbrand?

O reines, lichtes Gotteskind!
Des Stromes Triebsand bald verrinnt,
Und bald der Sorgen Riff beginnt.

Ein süßer Ton erschwellen mag,
Dem Morgen folgt der heiße Tag,
Der Juni jedem Mai im Hag.

Der junge Zweig, den Blüthe deckt,
Im Vöglein Sangeslust erweckt;
Den alten Zweig der Frost erschreckt.

Drum sammle jede Blüth' im Jahr,
Dann bringt der Schnee dir nicht Gefahr,
Die Freude bleibt im greisen Haar.

Nimm eine Lilie fromm zur Hand,
Manch' Eisenthor nicht widerstand
Dem Stabe aus dem Zauberland.

In Sorgen, Schuld und Lebensgrau
Bewahr' des Herzens Morgenthau,
Dein treues Lächeln, holde Frau.

Der Liebe Balsamhauch allein
Kann Trost den kranken Seelen sein,
Wie sanfter Schlaf löscht alle Pein.

Der Sonnenstrahl aus Herzensgrund
Macht finstre Herzen auch gesund,
Zeigt unsres Gottes Friedensbund.

Ruth.
Aus dem Englischen des Thomas Hood.

Sie stand fast eingehüllt von Aehren,
Verklärt vom Morgenlicht, dem hehren;
Sie glich dem Lieblingskind der Sonnen,
Das manchen glüh'nden Kuß gewonnen.

Die Röthe lag, wie Früchte prangen,
Tief südlich auf den schönen Wangen;
So wird das Roth dem Braun vereinet,
Wenn blühend Mohn im Korn erscheinet.

Ihr dunkles Lockenhaar fiel nieder,
Die hold gesenkten Augenlider
Umsäumte schwarz ein Wimpernschleier,
Der barg der Augen Gottesfeier.

Von ihres Hutes breitem Rande
Sank traut der Schatten zum Gewande;
So lieblich schien sie Gott zu schicken,
Den hoch sie pries mit süßen Blicken.

Da sprach ich: Gott wird nimmer wollen,
Dich nur dem niedern Dienste zollen;
Dein sind die Garben und die Matten,
O komm zum Hause deines Gatten!

Unverwelkliche Schönheit.
Aus dem Englischen von Thomas Carew.

Wer nur liebt die Rosenwangen,
Wer Korallenlippen preis't,
Wem aus schönem Blick entsprangen
Flammen für den Dichtergeist:
Dessen Feuer ist vergangen,
Kommt die Zeit und Angst und Bangen.

Doch der Sanftmuth reines Trachten,
Treue, Wahrheit im Gemüth, —
Herzen, die den Frieden brachten,
Sind in Schönheit stets erglüht.
Wo dies fehlt, muß ich verachten
Jugendschmelz und Augenschmachten.

* Aus dem Tegernseer und Schlierseer Gebirge.

Von W. Glander.

(Schluß.)

Die Wallenburger Alpe, das Ziel aller, die vom Balepthale aus auf die Rothwand steigen, erinnert lebhaft an die Hütten des Allgäu, sie ist nur von Männern bewirthschaftet, ein „Oberschweizer", den Thermometer in der Hand, ist bemüht den Inhalt des riesigen Käsekessels in der richtigen Temperatur zu erhalten (auf den altbayerischen Alpen diente seither dazu der Ellenbogen) und zur rechten Zeit den mächtigen fünfzigpfünder herauszufischen, der nun aber immer noch vieler Sorgfalt bedarf, ehe er als „Schweizer-" oder gar „Emmenthalerkäse" die Reise in die weite Welt antreten kann. In der Feinkäserei steckt aber große Zukunft für die altbayerische und tyrolische Alpenwirthschaft, aber nicht eher als bis sie gleich dem Allgäu eine Eisenbahn haben, denn der Gebirgsbauer, dem kein Halm mehr wächst, ist für seine Nahrung auf Milch und ihre Nebenprodukte angewiesen, er muß also, wenn er Milch beziehungsweise Käse verkaufen will, Korn einkaufen, Beides kann er nur wenn ihm Schienenwege einen wohlfeilen Verkehr möglich machen. Zweigbahnen, am richtigen Ort angelegt, können nach und nach den Fehler wieder gut machen, den man begangen, als man die München-Salzburger Eisenbahn dem Gebirge entlang, aber in allzuweiter Entfernung tracirte, aber Zweigbahnen sind kostspielig und unter einer engherzigen Verwaltung, die den Augenblick und die Conjunctur nicht zu nutzen versteht, auch nicht rentabel.

Der Poesie des Alpenlebens aber geschieht durch eine solche wirthschaftliche Umwälzung entschiedener Abbruch, denn wo Feinkäserei sein soll, da braucht es Männerarbeit — nun denke dir einmal, Leser, alle die Hütten, von denen aus jetzt der Jodler über Berg und Thal schallt, in denen jetzt noch, wenn sie auch durchaus kein ätherisches Wesen und wenn sie auch, wie wir oben gesehen haben, in der Regel weder jung noch schön ist, wenigstens eine Sennerin, ein weiblicher Geist der Häuslichkeit waltet, denke sie dir alle von Männern bewirthschaftet — statt des ewig-derben Bauern-Dirndls der berechnende industrielle „Schweizer", — alle Poesie ist weg —.

Zu deiner Beruhigung will ich dich übrigens versichern, daß Alphütten, in denen fein gekäs't wird, sehr sauber gehalten werden und gehalten werden müssen und in dieser Hinsicht noch weit über den tyrolischen Achsnerhütten stehen, auf denen die Wäsche des Senne von Johanni bis Michaelis vorhalten muß und du für viel Geld und Worte ein steinhartes Brod bekommst. —

Die Leute auf der Wallenburger Alpe sind gefällig, sie verstehen die Bereitung des Caffees, ja sie schenken, ich weiß nicht, ob mit oder ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung, sogar Bier aus, zu einem Preise, der bei einer etwaigen Ausdehnung der Hütte zum „Hotel" nicht mehr erhöht zu werden braucht.

Auch ein Sommerfrischgast ganz eigener Art hat sich schon eingefunden, den Herr Rossak gewiß noch nicht unter seine Species von Touristen rubricirt hat — ein Holzknecht der — so scheint

es — sich vorgenommen hat die zwei Pfingsttage vollständig zu faullenzen; das wäre nun gerade Nichts neues und originelles, der Mann betreibt es aber mit Geschick und Abwechselung; im Hintergrund der Hütte in behaglicher Dämmerung, fern vom Rauch der Feuerstelle, ruht er in mächtiger Himmelbettlade, handgerecht daneben steht die Halbe und ab und zu erhebt er sich, tritt vor die Hütte, „streckt die Glieder“ und läßt einen Jodler weithin ertönen, um dessen Falsett ihn manch' erster Tenor beneiden möchte, dann sucht er die Ruhestatt wieder auf.

Auffallend früh überziehen heute leichte Wölkchen den Himmel, aber der Horizont selbst bleibt klar, gerade im Süden von der Hütte öffnet sich durch eine Gebirgslücke eine gewaltige Perspektive auf einige beeis'te Hörner der Centralalpen, es müssen die Riesen des Zillerthaler Eismeeres sein.

Von der Wallenburger Alphütte sind wir in weniger als einer Viertelstunde auf der untersten Stufe der oberen Wallenburger Alpe, denn bis jetzt waren wir noch auf der unteren Alpe; der Weg auf die obere führt am Saurücken hinan, einer sehr steilen Felswand, sonst mag er wohl unangenehm zu begehen sein, heute ist er gut hergerichtet, denn in acht Tagen zieht die ganze Sennerei mit Sack und Pack auf die obere Alp, wo sie dann den Sommer über bleibt.

Jetzt öffnet sich auf der Höhe des Saurücken ein mächtiges Stück Rundsicht, doch verderben wir uns jetzt den Geschmack nicht damit, sondern warten damit bis wir oben sind, denn dort zeigt sich schon der schroffe Kamm der Rothwand und nur eine sanfte Berghalde scheint uns von ihm zu trennen, in Wahrheit liegt freilich eine breite, seichte Thalmulde dazwischen die uns zur Abwechslung zum Bergabgehen nöthigt, natürlich nur um dasselbe Stück an der andern Seite wieder hinan zu steigen, doch Alles nimmt ein Ende, so stehen wir auch endlich am Fuß der Rothwand, auf dem Joch zwischen ihr und dem spitzen Felszacken des Kirchstein, und mit einem Schritt erschließt sich die Aussicht nach Süden, doch ich muß deine Geduld, Leser, noch einmal auf die Probe stellen, ich muß dir doch sagen, wo und was die Rothwand ist, denn auf einer Karte wirst du sie schwerlich finden, auch gesetzt den Fall, daß du es der Mühe werth fändest, eine zur Hand zu nehmen; die Rothwand ist die höchste Erhebung der Gebirgsgruppe, die sich fast wie ein Dreieck gegen den Schliersee vorschiebt, seine Spitze ist der Jägerkamp, seine Basis das hintere Sonnwendjoch jenseits der Tyrolergrenze, an seinen Seiten stehen einerseits die Berge, die sich zum Aurach und Leitzachthal abdachen, also der Hagenberg und der Minsing, anderer Seits die Abdachung gegen den Spitzingsee und das Valepthal, aus dem wir heraufgestiegen; in Mitten dieser Gebirgsgruppe, die natürlich wieder von engen und zum Theil sehr tief eingeschnittenen Thalungen zerrissen sind, erhebt sich die Rothwand zu 5834 Par. Fuß Seehöhe — ein rechter Maulwurfshaufen, wirst du sagen, aber du weißt, daß es auf die Höhe nicht ankommt, und immerhin werden wir fast 3500 Fuß über dem Schliersee und über dem Leitzachthal stehen, ihr Kamm, denn in einen solchen mit vier bedeutenderen Erhebungen, nicht in eine Spitze läuft sie aus, ist buchstäblich eine rothe Wand, denn sie besteht großentheils aus Rothmarmor, und aus der Ferne erscheint sie dir als nackter rother Fels, an den spärliche Grashalden hinaufkriechen, in Wirklichkeit reichen jedoch diese Grashalden bis auf die Kante und ermöglichen einen festen Tritt, denn der Rothmarmor verwittert leicht und der Grasboden, nicht jenes dem Bergsteiger so gefährliche kurze glatte Gras, sondern lange stark wurzelnde Schöpfe, die auf dem weichen Boden nachgeben ohne zu rutschen, ermöglichen dir das Hinansteigen auch am steilsten Hang.

Wir stehen vor oder eigentlich neben dem Westende des ganzen Kammes, der östlich streichend sich allmählich zur zweithöchsten kuppelartigen Spitze erhebt, dann zu einer Scharte abbricht, um jenseits derselben in nordöstlicher Richtung zur höchsten Spitze fortzusetzen; diese nur etwa 80 Fuß höher als die zweithöchste oder westliche Spitze zwängt sich derart zwischen Gebirge hinein, daß sie zum großen Theil der Aussicht gegen Ost und Südost entbehrt, die von der westlichen Spitze offen da liegt.

Doch es wird Zeit, Leser, daß ich dich vom Joch weg und ans Ziel führe; der Grat der Rothwand der nun, eine kurze Strecke in scharfem Anstieg betreten werden muß, begeht sich bequem, und wenn er auch zuweilen etwas schmal wird und zu beiden Seiten schroff, ja senkrecht abstürzt, so darf dich das nicht geniren, schau wieder auf das Stück Erde, das du noch unter den Füßen hast, und wäre es auch nur noch einen halben Fuß breit, es ist fest, es ist kein trügerisches Kalk-Geröll, kein glatter Schiefer, und wenn dann einmal der Fels zu Tage tritt und den Grat ungangbar macht, wenn du ihn an der jähen Wand hin umgehen mußt, so stemme den Bergstock ohne Zagen in den festen Rasen, er hält fest und wo du auch den genagelten Schuh einsetzest, die Hackennägel bohren sich ein und du stehst fest, und wenn du auch ein paar Mal wie der Specht am Kirchdach hängst, nach ein paar Minuten kannst du den Grat wieder betreten, der breiter wird und sich nun sanft zur Kuppel erhebt, auf der eine Signalstange dir zeigt, daß du am Ziel bist.

Von dem was du jetzt siehst, und du siehst weit weniger als von anderen gerühmten Aussichtswarten, wird dir vor allem die Riesenmauer von Schnee und Eis auffallen, deren Massen den ganzen südlichen Gesichtskreis einnehmen — die Centralalpen vom Großglockner bis zum Lezthaber Eismeer, die Gletscher, wie man schlechtweg sagt, obwohl falsch, denn die Gletscher liegen tiefer und in den Mulden der Hochthäler, und sind jetzt tief unter Schnee und Firn begraben, bis die Sonne des Hochsommers, mit der Höhe vereint, der Schneemassen Herr wird; was du vom Schnee siehst, das ist nur der Vorrath aus dem der Gletscher, dieses ewige Räthsel, seine Millionen und aber Millionen von Eiskrystallen erhält, die aneinander gepreßt sich unmerklich aber mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts schieben, bis für uns noch räthselhafter, unbekannte Ursachen die starren Eismassen stille stehen, ja den Rückzug antreten lassen.

Wendest du dich gen Ost, so hast du zwei Gegensätze zu den Centralalpen vor dir, hier die wildgezackten, völlig kahlen Wände des Kaisergebirges — ein Kalkgebirge der wildesten Art, zwischen ihm und dem Urgebirge aber das Thonschiefer-Uebergangsgebirge, das schon im Innthal beginnend, sich bis gegen den Unterzinggau hin zwischen Kalk- und Centralalpen legt, dem Touristen durch seine Aussichtswarten — ich nenne nur Kellerjoch, Salve, Kitzbuhlerhorn — bekannt ist. So geht es fort gegen West und Nordwest, wo die Aussicht weit freier ist, eine wahre Musterkarte von Bergen und Gebirgszügen, hier waldige Kuppen, dort grüne Almen, darüber wilde Schrofen, und in weiter Ferne, wo die Kalkalpen mächtiger werden, wieder eitel Schnee und Eis am Karwärdel, am Wetterstabe und an dessen Krone, der fernerumlagerten Zugspitze, Alles aber, was du siehst, ist schön geordnet, übersichtlich, nicht das Meer von Berggipfeln, aus dessen Gewirr dir vom Wendelstein aus der Führer den oder jenen Namen nennt, von dem du ein Fingerhut großes Stücklein siehst, hier ist Alles klar, weil du nicht zu viel und nicht zu weit siehst, eine Reliefkarte, aber doch wieder nicht aus der so unmalerischen Vogelperspektive.

Und gegen Norden — die Braherspitze, die so stolz auf den Schliersee herabschaut und andererseits sich im Spitzingsee spiegelt, sie liegt unter dir, und über ihren Gipfel weg und zu

beiden Seiten ihrer Pyramide schaust du hinaus in die unabsehbare Ebene, ein riesiges Stück Erde, vor dessen Ausdehnung das elende Menschenwerk, das dir etwa dein Glas auf ihm zeigt, zum Sandkorn herabsinkt; und wieder — welcher Contrast gegen diese grenzenlose Fläche — im Süden die himmelanstrebenden, eisgepanzerten Titanen, scharf abgegrenzt, beinahe schon die Grenzwächter deutscher Zunge, deutscher Sitte.

Auch in nächster Nähe fehlt es nicht an charakteristischen Bergformen. Dort die breite Masse des Minsing, mit dem die Nordspitze unserer Rothwand durch ein schmales Joch zusammenhängt, und jenseits des tiefen Kessels des Großtiefenthales, in dessen Stillleben ich dich vielleicht später einmal einführen kann, die grauen, zerborstenen Wände der Ruchenköpfe, gegen Süd das hintere Sonnwendjoch, das in fürchterlichen Wänden und scharfen Schneiden aus den Kloascher Thal aufsteigt und langgestreckt hinüberzieht bis gegen das Valepthal, jenseits dieses der Schieder mit seinen halbmondähnlichen Hörnern, der Risserkogl und neben ihm der Plankenstein mit der wunderlichen Form einer emporgehaltenen Riesenhand; nur ein großer See fehlt in der Nähe, die Reize der Rundschau zu vollenden, zwar blitzt draußen in weiter Ferne der Simmssee, und die gewaltige Fläche des Chiemsees, näher und im Gebirge schaut der grüne Spitzingsee herauf und jenseits des Valepthals hängt an der Bergwand, wie ein Juwel, der kleine Tümpel des Grünsees, aber es fehlt ein großes Wasserbecken in der Nähe, wie sie das Fußgestell eines Rigi, eines Schafbergs oder Herzogsstands bespülen und mit Recht zu deren größten landschaftlichen Reizen gezählt werden.

Was du aber auch sehen magst, an was für kühnen Formen, an welcher Farbenpracht, an welchen Contrasten sich dein Auge weiden mag — es ist Nichts gegen den tiefen Frieden, gegen die wunderbare Ruhe, die auf solchen Höhen herrscht. — und diese Ruhe, diesen Frieden, den dir das Getriebe der Welt und der Kampf des Lebens fort und fort stören und entweichen, hier auf den Höhen unserer Alpen findest du sie. Angesichts der großen Alpennatur kannst du Alles, Alles vergessen, du fühlst dich erhaben über Alles, und doch wieder — wunderbarer Gegensatz — gegen die Ewigkeit der Schöpfung vergänglich und verschwindend. — —

Drei Dinge aber sind Bedingung, wenn du bei einer solchen Bergbesteigung einen wirklichen Genuß haben willst, einmal mußt du die Aussicht auf einen bequemen und leichten Rückweg, und auf ein gutes Nachtlager haben, denn was hilft es dir, auf hoher beeister Alpregion zu stehen, wenn du nur mit Bangen an das Hinabsteigen denken kannst, bei dem dir noch mehr Beschwer, vielleicht Gefahr, droht, was hilft es dir, wenn du todtmüde, für Alles unempfänglich, von deinen Führern halb heraufgeschleppt und gezogen oben ankömmst um nach einer halben Stunde unbehaglichen Verweilens den schaurigen Rückweg antreten zu müssen, weil die Zeit drängt! — und damit ist auch die zweite Bedingung ausgesprochen, Zeit mußt du haben, behaglich oben zu verweilen, dich umzuschauen, und zum dritten mußt du wie überall Reiseglück haben, das dir einen sonnigen Tag bescheert, nicht wolkenlos, aber hell, klar und windstill — dann komm und schau die Wunder der Kalkalpen und steige auf ihre Hochwarten, unter denen die Schlierseer Gebirge wahrlich nicht den letzten Rang einnehmen.

Literatur und Kunst.

* Von den Verhandlungen des ersten deutschen Protestantentages, der am 7. und 8. Juni d. J. in Eisenach gehalten wurde, ist ein im Auftrage des Ausschusses vom Professor Holtzmann redigirter Bericht erschienen (bei Friderichs in Elberfeld). Derselbe enthält die Predigt des Generalsuperintendenten Meyer, das neue Statut, die Eröffnungsrede von Bluntschli, die Thesen von Rothe, Holtzendorff, Schwarz, Ewald und die an dieselben sich anschließenden Debatten, sowie den Personalbestand der leitenden Ausschüsse.

— Herr Dr. E. Lauberr, der bereits früher Reisebilder aus Oberitalien, namentlich Venedig, Genua, Nizza herausgegeben hat, läßt denselben eine zweite Folge sich anschließen, welche den Genfer See und die Insel Wight behandeln (Danzig, Kafemann). Ursprünglich vor einem Kreise von Zuhörern gehaltene Vorträge, haben sie die ganze Lebendigkeit und Unmittelbarkeit dieser Darstellungsscene. Von der Insel Wight sind unseres Wissens so eingehende und liebevolle Schilderungen im Deutschen noch nicht erschienen.

— In dem Trauerspiel: „Der letzte Grieche“ behandelt Julius Große die Geschichte des Philopömen (Leipzig, J. J. Weber). Es vergeht kein Jahr, in welchem nicht wenigstens zwei, drei Tragödien erscheinen, die durchweg den Mann von Bildung und Geschmack verrathen, denen man keine wesentlichen Fehler gegen die Gesetze des dramatischen Baus vorwerfen kann, und bei denen doch niemals ein Bühnenleiter sich zu der Kühnheit aufschwingen wird, sie dem schaulustigen Publikum vorzuführen. Zu den besten dieser Pult-Tragödien rechnen wir die vorliegende. Sie stößt Niemanden zurück, aber sie erwärmt auch Niemanden. In einem Prologe sucht sich der Verfasser wegen der Wahl eines antiken Stoffes zu rechtfertigen und was er sagt, macht sich in der Theorie ganz gut. Aber die praktische Erfahrung bleibt bestehen, daß man mit allen Helden aus der römischen und griechischen Geschichte weder Leser noch Zuhörer hinreißt. Wenn er ausruft:

Was heißt euch vaterländisch denn? Im Land der Mark
Ist's preußische Geschichte, doch am Donaustrand
Habsburgs Geschick, im Baierland Haus Wittelsbach,
Und Anderes in Ilm-Athen, an Elb und Rhein.
Hie Waiblinger, hie Welfen heißt es immerdar;
Ich aber (sc. die tragische Muse spricht) kehre zürnend mich
von jedem Bild,
Das einzelne Parteien mit der Heilgenschein
Der Kunst verklärt auf Kosten eines Bruderstammes,

so malt er die deutschen Zustände doch schlimmer als sie sind. So traurig ist es nicht beschaffen, daß man „Partei“ und „Stamm“ als synonym gebrauchen dürfte. Wir erinnern daran, daß Putlitz' Testament des großen Kurfürsten mit Beifall über alle Bühnen ging. — Eine formelle Eigenthümlichkeit erwähnen wir: die Helden, die ersten Rollen, läßt der Verfasser in Trimetern sprechen, die Nebenpersonen in Blankversen. Der Eindruck, den diese Neuerung macht, ist nicht übel.

— Die Araber des Sehels, Erlebnisse und Abenteuer des Capitains der Spahis Emile Tissot von G. Hennig (zwei Bände, Breslau, Eduard Trewendt) geben eine anschauliche und lebendige Schilderung des französischen Colonistenlebens in Nordafrika.

— Eine Flugschrift von V. A. Huber über die genossenschaftliche Selbsthülfe der arbeitenden Classen stellt sich die Aufgabe, die Kenntniß des Genossenschaftswesens zu verbreiten und das Interesse für dasselbe in weitere Kreise zu tragen. Huber steht bekanntlich in politischer wie kirchlicher Beziehung auf der äußersten Rechten; von der Kreuzzeitung sagte er sich los, als er anfing, dieselbe als ein constitutionelles Blatt zu betrachten. Die reinste und hingebendste Menschenliebe führte ihn zu einem genauen Studium der socialen Frage und zu praktischen Agitationen auf diesem Gebiet und es ist gewiß eines der schönsten Zeugnisse, das für die Wirksamkeit von Schulze-Delitzsch abgelegt werden konnte, daß ein so entschiedener Gegner wie Huber, sich seiner socialen Schöpfungen mit so großem Nachdruck annahm. Huber geht von der Voraussetzung aus, daß wie heutzutage Jedermann einen politischen und kirchlichen Beruf so auch einen socialen Beruf habe. Wer sich dieses Berufs bewußt geworden und sich Anschauungen von dem Zustande der socialen Verhältnisse erworben habe, werde immer weiter zu ernsten Fragen und fruchtbaren Antworten getrieben werden. Dem ersten Bedürfnisse der Aufklärung will er durch diese Schrift entgegenkommen.

— Die vergleichende Zusammenstellung der europäischen Staatsausgaben von Eduard Pfeiffer (Stuttgart, Adolf Kröner) ist eine werthvolle staatswissenschaftliche Arbeit.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 26.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 37. Bremen, 10. September 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Die Bürgermeisterfehde.

Ein Geschichts- und Charakterbild des 16. Jahrhunderts.

Von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Brömbsen's Hoffnung schien in Erfüllung gehen zu sollen, wenigstens war ein Umschwung in Lübeck zu erwarten, denn die Sache der Bürger gestaltete sich plötzlich ungünstiger. Nach ihrer jetzigen Function hatten die Vierundsechsziger Antheil an der Aufsicht über die Finanzen der Stadt. Soweit sie darnach die laufenden Einnahmen und Ausgaben zu controlliren hatten, war alles im besten Einverständniß mit dem Rathe. Je höher aber die Staatsschuld angewachsen war, um so natürlicher war auch die Frage, wofür denn das Geld, d. h. die Einnahme der Stadt verwandt und wodurch die Schuld überhaupt so angewachsen sei. Der Ausschuß hielt demnach bei dem Rathe an, daß ihm zur gänzlichen Regulirung der Staatsschuld alle Rechnungen der früheren Jahre zur Einsicht vorgelegt werden. Das aber lehnte der Rath kurzweg ab. Diese unzufriedene Stimmung seiner Collegen suchte Brömbse für seine Pläne auszubeuten, aber Wullenweffer hatte seine Pläne schnell durchschaut und mahnte seine Collegen im Ausschuß vorsichtig aufzutreten und nicht mehr zu fordern, als eben nöthig. Man berieth sich demnach und wenn früher einmal Grund vorhanden war, den Ungestüm zu tadeln, womit die Bürger ihre Forderungen verfolgten, so mußte man jetzt die verständige Mäßigung ehren, mit welcher sie jedem Unfrieden vorzubeugen suchten. Der Beschluß fiel denn auch dahin aus, daß, wenn der Rath feierlich den Bürgern zur Bekräftigung aller bisher getroffenen Vergleiche durch Handschlag geloben wollte, fest bei der neuen Lehre zu beharren, sie zu schützen und zu schirmen, die Bürger dagegen in gleicher Weise beschwören wollten, bei Einsicht in die früheren Stadtrechnungen weder den Rath überhaupt, noch eines seiner Mitglieder insbesondere zu irgend einer Rechenschaft oder Verantwortung zu ziehen, vielmehr überall treu und gehorsam zu sein nach Bürgereid und Pflicht.

Brömbse meinte freilich, ein Handgelöbniß sei nicht nöthig, wenn der Vergleich nur gehörig aufgesetzt und besiegelt werde, so bedürfe es einer solchen „Ceremonie“ nicht weiter; er blieb jedoch mit seiner Ansicht in der Minderheit und es wurde beschlossen, daß dies Gelöbniß am 18. Februar (1531) geleistet werden sollte. Aus der Bürgerschaft waren dazu gewählt: Wullenweffer, Wrede, Grammandorp und Möller. Mittags 1 Uhr gedachten Tages standen diese vier Männer dem Rathe gegenüber. Der Protonotar verlas die Worte des Vergleichs und sodann traten die vier bürgerlichen Deputirten innerhalb der Schranken. Wullenweffer schritt zunächst auf den Bürgermeister Brömbse zu und sprach: „Datt gy ditt holden wullen by juwen eren un eden, also juw God helpen schall, des gewet my juwe hant“ (daß Ihr dies halten wollt bei Euren Ehren und Eiden, also Euch Gott helfen soll, darauf gebt mir Eure Hand.) Brömbse gab den Handschlag und wiederholte dieselben Worte gegen Wullenweffer, worauf auch dieser ihm das Handgelöbniß leistete. Dann wandte er sich in gleicher Weise zu den Bürgermeistern Pakebusch, Plönnies und Gerken, während die andern Bürger der Reihe nach mit denselben Worten von den vier Bürgermeistern ebenfalls das Handgelöbniß nahmen und ihnen dasselbe gaben. Ein Freuden- und Dankfest fand Tags darauf in allen Kirchen statt und die Bürger glaubten, nun habe aller Hader und Zwist ein Ende. Aber man täuschte sich wiederum!

Sowohl Brömbse wie Plönnies waren durchaus nicht gewilligt das geleistete Gelübde zu halten und betrachteten die ganze Feierlichkeit wie eine „Ceremonie“, wie Brömbse sie auch geradezu genannt. Mehr als je waren sie darauf bedacht, mit dem Kaiser in einen lebhaften Briefwechsel zu treten, um die Stadt wieder zum Gehorsam und die Bürger unter die unbeschränkte Willkür des Rathes zu bringen. Da sie dies aber nicht erreichten, so geschah etwas, woran niemand gedacht hatte. Am Osterabend (1531) kurz vor Sonnenaufgang ritten, von einem Fähnlein gewappneter Reiter begleitet, zwei vermummte Männergestalten aus dem Burgthor in's Freie. Als die Zugbrücke hinter ihnen knarrend wieder emporschnellte, erhob sich eine von ihnen im Sattel und warf einen kurzen Blick zurück auf die vom ersten Morgenroth vergoldeten Thürme und Treppengiebel — dann ritt er in sich gekehrt neben seinem Gefährten in den nahen Föhrenwald. Aber er saß stolz wie ein König auf seinem schwarzen Rappen.

Wenn der frische Morgenwind den schwarzen faltigen Mantel aufbauschte, ließ sich bald ein Ritterschwert an der Seite, bald ein goldenes Ehrenkettlein über dem seidenen Wams, bald eine eine feine, weiße Halskrause blicken, und wenn er die hohe breite Krämpe des spanischen Hutes zurückbog, kam ein ernstes Antlitz zum Vorschein, in dem zwei große braune Augen unmuthig blitzten und dem der wohlgepflegte Zwickelbart ein gar edles Ansehen gab. Er hatte sich sinnend über den Knauf des Sattels gelehnt und überließ sich gänzlich den Launen seines Pferdes, das langsam, als wolle es die Grübeleien seines Herrn nicht stören, die Straße nach Mecklenburg einschug.

Sein Begleiter, ebenfalls edel gekleidet und ritterlichen Ansehens, blickte mit Theilnahme auf den schweigsamen Genossen, oder unterhielt sich leise flüsternd mit dem Hauptmann des Fähnleins, der ehrerbietig neben ihm ritt. Unterdessen war der Weg durch den Wald zurückgelegt und durch eine offene Waldecke sah man Lübecks hohe Thürme im Sonnenlicht glänzen. Da erhob sich der schweigsame Ritter im Sattel, hielt den Rappen an und ließ den Blick über die Stadt hinschweifen, während der Morgenwind die Kronen der Bäume schlug und hoch über ihnen die Raben unheimlich krächzten.

„Brömbse!“ wandte sich sein Begleiter zu ihm. „Was starrst du so unverwandt nach der ketzerischen Stadt hinüber? Drück' deinem Rappen die Sporen in die Weichen, damit wir schnell aus dem Bereiche der Rebellen kommen, denn ich sage dir nochmals, wenn sie uns beide hier auf ihrem Grund und Boden treffen, so dürften wir jenen lüsternen Raben dort zur Speise dienen.“

Ein wehmüthiges, aber stolzes Lächeln zuckte über die eisigen Züge des Angeredeten und auf der Stirn zogen sich dichte Falten zusammen.

„Schau hin, Plönnies“ — erwiederte Brömbse endlich — „wie die Thürme der Stadt golden und feurig glänzen:“ Aber plötzlich den Ton ändernd, rief er mit Ingrimm: „Es sollte der Sturm sie umreißen, denn in ihren Hallen nistet der Teufel und Aufruhr, und Gotteslästerungen werden in ihnen von den Ketzern verkündet.“ — „O meine Vaterstadt!“ rief er nach einer Pause wehmüthig. „Ich habe dich groß und mächtig gesehen, deine Größe war mein Stolz, alle Fibern des Mannes zuckten, wenn er dich von Königen umbuhlt und gefürchtet sah. Ich glaubte, nachdem ich mein ganzes Leben dir geopfert, mich am Abend in deinen Strahlen wärmen und sonnen zu können. — Seid verflucht“ — schrie er plötzlich, die Hand drohend gen Lübeck ausstreckend — „Ihr Verräther in diesen Mauern und vor allem Du! Du! Verflucht seist du, Rebell, der mir mein ganzes Leben und Streben gestohlen! Ha, dieser Niclaus Brömbse, dem ein König seinen schimmernden Thron verdankt, mag nun durch die Lande irren, all' sein Thun war nichtig, alle seine Hoffnungen liegen dort begraben!“

„Fasse dich, Brömbse!“ tröstete sein Gefährte. „Am kaiserlichen Hofe wird uns ein würdiger Empfang zu Theil werden, worüber wir alle Unbill der letzten Tage vergessen.“

„Vergessen?“ knirschte Brömbse. „Nein, Plönnies, vergessen werde ich's nie! Ich sollte vergessen, daß Alles, was ich in meinem vielbewegten Leben aufbauete, von den rohen Händen eines Judas zertrümmert worden? Nein, nein, das kann ein Brömbse nie vergessen!“

„So sprich wenigstens leise!“ mahnte Plönnies, auf den Hauptmann deutend.

Brombse schwieg, warf sein Pferd herum und sprengte davon. Plönnies und die Begleiter folgten. Nach kurzem Ritt war der lübische Grenzstein erreicht. Brömbse hielt den Rappen an.

„Hauptmann von dem Werder!“ sagte er zu diesem: „Hier scheiden sich unsere Wege. Jetzt kehrt zurück und sagt euren neuen Herren, die in geflickten Kleidern umherlaufen, der Bürgermeister Niclaus Brömbse, den sie schon kennen, mochte nicht länger ihr gehorsamer Knecht sein und werde nicht eher wieder in die Thore kommen, bis er als Herr und Gebieter einziehen und ihnen den verdienten Lohn mit kaiserlicher Münze auszahlen kann.“

Hier drückte er seinem Rappen die Sporen so heftig in die Weichen, daß er hoch auftanzte und dann mit seinem Reiter brausend dahinschoß. Befremdet blickte der Hauptmann dem Bürgermeister nach. „Herr Hauptmann“ — sagte Plönnies zu ihm — „Brömbse ist krank, fieberkrank von den letzten Ereignissen. Laßt die Worte, welche ihr gehört, in Lübeck nicht laut werden, sonst könnte viel unschuldig Blut fließen. Das möget ihr redlich bedenken und nun gehabt euch wohl!“

Auch er warf jetzt sein Pferd herum und folgte dem vorausgeeilten Genossen. Der Hauptmann blickte ihnen eine geraume Zeit sinnend nach, dann ritt er mit seinen Söldnern zurück nach Lübeck. Hier war alles in Bewegung, denn die heimliche Flucht der beiden Bürgermeister war schon bekannt und hatte den Rath und die Bürger in jähen Schrecken versetzt. Allgemein fürchtete man einen Aufruhr, denn schon wurden feurige Reden unter die wüthende Menge geschleudert und das Volk umheulte das Rathhaus wie eine wüthende Hyäne.

Gezwungen ergriff Wullenweffer die Zügel der Bewegung; er sagte sich, daß nun der Democratie Thor und Thür geöffnet sei, wenn die Sache nur energisch angefaßt werde. Er ließ alle Thore besetzen, rief den Rath zusammen, und trat in Begleitung des Ausschusses in den Rathssaal, die Ursache der Flucht fordernd. Der Rath wußte von nichts, dessen ungeachtet ward er in Haft genommen und erst später auf sein gegebenes Handgelöbniß, die Stadt nicht verlassen zu wollen, derselben wieder entlassen. Doch damit nicht zufrieden, suchte das Volk sich die Tribunengewalt anzueignen. Der Rath bestand augenblicklich aus 14 Mitgliedern und sollte nach dem Gesetz aus 24 bestehen. Am 18. April schon schritt man zur Wahl und wählte aus dem Ausschuß 9 Mitglieder. Alles lief ruhig ab; ohne daß Wullenweffer sich mit dem Pomp eines Bürgermeisters an die Spitze der Republik gedrängt hätte. Keinem kamen diese Vorfälle erwünschter als den beiden entwichenen Bürgermeistern, da sie scheinbar damit einen Rechtsgrund zur Klage gegen die Bürger gewannen.

Schon Ende Mai hatten Brömbse und Plönnies Mecklenburg wieder verlassen und trennten sich später in Münster. Ersterer zog weiter nach Brüssel, zum Kaiser, letzterer aber, kein Mann, der geschickt in die Kabalen und Intriguen des Hoflebens einzugreifen verstand, blieb in Münster, seinem Geburtsort zurück, wo er zwei Jahre später starb. Brömbse dagegen war wohlgelitten bei dem Kaiser und seinem Hofe, denn die Hofluft, welche Andern den Athem beengt, war für ihn das rechte Element. Schon am 16. August erhielt er den Ritterschlag, sein Adel wurde erneuert und Lübecks Stadt-Wappen, ein schwarzer gedoppelter Adler, ihm in's Wappen gegeben.

Daneben verlor Brömbse aber nie aus den Augen, was ihn zunächst aus Lübeck gejagt hatte und bewirkte mehre Strafmandate vom Kaiser, die aber von den Bürgern nicht weiter beachtet wurden, denn so bewegt auch das bürgerliche Leben in Lübeck damals war, so stand doch die lutherische Kirche fest und wo an dem Bau etwa noch nachgeholfen werden mußte, geschah es in Ruhe und Ordnung und im Verein mit Dr. Bugenhagen, der eigens dazu nach Lübeck gekommen war und das Glaubenswerk vollendete.

II.

So sicher Wullenweffer auch gehofft, daß durch die erwähnten Neuwahlen ein kräftigeres Einschreiten gegen das Gebahren der Niederländer im Rathe hervorgerufen werde, so sah er sich später doch getäuscht: immer mehr schmälerten die Eindringlinge den hansischen Handel und untergruben Lübecks Ansehen. Häufig äußerte er sich darüber gegen seine Freunde, namentlich gegen den Bürgermeister Lunte. „Es bleibt wohl nichts anderes übrig" — sagte er eines Tages — „als den Rathsstuhl einmal aus dem Grunde zu reinigen."

„Ja, aber wie?" fragte Lunte befremdet. „Der Rath ist ja vollzählig, und gewaltsam wirst du ihn doch nicht aufheben wollen, damit alles drüber und drunter gehe und Lübeck in Anarchie versinke?"

„Bist also auch schon zahm geworden, Gottschalk und fürchtest das Volk?" lächelte Wullenweffer. „Es ist ja auch das leichteste Mittel, ängstliche Gemüther kirre zu machen, um sie gängeln zu können."

„Man muß doch dem Volke nicht allzuviel Freiheit gewähren" — entgegnete der Bürgermeister empfindlich — „und nicht eigenwillig Gefahren hervorrufen. Das heißt Gott versuchen!"

Wullenweffer lachte hellauf.

„Du hast bereits im Rathsstuhl gute Fortschritte gemacht!" sagte er dann ernst. „Daß dem Volke die Freiheit nur löffelweis gegeben werden darf, ist ein großer Irrthum, Gottschalk. Zu viel Freiheit kann dem Volke im Interesse des Staates nicht so leicht gegeben werden, denn freie Menschen sind nie gefährlich."

Der Bürgermeister machte eine ängstliche Bewegung.

„Ich lese deine Gedanken aus deinen Mienen" — fuhr Wullenweffer fort — „Habe keine Angst, Lunte! Meine Handlungen bleiben immer auf gesetzlichem Wege, werde ich aber gezwungen, diesen zu verlassen, so bin ich auch der Mann, welcher es ausführt, und wenn die Zahl der Rathmänner noch einmal so groß wäre als sie ist. Aber wohl verstanden, nur im Interesse des Gesammtwohls."

Lunte schien nicht den Ideengang des großen Mannes sogleich fassen zu können; erst nach geraumer Zeit erwiederte er: „Aber Jörg, ich begreife dich nicht! Warum bist du denn nicht selbst in den Rathsstuhl getreten? Die Ausschußbürger baten dich ja förmlich, du möchtest für den von dir vorgeschlagenen v. Höveln, der die Wahl ablehnte, in das Rathscollegium treten."

„Soll ich dir die Wahrheit sagen, Lunte" — sagte Wullenweffer mit einem Händedruck — „so ist es mein heißester Wunsch nie in den Rath gewählt zu werden; geschieht es aber dennoch, so zwingt mich die Republik selbst dazu, denn Lübeck muß und soll wieder groß werden!"

„Ehe würde sie zu Grunde gehen!" rief Lunte mit prophetischer Stimme.

Wullenweffers Auge aber strahlte begeistert.

„Ich weiß" — sagte er — „meine Idee schreckt ängstliche Gemüther zurück, die gleich dem Wurme an der Erdscholle hangen und sich nicht wie der Aar in die Nähe der Sonne erheben können — aber der Wille vermag viel. Hätte ich nur einen Mann mit unbezwinglichem Muthe zur Seite, ich würde dir beweisen, daß meine Idee kein Hirngespinnst ist, sondern daß sie in Wirklichkeit treten und den ganzen Norden nicht nur von Lübeck abhängig, sondern zur Republik machen kann."

„Du bist ein Jahrhundert zu spät geboren, Jörg!" antwortete der Bürgermeister entsetzt. „Jetzt verbanne solche Ideen, die dich nur in's Unglück stürzen können. Sei zufrieden im eigenen Hause und begnüge dich mit der höchsten Stellung in dieser Stadt und die wäre dir bereits geworden, wenn du meinen Bitten nachgegeben und statt meiner in den Rathsstuhl getreten."

„Du meinst es aufrichtig, Lunte" — entgegnete Wullenweffer mit Wärme. „Ich schätze das — wenn sich unsere Ansichten auch hier und dort durchkreuzen. In deinem Herzen ist kein Falsch und darum öffne ich dir meinen Herzensschrein, damit du in ihm lesest und siehest, was darin vorgeht. Ich habe freilich dafür schon manches Bittere erfahren müssen — aber sei's! Schon eine große Idee haben, ist göttlich, gleichviel, ob sie ausgeführt wird oder nicht. Die Idee gehört dem Menschen — die Ausführung derselben dem Fatum!" — — —

Wullenweffers Wunsch, einen Mann von gleichem Muthe zur Seite zu haben, ging in Erfüllung. Der Krieg in Norwegen hatte sein Endschaft erreicht (1532) und die Lübecker führten einen jungen Krieger Marx Meier mit sich in die Heimath, die auch bald die seine werden sollte. Vielleicht war auch nur das damalige democratische Lübeck der Ort, wo ein geburtsloser, aber mit Fähigkeiten begabter und mit Selbstbewußtsein auftretender Mann sein Glück machen konnte. Meier war in Hamburg geboren und erlernte anfangs das Gewerbe eines Grobschmiedes, vertauschte aber später den Ambos mit der Pike und nahm Dienste bei den damals rüstigen Zünftlern. Nach manchem Kreuz- und Querzuge diente er unter Christieres II. Fahne, kämpfte ritterlich und glücklich, fiel aber später den Lübeckern als Gefangener in die Hände, die ihm eine Fähnrichsstelle anvertrauten. Die Natur schien den jungen Mann auch eigens zum Krieger ausersehen zu haben. Er war von kräftiger, hoher Gestalt, hatte männlich schöne Züge, war gewandt, wußte sich in alle unbequemen Lagen des Lebens zu schicken und besaß einen so unbezwinglichen Muth, daß er selbst bei den verwegensten Unternehmungen nicht so leicht erblaßte.

Es wogten über 50,000 Menschen auf den Straßen, allen Ständen angehörend, welche die heimkehrenden Krieger empfangen wollten. Die Zünftler, namentlich die Schmiede und die Schlösser zogen mit Fahnen und Musik ihnen entgegen, um sie, oder eigentlich Marx Meier, von dem die unglaublichsten Dinge erzählt wurden, feierlich zu empfangen, da sie glaubten, dadurch zugleich ihre Zunft zu ehren, welcher der muthige Mann früher angehört hatte. Er genoß gleichsam schon im Voraus die Gunst der Menge, der sein früheres Geschäft als Empfehlung galt, noch ehe man ihn einmal gesehen. Als man ihn aber sah, da braus'ten ihm von allen Seiten Vivats und Hurrahs entgegen und sein Name flog von Mund zu Munde. Doch sollte er für diesmal nicht lange in der Republik verweilen; kaum hatte er mit Wullenweffer Freundschaft geschlossen, so ward ihm die Hauptmannsstelle über 800 streitbare Kämpfer angetragen, die Lübeck dem Reichsheer gegen Soliman zu Hülfe stellte. Als die Türken über die Grenze Oesterreichs wieder herausgeschlagen, kehrte auch der lübische Hauptmann mit seinen Soldaten heim und gewann sich immermehr die Gunst des Volkes und der democratischen Partei. Aber nicht nur die Männer zollten ihm Aufmerksamkeit, selbst die vornehmsten Frauen *). Und Frauengunst gehört ja fast immer dazu, das Glück eines Abenteurers zu vollenden. Amor wirkte auch hier!

Das alte Jahr hatte seinen Tribut der Zeit gebracht, ein neues (1533) dasselbe abgelös't und dies sollte verwirklichen, was Wullenweffer mit seinem Freunde ausgedacht. Er hatte aus den

*) B. Sastrow versichert: den Brief einer sehr reichen Frau aus den ersten Geschlechtern Hamburgs gelesen zu haben, aus dem er die naiven Worte mittheilt: „Mein lieber Marx, wenn ihr denn alle Kapellen habt besucht, so visitirt auch einmal die Hauptkirche."

alten Statuten Heinrich des Löwen ersehen, daß Niemand länger als zwei Jahre im Rathe verbleiben sollte, im Fall die Bürgerschaft nicht aus besondern Gründen eine Verlängerung der Würde verlangte. Nach seinem Dafürhalten erheischte die gegenwärtige Stellung der Hansa ein energischeres Regiment, wenn nicht die Holländer den lübischen Handel gänzlich untergraben sollten, und so hielt er einen Wechsel im Rathsstuhl für durchaus nothwendig. Dieser Ansicht suchte er bei den Bürgern Eingang zu verschaffen; es schlossen sich ihm auch mehre Freunde an und so kam am 21. Februar eine Neuwahl zu Stande, in Folge dessen Wullenweffer mit sieben ihm befreundeten Kaufleuten gewählt wurden; und kaum 14 Tage später schmückte ihn, an des verstorbenen Lunte's Stelle, die Bürgermeisterwürde.

Jetzt an der Spitze der Republik stehend, berief Wullenweffer die Bürgerschaft aufs Rathhaus, schilderte beredsam und feurig die Gefahr, welche dem hanseatischen Handel durch den wachsenden Verkehr der Holländer in der Ostsee erwüchse und forderte, um dies abzuwenden, die Bürger auf, ihre wohlerworbenen Rechte mit den Waffen zu vertheidigen. Die Einwilligung zu diesem Kriege erfolgte denn auch stürmisch — nur kam der Kostenpunkt in Betracht. Wullenweffer wußte jedoch leicht Rath zu schaffen, er ließ das während der Reformation eingezogene Kirchensilber auf Rüstungen verwenden und schont eselbst einen kolossalen messingenen Kronleuchter in der Marienkirche nicht, wodurch er sich noch mehr den Haß der Patricier zuzog, die ihm das Prädicat „Kirchenräuber“ gaben, in das später käufliche Chronikenschreiber einstimmten und es an bittern Schmähungen nicht fehlen ließen.

Als die ersten Frühlings-Ahnungen die Luft durchzitterten, stachen zwei Orlogschiffe in See, die Marx Meier — der sich inzwischen mit der reichen Bürgermeisterwittwe Lunte verheirathet *) hatte — als „Admiral“ befehligte, und durchfurchten nach allen Richtungen hin das baltische Meer, ohne jedoch irgendwo holländische Kauffahrer, die von dem Vorhaben der Lübecker Wind bekommen haben mochten, anzutreffen. Aergerlich über dies nutzlose Spazierenfahren, gab er Befehl, in die Nordsee einzufahren, und als er erfahren, daß alle holländischen Schiffe bereits in einem englischen Hafen Zuflucht gefunden, machte er in seinem Ingrimm Jagd auf einen Spanier und zwei Holländer, die aber ohne sein Wissen auf königliche Rechnung mit englischen Gütern befrachtet waren, und bemächtigte sich ihrer. Tags darauf ward ihm angezeigt, daß der Proviant auszugehen drohe, weshalb er unvorsichtig mit acht Lanzenknechten und unter kriegerischem Gepränge die englische Küste betrat. Er wurde schnell erkannt und als Seeräuber nach London in den Tower geschleppt. Hier machte man schnellen Prozeß mit ihm und verurtheilte ihn zum Tode durch den Strick. Und während der Bürgerritter sich schon am Galgen baumeln sah, geschah das Unglaubliche.

Marx Meier wurde nicht nur von dem Könige begnadigt, sondern auch an den Hof nach Windsor berufen und hier von Heinrichs eigner Hand zum Ritter geschlagen, mit einer goldenen Ehrenkette beschenkt und mit einem bedeutenden Jahrgehalt in die Bestallung des Königs aufgenommen. Das sind geschichtliche Thatsachen! Wie sie aber entstanden, läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht hinreichend erklären. Einige Historiker wollen zwar behaupten, Meiers glatte Zungengewandtheit und sein einschmeichelndes Wesen hätten ihn vom Galgen befreit, indem er den leichtsinnigen König damit geködert, daß er ihm in Wullenweffers Namen den dänischen Thron versprochen, allein das scheint nichts als eine bloße Muthmaßung, oder doch wenigstens in einem Punkte eine irrige Ansicht zu sein. Wir wollen nach dem Charakter des englischen Königs gern annehmen, Heinrich sei wirklich in die chimärischen Hoffnungen Meier's eingegangen, so dünkt uns doch wiederum seine Gnade, die er dem lübischen Obersten damals erzeigte, wo Lübeck, oder besser die Hansa, auch noch keinen Fuß breit Landes in Dänemark besaß, mit der späteren Politik durchaus in keiner Verbindung zu stehen und muß aus viel näher liegenden Verhältnissen hergeleitet werden.

Wir wollen diese Umstände kurz andeuten. Wir wissen, Heinrich VIII. war damals gerade in jenen Ehescheidungsprozeß verwickelt, der die Lossagung Englands von der römischen Kirche zur Folge hatte. Am 14. November jenes Jahres reichte der Monarch der schönen Anna Boleyn (die ihm bereits am 7. September, also gerade zu der Zeit, da Marx Meier im Tower saß, die Elisabeth geboren) seine königliche Hand zum ehelichen Bunde. Dadurch in Feindschaft gerathen mit dem Neffen der verstoßenen Katharina, dem Kaiser Karl V., zerfallen mit dem ganzen katholischen Clerus und noch andere politische Gründe ließen ihm die Freundschaft der mächtigen Hansa vielleicht wichtig erscheinen, wozu auch wahrscheinlich Meier's Vorspiegelungen das ihrige beigetragen haben mögen. Dem sei aber wie ihm wolle, an jenen Austritt Meier's aus dem Tower knüpfte sich ein näheres Verhältniß zwischen England und dem Haupte der „Osterlingen“, wozu Marx Meier allerdings den ersten Impuls gegeben hatte. Noch eine kurze Zeit verweilte der Oberst am königlichen Hofe, dann aber kehrte er zurück in die Arme der harrenden Gattin und des treuen Freundes, neue Pläne für die Zukunft entwerfend.

Inzwischen hatte Wullenweffer in Meier's Abwesenheit sein Ziel beharrlich verfolgt; er war an den damals königlosen dänischen Hof gereist und hatte die Krone um Beistand gegen die Holländer gebeten, aber zur Antwort erhalten: „Der Staat ohne König sei nicht im Stande, sich in die geforderte Verbindlichkeit einzulassen; die Hansen möchten sich daher so lange gedulden, bis der gewählte König Mittel zu ihrer Beruhigung gefunden habe.“ — Eine solche Abfertigung mußte wohl das Gemüth des weitstrebenden Bürgermeisters mit Groll füllen und wahrscheinlich stammen aus jener Zeit die Verse, die man in Kopenhagen angeschrieben fand:

„Lübeck, klein und rein, verzage nicht!
Ist Holland groß, die Buben sind bloß, sie thun's dir nicht.
Wenn zwei Könige du gemacht und den dritten aus dem Lande getrieben,
Seid ihr noch gewaltige Herren zu Lübeck geblieben.“

Während seiner Anwesenheit in der dänischen Residenz, benutzte Wullenweffer die Stimmung des unzufriedenen Volkes und trat mit den beiden dortigen Bürgermeistern Ambrosius Bockbinder *) und Jürgen Kock **) in nähere Bekanntschaft und verließ dann mit dem festen Vorsatz Kopenhagen, den Unwillen der beleidigten Republik dem ganzen Norden fühlen zu lassen, denn auch Gustav Wasa hatte bereits die Maske abgeworfen und den Lübeckern jegliche Hülfe gegen die Holländer, als mit den Interessen seines Landes nicht vereinbar, kurz abgeschlagen. Diese Unfreundlichkeit Wasa's, dem Lübeck die wesentlichsten Dienste geleistet, mag dem erbitterten Wullenweffer das stolze Wort ent-

*) Die Hochzeit wurde von bösen Vorzeichen begleitet. An demselben Tage wurde vor Lübeck ein Missethäter hingerichtet; der Nachrichter verfehlte aber den ersten Schwertstreich, wodurch zu Gunsten des Unglücklichen ein Volksauflauf entstand, in Folge dessen fünf Büttel erschlagen wurden.

*) Ein geborener Deutscher, der sich 1531 bei dem Bildersturm in der Liebfrauenkirche für die neue Lehre entschieden erklärt hatte.

**) Gewöhnlicher Mynter; den katholische Pfaffen als ein Ungeheuer schilderten.

rissen haben: »Seine Stadt könne gar bald einen König wieder absetzen, dem sie allein zum Throne verholfen.«

Gleich nach seiner Zurückkunft aus Dänemark, rief der grollende Bürgermeister den Rath zusammen und suchte vor allem die Aufmerksamkeit seiner Collegen auf Dänemark zu lenken, richtigen Blickes ermessend, daß nach Demüthigung des dänischen Reiches der niederländische Handel auf der Ostsee von selbst gebrochen sein werde. Wenn auch die Mehrzahl seiner Collegen ihm beipflichtete, so waren doch Andere bemüht einen unblutigen Vergleich zu Stande zu bringen und raumten zum 26. Februar 1534 einen Congreß in Hamburg an, was Wullenwewer mußte geschehen lassen, so sehr er auch dagegen stimmte.

Alle Mächte, die bei den Angelegenheiten des Nordens betheiligt waren, erschienen; auch die wendischen Städte schickten ihre Gesandten. Joachim Gercken, Wullenwewer's Amtscollege, fuhr in einem bescheidenen Rollwagen ganz »ehrbar« in die freie Elbstadt ein, Wullenwewer aber ritt aus wohlbegründeter Absicht mit Hans v. Elpen und den beiden Hauptleuten Marx Meier und Friedrich v. dem Werder in vollem Harnisch und unter einer Bedeckung von 60 geharnischten Reitern mit fliegenden Fahnen in die Stadt, indem sie Trompeten und Schalmeien vor sich herblasen ließen. Dieser ungewöhnliche Aufzug mißfiel sehr und gab namentlich dem holsteinischen Adel Veranlassung sich beleidigende Auslassungen zu erlauben. Das scheint Wullenwewer gerade bezweckt zu haben, denn kaum waren ihm diese Beleidigungen zu Ohren gekommen, so verließ er mit seinen Freunden Hamburg und kehrte nach Lübeck zurück. Seine Collegen hatten keine Vollmacht und der Congreß war aufgelös't.

Auf diesem Vorfall gründeten Wullenwewers Feinde eine Anklage: sie verlangten von dem Rath, ihn wegen der Vorgänge in Hamburg zur Rechenschaft zu ziehen und sahen ihn schon im Geiste gestürzt. Aber wie wenig kannten sie doch die Rednergabe des großen Mannes! Kaum war Wullenwewer von dem Treiben der Aristokraten in Kenntniß gesetzt, so kam er ihnen zuvor, rief die Bürgerschaft in die Marienkirche und bestieg Nachmittags die Kanzel, um seine Gegner für immer zu stürzen.

(Schluß folgt.)

---

* Lieder.

Von Conrad v. Prittwitz-Gaffron.

Zürnt nicht dem Liede — scheltet es Tand nicht,
Seht auf den Kern nur, seht auf's Gewand nicht;
Was ich euch bringe, bringt euch ein Herz ja,
Legt an die Wunde lieblose Hand nicht!
Sagt, wenn ihr denkt entschlafener Schmerzen,
Wird euch der meine plötzlich verwandt nicht,
Ist euch des Dichters Sehnen und Bangen,
Gleich einer lieben Sage, bekannt nicht?
Mahnet die Gluth, die flammende Helle
Euch an der Jugend heiligen Brand nicht,
Die noch in irrem Schweifen und Wandern,
Gleich dem Odysseus, Ithaka fand nicht,
Weil sich in eitlem Streben und Hoffen
Selbst die stürmende Seele verstand nicht?
So ist mein Lied, und so ist das Leben:
Scheust du die Fluth, erringst du das Land nicht,
Kämpfe und ringe, brich durch die Brandung,
Anders erreichst du den ew'gen Strand nicht!

Laß das Träumen,
Jenen Räumen
Nahe deine Sehnsucht nicht —
Deines Tempels stolze Hallen
Laß sie froh in Trümmer fallen
Jauchze, wenn der Bau zerbricht!

Der Gedanken
Ziellos Schwanken,
Leg's zur Ruh' in Frieden nur;
Banne dich in feste Gleise
Suche auf der Pilgerreise
Nur die eine ew'ge Spur.

Laß verblühen,
Laß verglühen
Dieser Erde eitle Pracht;
Flieh' des Lichtes falsche Blendung,
Klarer nur wird deine Sendung,
Sinkt das diesseits dir in Nacht.

Falterflügel
Sprengt die Riegel,
Bricht der Puppe enges Haus,
Und in rein're Blüthendüfte
Schwingt durch freie Morgenlüfte
Der Erstand'ne sich hinaus!

Ich fühl' es klar, nur in des Liedes Klange
Lebt fort, was ich erträumte allzulange,
Und von der Wirklichkeit zu ernten hoffte!
Wer pflücket Rosen an dem Felsenhange,
Wer zaubert Palmen nach dem rauhen Norden
Und Leben in des Marmorbildes Wange?
Nicht diese Welt, die solchen Wahnes spottet.
Es bleibt die Kunst nur deinem Sehnsuchtsdrange,
Sie öffnet dir den ew'gen Zaubergarten
Und jedes Leid versöhnt sich im Gesange.

Vor Goethe's Büste.

O, laß in deine Tiefen
    Versenken mich;
Ich werd' an deiner Jugend
    Selbst jugendlich;
Ich schöpf' des Einklangs Segen
    Aus deinem Lied,
Und deinen Frieden kostet
    Auch mein Gemüth.

Des Leidens Dornenkrone
    Streifst kühn du ab,
Und jedes neue Irren
    Singst du in's Grab,
Der Schmerz wird dir zur Läut'rung,
    Zu reiner'm Sein,
Wie die Puppe zum Falter
    Im Morgenschein.

So gingst du ehr'nen Schrittes
    Die Ruhmesbahn,
Das Ringen all' der Andern
    Was gehts dich an?
Du standst auf deiner Warte
    Lächelnd und groß —
Nun ruht dein Haupt gebettet
    In Pallas Schooß.

Platens Grab.

Sei mir gegrüßt, einsames Grab am Gestade
Brausenden Meer's, sei gegrüßt heilige Ruhstatt,
Wo den sicheren Schlaf mein Platen
Schlummert im Lorbeergebüsch.

Sicheren Schlaf schläfst du, o Freund; denn es flüstern
Schwankenden Laut dir in's Ohr Pinienwipfel,
Und es singt nur im Hain die Drossel
Lieder aus dunklem Gezweig.

Lieder der Ruh; ach, der geschwelgt in den Rhythmen,
Pindars Genoß und der Freund classischen Versbaus
Lauscht nun träumend einförm'gem Rauschen
Blauer ionischer Fluth.

Zitternd umrankt blumigen Pfühl ihm des Mondlichts
Silberner Strahl und umspielt magisch die gold'ne
Leyer, welche des Künstlers Liebe
Eingrub Carraras Gestein.

Schlummre süß — schloß auch im Tod sich die Lippe,
Der, wie ein Strom, sich entrang himmlischer
    Wohllaut,
Doch Aeonen durchklingt melodisch,
Was du uns Göttliches schufst! —

Die Dichtkunst.

Thränenwürdig wär' das Geschick, wenn du nicht
Sanften Hauch's durchwehtest und mild das Herz uns,
Heil'ge Dichtkunst, die du in treuer Obhut
    Hütest die Menschheit.

Himmelstochter selbst, und aus Gott geboren,
Führst du leis empor zu der ew'gen Heimat
Sich'ren Pfad und öffnest den Sinn dem Forscher
    Himmlischer Wahrheit.

Eit'lem Treiben feind und das Jenseits suchend,
Lösest du allmälig den Traum des Diesseits,
Ganz die Seele rettend dem sel'gen Ziele
    Ihrer Bestimmung.

Schmerzlos wandelnd sterbliches Wesen, schenkst du
Engelsflug uns gütig und hebest aufwärts
Ihn, den nicht mehr drückt und umgiebt die Schwere
    Ird'scher Gewandung.

Am Meer.

O nah' dich auf crystall'nen Bahnen
Der Tiefe selig Götterheer,
Laß einmal mich die Ruhe ahnen,
Die nach dem Zürnen fühlt das Meer,
Wenn rings die grünen Wogen schwelgen,
Und sich im Nereiden-Reigen
Tritonen wiegen schlummerschwer.

Wenn lässig nur die Fluth sich kräuselt,
Ermüdend an dem eig'nen Spiel,
Der Windhauch durch die Lilien säuselt
Und traumhaft bebt ihr schlanker Stiel,
Wenn bei der Welle mattem Schwanken
Zum Schlaf sich betten die Gedanken,
Und leis entschlummert das Gefühl.

Da lösen sanft sich Seel' und Glieder,
Der inn're Sturm verstummt zumal,
Des Friedens Weihe küßt dich wieder
Und nebelweit liegt deine Qual —.
Wo sind der Wogen wilde Schäume?
Erschlossen ist das Reich der Träume,
Und du betrittst Poseidons Saal.

Dort bei der Harfen Silberklange
Singt dir Undine jenes Lied,
Das in dein Herz, das schwermuthsbange,
Gleich einer lieben Botschaft zieht;
Du fühlst bei längst entwöhnten Tönen
Genesend deine Brust sich dehnen,
Und jugendfrisch die Wange glüht.

Klar wird dir's nun, daß vor dem Reiche
Der immer jungen Götterwelt
Das Diesseits schattengleich erbleiche,
Der Wahrheit dunkler Schleier fällt,
Daß nur in ew'ger Schönheit Arme
Beruhigt dir das Herz erwarme,
Und Einklang deinen Busen schwellt.

Frühling im Hochsommer.

Die Sonne hat glühend
Das Erdreich verbrannt,
Nun rauschet der Regen
Erfrischend das Land.

Ein Sprießen und Keimen
Es regt sich zumal,
Rings färbt sich von Neuem
Und grünet das Thal.

Ein Duften erfüllet
Die lechzende Flur,
Erwacht ist zum Leben
Die welke Natur.

Mir däucht es, als küsse
Der Frühling die Welt,
Und ist doch zur Ernte
So weiß schon das Feld.

Auch dir sind im Sommer
Die Maien verblüht,
Die Schwüle des Mittags
Bedrückt dein Gemüth.

Auch dir sind zur Ernte
Die Halme gebleicht,
Schwer hängen die Aehren,
Die Häupter geneigt.

Es hat dir die Sonne
Das Antlitz verbrannt,
Der Acker des Herzens
Ein dürstendes Land.

Da rauschet der Regen
Von oben so kühl,
Und wecket von Neuem
Ein Blüthengewühl.

Und zwischen den Garben,
Zur Ernte schon weiß,
Da hebt sich und regt sich
Manch blühendes Reis.

Da sprießt bei den Aehren
Die blumigste Pracht —
Das Herz hat wohl lange
So jung nicht gedacht.

Vergessen ist plötzlich
Die reifende Frucht,
Und trunken das Auge
Nach Blüthen nur sucht.

Die Seele erquickt sich
Am werdenden Sein —
Es scheuert ein Andrer
Die Garben wohl ein.

---

* Das deutsche Sprachgebiet im Westen und Süden Deutschlands.

Für denjenigen, der sich mit den ethnographischen Verhältnissen des deutschen Sprachgebiets an den Grenzen Deutschlands, theils innerhalb, theils namentlich außerhalb desselben, gerade nicht näher — den Gegenstand selbst mit wissenschaftlicher Tiefe erfassend — beschäftigt hat, gewährt die übersichtliche Darstellung im zweiten Abschnitte des ersten Heftes der von Friedrich Giehne herausgegebenen Schrift: „Deutsche Zustände und Interessen“ (Stuttgart, Cotta, 1864), mit der Aufschrift: „So weit die deutsche Zunge klingt“, eine in hohem Grade anziehende Lecture. Besonders wird dies dann der Fall sein, wenn er sich um diesen Gegenstand selbst bisher nicht weiter bekümmert hat, und leider mag dies von den meisten Deutschen gelten, da es — Gott sei es geklagt! nur zu wahr ist, daß Deutschland sich selbst zu wenig kennt.“ Vielleicht danken es uns die Leser, wenn wir Nachstehendes aus der erwähnten Schrift hier kurz zusammenstellen und sie zugleich dadurch auf diesen Gegenstand selbst aufmerksam machen.

Das deutsche Volksthum erstreckt sich im Allgemeinen, soweit die deutsche Zunge klingt, allein dieses Volksthum kommt nicht mit dem politischen Deutschland überein, welches jetzt der deutsche Bund umfaßt; im Gegentheil liegt z. B. nach Westen zu die deutsche Stamm- und Sprachgrenze gegenwärtig fast ausschließlich auf politisch ausländischem Boden. Dort zieht sich nämlich diese Grenze im Norden von Grevelingen (Gravelines), welches noch flämisch, also ursprünglich deutsch ist, zwischen Calais und Dünkirchen hindurch nach Osten in das heutige Belgien; in das sie bei Belle (Bailleul) eintritt, läßt Brüssel nördlich, Lüttich südlich, und tritt dann bei Eupen auf eine Strecke weit in preußisches Gebiet ein. Dieser Punkt ist zwischen der Nordsee und Piemont der einzige, wo die ethnographische Grenze innerhalb des politischen Deutschlands liegt. Von Eupen läuft sie dann südlich, tritt wieder in das Gebiet Frankreichs ein, wo sie gegen Diedenhofen (jetzt Thionville) einbiegt, das früher zu Luxemburg gehörte, zieht dann südöstlich durch das alte Lothringen nach Elsaß, wo sie fast ausschließlich dem Kamme der Vogesen folgt, und weiter nach Süden, wo, von der Vogesenecke am Bärenkopfe an, die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Doubs und der Ill die ethnographische Grenze ist, bis sie nördlich von Bruntrut (Porrentruy) in das Gebiet der Schweiz eintritt, zieht durch Basel, westlich von Solothurn, berührt den Bieler, den Neuenburger, den Murtener See, trennt Freiburg im Uechtland in einen deutschen und einen welschen Stadttheil, setzt zwischen Leuk und Siders über die Rhone und steigt schließlich den Monterosa hinan, an dessen südlichem Abhang, auf piemontesischem Gebiete, noch einige uralte deutsche Gemeinden sich erhalten haben.

Diese Deutschen am Monterosa befinden sich in einer weit isolirteren Lage, als die Deutschen der westlichen Sprachgrenze, obgleich diese theils von der belgischen, theils von der französischen Regierung systematisch seit lange französirt werden und sie vielfach in ihrem deutschen Wesen bedroht sind*). Französischer Hof- und Modeton, französische Erziehung und Amtirung ziehen sie je länger je mehr zu französischem Wesen herüber. Mit jenen deutschen am Monterosa beginnt übrigens von Westen her die deutsche Sprachgrenze gegen Süden. Es sind ihrer acht Gemeinden, welche zusammen etwa 7000 Einwohner zählen, und obgleich man sie piemontesisch regiert, ihnen theilweise italienisch und französisch predigen läßt, auch nur theilweise die deutsche Schule gelassen hat, halten doch diese Deutschen nach wie vor ihr deutsches Volksthum fest. Unter anderm haben sie namentlich im Thale von Rimella in ihrer Sprachweise volltönende Formen beibehalten, welche von dem hohen Alterthum ihrer Sprache zeu-

*) Leider geschieht dies auch in Luxemburg vom niederdeutschen Haag aus, von wo man die deutschen Luxemburger mit französischen Thronreden heimsucht. Ganz neuerdings kamen Klagen von dort, daß in diesem deutschen Lande die Amtssprache und sogar die Schrift auf den Münzen französisch ist, und daß auf die deutschen Zeitungen eine Taxe gelegt wird, welche fast einer Prohibitivsteuer gleichkommt!

gen, und Sachkenner sagen von ihnen, daß „neben der Mundart von Rimella das Nibelungendeutsch ein moderner Dialekt ist.“ In einer anderen jener Gemeinden, in Gressoney, von wo aus ein häufiger Verkehr nach Deutschland geht, so daß sogar die Grissoneyer in der Schweiz und in Schwaben eine Menge von Handelsfirmen gegründet haben, war um 1840 noch Predigt und Schule deutsch; man hatte dort einen Augsburger Katechismus und deutsche Lehrbücher in Gebrauch, erhielt sich auch sonst in Zusammenhang mit der deutschen Schriftsprache, und gewann auf diese Weise eine literarische Anlehnung an Deutschland. Sogar an dem Schatze deutscher Sagenwelt haben jene Deutschen am Monterosa unbewußt ihren Antheil behalten. Es liest sich wie eine Volksmähre aus dem Mutterlande selbst, was ein Führer aus einer jener Gemeinden einem deutschen Reisenden von einem alten Jäger erzählte: — dieser hatte nämlich einen Bund mit dem Teufel gemacht und konnte die Gemsen bannen, so daß ihm jede stehen blieb bis zu seinem Schuß; im Walde, wann er Durst bekam, brauchte er blos hinter einen Baum zu langen, so zog er eine Flasche Wein hervor, und wenn er irgendwo ein besonders gutes Fäßchen wußte, so bohrte er nur einen Baum an, der von dem nämlichen Holze war, wie das Fäßchen, und der gewünschte Wein quoll ihm entgegen, — ganz wie im Goethe-schen Faust den Studenten in Auerbachs Keller.

In jener Gegend von Piemont giebt es auch noch eine andere deutsche Gemeinde, Formazza oder Pommat (deutsch Zumsteg), östlich von Simplon und nördlich von Domo d'Ossola, und auch die zur Gemeinde gehörenden Weiler führen deutsche Namen; dagegen weist eine andere ehedem ebenfalls deutsche Gemeinde in der Nähe, Ornavasco, nur noch kümmerliche Reste ihres früheren deutschen Wesens nach, und die Verwelschung der Gemeinde ist fast vollendet. Ebenso findet sich im Kanton Tessin, unweit des Lago maggiore, noch eine deutsche Gemeinde, Bosco oder Gurin, mit deutscher Pfarre, aber italienischer Schule.

Nicht unter italienischer Herrschaft, sondern im Venetianischen, jedoch umringt von italienischer Bevölkerung, liegen südlich über Tyrol hinaus, in den Vorsprüngen des Hochgebirgs, zwei deutsche Sprachinseln von ehemals größerem Umfang: die sogenannten sieben Gemeinden, sette comuni, östlich von Roveredo und nördlich von Vicenca, und die dreizehn Gemeinden, tredici comuni, nördlich von Verona. Ueber die Abstammung der deutschen Bewohner dieser Bezirke sind die Ansichten der Gelehrten widersprechend, indem einige sie für Abkömmlinge der Cimbern hielten, die sich aus der bei Verona erlittenen Niederlage, im Jahre 101 v. Christo, in die Gebirge geflüchtet hätten; andere dachten an eine gothische oder alemannische Abstammung, während wieder andere den Ursprung dieser Gemeinden in einer späteren Zeit suchen zu müssen meinten. Uebrigens nahmen die vermeintlichen Cimbern ihrerseits diese Benennung selbst an, und so blieb auch dieselbe hier an Ort und Stelle in Gebrauch. Die „sieben Gemeinden“ sind stärker bevölkert als die „dreizehn“; denn nach einer statistischen Angabe von 1846 betrug in jenen die Gesammtzahl der Einwohner damals über 21,000, während sie in den letzteren nicht ganz 12,000 erreichte. Beide Bezirke standen in einem gewissen Ausnahmeverhältniß zu den verschiedenen Regierungen des Landes, zu denen sie im Laufe der Zeit gehörten, sie hatten von unten herauf ihre Selbstverwaltung, eigene Richter nach eigenem Gesetz und überhaupt einen Inbegriff eigenthümlicher Rechte und Freiheiten, deren örtliche Abgränzung den Ursprung aus einem abgegränzten Volksthum bezeichnet. Obgleich ihnen Kaiser Franz II. im Jahre 1800 ihre alten Gerechtsame bestätigte, nahmen doch nachgehends das napoleonische „Königreich Italien“ und die weitere Folgezeit von dergleichen besonderen Ausnahmen keine Notiz mehr; die Gemeinden wurden behandelt wie alle andern, und das Werk der Verwelschung nahm einen raschen Fortgang. Italienische Amtsführung, italienische Geistlichkeit und Schule haben da zusammengewirkt, um das alte deutsche Element zu untergraben, das nunmehr gänzlich im Verfalle begriffen ist. Vor einigen Jahren ward die Zahl der deutsch redenden in beiden Gemeinden nur auf 12,084, also ungefähr $1/3$ der Gesammtheit ihrer Bewohner angegeben. In dem früheren Versammlungsorte des „großen Rathes“ der dreizehn Gemeinden, in Velo, ward unter guter venetianischer Herrschaft (bis 1797) noch cimbrisch gepredigt, jetzt ist der Ort bereits welsch. Cimbrische Mundart ist in den dreizehn Gemeinden nur noch an zwei, in den sieben Gemeinden nur noch an drei Orten übrig; der cimbrische Katechismus, das einzige gedruckte Buch dieser Sprache (er war 1602 in Vicenza auf Anordnung des Bischofs von Padua gedruckt worden, ein anderer erschien zu Padua 1813 und in vermehrter Auflage 1842) ist nicht Literatur genug, um den dortigen deutschen Einwohnern einen Anhaltspunkt gegen das Welschthum gewähren zu können. Lesen und schreiben lernen sie dort nur italienisch, weil nur so es die Schule lehrt; dagegen erzählte im Sommer 1846 ein sogenannter Präturadjunct in einem Orte der sieben Gemeinden einem deutschen Reisenden, er habe in dritthalb Jahren blos zwei gerichtliche Verhöre in deutscher oder cimberischer Sprache aufzunehmen gehabt, das eine mit einem 7jährigen Knaben, das andere mit einer alten Frau. Der deutsche Reisende schied damals aus den sieben Gemeinden, wie er sich ausdrückt, „voll schmerzlichen Gefühls, einen Zweig des weitgrößtsten deutschen Baumes, welchen dieser vor Jahrhunderten auf fremden Boden hinüberbog, für das große Vaterland allmälig abdorren zu sehen!“

Der nämliche Reisende fand auch noch eine andere deutsche Sprachinsel, die weiter östlich hin jenseits der Tyroler Grenze liegt, hoch im Gebirge, in der nordwestlichen Ecke von Friaul: zwei Gemeinden: Sappada, bestehend aus dem „großen Dorf“ (Granvilla) an der Piave und einem Dutzend kleinerer Ortschaften oder Weiler, und südlich davon Sauris, ein so schwer zugängliches Bergnest, daß es keine Fahrstraße dahin giebt. In ersterer Gemeinde ist Predigt und Christenlehre deutsch, die Schule gemischt; die örtlichen Namen der Berge, Fluren, Gewässer u. s. w. sind dagegen fast sämmtlich deutschen Ursprungs.

Im 15. Jahrhunderte waren die vorerwähnten „sieben“ und „dreizehn Gemeinden“ ethnographisch nicht isolirt, wie jetzt, sondern standen durch deutsche Zwischenorte mit deutsch-Tyrol in einer Verbindung, die sich selbst noch heute verfolgen läßt. Ueberhaupt schäumte das deutsche Leben auch dort noch über. Trient hatte sein erstes Stadtrecht in deutscher Sprache, im Nos- oder Nonsthale, zwischen Trient und Salurn, saß eine deutsche Ritterschaft; Mezzo tedesco auf dem rechten Etschufer stand als deutsch-Metz dem Mezzo lombardo entgegen, während es jetzt gleich diesem italienisch redet. Die deutsche Sprache weicht gegenwärtig in Tyrol selbst immer mehr zurück, und die italienische dringt vor. Jetzt ist — nach der Darstellung Giehne's — Salurn, südlich von Botzen, die äußerste Spitze eines zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets; jedoch von da weiter nach Süden, bis über Roveredo hinaus, in den Bergen und Hochthälern links von der Etsch, findet sich eine Reihe von Ortschaften, von denen man weiß, daß sie ehedem zum Theil noch bis vor einem Menschenalter, deutsch waren, und auch noch eine kleinere Anzahl solcher die es geblieben sind. Das Deutschthum erstreckte sich früher weithin, wo nunmehr Ortschaft um Ortschaft verloren geht; selbst nordwärts von Salurn, gegen Botzen zu, schiebt sich das Italienische immer weiter vor. Ich selbst — Schreiber dieses —

kann einen Beleg dafür aus eigener Erfahrung beibringen. Als ich vor vierzig Jahren über den Brenner und Botzen nach Italien fuhr, trat in Neumarkt, etwa sechs Stunden hinter Botzen, die Wirthin mit den Worten an den Wagen: Comanda niente, signore? Gleichwohl war damals das, noch südlicher gelegene Salurn erst der letzte deutsche Ort; denn dort war die Musik in den Kirchen, der Gottesdienst, so wie der Unterricht in den Schulen noch deutsch. Man erklärt dieses Vordringen und Eindringen des italienischen Elements in deutsches Gebiet aus dem wachsenden Betriebe der Seidenzucht, worin sich der Italiener auszeichnet, überhaupt aus der Einwanderung italienischer Arbeiter, welche genügsamer sind, als die deutschen, und aus dem Einfluß der italienischen (katholischen) Geistlichkeit, der in einmal gemischten Orden das Deutschthum zurücksetzt. Das läßt sich auch namentlich unter den gegenwärtigen politischen und kirchlichen Verhältnissen in Tyrol — gar wohl denken. Das südliche Tyrol bis Botzen gehört nämlich dem Bisthum Trient an. Nun kennt man den Herrn Fürstbischof von Trient, Benedict von Riccabona — Reichenfels, und seinen unchristlichen und unbändigen Haß wider den Protestantismus aus seinem berüchtigten Hirtenbriefe, den er im Jahre 1863 zur dreihundertjährigen Jubelfeier des Trientiner Concils erlassen hatte und dessen Erscheinen mit Recht als „eines der traurigsten Zeichen der Gegenwart“ bezeichnet worden ist,*) und außerdem weiß man, wie sich die klerikale Partei im angeblichen Interesse der Glaubenseinheit in Tyrol zu den dortigen Protestanten gestellt hat. Im Einzelnen läßt sich die Sache ganz gut machen, und es geschieht auch dort, wie anderswo, wo man den Katholicismus vorschieben will, nur mit dem Unterschied, daß er gegen die compacten protestantischen Gemeinden selbst keine weiteren Erfolge erlangt. Anders ist es dagegen in Tyrol. Erst rücken — sagt Giehne — einzelne (italienische) Familien in in eine deutsche Gemeinde ein; das Beispiel ihres Gedeihens zieht weitere nach; man verlangt alsdann eine gemischte Schule, mit der Zeit wird eine ausschließlich italienische daraus, Kanzel und Beichtstuhl verhalten sich ebenso, und nach Verlauf eines Menschenalters kann das Deutschthum am Erlöschen sein. Auf diesem Wege sind oberhalb Salurn mehrere Orte italienisch geworden, andere sind in voller Verwelschung begriffen. Es ist klar, daß dies dem Interesse des Kaiserstaats zuwiderläuft. Tyrol ist eine natürliche Festung im Großen, seine Bevölkerung in dieser Hinsicht gleichsam eine Garnison; wäre es möglich letztere italienisch zu machen, so fiele die Eigenschaft einer deutschen Vormauer hinweg; jedweder Schritt einer Annäherung dazu ist vom Uebel.

Im Großen übersieht sich die ethnographische Begränzung im Süden Deutschlands leichter, obgleich diese Grenze mit zahlreichen, zum Theil weit vorliegenden Sprachinseln, den Charakter der Unabgeschlossenheit an sich trägt. In der Schweiz ist das untere Wallis französisch, das obere deutsch; Tessin ist italienisch, Graubünden redet dreierlei Sprachen: deutsch, rhätisch-romantisch (eine Tochtersprache des Lateinischen), das aber im Allgemeinen im Abnehmen ist und nicht in das Italienische, sondern in das Deutsche übergeht) und italienisch. In Tyrol bildet die deutsche Sprachgrenze einen vorspringenden Winkel, dessen Spitze — wie schon bemerkt — Salurn an der Etsch ist, biegt von da wieder nördlich einwärts, trifft auch hier erst ein rhätisch-romanisches Sprachgebiet (z. B. in dem bekannten Grödner Thal) und fällt östlich, dem Kamme der Alpen nachziehend, mit der politischen Grenze Tyrols zusammen. Auch von der südwestlichen Ecke Kärnthens an folgt sie zuerst der politischen Grenze gegen Friaul, durchschneidet sodann Kärnthen und Steyermark in der Richtung von Villach, Klagenfurt und Marburg, und stößt unweit Radkersburg an die politische Grenze Ungarns, jedoch nicht an magyarisches Sprachgebiet. Südlich von dieser Linie wohnen in Kärnthen und Steyermark, Slovenen; aber auch unter ihnen und bis zur See hinab finden sich dazwischen eingestreut in Städten und Flecken deutsche Elemente und überhaupt rückt dort die deutsche Sprachgränze nach Süden vor. Dagegen ist Triest, obgleich es einst durch die Venetianer bedrängt, Schutz bei Oesterreich suchte, dem es sich laut der Uebergabsurkunde vom 30. December freiwillig übergab, nachdem es als Bestandtheil der Mark Istrien schon seit 951 zum deutschen Reiche gehört hatte, ethnographisch keine deutsche Stadt.

*) Man kann, wenn man will, diesen Hirtenbrief genau kennen lernen aus der würdigen und christlichen Antwort der evangelischen Gemeinden auf den Hirtenbrief des Fürstbischofs von Trient p. p. von Dr. Theodor Haase, (Wien, Tendler u. Comp. 1863.)

Literatur und Kunst.

* Der frühere Hauptmann im kurhessischen Generalstabe, der als einer der verfassungstreuen, eidverweigernden Officiere den Dienst verließ, C. Renouard, hat seinen früheren werthvollen kriegshistorischen Werken eine Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792 angereiht. Er war im Stande aus Tagebüchern und anderen handschriftlichen Originalien zweier Officiere, die den Krieg mitgemacht haben, zu schöpfen und so neues Licht über den denkwürdigen Feldzug zu verbreiten, in welchem zuerst die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts bewaffnet den feudalen Ideen, die jener Zeit in Deutschland noch die herrschenden waren, gegenübertraten.

— Der zweite Band von Karl Friedrich Neumanns Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika umfaßt die Zeit von der ersten Präsidentschaft des Thomas Jefferson bis zum Ende der zweiten Präsidentschaft des Andrew Jackson (Berlin, Carl Heymann). Neumann nimmt bekanntlich in eben so warmer als geschickter Weise Partei für die republikanische Partei gegen den Separatismus, indessen verläugnet er um dieser Parteinahme willen niemals die historische Wahrheit. Sein Buch ist gegenüber der zahlreichen südstaatlich gefärbten Literatur, die in den letzten Jahren aufgetaucht ist, ein sehr verdienstliches.

— Eine kleine Schrift: Graphein, eine Abhandlung über Entstehung und Fixirung alter Sagen und Ueberlieferungen von A. G. von Thünen (Bremen bei Kühtmann verkäuflich) sucht nachzuweisen, daß die Buchstabenschrift bei weitem später entstanden und verbreitet sei, als man gewöhnlich annimmt, und daß beispielsweise der Herodot, wie er uns vorliegt, erst nach der Zerstörung Jerusalems (?) niedergeschrieben sei. Wir fragen: Wer bezweifelt, daß Demosthenes, als er Thukydides Werke abschrieb, dieselben in Buchstabenschrift vor sich hatte?

— Seit kurzer Zeit erscheinen in der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin Monatsblätter zur Förderung des Zeichenunterrichts an Schulen, herausgegeben von Hugo Troschel, auf welche wir die dafür sich interessirenden aufmerksam machen.

— Eine neue Unternehmung des bibliographischen Instituts in Hildburghausen sind die Ergänzungsblätter zur Kenntniß der Gegenwart. Dieselben sollen alle Materien, soweit sie in Handbüchern, Encyclopädien und sonstigen Repertorien der allgemeinen Bildung vertreten sind, auf die Höhe ihrer zeitweiligen Entwickelung fortführen, alle neu auftauchenden Erscheinungen ihrer Wichtigkeit entsprechend behandeln, namentlich über alle unsere Zeit beeinflussenden Persönlichkeiten, Ereignisse, Entdeckungen und Erfindungen berichten, alle zu einer klaren Beleuchtung der Tagesgeschichte nöthigen Erklärungen von politischen, gesellschaftlichen, staats- und volkswirthschaftlichen Institutionen, Erläuterungen interessanter öffentlicher Vorgänge und Zustände, genug Mittheilungen aller neuen für das praktische Leben bedeutungsvollen Ergebnisse wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Thätigkeit enthalten. Von den verwandten Unternehmungen von Brockhaus und Westermann unterscheiden sich diese Ergänzungsblätter dadurch, daß sie eine bei weitem größere Menge, meist sehr kurzer Artikel, bringen. Monatlich erscheint ein Heft und in den bisher ausgegebenen Nummern sind Mitarbeiter von bewährtem Rufe.

— Die Gesammtausgabe von Theodor Mügge's Romanen bringt in ihrem 21. bis 23. Bande Weihnachtsabend und Arvor Spang. Die Vorzüge Mügge's sind bekannt; geschickt verflochtene Fabel, leichte und natürliche Charakteristik, wenn auch beide der Tiefe entbehrend. Seine Werke gehören zu den besseren der reinen Unterhaltungslectüre.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ß
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 38. Bremen, 17. September 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Die Bürgermeisterfehde.

Ein Geschichts- und Charakterbild des 16. Jahrhunderts.

Von Heinrich Asmus.

(Fortsetzung.)

Gedankenvoll schaut hier der Geschichtsschreiber in die Vergangenheit, wenn er in den alten Chroniken die Schilderung der folgenden Tage liest; wenn er das brausende Volk sich denkt und die lebendige Theilnahme desselben sich vergegenwärtigt; wenn er die hallenden Gewölbe, die weiten Kreuzgänge der Marienkirche schaut, die kaum genügte, die begeisterte Menge zu fassen. War auch nur der Ehrgeiz eines Mannes die Ursache dieses allgemeinen Webens und Treibens — wer möchte sich dennoch den Genuß des bewegten Lebens der Altvordern verkümmern? Jetzt deckt sie alle das Grab, alle schlummern den tiefen Schlaf, den weder Sorge noch Kummer trüben. Auf ihren Gräbern wächst dunkles Moos, ihre Särge sind in Staub zerfallen, ihre Wappenschilder verschwunden und ihre Geschlechter erloschen. Die Enkel stehen auf den modernden Gebeinen und sollen nicht tadelnd die heilige Stätte entweihen.

Schmucklos und einfach, fast unvorbereitet waren die Worte, welche den Lippen des Volkstribunen entströmten, aber aus tiefster Ueberzeugung kommend, trafen sie mit entflammender Gewalt die Herzen seiner begeisterten Zuhörer. Die Gründe, warum er so schnell Hamburg verlassen, lagen nach seiner Aeußerung allein in dem Betragen seiner Collegen und der Deputirten der übrigen Städte, die sich seinen wohlgemeinten Rathschlägen nachdrücklich widersetzt und ihn dadurch gezwungen hätten, den Congreß zu verlassen, um nicht genöthigt zu sein, das zu bestätigen, was er nicht habe billigen können. Darauf ging er auf den Zwiespalt über, der im Rathe selbst herrsche, auf die Ränke und schmähvollen Kränkungen, denen er selbst wie auch die jüngeren Mitglieder des Rathes ausgesetzt wären, weil die alten Herren sich nicht in die Art der Verhandlungen neuerer Zeit finden könnten und mit starrem Sinn das „Ehemals“ festhielten. Die nachtheiligen Folgen, welche dies für die Wohlfahrt des Staates habe, müßten Jedem einleuchten und wären allein Schuld an dem Verfall dieser ruhmwürdigen Stadt.

In starren Gruppen stand lautlos die Menge, die Blicke auf den Redner gerichtet, der eine kurze Pause machte, seinen Zuhörern gleichsam Zeit lassend, über das Gehörte nachzudenken. Dann begann er die Ursachen des alten Hasses zu entwickeln und nur die leise Andeutung des Papstthums fiel wie ein Funke in ein Pulverfaß. Ein Murmeln des Beifalls und des Unwillens durchlief die dichtgedrängten Reihen. Schließlich brachte er ein altes Gesetz Heinrich des Löwen in Erinnerung, nach welchem in jedem Jahre der dritte Theil des Rathes abdanken müsse, und forderte die Bürger auf, diese Verordnung mit Gottes Hülfe auf's Neue in Kraft zu setzen. — Soviel hätte es kaum bedurft, um die Masse aus dem Schlummer zur Thätigkeit aufzustacheln. Laute Stimmen verlangten alsbald die Absetzung aller älteren Rathsmitglieder; und nur Wullenweffers Absicht, seinen aristokratischen Gegnern seine Macht noch empfindlicher fühlen zu lassen, konnte ihn bewegen, auf den morgenden Tag die Bürgerschaft auf das „lange Haus“ zu bescheiden. Ehe aber der zweite Tag anbrach, floh schon ein Theil seiner Feinde aus der Stadt, andere wurden von dem erbitterten Volke ergriffen und ins Gefängniß gesetzt.

Eben trat Wullenweffer aus dem „langen Hause“ wo von der Bürgerschaft die Absetzung der älteren Rathsherren beschlossen war, und schritt auf Meier zu, der auf hohem Rosse an der Spitze seiner Reiterschaar vor dem Rathhause hielt. Beide Männer schüttelten sich die Hände und sprachen einige Worte leise mit einander. Dann stieg Wullenweffer die breiten Stiegen zur Curie hinauf, den zagenden Rathsherren ihre Absetzung ankündend und sie ersuchend, das Rathhaus zu verlassen. Alle schwiegen, nur der Bürgermeister Gercken, ein ehrwürdiger Greis und starrer Katholik sagte, als er die Insignien seiner Würde niederlegte: „Was zaudern wir? Folgt mir ihr Herren und harren wir des Tages, wo man unserer wieder bedarf.“ Sie verließen den Rathssaal und wurden beim Hinausgehen von dem Volke mit Hohngelächter empfangen. So hatte denn Wullenweffer vollständig gesiegt, und erreicht, wonach er gestrebt; die Alleinherrschaft.

Während im Rathhause die Neuwahl beschafft wurde und das Volk dem Namen des Erwählten jedesmal entgegenjubelte, schritten zwei Männer daher und blieben vor dem Rathhause stehen. Der Jüngere von ihnen war mit den Farben seines Königs bekleidet und gab sich als ein Sohn des nahen Dänemarks kund. Er schien zu wissen, was hier vorgefallen, denn seine Augen blickten vorwurfsvoll auf die jubelnde Volksmenge, während er zürnende Worte zu seinem Begleiter zu sprechen schien. Dieser war an Jahren weit über das Mannsalter hinaus, denn sein Haupt umfloß schon weißes Haar. Er war in tiefes Schwarz gekleidet und hatte einen kurzen Sammtmantel über die Schultern geschlagen, doch so, daß eine goldene Ehrenkette auf der Brust sichtbar ward. So stand er da, wie die Weisheit neben dem kriegerischen Mars.

„Wäre es Euch gefällig, Herr Graf," — sagte er zu seinem Begleiter — „so kehrten wir in unsere Herberge heim, bis sich die tobenden Wogen dieses empörten Meeres etwas gelegt haben. Ueberdies möchte der heutige Tag auch wenig für unsere Botschaft geeignet sein, mit deren Ueberbringung wir beehrt wurden." — „Was seid Ihr gesonnen zu thun, Herr Graf v. Ranzau?" fragte er nach einer Pause, da er keine Antwort erhalten.

„Wenn Ihr diesen Pöbel fürchtet, Herr Kanzler," entgegnete jetzt der Gefragte, „so müssen wir allerdings gehen."

„Fürchten? Ich fürchte nur den dort oben — Menschen nie! — Wir bleiben, obgleich es besser wäre, wir gingen, da keine Ehre hier zu holen ist."

In diesem Augenblicke vernahm man von Weitem das Gejauchze des Volkes, das nach alter Sitte die neuerwählten Rathsherren begleitete, rennend und ungestüm drängend, wälzte sich die Masse gegen den Eingang des Rathhauses, niemand berücksichtigend. Im Nu waren beide Dänen zurückgedrängt, und Ranzau, der seinem Unwillen kaum noch gebieten konnte, sah sich vergebens nach einem Ausweg um.

Indessen waren die Neuerwählten beim Rathhause angelangt und in dasselbe getreten. Abermals stand die Volksmasse unthätig da. Plötzlich aber vernahm man in den hintersten Reihen ein Geschrei des Unwillens. Einer von Ranzau's Dienern ward bei dem unstäten Hin- und Herwogen der Menge von einem Zünftler hart gedrängt und hatte diesen zurückgestoßen. Der Stoß wurde mit Heftigkeit erwiedert und, im augenblicklichen Zorn auflodernd, hatte der unvorsichtige Däne seinen Gegner mit einem kräftigen Schlage in die Arme seiner nächsten Begleiter gestreckt. Die rasche That hemmte für einen Augenblick die Rachsucht der Umstehenden, allein nur so lange, um sich desto vernichtender über den Frevler zu entladen.

„Reißt ihn zu Boden!" schrie man hier — „Haut die Dänen nieder!" brüllte man dort und mit wilder Wuth warf sich das Volk auf die Dänen. Mit vergeblicher Selbstaufopferung stellte sich der Graf mit geschwungenem Schwerte vor seine unbewaffneten Begleiter; die hinteren Reihen drängten die vorderen, es war kein Raum zum Streite und die von Ranzaus Schwerte Getroffenen sanken hindernd auf ihn zurück. Bald war der Diener von der aufgeregten und wuthschnaubenden Menge ergriffen und dem schützenden Kreise seiner Freunde entrissen, und um des Grafen und seiner Begleiter Leben wäre es geschehen gewesen, wenn nicht Marx Meier in demselben Augenblicke aus dem Rathhause gekommen wäre. Die wehenden Federn auf den Hüten der Dänen, sowie der Tumult, ließen ihn sogleich den Vorfall ahnen. Mit einem Wuthgeschrei warf er sich in den dichtesten Haufen und brach sich Bahn bis zu den Bedrängten, entriß den Diener den Händen der Wüthenden und mit der Ueberlegenheit, die ihm die Schnelligkeit des Angriffs und die riesige Stärke seines Körpers gewährte, stürzte er sich auf den Grafen, der sich kaum noch aufrecht erhielt, entriß ihm das Schwert und warf es weit von sich über die Köpfe der Umstehenden gegen die Mauer des Rathhauses, daß es zerbrach.

Todtenblässe deckte Ranzau's Antlitz; der ungeheure Schmerz der gekränkten Ehre und des beleidigten Stolzes schienen sein Herz brechen zu wollen. Sprachlos, mit rollenden Augen und vor Wuth bebenden Lippen starrte er seinen Widersacher an, der ihn ebenfalls mit funkelnden Augen maß.

„Tollkühner, wahnsinniger Mann!" — rief Meier zürnend — „der Ihr es wagt, in einer freien Stadt vor dem Rathhause an einem Ehrentage und mitten im Frieden, das Schwert zu ziehen gegen Wehrlose! Dankt es der Milde, die uns alle beseelt, dankt es diesem Tage, der zu schön ist um mit Blut befleckt zu werden, daß nicht ein schauderndes Strafexempel an Euch vollzogen, lehre, wie man den gebrochenen Burgfrieden in einer Republik ahndet! Schenkt ihm das Leben!" rief er dann der Menge zu. „Möge der tapfere Ritter ohne Schwert an den Hof seines Königs heimkehren und dort erzählen, daß die Lübecker dasselbe jetzt gebrauchen, um Kohlen im Kamin damit zu schüren!"

Meiers Worte verfehlten nie auf die Masse ihre Wirkung, auch hier nicht. Ein Hohngelächter erscholl ringsum, und diesen Augenblick benutzte der Kanzler, den Grafen mit fortzuziehen, der sich auch ohne Widerstand leiten ließ. Plötzlich aber blieb er stehen wie aus einem schweren Traum erwachend, wandte sich um und rief mit lauter Stimme: „Für diesen Schimpf, Herr Hauptmann, fordere ich blutige Genugthuung.

Sucht erst wieder Wehr und Waffen für Eure linke Seite!" lachte der Genannte laut auf. „Marx Meier steht Euch immer zu Diensten!" Und als wäre nichts vorgefallen, schwang er sich auf sein Roß unter Zujauchzen und schallendem Gelächter des Volkes. Graf Ranzau aber verließ mit seinen Begleitern noch am selben Tage die Stadt.

Jetzt, da Wullenwefer im Rathe freien Spielraum gewonnen, beschäftigte sich seine große Seele einzig und allein mit dem nordischen Kriege. Entsprach nun auch die Gegenwart keineswegs seinen Erwartungen — der Krieg mit den Holländern hatte für die Hansen kein günstiges Ende genommen — so war er doch schöpferisch genug in seinen Erfindungen, daß er die Fäden seiner Pläne in den wirr durcheinder laufenden Verhältnissen zusammenzuziehen suchte. Gar bald hatte er einen Plan ausgedacht, der, wenn er in Ausführung gebracht, die Hansa erheben und den ganzen Norden von Lübeck abhängig machen mußte. Um aber diese kühnen Combinationen in Wirklichkeit treten zu sehen, bedurfte es durchaus eines Kronprätendenten. Er machte seinen Freund Meier mit diesem Plane bekannt und dieser immer schlagfertige Krieger glaubte den gewünschten Mann gefunden zu haben.

Des letzten Reichverwesers Sohn, Svante Sture, ein Jüngling von 16 Jahren, weilte am Hofe Herzogs Magnus von Lauenburg, um sich in ritterlichen Sitten und Eigenschaften auszubilden. Diesen Unerfahrenen ließ Marx Meier durch einen Lübecker unter dem Vorwande, ihm die schönen Pferde zeigen zu wollen, um die jener seine Mutter unlängst gebeten, nach Mölln locken. Hier aber fand der Jüngling nicht das Erwartete, sondern gegen Abend brachte man ihm die Botschaft: „Der Ritter Marx Meier harre seiner Bekanntschaft." Das kam Sture verdächtig vor und als die Herberge sich immer mehr mit Reitern füllte, ward ihm unheimlich. Bald darauf trat der Gemeldete zu dem jungen Schweden und suchte ihn mit beredeter einschmeichelnder Zunge für Wullenwefers Pläne zu gewinnen, indem er ihm Schwedens Krone anbot. Aber der Jüngling blieb gegen alle Verlockungen gewaffnet. Jetzt änderte der kecke Bürgerritter plötz-

lich seinen seelengewinnenden Ton und rief: „Will Sture nicht in Gottes Namen so soll er in des Teufels Namen!“ Er verließ stürmisch das Gemach, in das gleich darauf ein lübischer Rathsherr trat und den Jüngling unter einer Bedeckung von fünfzig Reitern gefangen nach Lübeck führte. Als Sture nach der Ursache solcher Gewaltthat fragte, ward ihm erwidert, daß die Lübecker nur das Vergeltungsrecht übten, da seit dem Februar in Schweden alle zufällig anwesende hansischen Bürger ergriffen und ihre Güter confiscirt worden wären. Uebrigens wurde der junge Mann stattlich beherbergt und konnte sogar auf sein gegebenes Ritterwort frei umhergehen, ja, Meier beschenkte ihn selbst mit einem kostbaren Sammtrock, da er nicht im geringsten zweifelte, Sture werde noch in seinen Vorschlag eingehen. Dazu konnte aber den Jüngling nichts bewegen, weßhalb man ihn endlich wieder freigab.

Als Wullenweffer so seinen Plan, einen schwedischen Kronprätendenten zu stellen, gescheitert sah, beschränkte er denselben auf das näher liegende Dänemark, und da kam ihm denn sehr erwünscht, daß Heinrich VIII. König von England, ihm 10,000 Pfund Sterling schickte, als Kaufgeld für die von Wullenweffer angebotene dänische Krone. Jetzt fehlte nur noch, um den gereiften Kriegsplan wider das dänische Reich in Wirklichkeit treten zu lassen, ein Feldherr fürstlichen Blutes, der dem Lutherthum zugethan war und in dessen Person sich zugleich ein Rechtsgrund für die Ergreifung der Waffen böte. Es fand sich denn auch ein mit diesen Eigenschaften begabter Fürst in dem Grafen Christoph, Johann XIV. Sohn, der die Feldherrnstelle mit Freuden übernahm. Nun erst machte Wullenweffer die Bürgerschaft und den Rath mit seinem Vorhaben bekannt. Einige sahen allerdings das Gefährliche eines solchen Krieges ein, da Lübecks damalige Mittel solchen großartigen Entwürfen nicht gewachsen waren, aber sie wagten nicht laut dagegen zu sprechen. Nur ein einziger Rathsherr, Lambert v. Dahlen nennt die Chronik den kühnen Mann, konnte nicht an sich halten auf die damit für Lübeck verbundenen Gefahren aufmerksam zu machen. Doch wäre er bald ein Opfer seines kühnen Muthes geworden. Kaum hatte er geendet, so ward er ergriffen und an die Rathhausfenster gezerrt — und wenn nicht Wullenweffer selbst ein gutes Wort für ihn eingelegt, so würde er das Schicksal der Kaiserlichen Gesandten in Prag getheilt haben.

Wie verabredet erschien am andern Tage Graf Christoph von Oldenburg (ein Seitenverwandter des dänischen Hofes) in Lübeck und Wullenweffer und Meier verhehlten ihm nicht, daß der Druck der Handlung, den die hanseatischen Städte in Dänemark erlitten, allerdings eine Ursache des Krieges sei, ihr Hauptzweck wäre jedoch den gefangenen König Christern zu befreien und ihn auf den Thron seiner Väter zurückzuführen, und da er (Christoph) ein Verwandter des unglücklichen Königs sei, dem Treue und Glauben verrätherisch gebrochen, so habe man ihn erwählt, dies große Werk zu vollführen. Daneben verwebten sie in diese Vorstellungen die Religion, erwähnten des Vorsatzes, die unterdrückten Lutheraner von dem Joche der katholischen Bischöfe und Regierungsräthe zu befreien und versicherten ihm schließlich die eifrigste Hülfe sämmtlicher Hansastädte.

Mit sicherem und geübtem Geiste hatte Wullenweffer die Saiten angeschlagen, die in Christophs Seele anklangen, der, ein muthiger Krieger und erfahrener General, zugleich das schöne Ziel vor Augen sah, für einen stammverwandten König und die Lehre Luthers sein Schwert zu ziehen. Mit freudiger Begeisterung bot er seine Hand und das Triumvirat war geschlossen. Bald hallten Lübecks Straßen wieder von dem kriegerischen Lärm und Marx Meier zog unvorzüglich den blutigen Vorhang damit auf, daß er in dem Holsteinischen einen Verheerungszug unternahm, um wie er sich ausdrückte, den holsteinischen Adel für die Verunglimpfung zu züchtigen, die er dem Bürgermeister Wullenweffer in Hamburg zugefügt hätte.

Während dieses Verwüstungszuges fragte Christoph der Form wegen bei Christian an, warum er Christern gegen Geleitsbrief und Siegel gefangen halte? Er würde mit seinen Freunden, den Lübeckern, die den Geleitsbrief mit unterschrieben hätten, Alles aufbieten, den Gefangenen zu befreien; und schon am 26. Mai erging ein offenes Manifest an das dänische Volk. Mit dem Ende des Monats fiel Christoph ebenfalls in Holstein ein, vereinigte sich mit Meiers Fahnen, bemächtigte sich mehrerer Schlösser und plünderte die Klöster derartig, daß Wullenweffer sich darüber das Haar ausgerauft haben soll. Dann ging es an die Belagerung Segebergs; da aber dieselbe nur ein Scheingefecht gewesen, gab Christoph sie freiwillig auf und zog sich über Eutin — wo es am 10. Juli zu einem hartnäckigen Gefechte kam — nach Travemünde zurück, um dem neckenden Kriege die beabsichtigte großartige Wendung zu geben. Neun Tage später ging er mit Wullenweffer und Meier auf 21 Schiffen unter Segel und versetzte so den Krieg plötzlich nach Seeland.

Gleich nach ihrem Abgange rückte Johann v. Ranzau in das abgebrannte Travemünde und bedrohte unerwartet das stolze Lübeck mit einer Belagerung. Hiervon keine Ahnung habend, segelte die hanseatische Flotte in den Sund ein, wo Mynter den Angekommenen entgegenkam, dem Grafen Glück zur Ankunft wünschte und vier Meilen unterhalb Kopenhagen die Ausschiffung leitete. Christoph rückte, durch Landvolk verstärkt, vor die Hauptstadt und hielt nach acht Tagen seinen prunkvollen Einzug in die bezwungene dänische Residenz. Während der Graf Wullenweffers Pläne in der Ferne mit so überraschendem Erfolge krönte, erduldete die Hansastadt selbst die verdrießlichsten Folgen des Krieges. Das Weichbild Lübecks wurde von holsteinischen Haufen ausgeplündert und die Landhäuser der Bürger in Brand gesteckt, kaum hatte Wullenweffer hiervon Nachricht erhalten, so war er mit Meier schleunigst in die bedrängte Stadt zurückgekehrt und suchte den Anfällen der Holsteiner zu wehren. Herzog Christoph jedoch näherte sich auf eine halbe Meile der Stadt und schlug bei Stockelsdorf sein Lager auf. Mißmuthig mußten die Bürger ihre Gartenhäuser abbrechen, die Alleen umhauen sehen und dennoch — schickten sie einige Fähnlein zur Verstärkung nach Seeland.

Um die Trave gänzlich zu sperren, rückten die Holsteiner über Schwartau, überbrückten den Travestrom und trieben die Bürger, welche mehre Ausfälle wagten, mit Verlust unter ihre Wälle zurück. Unerschöpflich in der damaligen Kriegslist, rüstete Marx Meier einen stark gezimmerten Pramen mit Geschütz aus, um die Brücke zu sprengen, aber heimliche Kundschafter vereitelten das Unternehmen; die Holsteiner bemächtigten sich des sogenannten „eisernen Heinrichs“ und erschlugen die berauschte Besatzung. Das Volk murrte darüber und Wullenweffers aristokratische Feinde jubelten — aber der scharfsinnige Mann sann bereits darauf, wie er es anfange, den holsteinischen Krieg zu beenden, ohne den dänischen aufzugeben und kam zu dem Entschluß, ein kleines Opfer zu bringen. Er trat mit dem Herzoge in Unterhandlung, die schon am 18. November zu einem Vertrage führte, worin Christian sich mit Lübeck nicht nur aussöhnte, sondern auch beiden freigestellt wurde, die Fehde in Dänemark fortzusetzen. Nur das wurde ausbedungen, daß die Lübecker ihren Feldherrn Christoph nicht unterstützen sollten, im Fall er Holstein mit Krieg

überzöge*). Der Friede wurde unter Trompetenschall in allen Straßen Lübecks verkündet und in allen Kirchen Dankgebete gehalten, Wullenwewer aber sprach in seinem Schmerze zu den jubelnden Bürgern: „Liebe Brüder, wir wollten wohl mehr uns ausbedungen haben, aber die, so da herumsitzen, sehen es für gut ein und so muß auch ich damit zufrieden sein.“

Der Separat-Frieden mit Holstein gab Wullenwewer zwar neue Kräfte für den Krieg mit Dänemark, er entsprach aber nicht seinen Wünschen, gegen die der Ausschuß gestimmt hatte. Man war erschrocken über die vielen Opfer, welche der Krieg erheischte, obwohl man früher wohl erkannt hatte, daß, wenn der lübische Handel wieder zu seinem alten Flor und der Kaufmann zu seinem alten Rechte gelangen sollte, auch viel gewagt und kühn gestritten werden müsse. Diesen Hemmschuh seiner Wirksamkeit suchte Wullenwewer zu beseitigen. Er berieth sich mit seinen Freunden und entschloß sich dann kurz, den Bürgerausschuß, der aus 164 Männern bestand, die Wullenwewer gleichsam als Leiter gedient hatten sein hohes Ziel zu erreichen, gänzlich zu beseitigen. Dies gelang ihm denn auch mit weniger Mühe und so hatte er jetzt im strengsten Sinn des Wortes das erreicht, wonach er unzweifelhaft nur im Interesse der Hansastadt gestrebt, die Dictatur.

Aber freilich gab dieser Schritt seinen Feinden gewichtige Waffen in die Hände und wußte besonders der entwichene Bürgermeister Nicolaus Brömbse, der von Allem, was in Lübeck geschah, durch seine Kreaturen Krevet und Rode wohl unterrichtet war, so geschickt zu benutzen, daß in Speier am kaiserlichen Hofe immer bestimmter von einem Executorial-Mandat die Rede war, das man schon in der nächsten Zeit in das demokratische Lübeck schleudern wolle. Selbst aufreizende Schriften gegen den „kühnen Demagogen“ wurden den Bürgern von unbekannter Hand und heimlich zugeschickt, die aber gewöhnlich, wenn auch nicht immer ihren Zweck verfehlten und zerrissen oder ungelesen verbrannt wurden. Wullenwewer, der von diesem geheimen Treiben in Kenntniß gesetzt und auch wußte, woher die Scorpionstiche kamen, lächelte über solche Winkelschreibereien und ließ sich nicht irre machen, sondern schenkte, auf sich selbst vertrauend, seine ganze Aufmerksamkeit dem Kriege in Dänemark, wo Christoph's Waffen immer neue Siege errangen.

Und Wullenwewer konnte auch noch allen gegen ihn geschmiedeten Anfeindungen kecklich die Spitze bieten: noch hing das Volk an ihm wie an seinem Gotte und jubelte allen seinen Entschlüssen lauten Beifall. Nur mit Marx Meier war es etwas anders geworden, er hatte in dem holsteinischen Kriege bedeutend an seiner Popularität eingebüßt und wäre beinahe in einem Gefechte gefangen genommen. Um sich die verlorengegangene Volksgunst wieder zu gewinnen, segelte er mit einigen Fähnlein lübischen Kriegsvolkes nach Elsingör, von wo ihn später Graf Christoph mit 5 Fähnlein nach Schonen schickte, um die Fortschritte der Schweden, die sich mit den Dänen verbunden hatten, zu hemmen. Er erkämpfte sich auch hier neue Lorbeern, eroberte fast das ganze Land, nahm die Städte Elsingör, Landskrona, Malmö, Lund u. a. ein und seine liebschmachtende Frau Elsabe hoffte, den geliebten Mann mit neuem Kriegerschmuck behangen, bald wieder in die Arme zu schließen — aber im Schicksalsbuche war es anders beschlossen.

*) Was wäre aus dieser künstlichen Berechnung Wullenwewers geworden, wenn sich zufällig der dänische Krieg vor Lübeck zurückgezogen hätte, in welchem Falle der Friedensschluß dem Könige verbot, als Herzog von Holstein die feindliche Stadt von seinen Grenzen anzugreifen?!

Der Apostel.

An Lamenais, aus Berangers letzten Gesängen.
Von Adolf Laun.

Paulus wohin? Der Welt das Heil zu bringen,
Denn Liebe macht mir Gott zur Pflicht.
Wie heiße Tropfen Deine Stirn umringen
Ruh' aus Apostel, gehe nicht.
Nein, nein. Ich will das Heil den Menschen bringen,
Denn Liebe macht mir Gott zur Pflicht.

Paulus wohin? Mein Predigen soll Frieden
Und Recht und Bruderliebe sein.
Genieße sie, sie sind Dir hier beschieden,
Wo Kunst und Wissen Reiz verleih'n.
Nein, nein. Es soll Gerechtigkeit und Frieden
Und Liebe meine Predigt sein.

Paulus wohin? Die Seelen hinzubringen
Zur Himmelsbahn, zum ew'gen Heil.
Den Himmel kannst Du nur durch Ruhm erringen,
Sing', und es wird Dir Ruhm zu Theil.
Nein, nein. Der Menschen Seele will ich bringen
Zur Himmelsbahn, zum ew'gen Heil.

Paulus wohin? Im Land Gott zu verkünden,
Der Segen träuft auf Feld und Flur.
Scheust Du den Räuber nicht in Bergesschlünden
Den Löwen auf des Waldes Spur?
Nein, nein. Ich will im Lande Gott verkünden,
Der Segen träuft auf Feld und Flur.

Paulus wohin? Zu Städten, lastervollen,
Sie von der Sünde zu befrein.
Umsonst hoffst Du, daß sie sich bessern sollen,
Spott harrt und Hohn und Frechheit Dein.
Nein, nein. Ich will zu Städten, lastervollen,
Sie von der Sünde zu befrei'n.

Paulus wohin? Der Arme soll es hören:
„Allmächtig nur ist Gottes Hand!“
Den Reichen fürchte im Genuß zu stören,
Den Armen scheu', der Dich verstand.
Nein, nein. Zum Armen geh' ich, er soll's hören:
Allmächtig nur ist Gottes Hand.

Paulus wohin? Durch Meere will ich fahren,
Zu stärken meiner Freunde Muth.
Hat Alter, Müh' und Noth in langen Jahren
Noch nicht gedämpft des Herzens Gluth?
Nein, nein. Von Strand zu Strande will ich fahren
Und stärken meiner Freunde Muth.

Paulus wohin? Trotz biet' ich dem Tyrannen,
Vor dem das bange Volk erbebt.
Er läßt durch seiner Priester Fluch Dich bannen,
Wenn ihn ihr Weihrauch nur umschwebt.
Nein, nein. Trotz will ich bieten dem Tyrannen,
Vor dem das bange Volk erbebt.

Paulus wohin? Vor Richtern und Lictoren
Will ich des Glaubens Zeuge sein.
Verstelle Dich, denn sonst bist Du verloren,
Hüll' Dich in Rednerkünste ein.
Nein, nein. Ich will vor Richtern und Lictoren
Ein Zeuge meines Glaubens sein.

Paulus wohin? Dem Tod will ich mich weihen
Am Kreuz, Gott harret dort auf mich.
Sprich nur ein Wort, und man wird Dir verzeihen
Und Ruhm und Ehre krönen Dich.
Nein, nein. Dem Märt'rertod will ich mich weihen
Am Kreuz, Gott harret dort auf mich.

Paulus wohin? Zum Himmel will ich schweben,
In Gott zu ruh'n beim Engelchor.
Lebwohl, Dein Beispiel soll uns Stärke geben,
Wir flehn an Deiner Gruft empor.
Ja, ja. Empor zum Himmel will ich schweben,
Bei Gott zu ruhn im Engelchor.

Löher über Deutsche und Italiener und über die Zukunft Italiens.

Im zweiten Theile seines: „Sizilien und Neapel" der sich nur mit Neapel beschäftigt, kommt Löher in einem besonders anziehenden und über Vieles aufklärenden Abschnitt: „Volksnatur im Süden" auf gewisse Verschiedenheiten im Nationalcharakter der Deutschen und Italiener zu sprechen. Namentlich wir Deutschen können Manches daraus lernen, theils für bessere Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, theils für eine gerechtere und richtigere Behandlung und Beurtheilung der Italiener.*)

In den großen Massen des niedern Volkes in Italien — sagt Löher — und in seinem leichtgeschürzten Selbst- und Freiheitssinn besteht einer der stärksten Gegensätze zwischen Süditalien und Deutschland. Bei uns Deutschen stellt sich als Kern und Boden der Nation der gebildete Mittelstand dar. Dieser füllt unsere Städte, er hat seit Jahrhunderten beständig an Bedeutung gewonnen, und er zieht jetzt auch den Bauer in seinem Hofe, wie den Adel auf seinen Schlössern in den Kreis der bürgerlichen Sitten und Geschäfte. Dieser Mittelstand von solider Bildung und gesichertem Wohlstand ist bei uns in religiösen, socialen und politischen Dingen hauptsächlich „das Bestimmende". Dagegen ist eine Bewegung, welche in Süditalien von Advocaten, Aerzten, Gelehrten, kleinen Gutsbesitzern und was man sonst zum Mittelstande rechnen könnte, ausgeht, darum „noch keine Volksbewegung". Sie kann wohl im ersten Augenblicke gelingen, ob sie aber Dauer und Erfolg hat ist ungewiß und jedesmal ein Räthsel. Das hängt davon ab, ob Gefühl und Wille, wie sie in der launenhaften Masse leben, damit übereinstimmt, und dies kommt wieder davon her, daß in Süditalien das „gemeine Volk Grund- und Hauptmasse ist"; daß es nach allen Seiten überwogt, daß es beinahe jede Ader des Volkslebens ausfüllt, daß das Volk und seine Sitte, sowie seine Lust, Arme und Zunge zu rühren, sich in viel vertrauterer Weise, als bei uns, selbst in das häusliche Leben der Vornehmen und Gebildeten mischt. Ist auch die Bildung, deren sich das italienische Volk im Ganzen erfreut nicht so sehr tief oder umfangreich oder mannigfach, so ist doch „das bischen Bildung, das im Italiener einmal vorhanden ist, im Volk überall verbreitet." Was in Süditalien zwischen die höchsten Kreise und die Parteien in ihnen oder zwischen die Volkshaufen sich gesetzt hat, als eigentlicher Mittelstand, „blieb viel zu schwächlich", und so wenig es dort in den Städten einen stämmigen wohlhäbigen Bürgerstand giebt, so wenig giebt es auf dem Lande einen tüchtigen Bauernstand. Daneben lebt aber in den Massen des niedern Volks ein freier und lebendiger Selbst- und Freiheitssinn, und dort verkehrt auch öffentlich Alles mit Höherstehenden auf einem gewissen Gleichheitsfuße. Von dem demüthigen Sinn unserer Arbeiter, von dem innerlich sich gebunden Fühlen unseres Gesindes, findet sich dort keine Spur. (Nein, das ist jetzt in Deutschland, namentlich im Norden unsers Vaterlandes denn doch schon hin und wieder ganz anders geworden, und nicht immer zum Gewinn des Volkes und seiner einzelnen Klassen!) In Sicilien und Neapel haben die große Politik bisher noch immer entweder die Parteien in den höchsten Kreisen oder die tobenden Volkshaufen gemacht. Ebendeßhalb findet auch eine Regierung für ihre guten Absichten dort keine ausreichende Hülfe durch die mittleren Klassen, aber allerdings findet sie auch bei ihnen „keine Nergeleien und zähen Hindernisse". (Um so mehr ist dies dagegen der Fall in Deutschland, bei den Ideologen, Doctrinären und deu einzelnen Patrioten mit ihren oft so unpraktischen Grundsätzen, Ideen und Zielen!) Um so rascher theilt sich dagegen in Süditalien ein heilsamer Antrieb, ein glücklicher Eindruck dem ganzen Volke mit. Man muß nur seine Sprache mit ihm reden, seine Sitte verstehen, dann kommt es mit kindlicher Offenheit, mit rascher Begeisterung Allem entgegen, was nur edel und hochherzig". (Das ist freilich an Deutschland ganz anders, und hiervon liegt freilich die Schuld an den Regierungen, wogegen jedoch auch das deutsche Volk von Natur ganz anders geartet und besonders von „kindlicher Offenheit" weit ferner ist, als das italienische, namentlich das Volk Süditaliens.)

Bei den Rechnungs- und Handelsgeist, welcher die ganze Halbinsel erfüllt, fehlt es dem Italiener leider gar zu sehr „an innerer Selbstachtung, an jenem Gewissen, welches der Deutsche als sein Ehr- und Rechtsgefühl in der Brust trägt." Jene innere Selbstachtung, jenes Gewissen — sagt Löher — scheint bei ihnen zum winzigen Körnchen verschrumpft." Freilich tadelt er es in gleicher Weise, daß der Fremde dem Volke nicht mit achtungsvollem Vertrauen entgegenkommt, als er es geradezu und gewiß mit allem Rechte thöricht nennt, die Italiener „durch die Bank für Spitzbuben zu erklären." Der Italiener ist tief gekränkt, wenn er merkt, daß man ihn für einen Betrüger halte, (also insofern hat er doch noch Selbstachtung und eine Art Ehr- und Selbstgefühl!) Dann vergilt er es dem Beleidiger durch Feinheit und Ueberlegenheit im Geschäfte. Ohnehin ist er geneigt, zwischen Geschäft und anderem Verkehr eine Grenzlinie zu ziehen. Für Jenes gilt ihm der Satz: „Augen auf oder den Beutel", und er fühlt eine unwiderstehliche Lust, das Geschäft mit allen Kriegslisten zu betreiben, in andern Dingen zeigt und fordert er ehrenhaftes Vertrauen, und wer das ihm aufrichtig gewährt, wird sich nicht viel öfter betrogen sehen, als anderswo auch. Nur auf lange Beständigkeit darf er selten rechnen, es sei denn bei Einzelnen aus dem niedern Volke, „das noch einen tüchtigen Rest von guter hausbackener Ehrlichkeit bewahrt hat, und zwar Hirten, Fischer und armes Landvolk am meisten."

Mehr noch als durch diesen listigen Handelsgeist, fühlt sich der Deutsche durch etwas verletzt, worin ihm der Italiener weit überlegen ist. „Das ist das immer fertige, immer kluge Selbstgefühl". Keine europäische Nation — sagt Löher — hat von diesem Lebenswasser zur Zeit „so wenig in ihren Adern, als die Deutsche, keine mehr als der Italiener." (Vielleicht doch die Engländer und selbst die Neugriechen ausgenommen!) Unser nationaler Egoismus bleibt vollends in der Politik die Güte und Schwäche selbst." Der Italiener dagegen ist von Kindesbeinen an „ein klarer, scharfer Egoist." Er berechnet immer, und seine Wünsche sind lebhaft und bestimmt. In demselben Augenblick wo er sein Ziel erblickt, hat er auch schon die Mittel und Hindernisse überschlagen, und in demselben Augenblicke geht er schon darauf los. Diesem so frei und klar sich fühlenden Mann, der mit herrlicher Lust alle seine Kräfte spielen läßt, der sich kühn und stolz das Beste gönnt, diesem ewigen Mathematiker gegenüber, — welch ein Wurm ist der Deutsche, wie tief steckt er immer in seinem Nebel — von Gefühlen und Bedenken!" Mit Recht bemerkt jedoch Löher, daß hierbei die Sache denn doch auch ihre dunkle Kehrseite habe." Weil der Italiener sich über sittliche Ideen so leicht hinwegsetzt, weil er sein herrisches Ich höher achtet, als Recht und Staat, als Religion und Freundschaft, als Heimath und Familie, — „ist nun etwa so großer Segen bei seinem Werke?" Versplittert er nicht Mark und Feuer in tausend Funken, ohne eine wohlthätige Heerdflamme damit zu nähren? Fängt die niedrige Menschennatur, die Tücke, die gemeine Wuth, die Grausamkeit nicht gleich da an, wo die festen Grundsätze aufhören? Wo nicht innerer Stolz und

*) Was Löher hierüber sagt, verdient um so mehr Beachtung, je mehr es kürzlich in einem englischen Blatte eine Art Bestätigung gefunden hat.

Familiensinn mächtig genug sind, hält in Italien nicht einmal die Scheu vor der öffentlichen Meinung Ausbrüche der Selbstsucht in Schranken. In Süditalien wird auch dieser Zügel schlaffer, und leider gilt dies Alles auch von andern Zeiten als der Gegenwart, und von ruhigen und geordneten Zuständen. — Denn es würde unrecht sein, etwa zum Nachtheil der Neapolitaner darauf besonders Gewicht zu legen, daß gerade jetzt, wo das Staatswesen so gewaltig erschüttert ist, „politische Leidenschaft und Noth und Hunger alles Bübische und Verbrecherische massenhafter auf die Straße wirft.“ Jener Egoismus, mit allen seinen widerlichen Folgen und Wirkungen, liegt nun einmal im süditalienischen Wesen und Charakter.

Gerade bei dem Volke Neapels und Siciliens findet sich außerdem eine vorzügliche Fähigkeit, die es gleichfalls vor den Deutschen voraus hat, nämlich „das Blitzschnelle im Auffassen und Handeln.“ Das deutsche Gemüth muß dagegen erst „sein schweres Wogen und Wallen besorgen, dann hält es in Treue fest. Der deutsche Verstand muß erst durch seine angeborenen Nebel und Wolken sich hindurchringen, aber indem er sich schärft und anstrengt, dringt eine stählerne Spitze aus ihm hervor, die sich ins Innerste der Dinge einbohrt.“ „Anders bei den Süditalienern. Hier genügen zwei Worte, und „sie verstehen eine ganze Schlußfolgerung.“ Ein Funken, und sie sind im Feuer. Statt Tiefe des Geistes haben sie eine Lebendigkeit, statt Gemüthes, Leidenschaft: rasch entschlossen und rasch gethan — das ist ihr Wesen. — Der schnelle Wechsel vieler Empfindungen ist ihr Ersatz für die Dauer einer einzigen starken. Die Gedanken reichen bei ihnen „nicht ins Ungewisse und Dunkle, sondern umgreifen Faßbares“. Wir Deutsche, die denkenden und achtungsvollen Menschen, haben, im Gegensatz zu den Süditalienern, etwas Scheues und Verschämtes, — eine Folge unsers nordischen Klimas, unsers grauen Regenhimmels, unserer langen Dämmerung am Morgen und Abend, eine Folge der uns umgebenden Natur, während Jene die Natur in wundervoller Klarheit umgiebt, und dort Alles, Gebirge und Meer und Steilküste, helle scharfe Umrisse, und bestimmte Farbe hat, und die Lichtfülle, welche mit dem ersten Blitzen der Sonne sich gleich in machtvollem Strom durch ihre Welt ergießt, auch unwiderstehlich in die innern Sinne eindringt. Wir Deutsche ziehen uns geschämig hinter Wand und Schleier zurück: diese Süditaliener, welche fast immer die große offene Natur anblickt, die Natur ohne Dunst der Wolken, sind wie unschuldige Kinder, die überall ihr Hemdchen sehen lassen, auch wohl etwas mehr.“

In der That sind diese Süditaliener wie die Kinder, aber — und „das“ sagt Löher, „sei das letzte Stück ihres Gegensatzes zu Allem, was germanischer Art und Herkunft ist“ — sie bleiben gar leicht Kinder ihr Leben lang. Bei heftigsten Leidenschaften, bei größtem Talent zum Handeln und Plänemachen wird der Italiener aus dem Volke doch selten „ein ganzer Mann“: Geist und Kraft bleiben ihm noch immer „ein paar Spannen zu kurz.“ Nie gewinnt er die feste schöne Herrschaft über das heiße Ungestüm seines Blutes, nie lernt er sein Leben im Großen ausmünzen, er geht „nicht, wie es der Deutsche zu sehr thut: in seinem gewählten Berufe auf.“ Ungern wagt er etwas in die Zukunft hinein, das dauernd des Mannes ganze Anstrengung erforderte: „sein kleines Ich hält sich noch immer etwas bei Seite, und sie denken und rechnen bloß für den nächsten Augenblick.“

Um so schlimmer freilich sieht es — bei solcher Natur und bei solchen Charaktereigenthümlichkeiten des italienischen Volks, gegenüber den „nun schon in's fünfte Jahr dauernden unglückselig verworrenen Zuständen“, — mit der politischen Zukunft des Landes und Volkes aus. Man lebt dort in dunkle Zukunft hinein. Jeder ahnt es, ein Königreich mit etwas Muth, Glück und Verbrechen zusammengerafft, wie das italienische, „könne nicht Bestand haben.“ Läßt sich — fragt Löher — jemals das süditalienische Reich in das einheitliche Italien einschmelzen? Würde nicht der republikanische Trieb, der in den Menschen und Städten und in den Landschaften Italiens einmal eingewurzelt ist, sofort unwiderstehlich hervorbrechen, sobald äußerlich die Einheit vollendet wäre? Ich glaube, — sagt Löher, — unter allen Gescheidten, die in Turin wirklich Einfluß üben, findet man nicht Zehn, die noch anderes hoffen, als den obern Theil von Italien zu behaupten, und jedenfalls wäre es, auch nach der Ansicht Löhers, klüger gewesen, mit dem anzufangen, „was doch wohl die einzige Gestaltung der Dinge sein wird, in welches sich das nationale Streben mit der realen Natur des Landes und Volkes einigen kann, nämlich — mit dem italienischen Bundesstaat.“ *)

Nothwendig bedarf das italienische Volk jetzt vor allem „gescheidte Führer und Regierer.“ Gute Aussaat brachte dort immer reichliche Frucht in kurzer Zeit, und um so sicherer ist darauf zu rechnen, je gewisser es ist, daß es „kein Volk giebt, das lebhafter, anstelliger und gewandter wäre, als diese Süditaliener.“

Aber der fürchterlichen Ungewißheit der jetzigen Zustände gegenüber fühlen die Piemontesen selbst um so mehr „die innere Unwahrheit ihrer Stellung.“ Statt nationaler Freiheit haben sie Italien eine Abhängigkeit von Paris gebracht, die auch dem Blödesten klar ist, und statt politischer Freiheit brachten sie Süditalien die dumpfen Schrecken der Säbelherrschaft. Auch außerdem haben sie es an Mäßigung und Klugheit, an Rathnehmen von der Geschichte und von der Natur des Landes, an hochherzigem Vertrauen auf das Volk und auf Bethätigung seiner noch frischen Kräfte fehlen lassen. Gerade in den Halbwildnissen Süditaliens besitzen die Einwohner mehr Stolz und Ehrgeiz, mehr harten und unternehmenden Sinn, als irgendwo sonst das Städtevolk Italiens. Was sie an Künstlernatur zu wenig besitzen, haben sie um so viel mehr an männlicher Kraft, und sie sind des herrlichsten Heldensinns und der größten Aufopferung fähig. Wer aber diese Völker führen will, darf sie nicht nur entflammen und begeistern, er muß sie beständig auch beherrschen.“ Niemals darf er sich ihnen ganz preis geben, niemals darf er sie sich selbst überlassen, sondern er muß immer als ein kühler Rechenmeister mit ihnen verfahren, und muß stets „heimlich eine Hand in ihrem Nacken behalten.“ Denn Neapolitaner und Sizilianer sind nicht fähig, sich auf die Länge selbst zu leiten. Ideen und Wünsche haben nur stoßweise Kraft über sie, und der Verstand erhält niemals eine sichere Herrschaft. Aber diese sichere Herrschaft erlangen auch die Piemontesen mit ihrer militärischen Besetzung nicht, die „noch immer der einzige ächte Titel ist, unter welchem sie Neapel und Sizilien besitzen“, und eben so wenig kann es für die Piemontesen ausreichen, wenn sie warten wollen, „bis Eisenbahnen, bessere Gesetze, Volksschulen, größere politische und Handelsfreiheit, und andere Vortheile der italienischen Einheit es bewirken, daß sich die Völker Italiens in die neuen Zustände einleben.“ Statt Anderes zu thun und die Volkskräfte zu beleben und zusammenzufassen, statt neue Maßregeln und Vortheile im Volke selbst für

*) Auf Italien und auf seine ethnographischen culturhistorischen Verhältnisse paßt ganz Das, was noch jüngst der Franzose Eugène Pelletan in einer kleinen Flugschrift unter dem Titel: „Wer verliert, gewinnt.“ in Bezug auf Oesterreich sagte, daß „eine föderative Verfassung die liberalste Verfassung, die einzig liberale sei, die es giebt, denn sie befestigt und bestätigt die Verschiedenartigkeit in der Einheit.“ (Augsb. Allgemeine Zeitung v. 22. Sept. 1864, S. 4314.)

das Volk und für das Land anzuregen, damit jenes selbst seine Zustände bessere, „denken die Piemontesen, die Hauptsache sei, sich im Lande militärisch zu behaupten, und deßhalb bilden sie mit allen Kräften ihr Heer, und bauen Eisenbahnen, damit sie Soldaten und Polizei rasch befördern.“

Löher spricht sich über dies Alles, bei genauer Kenntniß des Volkes und der Zustände, eben so verständig und klar als wohlwollend für das italienische Volk und für eine schöne Zukunft des Landes aus, und was er in dieser Beziehung im Jahre 1863 beobachtete und später bemerkte, findet auch jetzt noch in allen Stücken seine innere und äußere Rechtfertigung. Wer für Italien nicht nur eine gewöhnliche Theilnahme empfindet, wird gerade Dies mit besonderem Interesse und Nutzen lesen.

Hermann Hauff.

Ueber diesen, am 16. August verstorbenen schwäbischen Gelehrten entnehmen wir einem Necrolog des „Schw. Merkur“ Folgendes:

Hauff war am 22. August 1800 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater, August Friedrich Hauff, damals als Regierungs-Secretär lebte. Schon 1805 seinem mütterlichen Großvater, dem Ober-Tribunalsrath Elsäßer in Tübingen, zur Erziehung übergeben, blieb er bei demselben selbst, nachdem ein Jahr später der Vater in eigener Person in jene Stadt versetzt worden, und so auch wieders, als der Letztere im Jahre 1808 als Secretär des Ministerium des Innern nach Stuttgart zurückberufen ward, und als nach dessen Tod im Jahre 1809 die Mutter mit dem um zwei Jahre jüngeren Sohn Wilhelm, dem nachher altbekannten und beliebten Romandichter, aufs Neue nach Tübingen übersiedelte und dort eine eigene Wohnung bezog. Entgegen dem Wunsche des Großvaters, welcher aus Hermann gern einen Rechtsgelehrten gemacht hätte, folgte dieser seiner Neigung zu den Naturwissenschaften, welche bis zum Tode sein entschiedenes Lieblingsfach blieben. Weniger entsprach das von ihm sofort erwählte specielle Fach der Medicin dem innern Zuge seines Wesens. Nach einem Aufenthalte von mehr als einem Jahre zu Paris ins Vaterland zurückgekehrt, erwarb er hier die medicinische Doctorwürde und ließ sich zu Ende des Jahres 1823 als practischer Arzt in dem Städtchen Schwaigern nieder, zog jedoch schon 1826 nach Stuttgart, wo er seine Kunst mit bestem Erfolge ausübte, schon damals aber den Bruder Wilhelm in der Redaction des dem Letztern übertragenen Morgenblattes unterstützte. So kam es, daß nach dem am 18. November 1827 unerwartet schnell erfolgten Tode des jüngeren Bruders dem älteren jene Redaction angetragen wurde, und dieser, kaum seit einem Monat mit seiner jetzigen Wittwe, Friederike, einer Tochter des Gerichtsnotars Braun in Schwaigern, verehelicht, das Anerbieten unbedenklich annahm und die ärztliche Praxis aufgab. Allerdings hatte er bei Annahme dieser Stelle, so wenig er an sich ein der Poesie abgeneigter Geist war, poetische Einsendungen, soweit sie sich in gebundener Rede aussprächen, von seinem Ressort ausgeschlossen, und in dessen Folge ward eine ziemliche Reihe von Jahren hindurch dieser Theil der Redaction von Gustav Schwab, und nach dessen Abgang von Stuttgart von Gustav Pfizer geleitet. Gegen 1845 oder 1846 zu sah sich Hauff jedoch durch den Wunsch der J. G. Cotta'schen Buchhandlung veranlaßt, auch das bisher abgewiesene Fach mit in den Kreis seiner Wirksamkeit zu ziehen, und so wird es denn selbst unter den lyrischen Dichtern der Gegenwart, wie Geibel, Heise, Dingelstedt, Gutzkow, Freiligrath, Bodenstedt, Scheffel, J. G. Fischer, Feodor Löwe, Kinkel, Willkomm u. s. w. kaum einen geben, der nicht einige seiner besten Erzeugnisse zuerst unter Hauff's Direction bekannt gemacht hätte. In noch ausgedehnterem Maße ist solches von denen geschehen, welche in der schönen Literatur zugleich als Novellisten oder Essayisten hervorragen, wie Hackländer, Carierre, Merz, Höfer, Ottilie Wildermuth u. s. w. Ganz abgesehen vom Morgenblatte ist während der letzten 28 Jahre wohl kaum eine der größeren literarischen Unternehmungen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ins Leben getreten, ehe Hauff wenigstens seine Ansicht, seinen Rath über dieselbe ausgesprochen; bei nicht wenigen hat er noch außerdem auf Auswahl, Sichtung, Anordnung des Stoffes wesentlich eingewirkt, wie z. B. bei A. Humboldt's „Kosmos“ und „kleineren Schriften“, bei „dem Briefwechsel zwischen Gentz und Müller“, dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“, den verschiedenen Gesammt- und Einzelausgaben Goethe'scher und Schiller'scher Werke u. s. w. Die Reise A. v. Humboldt's in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, welche recht eigentlich den Grund zum Ruhm ihres Verfassers gelegt hat, war ursprünglich in französischer Sprache und dann, vom Jahre 1815 an, in der sehr mittelmäßigen deutschen Uebersetzung einer dritten Hand erschienen. Im Jahre 1860 ist dieses Werk von Hauff in beinahe unübertrefflicher Weise übersetzt und, vom Standpuncte der modernen Naturwissenschaft bearbeitet, herausgegeben worden, — eine Arbeit, worüber sich Humboldt selbst, kurz vor seinem Tode, mit höchster Anerkennung ausgesprochen hat. Eine Sammlung der sehr verschiedenartigen literarischen Erzeugnisse Hauff's bis 1840 enthalten die in genanntem Jahre in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen „Skizzen aus dem Leben und der Natur“. Interessant ist, zu sehen wie der Verfasser in den dort wiedergegebenen, zuerst in der Allg. Ztg. erschienenen „geologischen Briefen“ über den Urzustand und die allmähliche Bildung des Erdkörpers, so wie über das Alter des Menschengeschlechtes Ideen niedergelegt hat, welche die jetzige Wissenschaft als Axiome aufstellt. Noch sein neuester, höchst beachtenswerther Aufsatz in Nr. 1 bis 3 des Morgenblattes von 1865, „Etwas über die Zukunft der Geschichte“, bewegt sich vorzugsweise auf diesem Gebiete. Einen eigenen, von der eben berührten Sphäre ganz abgesonderten Zweig seines Wissens bildete seine ungemeine Kenntniß des Costume's und der Heraldik. Vielfach als Leitfaden und Quelle benutzt worden sind in genannter Hinsicht seine im Jahre 1840 (Cotta'scher Verlag) erschienenen „Moden und Trachten, Fragmente zur Geschichte des Costume's“, zwei Bde. Höchlich auffallen mußten, bei Hauff's entschiedenem Sinne für Realität und Unbestechlichkeit seines Verstandes gegen jede Einflüsterung der Schwärmerei, die Zugeständnisse, die er gleichwohl daneben den unergründlichen Tiefen der Menschenseele macht. Fassen wir seine Leitung jenes Blattes noch weiter in Bezug auf Theater, Literatur, kleine von ihm gegebene Erzählungen und Novellen (z. B. Madelon u. s. w.) ins Auge, so würde uns ein umständlicheres Eingehen hierauf zu weit führen. Nur ein Punct sei noch berührt: die elegante und treffende, allgemein bewunderte Auswahl des Motto's zu den einzelnen Nummern, die in gleichem Grade für seine ungemeine Belesenheit in alter und neuer Literatur, wie für die glückliche Präsenz seines Geistes zeugten. Im Jahre 1847 war er zweiter Bibliothecar an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart geworden. Trotz der gewissenhaftesten, nie bemängelten Ausübung seiner neuen Amtspflichten gelang es ihm dennoch, seine Arbeitskraft und seine umfassende Geistesbildung wie bisher dem von ihm redigirten Blatte und den literarischen Unternehmungen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (z. B. neben dem Morgenblatte längere Zeit auch der „Vierteljahrsschrift“) zu erhalten, und kein sonst woher kommendes

Anerbieten, z. B. dasjenige einer Stelle an der großen Bibliothek in München, vermochte ihn, der im Leben ein ungemein einfacher, bedürfnißloser Mann war, dem ihm theuer gewordenen Beruf in Stuttgart zu entziehen. Neben seiner Wittwe hinterläßt er zwei Töchter und einen Sohn.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Sturm, Stilles Leben. — Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. — Geiger, über Umfang und Quelle der erfahrungsfreien Erkenntniß. —. v. Winterfeld, die Reisen von Bambus und Co. — v. Loeper, Gedichte. — Hansen, das schleswigsche Wattenmeer. — Dante, übersetzt von Witte. — Heinrich, aus der Schuldhaft. — Pflug, Ein Dichterherz. —

* Saturday Review bemerkt zu A. Stahrs „Römischen Kaiserfrauen,“ die sich seiner Schutzschrift für Kleopatra anschließen: „Mit heiterer Zuversicht in die Güte seiner Sache verfolgt Ad. Stahr die Ehrenrettung der Cäsaren. Tiberius ist bereits rein gewaschen. Caligula kommt wohl zunächst an die Reihe, und Nero erwartet sehnlich seinen Anwalt und seine Freisprechung. Wir brauchen kaum erst zu sagen daß wir diese neuen Lesarten bei neuer Beleuchtung mit größtem Argwohn betrachten. Ein Charakter, wie das Wasser, findet sein Niveau, und es giebt wohl wenige Beispiele daß das von der nächstlebenden Generation über einen Staatsmann gefällte Verdict im wesentlichen umgeworfen worden wäre. Bei Männern der Literatur, Wissenschaft und Kunst ist es ein anderes, weil ihre Arbeiten anfangs nur einem beschränkten Kreis vorliegen, und oft eine beträchtliche Zeit verfließt bis dieselben vor das untrügliche Tribunal der öffentlichen Meinung kommen, während Regenten und Staatsmänner schon während ihrer ganzen Laufbahn vor diesem Richterstuhl gestanden sind. Dr. Stahr scheint uns an einer zu regen Impressibilität des Urtheils zu leiden. Es eignet ihm das Verdienst die bessern Eigenschaften des Tiberius gerechter gewürdigt zu haben als irgend ein früherer Historiker, Herrn Merivale ausgenommen, aber dieses unerwartete Licht hat dazu gedient die Anschauung des ganzen Mannes zu verwirren. Ohne Zweifel hatte man des Kaisers administrative Fähigkeiten und die überall außer in Rom selbst bewährte Billigkeit seiner Regierung bisher zu sehr übersehen; aber das läßt sich unschwer erklären ohne die Unparteilichkeit des Tacitus zu verdächtigen. Bis zu seiner Zeit, und in der That noch lange nachher, war eine gewisse überlieferte Tüchtigkeit der Executive im römischen Staat die Regel, Unfähigkeit die Ausnahme. Sogar unter einem sorglosen Wollüstling wie Nero blieb das Räderwerk des Staats ganz erträglich im Gang. Domitian, der von Tacitus ganz absonderlich verabscheute, war doch ein fleißiger und fast pedantisch strenger Administrator. Unter diesen Umständen wurden des Tiberius administrative Verdienste als etwas selbstverständliches betrachtet, und erst als die Zeit der Lähmung und Desorganisation eintrat, fühlte man, welches staatsmännische Geschlecht mit diesen ältern Römern dahin gegangen. Hingegen der Privatcharakter jenes Kaisers wird, trotz Stahrs eifriger und plausibler Schutzrede, wohl derselbe bleiben nach wie vor. Stahr vermuthet freilich: Tacitus habe das Material für den bezüglichen Theil seiner Annalen großentheils aus den feindseligen und rachsüchtigen Denkwürdigkeiten der jüngern Agrippina geschöpft; aber das ist eben weiter nichts als eine Vermuthung, und er hätte sich erinnern können daß Tiberius selbst Memoiren hinterließ, auf deren Inhalt sich daraus schließen läßt daß sie Domitians Lieblingslectüre waren. Vom rein literarischen Gesichtspunkt verdient Dr. Stahrs neuestes Werk die höchste Empfehlung; seinen Studien der antiken Kunst verdankt er Klarheit, Symmetrie und Einfachheit, und seine Schreibart ist natürlich und lebendig. Aber diese Biographien römischer Prinzessinnen aus der Zeit des Tiberius sind alle mit Bezug auf diesen unheimlichen Günstling des Autors gehalten, was das Buch einigermaßen zu einer Wiederholung jenes frühern macht. Die Vorrede zeigt, mit welchem Ernst solche harmlose Speculationen in Deutschland behandelt werden.“ — Bei Erwähnung des „triangularen Duells“ zwischen Strauß, Hengstenberg und Schenkel meint der Engländer: Strauß, obgleich literarisch überlegen, habe den kürzern gezogen, und es spreche zu Gunsten des Schenkel'schen Buchs daß es einem Strauß auf der einen und einem Hengstenberg auf der andern Seite gleich anstößig sei. Die englischen Orthodoxen aber meinen: wenn es so fortgehe, werde den Deutschen vor lauter überkluger Christologie nachgerade der Christus selbst abhanden kommen.

* Herr Ferdinand Laub ist für das in Moskau zu errichtende Conservatorium für Musik als Lehrer des Violinspiels gewonnen worden.

* Dem Bildhauer Knoll in München verdanken wir eine Statue Palms. In der bürgerlichen Tracht seiner Zeit steht der deutsche Mann, der auch den Opfertod für das Vaterland gestorben, auf dem Piedestal, die Rechte fest auf einen Eichenstrunk gestützt, um den sich ein blätterreicher Zweig windet, die linke Hand aber hält er an die Brust gedrückt welche das tödtliche Blei durchbohren soll; der Ausdruck des schönen männlichen Antlitzes ist voll Energie und Manneswürde, und doch umspielt den Mund ein Zug von Wehmuth, so daß das Ganze einen tragischen Eindruck macht, und das Gemüth des Beschauers tief davon ergriffen wird. Dadurch unterscheidet sich diese neue Schöpfung Knolls sehr vortheilhaft von den gegenwärtig ziemlich beliebten Porträtstatuen, die uns an öffentlichen Plätzen überall anstarren und dabei kalt lassen, weil in ihnen der höhere Gedanke, das ideale Moment zu keinem entschiedenen Ausdruck kommt. Im vorliegenden Fall war dies um so schwieriger darzustellen, als die Pflicht des Familienvaters mit seiner patriotischen Ueberzeugungstreue in Collision kam, und es nahe lag auf Kosten des einen das andere Moment zu betonen. Die Auffassung Knolls hat sehr glücklich diese beiden Momente zu verbinden gewußt, und in seinem Palm uns einen echten deutschen Mann hingestellt, der mit den heiligsten Banden an seine Familie geknüpft ist, dessen Herz aber nichts von kleinlichem Egoismus weiß, wenn es des Vaterlands Ehre und Wohlfahrt gilt. So tritt uns diese Statue äußerst lebensvoll entgegen, und gewinnt sich durch die tiefe Empfindung, mit welcher der Künstler sein Werk erfaßt hat, unsere lebhaftesten Sympathien. Trefflich durchgearbeitet bildet sie, von welcher Seite immer man sie beschauen mag, eine wohlthuende Silhouette, und verräth ein tüchtiges Verständniß der Formen, sowie eine ganz vorzügliche Behandlung der Gewandung, die überall leicht und ungezwungen erscheint. Sobald das acht Fuß hohe Standbild in der kgl. Erzgießerei in Erz gegossen ist, geht es an seinen Bestimmungsort Braunau ab, wo das Monument, dessen Piedestal in Marmor ausgeführt und nur von zwei Basreliefs in Erz mit der einfachen Inschrift: J. Ph. Palm auf der Aversseite, und mit dem Todestage: den 26. August 1806 auf der Rückseite geziert sein wird, am 26. August 1866 auf dem Promenadeplatz enthüllt werden soll. Deutschlands Buchhändler, sowie die deutschen Städte, durch deren Beiträge dieses Standbild ermöglicht wurde (auch König Ludwig I hat eine ansehnliche Summe gespendet), haben sich selbst geehrt indem sie den Manen Palms dieses würdige Denkmal setzten.

* Auguste Barbier, der Tyrtäus der Julirevolution, der nach den drei Tagen von 1830 mit seinem Bändchen Jamben plötzlich zum Ruhm eines Satirikers ersten Rangs sich aufgeschwungen hatte, legt uns eine Sammlung zerstreuter Satiren vor, die vielfach einer komischen Wirkung nicht entbehren, die uns hübsche Bilder von dieser und jener Thorheit der Zeit geben, in denen wir aber jene Einheit der Sprache und Gedanken vermissen, welche einen so hohen Reiz der Jambensammlung bildet. Den moralischen Grundzug zwar, der in diesen vorherrscht, finden wir auch in den neuesten Satiren wieder. Allein wenn damals, in den dreißiger Jahren, Zeitübel von weltgeschichtlicher Bedeutung, den Groll des Poeten weckten, und wenn ihn wie die Besten seiner Zeit das eine Pathos, das der Freiheit, deren mächtiger Herold er ward, unwiderstehlich und ausschließlich beherrschte, so will es freilich jetzt nicht mehr gelingen die zerfahrenen unharmonischen Bestrebungen unserer Zeit in einen Grundton zusammenzufassen, die kleinlichen Leidenschaften, den ganzen Lärm des Tags mit der Stimme von damals zu übertönen. A. Barbier bleibt für uns eben immer „der Dichter der Jamben.“

* Das Monopol des königl. Schauspielhauses in Berlin ist etwas gemindert worden. Mittelst königlicher Ordre vom 18. Juli d. J. wird „das bestehende Verbot der Aufführung von Trauerspielen auf den hiesigen Privattheatern dahin modificirt: daß ihnen die Darstellung solcher Tragödien lebender Dichter“ polizeilich zu erlauben sei, deren Annahme für die königl. Bühne die General-Intendantur der königl. Schauspiele abgelehnt hat. — Die „Afrikanerin“ von Meyerbeer wird im königl. Opernhaus wahrscheinlich schon vor Ablauf des Monats October zur Darstellung gelangen. So weit sind die Vorbereitungen bereits gediehen, bei denen die Inscenirung des bekannten Schiffs, auf welchem der dritte Act spielt, nach der baulichen Beschaffenheit des Hauses auf Schwierigkeiten stößt. Die Regie ist der Bekümmerniß voll wegen des Schiffs. Von wannen wird Hülfe kommen „für den dritten Act?“

* „Zur Geschichte des Ambrosianischen Lobgesangs“ theilt der Pariser „Moniteur“ gelegentlich der Napoleonsfeier mit, daß derselbe nicht, wie man bis jetzt allgemein geglaubt, von dem heil. Ambrosius oder dem heil. Augustinus herrühre, sondern daß, wie der gelehrte Bischof von Angoulême, Abbé Cousseau, nachgewiesen habe, der heil. Hilarius, Bischof von Poitiers, ein Zeitgenosse des genannten, der Schöpfer dieses anderthalb Jahrtausende alten Hymnus sei. Von diesem sollen sowohl Text als Musik herrühren. Also wieder eine französische Annection in bester Form!

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 39. Bremen, 24. September 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Die Bürgermeisterfehde.

Ein Geschichts- und Charakterbild des 16. Jahrhunderts.

Von Heinrich Asmus.

(Schluß.)

III.

Warum ist es uns nicht vergönnt, hier die Feder wegzulegen und zu schweigen über das ruhmlose und unwürdige Ende beider Männer, deren Schicksalen wir bisher gefolgt sind? Allein auf ehernen Tafeln steht ihr Tod verzeichnet, den Rachsucht und der Fluch einer bewegten, rohen Zeit über sie verhängte. —

Marx Meier war, wie wir wissen, mit Erfolg in Schonen eingedrungen und hatte fast das ganze Land eingenommen. Allein die Grausamkeiten seines Feldhauptmanns Sebastian Jessen, die dieser in Meiers Namen ausübte und ausüben ließ, erwarben ihm bald allgemeinen Haß. Und als er nun gar den hinterlistigen Plan faßte, 500 Edelleute, die der Graf von Oldenburg nach Landskrona beordert hatte, auf ihrem Zuge zu überfallen, verließen diese, gewarnt, einmüthig die Fahnen des Grafen, ihm den Eid der Treue aufkündigend, da sie ihn mit Meier im Einverständniß glaubten und gingen zu den Schweden über, die bereits in Schonen eingedrungen waren. Durch ihren Beitritt verstärkt, suchten diese nun die Lübecker auf und Meier war gezwungen sich bis unter die Kanonen der Festung Helsingborg zurückzuziehen. Dort machte er Halt und erwartete festen Fußes und unerschrockenen Muthes, im Vertrauen auf den Commandanten der Festung, Tycho Krabbe, auf dessen Treue er rechnen zu können glaubte, den Feind. Allein das Glück hatte den tapfern Mann verlassen und treulos verließen ihn alsbald die Menschen! Als der Commandant die in wilder Flucht nahenden Lübecker bemerkte, die mit Zurücklassung eines Theils ihres Geschützes nur die feste Stellung zu gewinnen suchten, hatte er sie mit glatten Worten geködert und ihnen Lebensmittel zugeschickt, ja sich auch erboten, einige Feldstücke nebst Munition für sie herbeizuschaffen und ihnen im schlimmsten Fall, die Festung als Zufluchtsort zu öffnen. Auf diese Zusage und den erprobten Muth der Seinigen bauend, erwartete Meier die Schweden. Klüglich wußte Krabbe die Absendung des Geschützes bis auf den letzten Augenblick zu verzögern, Meier sandte Boten auf Boten, schon rückten die Schweden zum Sturm heran — da endlich langten die ersehnten Kanonen an. Es war keine Zeit mehr zur näheren Untersuchung, die Kanoniere schlugen auf, die Stücke brannten los, aber, treulos doppelt geladen, sprangen sie und weit umher verbreiteten sie Tod und Verderben in den Reihen derer, die sie schützen sollten.

„Wir sind verrathen!" riefen die kühnen Deutschen und eine schwankende Bewegung durchbebte die Reihen, aber in demselben Augenblick stürmten die siegreichen Schweden heran und nur Marx Meiers muthigem Zuruf und seiner Entschlossenheit gelang es, den ersten und zweiten Angriff glücklich zurückzuschlagen. Allein zu ungleich waren die Kräfte! Meier selbst blutete aus mehren Wunden, stets lichter wurden die Reihen seiner Schaar — da rückten die Schweden zum dritten Angriff vor und wie verabredet, donnerten zu gleicher Zeit die Kanonen der Festung im Rücken der Lübecker. Dieser Verrath entschied: in wilder Flucht stob Alles aus einander. Meier, der nicht fliehen wollte, stürzte sich in's dichteste Gedränge der Feinde. Alles wich seinen und seiner Begleiter gewichtigen Hieben und es schien fast als würde er allein noch den Sieg erkämpfen; da aber traf ein schwerer Keulenschlag von hinten sein Haupt, daß er bewußtlos von seinem Rosse auf den blutigen Boden sank. Mit seinem Falle endete der Kampf. Was nicht die See verschlang, oder das Schwert fraß, fiel gefangen in die Hände der Sieger und Meier wurde in bewußtlosem Zustande in's Schloß getragen.

Als er wieder zum vollen Bewußtsein gelangte, fand er sich in einem kleinen Gemache. Die Vergangenheit stand wie ein verderblicher Traum vor seiner Seele und zähneknirschend schüttelte er die Ketten, die ihn mit lähmender Gewalt umfingen. So saß er mehre Tage in dumpfes Hinbrüten versunken, nichts störte ihn in seinen einsamen Träumereien, als der Arzt und der mürrische Gefängnißwärter. Als er von seinen Wunden endlich genesen, öffnete sich eines Morgens zur ungewöhnlichen Stunde die Kerkerthür und in dieselbe traten Bewaffnete, die ihm die Ketten löst'en und ihm befahlen, ihnen unverzüglich zu folgen.

Widerstand war nutzlos, das sah er ein und so folgte er gutwillig. Man führte ihn über den geräumigen Hof, durch weite, hallende Bogengänge in einen Saal, wo eine Anzahl Krieger im Halbkreise saß.

Die bittersten Empfindungen, verbunden mit dem ihm angeborenen Trotz, den Marx Meier auch jetzt nicht verleugnete, erfüllten seine stolze Brust. Forschend durchflog sein Auge den Kreis der Versammlung, und kaum gewahrte es Tycho Krabbe, so rief er diesem mit donnernder Stimme zu: „Fluch dir, verrätherischer, treuloser Bube, der du dich nicht entblödetest, tapfere Männer in ein gewisses Verderben zu stürzen und es noch wagst, dich vor mein Auge zu stellen! O nur auf eine Spanne Zeit ein Schwert und nicht unbelohnt solltest du gegen Marx Meier gefrevelt haben!“

„Euer wildes Toben, Herr Marx, würde euch gut stehen“ — entgegnete Krabbe mit ernster Ruhe — „wenn ihr frei und nicht gefangen wäret, alsdann würde auch ich mit dem Schwerte jede Schmähung auf euer treuloses Haupt vergelten! Jetzt aber springt ihr gleich einem wilden Thiere gegen die Stäbe eures Kerkers. Doch euer Toben verhallt wie das Brüllen des gefangenen Raubthieres. Wagt ihr noch von Ehre und Verrath zu sprechen, ihr, der ein treuloser Verräther seid, gegen ein edles Volk?“

Der Jüte lachte laut auf.

„Wer rief euch an diese fremde Küste?“ fuhr er dann strafend fort. „Wer forderte euch auf, mit Feuer und Schwert die friedlichen Hütten zu verwüsten? Wer schmiedete zum Untergange und zum tückischen Morde edler Ritter, die ihr hier versammelt seht, so grausenvolle Pläne? Wer brachte neue Spaltungen in's Reich, wer nährte die alten? Wer blies den Funken zur Flamme? Wahrlich, mit euch zu reden über Ehre und von Ehre, möchte beweisen, daß wir keine Ehre hätten! Wir lohnen euch daher, wie eure Thaten es verdienen, denn nicht wie ein biederherziger Kriegsmann habt ihr in diesem Lande gehaus't, nein, wie ein Räuber, der frech an die Küste springt, in wilder Hast ergreift was ihm in die Hände fällt und dann wieder eben so schnell verschwindet. Nein, Herr Marx, nicht goldene Ketten, wie in England harren hier euer, nur eiserne kennt der Däne!“

Während dieser Rede stand Meier da in nicht zu beschreibender Wuth. Krampfhaft ballten sich seine Hände, ein tiefdunkles Roth brannte auf seinen Wangen, das bei den letzten beißenden Worten Krabbe's, die seinen Ruhm so schmählich herabsetzten, einer Todtenblässe wich. Die Antwort erstickte ihm in der Brust, nur sein rollendes Auge ließ noch Leben vermuthen in der hohen Gestalt.

Eine unheimliche Stille erfolgte.

„Es wird genug sein der streitenden Worte, Herr Meier, sollt' ich meinen!“ hub Krabbe wieder an. „Allein, ich stehe jetzt hier, beauftragt Namens dieser edlen Herren und Ritter, euch zu fragen über eure Vollmachten und Befehle, die, ausgefertigt von eurer Stadt, euch wenigstens ein scheinbares Recht geben zu einem Verfahren wie das eure bisher gewesen! Oder habt ihr auf Befehl des Grafen von Oldenburg also gehandelt? Werdet ihr uns auch diese Antwort schuldig bleiben?“

Marx Meier blickte den Jüten verächtlich an, dann erwiederte er mit Stolz: „Als freier Mann war meine That mein Wille! Niemand hat mir geboten und Niemand kann mir gebieten! Uebrigens erspart euch die Mühe, ich werde euch nicht antworten, und schreitet ihr zum Aeußersten.“

Da erhob sich einer der schwedischen Ritter. „Schon gut, Herr Bürgerritter!“ sagte er zu Meier. „Ihr seid unser Gefangener, denn nicht Dänen, sondern Schweden haben euch besiegt.“

„Ihr irrt euch gewaltig“ — entgegnete Meier kecklich — „und schreibt euch etwas zu, was einzig und allein dem Verrathe dieses verschlagenen Jüten gebührt. Seine Hinterlist hat die Niederlage entschieden. Ich habe mich auch den Dänen ergeben und ihr Gefangener bin und bleibe ich. Solltet ihr aber dessen ungeachtet Gewalt gebrauchen wollen mich von dannen zu schleppen, so schwöre ich hier feierlichst, daß das nur mit meinem Leichnam geschehen kann.“

Die Schweden standen denn auch ab von ihrer Forderung und Tycho Krabbe brachte den Gefangenen, den er nicht länger bewachen wollte, nach dem Schlosse Wardberg. Meier konnte kaum seine Freude verbergen, als er erfahren, wohin die Reise gehe. Der Commandant dieser Festung, Truid Ulstand, war ihm bekannt aus früheren Kriegszeiten, sie hatten gemeinsam manche Abenteuer bestanden und Meier's Geist hatte stets die Oberhand über den beschränkteren seines Gefährten gehabt. Welche Hoffnung blühte also für ihn aus dem zufälligen Umstande hervor, daß sein früherer Genosse durch die wechselnde Laune des Kriegsglücks jetzt sein Wächter werden sollte.

Nun begann für Marx Meier ein anderes Leben. Sein Ehrenwort, nicht entfliehen zu wollen, genügte dem Commandanten, ihm freie Haft zu gestatten. Als hätte er alle Händel der Welt vergessen, lebte Meier jetzt ein frohes Waidmannsleben mit dem Freunde; die frühe Sonne fand sie auf der Jagd und der späte Abend beim fröhlichen Becher, den sie auf die erneuerte Kameradschaft leerten. Bald aber wuchs die Liebe zur Freiheit in dem Herzen des Gefangenen so mächtig, daß er verderbliche Anschläge nährte, ohne daß Ulstand dieselben nur im geringsten ahnte. Meier hatte nichts weniger im Sinn, als die schwache Besatzung und ihren sorglosen Anführer zu überrumpeln und ihn selbst zur Flucht zu zwingen, was freilich auch das einzige Mittel war, seine Freiheit wieder zu gewinnen und insofern nur Tadel verdient, als er dadurch die dem Freunde schuldige Treue brach. Er wußte durch glänzende Versprechungen den Kapellan des Schlosses zu blenden, daß dieser zu dem Verrathe die Hand bot. Schon in der Nacht zum 9. März schlichen sich 30 bewaffnete Kerle an die Festung, die an Stricken einzeln heraufgezogen und in einer Kammer verborgen gehalten wurden.

Am andern Morgen machte Ulstand wie gebräuchlich, in Meier's Begleitung die Runde durch das Schloß. Als sie bei der Kammer vorüberkamen, in welcher die Hakenschützen versteckt waren, sagte der Commandant: „Hier stinkt's nach Lunten!“ Der Bürgerritter, um eine gescheidte Antwort nie verlegen, antwortete schnell gefaßt: „Es sind die alten Weiber, die im Backofen Flachs rösten.“ Ulstand begnügte sich mit dieser Antwort und schritt aus dem Schloßhofe hinaus nach den Schiffswerften, um daselbst die Arbeiten zu besichtigen. Diesen Augenblick benutzte der kühne Hamburger. Unter einem erfundenen Vorwande kehrte er in's Schloß allein zurück, ruft seine Getreuen zu den Waffen und verrammelt schleunigst das Thor. Ulstand kehrt auf das Getümmel ebenfalls zurück und als er sieht, was die Uhr geschlagen, ruft er seinen schon kämpfenden Soldaten Muth zu, während sein Leben bereits in Meier's Gewalt ist. „Sall ick em dörch dat Liew scheten?“ fragt ein Hakenschütze im Anschlage, und als Meier dies verneint, erschießt der Niedersachse den Nebenmann durch die Schießscharte, worauf der Ueberlistete sich auf sein Streitroß schwingt und davon jagt, Weib und sechs Kinder im Stich lassend.

Auf diese Weise Herr der Feste, richtete Meier sich nach Gefallen ein. Er plünderte die Schatzkammer des Adels und übersandte dem Grafen Christoph alle aufgefundenen, wichtigen Documente, die im höchsten Grade für Tycho Krabbe und

Melchior v. Ranzau compromittirend waren; gestattete der Frau Ulstand mit ihren Kindern freien Abzug, ließ sich von seinen Cumpanen zum Hauptmann ausrufen und lebte so unabhängig auf seinem erkämpften Eigenthum, daß er den ausländischen Königen fast als eine selbständige Macht erschien und Gustav Wasa dem gesammten Reichsrath Vorwürfe machte, daß der Gefangene nicht besser bewacht worden sei.

Je mehr der dänische Krieg seinen anfänglichen Charakter verlor, desto unabhängiger wurden Meier's Pläne, auf die er als franker Ritter der Fortuna, Hoffnung des Lohnes und der Selbsterhaltung begründete. Sein schöpferischer Geist hatte sogar einen Plan ersonnen, der ihm zur Zeit der Noth einen Retter schaffe: er bot Heinrich VIII. von England das Königreich Dänemark an. Heinrich ging auf den Vorschlag ein und sandte sogleich zwei Bevollmächtigte ab, Edmund Bonner und Richard Cavendish, die unverzüglich auf dem Wardberger Schloß erschienen und mit denen Marx Meier in Unterhandlung trat. Dänemarks Krone wurde verhandelt: Kopenhagen, Malmö und die Festung Wardberg sollten England gegen Ersatz der Kriegskosten geöffnet werden. Mit englischem Gelde wurde den Kriegern der rückständige Sold ausgezahlt und sie verpflichtet ihrem „Statthalter“ in allen Stücken unbedingt gehorsam zu sein. Das war das beste Mittel, den Muth der Soldaten wach zu halten. Bald war an Wein, Bier und andern „guten Dingen“ auf dem Schlosse kein Mangel. Meier's Bruder, Gerd, verwegen und schön wie Marx, bemächtigte sich eines Wismarschen Schiffes, befrachtete es wie zur Bergensfahrt und schaffte auf diese Weise quer durch die im Sunde liegende dänische Flotte neue Vorräthe in die Festung.

Nur war es dem „Statthalter“ unerklärlich, warum er nichts aus Lübeck erfuhr; er hatte dorthin einen Boten geschickt und um Hülfstruppen und Geld nachsuchen lassen, aber weder dieses noch jene folgten. Dennoch behauptete Meier 15 Monate die Festung. Als aber Ulstand erfahren, daß sein König Fortschritte auf Seeland mache, bat er denselben um Hülfstruppen und mit diesen wie auch mit eignem Volk rückte der Ergrimmte vor das Schloß und die Stadt Wardberg, während von der Seeseite her Kriegsschiffe die Festung in Schach hielten. Meier traf land- und seewärts Vorkehrungen, sich so viel wie möglich zu sichern, er konnte es aber nicht verhindern, daß seine Gegner die Stadt in ihre Gewalt brachten; alle seine Ausfälle, die er wagte, wurden von dem Anführer der dänisch-schwedischen Truppen, dem Oberst Albrecht v. Belzig, vereitelt und bald war die Festung zu Lande und zu Wasser abgesperrt. Meier war aber unerschöpflich an Mitteln zur Zeit der Noth und Gefahr. Ulstand, über die zähe Vertheidigung ergrimmt, schoß die Mauern der Festung nieder, als aber dies auch nicht fruchtete, da Meier die entstandenen Lücken sogleich mit erbeuteten Wollsäcken verhängen ließ, rüstete sich sein Wirth Isegrimm zum Sturm.

Wahrscheinlich hätte es noch manches Menschenleben gekostet, wenn nicht Albr. v. Belzig dem Ritter der Fortuna Zusicherung des Lebens und eine namhafte Summe Geldes für die Uebergabe des Schlosses angeboten hätte. Meier, der Zusage des deutschen Obersten trauend, öffnete am 27. Mai 1536 die Feste. Aber der geschlossene Vergleich wurde wider Belzigs Willen schändlicher Weise gebrochen. Als dieser seinen Gefangenen mit sich durch das dänische Lager führte, erwachte bei dem dänischen Adel der alte Groll wider den verhaßten Bürgerritter und Krabbe überhäufte den Wehrlosen mit Schmähreden. Der Feldmarschall v. Ranzau berief sogleich ein Kriegsgericht und stellte diesem vor, daß man nicht verpflichtet sei, dem das gegebene Wort zu halten, der mit der Treue ein so leichtfertiges Spiel getrieben und in die Kategorie eines Räubers gehöre. Die Beisitzenden stimmten dem zu und obwohl v. Belzig dagegen protestirte und sich auf seine Zusage berief, ward Meier auf das Schloß Hvidon geführt und in Eisen gelegt.

Nach einigen Tagen schon trat Ulstand gegen den Gefesselten auf, klagte ihn des Todes an und wußte durch die Qualen der der Folter Dinge von ihm zu erpressen, die schwerlich je in das Herz des kühnen Mannes Eingang gefunden hatten. Mit dem Muthe, der sein ganzes Leben bezeichnet, schritt Marx Meier zum Tode, dem zagenden Bruder Muth zusprechend. Beide wurden am 17. Juni 1536 bei Elsingör enthauptet, geviertheilt und auf's Rad gelegt.

Das war das schmachvolle Ende dieses merkwürdigen Mannes dem es gelungen war, sich von einer niedrigen Stufe zu den höchsten Würden emporzuschwingen und der gewiß ein milderes Schicksal verdient hätte. Wenigstens war damals der holsteinische Adel nicht rein genug, an dem einen Treubruch zu strafen, den ihr eigner Verrath auf das Naturgebot der Selbsterhaltung zurückgetrieben hatte. Von den vier Gebrüdern Meier's soll kein einziger eines natürlichen Todes gestorben sein; seine Wittwe in Lübeck aber wollte, als noch ihres Mannes Gebeine auf dem Rabenstein bleichten, zur dritten Ehe schreiten, woran aber ihre Verwandten die lebenslustige Frau verhinderten und sie einsperrten. Sie starb im Wahnsinn.

Ob Wullenweffer je den Tod seines Freundes erfahren, ist nicht zu behaupten, unbeirrt und rastlos aber verfolgte er sein Ziel. Hamburg berief im Spätsommer 1535 zwar die wendischen Städte zusammen und rieth zum Frieden mit dem neuen „frommen“ König Christian, Wullenweffer dagegen setzte mit allen unabweislichen Gründen die Nothwendigkeit des Krieges, die Wichtigkeit des löblichen Herkommens auseinander, daß ohne ihre Einwilligung kein König in Dänemark herrschen könne und daß nicht Lübeck des eigenen Vortheils, sondern des ganzen Bundes Rettung vor unabwendbarem Falle bezwecke. Es gelang ihm denn auch, die wendischen Städte gegen den Frieden zu stimmen. Dagegen arbeiteten seine arglistigen Feinde, die Aristokraten, mehr denn je dahin, ihn zu stürzen und hatten schon ihr Fangnetz aufgestellt. Auf Brömbsen's Vorschlag und Anleitung, die er aus Speier an seine lübischen Freunde geschickt, mußte seine Creatur, Johann Krevet, die dänische Regierung dahin stimmen, daß sie sich mit einer Bittschrift an den Kaiser wandte, worin sie Wullenweffers Treiben in Lübeck in das grellste Licht stellte und Karl V. um schleunige Abstellung dieser Verhältnisse anflehte, da diese für das deutsche Reich eben so nachtheilig wären, als für Dänemark. Diese Bittschrift verfehlte um so weniger ihren Zweck, da Brömbse sie warm befürwortete. Der Kaiser ließ von dem Reichskammergericht ein Executionsmandat ausfertigen, worin die Stadt Lübeck mit Acht und Bann bedroht wurde, wenn nicht binnen 6 Wochen und 3 Tagen nach Empfang des Decrets alle Neuerungen aufgehoben und alles auf den früheren Fuß wieder hergestellt wäre. Das Mandat setzte Rath und Bürgerschaft in Schrecken. Da aber in dem Kaiserbriefe das Lutherthum unangetastet blieb, so legten alle Rathsmitglieder, theils freiwillig, theils gezwungen, ihre Würde nieder.

Als das Mandat in Lübeck ankam, war Wullenweffer auf einer diplomatischen Reise begriffen und als er zurückkehrte, fand er seinen Sturz unausbleiblich vorbereitet. Er zürnte zwar dem Kleinmuth seiner Amtscollegen, fügte sich aber mit gerechtem Schmerze in die Nothwendigkeit und legte am 26. August 1535 sein Amt nieder, nachdem er wenige, aber kräftige Worte an die aufgeregte Versammlung gesprochen hatte. Keine Hand erhob sich gegen ihn, durch seine Persönlichkeit war er sich selbst ein Schutz. Mit dem Bewußtsein, eine Frucht seiner Mühen, die Reformation, nicht verloren zu sehen, verließ er den Rathssaal.

Durch seine Freunde war Brömbse früh genug von allem unterrichtet und schon am Abend des folgenden Tages kam er in dem nahen Kirchdorfe Krummesse an und hielt am kommenden Morgen feierlich seinen Einzug in die Stadt. Er stand wie ein Sieger da in dem langen und schweren Kampfe, obwohl er selten eine Waffe geführt, nach der ein redlicher Kämpe greift; aber er stand wieder an der Spitze des Raths und war wieder die Seele von Allem, was in Lübeck geschah. Mit ihm hoben sich auch wieder, die bisher vergessen und zum Theil verachtet gestanden, unter ihnen namentlich der ehemalige Vogt in Mölln, Johann Krevet, der jetzt Hauptmann in Lübeck wurde. Nur eins konnte er nicht erringen: den Sieg des Papstthums über die lutherische Lehre. Die Wahrheit hat ihr Palladium, das selbst das stolzeste Gemüth nicht anzutasten wagt.

Jedoch hatte man noch so viel Achtung vor dem gestürzten Volkstribun, daß man ihm die Amtmannsstelle in Bergedorf anbot. Allein Wullenweffers geschäftigem, nach Thaten dürstendem Geiste sagte eine solche Ruhe nicht lange zu. Er sehnte sich nach einer andern Thätigkeit. Seinem Wunsche ward bald entsprochen. Er erhielt von dem Grafen Christoph, der noch immer Kopenhagen besetzt hielt und nichts von den Vorgängen in Lübeck wußte, Briefe, worin dieser um frische Hülfstruppen bat. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Er hatte gehört, daß in dem Lande Hadeln sich einige tausend dienstlose Krieger gesammelt, die bereit waren als Soldaten der Fortuna für den Meistbietenden ins Feld zu ziehen. Wullenweffer setzte sich mit ihnen in Verbindung, vermehrte den Haufen und kam dann bei dem Rathe mit dem Gesuche ein, ihm zu erlauben, 6000 gesammelte Söldner nach Dänemark zu führen, um den Grafen Christoph, den er dorthin geführt, auch wieder herauszuschaffen. Man blickte mit Spannung auf Brömbse — aber wider alles Vermuthen gab er mit lächelnden Mienen seine Einwilligung. Nur ein einziger Rathsherr meinte es ehrlich mit Wullenweffer. Dem alten Bürgermeister Gerken mußte etwas gesteckt sein. „Ich will Euch rathen als treuer Freund, bleibt zu Hause, Herr Jörg“ — warnte er — „und geht nicht dahin. Denn wo Ihr in des Bischofs von Bremen Land kommt, werdet Ihr gewiß angehalten.“ — „Soll ich angehalten werden, so muß ich auch dort sein!“ entgegnete Wullenweffer fast spöttisch auf den gutgemeinten Rath. „Schlagt meine Warnung nicht in den Wind!“ bat der Bürgermeister. Aber Wullenweffer achtete nicht weiter auf des Warners Stimme und zog hoffnungsvoll von dannen. Er ging seinem Verderben entgegen!

Kaum hatte Wullenweffer das Bremische Gebiet betreten, so ward er wie Gerken vorhergesagt, angehalten, ergriffen und auf das Schloß Rothenburg, später nach Steinbrück unweit Wolfenbüttel geführt, wo er im scheußlichen Kerker zwei volle Jahre schmachtete. Seine Feinde in Lübeck, die Aristokraten und Papisten, triumphirten ob des gelungenen Bubenstreichs, seine Freunde schwiegen, nur sein Bruder Joachim, Rathsherr in Hamburg, war bemüht, den Unglücklichen zu befreien, aber vergebens.

Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, dieser abgesagte Feind aller Protestanten, ohne Religiosität, der sich das Brandmal selbst dadurch aufdrückte, daß er seinen Bruder Wilhelm des Erbes willen, zwölf Jahre in der Gefangenschaft schmachten ließ, fand bald Mittel, von dem gefangenen Wullenweffer ein Bekenntniß zu erzwingen: er ließ ihn auf die Folter werfen. Räthselhaft erscheint uns anfangs das ganze Verfahren gegen Wullenweffer und wir fragen uns: welche Verbrechen rechnete man ihm denn an, seine Absichten auf Dänemark, oder seine feindlichen Gesinnungen gegen den lübischen Rath? Von dem Erzbischof von Bremen wird er gefangen genommen (den Mann hatte Wullenweffer nie beleidigt); dem Herzoge Heinrich von Braunschweig wird er ausgeliefert (der keinen andern Grund ihn zu hassen hatte, als daß Wullenweffer Protestant war) und in — Wolfenbüttel wird ihm der Prozeß gemacht! Schon diese einfachen Betrachtungen geben uns die Gewißheit, daß der Rath zu Lübeck gegen Wullenweffer nicht auf dem rechtlichsten Wege verfuhr.

Zwei Briefe liegen uns vor, deren Aechtheit durch einen Juristen bekräftigt worden, die Wullenweffer aus seinem Kerker an seinen Bruder Joachim geschrieben und die uns in den Seelenzustand des Zertretenen blicken lassen. Der erste lautet so: „Lieber Bruder! Gott sei Dank, ich bin noch gesund. Denn ich mußte noch eine Reise *) aushalten, da die von Lübeck hier waren am Sonnabend Morgen und mußte geloben und schwören nichts anderes zu sagen, denn als ich gefragt ward; wo ich ein Wort widerriefe, sollt' ich in Peinen sterben. Dazu zwang mich Herzog Henrich und Claus Hermelink mit dem Büttel von Bremen. Nun habe ich zum dritten Male (!!) auf die Laute aus Pein bekennen müssen und habe doch nicht Anders bekannt. Aber Gott wolle sich über mich erbarmen, weiß ich von Burgundisch oder Wiedertauf. Dies wollest Du eilig gute Freunde in Lübeck wissen lassen, „es sei Dir gesagt, ich mußte nicht ein Wort in Gegenwart der von Lübeck sprechen und mußte Johann Krevet's Dieb sein.“ Das muß Gott im Himmel erbarmen! Lieber Bruder, thu um Gotteswillen, und laß drei oder vier fromme Leute an mein Buch gehen, daß sie lesen, was ich darin geschrieben habe, da ich Anno 1532 wider die Holländer zu Schiffe ging; ich will noch darauf sterben, daß meine Sache also steht. Was ich seit der Zeit, auch vor der Zeit aufgebracht habe, das finden sie in ihren Rechenschaften wohl; ich bin deß gewiß, daß ich weder Schilling noch Pfennig habe, der ihnen gehört. Darum verbeut mir wider sie zu Recht! können sie mir beweisen, daß ich ihnen was gestohlen habe, Du wollest dazu helfen, daß sie mich über alle Diebe hängen!

Laß Peter Schulten nachsuchen alle Schrift, die des Rathes Rechenschaft belangen, ich weiß zur Rechenschaft wohl zu kommen. Was auch Jost, Marx Meier's Schreiber, bei sich hat und Henricus, daß sie auch bei der Hand bleiben. Ich will ihnen bei Schillingen und bei Pfennigen Rechenschaft thun. Dann lieber Bruder, laß dieses Schreiben Niemand sehen; bei Deinem Leibe! sage, es sei Dir von einem Glaubwürdigen gesagt, und sende dem Knechte, der bei mir ist, einen Trankpfennig, einen Thaler oder vier; der thut mir alles Guts. Die 8 hab' ich empfangen. Lieber Bruder, dies ist die Summa davon, darauf magst Du einige Leute warnen und sehen zu Hamburg mit zu: man will's wieder auf das Alte haben; darnach wird man trachten, das ist die Meinung; in Lübeck wirst Du es am ersten finden, behalten sie ihren Willen. Bei Deinem Halse, offenbare diese Dinge Niemand, denn Du habest sie bei einem gehört, der hier war; dies weiß Gott, der mag helfen! Ich bin dreimal nicht anders denn dem Tode vermessen gewesen.

Der zweite Brief, wahrscheinlich unmittelbar darauf geschrieben, lautet so:

„Lieber Bruder! thu bei Deinem Halse Niemand wißlich, daß ich Dir geschrieben hab', daß sie mich den Morgen mit Peinen drungen, daß ich mußte sagen nichts anders als sie mich fragten. Ich müßte wieder in die Pein, so es auskäme und

*) Entsetzlicher Euphemismus für Folter!

käme um den Hals. Ich mußte wohl sagen, was sie hören wollten, auch nicht ein Wort anders. Sage bei Leibe nichts vom Herzoge. Claus Hermeling und Krevet haben es so gepflogen. Laß es Störtelberg wissen, Niemand anders! Hast Du es Jemand geschrieben oder gesagt, dem schreibe daß sie stillschweigen. Du mußt durch den Markgrafen Herzog Henrich stillen, oder ich komme um den Hals, wenn ich auch zwei Könige von Engelland zu Hülfe hätte. — Lieber Bruder, laß gute Freunde an das Buch kommen, da aufsteht A. 1533. Verbeut mir zu Recht, bin ich ein Dieb, Du wollest mir helfen an den Galgen, bin ich ein Verräther auf ein Rad, bin ich ein Wiedertäufer in's Feuer. Brömbse und Krevet, die es treiben, die wissen es wohl anders, denn es ist ihnen darum zu thun, daß man Burkhard Wrede, Hermann Struwe, Henrich Adermann und Ludwig Taschenmacher*) um den Hals bringe. Dieses schreib' Ebert Störtelberg, daß er bei seinem Halse Niemand von dir und mir was melde. Gott mag helfen und wolle uns lassen führen unsere Unschuld! Meine Sache kann noch gut werden, so ich Herzog Henrich nicht erzürne.«

Aus diesen beiden Briefen ersehen wir, wie das Gemüth des sonst so unerschrockenen Mannes durch mannigfache Leiden gebeugt worden war und er noch immer auf die Rechtlichkeit des Rathes zu Lübeck hoffte. Diese Briefe bleiben für uns der redendste Beweis seiner Unschuld!

Jedoch erkannte Wullenweffer's scharfsichtiger Blick, als ihm das durch die Folter abgezwungene »Bekenntniß« vorgelesen war, daß er sterben müsse, und vertraute der stummen Kerkerwand folgende Verse:

»Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich niemals gewest, will's auch nimmer befunden werden!
O Herr Jesu Christ, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wollest Zeugniß von der Wahrheit geben!«

Aus dem sogenannten »Bekenntnisse« aber geht zur Genüge hervor, daß man an Wullenweffer den vollkommensten Justizmord beging. Nicht das, was er gethan, nein! was er beabsichtigt haben sollte, machte man ihm zum Verbrechen. Es hat gewiß ein doppeltes Interesse, das Original dieses »Bekenntnisses« mitzutheilen. Es ist ohne Datum und ohne Jahreszahl und lautet wörtlich also:

»Wo vel Jürgen Wullenweber na siner velefoldigen begangener mishandlunge andere mehr Articul buten ock in den pynen bekant un thogestanden, so wyllen doch de gesanten des Ehrbaren Rades der Keyserlichen stadt Lübeck desulften thom dele, dewile de grusamlick unde willenstig tho horen sind, hirmede avergan. Aber dersulften hermede unbegeven hebben darum protesterende, unde upgemeldeten Jürgen Wullenweber nich mehr, denn so vele he unter andern up de stadt Lübeck buten und ane pyne fry und apentlick bekant und thogestanden, ock darup sin letste end und stervent nemen wolde, mit nafolgenden Artickeln pinlich angeclaget un verfolget hebben, also nemlick: Int erste bekant, dat he enen hupen landesknechte by nachtiden hemelicken in de stadt Lübeck dorch dat molen Dhor füren und bringen wolde.

Tom anderen. Alsden wolde he Her Niclausen Bromsen mit dem olden Rade und alle eren anhengers dasulvest erwürget und tod geschlagen hebben.

Tom derten wolde he de stadt Lübeck ingenamen und sick vor den aversten Regenten darinne gesettet hebben.

Tom verden wanner he de Stadt also mechtig worden, wulde he de wedderdope*) manck den borgern angefangen und — — durch galgen un Ratt getwungen hebben, alles sulver und golde up enen hupen up den marckt bringen unde uplegen laten.

Tom voften etsulvige alsden gedelet und gepartet hebben.«

(Hier hat Wullenweffer mit eigener Hand geschrieben):

»Desse bossene sscreffene artykel alle und jedere bessunder hebbe ick bekantt (unde ssin alle wahr**) in den pinen und dar buten, datt yß also wahr, datt my Ghot helppe, ditt yß myn eghen hant.

Jürgen Wullenweffer.«

Dies »Bekenntniß« übersandte der Herzog von Braunschweig dem Rath in Lübeck, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Bürgerschaft auf's Rathhaus zu rufen, Wullenweffers Aussage vorzulesen. Dies geschah am 11. Mai 1536. Etwas später wurden von dem lübischen Rathe zwei Gesandte nach Wolfenbüttel geschickt, die Stadthauptleute Hermelink und Krevet, die aber nicht für Wullenweffers Rettung sprachen, sondern vielmehr ihren Privathaß gegen ihn zu befriedigen suchten. Endlich wurde selbst der Rechtsgang der Lübecker Herren zu langsam, wie aus einem Briefe vom 19. Juni 1537 zu ersehen ist, den sie den ebengenannten Stadthauptleuten schickten und worin sie dringend bitten »sie sollten allen Fleiß anwenden, damit der Rechtstag in guter Zeit und zum Nutzen ihrer Stadt ausgeschrieben werde.«

Es gelang denn auch leider den verächtlichen Patriciern, den Mann, der sich erdreistet, ihre angemaßten Vorrechte anzugreifen und es sich herausgenommen hatte, ihre Vaterstadt wieder groß und mächtig zu machen, gleich dem gemeinsten Verbrecher verurtheilt zu sehen. Wullenweffer war unrettbar verloren — das hat er auch selbst gefühlt, wenigstens lassen die oben angeführten Worte an seiner Kerkerwand darauf schließen.

Mit dem Morgengrauen des 24. September 1537 versammelte sich das Landgericht des Herzogs auf dem Zollstein und klagte Wullenweffer der mitgetheilten fünf Punkte an. Wullenweffer, durch zweijährige Kerkerluft entkräftet, sammelte nach Beendigung der Anklage seine noch übrigen Kräfte und gab in überzeugenden Worten folgenden bündigen Bescheid: »Ich bin nach meiner Abdankung ein zu geringer Mann gewesen, um zwischen fremden Mächten Zwiespalt anzurichten. Gegen den Herzog habe ich zwar wie aller Welt bekannt, Krieg geführt, und habe ich dadurch den Tod verdient, so will ich gerne sterben, obwohl ich es dem Gewissen eines Jeden anheim stelle, in wessen Namen und Gewalt ich die Fehde begonnen. Nie ist mir aber in den Sinn gekommen, den Adel in Holstein zu verfolgen, und eben so wenig den mit dem Rathe zu Lübeck geschlossenen Vertrag zu brechen und meinen Stuhl an Stelle des Königs zu setzen. Ich bin kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer, darauf will ich gerne sterben und alles Gott anbefehlen.«

Allein jede Widerlegung, und wäre sie selbst von dem Mann in Rom gekommen, war hier vergeblich! Der lübische Haupt-

*) Vierundsechsziger; ersterer ein Grobschmied und Worthalter der Vierundsechsziger.

*) Es gab damals, wo von allen deutschen Kanzeln gegen die Wiedertäufer gepredigt wurde, kein wirksameres Mittel Wullenweffer beim Volke verhaßt zu machen, als wenn man ihn zum Wiedertäufer stempelte.

**) Diese Worte bilden im Original eine Randnote und die Schriftzüge bezeugen in die Augen fallend, mit welchem Widerwillen Wullenweffer sie niedergeschrieben.

mann Claus Hermelink trat gegen ihn auf und erklärte seinen Widerruf für falsch, weil er stets treulos gewesen und das Gericht machte es sich bequem und ließ den Scharfrichter das Urtheil fällen, unterschrieb es sodann wie man etwa eine Rechnung unterschreibt und befahl dem Verurtheilten, dem Henker nach dem Richtplatz zu folgen. In lautlosen Gruppen starrte die Volksmenge auf den »Märtyrer des Evangeliums«, der durch Folter und zweijährige Kerkerluft todtenbleich daher schwankte. Oben auf dem Hochgericht jedoch siegte noch einmal der kräftige Geist über den zerstörten Körper. Als Wullenwever nämlich der lübischen Abgeordneten C. Hermelink und J. Krevet ansichtig wurde, die höhnisch-furchtsam auf ihn herabblickten und ihn fragten: »Jörg, willst du mein was?« rief er ihnen zu: »Darnach habt ihr lange getrachtet, wohl vier Jahre, daß ihr wolltet bei Nachtzeit in mein Haus fallen und mich binden! Aber Gott, der Allmächtige, wollte das nicht zugeben! Nun ist es euch doch gerathen, das will ich Gott geben! Ich sage euch vor der ganzen Welt offenbar, daß die letzten Artikel nicht wahr sind! Ich sage öffentlich vor der ganzen Welt, daß ich Diejenigen, die ich in meinem Gefängnisse habe beschuldigen müssen, aus Natur und zur Rettung meines Leibes beschuldigt habe«. . . .

Hier hielt Wullenwever inne, um sich zu erholen, aber diesen Augenblick benutzte Krevet, Wullenwevers Einfluß auf das Volk durch seine Rede kennend, und erinnerte den Henker an seine Pflicht. Da blickte Wullenwever mit Verachtung auf die beiden Repräsentanten des lübischen Staates und sprach: »So bringt denn euren Herren meine Verzeihung und sagt ihnen, daß bis zum letzten Athemzuge nur der freien Hansastadt Lübeck Wohl mich geleitet!«

Dann kniete er nieder und das blutige Haupt rollte in den Sand. Krevet und Hermelink aber reichten sich die Hände, bedeutsame Blicke wechselnd.

So starb der größte Staatsmann, den je das freie Bürgerthum hervorgerufen, den Tod des gemeinsten Verbrechers im 45. Lebensjahre. Sein Körper wurde geviertheilt und auf vier Räder gelegt.

Das Alterthum würde Wullenwever Ehrensäulen errichtet haben, seine moderne christliche Mitwelt aber brandmarkte das Andenken des Gemordeten mit Schande. Nur der unscheinbare lübische Chronikenschreiber Hans Regkmann ist anderer Meinung gewesen, indem er dem Urtheilsspruch die Randglosse beifügt: »Das hat er nicht verdient.«

Was Wullenwever gewollt, wie richtig er die Zeitumstände erfaßte, wie unerschöpfliche Mittel er in seinem Geiste auffand, unterliegt keinem Zweifel. Er nahm den großen Streit um das Recht, wie in einem heroischen Zweikampf auf sich. Eine kräftige Hansa konnte nur bestehen, so lange die nordischen Reiche niedergehalten wurden und den Städten der freie Verkehr auf der Ostsee blieb. Groß und eines schönen Lohnes werth war der Gedanke, für den er glühte. — Was hätte Deutschland zehn Jahre später darum gegeben, viele solche Männer von Wullenwevers Entschlossenheit zu haben? Wahrlich, der schmalkaldische Krieg hätte eine ganz andere Gestalt bekommen! Denken wir uns an die Stelle der damaligen unfähigen Fürsten und schlaffen Lenker der Städte, Wullenwever's und Meier's — o du theures Vaterland, hättest weder Schmach noch Verderben erfahren!

Die Mittel, die Kraft und die Klugheit, mit denen Wullenwever seinen Zweck verfolgte, hat Völkerrecht und Geschichte immer jedem unabhängigen Gemeinwesen gestattet; aber das Geschick hat wider ihn entschieden und deshalb konnte er der Schmach des sinnlichen Pöbels nicht entgehen! Er büßte mit dem Leben das schöne Verbrechen, weil er den Werth und die Willenskraft nach sich abmaß und die Mittel nicht klug genug berechnete. Diesen Irrthum, der die Seele adelt, hat er mit den kräftigsten Naturen aller Zeiten gemein. Und ohne Zweifel wird bei dem Leser die Behauptung Wurzel fassen: Wullenwever fiel der verruchtesten Justiz eines blutgierigen, dummfanatischen Fürsten, der ungroßmüthigen Rache eines siegreichen Königs und der schandbarsten Lüge eines beleidigten Patriciats zum Opfer.

Ja, wahrlich, der alte brave Hans Regkmann hat Recht, wenn er klagt:

»Die von Lübeck mögen in allen Tagen
Den Tod Herrn Jörg Wullenwevers beklagen!«

---

* Gedichte.

Von Ernst Batz.

Zwei Volkslieder.

1. Der Tod.

Mein Liebster ist ein Reiter
Trapp trapp, hopp hopp, trapp trapp,
Sein Rößlein muß ihn tragen
Land aufwärts und land ab.

Mein Schatz trägt einen Schnauzbart
Kein Hauptmann trägt ihn so
Und hätt' es seine Aeuglein
Wie wär manch Mägdlein froh!

Die Wangen meines Treuen
Sind Röslein dunkelroth,
Gar bleiche hat ein Andrer
Der Andre ist der Tod.

Wie wird mir ach im Herzen
Mit einem mal so bang!
Ich hör Kanonendonner
Und dumpfen Trommelklang.

O weh! da fällt sein Bildniß
Herunter von der Wand — —
Nun irrt sein Roß alleine
Durch's ferne fremde Land! —

2. Das Ringlein.

An dem Bergessaum
Spielt das Sonnenlicht, —
Schenktest du mir nicht
Heute Nacht im Traum
Hell wie Sonnenstreif
Einen goldnen Reif?

Hätt' ich's nie geträumt!
Stets nun fällt mir's ein,
Wenn der goldne Schein
Meinen Berg umsäumt —
Send' das Ringlein mir
Schatz, sonst sterb' ich dir!

Zwei Mädchenlieder.

I.

An die von ihm geschenkte Blume.

Ich hab dich angeschaut
Gar oft,
Mit Thränen dich bethaut
Gar oft,
Ich habe dich geküßt
So oft,
Ach! daß auch er es wüßt'
Wie oft!

II.

Mein Herz ein stiller Kirchhof ist
Mit einem frischen Grabe,
Wo ich mein heißes Lieben all,
Mein Glück begraben habe.

Auf diesem Grabe steht ein Kreuz
Darauf ich selbst geschrieben:
All meine Wünsche liegen hier
Ich darf ja dich nicht lieben!

* Böhmische Christussagen.

Gesammelt von Alfred Waldau.

Jesus und der alte Soldat.

Es lebte einmal ein alter Soldat, der war sehr arm und mußte betteln gehen. Da saß er eines Sommermittags bei einer Dornhecke, holte aus seinem Schnappsacke die im Dorfe erbettelten Brodschnitte hervor und legte sie gemächlich auf sein im Grase ausgebreitetes Tischtüchlein hin. Unverhofft traten zwei fremde Männer heran und sprachen: „Guter Freund, laß' uns mit dir zu Mittag essen!“ — „Recht gern“, erwiderte der alte Soldat; „doch, wie ihr sehet, ist mein Tisch nicht mit köstlichen Bissen bedeckt, ihr müsset also mit Geringem vorlieb nehmen.“ Dabei nahm er das feinste und weißeste Brod und legte es den Fremden vor. Nachdem diese sich gesättigt hatten, sagte der Eine — und das war der Herr Jesus in eigener Person — zu dem alten Graubart: „Weil du so gastfreundlich warst, so erlaube ich dir, drei Bitten auszusprechen, welche dir alsbald erfüllt werden sollen!“ — „Ei, das kommt mir ja eben zurecht,“ rief der erfreute Soldat aus; „also höret mich an! für's Erste wünsche ich mir eine prächtige Meerschaumpfeife, die allezeit mit einem so feinen Taback, wie ihn der Herr Kaiser raucht, gestopft ist.“ — „Es soll geschehen,“ antwortete der Sohn Gottes. — „Für's Zweite wünsche ich, daß dieses Tischtuch, so oft ich spreche: „Tischtüchlein, deck' dich! augenblicklich mit den köstlichsten Speisen und edelsten Weinen bedeckt sei!“ — „Das soll gleichfalls geschehen,“ äußerte der Heiland. — „Und für's Dritte wünsche ich mir dieses: Wenn ich zu Einem sage: Hopp, in diesen Sack hinein und nicht aus dem Sack heraus, so möge dieser schon im Sacke stecken und nicht eher heraus können, bis ich es erlaube!“ — Auch diese dritte Bitte gewährte der Heiland dem Soldaten, wiewohl er es viel lieber gesehen haben würde, wenn sich der Alte anstatt dieses Kunststückes lieber etwas Gescheidteres zumal die ewige Seligkeit gewünscht hätte. Hierauf verabschiedeten sich der Heiland und St. Peter von dem Soldaten, der bereits eine prächtige Meerschaumpfeife im Munde hielt und mit großem Behagen die duftigen Tabackswolken von sich blies. — Nun reis'te der liebe Alte in der weiten Welt herum und erlebte mittelst seines wunderbaren Tischtuches und seines zauberischen Schnappsackes allerhand merkwürdige Abenteuer. Allein auch das längste Menschenleben muß einmal enden. So trat denn eines Tages auch an unsern Graubart der Tod heran und schickte ihn in das Jenseits. Der Alte ging. Als er an die goldene Himmelspforte anklopfte, schloß St. Peter, der Himmelspförtner mit dem langen, schneeweißen Barte, diese auf und der alte Soldat sah einen wunderprächtigen Glanz herausstrahlen und hörte zugleich, wie innen der Herr Jesus fragte: „Petrus, wer ist das?“ — „Herr,“ antwortete der Himmelspförtner, „das ist jener alte Soldat, dem du die drei Wünsche gewährt hattest.“ — „Was will er da?“ fragte der Heiland weiter. — „Er will zur ewigen Seligkeit eingehen,“ antwortete St. Peter. — „Da er diese unter seinen drei Wünschen nicht genannt hat, so soll er in die Hölle gehen!“ — Nachdem der Sohn Gottes dies gesagt hatte, schloß St. Peter wieder die Himmelspforte zu. Traurig schritt der alte Graukopf nach der Unterwelt. Als er sich der schwarzen Höllenpforte näherte, war dort eben ein hinkender Teufel mit Holzhacken beschäftigt. Diesen Teufel hatte einmal der alte Soldat in einem Königsschlosse, wo der Unhold Nächtens sein Unwesen trieb, in seinen Sack hineingezaubert und dann so lange geprügelt, bis der Aermste unter jämmerlichem Geschrei gelobte, sich nie wieder in der Residenz blicken zu lassen. Kaum wurde nun der schwarze Schelm des neuen Ankömmlings gewahr, als er Holz und Hacke wegwarf und hurtig in die Hölle hineinsprang, dann das Thor verriegelte und den andern Teufeln zurief: „Lasset jenen Menschen nicht herein, der hat mir einmal mein linkes Bein krumm geschlagen und möchte euch allen ein Gleiches thun!“ Da geriethen alle Teufel in große Furcht und gewährten dem alten Soldaten keinen Einlaß in die Hölle. Nachdem dieser eine Stunde lang vergeblich an das schwarze Thor gepocht hatte, kehrte er zum Himmelreich zurück. Er klopfte bescheiden an, doch ward ihm vom heiligen Peter der frühere Bescheid zu Theil. Da verfiel der Alte auf einen guten Gedanken. Er verbarg sich hinter einem blühenden Rosenbusche und verhielt sich ruhig, bis zuletzt St. Peter einem Herrn Pfarrer, der eben von der Erde zur ewigen Glückseligkeit emporstieg, die Himmelspforte aufschloß. Als nun die lieben Englein dem seltenen Gaste zu Ehren lustig paukten und trompeteten, benützte der alte Soldat den günstigsten Augenblick, sprang Sr. Hochwürden flugs nach und war d'rin im Himmel. Weil nun, wer einmal im Himmel ist, nicht mehr anderswohin gehen darf, weil er sonst ausplaudern würde, wie es im Himmel aussehe, so ließ der liebe Herr Jesus Gnade für Recht ergehen und behielt den alten Soldaten, der ja ohnehin kein arger Missethäter war, im Paradiese, aber wohlgemerkt, nur am Anfange desselben. Der alte Soldat hat nun sein Quartier in einem Winkel unfern der goldenen Himmelspforte, sitzt auf seinem Sacke, raucht aus seiner Meerschaumpfeife und speiset von seinem Tischtüchlein. Wenn ihr einmal in den Himmel kommet, dann sehet euch den lustigen Alten an! Gelobt sei der Herr Jesus Christus!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Mende. Politische Sünden, Roman aus der russischen Geschichte. — Riendorf. Der Schulzenhof zu Raben. — J. G. Fischer. Neue Gedichte. — W. v. Hillern, Doppelleben, — Mosenthal. Pietra. — Bericht über den ersten deutschen Protestantentag.

* Der Künstlerverein wird im bevorstehenden Winter seine Zusammenkünfte anstatt wie bisher des Mittwochs an den Donnerstagabenden halten. Mannigfache Collisionen, die sich im Laufe der Jahre herausgestellt, haben diese Aenderung erforderlich gemacht. Am 21. d. M. begann die Saison mit einem musikalischen Abend, an welchem Stücke von Haydn und Schubert zur Aufführung kamen. Der berühmte Aesthetiker Vischer, welcher auf einige Tage hier weilt, verkehrt als Gast mehrfach in der Halle und wurde am Mittwoch Abend von einem kleinen Kreise von Verehrern durch ein Festessen gefeiert. — In den nächsten Tagen verläßt Herr Theaterdirector Ritter unsere Stadt, um sich auf einer von ihm angekauften Besitzung am Rhein zur Ruhe zu setzen. Dem wackeren, nur für die Interessen der Kunst lebenden Mann, der 22 Jahre unter uns geweilt, wurden vielfache Zeichen der Verehrung zu Theil. In einem Abschiedssouper, welches ihm unter zahlreicher Betheiligung am Donnerstag gegeben wurde, feierten Heinrich Müller und Ruperti seine Verdienste in Prosa und Versen. Ritter dankte in einer von Humor überfließenden Ansprache, in welcher er „der Stadt eine Geschichte erzählte, wie man Präsident wird“, die Gründung des Künstlervereins und das von ihm geführte Präsidium desselben berührend. Ein kleiner Maskenscherz schloß die Feier, in welchem der „Geist des Theaters“ seinen bisherigen Genossen entließ. — Am 28. d. M. wird Herr Dr. Laun aus Oldenburg einen Vortrag halten. — Im Beginn des October wird Bogumil Goltz, der berühmte Humorist, durch sein „Jugendleben,“ seinen „Kleinstädter in Aegypten“, „der Mensch und die Leute“ u. s. w. der berufenste Nachfolger Jean Pauls unsere Stadt besuchen, um hier Vorträge zu halten, und sind bereits Verbindungen angeknüpft, um ihn für den Künstlerverein zu gewinnen. In der nächsten Nummer werden wir einen Original-Aufsatz von ihm mittheilen.

— Das Theater ist seit Beginn des Monats wiederum eröffnet und

bewährt seine alte Anziehungskraft. Novitäten sind uns bisher, von einigen verunglückten Bluetten abgesehen, noch nicht vorgeführt worden. Das Personal genügt den Ansprüchen, die an ein Stadttheater heut gestellt werden dürfen, vollständig. Frau Mayr-Olbrich hat sich als Coloratursängerin und Opernsoubrette schnell in die Gunst des Publikums geschwungen; Frl. Lehmann ist eine Primadonna von seltener Begabung und in Herrn Griebel ist ein Baßbuffo gewonnen, der ohne widerwärtige Lazzi stets sicher ist, einen komischen Eindruck hervorzubringen. Von dem Schauspiel-Personal ist der Charakterdarsteller, Herr Ubrich, besonders rühmend hervorzuheben.

* Wieder ein archäologisch gelehrtes Reisewerk von einem brittischen Seemann: „Travels and Researches in Crete. By Captain T. A. B. Spratt. 2 Vols. (London, Van Voorst 1865)." Dasselbe ergänzt und berichtigt das vor 28 Jahren erschienene Buch von Pashley, welches wohl als das letzte namhafte Werk über Creta zu betrachten war. Spratt hat den 8000 Fuß hohen Ida bestiegen, und giebt zugleich eine Beschreibung von der geologischen Formation der Insel, welche im Verlauf der Jahrhunderte eine beträchtliche Erhöhung auf der West- und eine Senkung auf der Ostseite erfahren hat. In archäologischer Hinsicht leidet der Verfasser an zu großer Leichtgläubigkeit. Ein Anhang enthält eine interessante Abhandlung von Lord Strangford über den kretischen Dialekt.

— Ochino, historisch-dramatisches Gedicht in fünf Acten von unserem geschätzten Mitarbeiter Carl Wilhelm Batz (Leipzig, Wigand), behandelt eine Episode aus der Geschichte Michel Angelos. Es ist, wie so viele andere, ein Werk mit vielen Schönheiten, aber für die dramatische Aufführung nicht geschaffen. Wie für den jungen Schauspieler ist für den angehenden Dramatiker das Parterre die Schule, aus welcher er nicht weichen sollte. Es ist stets ein peinliches Gefühl, tüchtige, angestrengte Arbeit auf ein Werk verwandt zu sehen, welches nachher seinen Zweck nicht erfüllt, und der Zweck eines Dramas ist, gespielt zu werden.

* Von der bekannten Monatsschrift „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart", herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist soeben das achte Heft erschienen, welches mit einer sehr interessanten Charakteristik Ferdinand Lassalle's beginnt. Die biographischen Data sind mit Sorgfalt zusammengetragen, die Darstellung selbst geschmackvoll und fesselnd; Freunde und Gegner Lassalle's finden hier zum ersten mal eine zusammenhängende Schilderung seines Lebens und Wirkens, die allerdings noch manche Ergänzungen zuläßt. Darauf folgt ein Artikel „Land und Leute in den Nilquellländern", worin die Resultate der jüngsten Forschungen von Speke und Grant mit Fleiß zusammengestellt sind; jedes einzelne Land wird genau nach seiner Lage und Beschaffenheit, seinen Producten, dem Charakter und den Sitten seiner Bevölkerung beschrieben. Das literarische Porträt, welches sodann Friedrich Althaus von Thackeray entwirft, ist scharf und charakteristisch und wird allen Verdiensten des hervorragenden englischen Humoristen gerecht. Auf eine Schilderung der sibirischen Pest von sachkundiger Hand folgt endlich das Feuilleton, das einen Nekrolog Paxton's und in der Rubrik „Erd- und Völkerkunde" einen Bericht über die Afrikareise Lejean's bringt. Die Aufsätze dieses achten Hefts zeichnen sich durch besondere Gediegenheit aus und bekunden von Neuem das Streben, „Unsere Zeit" den großen Revuen des Auslandes immer ähnlicher zu machen.

— Die Akademie der Künste in Berlin hat jüngst aus der Nachlassenschaft ihres ehemaligen Directors Daniel Chodowiecki (geb. 1726, † 1801) durch dessen Nachkommen ein für die Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts höchst interessantes Actenstück geschenkt erhalten, nämlich eine Sammlung von Feder- und Tuschzeichnungen, welche sämmtlich auf einer von Berlin nach Danzig im Sommer 1773 unternommenen Reise theils unterwegs, theils in der alten Weichselstadt aus der Hand des genannten Künstlers hervorgegangen und mit erläuterndem Texte versehen worden sind. Eine Reise von 66 Meilen galt vor 90 Jahren noch für ein Wagniß, von dem Kind und Kindeskind noch würde erzählen müssen. Und Chodowiecki machte sie sogar gestiefelt und gespornt, hoch zu Roß, mit einem großen Degen bewaffnet. Er wollte seine alte Mutter und zwei Schwestern, die ihm noch in der Heimath lebten, besuchen, und so trat er denn am 3. Juni 1753 die große Reise an. Der Weg ging über Freienwalde, durch Pommern nach Danzig. Die wichtigsten Erlebnisse wurden Tag für Tag in Bild und Schrift zu Papier gebracht und so entstanden diese 100 Blätter mit Text, welche ursprünglich nur für die Familie zur Freude und Erinnerung bestimmt und bisher als Hausschatz gehütet, jetzt jedem, der sich dafür interessirt, in der Bibliothek der Kunstakademie zugänglich geworden sind. Sie bilden eine an abenteuerlichen wie an lieblichen und idyllischen Episoden äußerst reiche Novelle aus dem spießbürgerlich engen und genügsamen Privatleben des vorigen Jahrhunderts. Man sieht den Herrn Director in den verschiedensten Situationen, wie sie damals vorkommen konnten, im Begegniß mit allerlei Leuten individuellster Art. Chodowieckis Stärke war bekanntlich die reine Auffassung und Wiedergabe der simpelsten menschlichen Wirklichkeit. Für Landschaft und Architektur hatte er kein Auge. Aber ein anscheinendes Nichts, ein paar Menschen seiner Zeit, Frauen mit Reifrock und hoher Frisur, Herren mit Haarbeutel und Dreispitz, kleine Mädchen und Knaben mit der komisch-ernsthaften Anstandswürde, welche ihnen die Tracht jener Tage verleiht, Bauern, Soldaten, Kammermädchen, sei es bei einander stehend und sitzend, in Spiel, Gespräch oder Arbeit, in Ruhe, besser noch als in dramatischer Action, dergleichen Vorwurf erhob ihn zu seiner ganzen Höhe, da wurde er einzig, unvergleichlich, von Keinem erreicht oder gar übertroffen an schlichter Treue und Echtheit, an natürlicher Grazie und Liebenswürdigkeit. Darum sind seine zahllosen derartigen Stiche und Radirungen so unschätzbare Documente für die Geschichte des deutschen bürgerlichen Lebens während der ganzen zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ein Leben, dessen Entwickelungen er von Jahr zu Jahr mit scharf beobachtendem Auge gefolgt ist, die wechselnden Formen, welche er es annehmen sah, mit treuem Griffel in den anmuthigsten und charaktervollsten Gebilden verzeichnend.

— Aus Weimar wird geschrieben: In der am 28. August abgehaltenen Generalversammlung der Theilnehmer der deutschen Goethestiftung, wurde zunächst das Gutachten des Ausschusses über die Concurrenzarbeiten zu der Preisaufgabe: „Die Bedrängniß des Menschen durch das Element" zum Vortrage gebracht. Das Comité sprach sich einstimmig für den Carton aus, welcher die Bedrängniß des Menschengeschlechts durch die Titanen als die elementaren Naturkräfte und den Sieg des Zeus und der neuen Götter über Kronos und die Titanen darstellt. Der verschlossen beigegebene Brief enthielt den Namen: Hermann Wislicenus in Weimar, und die Generalversammlung beschloß, diesem Künstler den ausgesetzten Preis von 1000 Thalern zuzuerkennen, für welchen das Kunstwerk Eigenthum der Goethestiftung wird. Hierauf wurde beschlossen, für die nächste Periode wieder eine Preisaufgabe zu einem Relief über dem Eingange des Weimarer Museum unter denselben Bedingungen zu stellen.

— Am 14. September ist in Dresden eine deutsche Dante-Gesellschaft gestiftet worden. Das Protectorat hat der König Johann von Sachsen übernommen, der bekanntlich selber in der Dante-Forschung Ausgezeichnetes geleistet und eine Commedia-Verdeutschung nebst ausführlichem Commentar unter dem Namen „Philalethes" herausgegeben hat. Das Präsidium der Gesellschaft führt der Geh Justizrath Witte in Halle und in zweiter Stelle Hofrath Dr. Gräße in Dresden. Zunächst ist beschlossen worden: ein Dante-Jahrbuch herauszugeben, eine Dante-Bibliothek in Dresden zu gründen und für Handausgaben der kleineren Schriften Dante's zu sorgen.

* Die in Coburg aufgestellte Statue des Prinzen Albert stellt die Gestalt des Prinzen im Costume des Hosenband-Ordens dar, und zeichnet sich durch vollendete Portraitähnlichkeit aus. Das Modell ist von dem Bildhauer William Theed in London hergestellt, gegossen ist diese Statue in der Erzgießerei von Lang und Herold in Nürnberg. Die Statue steht auf einem aus Granit von E. Ackermann in Weißenstadt (Fichtelgebirge) gemeißelten Piedestal.

* Der Maler Theodor Große, welcher augenblicklich mit der Ausführung von Fresken im städtischen Museum zu Leipzig beschäftigt ist, hat einen Ruf an die bisher noch unbesetzte Stelle seines Meisters Bendemann als Professor der Historienmalerei an der Kunstakademie zu Dresden erhalten.

* Das in dem nach der Neuen Friedrichsstraße zu gelegenen Flügel des Lagerhauses zu Berlin eingerichtete „Rauch-Museum" ist nunmehr vollendet. Sämmtliche vom verstorbenen Meister angefertigte Modelle sind auf das sauberste renovirt und in dem etwa 96 Fuß langen, recht hübsch decorirten Saale aufgestellt. Am Eingange sind die schönen Reliefs angebracht.

In Paris ist dieser Tage der Schauspieler und Haupt-Regisseur der Odeon-Theaters, Eugene Pierron, von der Weltbühne geschieden. Er war auch Verfasser mehrerer Stücke, unter welchen namentlich „Buch I. Kapitel III". großen Erfolg errungen hat. Im Momente, wo ihn der Tod abholte, war er mit dem Organisirungsprojekte des im Bau begriffenen „Theâtre des Arts" beschäftigt.

— Am 23. August ist in Wien der akademische Rath, Professor Ferdinand Georg Waldmüller, im 72. Jahre seines Alters, plötzlich an Lungenlähmung verschieden.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 40. Bremen, 1. October 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Eine Wolfsjagd mit Medicin.

Aus dem Jugendidyll.

Von Bogumil Goltz.

La Bruyere sagt: Man muß lachen bevor man glücklich ist, sonst könnte man sterben ohne gelacht zu haben.

Es ist nicht zu sagen, was wir dumme Jungen aus der dummen Zeit, für prächtige Geschichten erlebt und angerichtet haben; und unser liebe Erzieher, der Pfarrer, war mit dabei.

Im Jahre 1810 regierte in unserm Dorf und in der halben Welt ein grimmiger Frost; da brachen die Wölfe Nachts in die übelverwahrten Ställe, und holten selbst bei hellem Tage, große Ferkel in der Nähe der Bauergehöfte fort; was eigentlich nicht natürlicher sein konnte, aber eben wegen seiner zu großen Natürlichkeit den dörflichen Polizeistaat auf die Beine bringen mußte. —

Es wurde demnach vom königlichen Oberförster, den Bauern ein Treibjagen auf Wölfe angesagt, und die ganze Gutsbesitzerschaft dazu geladen. Zuletzt waren wir Unschuld-Naturalisten auch noch dabei. —

Das gab dann eine Sensation, eine Geschäftigkeit, und zuletzt fast eine Rebellion, da Jeder von uns die wilde Jagd mitmachen wollte, was eventualiter gar zu kurios gewesen wär' —

Der gute Pfarrer, der es nie übers Herz bringen konnte, uns Kindern eine unschuldige Lust zu versagen, und gleichwohl bei seiner angebornen Bescheidenheit, höchstens Einen von uns einschmuggeln mochte, kam in eine Verlegenheit, aus der er sich wie gewöhnlich durch unsern Hausfreund, einen verwittweten und pensionirten Assistenzrath befreit sah. Dieser konnte den Spaß nicht mitmachen, brachte aber für uns Gleichberechtigte, im Interesse der Unpartheilichkeit eine Loosung in Vorschlag, die sofort mit Jubel angenommen ward. — Ich Glücklicher zog das rechte Loos, bezeichnet mit einem höchst talentreich vom Pfarrer skizzirten Wolf, welchem eine blutdürstige lange und blutrothe Zunge zum Rachen hinaus hing, die mit Rothstift kolorirt, beängstigend naturgetreu aussah.

Des andern Tages früh sollten die Jagdabenteuer in die Welt gesetzt werden, ich hatte somit noch die Aufgabe, 24 Stunden ein bischen bei gesundem Menschenverstande zu verbleiben; denn mir wollten vor Erwartung der Dinge die da kommen sollten, bereits die Sinne vergehn — Glücklicherweise hatten wir die Mittwoche, und so konnte ich des Nachmittags die Vorgefühle der Wolfsjagd in der freien Natur austasen, denn in der Stube, und zwischen den vier schwachen Hauswänden, war für meine aufgeregten Leidenschaften kein geeigneter Raum. Der Pfarrer und seine Schwester fürchteten von meiner Ueberspannung und allzugroßen Lebhaftigkeit eine Kopfentzündung; dem alten Assistenzrath aber machte meine Aufregung, und mein ersichtlicher Kampf mit ihr, großen Spaß, der dadurch vollkommen wurde, daß ich seine, alles Ernstes gegebenen Recepte, befolgen zu wollen schien. Ich sollte z. B. den Kopf mit kaltem Wasser waschen, damit die Hitze abrauchen möchte, mich demnächst unter den Schornstein stellen, damit der Rauch von meiner feurigen Einbildung auch einen Abzug hätte, und dergleichen mehr. Als es endlich Abend und Schlafenszeit geworden war, wälzte ich mich bis nach Mitternacht im Bette umher und wurde dann aus wirren Träumen und noch im Dunkeln zur Wolfsjagd geweckt.

Meine Schlafkameraden, die armen Jungen, rappelten sich, wiewohl sie zu Hause bleiben mußten, zugleich mit mir aus den Federn heraus; ich selbst kleidete mich mit Gefühlen an, wie wenn mit meiner Person, ausschließlich etwas im Werke war. Ich stellte eine Art von jungem Herkules vor, der heute mit Bewußtsein gegen den Nemäischen Löwen auszog: so ungefähr machte mir die Jagd zu Muthe, und die begleitenden Umstände nährten die Illusion. Es war noch früh am Morgen, die Welt in Finsterniß und Schweigen gehüllt, und im Hause verspürte man eine stille, geheimnißvolle Geschäftigkeit. Die Fensterscheiben fanden sich einen halben Zoll dick befroren, und die Stube schien einer Wolfsgrube nachgemacht zu sein: aber das Alles kühlte meine Fieberhitze nicht ab.

Als ich in die Wohnstube trat, fand ich den Pfarrer mit seinem lieben Freunde ganz gemüthlich frierend am Ofen, der das Einheizen vom gestrigen Abende nur im lauwarmen Andenken behalten hatte. Das dünne Küchenlicht auf dem zum Ofen

gerückten Tische. machte eben nur die Finsterniß sichtbar, aber der alte Herr hatte ein Schälchen Familien-Kaffee ohne Rahm vor sich stehn und schmauchte sein Pfeifchen so emsig und aufgekratzt, daß man ihm ansah, es mache den solidesten Theil des Frühstücks aus.

Ich weiß nicht mehr, wovon die beiden Herrn Schlafkameraden sprachen, nur dessen bin ich gewiß, daß ich nicht begriff: wie kurz vor einer Wolfsjagd so gelassen von etwas Anderem die Rede sein konnte, als eben von einem Wolf. — Das ernste Gespräch der beiden Bettphilosophen wurde jetzt zu meinem Vergnügen dadurch unterbrochen, daß der zu oft an die verstopfte Pfeife gehaltene Lichtstumpf, endlich verlosch. — Während nun ein dienstbeflissener Junge in der Finsterniß mit dem Kopfe an einen Andern anrannte, der ihn zur Thüre leiten wollte, gab es ein Gelächter, mit welchem wieder der Scherz, und das Kapitel von der Jagd aufs Tapet gebracht wurde. — Mein Jungchen, sagte der alte Herr zu mir, wenn sie dir nun eine große Flinte geben, so schieße nicht früher auf den Wolf, bis er zum Vorschein kommt, und auch nicht früher, als du geladen hast; sonst läuft dir der Wolf fort. — Und, wenn du losdrückst, so kneif die Augen fest zu, dann läuft dir das Beest gerade in den Schuß — wenns auch nur ein Bauerhund ist. — Das letzte Recept schien mir nicht so überflüssig als die beiden ersten; denn, so mir nichts, dir nichts, auf ein wildes Waldthier zu schießen, war kein Spaß. Während nun so in der morgendlichen Stille, allerlei gekurzweilt, auch etwas zum Essen und Trinken eingepackt worden war, unter Anderem, eine Flasche selbst präparirter Schnaps für die Treiber zum Traktament, so rötheten sich allmählig die Frostblumen auf den Fensterscheiben, von dem anbrechenden Tageslicht; — das Talglicht aber verlosch auf immer ganz so bescheidentlich schmirgelnd und prasselnd und stänkernd, wie es gebrannt hatte. — Auch diese Umstände wurden noch für unsre Lachlust ausgebeutet, und dann fuhr der bestellte Bauer mit seinem kleinsten Holzschlitten vor. Ich bekam aber in dem Augenblicke einen Stich in's Herz, wie wenn der Wolf selbst schon angekommen wäre. — Vielleicht trug auch unser reisefertig angezogene Pfarrer, die Schuld von meiner Alteration; denn er hatte einen ungeheuren Wolfspelz mit der nach Außen gekehrten Seite angethan, auch eine fabelhafte Wolfsmütze mit einem Iltisschwanz auf den Kopf gesetzt; so daß er bei seiner stattlichen Größe (besonders von hinten), fast wie ein aufgerichteter Bär anzusehen war. —

Mich selbst hatten die Frauenzimmer in ein sogenanntes Essigmäntelchen eingewickelt und aus dem mit einem Tuche der guten Pfarrers-Schwester „bepummelten“ Gesicht sah eben nur die Nasenspitze hervor. — Höchste Aufregung und Exaltation soll unempfindlich machen; — darum empfand ich wenig von dem westpreußischen Frost, — gegen welchen die Nachtigallen noch im Monat Mai Strümpfe anziehn. —

Jetzt waren wir fertig und im Schlitten, der mit einem Pfeifen und Knarren auf dem gefrornen Schnee losfuhr, daß wir kaum hören konnten, was uns die Schwester noch durch das Mädchen nachrufen ließ: „Daß wir Nasen und Ohren, und die alte Flinte in Acht nehmen, und uns in keine Gefahr begeben möchten.“

So überflüssig mochte die Mahnung nicht sein, da meine Wenigkeit sehr phantastisch, und mein Mentor stets in Gedanken anzutreffen war. —

Was nun aber vollends das furchtbar lange Schießgewehr betraf, so mochte es vielleicht seit dem siebenjährigen Kriege nicht im Gebrauch gewesen sein; heute ragte es wie ein Wahrzeichen aus dem niedrigen Strohgefäß des Schlittens hervor, so daß wahrscheinlich alle Füchse und Hasen Reißaus nahmen die uns von Weitem sahn.

Das Rendezvous hatte in einem Unterförsterhäuschen mitten im Walde statt, eine Meile von uns entfernt. Als wir den nächsten Berg hinanfuhren, ging die Wintersonne blutroth über einer unermeßlichen Schneefläche auf, die wie ein himmlischer Zuckerguß blitzte, und nun im Rosenschimmer vor unsern geblendeten Augen erschien. Gewiß wahr, der Winter ist der himmlische Zuckerbäcker, und auf die Mannigfaltigkeit des Gefrorenen, auf den Kandiszucker von Eiszapfen, auf den krystallisirten Ueberzug, selbst auf die Zusammenstellung von Farben, von Weiß und Lichtrosa, von Tannengrün und Weiß, und endlich auf jenen echten Witz und Humor, der alle diese Formen aus dem Nichts hervorruft, und in das Nichts zurückzuwandeln versteht; der das Flüssige festigt, und das Feste wiederum in die flüssigen Elemente der Luft und des Wassers zurücklöst, und alle die Curiositäten so hübsch mit munter herumpickenden Vögeln ausstaffirt, auf alle die tausend Künste der elementarischen Conditorei, versteht sich wohl kein Zuckerbäcker in Fleisch und Bein. Vielleicht war mein lieber Pflegevater in ähnlichen Träumen und Phantasiestücken wie ich sie jetzt nachträglich zum Besten gegeben habe. Zu sprechen war nur im Nothfalle rathsam, wenn bei dem Experiment nicht die Seele aus dem Leibe fahren sollte, und der mörderische Frost hinein; — wir rutschten also schweigend über die Wüste von Schnee. — An einer Stelle lief uns ein Volk Rebhühner über den Weg, die wohl zum Fliegen zu matt waren. — Der Bauer machte uns bemerklich, er sei froh, daß uns diese Hühner begegnet wären und nicht ein altes Weib. — Aber sei es nun, daß Hühner und alte Weiber in zu naher Verwandtschaft und Geschäftsberührung stehn, oder daß man, auch ohne alte Weiber zu-allerlei Mißgeschick kommt, so entwickelte und verwickelte sich Alles ganz anders wie wir's gedacht.

Einstweilen gingen die Sachen so schön, wie man sie einem Weichsel-Winter am Muthen sein kann. Ich fror eben nur so viel zusammen, daß mir die Zunge versagte, aber immer noch die Seele im Leibe warm verblieb. — Der Schlitten ist keinesweges an den Schnee festgefroren, und wenn auch hie und da eine Krähe vom Himmel fiel, so war das immer noch kein todtgefrorenes Pferd. —

So lustig und billig ging es bis zum Ziel, wo es unserm Privatschicksal anders gefiel. — Nun was denn, und wie so? — Ich aber antworte wie die Taschenspieler, d. h. wie die reisenden Magier und andre in den Geheimkünsten der höhern Physik practicirende liebenswürdige Vagabonden, mit schön kleidender Courtoisie: „das hochgeöhrte Publikum wird um eine kleine Geduld gebeten, so werde die Oehre haben, sogleich mit ganz neue Stücke und Ueberraschungen aufzuwarten, welche hier noch nie nicht gesehn worden seyn ((Akklamation von der Gallerie und selbst im Parterre). Auf die Anerkennung des Logen-Publikums leiste auch ich für das Folgende dieser Geschichte Verzicht). —

Also wir kamen richtig und wohlgemuth, wenngleich etwas glasäugig, in dem Försterhause an. Wir wußten auch nicht ganz genau, hatten wir noch Füße von Fleisch und Bein, oder waren es vielleicht Stelzfüße, die uns der winterliche Humor, an Stelle des lebendigen Pedals eingesetzt hatte; denn empfinden konnten wir das so eigentlich nicht. — War doch sogar das Sohlenleder unserer Stiefel trotz seiner Gerbe gefroren, daß es bullerte wie Pantoffeln von Holz. Wie konnten da unsere lebendigen Beine von Fleisch, schmeidig und gefühlvoll geblieben sein! — Sie schienen vorläufig nur ihrem Rumpf obligat. Wir stampften gleichwohl mit ihnen drauf los, und waren froh, daß

unsere Nasen nicht zum Abbrechen gefroren waren, sondern noch so viel Schmeidigkeit zeigten, um mit Schnee gerieben zu werden, was sich für verschiedene andere Ohren nicht practikabel erwies, da ein Wolfsjäger vor unsern Augen ein abgebrochenes Ohrläppchen in den Händen behielt; ohne Zweifel zum Andenken an den preußischen Himmelsstrich und an die winterliche Luft. — Während nun Alles in dem kleinen Häuschen umhertrampelte, die Arme in die Seiten schlug, sich die Nasen und Ohren betastete und eventualiter mit Schnee blutrünstig rieb, sagte der alte Oberförster, ein riesengroßer starkknochiger Waldmensch, der mit seinem grünen Rock und schneeweißen Kopf, nicht viel anders aussah, wie ein beschneiter Fichtenbaum, den man sich zu einem Menschen verhezt denkt: „Na Menschenkinder was ist denn das für eine alte Weiberwirthschaft hier? — Haben wir denn alle keine Medicin? Holt doch die „Pulswärmer“ zum Vorschein, und gebt den armen Kerls den Treibern draußen auch einen Hieb, sonst friert uns das Menschenfleisch zu Dr. . . .“

Das war mal eine Volksrede, die sich gewaschen hatte, und das wollte was heißen, wenns nicht heiß Wasser oder Branntewein war bei dem Frost. Aber der grüne Riese hatte kein schläfriges Blut, wie sonst die Riesen haben; sondern war bei aller Kolossalität in Lebens- und Redensarten ein Menschenkind wie Feuer und Fett.

Seine Rede kam von den Nieren und ging zu den Nieren. Die Angeredeten besannen sich richtig auf ihre Feldflaschen, an die sie vor lauter Frost nicht gedacht haben mochten, und boten ihrem grünen Waldgeneral den feurigen Inhalt, und zwar im Sturm auf seine übermenschliche Gestalt. — „Bleibt mir doch mit eurem Brändel vom Leibe, erscholl es zurück, und thaut mir die Leute erst auf.“ — Mit diesen Worten ging der Bruder Waldredner so tief gebückt, wie ein vormaliger potsdammer Garde-Grenadier zusammt der hohen Mütze zur Thüre hinaus. Unser Enaks-Sohn hatte eine kurze Tabackspfeife von Birkenmaserholz im Munde, er stellte sich jezt vor die Treiber hin, die den Schnaps erhielten, und machte die Disposition. —

Unter allerlei Volk stand da auch ein großer Bauerjunge, dem fabelhaften Oberförster zunächst, und die Verwunderung über so ein nie erblicktes Menschenexemplar hielt ihm das große Maul aufgesperrt. Unser Naturellförster sah sich den Naturforscher ebenfalls einen Augenblick an, und sagte dann, indem er ihm plözlich einen Schlag mit der Tellergroßen Hand auf die Schulter gab: „Junge machs Maul zu, sonst wird dir das Herz kalt.“ Das gab ein Gelächter, und nun war Alles im besten Humor, d. h. man destillirte den Humor von Schnaps. Erfunden war er, ein fait accompli war er, gut that er, gut schmeckt er; — zeitgemäß war er auch, denn die Majorität war für ihn; — also holte mein lieber Pflegevater ganz unbefangen und diensteifrig auch seine Flasche mit Aquavit hervor, und restaurirte mit dem Inhalt eine ihm zunächst stehende Gruppe, wie's jeder der Honoratioren eben that. —

Der Erste an den das gefüllte Glas kam, war ein Grobschmied, ein eisenfester verschlackter Kerl, der die Flasche zusammt dem Inhalt ohne Schaden verdaut hätte, und was schnitt er gleichwohl für ein Gesicht, als ihm der volle Schluck hinabgeglitten war! — Aber, er biß die Zähne zusammen, reichte das Glas dem Nächsten, und sagte nichts.

Der Zweite, auch keiner von Stroh oder Werg, der aus Appetit, alle Gebehrdungen des Ersten mit stieren Augen, und mit Wasser im Munde nachtelegraphirt hatte, that es seinem Vorgänger gleich, reichte still weiter, und sagte wiederum nichts, nicht mal schönen Dank; der Dritte, der Vierte, schienen inwendig eben so abschüssig, aber nicht so feuerfest gebaut wie die beiden Ersten, denn sie schnitten schauderhafte Grimassen, fast wie Delinquenten, oder wie gepreßte Weltweise, denen der Giftbecher, oder wie verzweifelte Patienten, denen eine heroische Medicin (etwa nach dem Recept für Alexander den Großen) gereicht wurde. Und Alle spieen fürchterlich aus, doch sagten sie nichts. — Da kams endlich an den Fünften, und der sagte auch nichts, sank aber gleich mit einem Ausruf in die Knie; denn er war kein Sokrates und kein Grobschmied und kein Apotheker, auch kein Alexander der Große und kein krankes Pferd, sondern ein gebildeter feinfühlender Schneider; er hielt es also nicht aus —! Was hielt er nicht aus? — Nun den Schnaps, die Medicin wollt' ich sagen; denn der Pfarrer hatte sich vergriffen, und statt des präparirten Brannteweins, in seiner permanenten Zerstreutheit eine Pferdepurganz mitgenommen, die von unserm guten Hausfreunde, einem Dilettanten der Thierarzeneikunde für unsern Nachbar-Bauern componirt und dann harmloserweise zu den Branntweinflaschen gestellt worden war, aus denen die Holzfuhrleute traktirt wurden.

Das gab mal eine Wirthschaft und ein Gelächter, als der Schneider über den heillosen Trank lamentirte und immerfort schrie: das ist mein Tod, das ist mein Tod! während ihm der Oberförster nur „offnen Leib“ prophezeihte. Es kam auch alsbald wie es der Oberförster angesagt hatte. — Die unglücklichen Märtyrer der Winkel-Veterinärkunde mußten sich hinter die Coulissen, d. h. hinter die Waldbäume retiriren, und kämen nicht wieder hervor. Und was wurde aus Uns, den unschuldigen und bedonnerten Unheilstiftern, den Komikern wider Willen? — ich sage mit Willen „Uns“, denn ich fühlte mich so verlegen, beschämt, verwirrt, und beängstigt, und ganz vernichtet, wie mein armer Erzieher und Principal. — Was wurde aus uns kuriosen Debütanten im grünen Wald? — Wir nahmen troz alles gutmüthigen und lustigen Zuredens, besonders von Seiten des noch immer sich den Leib haltenden Waldhumoristen, — die Gelegenheit wahr, und suchten unser Heil in der Flucht. —

Es war ein Unglückstag: wir konnten also noch auf einen lebendigen Mann im Wolfspelze, schießen; wir konnten aus dem richtigen Rhythmus gefallen, wie wir mal waren, undenkbares Unheil anrichten. Wir hatten die Lachlust gefüttert, und wir schämten uns also, mit oder ohne Schuld, gleichviel, die Augen aus dem Kopf. Wir verzogen uns also wie man zu sagen pflegt, — wir drückten uns, und fuhren des Weges, den wir gekommen zurück.

Als wir nun so traurig und trübselig, und vor der Zeit wieder in die Stube traten, so rief uns die Schwester ganz erschrocken zu: „Herr Gott, ihr habt doch kein Unglück gehabt! Lieber Bruder warum bist du denn schon wieder zurück?“ — Uns fehlt nichts liebe Schwester, antwortete der Pfarrer noch immer beschämt, mit der Manier eines Menschen, der gar nicht das Gesicht finden kann, mit dem er zum Vorschein kommen soll und mit einer Niedergeschlagenheit, die sich wie ich heute überzeugt bin, sogar in seinem Rockkragen, kund gegeben haben muß. Na, wenn nichts vorgefallen ist, warum kommt ihr denn so kleinlaut und so knall und fall wieder zurück. Es ist ja kaum drei Stunden her, daß ihr abgefahren seid. — Habt ihr denn gleich mir nichts, dir nichts alle Wölfe erschossen? Es muß euch doch was zugestoßen sein!

Nein, plazte ich jezt heraus, da der Pfarrer noch immer nicht hinzuhören schien —: Wir haben ja gar keinen Wolf gesehen; Wir haben ja keinen Schnaps mitgenommen, sondern die Pferde-Medicin, und haben damit die Treiber traktirt, und die haben fast den Tod davon gehabt, und der Schneider hat immer geschrien, das wird mein Tod sein, und die Leute haben

so gelacht, und der große Herr Oberförster hat von Lachen Leibschneiden gekriegt, und immer geschrien, daß ihm der Bauch mehr weh thäte, als wenn er die ganze Flasche Medicinlikör ausgetrunken hätte. Er muß es aber gewußt haben, denn er hat gleich zu Anfang, wie wir nur ankamen gerufen: Habt ihr denn keine Medicin!

Der Pfarrer sagte noch immer kein Wort, und schien darin eine Erleichterung zu finden, daß ich das Kurze und Lange des Unglücks zum Besten gegeben hatte.

Der Schwester erstarb einen Augenblick das Wort auf der Zunge, dann schlug sie die Hände zusammen, und sagte ganz ernsthaft und benommen: J Gott bewahre mich in allen Gnaden, das ist wohl nicht möglich, und lief dann zur Kammer, wo nach ihrer Meinung die Pferde-Medicin alleweile noch zu haben war -- Aber jetzt brach auch der alte Assistenzrath, mit dem Ausruf: „Ich kriege den Tod über die Geschichte", in ein so krampfhaftes Gelächter aus, daß uns die mit der unschuldigen Schnapsflasche zurückkehrende Schwester bereits in Todesängsten vorfand, da der alte Herr vom Stickhusten ganz fortgeblieben war. Nachdem er sich aber wieder erholt und den Angstschweiß abgetrocknet hatte, wenn er auch keines Wortes mächtig, und ganz schachmatt in seinem alten Lehnstuhle saß, so rief die ganz verwirrte Schwester, — die selten auf den Humor solcher Unglücksgeschichten einzugehn verstand, — und demnach den ganzen Anfall auf Schreck und Alteration deutete: Aber mein Gott, ist denn der Schneider wirklich davon gestorben, war es denn wirkliches Gift? —

„Nein meine liebe Freundin", antwortete ihr der dem Leben zurückgegebene Lacher: „Sterben wird von den Likörgästen Keiner, aber bedanken werden sie sich auch nicht, und an die Wolfsjagd werden sie so gut denken wie wir. Denn ein Pferd ist doch eine andere Creatur als ein Mensch; und eine Schneider-Constitution ist doch nur die Hälfte von einem Menschen. — Die Geschichte ist unbezahlbar, unbezahlbar sag ich! Eine Wolfsjagd kann man alle Tage anstellen, aber wo kriegt man euch Medicin-Apotheker, und einen Patienten wie diesen Schneider her!" Und damit waren denn die Akten über diese Wolfsjagd in der Hauptsache substanziirt, aber noch lange nicht geschlossen. Die Schwester konnte aber wie gesagt, dem Abenteuer keinen Geschmack abgewinnen, denn sie sah allein den Skandal, und war nicht ganz ohne den Stolz und die Haltung, die alle Frauenzimmer unwillkürlich annehmen, die mit der Geistlichkeit verheirathet, oder sonst mit ihr liirt sind. — Wir armen Jungen aber, waren im ersten Augenblick über den Ernst und die Niedergeschlagenheit unsres lieben Lehrers, der sich gar nicht wie sonst in die Hände rieb so betroffen, daß wir erst wieder lustig wurden und mitlachten, als wir den Urheber des Unglücks ein wenig getröstet und leichter gelaunt sah'n. —

Als mich andern Tages noch der alte Herr liebkosend und belobend über meinen Bericht, in ein Separatverhör nahm, und ich ihm den Schluß der Geschichte, in der Schlußsentenz des ihm sehr befreundeten Oberförsters dahin mittheilte, daß derselbe gesagt hätte: „Ja das ist so, wenn die Gelehrten und Apotheker auf die Jagd gehn, denen passirt immer was Apartes." — Da lachte mein Examinator von Frischem los, daß ich schon nach Hülfe rufen wollte, als der Lachpatient mich mit thränenden Augen bei der Hand festhielt und wiederholte:

„Ja es ist wahr, euch ist wirklich was Apartes passirt — und Apotheker seid ihr auch. Der alte Oberförster trifft mit seinen Redensarten den Nagel immer auf den Kopf. — Mein Kind, du verstehst von der ganzen Geschichte kein Wort, — aber wenn du einmal so alt bist als ich, dann wirst du darüber lachen, was euch beiden gestern passirt ist. Ihr dürft von jetzt ab auf keiner Jagd fehlen und du mein Jungchen hast deine Sachen ganz besonders gut gemacht." —

Ich kann heut' doch nicht über die Geschichte lachen, denn ich bange mich nach dem prächtigen Pfarrer und nach seinem Herzensfreunde dem alten Rath. —

---

* Gedichte.

Von Moritz Blanckarts.

Wechselwirkung der Künste.

Der Maler hat ein herzig Lied
Aus Sängermund vernommen,
Und als er lauscht' ist ihm der Plan
Zu neuem Bild gekommen.

Er hält ihn fest, er führt ihn aus,
Bald ward das Werk vollendet
Und — eins der besten die er schuf —
Fort in die Welt gesendet.

Der Dichter hat das Bild erblickt,
Und als er es gesehen
Weckt es ein Lied in seiner Brust,
Kaum weiß er wie's geschehen.

Der Künste Wechselwirkung zeigt
Belebend stets sich wieder:
Gesänge regen Bilder an,
Und Bilder wecken Lieder.

Die Kunst.

Nicht um die Schätze einer Welt,
Um keines Kaisers Gunst
Hingäb' ich, was das Herz mir schwellt,
Hingäb' ich meine Kunst.

Ihr habe ich mich ganz geweiht,
Sie ist mir Trost und Stab,
Sie gebe freundlich mir Geleit
Durch's Leben bis zum Grab.

Und gilt auch, was ich schaffe nichts
Vor ihrem Ideal,
Trifft mich ein Strahl doch ihres Lichts,
Ein lebenswarmer Strahl.

Der mich begeistert, mich erhebt,
Mir Muth zum Streben giebt,
Und mich in rein're Sphären hebt,
Wie jeden, der sie liebt.

Drum — wandelt Freude sich in Pein,
Ward Hoffnung eitel Dunst:
Mir bleibt, um glücklich noch zu sein,
Mein höchstes Gut: die Kunst!

---

* Zwei Gesammtausgaben.

Zwei der hervorragendsten und geschätztesten deutschen Dichter veranstalten gleichzeitig Gesammtausgaben ihrer Werke. Friedrich Bodenstedt's gesammelte Schriften erscheinen in zwölf Bänden im Verlage von Decker. Ueber Bodenstedt dem Leser des Sonntagsblattes etwas Neues zu sagen ist weder möglich noch erforderlich. Sie kennen ihn, zum Theil aus den Beiträgen, die wir seiner Feder verdanken. Sie kennen den anmuthigen, frischen, von Fülle der Anschauung durchwehten Schilderer fremder Länder und Sitten; sie kennen den lebensfreudigen, kräftigen, den Schwächlichkeiten der Zeit fern gebliebenen Dichter; sie kennen den kunstgeübten formvollendeten Uebersetzer, der uns Puschkin, Lermontoff und den größten aller lebenden Dichter, Iwan Turgenjew nahe

gerückt. Da wir gleichwohl nicht mit diesen kurzen Worten der Anzeige über die vorliegende Gesammtausgabe hinweggehen möchten, so theilen wir mit, was in der Vorrede zu derselben Bodenstedt über sich selbst sagt:

„Bilder von unglücklichen Poeten, die durch Selbstüberschätzung ein klägliches Ende genommen, trübe Jugendeindrücke und Schicksale ließen schon früh in mir den Entschluß reifen, mit Sammlungen eigener Gedichte — deren Anfänge in mein achtes Lebensjahr zurückreichen — nicht eher an die Oeffentlichkeit zu treten, bis ich mir durch andere Arbeiten einen geachteten Namen errungen haben würde. Das Glück kam meinen Bestrebungen entgegen. Gleich mein erstes größeres Werk „die Völker des Kaukasus“ hatte sich, trotz der höchst ungünstigen Zeit, in welcher es erschien (es fiel mitten in die Märzstürme des Jahres 1848 hinein) eines so durchgreifenden und nachhaltigen Erfolges zu erfreuen, wie selten einem ähnlichen Buche in Deutschland zu Theil wurde. In den nächstfolgenden Jahren erschienen die mehr einer poetischen Auffassung der Menschen und Dinge sich zuneigenden beiden Bände der ersten Ausgabe von „Tausend und Ein Tag im Orient“, deren Erfolg denjenigen der „Völker des Kaukasus“ noch übertraf. Beide Werke erlebten wiederholte Auflagen, wurden in fremde Sprachen übersetzt und fanden in der alten wie in der neuen Welt gleich günstige Aufnahme.

Nun erst trat ich mit Sammlungen eigener Gedichte hervor, welche zum größten Theile schon viele Jahre in meiner Mappe geruht hatten, und mit mehreren Bänden poetischer Uebersetzungen, welche ebenfalls theilweise einer früheren Zeit angehörten. Diese Arbeiten wurden Anfangs mehr gelobt als gekauft; erst nach und nach gelang es ihnen, sich in der deutschen Literatur einzubürgern; allein es scheint mir kein übles Zeichen zu sein, daß ihre Anerkennung und Verbreitung mit den Jahren wächst, statt abzunehmen. Sie würden von vornherein eine wärmere Aufnahme gefunden haben, wenn ich meine literarische Laufbahn damit begonnen hätte und wenn sie in eine günstigere Zeit gefallen wären; denn das Urtheil der Welt über die zeitgenössischen Autoren, denen es gelingt in weiteren Kreisen bekannt zu werden, gründet sich zumeist auf ihr erstes Auftreten in der Literatur, wie denn schon ein alter Spruch sagt, daß die ersten Eindrücke die bleibendsten sind.

Dazu kommt, daß ich nie einer literarischen Coterie oder Clique angehörte, sondern immer meine eigenen Wege ging, und sang wie mir's um's Herz war, ohne je irgendeiner von der Zeit begünstigten Partei oder Richtung zu schmeicheln. So geschah es denn, daß sich meist einseitige Urtheile über mich bildeten, je nachdem man meine eigenen Gedichte, oder meine Uebersetzungen, oder meine ethnographischen und historischen Studien, oder meine orientalischen Reisebilder in den Vordergrund stellte.

Die erste bedeutende Stimme die sich in Deutschland nachdrucksvoll über meine Gesammtthätigkeit vernehmen ließ, war die Gustav Freytag's, der mit liebevollem Eingehen in meine von ihm richtig herausgefühlten Intentionen, den Kern und inneren Zusammenhang meiner äußerlich so verschiedenartigen Schriften treffend charakterisirte, und ihre Erfolge wesentlich auf die poetische Quelle, der sie alle entsprungen sind, zurückführte. Ich will sein vielleicht zu günstiges Urtheil, welches vor etwa zwölf Jahren in den „Grenzboten“ erschien, hier nicht wiederholen, sondern selbst ein paar Worte über Grund und Zweck meiner Schriften sagen, um den rothen Faden aufzuzeigen, der sich durch alle hindurchzieht.

Um die Zeit, da meine Altersgenossen unter den deutschen Poeten ihre ersten Lorbeern in der Heimat ernteten, trieb mich mein Schicksal in fremden Ländern umher und ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um aus den neuen, oft mächtigen Eindrücken die sich mir aufdrängten, bleibenden Gewinn zu ziehen und sie beherrschen zu lernen, statt von ihnen verwirrt und überwältigt zu werden. Das Studium der Sprachen und Geschichte der Völker unter welchen ich lebte, war nur die nothwendige Vorbereitung zum tieferen Eindringen in ihren Geist und ihre Sitten. Meine Neigungen trieben mich, die Sprachen zunächst und zumeist aus ihren poetischen Denkmälern zu studiren, gleichviel ob diese in Kunstdichtungen oder Volksliedern bestanden. Durch ihre Geschichte lernt man die Thaten und Schicksale der Völker kennen; durch ihre Lieder sieht man ihnen in's Herz. So erweiterte sich auf das Natürlichste mein Gesichtskreis; ich gewann eine Menge fruchtbarer Anschauungen und Erfahrungen, und durch meine Art die Menschen und Dinge zu sehen und zu beurtheilen, glaubte ich neue Seiten an ihnen zu entdecken, oder das schon Bekannte in hellerem Lichte zu sehen. Diese Art war aber keine andere als mit dem Auge des Poeten zu schauen, welches sich früh gewöhnt überall das Wesentliche, Bedeutende, Charakteristische herauszufinden und dem Nebensächlichen nicht mehr Aufmerksamkeit zu schenken als ihm gebührt. Ich lebte und reiste nie wie ein Tourist, der alle Leute zu seinen Zwecken ausfragt, mit athemloser Hast Jagd auf alle Sehenswürdigkeiten macht, und jeden Abend die Summe seiner Eindrücke zieht, um sie am folgenden Morgen gleich frisch in sein Buch einzutragen. Dazu fehlt mir der schnelle Blick gleichwie Gewandtheit und Neigung. Ich bin ein schwerfälliger Mensch, der sich ganz in die Dinge und Menschen einleben muß, um sie mit künstlerischem Behagen schildern zu können. Jahre lang habe ich gar kein regelmäßiges Tagebuch geführt und überhaupt nie daran gedacht, alle meine Beobachtungen und Erfahrungen für die Oeffentlichkeit niederzuschreiben. So hab' ich z. B. nicht den mindesten Drang gefühlt, der Welt von meinem Aufenthalt in der Türkei, Italien, Frankreich und England zu erzählen, weil ich fand, daß wir an trefflichen Reisewerken von Männern, welche diese Länder besser kennen als ich, keinen Mangel haben.

Selbst von meinen orientalischen Tagebüchern ruhen die meisten noch unbenutzt in meinem Pulte, da mir nicht daran lag, von Station zu Station über meine Eindrücke, Erlebnisse und Abenteuer zu berichten, sondern im Zusammenhange lebenswahre Bilder aus der Erinnerung zu malen, und zwar zunächst von solchen Ländern und Völkern, von welchen man bei uns in weiteren Kreisen noch keine lebendige Vorstellung hatte.

Unter den deutschen Reisenden in Rußland war es besonders dem trefflichen Kohl gelungen, sich die weiteste und wohlverdiente Anerkennung zu erringen. In den Ländern zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere waren Dubois de Montpereux, Koch und Moriz Wagner meine nächsten und bekanntesten Vorgänger. Kohl und Dubois hatten sich die Aufgabe gestellt alles irgendwie Merkwürdige und Wissenswerthe der von ihnen besuchten Gegenden und Städte in ihren Schilderungen zu umfassen; Koch und Wagner verfolgten vorwiegend naturwissenschaftliche Zwecke, und ich hatte es hauptsächlich mit dem Geistesleben der Völker zu thun.

Ueberall bestrebt, mich so kurz wie möglich zu fassen, drängte ich meine Betrachtungen über Rußland auf wenige Blätter zusammen, um dann meine Leser sogleich durch die Donische Steppe nach dem Kaukasus zu führen, wo ich mein Wanderzelt am längsten aufschlug. Beim Anblick dieses majestätischen Gebirges, das ich, weit besser als aus Reisewerken, schon aus den glühenden, farbenfrischen Schilderungen der russischen Poeten kennen gelernt hatte, konnt' ich mit Lermontoff ausrufen:

Du greiser Kaukasus, ich grüße Dich!
In Deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Schon oft, gar oft durchzogen meine Träume
Mit Dir des Ostens sonnenhelle Räume.

Tiflis, die gartenreiche, bergumragte Hauptstadt von Georgien, wo ich mich ein paar Jahre hindurch unter Mirza-Schaffy's Leitung dem Studium der orientalischen Sprachen widmete, wurde zum Mittel- und Ausgangspunkte meiner Wanderungen und späteren Schilderungen. Hier, wo ich an der Wiege unseres Stammes saß und täglich einen lebendigen Auszug aller Völkerschaften zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere vor mir hatte, entwarf ich den Plan zu meinem ersten größeren Werke, welches bestimmt war, in großen Zügen ein anschauliches Bild der Länder und Bewohner des kaukasischen Isthmus zu geben. Mit dem Eintritt der in Tiflis unerträglichen heißen Jahreszeit begannen meine Ausflüge in die Berge, wo der Beobachtung überall neue Gebiete sich erschlossen. Daß es dabei auch an poetischer Ausbeute, aus eigener und fremder Quelle, nicht fehlte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ich sammelte Sagen und Volkslieder, übersetzte und benutzte was ich verstand und ließ mir erklären was mir dunkel war.

Schon im Jahre 1845 erschien von mir eine chronologisch geordnete Sammlung kleinrussischer Volkslieder, unter dem Titel „die poetische Ukraine". Nachbildungen persischer, kurdischer, tatarischer, armenischer, georgischer und tscherkessischer Lieder wurden später meinem poetischen Reisewerke „Tausend und Ein Tag im Orient" eingeflochten, welches auch zuerst den größten Theil derjenigen Gedichte brachte, zu welchen mein Unterricht bei dem schriftgelehrten Mirza-Schaffy Veranlassung und Anregung gegeben hatte. Was sich sonst in meiner Reisemappe an poetischen Ergüssen fand, wurde, mit einer Auswahl anderer Gedichte, nach meiner Rückkehr in die Heimat in einer besonderen Sammlung herausgegeben. Die erhabenen Eindrücke, welche die Steppe, das Meer und die Berge in wechselnder Beleuchtung mir boten, hatten sich in meinen Geist wie Keime gesenkt, aus welchen mit innerer Nothwendigkeit poetische Blüthen und Früchte erwuchsen. Kein Sterblicher kann die Menschen und Dinge um sich her schildern wie sie sind, sondern nur wie sie sich im Spiegel seines Geistes zeigen; der Künstler giebt in seinen Bildern nicht die Sache selbst, sondern das Resultat der Sache, und das nach meiner geringen Begabung zu thun, ist immer mein ehrliches Bestreben gewesen. Ich habe kein Land durchwandert, ohne seinen geistigen Inhalt, soweit derselbe mir zugänglich war, in mir aufzunehmen; ich habe keinen fremden Dichter übersetzt oder nachgebildet, ohne an mich selbst die höchsten künstlerischen Forderungen dabei zu stellen, und alles Fremde was ich biete, ist so in seine deutsche Haut hineingewachsen als ob es darin geboren wäre. Meine eigenen Erzählungen und Dichtungen bilden einen Ring, dem die fremden Perlen und Edelsteine als charakteristischer Schmuck eingefügt sind. Dieser Ring umspannt ein gutes Stück Menschenleben, und wer die nächstfolgenden Bände aufmerksam durchliest, wird vertraut werden mit lebensfrischen, von der Natur hochbegünstigten Völkern und Ländern, für welche die Geschichte bis dahin kaum Platz gefunden hat, welche aber bestimmt scheinen Ausgangspunkte einer neuen Geschichte zu werden. Der Kaukasus ist die Basis der künftigen Weltherrschaft, die freilich nicht über Nacht kommen und auch nicht über Nacht verschwinden wird, sondern sich langsam und sicher vorbereitet, ohne daß die bethörten Völker, im Gefühl ihrer überlegenen Bildung, eine Ahnung haben von der ihnen fern drohenden Gefahr. Die Unterwerfung Schamyl's im Osten und die Auswanderung der Tscherkessen im Westen des Kaukasus sind Ereignisse, von welchen die Tagespresse kaum flüchtig Notiz genommen hat, welche aber kommenden Geschlechtern als die weitaus bedeutendsten Ereignisse dieses Jahrhunderts erscheinen werden."

Gleichfalls in zwölf Bänden erscheinen **Edmund Hoefers** erzählende Schriften im Verlage von Krabbe. Hoefer steht den Kämpfen der Zeit ziemlich fern; weder die politischen noch die culturhistorischen Strömungen der Zeit haben auf ihn sichtbaren Einfluß geübt. Die meisten seiner Erzählungen hätten im wesentlichen eben so fünfzig Jahre früher oder später geschrieben werden können. Eine poetische Tendenz im besten Sinne des Wortes, ein idealer Gehalt geht ihm ab. Aber Hoefer ist ein Virtuose in der Kunst zu erzählen. „Jede Geschichte muß einen richtigen Anfang, Mitte und Ende haben", läßt er seinen alten Tambour sagen, durch dessen Mund er sich zuerst beim Publikum einführte; und dieser Regel gemäß handelt er. Der Ton der Erzählung, die er einer dritten für die Handlung indifferenten Person in den Mund zu legen liebt, ist dem Inhalte der Regel nach musterhaft angepaßt. Die ersten Schilderungen von Ort, Zeit, Costum bereiten uns in angemessener Weise auf das, was wir erleben sollen, vor; die Verwickelung ergreift uns mit einer Macht, wie sie wenigen Dichtwerken beschieden ist; die meist tragische Katastrophe geht aus den Voraussetzungen mit Nothwendigkeit hervor. Zuweilen wie in „Anneken von Seedorf" oder „Erhard Waldow", begnügt er sich mit einer einzelnen Charakteristik; ein andermal wie in „Madonna Luna" oder „An der Grenze" führt er uns einen reichen Figurenkreis vor. Seltsam ist, daß der Verfasser sich zuweilen einem Gespensterglauben hingiebt, wie man ihn bei Köhlern findet, der seine Werke ab und zu ungenießbar macht. So in: „In einer stillen Straße." Ein Handwerker, der zu einer Arbeit gerufen wird, kommt zu dem Verdacht, daß er behülflich ist, die Spuren eines verübten Verbrechens zu verhüllen. Im Traum entdecken sich ihm alle nähern Umstände des Verbrechens und seine Angaben werden das Mittel zur Ueberführung des Thäters. Dabei aber stellt sich heraus, daß er das, was er wach erlebt zu haben glaubt, auch nur geträumt hat. In „Schlag Zwölf" treiben Gespenster untergeordneten Ranges ihren Spuk, und am Schlusse speist uns der Verfasser mit der lächelnden Bemerkung ab, die Geschichte sei unaufgeklärt. Für solche Ausschreitungen entschädigt uns dann eine Characterzeichnung, wie wir sie in „der wilden Heide" finden. Wie schön ist der Eingang dieser Geschichte:

„Es passirt zuweilen, daß Jahre über uns kommen, in denen wir weder selbst was erleben, noch Andere etwas erleben sehen, wo wir weder etwas zu beobachten haben, noch etwas Neues erfahren. Es giebt hin und wider ein Ereigniß, das etwas zu werden verspricht, das einen heitern oder trüben, interessanten Verlauf nehmen zu wollen scheint — und schließlich ist es nur eine Seifenblase. Ein Mensch wird uns angekündigt, dessen Geist gerühmt wird; wir kommen mit Mühe in seine Nähe — und er hat gerade seine schwache Stunde und gewährt uns nichts. Ein anderer erscheint, dessen Leben ein bedeutendes, bewegtes war, der sich auf all den bunten Pfaden eine reiche Erfahrung erwarb, unendliche Kenntnisse sammelte, die interessantesten Anschauungen gewann, und zu dem allem die Gabe hat, auf das Lehrreichste und Anmuthigste davon zu erzählen. Wir erwarten Gott weiß was von ihm und erhalten vielleicht eine breite Unterhaltung über dies oder das Theater oder über die beste Methode, einen Hummersalat zuzubereiten. Kurz in solcher Zeit ist Langeweile und Eintönigkeit am Ruder und macht Köpfe und Herzen stumpf. Es ist, als müsse das Leben auch einmal eine Art Winterschlaf halten.

Dagegen passirt es denn aber auch hin und wider, daß plötzlich etwas bisher gänzlich Unbeachtetes zum Besondern aus-

schlägt, daß ein Mensch, der uns als der gleichgültigste und unbedeutendste erschien, mit einemmal unser höchstes Interesse in Anspruch nimmt und sich für unsere Gleichgültigkeit rächt, indem er uns im vollsten und reichsten Maße belehrt, unterhält, unser Herz bewegt und unsern Kopf nachdenken läßt. Mir ist ein solcher Fall unvergeßlich und ich will ihn hier den Lesern mittheilen.«

Alles in Allem rechnen wir Hoefers Erzählungen zu den besten unserer Unterhaltungsliteratur und erachten sie wohl für würdig, in viele Familienbibliotheken aufgenommen zu werden.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Hemsen. Die Czarentochter. — Hersche. Zwei Charakterbilder aus dem klassischen Alterthum. — Sophocles. Deutsch von O. Marbach.

* Künstlerverein. Am 28. September hielt Dr. Laun aus Oldenburg einen Vortrag über die älteste Romanzenpoesie der Spanier. Die einleitenden Worte wiesen auf das Interesse hin, das Deutschland nicht allein seiner eignen, sondern auch der fremden Poesie des Mittelalters widmet, in der die spanische Romanze eine hervorragende Stelle einnimmt. Die Eigenthümlichkeit der Romanze die die Entwickelung der spanischen Poesie schrittweise begleitet und die eigentliche Grundlage derselben ist, der Boden, der Nationalcharakter, die Sprache, aus denen sich ihr Wesen erklärt und deren treuster Reflex sie ist, machten den Hauptbestandtheil des Vortrags aus. — In der zweiten Hälfte desselben suchte Herr Dr. Laun, das Angedeutete durch eigne Uebersetzungs-Proben und Analysen zu erläutern, mußte sich aber auf die ältesten episch-lyrischen novellenartigen Romanzen, die große culturhistorische Ausbeute gewähren, und die man den Gegensatz zu den als spanische Ilias bezeichneten historisch-sagenhaften Romanzencyclen die spanische Odyssee genannt hat, der hierzugemessenen Zeit wegen beschränken. Mit einen Hinblick auf den unermeßlichen Reichthum, den das bunte Blumenfeld der spanischen Romanze auch im Lyrischen, Didactischen und Satyrischen entfaltet, und auf die unverwüstliche Frische und Popularität derselben, schloß der Vortragende und versprach, bei späteren Gelegenheit den interessanten Gegenstand auch nach dieser Seite hin näher zu beleuchten.

* Am 17. September hielt Herr Vicar Ernst Bulle seine letzte Predigt hierselbst vor der Domgemeinde. Dieselbe ist unter dem Titel: »Ein Bekenntniß zum Abschied« im Druck erschienen. Mit großer Klarheit und Entschiedenheit faßt dieselbe die Grundsätze zusammen, welche den religiösen Standpunkt des Vortragenden während seiner hiesigen Wirksamkeit bestimmt haben: die Auffassung der Religion als einer das ganze Leben durchdringenden und verklärenden Kraft. Wir hoffen mit Zuversicht, daß der Abschied nur der bisherigen Stellung des Herrn Bulle, nicht seinem Wirken in Bremen überhaupt gegolten hat.

— Zu der massenhaften Shakespeare-Literatur, einer Bibliothek für sich (zu welcher Deutschland sein redlich Contingent gestellt hat), ist ein neuer Beitrag gekommen, von einem Amerikaner: „**Memoirs of the Life of William Shakespeare etc. By Richard Grant White (Boston and London, Lowe).**“ Nach dem Urtheil des Athenäum, ist die mangelhafte Kenntniß der Lebensumstände Shakespeare's durch diese Schrift um nichts gefördert. Das genannte Literaturblatt hebt dabei hervor: wie es doch so eigenthümlich sei, daß von dem großen Dichter, vielleicht dem größten aller Zeiten, weder ein eigenhändiges Manuscript von einem seiner Werke, noch auch ein Brief erhalten sei, während von so manchem seiner schriftstellerischen Zeitgenossen, von Spenser, Ben Jonson, Francis Bacon und Raleigh, die Manuscripte und sehr viele Briefe übrig sind. Die Muthmaßung daß die Autographa seiner Dramen bei dem Brande des Globe-Theaters zerstört worden seien, reiche nicht aus, denn nicht alle seine Stücke wurden im Globe gespielt, sondern mehrere im Blackfriars-Theater und einige bei Hof. Und wo sei das Manuscript der Sonette, von Lucretia und Venus und Adonis? Wie die Sachen liegen, wär' es nicht zu verwundern wenn einmal ein Strauß oder Renan den Beweis versuchte daß der ganze Shakespeare nur eine mythische Person gewesen. — Auch über Shakespeare's Sonette, diese **crux grammaticorum**, ist ein neues Werkchen unter der Presse von Hrn. Gerald Massey, mit dem vielversprechenden Titel: „**Shakespeare's Sonnets never before interpreted; with a Retouched Portrait of the Man Shakespeare.**“

— Außer Palgrave's Reisen in Arabien (über welche so eben Prof. Spiegel im »Ausland« eingänglich berichtet), wird als ein vorzügliches Reisewerk der neuesten Zeit besonders in der Times gerühmt: „**Letters from Egypt. By Lady Duff Gordon (London, Macmillan).**“ Die Verfasserin, eine Tochter der als Schriftstellerin und Uebersetzerin deutscher Werke bekannten Mrs. Austen (welche auch die Vorrede zu dem Reisewerk geschrieben hat), ist eine männlich resolute Dame, und in allen Sätteln gerecht: Ethnologie, Linguistik, Archäologie, Politik u. s. w., und dabei einer Darstellung orientalischer Scenerie und Landschaft mächtig welche die englischen Leser an Kinglake's »Eothen« erinnert. Aegyptens Civilisationsaussichten werden von dieser Reisenden nicht so rosenfarben geschildert wie es jetzt Mode ist.

— Schon wieder tritt ein neuer Zeuge für die Bedeutung des weimarer Theaters zur Zeit von Goethe's unbeschränktem Einfluß hervor, einem Einfluß, der leider außer den schon früher oft lähmenden Rücksichten auf den Hof und die geringen Mittel mehrere Jahre mit der Intrigue zu kämpfen hatte, bis endlich der langjährige Vertraute von Karl August, Weimars berühmtester Mann, der Frauengewalt weichen mußte. Herr W. G. Gotthardi, ein geborner Weimaraner, liefert uns eben »weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Ueberliefertes und Selbsterlebtes.« Er berichtet uns von seinem ersten Besuch des Theaters; man gab damals »Rochus Pumpernickel.« Seine Mutter hatte ihn auf der Brüstung einer hinter ihrem Sitz sich befindenden Loge niedergesetzt, damit der Kleine besser sehen könne, ihm aber eingeschärft, sich recht an sie anzuschmiegen oder sich auf die Bank herunterzulassen, wenn ein großer stattlicher Mann in die Loge trete. Es war Goethe's Loge, die an diesem Abend leer blieb. Aber ein anderer Theaterabend sollte ihn mit Goethe bekannt machen, wie er selbst dieß also berichtet: »In unserm Haus wurde von den großen Dichtergeistern Weimars, namentlich von Goethe, so viel gesprochen, daß ich recht wohl herausfühlte, wie der Mann sammt seinen andern weimarischen Collegen denn doch etwas mehr und größeres zu bedeuten haben müsse, als viele andere Menschen innerhalb und außerhalb Weimars, mich mit eingeschlossen. Ein glückliches Ungefähr wollte es, daß ich die persönliche Bekanntschaft dieses Goethe zu machen gewürdigt wurde. Ja, nicht bloß unzähligemal hab' ich ihn gesehen außer und in dem Theater — er machte mich zu seinem »kleinen Freund,« wie er mich zuweilen scherzend nannte. Sie vermittelte sich, diese »Freundschaft,« als ich eines schönen Abends in eben demselben Theater — von derselben einfach bretternen Brüstung der Loge des alten Herrn wohlgemuth und spannungsvoll auf die Bretter davor lugte, welche die Welt bedeuten. Es wurde, um diplomatisch zu erzählen, die Salierische Oper »Tarare« gegeben. Da, als der zweite Act begonnen hatte, die Jagemann (Aspasia) in ihrem großen verzweiflungsvollen Recitativ begriffen war und mir Thränen jammervollen Mitleids über ihr schreckliches Loos abzwang — da plötzlich knarrt die Logenthüre in den Angeln und öffnet sich. Nichts fataleres hätte mir in diesen wichtigen Augenblicken begegnen können. Fort auf einmal alle meine Illusionen, meine Ruhe hin, mein Herz schwer; ich konnte der Aermsten da oben nicht helfen, erbarmungslos mußte ich sie ihrem tragischen Schicksal überlassen; denn ich bekam es nun mit meinem eigenen, vielleicht noch viel tragischern, vollauf zu thun. Goethe trat in die Loge. In so nahen Gesichtskreis war »der Geheimerath« mir noch nie gekommen. Seine Erscheinung hatte stets etwas ehrfurchtsgebietendes für den Knaben gehabt; jetzt überkam mich auch das Gefühl einer andern Furcht vor dem mächtigen Mann, dem ich ein Stück Eigenthum unbefugter Weise besetzt hielt. Goethe erblicken und zum Sprung mich anschicken war eins. Da umfaßt meinen Arm eine starke Hand — die seine; Entsetzen erfaßt mich. »Bleib getrost, mein Sohn! wir beide haben Raum genug. Wer wird den andern ohne Noth verdrängen?« tönt, noch heute höre ich sie, alsbald eine volle, ruhige Stimme mir ins Ohr — die seine. Ach, wie weich und mild und schön erklang sie! Ich glaubte zu träumen. Wohin nun Furcht und Entsetzen? Und als ich mich jäh umwandte, ruhte sein großes, dunkles, wundervolles Auge liebreich und warm auf dem bepurpurten Antlitz des bewegten Knaben. Den Blick werd' ich nie vergessen, nie jene Worte; keine habe ich fester behalten wie sie. Wie stolz und »vornehm« hatte ich mir den alten Herrn gedacht, auch da, wo er zuweilen, die Arme auf dem Rücken, dem Stelzenlauf oder dem Ballspiel von uns Knaben auf dem Theaterplatz für Augenblicke wohlgefällig zuschaute, und nun — welch liebliche Enttäuschung! Ja, selbst seine majestätische, heroengleiche Gestalt im schwarzen Frack erschien mir kleiner, »menschlicher.« Mein Respect vor dem »Alten« war im Sinken; dafür aber begann ich ihn zu lieben. Er reichte mir sein Textbuch zum Mitnachlesen, und bald entspann sich eine Unterhaltung, in deren Verlauf er, der große Mensch, dem kleinen seine winzig kleine Lebensgeschichte antheilvoll entlockte. Er war ein Kind mit dem Kinde — war er es doch mit den Kindern! Wer war glücklicher als der Knabe? Und noch oft nahm er den Platz ein, noch oft in unmittelbarer Nähe des Eigners, der ihn, neben steter freundlicher Ansprache mit Erkundigung nach den Fortschritten in den Schulwissenschaften, auch materiell mit manchem Stücklein Kuchen, hin und wieder auch mit einem Glas Wein aus seinem Flaschenkorb, er-

quickte. Denn Goethe liebte es zuweilen einen kleinen Vorrath kalter Speise und Weins in seiner Loge bereit zu halten, mehr für andere, deren — Einheimische und Fremde von Bedeutung — er nicht selten auch dort empfing.“ Auffallend bleibt es nur daß diese Verbindung mit Goethe für Gotthardi ohne weitere Folgen blieb; denn daß der Jüngling und der Mann Goethe näher getreten sei, davon zeigt sich das Gegentheil. Gotthardi berichtet wie er in seinem Enthusiasmus für die Bühne sich den Eintritt in das Theater zum Besuch der Proben erschlichen habe, indem er ganz unbemerkt sich in einen Winkel niedergelassen. Sein Bericht über zwei Proben ist sehr anziehend. Goethe traf bei den Proben, die Nachmittags um 4 oder 5 Uhr begannen, pünktlich ein. Der Regisseur trat mit der Frage an ihn: „Befehlen Ew. Excellenz daß begonnen werde?“ worauf dieser antwortete: „Wenn es beliebt!“. Die erste Probe der Gotthardi beiwohnte, war die von Ifflands „Herbsttag.“ Goethe schenkte keinem und keiner etwas, bald hatte er zu erinnern, daß die und die Stelle zu schnell, bald daß sie zu langsam recitirt werde; bald rückte der eine dem andern zu nahe auf den Leib, bald hielt er sich von ihm zu fern; bald erfolgte der Abgang dieses Schauspielers zu hastig, bald nicht rasch genug, und sie mußten sich ohne Complimente dazu verstehen alles was er zu tadeln fand nach seinem Willen zu machen. Wir übergehen den Bericht über die einzelnen Ausstellungen Goethe's. Ein andermal wohnte Gotthardi der Probe der Goethe'schen Bearbeitung von „Romeo und Julie“ bei, die nach längerer Pause wieder vorgeführt werden sollte. Es war im ganzen nur wenig was Goethe an den Leistungen der Künstler auszusetzen fand. Der Amme empfahl er die Hände weniger unruhig zu gebrauchen und eine weniger lächelnde Miene anzunehmen. Graff als Bruders Lorenzo mitunter zu hohe Armbewegung wußte er durch seine Erinnerung auf das richtige Maß zurückzuführen. Eine ganz besondere Sorgfalt wendete er der Ballscene im ersten Act zu, die erst nach längerer Vorbereitung und Durchübung die gewünschte Gestaltung annahm. Auch auf das einzelne und einzelste richtete er seinen scharfen Blick. So durften nicht zu viele der Gäste in dieser Scene auf einmal aus demselben Eingang eintreten, und nicht zu rasch auf einander folgen; er duldete nicht daß die Masken sich zu weit nach vorn bewegten und zu gedrängt neben einander standen und gingen. Keiner der handelnden Personen erlaubte er zu nahe an das Proscenium heranzutreten. Die Fechtscene zwischen Mercutio und Tybalt (Deny) ließ Goethe noch einmal in verlängertem Zeitmaß vor sich gehen. G. gedenkt hierbei einer auf bester Ueberlieferung beruhenden Anekdote. Der Schauspieler Haide hatte als Oranien in der Unterredung mit Egmont immer leiser gesprochen. Goethe hatte dies eine Zeit lang gewähren lassen, bis er endlich mit aller Ruhe ihm zurief: „Ich möchte das was ich vor dreißig Jahren geschrieben habe, denn doch auch hören.“ Viel härter ließ er einmal einen Hofmusiker an, dessen wiederholtes ungeschicktes Einfallen ihn zur Verzweiflung brachte. Im Abschnitt über die Decorationen finden sich unbekannte Mittheilungen. Ueber den Theaterbrand vom Jahre 1825 und den Neubau erfährt man durch Gotthardi nichts neues. Auch er bestätigt es daß man die nach dem vom Großherzog genehmigten Plane Goethe's und Coudray's schon sich erhebenden Grundmauern plötzlich entfernte, und das Gebäude nach einem beschränkten Maßstab zu bauen sich entschloß. Der Großherzog, der seinen herzlichsten Freund Goethe schon durch den Hund des Aubri so tief verletzt hatte, scheute sich nicht ihm auch diesen Tort in seinem und Goethe's Jubeljahr anzuthun. Der alte Dichter wußte sich auch dießmal zu fassen, mochte sich aber an das von seinem Vater ihm vorgehaltene Sprüchwort gemahnt fühlen, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen sei. Von der Bewegung in welche Weimar durch den Hund des Aubri versetzt wurde, erhalten wir von Gotthardi ein belebtes Bild. Mag auch seine Darstellung der hohen Bildung des Weimarer Theaterpublikums etwas gar zu günstig sein, jedenfalls konnte die Bühne des besten Eindrucks auf die mittlern und zum Theil die höhern Kreise Weimars und Jena's nicht verfehlen, wenn auch die Rohheit und Ausschweifung der damaligen Jenaer Musensöhne, wovon wir in den Lebenserinnerungen von A. L. Marx so wenig erbauliches neulich vernommen haben, dadurch nicht abgeschliffen und der damals wuchernde Widerwille gegen Goethe nicht gebannt werden konnte, den der Unverstand sogar für fähig hält die schönsten Stellen von Schillers Stücken aus Neid wegzulassen, da sie nicht erkannten weßhalb Schiller selbst sie im Bühnenexemplar gestrichen hatte.

— Der Maler Raue in München, ein Schüler M. v. Schwind's und geborener Anhaltiner, hat im Auftrage seines Landesfürsten einen Gegenstand aus dem Sagenkreise seiner Heimat in der Weise Meister Schwind's ansprechend behandelt. Der Sage zufolge fütterte eine Fürstin von Anhalt eine Zeit lang täglich eine Kröte, die sich schließlich als die Ahnfrau des Stammes der Askanier entzauberte, welche wegen ihrer Verfolgung des Christenthums in jene häßliche Thiergestalt gebannt worden war. Nachdem nun die wohlthätige Fürstin auf das Geheiß der Ahnfrau noch eine That der Barmherzigkeit vollführt hatte, steckte letztere ihrer Erlöserin aus der Verzauberung einen Ring an die Hand, von dessen Besitz die Blüthe des askanischen Geschlechtes abhängig sein sollte, und der noch heute im Schloß zu Dessau aufbewahrt wird. Den Moment, in welchem die Fürstin den Ring erhält, wählte Raue zu seinem Bilde.

— Die Londoner National-Gallerie hat in letzter Zeit u. A. folgende bedeutende Acquisitionen gemacht: Die Rafael'sche „Madonna aus dem Hause Aldobrandini“, früher im Besitze des Lord Gravagh, ein Portrait Philipp's IV., in vorgerücktem Alter, von Velasquez, eine Landschaft von Ruysdael, bez. 1673, und ein schönes, aus der früheren Zeit des Meisters stammendes Portrait von Moroni. Der Rafael wurde mit 9000 Pfd. Sterl. bezahlt!

— Die Enthüllungsfeier des Uhland-Denkmals in Stuttgart fand am 20. September, Nachmittags 4 Uhr, im Garten des Liederkranzes in feierlicher Weise Statt. Der weite Gartenraum war von einer festlich gestimmten Menge besetzt, welche andächtig dem „süßen Grauen, geheimen Wehen“ sich hingab, das aus der herrlichen Kreuzer'schen Composition von „Schäfers Sonntagslied“ drang, womit die Gesangvorträge des Liederkranzchores eröffnet wurden. Nachdem die letzten Töne verklungen waren, fiel wie mit einem Zauberschlage die Hülle vom Standbilde, und das in Erz gegossene Haupt des Dichters blickte mit der gewaltigen Stirn ernst und mild auf die Versammelten, die unwillkürlich ihre Häupter entblößten. Nun hielt J. G. Fischer die Festrede. Dieser Rede mit ihrem tiefen Eindruck auf die Versammlung folgte noch ein von Ober-Justizrath Maier in Tübingen, dem ältesten Freunde Uhland's, gesprochenes Gedicht und eine Reihe von Gesangvorträgen, lauter Compositionen Uhland'scher Lieder, meist von Kreuzer, dem besten musikalischen Interpreten Uhland'scher Poesie. Die Reihe der Gesänge schloß Arndt's Vaterlandslied.

— Hans Hopfen, der Dichter des im vorigen Jahre erschienenen Romans „Peregretta“ und einer der Lyriker des „Münchener Dichterbuches“, ist zum Secretär der Schillerstiftung gewählt worden.

— Ein so eben aus Heinrichau in Schlesien empfangener Brief, schreibt die Weimarer Zeitung, meldet den Tod des Forst-Rendanten a. D. Wieland, einzig überlebenden Sohnes des Dichters Wieland, im hohen Alter von 84 Jahren.

Schinkel-Denkmal zu Neu-Ruppin.

Schon lange war es die Absicht, Schinkel, dem Manne, der seinen und Ruppin's Namen so weit hin getragen, als die Kunst menschliche Herzen gewonnen, ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu setzen. Das lebhafte Interesse, das sich auch in weiteren Kreisen immer schon dafür kund gegeben und noch jüngst den Berliner Architecten-Verein zu einer Anfrage deshalb hierher veranlaßt hat, hat den Magistrat der Stadt Neu-Ruppin bestimmt, die Sache jetzt in die Hand zu nehmen und zunächst zur Einleitung der nöthigen Schritte ein städtisches Comité für das Schinkel-Denkmal in der Person der Unterzeichneten zu wählen.

Es wird beabsichtigt vor dem Gymnasium, der ersten Bildungsstätte Schinkel's, gegenüber der Statue Friedrich Wilhelms II., zu der Schinkel ja auch selbst den Entwurf gefertigt, des Meisters Denkmal aufzustellen. Zur endgültigen Entscheidung über die Ausführung wird das Comité sich noch durch Sachverständige verstärken, namentlich sofort den Berliner Architecten-Verein ersuchen, eines seiner Mitglieder in das Comité zu deputiren.

Zunächst kommt es darauf an, die Theilnahme für die Sache zur allseitigen Bethätigung zu wecken. Deshalb ergeht an alle Freunde des großen Meisters der Aufruf, sowohl selbst dazu beizusteuern, als auch Sammlungen dazu anzuregen, damit das Denkmal würdig ausgeführt werden könne. Die Unterzeichneten sind zur Entgegennahme von Beiträgen bereit, über die sie zunächst im hiesigen Anzeiger Rechnung legen werden.

Vor Allem wenden sie sich aber vertrauensvoll an alle größeren Zeitungen mit der ergebensten Bitte, diesen Aufruf in ihre Spalten aufnehmen und sich auch der Mühwaltung unterziehen zu wollen, Beiträge anzunehmen *).

Neu-Ruppin, den 17. September 1865.

Das Ruppiner Schinkel-Comité.

W. Ebell, Fabrikbesitzer und Stadtverordneter. — A. Gentz, Kaufmann und Stadtrath. — von Schulz, Bürgermeister.

Dr. W. Schwartz, Gymnasial-Director.

*) Der Redacteur d. Bl. ist dazu bereit.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℳ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 41. Bremen, 8. October 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Ueber die ältesten spanischen Romanzen.

Aus einem Vortrag im Künstlerverein.

Von Adolf Laun.

Es giebt einen Wendepunkt in unserer Literaturgeschichte, das ist die Zeit nach den deutschen Befreiungskriegen, wo sich das Interesse den mittelalterlichen Studien zuwendete und der Sinn für volksthümliche Dichtung und das Volkslied sich erschloß.

Es ist nicht nöthig, hier diese Thatsache zu erörtern und sie aus der Zeit und Zeitstimmung, wie auch aus dem Zusammenwirken der forschenden Gelehrten und der reproducirenden Dichter, der Grimm und von der Hagen, der Uhland und Simrock zu erklären.

Nur das sei hier bemerkt: Der innere Zusammenhang, in dem die deutschmittelalterliche Dichtung mit der der anderen, besonders der romanischen Völker steht, das Gemeinsame, das allen Volksliedern zu Grunde liegt, und das schon Herder hervorgehoben hatte, führte von selbst zur Beachtung und näheren Erforschung der außer-deutschen, mittelalterlicheu und volksthümlichen Poesie. — In diesen Bestrebungen sind uns nun die anderen Völker, die Engländer, vor allem aber die Franzosen und Spanier entgegengekommen, auch sie haben das Verwandte, ja Identische in Stoff und poetischer Behandlung erkannt und den Zug herausgefühlt, der die Kunstpoesie nach antikem Muster von der mittelalterlich-romantischen und volksthümlichen Dichtung unterscheidet. Er tritt auch in einer der eigenthümlichsten Gattungen dieser Poesie, in der spanischen Romanze hervor, in der, wie spanisch sie uns auch vorkommen möge, doch wiederum so viel unserer tiefsten Natur Entsprechendes liegt, daß das bekannte Wort: **Espagnoles y Germanos somos hermanos** sich dabei zu bestätigen scheint. —

Das Thema der spanischen Romanzen ist ein so umfassendes, wie die Romanze in ihren tausendfältigen Exemplaren und hundertfachen Zeit- und Arteintheilungen selber, so daß ich von einer ergründenden, streng wissenschaftlichen Behandlung desselben hier absehen muß; ich vermöchte Ihnen auch nur das vorzuführen, was unsere Forscher, ein Boel, Diez, Depping, Wolf, Huber, Grimm, Lemke, Clarus und viele andere, von dem Reichthum und der Schwierigkeit des Gegenstandes angelockt, über denselben untersucht haben, ohne bis jetzt zum endgültigen Resultat zu kommen, und müßte mich dabei in Details verlieren, wie sie für eine wissenschaftliche Abhandlung, aber nicht für einen Vortrag sich ziemen. Ich begnüge mich daher mit einer allgemeinen Charakteristik der spanischen Romanzenpoesie und suche Sie dann etwas näher mit einer besondern Gattung derselben bekannt zu machen, nämlich mit der, die vorzugsweise eine culturhistorische Ausbeute giebt. — Die eigentlich historischen und sagenhaften, einem größeren Cyclus angehörenden Romanzen würden wiederum mit Nothwendigkeit zu gelehrten, hier kaum zu absolvirenden Untersuchungen führen. Statt ihrer wähle ich daher die vereinzelten novellenartigen Ritter- und Volksromanzen aus der ältesten Zeit, weil sie, keinem größeren Ganzen angehörend, in sich verständlich und selbstständig sind und zugleich den Keim enthalten, aus dem sich die episch-lyrische Poesie Spaniens mit so unermeßlicher Fülle entwickelte; sie dienen, ein Punkt, den ich Sie bitte, besonders ins Auge zu fassen, als Reflexe des altspanischen Geistes, und ich bin im Stande, Ihnen Proben mitzutheilen, in denen ich Ton und Farbe derselben möglichst treu wiederzugeben suchte. Ich nahm sie aus der Primavera y flor de romances von Wolf und Hofmann. Der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn dieser beiden Männer gelang es, die ältesten Texte herzustellen und dieselben von den Zusätzen und Umänderungen der späteren Kunstdichter zu säubern. Wir haben hier somit die erste Quelle lange Zeit nur traditionell erhaltener Volksdichtungen, von denen heute noch manche im Munde der Andalusier leben.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf den Boden und in das Volk, wo diese eigenthümlichen Blumen mit ihrem exotischen Duft emporblühten, sie und der eigenthümliche Gang der Geschichte erklären den besonderen Charakter derselben. Ich folge darin einer Skizze des Spaniers Cuenda: „Das Antlitz Europa's, (so nennen die Spanier ihr Land) ist ernst und traurig, von düsterem, aber stets erhabenem Anblick. Nimmt man die Küstenstriche und die Pyrenäen aus, so verleugnet Spanien nirgends diesen finsteren Charakter. Die reichen Thäler und Gartengelände Italiens, den deutschen Wald sucht man hier vergebens.

Wolkenhohe Gebirgswände, vom Geier und Adler überschwebt, oder unendliche, baumlose, sonnverbrannte Flächen voll Einsamkeit und Grabesstille, wie für büßende Anachoreten geschaffen, sandige Steppen, wo die Trappe haust, starre Felsen, nackt und kahl, wie in Norwegen, durchziehen fast ganz Spanien. Die Wohnstätten der Menschen liegen meilenweit auseinander. Feldeinsamkeit herrscht zwischen ihnen; jene Weiler und kleinen Städte, aus denen Wohlstand und Sauberkeit uns in Deutschland und England anlachen, kennt man hier nicht. Hoch am Felsenabgrund dagegen hängt ein Dorf, der Bergpfad von dort zum Gipfel empor gleicht einer ungeheuren Schlange, deren Kopf eine alte Veste mit Zinnen und Ringmauern bildet. Und doch ist Spanien schön, doch wirkt es Staunen und Bewunderung. Es ist etwas unendlich Erhabenes um diese Strenge, diese Nacktheit der Natur. Sie lehrt uns den Charakter des Volkes erst begreifen, diesen glühenden Stolz, diese Kälte, Kühnheit, diese tiefe Ruhe bei gewaltiger Leidenschaft.

Wenn man Spanien gesehen hat, versteht man die Geringschätzung, mit welcher dieses Volk auf alles Gewöhnliche und Gemeine herabsieht, die unaussprechliche Verachtung, die es gegen weibisches Wesen und Feigheit hegt, seine Ruhe und seinen Schicksalstrotz".

Zu dieser Skizze des Bodens von einem Spanier füge ich die des Volkes von einem deutschen Reisenden Meißner hinzu.

In diesem Lande geboren, unter seinen Orangen aufgewachsen und von seinem feuerreichen und tief und ernst durchglühenden Weine begeistert, konnte das Volk nicht anders, als einen ernsten, würdigen und festen, ächt nationalen und tief poetischen Charakter haben. Edler, männlicher Stolz, ernste Würde im Reden und Thun, aber von südlicher Gluth durchflammt, nicht gezwungen, bei dem Reichthum des Landes, mit zu harten niederdrückenden Sorgen des Lebens sich zu befassen und darum empfänglicher für die geistigen Güter der Menschheit, Glaube und Kunst, — südlicher romantischer Geist, aber dabei höchst national und ebenso individuell, selbstständig und originell, wie die Halbinsel selbst, das sind die vornehmsten Züge im Charakter des Spaniers. Er ist der wahre Dichter unter den Nationen mit der kindlichen Einfalt und dem originalen, excentrischen Stolz einer poetischen Natur. Er ist tapfer im Kriege, aber, wenn er gereizt wird, auch grausam, wie der erbitterte Löwe, und sein Zorn, von africanischem, dauerndem Feuer im Wein und in der Athmosphäre durchglüht, schrecklich. Er war allein fähig, das Ritterthum, die Chevalrie, so ernsthaft zu nehmen und so vollkommen auszubilden, wie es bei ihm geschehen ist, so wie es uns nicht wundern darf, daß er, der Freie, vom Stolz der Ehre allein Geleitete, seinen Nacken so unbedingt und sclavisch unter den Fuß der Damen, der Kirche und seines Königs beugte, daß er selbst die Fessel der Inquisition wie einen zierlichen Halsschmuck mit Heiterkeit tragen konnte. Sein ganzes Leben wird zur Poesie, und darüber gar oft der prosaische Theil versäumt, so daß in dem gesegneten Lande Tausende in Dürftigkeit schmachten, der Staat bei seinen unermeßlichen Hülfsquellen höchst arm, und das Land kaum zur Hälfte so bevölkert ist, als es sein sollte. Er nimmt nie die Sitten fremder Völker an und wird nie sehr nach Gemeinschaft mit ihnen geizen. Wehe dem Fremden, der ihn unterjochen und antasten will. Er flieht in seine Berge und kämpft von da ein Jahrtausend, bis er seinen Feind ermüdet hat und so bezwingt.

Werfen wir einen raschen Blick in die frühere Entwickelungsgeschichte dieses Landes, so genügt eine bloße Hinweisung auf die Hauptmomente derselben, um auch aus ihr den Charakter der spanischen Poesie und speciell der Romanze zu erklären. Die halbinselartige Abgeschlossenheit im Süden Europa's, das nach Africa hingewendete Angesicht, die häufigen Invasionen, die Spuren zurückließen, ohne den Grundcharakter des keltiberischen Stammes zu alteriren, die sechshundertjährige römische Occupation, die sich bis zum Baskenlande erstreckte, und die eine radicale Einwirkung auf Staat, Cultur und Sprache hatte, die Herrschaft der Westgothen, welche sich erst nach endlosen Kämpfen, während der Völkerwanderung daselbst festsetzte, die Einführung des Christenthums, der Einfall der Mauren, der beinah achthundertjährige Kampf gegen dieselben, die das schöne Land fast ganz beherrschten und bei so langer Berührung mit demselben ihm viel von ihrer Eigenthümlichkeit mitgetheilt haben; das Erwachen des ritterlichen und religiösen Geistes, der nirgends so ernsthaft auftrat, wie in Spanien und wegen der Dauer dieses Kampfes hier am längsten gedauert hat!

Auch die Eigenthümlichkeit der Sprache hat auf die Gestaltung der Poesie überhaupt und auf die Romanzenpoesie speciell eingewirkt. Wer, sagt Ludwig Clarus, für Spracheigenthümlichkeit und Nüancirung feineren Sinn hat, wird in dem castilischen Idiom die Majestät und rauhe Schönheit der Sierras, welche seine Wiege umstanden, den Heldenmuth und Thatendurst der Männer, welche es zuerst sprachen, den hohen, einsamen, durch arabischen Anflug phantasiereichen Charakter und die siegende Kraft, welche die christlichen Königreiche allmälig hervorrief und vereinigte, wieder erkennen. Er wird inne werden, wie hier römisches und germanisches Wesen in einen edlen, einander durchdringenden Bund traten, wie sich arabischer Orientalismus jenen Elementen bescheidentlich zugesellte und die von ihnen erhaltene Erlaubniß folgsamer Forterxistenz zu verschönernder Eintracht gedeihen ließ. — Auch ist die Sprache voll hoher kirchlicher Würde. Karl der Fünfte, sagte ja bekanntlich, man spräche am Besten Französisch mit seiner Geliebten, Deutsch mit seinem Pferde und Spanisch mit dem lieben Gott.

Das Feld der spanischen Romanzen und Volkslieder, die zu Tausenden in den Romanzenbüchern, Romanceros und Cancioneros, niedergelegt sind, ist ein unendlich reiches und so eigenthümliches, wie keine andere Literatur dergleichen bietet. — Sie sind der vollkommenste Ausdruck des Volkscharakters und sind es in umfassenderer Weise, als die volksthümlichen Dichtungen anderer Völker, denn an ihnen haben sich von jeher alle Stände vom niedrigsten bis zum höchsten schaffend und genießend betheiligt. Der Gegensatz zwischen einer vornehmen und vulgairen Sprache, zwischen einem höheren und niederen Dialect, wie er in anderen Literaturen und bei anderen Völkern besteht, fällt im Spanischen weg. Die Maulthiertreiber und Ariereros recitiren die alten Lieder und Romanzen in eben so reinem kastilianischen Accent, als die Sennoras und Sennoritas, und der gemeine Spanier, wenn auch in Lumpen gehend, hat in Anstand und Haltung, wie im Ausdruck seiner Leidenschaften eine gewisse Würde und Vornehmheit, eine grandezza, die ihn den höhern Ständen näher bringt, als das anderswo der Fall ist. Anderseits haben die Vornehmen in höherem Grade, als in anderen europäischen Ländern sich das Eigenartige des Nationalcharakters bewahrt und sind weniger der Nivellirung europäischer Bildung anheimgefallen. — Eine Folge davon ist, daß die Romanze allen verständlich und mundgerecht war und ist und durch alle Schichten der Bevölkerung drang und noch dringt. Sie zieht sich wie ein rother Faden durch alle Entwickelungsphasen der unendlich reichen spanischen Poesie. Wo dieselbe zeitweilig fremden Einflüssen hingegeben war, wie in der Hofdichtung nach provenzalischem Muster im 15., der italienischen Weise unter Boscan und Herrera im 16., der französischen Dichtung im 18. Jahrhundert, bedeutet die da-

neben fortgesetzte und zu höherer Kunstform sich entwickelnde Romanzendichtung und das plötzliche Wiederemporblühn derselben entweder die Aufrechthaltung oder das Wiedererwachen des nationalen Geistes, wie sich dies nach Abwerfung des französischen Geschmackes in unserem Jahrhundert besonders kund gab. Aehnlich ist es ja mit unserem Volksliede, das wie ein ewig frischer Brunnen neben unsrer gelehrten Stubenpoesie im 16. und 17. Jahrhundert hinsprudelte, und an das Goethe's naturwahre Lyrik wieder anknüpfen konnte. Nur ist der Unterschied, daß die Romanze nie ganz aus der höheren Poesie verschwunden ist und von den genialsten Dichtern seit Lope und Quevedo bis zu Lara und Breton los Herreros immer neben den andern Poesiegattungen cultivirt wurde.

Die Romanze ist somit die eigenartigste Schöpfung der spanischen Poesie, und sie muß für jeden, der das spanische Volk und seine Literatur ergründen will, das Alpha und Omega seiner Studien sein. Das Volk und seine Geschichte spiegelt sich in ihr in tausendfachem Reflex. Es giebt kein geschichtliches Ereigniß, keine heroische Großthat, die sie nicht reflectirte und zwar in viel größerer Mannigfaltigkeit und Continuität, als dies die vereinzelten historischen Volkslieder anderer Völker thun, und dies ist ein Ersatz für den Mangel großer einheitlicher Volksepen, wie andere Völker sie besitzen. **Ces poémes sont les originaux décousus de leur histoire** sagt Corneille. Doch nicht allein in die Geschichte, auch in's Privatleben führen sie uns auf die mannigfachste Weise ein und geben uns eine unendliche Menge von scharfgezeichneten Situationsbildern, die von höchstem culturhistorischem Werthe sind, denn sie malen uns in knappen, kurzen Zügen das innere und äußere Leben aller Stände vom hochadeligen Ritter bis zum Gänsejungen und Zigeuner und zwar durch den Verlauf aller Jahrhunderte hindurch. Wo sie, was oft geschieht, einen mehr lyrischen Charakter annehmen, sind sie der unmittelbarste Stimmungsausdruck von hoher Leidenschaft bis zum keckſten, oft sehr muthwilligen Scherz. Kriegs- und Liebesabenteuer, wie sie vor Allem die Maurenkämpfe mit sich brachten, Familienzwiste, Entführungen, wunderbare Fügungen und Wiedererkennungen, Thaten der Rache, Eifersucht und Großmuth, Kämpfe, Turniere, Duelle und Schlachten, Feste, Spiele, Stierkämpfe und Ringelstechen in ausführlicher Beschreibung, das und vieles andere sind die Stoffe der Romanze. Sie brauchte, wie sie auch that, nur die Wirklichkeit abzuzeichnen, um poetisch zu sein, denn die Wirklichkeit war, und ist auch noch zum Theil in Spanien mehr Poesie, als anderswo.

Für das Verständniß der spanischen Literatur und der Poesie besonders sind sie von größter Wichtigkeit, denn alle anderen Gattungen knüpfen an sie an, und das Drama, Spaniens größter Stolz, hat von jeher seine Hauptnahrung aus ihnen gezogen und auch für seinen Dialog ihre Form zum Grunde gelegt. Die Helden desselben sind auch meistens die der Romanze, wie zum Beispiel Guillem de Castros Mocedades del Cid, die Jugendthaten des Cid, die Corneille zum Ausgangspunkt und Muster nahm, ganz und gar auf den Cidromanzen beruht. Im assonirenden achtsilbigen Vers, der alten Grundform der Romanze, sind fast alle Dramen geschrieben, wo sie nicht nach reicheren Reimverschlingungen streben. Diese höchst einfache und bequeme Form der Romanze erklärt die unermeßliche Ausdehnung derselben; daher über sie ein Wort. Sie schmiegt sich bei dem Assonanzenreichthum der vokalreichen sonoren Sprache innig an den Genius derselben an, sie ist fast so leicht zu handhaben, wie die Prosa, daher konnte sich jeder, selbst Frauen und Kinder, mit dem Romanzendichten abgeben. Lope de Vega sagt in einer seiner Komödien: **Estos romances nacen al sembrar los trigos** (diese Romanzen entstehen beim Säen des Getreides), und dabei ist sie zugleich im Stande, bei dem majestätisch-würdevollen Charakter der Sprache, auch das Erhabene und Pathetische zu malen, und derselbe Lope de Vega sagt: Ich halte sie für fähig, nicht allein jeden Gedanken mit leichter Anmuth auszudrücken, sondern auch in einem Gedichte jede große Handlung durchzuführen. Das gleichmäßige Innehalten dieser selben Form, die noch heute so zu sagen die Normalform der spanischen Poesie ist, hat zugleich mit dem wenig wandelbaren, sich in jener inselartigen Abgeschiedenheit treu bleibenden Charakter des Volkes viel dazu beigetragen, daß die spanische Poesie trotz aller Wandlung und Entwicklung vor fast allen anderen ihrem ursprünglichen Charakter am meisten treu geblieben ist.

Gehen wir nun mit Beiseitelassung der größeren Romanzencyclen, die sagenhafte oder historische Stoffe aus den Maurenkriegen, aus den Fürstengeschichten, aus dem Sagenkreis Karls des Großen, aus dem biblischen und heidnischen Alterthum behandeln, die von den Großthaten des Cid, Bernardos del Carpio, von dem tragischen Tod der Kinder Laras, den Thaten des Begründers von Castiliens Größe Fernau Gonzalez, vom Schicksal des Königs Rodrigo u. s. w. singen, zu den vorher schon angedeuteten vereinzelten ältesten Romanzen über, die schon eher in einem vereinzelten Vortrage zu bewältigen sind. — Sie lebten, wie auch die zum Theil größeren historischen traditionell im Volke, das so zu sagen mit an ihnen gedichtet hat und modificirten sich bei mündlicher Ueberlieferung, flogen dann auf fliegenden Blättern umher und wurden erst im 16. Jahrhundert, in den sogenannten Romanceros gesammelt. Man hat sie im Gegensatz zu den größeren Romanzen, die man die spanische Ilias nannte, die spanische Odyssee genannt; auch sie beziehen sich größtentheils auf die Maurenkämpfe, in denen die geschichtlichen Erinnerungen des Volkes culminiren, besingen aber mehr vereinzelte Abenteuer, als große historische Ereignisse. Insofern entsprechen sie den fabliaux der nordfranzösischen Trouvères, bilden aber gegen diese geschwätzigen Erzählungen den schroffsten Gegensatz. Sie tragen ganz den Charakter einer einfachen Volksdichtung an sich und sind im höchsten Grade naiv, kunstlos und objectiv. Die Romanze, sagt Rosencranz, war Nichts, als die schlichte Darstellung irgend eines bedeutenden Factums. Indem sie aber den Gegenstand in der reinsten Objectivität abspiegelte, entzückte sie durch ihre unbewußte Poesie. — Ihre Kraft lag darin, aus der Wirklichkeit das Element herauszuheben, in welchem sich die Bedeutung des Gegenstandes concentrirte. Weil dieses ohne Reflexion geschah, so übt eine solche unbefangene Skizzirung den höchsten Reiz.- Soweit Rosencranz. Diese auf der Basis der Nationalität ruhenden Gesänge spiegeln die nächste räumliche und zeitliche Wirklichkeit fast ohne alle Idealisirung ab. Aeußere Dinge, wie Waffen und Kleider werden ausführlich geschildert, dagegen wird die Haupthandlung oft nur angedeutet und die Katastrophe wird meist ohne Vorbereitung und Nachklang mit ergreifender Energie an den kurz abbrechenden Schluß hingestellt. Eine subjective Betheiligung von Seiten des Erzählers zeigt sich nur selten, nur da, wo vaterländische Empfindungen mit in's Spiel kommen; der musikalische Stimmungsausdruck tritt fast ganz zurück gegen den Trieb, die Dinge so zu malen, wie sie in die Erscheinung treten. Alles steht auf festem Boden, tritt in bestimmt gegebener Scenerie heraus und wird mit knappen, scharfen Zügen in stereotypen Beiwörtern und Bildern vorgeführt.

Das Ahnungsvolle, Mystische, Nebelhafte, die Dämmerung der Sagen- und Mährchenwelt, das Hereinragen der Geister, wie es anderen Volkspoesien eigen ist, besonders der Schottischen,

zeigt sich hier nur sehr selten. Der Zusammenhang mit den altceltischen Sagen war durch die fremden Völkerstämme, die selber keine neuen Mythen und Sagen mitbrachten, unterbrochen, und die frühe Einführung des Christenthums verscheuchte bald allen außerhalb desselben liegenden Wunderglauben, auch war der Sinn des Volkes ausschließlich auf die drängenden Zustände seiner kriegerfüllten Gegenwart gerichtet, daher diese Erscheinung. Dabei ist aber die Erzählung in hohem Grade dramatisch, zugleich sprunghaft und müssig verweilend, geht unvermittelt in's Zwiegespräch über und führt, meist ohne alle Vorbereitung, in medias res, kurz das Ganze ist fragmentarisch und auf den ersten Anblick oft räthselhaft und unverständlich. Manche Eigenthümlichkeiten des spätern Dramas sind hier schon vorgebildet.

Die Mängel dieser Dichtungen springen in die Augen, aber ihre Originalität, die ergreifenden Züge, mit denen sie die Nation und die Zeit abspiegeln, die scharfe und tiefe, oft mit einem Wort gegebene Charakteristik, die eigenthümliche, über alle Berechnung erhabene Plastik sind einer Productionskraft entsprungen, nach der wir Gebildeten uns vergeblich sehnen.

Wahrscheinlich werden Sie finden, daß die ihnen mitzutheilenden Romanzen gar wenig mit denen unserer Romantiker gemein haben, bei denen Aeußerlichkeiten, der feierliche Trochäus, tönende Wörter und Namen und eine durchaus unspanische Sentimentalität das Beste thun müssen.

(Heine und der Kladderadatsch haben sie hübsch genug parodirt.)

Eine solche Sentimentalität findet sich erst in den spätern Maurischen Romanzen, die bei der Vermischung beider Völker nach dem Fall Granadas von Kunstdichtern verfaßt, einen immer manierirteren Charakter bekamen und einer Mode entsprachen, die für Liebesabenteuer und Zärtlichkeitsergüsse Maurische Färbung und Maurisches Kostüm wählte, wie in Frankreich die bergeries und bei unsren Pegnitzschäfern das Hirtenwesen dazu benutzt wurde. Die echten alten Maurischen Romanzen, die man moriscos oder fronteriscos, Grenzromanzen nennt, wenn sie auch, wie die gesammte spanische Poesie ein orientalischer Hauch durchweht, sind doch ganz spanischen Ursprungs und während der Maurischen Occupation entstanden, wo die Nachbarschaft der beiden feindlichen Völker zahlreiche Kämpfe und Einzelgefechte, Abenteuer, Ueberlistungen und Entführungen hervorrief, wobei es nicht fehlen konnte, daß die Liebe zwischen einer schönen Maurin und einem tapfern Christen, oder zwischen einem kühnen Mauren und einer frommen Christin oft über die Stammesfeindschaft den Sieg davontrug. — — —

---

* Reiselieder.

Von C. v. Prittwitz-Gaffron.

1.

Und ist's der kleinste Ort,
Und ist's das kleinste Städtchen,
Aus jedem Fenster sieht
Mein süßes, liebes Mädchen.

Zur Kirche seh' ich geh'n
Viel schöngeputzte Leute,
Gleich däucht es mir, daß Sie
Inmitten schwebend schreite.

Im Abendsonnenschein
Ergeh'n sich Jung' und Alte,
Mir ist, als ob von fern
Ihr fröhlich Lachen schallte.

Und kehr' ich abends müd
Zurück zur Herberg' wieder,
So hör' ich noch im Traum
Das liebste ihrer Lieder.

2.

Anders reden hier die Leute,
Fremd ist Sitte und Gewand,
Da ergreift mich schon die Sehnsucht
Nach dem fernen Heimathland.

Rückwärts reisen die Gedanken
Nach dem stillen, dunkeln Thal,
Wo mir unter vielen Blumen
Blüht die Rose meiner Wahl.

Anders reden hier die Leute,
Fremd ist Sitte und Gewand —
Ach, ich rufe nach der Einen,
Die den Wandrer stets verstand.

3.

Grauet der Morgen,
Seh' ich den Morgenstern
Ach, nur mit Sorgen;
Denn du bist fern!

Winket zur Nacht mir
Helle der Abendstern,
Hab' ich gedacht mir:
Weh, du bist fern!

Abend und Morgen
Pressen die Thräne mir —
Stumm sind die Sorgen
Lieb, nur bei dir!

---

* Dräseke.

Von Ernst Bulle.

Deutschlands Wiedergeburt. Geschichte der Befreiungskriege mit den sie feiernden Reden Dräsekes. Von A. W. Müller. Magdeburg 1865.

Es würde ungerecht sein, wollte man eine Charakteristik des deutschen Volkes nach seiner jetzigen politischen Reife und seinem augenblicklichen Zustande schreiben. Die Erschlaffung ist so mehlthauartig über uns gekommen nach der schleswig-holsteinischen Erregtheit der Vorjahre, daß wir kaum das scheinen, was wir doch in der That sind, nämlich trotz alledem und alledem ein aufsteigendes, in sich selbst rasch reifendes und wachsendes Geschlecht. Die politische und wir fügen mit Freude hinzu auch die religiöse Bewegung der Gemüther, in der wir stehen, kann bald in rascherem, bald in langsamerem Takte sich laut werden lassen, sie kann zuweilen verschwindend leise sein — aber sie ist da und wird immer intensiver, immer umfassender werden. Und wie es denn bei allen Entwickelungen zu geschehen pflegt, so trägt auch diese große und welthistorische Entwicklung unsers Volkes aus der Zersplitterung und Vereinzelung heraus zum lebendigen Organismus hin schon in ihren ersten schöpferischen Anfängen deutlich alle die Keime und Ansätze an sich, welche allmählig im Fortgange zur deutlichen Ausbildung und zum sichtbaren Wachsen kommen. Wir haben Grund zu solcher Bemerkung. Wir feierten ja in diesen letzten Jahren die ersten Halbjahrhundertsfeste unsrer neuen nationalen Entwicklung.

Das kürzlich in Jena stattgehabte Burschenschaftsjubiläum

zeigte uns jene weihevollen Anfänge derselben in origineller und ergreifender Weise. Nicht minder schön und noch erhebender, weil in vollendet harmonischer Form leuchtet uns jene Geburtszeit des deutschen Volksthums, wie Morgenroth und Morgenduft, entgegen aus einer Persönlichkeit, deren Andenken gerade jetzt mit Bedeutsamkeit erneuert wird, wir reden von Bremens größtem und berühmtesten Prediger, von Dräseke.

Dräseke's Ruhm, wie seine Bedeutung geht weit über die Mauern unserer Stadt hinaus, aber gerade deßhalb wird sein Name hier, wo er noch vielen Schülern und Schülerinnen wie eines Propheten und Hohenpriesters Name in den Seelen flammt, die Erinnerung an die große, gewaltige Zeit der Volkserhebung wach rufen. Denn, was Dräseke war, war er geworden unter den Keulenschlägen des vaterländischen Elends und dann unter dem lebenschaffenden Sturmwind von 1813.

Vor dem Ratzeburger See liegt hereinragend ein steil abfallender Hügel, zu dessen Füßen die Landzunge sich erstreckt, auf welcher die Stadt selbst erbaut ist. Jener Hügel trägt ein uraltes Kirchlein, St. Georg genannt. Dort hat Dräseke jene Predigten gehalten, die in Klage und Trost, in Ergebung und Erhebung, in beruhigender Milde wie in flammender Kühnheit die großen Ereignisse im Vaterlande begleiteten, sie deuteten, ihre Früchte zum Bewußtsein brachten.

Vor uns liegt ein vortreffliches Buch, dessen Titel wir oben angegeben. Wir empfehlen es Allen. Es ist eine lebendige, sehr geschickt geschriebene Darstellung der Befreiungskriege nach den besten Quellenarbeiten verfaßt. Der Verfasser, A. W. Müller, beherrscht das Material so völlig, daß seine gemüthswarme, immer auf's Große und Ganze gerichtete Anschauung sich in häufigen poetischen Citaten gleichzeitiger Dichter wie ein Epheu um den Baum so um den historischen Stoff ranken darf. Die Hauptsache aber ist, daß der Widerhall des Kanonendonners in dem kleinen Gotteshause von St. Georg in vollen Akkorden uns ans Ohr schlägt. Von 1806 an predigte Dräseke politisch. Religion und Vaterlandsliebe gehen Hand in Hand. Damals erkannten sich die beiden als leibliche Schwestern. Die Freiheit ist ja beider Lebensodem. Alle politische Erregung war damals eine heilige. Auch der Zorn, der Tyrannenhaß wurde geheiligt, er hörte auf, rein persönlicher Art zu sein. Man hatte das Bewußtsein, mit übermenschlich satanischen Kräften ringen zu müssen, man empfand dann den Sturz Napoleons sans phrase als ein Gottesgericht.

Nur durch diese tief religiöse Gewalt der Vaterlandsliebe ist 1813 möglich geworden. Und diese Gewalt nun mit dem glühenden Freiheitsdurst vereinigt in dem individuellen Gewande einer reinen und geistesmächtigen Persönlichkeit, wie Dräseke war, auftreten zu sehen, ergreift uns Nachlebende doppelt. Es ist nichts von dem Tone salbungsvoller Ueberschwenglichkeit in diesen Predigten. Vielmehr ist's Dräsekes Weise zuzuspitzen, in haarscharfen Gegensätzen, in kürzesten Satzformen seine Gedanken auszusprechen. Es ist auch Nichts darin von der modernen Gläubigkeit, aber desto mehr von dem wirklichen felsensprengenden Glauben, dem Gottvertrauen. Und dieser ist's, der das Volk regenerirt hat und ferner regeneriren wird. Es ist Nichts, gar Nichts drin von der preußisch-byzantinischen Kriecherei heutiger Pastoren vor dem Fürstenthron, aber von der Gotteskühnheit, die das Evangelium, das wirkliche, anflammt. Dräseke liebt die deutschen Fürsten, begrüßt in ihrer Rückkehr das heimathliche Recht und die endliche Freiheit, aber er mahnt sie auch an ihr Wort, an die verheißene Verfassung. Das hat man ihm denn freilich später sehr nachgetragen. „Als an die Stelle des äußeren Befreiungskrieges ein innerer Freiheitskampf trat, schreibt A. W. Müller pag. 259, ein Kampf des Fortschrittes gegen den Rückschritt, hat Dräseke in einer Reihe von Predigten mit so freisinniger Schärfe gesprochen, daß drei deutsche Höfe den Freiheitsprediger beim Bundestag verklagten, der dann ein Decret an den Senat von Bremen erließ mit der Anweisung entweder solches politische Predigen zu verhindern, oder den Prediger zu entfernen.“

Seit dem zweiten Adventssonntage 1814 predigte Dräseke in der St. Ansgariikirche in Bremen. Ratzeburg war seine Schule, Bremen wurde seine Werkstatt. Die damals unter dem Titel: „Deutschlands Wiedergeburt“ gesammelten Predigten gingen aus wie Arndts Lieder als Flammenzeichen der Zeit, zündend, vielgelesen. „Zur Waffe wird die Rede, zur Waffe Wissenschaft“ sang Max von Schenkendorf.

A. W. Müller schließt sein reichhaltiges Buch mit Gildemeisters Rede bei der Einweihung der neuen Börse in Bremen, nicht ohne die drollige Anekdote zu erzählen, wie der französische Consul dabei sich geberdete. Der religiöse Schwung der Dräseke-schen Reden hat sich dem ganzen Buche mitgetheilt, dessen Verfasser von dem unbestreitbaren Grundsatze ausgeht, daß das Bild einer großen Zeit unvollständig bleibt für jeden, der es nicht in den Biographien sich spiegeln gesehen hat. Freilich nicht in eines Menschen Lebensgang kann sich so eine Periode wie 1806—1815 ganz und völlig abspiegeln, auch wenn dieser Eine Dräseke war. Sondern es müssen viele Lebensbeschreibungen den Typus der Zeit klar machen, Lebensbeschreibungen aus verschiedenen Berufs- und Bildungskreisen. Das fühlte auch A. W. Müller. Er schickt deßhalb der eigentlichen Geschichtserzählung Skizzen von Biographien voraus, die z. Th. Selbstbiographien sind und das Leben von Männern darstellen, welche im Thüringerlande weit und breit bekannt sind und jetzt in hohen Stellungen, durch Schwert und Rede an des Vaterlandes Befreiung einst mitgerungen haben. Das ganze Buch erhält dadurch ein überaus lebendiges, buntes Ansehn. Und das ist's, was wir vielleicht gern anders haben möchten. Es hätten Einleitung, Geschichte und Schlußbetrachtung vielleicht etwas künstlerischer, etwas geschlossener in einander gearbeitet werden können, es würde dadurch der Lebhaftigkeit des Ganzen kein Nachtheil erwachsen sein. Doch vergißt man bei dem vielseitigen Inhalt diesen formellen Mangel leicht und legt gewiß das Buch mit Befriedigung weg. Wir wünschen ihm als einem speciell Bremen tief interessirenden auch einen guten Leserkreis in dieser Stadt.

---

* Zur Geschichte der Liebfrauenkirche in Bremen.

Abgesehen vom Dome, verdient kein Gotteshaus in unserer Stadt eine so genaue Erforschung seiner Geschichte, wie die alte Marktkirche, welche entstand, als die erzbischöfliche Kathedrale lediglich für den Gottesdienst des Kapitels bestimmt wurde; ist es doch die Liebfrauenkirche, auf deren Hof in frühester Zeit der Stadtrath sich versammelte, in deren Schiff das Gestühl für die Rathsherrn sich erhob, in deren Thurm die zur Sitzung rufende Rathsglocke gehangen haben wird, ist sie doch die erste unter den städtischen Kirchen, deren Räume Jahrhunderte lang zu bürgerlichen Vereinigungen, zu Zunftversammlungen u. dgl. dienten, in alten Documenten auch die Rathskirche genannt.

Dr. H. A. Müller hat in seiner Abhandlung über dieses Gebäude (1861) zuerst darauf hingewiesen, daß der jetzt noch

stehende Südthurm einer früheren Zeit angehört, als irgend ein anderer Theil des Gebäudes. Die quadratischen Geschosse dieses Thurmes, deren Fenster und Blenden schöne romanische Formen zeigen, enthalten das älteste in Bremen noch vorhandene Außenmauerwerk, ja abgesehen von Theilen der Domkrypten, überhaupt das älteste Bauwerk in unserer Stadt; sie gehören zu der von Erzbischof Unwan (1013 — 1029) stammenden St. Veitkirche, deren Langhaus lange Zeit nur aus Holz bestand; sie bilden den einzigen Bau in Bremen, welcher über dem Erdboden Gemäuer aus Findlingsstücken bietet. Jetzt ist die nördliche der fünf Fuß dicken Thurmmauern wegen eines Umbaues durchbrochen, und in der Oeffnung zeigt sich nun die Bauweise der alten Zeit sehr deutlich. Aus rohen Blöcken sehr verschiedenen Gesteins, die durch nicht geschlagenen Muschelkalk verbunden sind, besteht das ganze Gemäuer. Die äußeren Steine sind sorgfältig aufgebaut, die Granit- und Feuersteinstücke so gut es ohne Behauen ging, einander angepaßt und nach Außen glatt abgefugt; der mittlere Raum ist dagegen durch kleines Geröll ausgefüllt, das mit Muschelkalk festgegossen wurde. Dieser Verband zeigt sich jetzt beim Durchbruch an den etwas feuchteren Stellen als ganz außerordentlich fest, überall aber als so stark, daß nur mit Mühe die Arbeit ausgeführt werden kann.

Durch die Maueröffnung tritt man jetzt in den Mittelbau zwischen den beiden Thürmen, den Theil des Gebäudes, der von Müller nicht genügend beachtet ist; im unteren Gemäuer ein Rest des in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts vorgenommen Umbau's der St. Veitkirche, welchen besonders der niedrige Eingang characterisirt, der, dem Portale der Nordmauer ähnlich, nach Außen bloß durch einen stark hervortretenden Rundstab geziert ist. An dem der neuentstandenen Oeffnung gegenüber liegenden Theile des Nordthurms, der ebenfalls jener Bauzeit angehört, zeigt sich eine weite Blende, welche von flachen Wandpfeilern und einem großen Rundbogen eingeschlossen wird. Hier ist noch romanischer Stil; der obere Theil des Mittelbaues ist dagegen mit dem Langhause gleichzeitig, gehört deßhalb der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an, der Zeit, in der die St. Veitkirche zur Marienkirche umgewandelt wurde. Wie im Langhause treten auch hier die schönen Formen der Pilaster hervor, die im Innern so wirkungsvoll sind; es zeigen sich die starken Pfeiler, welche den Schwibbogen des Mittelbaues tragen, den jetzt im Innern die Orgel verdeckt; am quadratischen Kern steigen auf den Seiten vorgelegte und starke, auf den Ecken eingelassene und schlanke Halbsäulen empor. Hier sieht man dann die volle Großartigkeit des mächtigen mittleren Fensters, von dessen fünf Feldern drei durch das vorgebaute, unübertrefflich häßliche Gebäude verdeckt werden. Der schlanke Abschluß dieses Fensters, an dem die reiche schöne Profilirung noch wohlerhalten hervortritt, kommt am Besten in dem höheren Raum, in einem jetzt zur Schulstube gemachten Gelaß, zum Vorschein; das Interessanteste, das hier sich bietet, ist aber der Schluß des eigenthümlicher Weise in seiner Grundform nicht rechtwinkligen Gewölbejoches. Hier hat man das vollendetste Beispiel des im Langhause unserer Kirche, im südlichen Seitenschiffe unseres Domes, in der Johanniskirche zu Billerbeck bei Münster und in einigen anderen norddeutschen Bauten vorkommenden seltsamen Ornamentes, welches durch die zu einem herunterhängenden Zapfen verbundenen und von einem kreisförmigen runden Wulst durchschnittenen Rippen gebildet wird. Reiches Blätterornament ist noch jetzt an den Knotenpunkten recht wirksam, obwohl die dicke Kruste von Tünche die ursprünglichen Formen nicht mehr erkennen läßt.

Wir kehren noch einmal von dem Werke des dreizehnten Jahrhunderts zu der vorangehenden Bauperiode zurück, um einen Act des Vandalismus zu verzeichnen, welcher wohl den schönsten Schmuck des älteren Bauwerkes getroffen hat. Zu den Theilen, welche von dem erwähnten in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts begonnenen Umbau zeugen, gehört die romanische Wandsäule, die in der Ecke zwischen der Mauer des Nordthurms und der nördlichen Umfassungsmauer sich findet; ihr ionisches Capital ist äußerst reich und geschmackvoll; allein die Schönheit hat dasselbe nicht vor trivialstem Mißbrauch geschützt; mitten in dasselbe hinein ist jetzt ein — Kleiderhaken eingeschlagen worden.

Theater.

Am Mittwoch führte das Stadttheater das vielbesprochene Stück „Le supplice d'une femme“ unter dem deutschen Titel: „Schuldbeladen“ vor. Es hätte nicht des vollständigen Fiasko bedurft, welches das zweite dramatische Werk Girardins, dessen Autorschaft ihm unbestritten blieb, Les deux soeurs, erlitt, um uns darüber zu belehren, in wem wir den eigentlichen Verfasser der Rarität zu suchen haben. Die „Mache“ des Stücks, das Herausarbeiten der Effecte, die Gliederung der Scenen, der Dialog trägt überall denselben Stempel, welcher der demi-monde, der Cameliendame, der Geldfrage aufgeprägt ist; wir haben dem jüngeren Dumas für diese Bereicherung der Literatur zu danken.

Bei aller Anerkennung für das theatralische Geschick der Arbeit können wir doch nicht umhin, unser Endurtheil in die Worte „Pfui Teufel“ zusammenzufassen. Wir gründen den Vorwurf abscheulicher Immoralität nicht auf die Wahl des behandelten Conflicts, sondern auf seine Lösung. Der Ehebruch ist eine menschliche Verirrung, die der künstlerischen Behandlung nicht entzogen ist. Im Hamlet, in Lear spielt der Ehebruch einer Frau eine bedeutende Rolle; wer möchte den Dichter darum tadeln? Wo da Cicisbeat die Ausdehnung gewonnen hat, wie in Paris, ist der Dramatiker wohl veranlaßt, dasselbe zum Vorwurfe seiner Dramen zu nehmen; werden dabei Verhältnisse, Aeußerungen vorgeführt, die im Salon für anstößig gelten, so schließe man die jungen Mädchen vom Besuche der Vorstellungen aus, für die ohnehin das Theater nicht bestimmt ist. Gegen die Wahl des Stoffes hat weder die Sittlichkeit, noch die Aesthetik Etwas einzuwenden, — aber die Lösung!

Dumont nimmt Genugthuung für die ihm widerfahrene Beleidigung durch eine Fälschung; der Sieg der Lüge über die Wahrheit führt die Versöhnung herbei; die Unsittlichkeit wird nicht geheilt, sondern vertuscht. Dumont ist von einem treulosen Freunde, von einer leichtsinnigen Frau betrogen worden; sein ganzes Bestreben geht dahin, diese Thatsache der Welt zu verheimlichen. Die Welt glaubt am Ende des Stücks, der Freund habe aus Rache, weil Frau Dumont seine verbrecherischen Anträge zurückgewiesen, deren Gatten pecuniär ruinirt; sie glaubt Frau Dumont habe ihren Gatten verlassen, um mit ihm nicht Noth und Entbehrung theilen zu müssen. Die Welt glaubt Beide unschuldig an den Vergehungen, die sie wirklich begangen, und traut ihnen Schlechtigkeiten zu, an denen sie unschuldig sind. In dieser Täuschung, die er begeht, findet er Trost in seinem Leide. In der durchgeführten Täuschung von Tausenden von Menschen erlaubt sich der Verfasser, die Sühne einer Schuld zu finden. Haftet ein wirklicher Makel an dem Hahnrei, so handelt der Dichter gegen die poetische Gerechtigkeit, der diesen Makel ver-

schleiern will; haftet ein Makel nicht an ihm, läßt ihn aus einer Verirrung der öffentlichen Meinung das große Publikum da Spott und Verachtung empfinden, wo er Anspruch darauf hat, beklagt zu werden, so ist es die Aufgabe des Dichters, der objectiven Sittlichkeit zum Siege zu verhelfen über die Fehlgriffe der Tagesmeinung. Dumont ist sich in seinem Innern bewußt, Mitleid zu verdienen, weil er schuldlos betrogen ist; er verzweifelt daran, dieses Mitleid zu erlangen, wenn der wahre Sachverhalt bekannt ist, und er erschleicht es durch eine Lüge.

Innerlich ist der Hergang vor den Gesetzen der Kunst entschieden zu verwerfen; ist er aber auch nur äußerlich motivirt? Wodurch zwingt Dumont das buhlerische Paar, ihm bei der Ausführung seiner Lüge behülflich zu sein. „Weigert sich Einer von Euch beiden, meinen Befehlen zu folgen, so schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf.“ Kurz vorher aber hat er sich geweigert, sich mit Alvarez zu duelliren, denn „tödten Sie mich, wo bleibt die Sühne?“ Jetzt darf Alvarez ihm erwiedern: „Ich erfülle Ihre Befehle nicht; gleichwohl können Sie nach den von Ihnen selbst aufgestellten Grundsätzen sich nicht tödten, denn — wo bliebe die Sühne.“ In einem hinterlassenen Schriftstück will Dumont der Welt den gegen ihn begangenen Frevel mittheilen; um der Gefahr zu entgehen, auf diese Weise bloßgestellt zu werden, willfahrt Alvarez seinen Befehlen. Nun, die Frage liegt doch nahe: Wenn die Enthüllung der Wahrheit hinreichende Genugthuung über den Tod hinaus ist, warum greift der Lebende zur Lüge?

Konnte der Verfasser zu einer befriedigenderen Lösung kommen? So wie er den Charakter der Frau hingestellt hat, nicht. Frau Dumont hat ihren Fehltritt nicht aus Liebe begangen; sie spricht es unzweideutig aus, „eigentlich“ hat sie Alvarez nie geliebt, „eigentlich“ hat sie nie einen andern, als ihren Gatten geliebt. Sie hat sich aber auch nicht zum Opfer gebracht, um den Wohlstand ihres Mannes zu retten. Das wäre ein Fehltritt, den der Tod völlig sühnen könnte, so bedenklich er auch erscheinen müßte. Was bleibt übrig? Ausgesprochen wird das Motiv nicht, aus welchem sie sündigte, aber wir sind zu der Annahme gezwungen, sie ist einer sinnlichen Anwallung erlegen. Und dies Motiv ist wahrlich zu scurril, als daß an eine tragische Lösung gedacht werden könnte. Eine Frau, die dem Manne, welcher ihr eine strafbare, wilde, aber doch leidenschaftliche Liebe entgegenträgt, Gegenliebe schenkt, stürzt sich in einen Conflict zwischen der Heiligkeit der Ehe und den Rechten des Herzens; eine Frau, die der Stimme ihres Herzens zuwider ihre Ehre preisgiebt, um den Mann vor Ruin und Entbehrung zu schützen, setzt in einer Weise, die schon hart an das Widerwärtige grenzt, die höhere Pflicht gegen die niedere zurück. Allein in beiden Fällen kann der Strafe die Sühne folgen. Eine Frau aber, die einmal den flüchtigen Rausch sinnlicher Leidenschaft mit wahrer Liebe verwechselt, und nun, um den begangenen Fehltritt zu verbergen, Jahre lang die Ketten eines eben so unwürdigen wie unerträglichen Verhältnisses schleppt, ist zu schlecht für jede Strafe, die ein Dichter über sie verhängen kann.

Nicht minder scurril ist die Stellung, welche der Verfasser dem Kinde anweist. In vielen Exposés, die wir gelesen, finden wir die Annahme ausgesprochen, daß Jeanne das im Ehebruch erzeugte Kind des Alvarez sei. Der Wortlaut scheint dies nicht zu bestätigen. Der Aufschrei der Mutter bedeutet nur, daß Jeanne eine Tochter des Alvarez sein **könne**, daß sie selber über die Vaterschaft nicht Rechenschaft abzulegen vermöge. So steht Jeanne drei Acte hindurch als ein physisches Räthsel vor uns, und physische Probleme dieser Art verursachen auf der Bühne ein aus Schauder und Ekel gemischtes Gefühl.

Die Darstellung macht nicht eben Ansprüche an die Genialität der Schauspieler. Mit Routine und äußeren Mitteln begabte Darsteller werden stets auf Erfolg rechnen können. Frau Luther-Frank und Herr Rösicke erwarben sich lebhafte Anerkennung, an welcher in ihrer kleinen Rolle auch Frau Schmitt Antheil hatte.

Literatur und Kunst.

* Das eben erschienene neunte Heft der Monatsschrift „Unsere Zeit“, herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus) bringt einen besonders reichen und vielseitigen Inhalt. Als sehr zeitgemäß muß der erste Artikel: „Italien und der projectirte deutsch-italienische Handelsvertrag“ erscheinen, der nach den genauesten statistischen Angaben die Production und den allgemeinen Handelsverkehr Italiens nach allen Seiten hin erörtert und die Vortheile, welche eine lebendigere Annäherung zwischen dem Zollverein und diesem Lande auf commerciellem Gebiet haben müssen, durch die thatsächlichen Daten in das klarste Licht setzt. Der zweite Artikel, der die Ueberschrift trägt: „Die Physiognomie des 19. Jahrhunderts“, ein Essay des Herausgebers, lehnt sich an Honegger's neues Werk: „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts“, an und ergänzt dasselbe durch mancherlei geistvolle Reflexionen. Hierauf folgt eine Biographie und Charakteristik von Schulze-Delitzsch, welche als ein Pendant zu der im vorigen Heft enthaltenen Biographie Lassalle's und als ein Beweis von der Objectivität und Unparteilichkeit gelten kann, mit der die Redaction den verschiedensten Richtungen der Zeit gerecht zu werden sucht. Eine Fortsetzung des Artikels „Land und Leute in den Nilquellländern“ vervollständigt das Gemälde dieser neuentdeckten Landschaften. Der Artikel „Landwirthschaftliche Krisen“ von Dr. Fraas in München behandelt ein bisher selten ins Auge gefaßtes Thema, die durch Ueberproduction drohenden Krisen der Landwirthschaft, mit der anerkannten Fach- und Sachkenntniß dieses Autors. Einer kurzen Charakteristik des „Genickkrampfes“ endlich, dieser neuerdings vielfach beobachteten Krankheit, folgt ein umfassendes Feuilleton, welches die Nekrologe des Historienmalers Rahl, des Sängers Schnorr v. Carolsfeld, des Schriftstellers Wolfsohn, kurze kritische Besprechungen über Auerbach's neuen Roman, über ein religiöses Drama von Dulk und Klein's „Geschichte des Dramas“ nebst interessanten Notizen aus dem Gebiet des Theaters, der Erd- und Völkerkunde, der Medicin und der Technologie bietet.

— Ein Berliner Blatt hat einem Romanschriftsteller, der pseudonym Sensationsromane zu machen pflegte, in der Mitte eines seiner Werke gekündigt, und dieses durch einen wohlfeiler arbeitenden Dichter zu allgemeiner Zufriedenheit vollenden lassen. Daß man in Paris hierin nicht hinter der Stadt der Intelligenz zurückgeblieben ist, möge folgende Thatsache beweisen. Ein sehr bekannter französischer Romanschriftsteller hat mit dem Unternehmer eines der vielen neuen kleinen Blätter einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen jener sich verpflichtet einen Roman in vier Feuilletons in der Woche gegen eine Entschädigung von 1000 Fr. monatlich zu liefern. Nach zwei Monaten kann der Unternehmer den Lieferanten zwingen es kurz mit der Sache zu machen, wenn nämlich das Publicum nicht anbeißt. Beißt das Publikum jedoch an, so soll der Jünger Apolls seinem Genius die Zügel schießen lassen dürfen so lang er will.

* Von der berühmten Sängerin Desirée Artôt entwirft Otto Gumprecht in den Ergänzungsblättern (Hildburghausen, bibliographisches Institut) folgende Skizze: Den Grund zu ihrer Berühmtheit legte die Künstlerin, deren Signalement die folgenden Zeilen entwerfen sollen, in Berlin während des Winters von 1860. Die Erfolge, welche sie sich in jener Zeit gewann, schrieben ihren Namen in das goldene Buch der europäischen Gesangsaristokratie ein. Ihr zumeist verdankte das kurz vorher eröffnete Victoriatheater den Glanz seiner ersten italienischen Opernsaison, der einzigen glücklichen Tage, die bis jetzt dieser Bühne beschieden gewesen. Der damals 23jährigen Primadonna der Lorinischen Gesellschaft, die sich dort niedergelassen, war keine pomphafte Reclame vorangeeilt, keine dienstbeflissene Claque harrte ihres Erscheinens, still und bescheiden, eine völlig Unbekannte trat sie dem Publikum gegenüber, ihre Sache lediglich dem eignen Vermögen anheimstellend. Gleich am ersten Abend, in einer Aufführung des „**Barbiere di Seviglia**“, der binnen drei Monaten ein Viertelhundert Wiederholungen folgten, trug sie einen vollständigen Sieg davon, und die italienische Oper, die bis dahin in der künstlerischen Ar-

mosphäre der preußischen Hauptstadt nie recht gedeihen konnte, wurde nun mit einem Mal das Haupttagesereigniß. Durch ihre blendende Virtuosität, den edlen Wohllaut der vom frischesten Duft und Schmelz der Jugend angehauchten Stimme, die auf ihrer krystallhellen Oberfläche selbst die leiseste Regung des Herzens wiederspiegelte, endlich durch die sympathische Lebendigkeit des Temperaments, welche Auffassung und Vortrag bis in den kleinsten Theil erfüllte, gewann sich die Darstellerin der Rosina das Urtheil der Kundigen, wie sie Sinn und Gemüth der jedem Eindruck naiv hingegebenen Menge gefangen nahm. Sie gehört seitdem zu den auserwählten Lieblingen des berliner Publikums und zu den regelmäßigen Gästen der königlichen Oper, zu der sie mit jedem jungen Jahr auf ein paar Monate zurückkehrt, um die bedeutendsten Gestalten ihres Repertoire's in buntem Zuge vorüberzuführen. Während der übrigen Zeit finden wir die kosmopolitische Künstlerin, der das Italienische, Französische und Deutsche gleich geläufig ist, da und dort, bald in Brüssel oder Amsterdam, bald jenseits des Kanals im Covent-Garden oder Her Majestytheater, am meisten aber auf der wiener Hofbühne, zu der sie als kaiserliche Kammersängerin und als musikalisches Symbol der österreichisch-preußischen Entente cordiale in ein nicht minder enges Verhältniß getreten wie zur berliner Oper. Desirée Artôt, eine geborene Französin, aber von frühester Kindheit in Belgien aufgewachsen, stammt aus einer musikalischen Familie. Ihr Vater ist Mitglied des brüsseler Conservatoriums, ihr Oheim hatte sich als Violinvirtuose einen Namen gemacht. Unter der sorgfältigen Leitung der genialen Pauline Viardot-Garcia, die mit Freude gewahrte, wie ein Theil ihres eigenen Wesens in den freien, geistigen Besitz der Lieblingsschülerin überging, bereitete sie sich für ihren Beruf vor. Der charakteristische Grundzug, welcher der Persönlichkeit unserer Künstlerin ihr individuelles Gepräge giebt, liegt in der harmonischen Einheit, zu der sich hier die mannichfachsten Gaben und Fertigkeiten durchdringen und verschmelzen, in dem schönen Einklang von Natur und Bildung, von Angeborenem und Erlerntem. Die Kraft der Stimme, eines Mezzosoprans, der den gesammten Umfang von G bis zum dreigestrichenen C, also beinahe dritthalb Oktaven umfaßt, reicht nicht bis zur Heldengröße empor. Den wilden Schlachtrufen der Leidenschaft, dem Kampf mit dem blechgepanzerten Orchester der großen Oper ist ihr Vermögen nicht gewachsen. Alle Rollen von vorzugsweise dramatischem Wurf sind ihr deshalb unzugänglich. Dagegen findet sie ihr heimisches Ausdrucksgebiet innerhalb der lyrischen und komischen Oper, d. h. im Reiche der Anmuth, mag diese nun das Lächeln auf den Lippen oder die Thräne im Auge tragen. Zu den Zierden ihres Repertoire's gehören die Rosina in Rossini's Barbier und die Cenerentola, die Adalgisa in der Norma und Annina in der Sonambula von Bellini, die Donizetti'sche Regimentstochter und Adina im Liebestrank, Verdi's Traviata, der Schwarze Domino und die Gesandtin von Auber, endlich das Gretchen in Gounods Faust. Was an diesen Gestalten zunächst der Gesangeskundige bewundert, ist die musterhafte vokale Technik, die allgewandte Meisterschaft, die über das Material der Stimme schaltet und das Schwierigste wie im mühelosen Spiel vollbringt. Die Kunst des bel canto, die in Folge der immer realistischeren Richtung der modernen dramatischen Musik unserer Bühne fast ganz verloren gegangen, diese Sängerin darf sich noch des ungeschmälerten Besitzes derselben rühmen. Alle Vorzüge der älteren italienischen Schule, die sich an den Werken Rossini's zur höchsten Blüthe entfaltete, finden wir hier bei einander, den gleichmäßigen Fluß und die correcte Gliederung der melodischen Phrase, Adel und Deutlichkeit der Aussprache, die verständigste Oekonomie des Athmens, eine fein abwägende Behandlung der verschiedenen Stärkegrade, goldreine Intonation, die ruhige Schönheit des Crescendo und Decrescendo, tadellose Eleganz der Triller, Skalen, Arpeggien und der übrigen die Kantilene umrankenden Fiorituren und was derartige Dinge mehr sind. Von süßestem Reiz ist namentlich die mezza voce und das Piano, bewunderungswürdig die Virtuosität, mit der die Stimme den Ton in die feinsten Fäden ausspinnt. Die technische Fertigkeit stellt sich hier indessen nicht als das Höchste und Letzte dar, sondern nur als geschmeidiges Mittel, um die geistige Bedeutsamkeit des auszusprechenden Inhalts zur Schönheit der Erscheinung zu verkörpern. Bei der Auffassung und Wiedergabe der bestimmten musikalisch-dramatischen Charaktere gehen Lebendigkeit und Aktivität des Temperaments mit feinfühligem künstlerischen Takt einträchtig Hand in Hand. In den zarten Linien der Zeichnung, dem wählerischen Colorit des Vortrags, durchweg offenbart sich eine poetisch empfindende Natur, der zugleich ein kluges, scharfblickendes Auge und vollendete Sicherheit der Darstellung das Geleit geben. In der Intention ist sie innerlich ebenso bestimmt als im Ausdruck des rechten Maßes und der treffenden Wirkung gewiß. In den Gebilden der Künstlerin vereinigen sich die Vorzüge des Herzens mit denen des Geistes, aus vollem Gemüth hervorquellende Innigkeit der Empfindung mit sprudelnder Laune und moussirendem Esprit. Trotz der Betonung aller einzelnen charakteristischen Züge hat die Behandlung nichts gemein mit effectsüchtigem Virtuosenthum und realistischer Zudringlichkeit. Von Anfang bis zu Ende hält sie sich auf jenem idealen Gebiet, in welchem alle schöne Kunst heimisch ist. Wie sehr auch die Darstellung sich angelegen sein läßt, den Inhalt der verschiedenen Situationen in scharf ausgegrenzten Umrissen und reichem Wechsel der Farben zu unmittelbar sinnlicher Anschauung zu bringen, so klingt doch überall die harmonische Gesammtstimmung bald als volltönende Resonanz, bald nur als leise verschwebendes Pianissimo hindurch. Aufs Engste hängt damit zusammen die meisterhafte Ausgleichung und Durchdringung des Musikalischen und Dramatischen. Nie wird der Schönheit des Gesanges das Characteristische zum Opfer gebracht und umgekehrt. Selbst die Coloratur ist hier keine müssige Zierde, keine leere Schaustellung der Bravour, sondern die psychologische Grundstimmung des darzustellenden Characters bricht sich nur in tausendfach schimmernde Lichtstrahlen und Farbentöne. Das Spiel der Artôt schmiegt sich in seiner eben so anmuthig als geistreich detaillirenden Weise ihrem Gesang etwa so an, wie der Melodie die harmonische Begleitung. Die Gestalt der Künstlerin ist von mittlerer Größe, die ganze Erscheinung biegsam, graciös, nicht ohne Fülle. Dem Gesicht hat die Natur den offenen Empfehlungsbrief der jedem Auge zu Tage liegenden Schönheit versagt, in seiner Betrachtung wird sich indessen Der gern vertiefen, welcher die Schrift zu lesen versteht, mit der die Seele das Antlitz bedeckt.

— In Avignon hat der Municipalrath ein Gesetz erlassen, wodurch das „Zischrecht im Theater" geregelt werden soll. Wie in Lyon sollten auch hier vom nächsten Jahre an die Schauspieler-Debuts wegfallen, aber man hat sie, ohne die Unruhen und Tumulte abzuwarten, die in Lyon nöthig waren, hier wieder eingeführt. Die Municipal-Verordnung von Avignon schreibt indessen vor, daß die Zuschauer sich während der drei Debüts jedes Zeichens der Mißbilligung zu enthalten haben. Nur Beifallsbezeugungen sollen erlaubt sein. Erst nach Beendigung der Debüts ist das Publicum eingeladen, seine Mitwirkung kund zu geben. Der Regisseur liest dann die Namen der einzelnen Schauspieler vor und das Publikum giebt sein Urtheil ab, nicht durch Schreien und Klatschen, sondern nur „mittelst einfachen Zischens". Jedoch dürfen die verurtheilten Künstler „nie länger als fünf Minuten" ausgepfiffen werden.

— Ueber Karl Gutzkow's gegenwärtiges Befinden wird dem Dresd. Journ. mitgetheilt, daß der leidende Dichter kürzlich den Besuch seiner Verwandten, der Familie Walter aus Offenbach, und seines Lieblingstöchterchens Selma auf ärztliche Anordnung in St. Gilgenberg erhalten hat; wahrhaft rührend und tief ergreifend war der Eindruck den das lebensfrische Kind auf das trübe Gemüth des Vaters ausübte. Mit vieler Ausdauer bemühte sich das aufgeweckte Mädchen in heiterem Geplauder und auf Spaziergängen im schönen Park der „Fantasie" und der reizenden Umgebung des Asyls den unglücklichen Vater von einzelnen noch vorherrschenden Wahnideen abzuleiten, was zuweilen gelingt. In den letzten Tagen hat Gutzkow auch ein kleines Lustspiel „Die Ferienreise" zur Aufführung auf dem St. Gilgenberger Haustheater begonnen.

— Aus Leipzig wird der kürzlich erfolgte Tod des Malers Heinrich Streller gemeldet, welcher sich namentlich durch seine für Flegel's xylographisches Atelier gefertigten zahlreichen Holzschnittzeichnungen einen angesehenen Namen erworben hat. Wir nennen unter seinen Arbeiten die Illustrationen zu J. Overbeck's „Geschichte der griechischen Plastik" und zu verschiedenen kunstgeschichtlichen Publicationen des T. O. Weigel'schen Verlages. Auch die Mehrzahl der Holzschnitte zu den im Druck befindlichen ersten Bänden der zweiten Auflage von Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" rühren von Streller's Hand her. Größte Strenge und Sauberkeit der Ausführung waren seine hervorragenden Eigenschaften.

— Ein Engagement für 10,000 Thaler auf drei Monate hat B. Dawison mit dem Director Woltersdorff abgeschlossen, nach welchem Ersterer in den Monaten October und November an dem Woltersdorff'schen Theater in Berlin und im December in Königsberg gastiren wird. Außer dem festen Honorar von 10,000 Thlrn. erhält Herr Dawison auch noch eine Tantième!

— Einer der ersten Photographen in Brüssel, Herr Derou, veröffentlicht gegenwärtig eine interessante Portrait-Gallerie berühmter Zeitgenossen. Die zierlich ausgestatteten, sämmtlich nach dem Leben aufgenommenen Bildnisse sind mit Namensangabe und kurzen biographischen Notizen versehen. Bis jetzt sind erschienen die Portraits von Rogeard, Victor Hugo, Leys, Gallait, Alfred Meißner, Fétis u. A.

— Zum Director des Conservatoriums in München ist Herr von Perfall ernannt worden.

— In Schwabach (Franken) starb am 17. September im Armenhause seiner Vaterstadt der bekannte Improvisator Max Volkert im Alter von 58 Jahren.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 42. Bremen, 15. October 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Bilder aus Westfalen.

Der Dorfschulmeister.

Von Hermann Hartmann.

Wer würde jetzt noch, wenn er vor fünfundzwanzig und mehreren Jahren das Glück hatte, einen würdigen Dorfschulmeister kennen zu lernen, in dem Träger eines modischen, schwarzen Anzuges, eines untadelhaften Cylinders, einer leichten Brille und hoher, steifer Halskragen, von den Bauern der Aehnlichkeit wegen Flechten (Wagenflechten) genannt, einen Repräsentanten des Landlehrerstandes erkennen können. Das künstlerisch lang gehaltene nach hinten gekämmte Haupthaar, welches der Weihrauch einer Cigarre ahnungsvoll umwirbelt, und die nach vorn geneigte Haltung des Oberkörpers lassen eher auf den Beruf eines Schriftstellers schließen und die schwärmerisch blickenden blauen Augen den lyrischen Dichter ahnen. Und wirklich hat uns unser scharfer Blick hierin nicht getäuscht. Der junge Herr Lehrer hat seine schriftstellerische Laufbahn mit Herausgabe eines neuen A B C-Buches unter Approbation des königlichen Consistorii begonnen und ist augenblicklich damit beschäftigt, eine Sammlung von Musterbriefen herauszugeben. Einen Kranz friedfertiger Sonette, in welchen er Alles, was des Menschen Brust bewegt, und das Ideal der zukünftigen Frau Reintore besungen, hat er im Sonntagsblatte, welches ein Schulfreund im nächsten Städtchen herausgiebt, niedergelegt; auch componirt er im trauten Stübchen der Reihe nach alle Gedichte, welche im „Kinderfreund“, einem Lesebuche für Volksschulen, stehen und ist Correspondent einer Zeitung für Unglücksfälle auf dem Lande. Die einzige Eigenthümlichkeit, welche ihm noch von seinem Stande ankleben geblieben, ist die Vorsicht, womit er selbst bei dem schönsten Wetter sich mit einem Regenschirm bewaffnet und seine Beinkleider aufkrämpt.

Wie ganz anders stellt sich das Bild des seligen Herrn Cantor dar, welches uns vor Augen schwebt. Seine straffe Haltung, die Sauberkeit seiner allerdings nicht modischen Kleidung, seine Vorliebe für blankgewichste Kanonenstiefeln ließen den gewesenen Unteroffizier nicht verkennen; und wie früher der Säbel, so kam ihm jetzt die lange Pfeife, das Attribut seines neuen, gelehrten Standes, nicht von der Seite. Neben der Würde, welche auf dem Gesichte des Schulmonarchen thronte, machte sich von früher her ein humoristischer Zug geltend, welcher in den kleinen unter buschigen Augenbrauen liegenden Augen aufblitzte und sich neben der fleischigen, an der Spitze etwas gerötheten Nase vorbei in die Winkel des colossal angelegten Mundes verlor. Der letztere, welcher mit ausgezeichnet conservirten Kauwerkzeugen versehen war, erschien wegen seiner Prominenz fast rüsselförmig, und man sah es ihm an, daß er neben dem wohlgerundeten Bauche, mit welchem er gemeinschaftlich die Freuden der Kindtaufs-, Hochzeits- und eigenen zur Schlachtezeit von den Mitgliedern der Schulgemeinde reichlich beschenkten Tafel theilte, im Organismus eine bevorzugte Stellung einnahm. Ein dichter, krauser Haarbestand wies auf eine vorzügliche Gesundheit hin, und nur das Pedal schien eine gewisse Schwäche zu verrathen.

Da nach seiner Meinung ohne Subordination keine Ruhe denkbar war, so hielt er in seiner Schule eine ausgezeichnete Disciplin aufrecht und auf seinem Katheder sitzend wußte er den ihm von seinem obersten Schüler von der biegsamen Birke oder dem Haselstrauche geschnittenen Baculus ebenso nachdrücklich anzuwenden, wie früher den Corporalstock. Außerdem sah man es der durchaus strengen und unerbittlichen Amtsmiene des Herrn Cantor an, daß er sich seiner souveränen Stellung in der Schule wohl bewußt war und nicht mit sich spaßen ließ. Er hielt seine Schüler streng zur Gottesfurcht und zum Besuche des Gottesdienstes an. Er war ein Freund kerniger Bibelstellen und suchte sich und seine Schüler durch das Hersagen solcher und seiner Lieblings-Liederverse zu erbauen. Er hielt streng darauf, daß seine Schüler auch nach außen hin geziemend auftraten und es nie an der schuldigen Höflichkeit gegen die Eltern und Vorgesetzten fehlen ließen. Da es ihm durch die göttliche Ordnung eingerichtet zu sein schien, daß der Bauer mehr war, als der Heuerling, der Herr Pastor in der Gemeinde die erste Stelle einnahm und nach ihm er selbst die zweite, so machte sich die Gliederung seiner Schüler von selbst. Also obenan saß Pastor's Theodor, dann kam sein Sohn Gustav, sein Alter ego während

seiner Abwesenheit, nach diesen beiden folgten die Söhne der größeren Bauern, und den Schluß bildeten die der kleineren Grundbesitzer und Heuerlinge. Ebenso gruppirte er natürlich auch die Mädchen. Eine Aenderung ward nur in den Fällen angedroht, wenn die Spenden in den höheren Kreisen zeitweilig spärlich flossen. Dann war es an der Zeit, die Abschreckungstheorie in Scene zu setzen, es trat ein allgemeiner Straftag ein, und der Herr Cantor befand sich in übelster Laune. Aber wie Oel die stürmisch bewegte See zu beruhigen vermag, so gelang dieses auch den von allen Seiten in die Küche des Herrn Cantor getragenen Schlagen Butter und Mandeln Eier mit dem empörten Herzen desselben.

An Sonntagen leitete er während des Gottesdienstes vom Cantorstuhle aus den Gesang der Gemeinde. Gewöhnlich aber verließ er diesen bald und ging, im Winter durch einen Radmantel vor der Kälte geschützt, auf dem Chore auf und ab. Er war nun unumschränkter Herr auch in der Kirche, und sein gemessener, würdevoller Schritt schien zu verrathen, daß er diesen Vorzug von der ganzen Gemeinde anerkannt wußte. Sobald aber der Herr Pastor die Sacristey verließ und auf dem Chore erschien, verließ er seinen Platz, um ihn demüthig und nach den Worten der Schrift: „Es kommt Einer nach mir“ dem Höheren zu überlassen, und begab sich in seinen Cantorstuhl zurück. Bei Leichenbegängnissen war der Herr Cantor nicht nur nach dem Herrn Pastor der würdigste Repräsentant der Christlichkeit, sondern auch ein sehr geehrter Gast. Er erschien gewöhnlich zuerst, um mit aller Gemächlichkeit den Kaffee, welcher ihm durch die einschenkenden Frauen, die seinen Geschmack kannten, gehörig versüßt wurde, schlürfen zu können. Eine gehörige Quantität von Zwiebäcken und Weggen stand außerdem seinem immer fertigen Appetite zu Gebote. Im Winter verschmähte er auch, bevor der Leichenzug das Trauer-Haus verließ, den ihm dargebotenen, erwärmenden Schnaps nicht, welchen von allen Anwesenden, die Schulkinder mit eingeschlossen, nur der Herr Pastor zurückwies. Bei weiten Leichenwegen erschien auch der Herr Cantor wohl auf einem zahmen Rößlein, welches er auch auf dem Rückwege, der Leiche voran, ritt. Er hielt dann das Gesangbuch vor sich auf dem Sattelknopfe, und hinter ihm ging der oberste Schüler, um ihm die lange Pfeife nachzutragen. Der Herr Cantor war dann einem türkischen Pascha, dem sein Diener die lange Pfeife nachträgt, nicht unähnlich. Bei dem sogenannten Leichenbier, welches im Wirthshaus gespendet wurde, pflegte sich zuguterletzt auch der Herr Cantor einzufinden, um, seine lange Pfeife im Munde, an den Getränken und der Unterhaltung der Leichleute hervorragenden Antheil zu nehmen.

Daß bei Tauf- und Hochzeitsschmäusen der Herr Cantor mit Frau Gemahlin, welche letztere als gewesene Kammerzofe oder Köchin eines adligen Hauses bei solchen oft die Kochkünstlerin spielte und überhaupt bei den Bäuerinnen ihres Beirathes wegen sehr angesehen war und oft beschenkt wurde, nicht fehlen durfte, verstand sich von selbst. Er erschien bei solchen Gelegenheiten, von den Wirthen auf den allgemeinen Ruf: „Der Herr Cantor ist da“ ehrerbietigst empfangen, so zu sagen mit Kind und Kegel und verließ auch erst spät wieder das gastliche Haus, mit allen den Seinen reichlich gesättigt, und außerdem mit gefüllten vorsorglich mitgebrachten Taschen für die folgenden Tage.

An bestimmten Abenden in der Woche erschien der Herr Cantor im ersten Wirthshaus des Dorfes, um mit dem Müller, dem Untervogte und dem Meier vom Meierhofe eine Parthie Solo zu spielen. Hier nahm er ebenfalls den ihm von den Andern selbstverständlich überlassenen Ehrenplatz ein. Der Wirth brachte diensteifrigst ein Glas Kümmel, und der älteste Sohn ließ es sich nicht nehmen, dem Herrn Cantor selbst die Pfeife zu stopfen und anzuzünden. Da der Herr Cantor nur einmal für den Abend stopfte und zuletzt nur noch die Asche rauchte, so war letzteres Geschäft, das wiederholte Anzünden der ausgegangenen Pfeife nämlich, ein gewiß mühevolles und Fidibus raubendes.

Außer seiner amtlichen Wirksamkeit war der Herr Cantor auch in vielen andern Dingen eine vielfach beanspruchte Persönlichkeit. Da der Herr Pastor den Bauern zu vornehm war, so wandten sie sich in allen Angelegenheiten an den Herrn Cantor. Er mußte ihnen Briefe an ihre Kinder in Amerika und die bei den Regimentern stehenden Söhne schreiben, mußte ihnen bei Streitigkeiten und Prozessen rathen, Bittschriften aufsetzen u. s. w. demnach war der alte Herr auch ein Art Schriftsteller, aber Dichter war er nie, er möchte denn um ein Fuder Heu oder Stroh verlegen gewesen und diesen seinen Wunsch einem seiner bäuerlichen Freunde, in Versen an's Herz gelegt haben. Daß er bei seinen allgemeinen Kenntnissen auch in den Krankenstuben gern gesehen wurde und manchen guten Rath zu ertheilen wußte, versteht sich nach den oben Gesagten von selbst. — Die letzten Jahre seiner amtlichen Thätigkeit wurden ihm aber leider zu kummervollen. Ein neuer Schulinspector schien sich in die Lehrmethode des alten Herrn nicht finden zu können, und zuletzt hatte es dieser mit seinem Vorgesetzten, einem Mäßigkeitsfreunde, bei dessen Besuche in seiner Wohnung dadurch gänzlich verdorben, daß er ihm ein Gläschen von seinem besten Doppelkümmel, welchen er selbst nur bei festlichen Gelegenheiten trank, vorsetzte. Nach vielen Plackereien mußte er zuletzt einem jüngeren Lehrer Platz machen. Aber wenn dieser auch unterrichteter sein mochte, als der alte Herr Cantor es war, so wollten doch die Bauern letzterem den Vorzug lassen. Denn er hielt seine Schule in musterhafter Ordnung, gewöhnte seine Schüler an eine große und deutliche Handschrift und ein ordentliches Benehmen in und außerhalb der Schule; auch war er gemeiner, das heißt umgänglicher mit den Eltern, als der neue Lehrer, welcher außer den Dienstgeschäften nicht mit ihnen in Berührung kam.

Als nun der alte Herr Cantor das Zeitliche segnete, entstand allgemeine Betrübniß in der Gemeinde. Die Alten standen mit thränenden Augen an seinem Grabe und noch lange hörte man sie sagen:

„Solch' einen Cantor kriegen wir nicht wieder.“

---

* Preußens Löwe.

Dumpfe Schwüle lastet drückend auf den Fluren, auf der Halde;
Müde lagern alle Thiere im Gebüsch und in dem Walde.
Selbst der Leu, der Thiere König, schlummert an dem Waldessaum:
Um das stolze Haupt des Herrschers flattert mancher Heldentraum.

Seht ihn nach des Jagens Mühsal in dem Grase schlummernd liegen!
Seht, wie leichtbeschwingte Vögel, Träume um die Stirn ihm fliegen,
Raunend ihm in's Ohr, wie oftmals von dem Thron er niederstieg
Gluthenblickend, mähnenschüttelnd zu dem Kampf und zu dem Sieg.

Wie der Stamm der stolzen Eiche, den des Blitzes Hauch zersplittert,
Daß er nunmehr an dem Boden riesig ausgestreckt verwittert —
Liegt er einsam, aber mächtig in des Schlafes schwerem Bann:
Selbst der Sturm hält bei des Königs Schlummer seinen Odem an.

Aber sieh, was blickt so listig vor aus jenen Weidenzweigen,
Die sich plötzlich, wie im Lufthauch, leise auf die Seite neigen?
Sieh, ein Füchslein lauscht behutsam, fährt zuerst zurück mit Graus,
Schaut den Schlummernden — und ruhig tritt es aus dem Busch heraus.

Und nun kommen alle Thiere schaarenweis: die kleinen Zähne
Zeigt das Häslein; furchtsam schleichend nahet auch sich die Hyäne;
Langgeschwänzte Affen kommen, Ziegenböcke auch zuhauf,
Und gar schauerlichen Klanges tönt der Rinderschaar Geschnauf.

Und der Esel und die Schafe, alle kommen sie gezogen:
Aus den Feldern kommt's in Massen gleich des Meers zahllosen Wogen:
Alle tummeln sich in Jubel: aus ist ihre große Noth;
Denn der Herrscher, der Gebieter, denn der stolze Leu ist todt!

Und allmählig dringen alle nah mit wildem Racherufe;
Mit den Zähnen dräut das Mäuslein, und der Esel mit dem Hufe:
Nun der König ist entschlafen, regt urplötzlich sich ihr Muth;
Alle kleinen Kläffer lechzen Rache nun in Zorneswuth.

Da erwacht der Löwe, gähnt und — Alles ist im Nu zerstoben;
Alle fühlen schon im Nacken ihres Herrschers zornig Toben.
Keiner ist, der Heil und Rettung vor des Königs Rache glaubt: —
Doch zum Schlummer neigt bedächtig wiederum der Leu das Haupt.

Aber plötzlich aus der Ferne dröhnt ein schauerliches Brüllen:
Tiger sind's, die mit Verwüstung und mit Mord den Wald erfüllen.
In des Forstes Tiefen tragen sie Entsetzen, Graun und Tod:
Von dem Blute der Erwürgten färbt sich bald der Boden roth.

Näher braus't der Lärm, als sollt' er selbst die Todten auferwecken;
Alle Waldbewohner fliehen jäh in Angst und blindem Schrecken.
Um den Herrscher, den gehöhnten, drängt sich ihre bange Schaar:
Stehen soll er nun im Kampfe, ab nun wenden die Gefahr.

Längst erwacht ist schon der Löwe; und auf seine zage Rotte,
Wie sie fleht und ächzt und winselt, schaut er hin mit leichtem Spotte,
Weis't den Beistand, den ihm zagend ein'ge bieten, stolz zurück:
Nur dem Kühnen folgt der Segen, und den Tapfern krönt das Glück!

Seht ihn stehn im Selbstgefühle, ihn, den hohen Siegesfürsten!
Sehet ihn nach Kampfestosen und nach Blut und Siege dürsten!
Wie er über sein Gefolge groß und hehr und mächtig ragt,
Daß ein Jeder nur mit Zittern neben ihm zu stehen wagt!

Wie vor seinem Machtgebrülle rings der bange Forst erzittert!
Aus dem Weg' ihm weichen alle, wie die Heerde, wenn's gewittert.
Feierlich und langsam schreitet nun der Löwe in den Wald,
Der in wenig Augenblicken schon vom Kampfe wiederhallt.

Seht ihn blutend nun und siegreich aus dem Forste heimwärts kehren!
Seht, wie Alle, sonst so prahlend, ihn mit stummem Schweigen ehren!
Auf sie alle schaut er ohne Groll in seiner Heldenbrust,
Und er streckt sich auf den Rasen seiner Würde sich bewußt. —

* * *

Preußens Löwe! Deutschlands Hoffnung und der Stämme der Germanen,
Schreite stolz und unbekümmert vor auf deinen Siegesbahnen!
Laß dem Feind' aus deinem Auge furchtbar leuchten Blitz auf Blitz!
Ueber Deutschlands kleinen Kläffern wahre dir den Herrschersitz!

Ziehe siegesfroh und strahlend ein zu deines Ruhmes Pforte:
Laß Europa bebend lauschen auf den Donner deiner Worte!
Mag Verrath und Haß und Falschheit an dir nagen neiderfüllt:
Rein sei stets wie Gottes Aether deiner Ehre Flammenschild!

Mag die wilde Jagd dir dräuen fern aus West und Ost und Norden!
Halte Du die treue Wache mächtig an Germaniens Borden!
Furchtbar schüttle deine Mähne männlich stolz und siegverklärt;
Blendend wie die Sonne leuchte hell uns deines Friedrichs Schwert!

L. F.

Die heutige Kenntniß der altflandrischen Malerschule.

Von H. A. Müller.

I.

Es giebt in der Geschichte der bildenden Künste keine Periode, mit der sich in den letzten Decennien die gelehrte Forschung und der künstlerische Blick eingehender und gründlicher beschäftigt hat, als diejenige, aus der die Entwickelung der ganzen modernen Malerei des europäischen Nordens hervorgegangen ist: die flandrische Malerschule des 15. Jahrhunderts, die sich von allen anderen Schulen der Malerei dadurch unterscheidet, daß sie wie durch einen Zauberschlag den Stein der Weisen, das Geheimniß aller Kunst und künstlerischen Darstellung gefunden zu haben scheint und ihre Stufe so plötzlich, so ohne alles mühsame Emporklimmen betritt, und so fest und wohlgerüstet vor uns steht, wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's hervorging. Was ist denn das große Geheimniß der Kunst, das die frühere Malerei, bewußt oder unbewußt, vergebens gesucht hatte? Es besteht darin, daß die idealen Anschauungen der Künstler sich mit der Welt der Wirklichkeit künstlerisch verbinden, also die wirkliche Welt idealisirt wird. Und dieses Idealisiren geschah dadurch, daß, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Erde zum Himmel emporgehoben wurde, während die frühere Kunst und insbesondere die Malerei, ihre religiösen und idealen Anschauungen der Wirklichkeit anzupassen, also den Himmel auf die Erde herabzuziehen versucht hatte.

Es liegt weder in dem Zwecke dieser Zeilen, den Charakter der flandrischen Malerschule in den einzelnen Werken ihrer Vertreter darzulegen, noch auch den Ursachen nachzuforschen, durch welche, scheinbar ohne alle Vermittelung, dieser Umschwung vor sich ging. Ein Factum aber, das damit offenbar in ursächlichem Zusammenhange steht, darf ich deshalb nicht unerwähnt lassen, weil es, wenn auch in anderer Beziehung, in der heutigen Forschung der Geschichte der flandrischen Malerei eine große Rolle spielt. Ich meine die Erfindung der Oelmalerei, die, mag sie nun von dem älteren der Brüder van Eyck, oder, was wohl richtiger ist, von dem jüngeren herrühren, nach der Meinung Einiger als eine Folge, nach der Meinung Anderer als eine Ursache und zwar als eine der Hauptursachen dieser Umwandlung anzusehen ist. Aus rein kunsthistorischen Gründen muß ich mich entschieden für letztere Ansicht erklären. Freilich ist nicht zu leugnen, daß sich in Flandern sowohl wie in Deutschland schon in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein offenbares Streben zur künstlerischen Darstellung des wirklichen Lebens und der uns umgebenden Natur bemerklich macht; ich gebe auch zu, daß diese Tendenz, die wiederum ihre culturhistorischen Ursachen hat, gar manche Maler und eben so die Brüder van Eyck dahin geführt haben mag, auf ein Mittel bedacht zu sein, durch welches die Trockenheit und Härte der Temperamalerei vermieden und den dargestellten Gegenständen der volle Glanz der Wirklichkeit verliehen würde. Und hätten die Brüder van Eyck dieses Mittel nicht erfunden, so wäre zwar durch sie die Malerei wahrscheinlich eben so gut um einen Schritt weiter geführt, wie durch die beiden Hauptmeister der Kölnischen Schule, aber sie wäre gewiß nicht zu der Darstellung der Wahrheit und Wirklichkeit gelangt, weil eben diese in den Staffeleibildern nur durch die Oelmalerei zu erreichen ist. Wenn es noch eines Beweises für diese Behauptung, wenigstens für die damalige Zeit, bedürfte, so brauchen wir nur auf den Ruhm zu sehen, der dem Erfinder dieser neuen Technik schon von seinen Zeitgenossen zu Theil wurde, und auf die Verbreitung, welche die Oelmalerei bereits wenige Decennien nach dem Bekanntwerden der anfangs geheim gehaltenen Erfindung nicht

allein in Flandern, sondern auch in dem Lande fand, das Jahrhunderte lang die Pflanzschule der Malerei gewesen war: in Italien. Mithin kann ich, obgleich das Streben nach einem technischen Fortschritt eine Wirkung der Zeitrichtung war, den technischen Fortschritt selber doch nur für eine der Hauptursachen halten, durch welche der Umschwung in der Entwickelung der Malerei herbeigeführt wurde.

Der Zweck dieser Zeilen ist vielmehr der, zu zeigen, wie weit es die Erforschung der Geschichte der flandrischen Malerei gebracht hat; was von wirklichen Forschern als sichere Thatsache, was dagegen als unbewiesene Behauptung, als Vermuthung, oder als rein willkürliche Annahme und Voraussetzung aufgestellt worden ist. So wird, wie sich von vorn herein annehmen läßt, das Resultat dieser Betrachtungen einerseits ein positives, erfreuliches, andererseits ein negatives, unerfreuliches sein, insofern sich dort das Leben und Schaffen einzelner Künstler klarer und schärfer herausgestellt hat, und die Bilder von angeblich unbekannten Urhebern auf ihren wahren, früher oft kaum genannten Schöpfer zurückgeführt sind, hier dagegen Manches, was früher als Thatsache in gutem Glauben hingenommen und nachgesprochen wurde, sich als unbegründet erwiesen hat, manche Erzählung aus dem Leben einzelner Meister in Nichts zerfallen, und manches Bild, das man früher von ihnen zu besitzen glaubte, einem anderen benannten oder unbenannten Urheber beizulegen ist. Und diese Resultate verdanken wir keineswegs allein den zum Theil durch den Tod bereits abgerufenen deutschen Kunsthistorikern, sondern mehr noch den eifrigen Nachforschungen, welche die belgischen Gelehrten in den reichen Schätzen ihrer in den städtischen und kirchlichen Archiven und Bibliotheken aufbewahrten Urkunden angestellt haben *).

Wie eigenthümlich und scheinbar unvermittelt die große Epoche der flandrischen Malerschule im Beginn des 15. Jahrhunderts dasteht, geht zunächst daraus hervor, daß man bei dem Vater derselben, Hubert van Eyck, gar nicht weiß, wer in der Kunst der Malerei ihn unterrichtet, nach wessen Werken er sich gebildet hat. Maler war sein Vater allerdings, aber wie es scheint so untergeordnet, daß er die Grundlage zu der künftigen Bedeutung seines Sohnes schwerlich gelegt haben kann. Man könnte deswegen an Melchior Bröderlain denken, den, so weit unsere Kenntniß reicht, einzigen namhaften Vorgänger Huberts im flanderischen Burgund. Nach seinem Bilde in Dijon und seiner ungefähren Lebenszeit zu urtheilen, kann Hubert recht gut sein Schüler gewesen sein, obgleich uns nichts darüber gemeldet wird, daß der muthmaßliche Lehrer und Schüler jemals zusammen in Einer Stadt gelebt haben. Und sehr zu verwundern wäre es, wenn wir dergleichen wüßten, da sich selbst die nothwendigsten Lebensnachrichten über Hubert van Eyck, der doch später eine größere Berühmtheit genoß als Bröderlein, fast auf Null reduciren. Nur das Eine steht fest, daß er 1426 im sechszigsten Lebensjahre starb. Wenn wir doch nur in Bezug auf den jüngeren Bruder Jan eben so glücklich wären! Wenn doch nur irgend eine Urkunde das Jahr seiner Geburt uns nennte, oder es so andeutete, daß wir es herausrechnen könnten! Das würde uns über viele Schwierigkeiten hinweghelfen und uns in den Stand setzen zu beurtheilen, ob die Angaben daß er jung, oder ob die, daß er ziemlich bejahrt gestorben, Recht haben. Statt dessen wissen wir eine Menge kleiner Notizen aus seinem späteren Leben, die von geringerem Werthe sind, und haben es erst vor Kurzem mit ziemlicher Gewißheit ermittelt, daß er 1440 gestorben ist.

Was ich in Bezug auf das Leben Hubert's und den ihm gewordenen Auftrag der Ausführung eines großen Bildes für die Begräbnißkapelle des Bürgermeisters von Gent Judocus Vydt (des jetzigen hochberühmten Genter Altarbildes die „Anbetung des Lammes“) immer am meisten bedauert habe, ist, daß wir keine Andeutung über seinen früheren künstlerischen Ruf haben. Was bewog den reichen Bürgermeister der Stadt, grade Hubert van Eyck zu wählen? Was hatte dieser vorher gemalt? Man wird mir antworten: den s. g. Brunnen des Lebens, oder richtiger gesagt, den Sieg des Christenthums über das Judenthum, der jetzt im Museum zu Madrid ist. Der war doch wohl Grund genug, um dem Hubert jenen Auftrag zu ertheilen. Ich muß darauf erwidern, daß, obgleich ich es wegen mancher Aehnlichkeiten mit der „Anbetung des Lammes“ in Gent für wahrscheinlich halte, daß beide Compositionen von Hubert sind, dies doch keinesweges bewiesen ist, daß vielmehr jener „Brunnen des Lebens“ nach Anderen von Jan van Eyck, sogar nach dem Urtheil eines sehr erfahrenen Kunstkenners von keinem der beiden Brüder, sondern von einem späteren Maler sein soll. Warum wählte also Judocus Vydt nicht lieber Hubert's jüngeren Bruder Jan, der uns von den Schriftstellern des 15. und 16. Jahrhunderts immer mit Ruhm genannt wird, während sie von Hubert kein Wort sagen?

Da bin ich, ohne es zu wollen, auf das sehr mißliche Feld der Frage gerathen, welcher von beiden Brüdern als Maler größer gewesen sei. Fast Jeder, der diese Frage erörtert hat, bringt sie in Verbindung sowohl mit der, welchem von beiden Brüdern man eigentlich die 1410 geschehene Erfindung der Oelmalerei verdankt, als auch mit der, wie groß der Antheil jedes der beiden Brüder am Genter Altarbilde sei. Was man nach dem jetzigen Standpunkte der Forschungen auf die erste Frage zu erwiedern hat, ist, daß Huberts künstlerische Größe uns nur in der Inschrift der „Anbetung des Lammes“ gepriesen wird (major quo nemo repertus) und daß in eben dieser Inschrift Jan als der ihm in der Kunst nächststehende (arte secundus) genannt wird, daß aber diese Worte wahrscheinlich von Jan selber unter das Bild gesetzt sind, um das Andenken seines Bruders dadurch zu ehren; daß dagegen die Zahl der Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts, welche Jan hervorheben oder ihn als den berühmten, den Fürsten der Maler preisen, sehr groß ist. Die bekanntesten unter ihnen sind Giovanni Santi, der Vater des göttlichen Meisters von Urbino, und Albrecht Dürer, welcher in dem Tagebuche seiner Reise in den Niederlanden sagt: „Darnach sahe ich (in Gent) des Johannes Taffel, das ist ein überköstlich, hochverständig Gemähl und sonderlich die Eva, Maria und Gott der Vater sind fast gut.“ (Sollte man daraus nicht schließen, daß diese Figuren der „Anbetung des Lammes“ von Jan herrühren? Und grade diese wollen alle Kenner dem älteren Bruder zuschreiben). Im Uebrigen muß selbst der eifrigste Lobredner des jüngeren Bruders einräumen, daß unter allen von ihm erhaltenen Bildern keins ist, welches der doch gewiß von Hubert herrührenden großartigen Composition des Genter Altarwerkes gleich kommt.

Wer trotz der Zeugnisse der mit Jan van Eyck fast gleichzeitigen Schriftsteller seinen älteren Bruder höher stellt, pflegt diesem auch die Erfindung der Oelmalerei zuzuschreiben, und zwar meistens aus dem rein äußerlichen Grunde, daß in dem sich daran knüpfenden Jahre 1410 Jan noch zu jung gewesen sei, um eine solche Erfindung zu machen. Das setzt also voraus,

*) Ihre Namen und Schriften finden sich fast alle verzeichnet in zwei der neuesten hier in Betracht kommende Werke: 1) in der Vorrede zu Waagen Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschule. Stuttgart 1862; 2) in der erst vor wenigen Monaten zum Abschluß gekommenen französischen Uebersetzung von Crowe und Lavalcatelle, the early flemish painters.

man wisse wenigstens ungefähr sein Geburtsjahr. Das ist aber keineswegs der Fall. Aus den Portraits der beiden Brüder, die sich (nach Sitte des Mittelalters) auf der „Anbetung des Lammes“ finden, will man sehen, wie viel Jan jünger gewesen sein muß als Hubert. Wie mißlich es aber ist, dergleichen aus Portraits erkennen zu wollen, weiß Jeder. Gründe der Zeitrechnung gestatten es also recht wohl, daß Jan die Oelmalerei erfand, denn er konnte damals bereits 22 — 25 Jahre alt sein. Uebrigens ist es meiner Ansicht nach für die Geschichte der Malerei ziemlich unerheblich, welchem von beiden Brüdern diese Erfindung zu verdanken ist. In ihrem Hauptwerke, dem Genter Altarbilde, sind beide so eng mit einander verbunden, daß man gewiß Keinem zu nahe tritt, wenn man die Erfindung für ihr gemeinsames Verdienst ansieht.

Damit deutete ich schon an, daß die letzte der genannten Fragen, wie viel von jenem Meisterwerke der ältere, wie viel der jüngere Bruder ausgeführt hat, eine Frage, die Jeder aufgeworfen und Keiner genau so wie der Andere beantwortet, sich gar nicht beantworten läßt. Es ist lächerlich anzusehen, was man Alles aus den beiden Worten der Inschrift Hubertus incepit und Joannes perfecit herauslesen will. Wer dem Hubert die ganze Ehre läßt, und in seinem Eifer so weit geht zu behaupten „entweder hat Hubert die Hauptsache jeder Tafel, oder von allen keine gemalt“,*) der sagt natürlich, Jan habe nur die letzte Hand daran gelegt. Wie käme dann aber der bescheidene Jan dazu, in der Inschrift den Antheil seines Bruders nur durch incepit auszudrücken? Wer dagegen dem Jan den größeren Antheil zuschreibt, der urgirt vor Allem eben dieses Wort incepit. Dazu kommt, daß sich gar nicht angeben läßt, wann Hubert das in der Inschrift als „ein schweres Stück Arbeit“ (pondus) bezeichnete Werk begann; man weiß nur, daß er es 1426 unvollendet hinterließ, und daß Jan es erst 1432 vollendete. Grade jener Umstand, daß bis jetzt kein einziger Kunstkenner mit dem anderen hierin übereinstimmt, beweist, wie mißlich es ist, dergleichen bestimmen zu wollen, zumal da wir gar keine sonstigen sichern Anhaltspunkte haben, um Hubert's Stil und Darstellungsweise genau characterisiren zu können.

---

* Grimms Essays

Unter dem Titel: „Neue Essays über Kunst und Literatur“ hat Herman Grimm eine Sammlung von zehn verschiedenen Aufsätzen herausgegeben, deren größter Theil bereits früher in Journalen publicirt war (Berlin, Ferd. Dümmler, Verlag, 1865). Der Reichthum an Gedanken, die Selbständigkeit des Urtheils, die Sauberkeit der Sprache, die wir wiederholt als Vorzüge Grimms hervorgehoben, bewährt er auch in diesen Arbeiten, die den Freunden der Literatur in der vorliegenden Zusammenstellung ein willkommenes Geschenk sein werden. Wir gehen den Inhalt derselben kurz durch.

„Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte“ bezeichnet sich als „Anmerkungen zu Passavants Leben Raphaels.“ Er weist nach, daß Passavant die italienischen Quellen zum Theil mangelhaft gekannt und falsch benutzt habe; daß er ferner den Mißgriff begangen habe, die Kunst von Urbino, die umbrische Schule als die Grundlage von Raphaels Entwickelung hinzustellen, während in der That sein Aufenthalt zu Rom während der durch Julius II. und Leo X. herbeigeführten Wiedererhebung dieser Stadt seine künstlerische Richtung festgestellt und seine einzige Größe begründet hat. Er greift darauf die Erklärungen an, die Passavant in Uebereinstimmung mit allen Neueren von den beiden unter den Titeln der Disputa und der Schule von Athen bekannten vaticanischen Gemälden giebt. Darnach soll das Eine dieser Bilder die Idee der christlichen Theologie, des Katholicismus, das andere die der antiken Philosophie verkörpert enthalten. Dem gegenüber macht Grimm mit Recht darauf aufmerksam, daß zu jener Zeit, vor der Reformation, Theologie und Philosophie noch nicht als absolute Gegensätze aufgefaßt seien, daß man die Philosophie des Plato und Aristoteles noch nicht als ein bereits abgeschlossenes Moment der geistigen Entwickelung der Menschheit aufgefaßt habe, daß vielmehr die Werke derselben tief hineingeflossen seien in die Quellen christlicher Gelehrsamkeit. Aus diesem Bedenken, und ferner, weil wir nicht gewohnt seien, in den Darstellungen Raphaels das dramatische Interesse einer einheitlichen Handlung zu entbehren, sucht er nach einer anderen Auslegung, und findet sie, zum großen Theil auf die bei Vasari gegebenen, später bestrittenen Erläuterungen zurückgehend in Folgendem: die Disputa stellt in ihrem untern Theile allerdings Männer dar, die über die Dreieinigkeit verschiedene Meinungen hegen und austauschen; über ihnen aber steht der aufgethane Himmel mit seiner Herrlichkeit nicht fest da, etwa wie ein dauernder Regenbogen über einer Landschaft, sondern der Maler hat die Minute zur Anschauung bringen wollen, wo die Gewölke eben reißen, und die überirdische Herrlichkeit durchbricht, die alles weitere Disputiren unnütz macht. Eine höhere Gewalt, als die menschlicher Logik, die Erscheinung der Dreieinigkeit selbst, beendet den Streit und führt ein Resultat herbei, welches Alle vereinigt. Während die Disputa es mit der Religion zu thun hat, beschäftigt sich die Schule von Athen mit der Wissenschaft, und zwar mit dem Contacte griechischer Philosophie und christlicher Theologie. Die in der Mitte stehende Figur mit erhobener Hand, stelle sie, wie ein alter Kupferstich uns belehrt, den Paulus dar, oder wie man gemeinhin annimmt, den Plato, erklärt, wer der unbekannte Gott ist, giebt den Rath in sich zu gehen und verkündet das jüngste Gericht und die Auferstehung Christi. Die Evangelisten links und die Astrologen rechts beschäftigen sich mit der Erscheinung Christi, und diese, die gefunden, was der Welt zum Heile gereichen wird, haben ihre Tafeln hinübergesandt zu jenen, welche, die Figuren in Gedanken und Thatsachen übertragend, schreiben, was alle Umstehenden mit noch höherer Freude erfüllt. — Ein zweiter Theil der Abhandlung bespricht die von Raphael an eine Geliebte gerichtete Sonette, von denen uns eine neue Uebersetzung vorgelegt wird. Es wird nachgewiesen, daß der größte Theil der Nachrichten über Raphaels Liebesverhältnisse, welche durch die Literatur gehen, mythischen Ursprunges seien, daß wir von denselben wenig wissen, daß es aber auch einer genauen Kenntniß derselben zur Kenntniß Raphaels nicht bedürfe.

„Der Verfall der Kunst in Italien, Carlo Saraceni, ein Vorschlag an Regierungen und Kunstfreunde“ geht von der Betrachtung aus, daß man den bildenden Künstler und den Kunstfreund nicht ausschließlich auf die Betrachtung der höchsten Productionen der Kunst verweisen könne. Jeder Mensch steht innerhalb des großen Causalismus von Ereignissen, den wir Weltgeschichte nennen und ist mit seinen Leistungen abhängig von dem Boden, auf welchem er steht, von dem Punkte, von dem aus er weiter zu streben hat. Er muß, will er nicht mit vergeblicher Anstrengung kämpfen, wissen, was vor ihm versucht worden ist,

*) Hotho, die Malerschule Huberts van Eyck II. S. 90.

mit welchen Mitteln man es versuchte, und welche Umstände Erfolg und Mißlingen herbeiführten. Darum ist eine sorgfältige Geschichte des Verfalls der Kunst in Italien, der Zeit nach Raphael, Titian und Michel Angelo unentbehrlich. Um eine solche Geschichte auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, müsse ein vollständiges Material beschafft werden durch eine Sammlung von Photographien aller vorhandenen Gemälde, begleitet jedes einzelne Blatt von Angaben über Größe, Herkunft, allgemeinen Zustand und besondere Eigenheiten des Werkes. Als Vorarbeit zu einer zu schreibenden Geschichte des Verfalls werden ferner Beiträge zur Kenntniß des Lebens und der Werke von Carlo Saraceni geliefert. Derselbe, ein Schüler Caravaggios, von welchem Rom, Venedig, Wien Berlin, München, Hannover und England Werke besitzen, hat bisher in der Kunstgeschichte zu geringe Beachtung gefunden.

„Die Akademie der Kunst und das Verhältniß der Künstler zum Staate“ ist besonders beachtenswerth in einer Zeit, in welcher viele Stimmen sich darin gefallen, dem Staate das Niederliegen nicht allein der bildenden Kunst, sondern auch des Theaters zum Vorwurfe zu machen, und von ihm Abhülfe fordern. Grimm zeigt, daß die Kunst überhaupt nicht lehrbar sei und daher auch auf der Akademie nicht gelehrt werden könne. Hier könne man nur das darbieten, was der Künstler lernen müsse, bevor er diesen Namen trägt; die Akademie müsse daher auf den gründlichsten Unterricht im freien Handzeichnen und in den Wissenschaften, die dem Künstler die unentbehrlichsten sind, der Kunstgeschichte und der politischen Geschichte sich beschränken. Hat ein junger Künstler den Cursus der Akademie absolvirt, so muß ihm Gelegenheit geboten werden, sich in den Ateliers bedeutender Meister Rath und Belehrung zu holen. Dies zu gewähren kann der Staat tüchtige Maler und Bildhauer verpflichten, indem er ihnen gleichzeitig eine ehrenvolle Stellung giebt und so eine schöne Gelegenheit findet, bedeutende Künstler vor den Sorgen des Alters zu bewahren. Bei der großen Bedeutung, die ein Besuch Roms für Künstler hat, bei der großen Gefahr aber auch, daß dieser Aufenthalt von Unvorbereiteten nicht gehörig benuzt wird, beschaffe man daselbst ein Haus, in welchem ehemalige Schüler der Akademie billige Wohnung, ein Atelier und eine Bibliothek finden, und übergebe dasselbe der Leitung eines Directors, der, künstlerisch und wissenschaftlich gebildet, die Kunstschätze erklärt, zugänglich macht und die nöthigen Bücher mittheilt.

„Dante und die letzten Kämpfe in Italien“ richtet sich gegen Karl Witte über Dante und die italienische Frage, in welcher Dante zur neuesten Umgestaltung Italiens in Beziehung gebracht und die Beweisführung übernommen ist, daß der große Dichter und Staatsmann, weit entfernt, sich den Vorgängen von 1859 günstig gestimmt zu zeigen, vielmehr sich von ihnen als einer verderblichen Wandlung der Geschicke seines Vaterlandes abgewandt und sie mißbilligt haben würde. Dantes von Witte einseitig aufgefaßten politischen Ansichten werden im Zusammenhange dargelegt, und nachgewiesen, wie er zu seiner Zeit allen voranging, so daß nicht angenommen werden kann, er würde heute hinter allen zurückbleiben. Mit Recht wird es aber als eine Thorheit bezeichnet, untersuchen zu wollen, wie ein großer Mann der Geschichte eine durch die speciellen Verhältnisse der Gegenwart hervorgerufene Frage beantwortet haben würde.

Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit Cornelius: „Die Cartons von Peter von Cornelius“ und „Berlin und Peter von Cornelius.“ Als es im Jahre 1859 in Berlin dahin gebracht worden war, daß die von Cornelius gezeichneten Cartons hervorgesucht, theilweise aufgespannt, sämmtlich aber soweit in Stand gesetzt wurden, um zu einer allgemeinen Ausstellung vereinigt werden zu können, war der zweite dieser Aufsätze, der eine Beschreibung des Cartons enthält, verfaßt worden. Der erste erzählt, wie Cornelius nach Berlin berufen sei, um die Cartons für den Dom und den Campo Santo zu zeichnen, wie er dieser Aufgabe Genüge geleistet, wie aber seitdem jede Hoffnung geschwunden sei, die Gebäude und mit ihnen die in denselben anzubringenden Wandgemälde ausgeführt zu sehen, wie endlich die vorhandenen Cartons dem Publikum unzugänglich gemacht und in hohem Maße der Gefahr des Verderbens ausgesetzt seien. Mit großer Wärme und edler Begeisterung für den Meister wird darauf gedrungen, daß angemessene Räume diese Denkmäler des deutschen Geistes beherbergen.

„Goethe in Italien“ verdient unter allen Essays den Preis, indem die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Italien darin vom höchsten culturhistorischen Standpunkt aus besprochen werden. Italien hatte in dem sechszehnten Jahrhundert den Preis der Bildung davon getragen, indem es die Gedanken der alten Griechen wieder aufnahm, die nun schon seit Jahrtausenden die reinste Quelle geistiger Cultur sind. So stieg die italienische Nation über die andern empor; ihr zunächst war die deutsche. Da begann jener unheilvolle Proceß, in welchem zwei Jahrhunderte lang die habsburgische Dynastie sich bemühte, jede nationale Bestrebung in Deutschland zu unterdrücken und den protestantischen Norden in seiner freien Entfaltung niederzuhalten. „Erst nachdem ein norddeutscher Staat begründet war, nachdem der politische und literarische Einfluß Frankreichs, der sich während der Zeit der deutschen Schwäche herangebildet hatte, überwunden war, konnte Deutschland sich wieder zu den antiken Völkern und den Italienern der vergangenen Jahrhunderte zurückwenden, und sich zu frischer Blüthe emporheben. In Italien ging die Umwandlung mit Goethe vor, die ihn befähigte, der vornehmste Apostel dieser Mission zu werden. Dort verschwand der junge fast mythische Goethe, über dessen Gestalt eine leise Dämmerung verbreitet ist; von dort kehrt der uns allen verwandte Goethe der neuen Zeit zurück, dessen Werke noch unter uns leben. Gebührender Nachdruck wird darauf gelegt, daß Goethe stets auch der Vermittler zwischen Deutschland und dem modernen Italien gewesen ist.

„Ralph Waldo Emerson“ ist eine mehr dithyrambische, als überzeugende Verherrlichung des nordamerikanischen Essayisten. Sie macht einen eigenthümlichen Eindruck. Auf mehreren Bogen macht der Verfasser wiederholt den Versuch, auseinanderzusetzen, worin er im Grunde Emersons Bedeutung findet, allein es gelingt ihm nicht; ihm selbst unbemerkt schlüpft ihm eine Anekdote dazwischen, wie er mit einem Manne, einer Frau über Emerson gesprochen und correspondirt und was er oder sie darauf geantwortet. Das Positivste, was wir erfahren, ist, daß Emerson aus tiefster Seele das ausspricht, was er für wahr hält. Das ist allerdings Eines, aber das andere bleibt doch noch immer die Frage, was er denn nun für wahr hält. Referent bekennt, daß ihm Emersons Schriften unbekannt sind, daß er indessen aus Grimms Panegyrikus keine lebendige Anregung empfangen hat, sich mit ihnen bekannt zu machen. Irgend Etwas von dem, was aus ihnen zu gewinnen ist, hätte doch wohl verrathen werden dürfen.

„Alexander von Humboldt“ wird nicht nach der Seite seiner wissenschaftlichen Bedeutung besprochen, sondern die nach seinem Tode veröffentlichten Briefwechsel gaben Veranlassung, einige Bemerkungen über sein sociales Verhalten zu machen. Die liebenswürdigen Schwächen des großen Meisters, der sich kein Bedenken daraus machte, gelegentlich einer Kammerzofe zu versichern, sie sei die erste Person, die seinen Kosmos verstanden,

werden in schonendem Ton, aber mit voller Aufrichtigkeit aufgedeckt. Dabei wird aber mit vollem Rechte hervorgehoben, daß diese Characterzüge ihn weit öfter dazu vermocht haben, Emporstrebende zu fördern, als Unwürdigen eine Handhabe zu geben.

„Herrn von Varnhagens Tagebücher“ spricht scharfen und gerechten Tadel aus über die Publikation derselben, gegen die Herausgeber, wenn sie ohne, gegen Varnhagen selbst, wenn sie, was wahrscheinlich ist, mit seinem Willen erfolgt sein sollte. Düntzer hat in diesen Blättern den Versuch gemacht, Varnhagen gegen Grimms Angriffe zu schützen; bei aller Achtung vor dem Urtheile des berühmten Literarhistorikers haben wir uns in dieser Frage von ihm nicht überzeugen lassen können. Vieles Bittere, was Varnhagen über die Gesellschaft seiner Zeit ausspricht ist wahr; nur das ist nicht wahr, daß er selbst besser ist, als seine Zeit.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Tyel Ulenspiegel. — Hebbels sämmtliche Werke. — Eckart. York und Paulucci. — H. Schmid. Friedel und Oswald. — Scherer. Jakob Grimm. — Prohl. Sei willkommen. — Thiersch. Thiersch Leben. — Schack. Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. — Auerbach. Volkskalender für 1866. — Die Wohnungsfrage mit besonderer Rücksicht auf die arbeitenden Klassen. — Horst. Aus dem Küstenlande. — Paschkowsky. Geld und Kunst. — Oelckers. Der Allerletzte.

* Künstlerverein. Am 12. Oktober sprach Dr. Alexander Meyer über Fichte als Politiker. Im vorigen Jahrhundert haben die besseren Geister den Staat als ein nothwendiges Uebel angesehen, dem man in allen äußeren Dingen gehorchen müsse, für den ein Interesse zu haben aber nicht zieme. Von dieser Grundanschauung aus habe auch Fichte sein Naturrecht geschrieben, jedoch unter dem Eindrucke der französischen Revolution energisch die Umwandlung des absoluten Staates in den Rechtsstaat verlangt und so die Würde des Staatsbürgerthums zum Ausdruck gebracht. Doch sei sein Standpunkt noch immer ein formaler und atomistischer geblieben. In späteren Jahren habe er sich über denselben erhoben. Einerseits habe die Consequenz seiner Wissenschaftslehre für den Staat ein Handeln nach realen Zwecken verlangt, andererseits habe er sich genöthigt gesehen, alle socialen und intellectuellen Kräfte in den Dienst des Staates zu ziehen, um den Kampf gegen das Imperatorenthum bestehen zu können, das alle materiellen Kräfte in seinen Dienst gezogen. So hätten sich ihm drei politische Gedanken ergeben: sociale Ausgleichung, nationale Einigung, Reform der Erziehung als Aufgaben des Staates. Von diesen drei Aufgaben hätten wir die erste auf die Schultern der bürgerlichen Gesellschaft, die dritte auf die der Familie abzuwälzen. Die zweite zu lösen sei noch heute eine dringende Aufgabe des Staates. Fichtes Wort habe mächtig auf die Erhebung des Jahres 1813 gewirkt: die Fichtefeier im Jahre 1862 zeige, daß die Anschauung seines Characters einen tief eingreifenden Einfluß auf das Volk übe; man müsse dafür sorgen, daß auch die von ihm erkannten politischen Wahrheiten dauernd wirkten.

* Das im Spamerschen Verlage erscheinende Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien wird jetzt wieder in rascher Folge der Lieferungen ausgegeben, nachdem es eine kurze Zeit hindurch in Folge der Arbeitseinstellung der Buchdrucker unterbrochen worden war. Die zuletzt ausgegebenen Hefte führen den vierten Band, der der Betrachtung der Mineralien und chemischen Rohstoffe gewidmet ist, fort. Beginnend mit dem Quecksilber betrachten sie zuerst die edlen Metalle (wobei besonders auch das Münzwesen berücksichtigt wird) dann das Aluminium und sein Oxyd: die Thonerde; an die letztere knüpft sich naturgemäß die Porzellanfabrikation und Töpferei an. Endlich werden die Alkalien, die alkalischen Erden und ihre wichtigsten Salze (Salpeter, Gyps, Schwerspath u. s. w.) in ihrer Fabrikation und ihrer Bedeutung für die Technik vorgeführt.

— Die Septembernummer von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften“, mit welcher der 18. Band (9. Jahrgang) des trefflichen Unternehmens schließt, wird mit einer Novellette von Elise Polko „Properzia de Rossi“ eröffnet, die sich recht hübsch liest. Interessant ist die darauf folgende Schilderung „Zwei Abende auf einem ungarischen Edelhofe.“ Die Arbeiten von W. Hamm über „Bauernhäuser in Schleswig-Holstein“ und von F. Varrentrapp „Ueber die Ventilation bewohnter Räume“ sind von großem Werthe. Ganz besonders ausgezeichnet und von gründlichstem Quellenstudium zeugend ist die Biographie F. Chr. Baur's, des Vorläufer's von Strauß und Renan, welche W. Hoffner geschrieben hat. Ferner werden die Aufzeichnungen von Ludwig Nohl über „Beethoven's Tod“ überall das höchste Interesse erregen durch die Ausführlichkeit der großentheils neuen Mittheilungen über die letzten Tage des erhabenen Tondichters. Unter den Illustrationen sind namentlich zwei Porträts Beethoven's, Originalzeichnungen von W. Lindenschmitt, in Auffassung und Ausführung vorzüglich zu nennen. — Der neu ausgegebene Prospect verspricht für das erste Heft des mit October beginnenden 10 Jahrgangs Beiträge von Levin Schücking, M. J. Schleiden, Fdr. Bodenstedt, Moritz Wagner, W. J. Thiersch u. A. nebst sehr zahlreichen Illustrationen.

— Die im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinende Zeitschrift „Unsere Tage“, welche in zwanglosen Heften, ungefähr alle Monate ein Heft von 4 Bogen, herauskommt, ist mit dem uns vorliegenden 1. Hefte des 7. Bandes in veränderter Form und bereichertem Inhalte versendet worden. Größere übersichtliche Aufsätze, wie z. B. über „Das preußische Abgeordnetenhaus“, dann handelspolitische, biographische, industrielle und ähnliche Beiträge vereinen sich darin zu einer vielseitigen und wirksam gruppirten Zusammenstellung von Abhandlungen über Vorgänge aus der Gegenwart. Diesen größeren Aufsätzen schließt sich zunächst der Nekrolog der bedeutendsten in den letzten Wochen verstorbenen Persönlichkeiten in ziemlicher Vollständigkeit an, worauf eine Rundschau in kleinen Notizen über Vorgänge auf den Gebieten der Literatur, Kunst, Industrie, Geographie und des öffentlichen Lebens folgt. Auch das 2. Heft von „Unsere Tage“, welches uns bereits vorliegt, zeichnet sich durch große Reichhaltigkeit des Materials aus. Das ganze Unternehmen verdient den Namen einer geschickt gemachten Revue der Gegenwart und ist auch äußerlich sehr hübsch ausgestattet. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten größere Aufsätze über das atlantische Kabel, die Handelsverträge der neueren Zeit, das preußische Abgeordnetenhaus 1865, die pariser Bühne der Gegenwart, ferner kurze Biographien von W. Raabe, Franz Abt, Adelbert Stifter, Joseph Joachim, eine ganze Reihe kleinerer Artikel, darunter namentlich Nekrologe u. s. w.

— Der Nürnberger Correspondent enthält folgenden Nekrolog: Karl Alexander von Heideloff, Professor der polytechnischen Schule zu Nürnberg, Conservator, Baumeister, Maler und Architekt, wurde geboren in Stuttgart 1788, und war der älteste Sohn Victor Heideloffs, Prof. an der hohen Karlsschule daselbst. Die Jugend Heideloffs fällt in die Zeit großer, sowohl politischer als geistiger, Umgestaltungen. Der Knabe besuchte die Akademie der bildenden Künste in Stuttgart, einem damals noch bestehenden Zweig der Karlsschule, welch letztere nach kurzem Glanz eben so rasch abblühte als sie entstanden war. Schon frühzeitig lernte das junge aufstrebende Genie die harte Schule des Lebens kennen. Der Vater erblindete im kräftigsten Mannesalter, und die Sorge des Staats war weniger auf die Friedenswerke als auf Krieg und Soldaten gerichtet. Indessen fand Heideloffs Vater mit seinem Schwager, dem tüchtigen Künstler und Gelehrten Aloys Keim, ein Unterkommen im Dienste des Hoftheaters in Stuttgart, dessen Decorationen beide schufen, was auf die Kunstrichtung Heideloffs nicht ohne Einfluß war.

Die Schule des berühmten Hofmalers Seele sowie Weinbrenners in Karlsruhe waren — neben dem Unterricht des Vaters und des Oheims — die Bildungsstätten des jungen Heideloff. Nebenher erfaßten dessen empfängliches phantasiereiches Gemüth die Werke unserer mittelalterlichen Vorzeit, an denen die Gauen Schwabens so reich sind; jene Bauwerke in Kirchen, Burgen und Klöstern zu studiren und zu zeichnen war des jungen Mannes Lieblingsbeschäftigung; da stärkte sich seine Kunstrichtung, und da lernte er die Gesetze kennen welche den Maßstab für sein späteres Leben und Wirken bildeten. Das Studium der Kunst mußte ihm schon frühzeitig zum Broderwerb dienen, denn die drückenden Verhältnisse in welche die Familie Heideloffs gerieth forderten des jungen Mannes ganzen Fleiß; daher auch schon in früher Jugend dessen Kunstfertigkeit im Zeichnen. Es waren meist Zeichnungen für den Stich, welche die damals vorzugsweise eine Modesache bildenden Taschenbücher und Almanache schmückten. Außerdem benutzte der junge Künstler auch die damals neuerfundene Lithographie zu seinen verschiedenartigsten Compositionen. Desgleichen fanden die vielfachen Festins Arbeiten, welche das junge Königreich Würtemberg unter Napoleonischer Aegide reichlich bot, an dem jungen Heideloff im Verein mit Oheim und Bruder eine emsige Beihülfe.

Nach den Befreiungskriegen, die das der altdeutschen Kunst ohnedieß so schwärmerisch hingegebene Gemüth des Jünglings mit aller Gluth umfaßte, trat in seiner Laufbahn eine glückliche Wendung ein; er erhielt, nebst

seinem Oheim, seinem Bruder Manfred und Rauch, einen Ruf nach Coburg, wo während der Theuerungsjahre 1816 und 1817 der kunstsinnige Herzog Ernst seine Residenz, die Ehrenburg, im altdeutschen Styl theils um-, theils neu bauen ließ. An der Spitze des Unternehmens stand ein Baumeister aus Paris, der denn auch, wie sich leicht denken läßt, mit der Künstlercolonie aus Schwaben, sowie mit der Gothik selbst, in vielfache Conflicte gerieth. Der Herzog wußte den jugendlichen Künstler, dessen Talent er bald hochschätzen gelernt, mannichfach zu beschäftigen. Die Pläne zu den Schlössern Callenberg, Rosenstein und besonders für Reinhardsbrunn wurden ihm mit übertragen.

Nach Vollendung dieser Arbeiten öffnete sich für den strebenden Mann ein neues Reich der Thätigkeit in Nürnberg, wohin er schon früher gepilgert war, und wo sein zweiter Oheim, Baurath Keim, eine einflußreiche Stellung einnahm. Bald war die kleine Künstlercolonie, obwohl Anfangs in sehr bescheidenen Verhältnissen, hier einheimisch, und entwickelte eine solche Energie des Schaffens daß dessen Resultate bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Dieß war in den Jahren 1819 bis 1820. Das größte Verdienst erwarb sich Heideloff um die Mitgründung der polytechnischen Schule in Nürnberg, welche er mit einflußreichen Männern, wie Johannes Scharrer, auf städtische Kosten in das Leben rief; es war dieß eine der ersten derartigen öffentlichen Anstalten in Deutschland. In dieser Schule, von Heideloff „Geschmacksbildung“ genannt, sollten die Gewerbe sich eine größere Kunstfertigkeit aneignen, zu welchem Behuf in der Mechanik und Mathematik, besonders aber im Modelliren und Gießen Unterricht ertheilt wurde. Burgschmiet und Howald in Braunschweig waren dabei thätig. Bald füllten sich die Lehrsäle im Augustinerkloster mit ältern und jüngern Leuten, welche hier ihre technische Ausbildung fanden; die Anstalt wuchs immer mehr, so daß schließlich ein eigenes Gebäude aufgeführt werden sollte, wozu Heideloff einen vortrefflichen Plan und ein Modell lieferte. Dieses Project scheiterte, dafür kam aber die Anstalt in das schöne Gebäude des alten Rentamts im Bauhofe.

Eine andere emsige Thätigkeit entfaltete der junge Meister in der Herausgabe von Schulwerken; zunächst waren es die Säulenordnungen, dann die Grundzüge der verschiedenen Stylarten, der kleine Grieche &c., ein Schlosser- und Schreinerwerk, welche erschienen. Sie gehören in die Periode bis beiläufig zum Jahr 1833. Als Architekt erhielt Heideloff bald sehr viele Aufträge, und seine Unternehmungen fanden bald durch die Neuheit ihrer Erscheinung und durch die Lossagung vom alten Zopf allgemeinen Beifall. Noch höher als in allen diesen Leistungen besteht das Verdienst Heideloffs in der Erhaltung der Baudenkmäler und der möglichsten Conservirung des alten Grundtypus der Stadt Nürnberg: so ist es Heideloffs Bemühungen zu danken, daß der alte Kreuzgang der Carthause nicht völlig eingerissen wurde; mühsam sucht in neuester Zeit das Germanische Museum dessen ruinöse Theile wieder herzustellen. Seine Glanzperiode beginnt mit der Restauration des Bamberger Doms, wobei Heideloff durch höchsten königlichen Auftrag mitbetheiligt wurde. Damals fing er auch an, seine „Ornamentik“ herauszugeben, kräftig unterstützt von einzelnen Schülern. Außerdem führte er noch eine große Anzahl monumentaler Werke aus: darunter zählen die Plane für das Schloß Lichtenstein auf der Alb, Landsberg bei Meiningen, die Kirchen zu Sonnenberg, Wels, Oschatz, Köthen, Leipzig, sowie für Schloß und Kirche zu Schliefenberg in Mecklenburg — welche Plane alle ausgeführt wurden, und wobei ihm Werkmeister M. Geiger die besten Dienste leistete. Wie Heideloff überall den Sinn für das Schöne zu wecken und die Kräfte zur Ausführung zu organisiren verstand, so wußte er auch in seiner Schule das einzelne Talent aufzufinden, zu ermuntern und für seine Bestimmung reif zu machen, und in seltener Weise war es ihm gegeben, diese jugendlichen Gemüther an sich zu fesseln.

Erst spät trat Heideloff in die Ehe, es war im Jahr 1830, bis wohin die Künstlercolonie zusammengeblieben war. Heideloffs Streben war indeß mehr auf die Außenwelt und seine Schüler als auf die engeren bürgerlichen Beziehungen gerichtet. Die Früchte solcher Thätigkeit blieben auch in fremden Auszeichnungen nicht aus: 1840 erhielt er den ersten Orden von Portugal, wohin er für ein königl. Lustschloß Plane und Cartons zu Glasmalereien geliefert hatte, und nicht lange, so gehörte er zu den meistdecorirten Künstlern; außerdem besaß er in Juwelen, Tabatièren, Ringen und dergleichen werthvolle Anerkennungen von fürstlichen Personen. Er genoß das Glück der Freundschaft und des künstlerischen Schaffens im vollsten Maß. Nahe berührte ihn die Umgestaltung des Albrecht Dürer-Vereins, den er mit in das Leben gerufen hatte, und neben dem er einen zweiten Verein gründen half, die „Bauhütte“, deren Ausstellungslocal sich in der Katharinenkirche befand, und deren Hefte bis zum Jahr 1859 regelmäßig erschienen. Der Verein befolgte gewerbliche und artistische Zwecke.

In Folge der in Mitte der dreißiger Jahre eingetretenen Umwandlung der polytechnischen Schulen und Gewerbeschulen, an denen die mathematischen Wissenschaften ausschließlich zur Geltung kamen, wodurch Heideloffs Grundgedanke, diese Anstalten mit den gewerblichen Interessen in Verbindung zu bringen, verlassen wurde, zog er sich vom Lehrsaal zurück, und stellte seine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer ein. Nachdem er im Jahr 1854 unter ehrenvollster Anerkennung seiner Verdienste in den Ruhestand versetzt worden, ersah er sich die Herstellung der Rittercapelle zu Haßfurt als letztes Werk, dessen Ausführung er in rastloser Thätigkeit seine letzten Lebenstage widmete. Es erregt wahrhafte Bewunderung, wenn man bedenkt, was Heideloff alles geschaffen hat, zumal später, wo körperliche Gebrechen sich eingestellt. Seine frühere Lehrthätigkeit war reich gesegnet, und sein Gedächtniß wird ewig fortleben in den Herzen dankbarer Schüler. Heideloff starb am 28. September.

— Rogeard's **Pauvre France** ist, als Poesie betrachtet, ein klägliches Machwerk, welches ohne die Verfolgung in Paris am Spott gestorben sein würde, so gut wie das Wantrup'sche „Zweifelsohne“ in Berlin. Als Probe folgendes Distichon:

Un homme a pu jeter un peuple au Barathrum,
Paris est enfoui comme un Herculanum.

— Der italienische Gesandte in Petersburg, Marquis Pepoli, hat sich in der dramatischen Literatur versucht und ein Drama vollendet, dessen Stoff aus der Geschichte des Hauses von Savoyen entnommen ist. Das Bühnenstück soll zuerst am königl. Theater in Turin zur Darstellung gelangen.

— Das letzte Wandgemälde des Prof. Kaulbach im neuen berliner Museum ist nunmehr so gut als vollendet. Die kleinen noch fehlenden Arbeiten werden in wenigen Tagen fertig, so daß dasselbe im Laufe des nächsten Monats gänzlich vom Gerüste befreit werden dürfte.

— Der Landschaftsmaler August Löffler in München hat für den Speisesaal des Bade-Etablissements in Kochel am Kochelsee (Bayern) vier große Landschaften stereochromisch als Wandgemälde ausgeführt, welche zu dem Besten gehören sollen, was nicht nur von dem genannten Künstler, sondern überhaupt in dieser Weise neuerdings geleistet worden ist. Die Bilder stellen Memphis, Athen, Rom und Jerusalem als die vier Culturmittelpunkte der alten Welt dar. Es wäre zu wünschen, daß bei dem in unsern Tagen sichtlich zunehmenden Interesse für farbige Decorationen auch dieser Zweig der Wandmalerei eine weitere Verbreitung fände.

— Der letzte Abkömmling der Amati, der weltberühmten Geigenmacherfamilie aus Cremona, hat in Brescia eine neue Anstalt zur Herstellung und Reparirung von Violinen nach den Principien seines bis jetzt noch unerreicht gebliebenen Ahnen eröffnet.

— Der König von Baiern hat dem Prof. Bodenstedt die Function übertragen, den Schauspielern der Hofbühne die auf dem Repertoire stehenden classischen Dramen deutscher und nichtdeutscher Dichter einzustudiren. Bodenstedt bekleidet demnach vom 1. November an, wo seine Thätigkeit zu beginnen hat, ein ähnliches Amt wie es einst Tieck in Berlin mit segensreichster Wirksamkeit verwaltete.

— Von Henri Meilhac findet ein neues Schauspiel mit dem einfachen Titel „Fabienne“ im Pariser Gymnase-Theater sehr vielen Beifall. Es ist ein Herzensdrama, das sich zwischen Mutter und Tochter abspielt, die beide einen und denselben Mann lieben.

— Der gefeierten Schauspielerin Frau Constanze Dahn ist nach 30jähriger Dienstzeit bei der Hofbühne in München von der Hoftheater-Intendanz ihre Versetzung in Ruhestand angekündigt worden und zwar ohne ihr Nachsuchen.

— Herr v. Girardin, der bekannte Journalist, hatte sich nach dem Tode seiner berühmten Frau, der Dichterin Delphine Gay, wieder vermählt, und zwar mit der Tochter eines deutschen Prinzen aus morganatischer Ehe. Eine einzige Tochter, sechs Jahre alt, dieser Ehe entsprossen, Marie Clotilde, nach ihrer Pathin, der Prinzessin Napoleon, so genannt, war die Freude des Vaters, der bereits ein Sechsziger ist. Dieses schöne und vielversprechende Kind wurde in Biarritz von einer gefährlichen und ansteckenden Halsbräune (angine couenneuse) befallen; es wollte in Folge dieser Krankheit weder Speise noch Trank nehmen, und doch beruhte die letzte Hoffnung der Rettung darauf, daß das Kind trank. Da schrieb der kaiserliche Prinz einen rührenden Brief an seine kleine Spielgefährtin, in welchem er sie bat, sie möchte trinken, und als auch dies nicht half, kam die Kaiserin Eugenie selbst, saß an dem Bettchen des Kindes, und ihrem guten Zureden gelang es wirklich, daß das Kind trank. Aber es war zu spät, Marie Clotilde starb kurz darauf. Der Kaiser hat an Girardin einen Trostbrief geschrieben.

— Der Bildhauer Hermann Heidel, gebürtig von Bonn, seit 19 Jahren in Berlin ansässig, ist plötzlich am 30. September in Stuttgart, nachdem er den Abend zuvor im heiteren Kreis seiner Freunde, deren Liebling er geworden, zugebracht hatte, von einem Herzschlag hingerafft in der Blüthe seiner Jahre und seines künstlerischen Schaffens.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 25.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 43. Bremen, 22. October 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Die heutige Kenntniß der altflandrischen Malerschule.

Von H. A. Müller.

II.

Die unsicheren, negativen Antworten, die wir auf die am Schlusse unseres ersten Artikels erwähnten Fragen geben mußten, sind keinesweges der Art, daß sie uns die Freude an dem vielgepriesenen Genter Altarwerke der Brüder van Eyck verkümmern könnten. Seit seiner Entstehung ist es, gewiß in noch höherem Grade als Meister Stephan's Dombild in Köln, der Gegenstand der Bewunderung, das Ziel der Wallfahrt aller Kunstfreunde gewesen, obgleich es leider bekanntlich jetzt an drei verschiedenen Orten zu suchen ist: in Gent, in Berlin und in Brüssel. Und in dieser Bewunderung stimmen auch alle heutigen Schriftsteller überein, wenn sie auch in ihrer Characteristik der einzelnen Tafeln von einander abweichen. Demnach sind wir, zum Theil vielleicht wegen jener örtlichen Zersplitterung, noch nicht so weit gekommen, einen gediegenen ausgeführten Kupferstich des Ganzen zu besitzen, einen solchen, der etwa dem trefflichen Stiche Massan's vom Kölner Dombilde gleichkäme. Mit älteren Lithographien, mit kleinen Umrißzeichnungen und den die wahre Kunst verdrängenden Photographien haben wir uns noch zu begnügen.

Indem ich an das erinnere, was über die Unsicherheit der sonstigen Bilder Hubert's van Eyck bereits bemerkt wurde, habe ich die Frage aufzuwerfen, ob es denn nach den Resultaten der heutigen Forschungen mit den anderen dem Jan van Eyck gewöhnlich zugeschriebenen Bildern eben so unsicher aussieht. Glücklicherweise ist darauf schon deshalb mit Nein zu antworten, weil Jan sich seit der Vollendung des Genter Altarbildes die damals noch ziemlich neue, lobenswerthe Sitte angewöhnt zu haben scheint, auf seine Bilder seinen Namen mit oder ohne Jahreszahl zu setzen. Wenn das doch die Maler vom frühen Mittelalter eben so gethan hätten, wie es jetzt üblich ist! Das würde uns viel Kopfbrechen und viel Streit ersparen. Meines Wissens kommt es in Malereien vor dem 15. Jahrhundert selten vor und auch dann nur in bescheidenen, zuweilen unverständlichen Monogrammen. Warum sie es nicht thaten, ist klar: sie malten zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche; das war ihnen genug; des Beifalls der Mitwelt waren sie auch ohne Namen und Monogramm sicher. Außer diesen mit sicherer Namensunterschrift versehenen Bildern finden sich von Jan van Eyck noch einige andere, die ihn nach dem Urtheile Aller zum Urheber haben, aber leider gegen das Ende seines Lebens eher eine Abnahme als eine Zunahme seiner künstlerischen Kraft verrathen. Fast alle sind einfache Compositionen von geringem Umfange. Ich will nur, als an die bekanntesten, an den kleinen reizenden Reisealtar im Museum in Dresden, an die „Thronende Madonna" mit dem heil. Donatian in der Akademie zu Brügge, an die Madonna mit dem Kanzler Rollin im Louvre und an einige Portraitstücke der National-Gallerie in London erinnern *).

Ueber die nächsten Schüler und Nachfolger der beiden großen Gründer unserer Malerschule, Peter Christophsen, Gerhard v. d. Meere, Hugo v. d. Goes und Justus von Gent ist man sich so ziemlich darin einig, daß man, kurz gesagt, wenig über sie weiß und aller Wahrscheinlichkeit nach wenig von ihnen besitzt, und doch mußten sie wohl viel gemalt haben, weil ihr und ihres Lehrers Ruf sich bereits bei ihren Lebzeiten bis nach Italien verbreitete.

Viel größere Uneinigkeit herrscht über den ersten bedeutenden Schüler Jan's van Eyck, über Roger v. d. Weyden. Ueber ihn sind die Gelehrten förmlich in zwei, nach Nationen getrennte Feldlager auseinander gegangen. Während nämlich aus der weitverzweigten Malerfamilie der van der Weyden die Belgier nur Einen bedeutenden Maler annehmen, von dem bekannte Bil-

*) Es versteht sich von selbst, daß den gewöhnlichen Bildertaufen, wie sie in den officiellen Catalogen von München, Wien, ja sogar von Berlin enthalten sind, nicht der mindeste Glaube zu schenken ist. So zählt der Münchener Catalog 5 bis 6 Bilder von Jan van Eyck auf, während kein einziges von ihm ist. Eben so hat der von Waagen verfaßte Berliner Catalog 2 Bilder von Gerhard v. d. Meere, während derselbe Waagen (Handbuch der deutschen und niederl. Malerschulen I. S. 113) sagt, daß nur ein einziges beglaubigtes Bild von ihm existirt. Erst in den letzten Tagen soll die Münchener Pinakothek einen wissenschaftlicheren und gewissenhafteren Catalog von Marggraff bekommen haben.

der herrühren, nennen die deutschen Kunstforscher diesen den Aelteren und nach ihm einen jüngeren Roger v. d. Weyden, der, allerdings künstlerisch schwächer als sein muthmaßlicher Groß- oder Urgroßvater, auch eine Reihe von vorhandenen Bildern gemalt haben soll. Sicher ist, daß der Maler Goswin v. d. Weyden, 1465 in Brüssel geboren, ein Enkel jenes älteren Roger war. Ich muß bekennen, daß ich mich auf Grund der im Besitze der Belgier befindlichen und von ihnen beigebrachten Urkunden nur für Einen Roger entscheiden kann, zumal da die deutschen Forscher hierüber keine urkundliche Nachrichten beibringen, sondern blos ihrem bekanntlich oft trügenden künstlerischen Blicke oder Gefühle folgen.

Die Eigenschaften, welche Roger v. d. Weyden, den einflußreichsten unter den Schülern Jan's van Eyck, kennzeichnen, symmetrisch abgerundete Composition, correcte Zeichnnng, Verständniß der Anatomie des menschlichen Körpers, Naturwahrheit und tiefes Gefühl des Ausdrucks, aber auch mangelhafte Idealisirung, fehlerhafte Proportionen des Körpers und seiner einzelnen Theile, nicht immer geschickte Gewandung, unrichtige Linearperspective, bisweilen auch Härte der Contouren und geringere Tiefe des Colorits als Jan van Eyck zeigt, diese Eigenschaften treten in einigen Bildern so deutlich hervor, daß man sie, auch da wo urkundliche Zeugnisse fehlen, unserem Meister einstimmig zuschreibt. Das in dieser Hinsicht reichste Museum Deutschlands ist das Berliner, das zunächst den s. g. Reisealtar Karl's V. besitzt, ein kleines Bild mit zwei Flügeln, das, von unendlicher Fülle und Tiefe des Gemüths und liebevollster Ausführung, in seinem stark übermalten Zustande nur noch die Ungewißheit übrig läßt, ob es Original oder Copie ist. Schon die Inschriften des Bildes deuten an, daß wir hier eine eigenthümlich aufgefaßte Verherrlichung der Maria in ihren Freuden und Leiden erblicken. Während nämlich auf den Flügelbildern einerseits in der Geburt des Heilandes und sechs anderen Vorgängen, andererseits in seiner Erscheinung nach der Auferstehung und stets damit in Verbindung gebrachten Scenen das Moment der Freude hervortritt, zeigt das Mittelbild in dem vom Kreuze abgenommenen Sohne und abermals in sechs dem Kreuzestode vorangehenden und nachfolgenden Scenen die tiefste Trauer der Mutter.

Statt des zeitlich gewiß bald darauf folgenden zweiten Bildes in Berlin, mit den Scenen aus dem Leben Johannes des Täufers, wähle ich lieber zu einer kurzen Betrachtung das dritte Berliner Bild, das für Peter Bladelin, den Schatzmeister des Ordens vom goldenen Vließe, in Brügge gemalte köstliche Triptychon mit der Geburt Christi, die den Herrschern des Abend- und Morgenlandes verkündigt wird. Da kniet im Mittelbilde vor einem verfallenen Gebäude, das als Stall benutzt wird, die weiß und blau gekleidete Jungfrau, von hoher Schönheit und Milde im Antlitz. Links kniet der Nährvater Joseph mit der symbolischen nur noch kümmerlich brennenen Kerze in der Hand, rechts der Stifter des Bildes. Zu den unvermeidlichen Thieren des Stalles gesellen sich hier die sich über das Kind neigenden Engelgestalten. Auf dem linken Flügel erscheint die Jungfrau mit dem Kinde dem Kaiser Augustus, der in der Tracht eines burgundischen Herzogs von der Cumäischen Sibylle auf die Erscheinung hingewiesen, ihr das Rauchgefäß als Zeichen der Verehrung entgegenschwingt; auf dem rechten erscheint den in einer reichen Landschaft knieenden drei Königen nur das Kindlein gleich einem Stern am Himmel.

Wie könnte ich von Roger v. d. Weyden reden, ohne seines nicht minder beglaubigten größten Werkes zu gedenken, das eigentlich in unseren Augen seinen Ruhm begründet hat und ihn am schlagendsten characterisirt. Ich meine das „Jüngste Gericht“ im St. Antonius Hospital der kleinen Stadt Beaune in Burgund *). Es hat zum Donator den oben genannten Kanzler Nicolaus Rollin, der es stiftete nach dem Aufhören der Pest 1443. Das Altarwerk, wenn es geöffnet ist, besteht aus neun Tafeln, von denen die mittlere nebst den beiden anstoßenden und zwei kleinen darüber befindlichen das Hauptthema, das Jüngste Gericht, behandelt, das auf den 4 äußersten Tafeln noch einige Erweiterungen erhält. Auf dem Goldgrund der Mitteltafel, die natürlich den Kern der ganzen Composition bildet, sitzt mit dem Ausdruck des erhabensten Ernstes Christus als Weltenrichter auf dem Regenbogen, die Erdkugel als Schemel zu seinen Füßen. Zu seiner Rechten schwebt als Symbol der Begnadigung der Frommen ein blühender Lilienzweig mit den lateinischen Worten der Stelle Matth. 25, 34; zu seiner Linken ein feuriges Schwert, dessen Spitze sich auf die Verdammten herabneigt, mit den Worten des Verses 41. Unter ihm vier Engel, deren Posaunen die Todten aus den Gräbern erwecken; es sind ihrer nur wenige. In der Mitte zwischen den Gerechten und den Verdammten steht der Diener des Herrn, der Erzengel Michael, in der Hand die Waage, womit er die Seelen wägt. Aber wie sonderbar, daß die Seele des Verdammten hier schwerer wiegt, als die des Gerechten. Sollte dadurch etwa die Last der Sünde symbolisch ausgedrückt sein? In nächster Beziehung zu Christo und zum Jüngsten Gericht stehen auf den angrenzenden kleinen Tafeln vier Engel mit den Passionswerkzeugen, weil nach einer theologischen Vorstellung die Todten gerichtet werden, je nachdem sie den Kreuzestod des Herrn angenommen oder verworfen haben. Unter ihnen sitzen als Fürbitter des Menschengeschlechts auf der Tafel links die Mutter Maria mit zwei Aposteln, rechts Johannes der Täufer und zwei andere Apostel, denen sich dann zu beiden Seiten die übrigen Apostel anschließen. Auf den äußersten Tafeln endlich einerseits die geöffnete Pforte des Himmels, in die ein Engel die begnadigten Seelen führt, andererseits heilige Frauen und Jungfrauen, denen die Kirche bereits einen Platz im Himmelreich zuerkannt hat.

In dieser streng symmetrischen Composition und streng symbolischen Vorstellung treten mehr als in einem anderen Werke unseres Meisters seine Vorzüge in den Vordergrund, seine Fehler in den Hintergrund. Und unter diesen Vorzügen ist der einer wohldurchdachten Characteristik und eines scharf ausgeprägten Ausdrucks wohl der bedeutendste. Was aber dem Bilde, das mit Ausnahme der Uebermalung einiger nackter Körper sehr wohl erhalten ist, in meinen Augen noch eine besondere Bedeutung verleiht, ist, daß es für uns der Wegweiser geworden ist, der uns zu dem wahren Urheber des „Jüngsten Gerichtes“ in der Marienkirche zu Danzig führt. Ernst Förster hat (a. a. O.) ganz recht gesehen, wenn er dies berühmte Danziger Bild, mit dem man am meisten herumgeworfen hat, weil man über seinen Urheber am ungewissesten war, wegen seiner großen Aehnlichkeit mit dem „Jüngsten Gericht“ in Beaune ebenfalls für ein Werk Roger's und zwar für ein viel später gemaltes erklärt. Seine Gründe sind so schlagend, daß nur die große örtliche Entfernung der Bilder von einander und der Mangel an Abbildungen es erklärlich macht, warum man das nicht schon früher gesehen. Mir scheint die Identität des Urhebers dieser beiden Bilder eine äußerst glückliche, kaum zu bestreitende Entdeckung.

Wie streng Roger v. d. Weyden an der Symbolik sowohl, als an den Satzungen seiner Kirche oder vielmehr an den Beschlüssen der Concilien und Synoden festhielt, sieht man be-

*) Kürzlich herausgegeben von Ernst Förster in seinen trefflichen „Denkmalen der deutschen Kunst“ Band X.

sonders an einem meines Wissens zuerst von ihm zur Darstellung gebrachten Gegenstande, an den sieben Sacramenten im Museum in Antwerpen, die ihm fast einstimmig zuerkannt werden. Hier hat das hohe Mittelbild natürlich das heiligste der Sacramente, das des Altars, das Abendmahl, das als Zeichen des blutigen Opfertodes Christi den Gekreuzigten nebst Johannes und den heiligen Frauen im Innern einer gothischen Kirche darstellt. Vor ihm der reichgeschmückte Altar und der Priester, der in der hoch erhobenen Hostie die Wandlung der Messe begeht. Auf den Flügeln die durch verschiedene von einander getrennte Gruppen dargestellten übrigen Sacramente: auf dem linken die Taufe, die Firmelung, die Beichte, auf dem rechten die Priesterweihe, die Ehe und die letzte Oelung, wobei jedes Sacrament durch einen Engel personificirt ist, gekleidet in eine Farbe, die symbolisch das betreffende Sacrament andeutet. Künstlerisch und namentlich coloristisch steht dies Bild weniger hoch, als die beiden Darstellungen des Jüngsten Gerichtes, ist aber für die religiöse Anschauungs- und Darstellungsweise unseres Meisters von besonderem Interesse.

Daß ich hier nur die bedeutendsten, den Roger künstlerisch und dogmatisch am meisten characterisirenden der ihm sicher angehörenden Bilder genannt habe, kann dem in der Kunstgeschichte Bewanderten nicht entgangen sein.

---

* Hymnen.

Von Hermann Neumann.

I.

Das Herz ruht aus, beständig mild,
In frommer Liebe, in getreuer,
Doch in dem Haupte lohet wild
Und höher stets ein heißes Feuer.
Mit den Gefühlen, schön und klar,
Leb' ich in wohlgepflegten Schranken,
Doch ohne Ruhe immerdar
Im Haupte brennen die Gedanken.

Die Liebe ist ein sichrer Hort,
Das Leben brandet vor dem Hafen,
Doch in dem Haupte pocht das Wort,
Und läßt nicht die Gedanken schlafen.
Vom braunen bis zum weißen Haar
Schlingt Myrthe ihre weichen Ranken,
Doch ohne Ruhe immerdar
Im Haupte brennen die Gedanken.

Die Liebe streicht die finstre Stirn,
Und glättet sanft die düstren Falten,
Doch drinnen in dem dunklen Hirn
Regt's sich im wechselnden Gestalten.
Im Herzen der Gefühle Schaar
Nach Gruß und Kuß in Schlummer sanken,
Doch ohne Ruhe immerdar
Im Haupte brennen die Gedanken.

O Liebe, übe deine Macht
Im holden Reiche der Gefühle,
Die Flamme in des Hauptes Nacht
Loht höher in des Abends Kühle.
Mit jenen, heilig, schön und klar,
Leb' ich in wohlgepflegten Schranken,
Doch ohne Ruhe immerdar
Im Haupte brennen die Gedanken.

II.

Sind's Flammen, die im Haupte brennen,
So müssen sie auch leuchten,
Und wenn sie wirklich leuchten können,
Mir manch Geheimniß beichten.
Hoch über die Berge, weit über die Meere,
O wenn ein Ende zu finden wäre;
Meine einsame Fackel trübe brennt
Pfadlos im ewigen Element.

Sind Geister schon vor mir gegangen
Auf diesen stillen Pfaden,
Und trieb sie nicht ein gleich Verlangen,
Wer hätte sie geladen?
Hoch über den Wolken, weit über den Sternen,
Immer dieselben tiefdunkeln Fernen;
Meine einsame Fackel trübe brennt
Pfadlos im ewigen Elemene.

Hier schwindet jede früh're Kunde
Voll wesenlosen Namen;
Es tönt tiefinnerst mir im Grunde,
Und außer mir schallt's: — Amen!
Hoch über dem Gleichen, weit über dem Gleichen,
O, wer ein Anderes konnte erreichen,
Meine einsame Fackel trübe brennt.
Pfadlos im ewigen Element.

Es lockt mich heim zu sonn'gen Gründen,
Es lockt in's Weite schweifen,
In das Begrenzte mich zu finden,
In's Grenzenlose greifen;
Still ruh'n im Glauben, und rastlos verneinen,
O, wenn die Lösung wollte erscheinen,
Meine einsame Fackel trübe brennt,
Pfadlos im ewigen Element.

III.

Klage mein Herz nicht, bald ist dir ja wohl,
Bald ja, — die Stunden, die Tage, wie schnell
Schwinden dahin sie, ob dunkel ob hell,
Heiß am Aequator und dunkel am Pol;
Jahre vergehen, o glaube es, Kind,
Leben ob heiter, ob traurig, geschwind
Zieht es dahin. — Nicht klage mein Herz,
Alles muß sterben, es stirbt auch dein Schmerz!

Klage mein Herz nicht; wie schlugst du so lang,
Hast du den Stolz nicht errungen, der schweigt,
Ob deine Waage sich senket, ob steigt,
Macht dir das Leben, das flüchtige, bang?
Hast du dir selbst nicht die Wahrheit gelehrt,
Jeglicher Preis war des Kampfes nicht werth?
Was auch zu dulden, nicht klage mein Herz:
Alles muß sterben, es stirbt auch dein Schmerz!

Klage mein Herz nicht, auch du wirst zum Raub
Bald ja der Zeit. Gebrochen und todt
Bist du gehorsam dem strengen Gebot,
Schnell dich zu wandeln in Asche und Staub,
Tausende vor dir und Tausende nach
Enden im ewigen Todtengemach,
Lächle den Leiden, — nicht klage, mein Herz,
Alles muß sterben, es stirbt auch dein Schmerz.

IV.

Schüttle vom Haupte die glühenden Kohlen,
Dräue nicht länger vom Gipfel der Höh'n,
Lasse die Menge vor heil'gen Symbolen,
Lasse die Darbenden knien und fleh'n; —
Hebet Euch, Kreuze, rauschet Ihr, Fahnen,
Füllet Euch, Hallen, mit Glockengetön!
Hinter den Wolken den Himmel zu ahnen,
Heilige Täuschung, wie bist du so schön!

Lasse dem Volke die lehrenden Kunden,
Lasse den alternden Glauben besteh'n,
Lasse den Duldenden, lasse den Wunden,
Was sie als Tröstung und Labsal ersteh'n.
Führe das Kind nicht auf schwindelnde Bahnen,
Lasse den Schwachen den Abgrund nicht seh'n:
Hinter den Wolken den Himmel zu ahnen,
Heilige Täuschung, wie bist du so schön!

O der erschrecklichen Wahrheit! Verschließe
Tief in der Brust sie, und tröste dein Herz;
Tröste dein Herz mit Täuschung und büße
Einsam des Wissens nagenden Schmerz.
Rette dich, eile vom Ende der Bahnen
Hoffend in's Auge der Liebe zu seh'n:
Hinter den Wolken den Himmel zu ahnen,
Heilige Täuschung, wie bist du so schön!

Rastlos mahnet die Stunde, die grause, —
Könnt ich's vergessen: auf ewig vergeh'n!
Wenn auch des Rächers Posaune erbrause,
Herrlich ist's, wieder zum Leben ersteh'n!
O, wie entzückt mich dein weinendes Mahnen,
Liebe, o laß nicht dein Alles verweh'n!
Hinter den Wolken den Himmel zu ahnen,
Heilige Täuschung, wie bist du so schön!

Schweigen! — Aber wer hütet die Zungen,
Mir nur vernehmbar erklingend zu Nacht?
Lieder, so hehr im Entsetzen gesungen
Sind mir im Haupte und Herzen erwacht.
Schweige und dichte! Das Volk der Germanen
Schweigt ja auch milde, und lässet besteh'n:
Hinter den Wolken den Himmel zu ahnen,
Heilige Täuschung, wie bist du so schön!

Dritter Jahresbericht
der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer.

(die Wirksamkeit derselben vom Juni 1864 bis Juli 1865 betreffend.)

Erstattet vom Geschäftsausschuß in der Versammlung am 16. October 1865.

Auch am Schlusse des dritten Jahres seit dem Bestehen unserer Abtheilung dürfen wir mit Befriedigung auf die Thätigkeit derselben zurückblicken. Wir müssen zwar gestehen, daß sich uns eine Fülle von Arbeiten aufdrängt, zu deren Bewältigung uns kaum die erforderlichen Kräfte zuwachsen; aber die vielen innerhalb unserer Gesellschaft angeregten Arbeiten und Unternehmungen, die wenigstens theilweise nicht blos dem engeren Kreise der Bremischen Geschichtsfreunde, sondern auch dem größeren Publicum von Werth und Interesse sind, bestärken uns in dem Vertrauen, daß wir noch auf lange hinaus berufen sind, in dem geistigen Leben unserer Vaterstadt unseren Platz auszufüllen. Wir dürfen hoffen, daß mit der Mehrung unserer Aufgaben auch der Muth und die Kraft wachsen werden, ihnen zu entsprechen.

Der nachfolgende Bericht wird versuchen, sowohl das in dem abgelaufenen Verwaltungsjahr Geleistete hervorzuheben, als auch aufmerksam zu machen auf dasjenige, was uns namentlich für die nächste Zukunft noch zu thun obliegt.

Es fanden zehn Versammlungen im Laufe des letzten Jahres statt. Ein Theil derselben wurde durch folgende von Mitgliedern unserer Abtheilung gehaltene Vorträge ausgefüllt:

Ueber verschollene Bremische Kirchen (Dr. H. A. Schumacher),
Geschichte der Bremischen Stadtbibliothek (Bibliothekar J. G. Kohl),
Geschichte der Kirche und Gemeinde Burg bei Bremen (aus dem Nachlaß des verstorbenen Pastor J. M. Kohlmann, vorgetragen von dessen Sohne stud. phil. Ph. Kohlmann),
Ueber die ehemalige Jacobikirche (Architect S. Loschen),
Ueber das alte Bremer Schützenfähnlein und seine Feste (Dr. H. A. Schumacher).

Für die übrigen Versammlungen lagen verschiedene Vereinsangelegenheiten vor, von denen einige noch besondere Hervorhebung verdienen.

Das Fest des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Vereins für Hamburgische Geschichte, welches dort zugleich als ein Jubiläum seines Stifters und Vorstehers während so langer Zeit, des Herrn Archivar Dr. J. M. Lappenberg begangen wurde, konnten auch wir nicht vorübergehen lassen, ohne unsere Theilnahme zu bezeugen, zumal da wir dem dort gefeierten Manne und seinen Arbeiten so bedeutende Anregung und Förderung für die Erforschung der Geschichte unserer Vaterstadt verdanken. Unsere Gesellschaft wünschte vor Allem durch eine aus ihrer Mitte hervorgegangene wissenschaftliche Arbeit ihre Theilnahme zu bezeugen, und es wurde daher im Juli 1864 ein Preisausschreiben für eine historische Arbeit über einen Gegenstand der norddeutschen Geschichte erlassen. Herr Dr. jur. H. A. Schumacher setzte uns in den Stand durch die von ihm eingelieferte Arbeit „Die Stedinger. Ein Beitrag zur Geschichte der Wesermarschen“ jenem Wunsche entsprechen zu können. Seine Arbeit, welche die vollste Anerkennung der Preisrichter erlangt hatte, wurde in der Versammlung vom 24. October 1864 mit dem ersten Preise gekrönt. Inzwischen war Herr Dr. Lappenberg auf Antrag der Abtheilung durch Beschluß der Generalversammlung des Künstlervereins vom 15. October 1864 zum Ehrenmitgliede des Künstlervereins ernannt worden. Eine aus den Herren Dr. H. A. Müller, Senator Dr. H. Smidt und Dr. H. A. Schumacher bestehende Deputation der Abtheilung begab sich nach Hamburg und überbrachte dort an dem Tage der Feier, dem 27. October 1864, dem Hamburger Verein und seinem Vorsteher mit unseren Glückwünschen das Manuscript der Preisschrift, sowie dem letzteren das künstlerisch ausgeführte Diplom seiner Ernennung zum Ehrenmitgliede. Die freundliche Aufnahme, welche unseren Abgeordneten dort zu Theil wurde, hat den Wunsch nach einem dauernden für beide Theile förderlichen Zusammenwirken unserer Vereine bestärkt, und die herzliche Art, mit welcher Herr Dr. Lappenberg die Ernennung zu unserem Ehrenmitgliede annahm, durfte uns zu besonders lebhafter Freude gereichen.

Dem Wunsch des Verfassers der „Stedinger“, seine Arbeit vor dem Druck noch einer Umarbeitung und Ausführung einzelner Theile derselben unterziehen zu dürfen, konnte unsererseits nur mit Dank willfahrt werden. Da wir zu angemessenen Bedingungen einen Verleger für dieselbe fanden, brauchten wir an dem anfangs beabsichtigten geringen Umfange des Werkes nicht fest zu halten. Dasselbe ist im Juli dieses Jahres im Druck erschienen, und es sind dann sofort allen durch Schriftenaustausch mit uns verbundenen Vereinen Exemplare desselben zugestellt worden.

Einen anderen Anlaß zu besonderer Feier bot uns die tausendste Wiederkehr des Todestages Ansgar's, des „Apostels des Nordens“, am 3. Februar 1865. Für eine würdige Gedächtnißfeier dieses Tages innerhalb des Künstlervereins war durch eine gemeinschaftlich von dem Vorstande des letzteren und von unserer Abtheilung niedergesetzte Commission Fürsorge getroffen worden. Die beiden in Folge davon von Mitgliedern unserer Abtheilung gehaltenen Vorträge, — über Ansgar's Leben und Wirken von Domvicar Ernst Bulle, welcher kürzlich zu einer auswärtigen Wirksamkeit von hier abgerufen, hoffentlich uns nicht auf lange

Zeit entfremdet ist, am 3. Februar, sowie über die Grabstätten Bremischer Erzbischöfe von Dr. H. A. Schumacher bei der Nachfeier am 8. Februar, — verdienen hier besondere Erwähnung, nicht weniger auch die in unseren Besitz übergegangenen, zur Erläuterung des letzteren Vortrags benutzten großen Zeichnungen, den Grundriß des jetzigen Domes und seiner Krypten, sowie die Lage des früheren Kirchengebäudes und den Aufriß der Vierung, des Chores und der Ostkrypta darstellend, denen sich eine täuschend ähnliche Abbildung des alten bischöflichen Grabsteins in natürlicher Größe anschloß, drei Arbeiten, welche von dem leider in diesen Tagen früh verstorbenen talentvollen Architecturmaler Hermann Aßmann angefertigt waren. Auch bei dieser Gelegenheit schien indeß vor Allem die Aufgabe unserer Abtheilung zu sein, dem Andenken des großen Erzbischofs von Hamburg-Bremen durch Veranlassung einer gründlichen wissenschaftlichen Bearbeitung seines Wirkens gerecht zu werden. Hiebei hat sich die kurz zuvor mit dem Hamburger Geschichtsverein angeknüpfte engere Verbindung besonders förderlich erwiesen. Derselbe ging auf unseren Vorschlag einer durch die historischen Vereine derjenigen norddeutschen Gebiete, auf welche sich Ansgars Thätigkeit vorzugsweise erstreckt hatte, gemeinschaftlich zu veranstaltenden Preisaufgabe über die Geschichte der Mission in den norddeutschen Ländern mit besonderer Beziehung auf Ansgar bereitwillig ein, und unser Antrag fand dann auch bei den übrigen von uns deshalb angegangenen norddeutschen Vereinen Billigung, wenn auch zwei derselben durch besondere Verhältnisse behindert waren, sich an dem Preisausschreiben zu betheiligen. Dasselbe wurde unter dem 3. Februar 1865 publicirt (Sonntagsblatt Jahrg. 1865 Nr. 8). Zu dem ausgesetzten Preise von vierhundert Thalern Courant tragen die ausschreibenden Vereine, wie folgt, bei:

der Verein für Hamburgische Geschichte	100	₰ Crt.
der historische Verein für Niedersachsen zu Hannover	50	„ „
die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte zu Kiel	50	„ „
der Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade	50	„ „
die Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer	150	„ „
zusammen . . .	400	₰ Crt.

Wir haben zu hoffen, daß die Aufgabe bis zu der gestellten Frist eine des Gegenstandes würdige Lösung finde und die bei dieser Gelegenheit angeknüpfte Verbindung norddeutscher Geschichtsvereine eine Frucht bringe, welche sie zu fernerem Zusammenwirken zur Förderung der Geschichtsforschung auf ihrem Gebiete ermuthigen kann.

Indem wir zu den eigenen literarischen Unternehmungen der Abtheilung übergehen, dürfen wir die erfreuliche Thatsache hervorheben, daß die zweite Lieferung der ersten Abtheilung der Denkmale für Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen bereits im October vorigen Jahres vollendet ist; es wurde bei dieser Gelegenheit eine derartige Umarbeitung der ersten Lieferung vorgenommen, daß die erste Abtheilung, die auf dem Prachteinbande den Titel „Das Rathhaus zu Bremen" trägt, als ein untrennbares Ganzes erscheint. Zugleich wurde damals der Beschluß gefaßt, auch dieses Werk, wiewohl dasselbe weder Eigenthum unserer Gesellschaft ist, noch dieselbe Anspruch auf eine Anzahl von Freiexemplaren hat, sämmtlichen bis dahin mit uns in Schriftenaustausch stehenden Vereinen mitzutheilen. Durch ein besonders reich ausgestattetes Exemplar dieses Werkes, welches unsere Abtheilung als Ehrengabe für das zweite Deutsche Bundesschießen bestimmte, nahm sie Gelegenheit, ihre Theilnahme an diesem in unserer Stadt gefeierten nationalen Feste zu bezeugen. Die Vollendung des zweiten Bandes des Bremischen Jahrbuchs hat freilich eine unerfreuliche Verzögerung erlitten; inzwischen ist das Material für denselben so sehr angewachsen, daß ein Erscheinen desselben in zwei Hälften sich empfiehlt, deren erste in den nächsten Tagen wird ausgegeben werden können, während die zweite voraussichtlich in einigen Monaten nachfolgen wird. Ein höchst dankenswerther Bericht Herrn Dr. H. A. Schumachers über die in Bremen und dessen Umgegend vorkommenden Hand- Haus- und Hofmarken, dessen Veröffentlichung durch das Jahrbuch beschlossen wurde, hat für den dritten Band dieser Zeitschrift zurückgelegt werden müssen, nachdem er im Juli und August vorigen Jahres im Bibliothekzimmer des Künstlervereins zur Einsicht der Mitglieder ausgelegt war. Es mag daher der Wunsch ausgesprochen werden, daß diejenigen unserer Mitglieder, welche neue Mittheilungen über diese gegenwärtig in der Deutschen Rechtsgeschichte einen Gegenstand eifriger Untersuchung bildende Institution zu machen im Stande sind, dieselben auch fernerhin an die Redaction des Jahrbuchs gelangen lassen wollen.

Von den in dem vorigen Jahresbericht den Mitgliedern empfohlenen Unternehmungen ist die auf die Sammlung des für die Wirksamkeit Johann Smidt's werthvollen historischen Materials bezügliche zwar durch die am 1. November 1864 erfolgte Niedersetzung eines Smidt-Ausschusses, welchem die Herren Senator H. Smidt, Richter Noltenius, Dr. Ehmck und Dr. H. A. Schumacher angehören, als eine besonders wichtige Aufgabe und Ehrenpflicht unserer Gesellschaft anerkannt worden. Doch liegt bis jetzt noch kein Bericht über die Thätigkeit dieses Ausschusses vor.

Die Beschaffung eines geeigneten Locals zur Aufbewahrung von Alterthümern, Kunstwerken und anderen historisch interessanten Gegenständen ist leider auch jetzt noch nicht gelungen und dadurch die Erfüllung einer wesentlichen Aufgabe unserer Abtheilung noch immer in hohem Grade erschwert. Die für diese bestehende Commission wird daher die Abstellung des erwähnten Mangels einen Hauptgegenstand ihrer ferneren Sorge sein lassen müssen.

Die Benutzung der Dombibliothek hat aus den schon im vorigen Jahresbericht hervorgehobenen Ursachen sehr erheblich abgenommen, und die Abtheilung hat es daher nicht mehr für angemessen erachten können, für die Fortführung dieser Bibliothek jährlich eine im Verhältniß zu unseren Mitteln nicht unerhebliche Summe aufzuwenden und die Kräfte ihrer Mitglieder für deren Instandhaltung anzuspannen. Sie hat daher im Juni d. J. den Vorstand des Künstlervereins ersucht, den bestehenden Vertrag mit der Domgemeinde zu kündigen, in der Hoffnung, auf diese Weise die so wünschenswerthe Vereinigung dieser Bibliothek mit der Stadtbibliothek zu beschleunigen. Unserem Antrage hat der Vorstand des Künstlervereins am 30. September d. J. Folge gegeben, sodaß in Gemäßheit von §. 7 des betreffenden Vertrags mit dem 31. März nächsten Jahres die Verwaltung der Dombibliothek von Seiten unserer Abtheilung ihr Ende erreicht.

Gleichzeitig haben wir eine andere Verpflichtung übernommen. Die Ausführung des vielfach gehegten Wunsches auf Erhaltung des in seiner Existenz bedrohten „Bremer Sonntagsblatts" und Erhebung desselben zum Organ des Künstlervereins, welcher nur durch Gewährung eines regelmäßigen Zuschusses zu den Redactionskosten des Blattes zu erfüllen war, durch Uebernahme eines Theils dieses Zuschusses auf unsere Abtheilung zu erleichtern,

erschien uns als eine Ehrenpflicht, zumal da es auch für diese von nicht geringem Werthe ist, daß unserer Stadt eine Zeitschrift erhalten wird, welche ausschließlich geistigen Interessen dient und sich als Organ für dieselben darbietet.

Die am 31. März d. J. geschlossene Rechnung unserer Abtheilung hat den Mitgliedern bereits seit der am 28. Juni d. J. gehaltenen Generalversammlung des Künstlervereins zur Einsicht ausgelegen. Darnach betrugen im vorigen Rechnungsjahre

die Einnahmen
an Zinsen.................... 29 ₰ 30 ℳ.
an Beiträgen von 437 Mitgliedern 437 „ — „
Zusammen 466 ₰ 30 ℳ.

die Ausgaben
für die Dombibliothek............. 50 ₰ — ℳ.
„ Erwerbungen (incl. Preisschrift).. 287 „ 43 „
„ allgemeine Ausgaben.......... 304 „ 54 „
Zusammen 642 ₰ 25 ℳ.

woraus sich ein Vermögensbestand an baaren und belegten Geldern von 832 ₰ 60 ℳ gegen 1008 ₰ 55 ℳ am 31. März 1864 ergab.

Wir dürfen den diesjährigen Bericht nicht schließen, ohne zweier abgerufener Freunde und Förderer unserer Bestrebungen zu gedenken. Am 16 December 1864 starb Pastor J. M. Kohlmann zu Horn, seit langen Jahren als gründlicher Kenner der Bremischen Geschichte, als eifriger Sammler der Quellen für dieselbe, und als Schriftsteller, namentlich auf kirchengeschichtlichem Gebiete bekannt. Seine bedeutende Bibliothek sowie sein übriger literarischer Nachlaß bietet eine reiche Fundgrube für unsere ferneren Arbeiten. Die Güte des Buchhändlers Herrn Schaffert welcher als Eigenthümer des Verlagsrechts der Kohlmann'schen „Beiträge zur Bremischen Kirchengeschichte“ unserer Abtheilung kürzlich eine größere Anzahl von Exemplaren dieses Werks schenkte, hat uns in den Stand gesetzt, auch durch Mittheilung desselben an die befreundeten Vereine das Andenken des Verstorbenen zu ehren. Den am 17. Januar 1865 erfolgten Tod des Richter Dr. Wilhelm Focke hat unser ganzes Gemeinwesen betrauert; seine Theilnahme an unseren Bestrebungen hatte er noch vor Kurzem durch die Bereitwilligkeit bekundet, mit welcher er unserem Ersuchen um Uebernahme des Preisrichteramts für die erste von der Abtheilung ausgeschriebene Preisaufgabe entsprach.

Theater.

Brachvogels Prinzessin Montpensier, Schauspiel in fünf Akten, könnte mit einem zweiten Titel genannt werden: Der Triumph der Gemüthlichkeit. Welthistorische Begebenheiten von höchster Bedeutung, schwere Herzenskämpfe spielen sich mit unerhörter Gleichgültigkeit und Glätte darin ab. Die ersten Akte werden durch eine Verschwörung der Fronde ausgefüllt, welche unzufrieden damit ist, daß der Knabe Ludwig XIV. unter der Alleinherrschaft seiner ehrgeizigen Mutter steht. In Act II Scene 4 wird der Knabe plötzlich ein Mann, so schnell, daß man seinen Bart wachsen zu sehen glaubt; in Folge dessen gewinnt er einen der Frondeurs, den General Turenne, der nur den Wunsch hegt, einen Mann zum König zu haben, für sich. Die übrigen Führer der Feinde entwischen allmälig dem Feinde und unserer Aufmerksamkeit. Zuletzt bleibt nur Prinzessin Montpensier und ihre Herzensgeschichte übrig. Sie liebt Tarascon, will ihn aber nicht heirathen, weil er nur simpler Gardecapitain ist. Er erklärt, wenn sie ihn nicht will, will er sie auch nicht. Darauf wird sie ohnmächtig, indem sie schreit, er hätte ihr Herz gebrochen. Diese hypochondrische Voraussetzung erweist sich schon im folgenden Akt als unbegründet, da sie mit ungebrochenem Herzen vor uns steht. Um ihr alle Verlegenheit zu ersparen, will er sich todtschießen, und um ihr das recht deutlich zu machen, spannt er die Pistole in ihrer Gegenwart. Jetzt erklärt sie, das heiße die Gefälligkeit zu weit treiben; sie könne dies Opfer nicht annehmen und wolle ihn lieber heirathen. Der König kommt dazu, macht ihn zum Herzog und der Vorhang fällt zum fünften Male sichtlich erleichtert. Der Dialog ist in jenem zerkauten Deutsch geschrieben, welches wir bei dem Verfasser des Narciß kennen. Von innerer Entwickelung, von Ausmalung des Seelenzustandes der einzelnen Personen ist nirgends eine Spur; die Worte sind im Schweiße des Angesichts zusammengeschleppt. Ganz unmotivirt tritt plötzlich Colbert auf, und benutzt den ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit dem König dazu, ihm zu sagen, daß die Verwaltung Frankreichs etwas zu kostenspielig wäre. Die beiden einzigen dramatischen Momente sind die, wenn die Prinzessin in Ohnmacht fällt, und wenn der Hahn der Pistole knackt. „Das Schloß der Pistole muß eine starke Feder haben, so daß in diesem Moment der Stille und des stummen Spiels das Knacken des Hahns der einzige Laut ist“, bemerkt der theaterkundige Verfasser in einer Bühnenweisung. Die Rolle des Hahns befand sich in ausgezeichneten Händen; er knackte wundervoll. Rechtschaffen durchfallen kann, wie es scheint, heutzutage kein Stück mehr; am Schluß wurde geklatscht, und die hervorgerufenen Darsteller durften sich sagen: Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude u. s. w.

Von älteren Werken wurden Therese Krones und die Fräulein von St. Cyr wieder aufgenommen. Ersteres ist eine historisch ziemlich treue Dramatisirung einer widerwärtigen Geschichte, die nur dadurch Interesse gewährt, daß die leichtblütige Krones ihrer Zeit der vergötterte Liebling des Wiener Publikums war. Die Aufführung erfordert vor allen Dingen eine Schauspielerin, die an Temperament, an derber Lebenslust, an Gleichgültigkeit gegen Sitte und Tugend der Krones ähnlich ist, und dennoch versteht, die melancholische Vorahnung eines frühen Todes durchblicken zu lassen. Wir sprechen keinen Tadel aus, wenn wir sagen, daß die Darstellung mißlang.

Die Fräulein von St. Cyr sind eins der gelungensten Werke des älteren Dumas; die Verwickelung ist höchst ergötzlich, der haut gout, welcher einer Liebesgeschichte aus der Zeit des Regenten ankleben muß, nicht übertrieben. Allein solche Werke verlangen bei der Aufführung ein rapides Tempo, die Frucht fleißiger Proben, und seitens der Darsteller eine gewisse Feinheit und Eleganz, die wir den beiden Damen, aber nicht den mitwirkenden Herren nachrühmen können.

In der Oper beginnt die Vorführung von Novitäten mit Wagners Rienzi, einem Werke, dessen Alter allerdings bereits nach Decennien zählt, das aber bisher nur das Licht an wenigen Bühnen erblickt hat. Die Direction hat der Ausstattung desselben viel Mühe und Kosten gewidmet, was wir um so gerechtfertigter finden, als die Oper entschieden von dem Publicum vor dem Schauspiel begünstigt wird, und die Einstudirung von Opern mit viel geringerem Risiko des Mißerfolgs verbunden ist, als die von Schauspielen. Aus der Reihe der bisher vorgeführten haben wir besonders die „Hochzeit des Figaro“ zu erwähnen, die wir wiederholt in trefflichem Ensemble hörten.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Allmers. Unsere Kirche, ihr Zustand und Ziel. — Schumacher. Die Stedinger. — Rüschcler. Die Staatstheorie des Thomas Hobbes. — Huber. Ueber Arbeiter-Coalitionen. — Zeller. Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts. — Bodenstedt. Shakespeares Lear. — Sander. Geschichte des Bürgerkrieges in Amerika. — Pflug. Von nah und fern. — Mahler. Im Oderthale. — Ewald. Die mecklenburgische Kirchennoth

Künstlerverein. Die Abtheilung für Geschichte und Alterthümer hielt am Montag eine Sitzung, in welcher der Jahresbericht zur Vorlesung kam. Der Geschäftsausschuß und die Commissionen für das bremische Jahrbuch und für den Erwerb von Kunstgegenständen wurden wieder gewählt. Die von den befreundeten Vereinen mitgetheilten Druckschriften wurden vorgelegt. Großes Interesse erregten vier silberne Teller, die der „Seeschiffer-Brüderschaft“, welche jetzt in den Verein „Columbus“ aufgegangen ist, gehört hatten, aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts; in dieselben sind Abbildungen von Seeschiffen eingekratzt, welche über die damalige Bauart interessante Aufschlüsse gewähren. Der Vertrag mit der Dombibliothek ist zum 31. März gekündigt. Den Schluß der Sitzung füllt ein Vortrag des Dr. Buchenau über die Festung Carlsburg aus, welche die Schweden an der Stelle gebaut hatten, wo jetzt Bremerhaven steht.

* Künstlerverein. Einen traurigen Verlust, den uns die vorige Woche zugefügt hat, haben wir zu verzeichnen. Unerwartet traf uns die Nachricht, daß Hermann Asmann am 10. October durch den Tod uns entrissen sei, der hoffnungsvolle Maler, der zu den eifrigsten und thätigsten Mitgliedern unseres Vereines zählte. Bei dem eigenthümlichen Genre, dem Asmann sich widmete, würde sein Tod auch weiteren Kreisen fühlbar geworden sein, selbst wenn unsere Vaterstadt reicher mit Künstlern gesegnet wäre, als sie ist. Asmann's Lebenslauf führte ihn zu einem nicht immer gewürdigten Kunstfach. Geboren am 17. December 1836, der Sohn des früh verstorbenen Lehrers an der Liebfrauen-Kirchspiel-Schule, H. Asmann's, war er schon jung auf eigenen Broderwerb hingewiesen. Allein ein Fußübel, das dem sechszehnjährigen Knaben zustieß, verschloß ihm manchen Berufszweig, und die Anlagen, die schon frühzeitig sich äußerten, zeigten ihn auf den Weg der Kunst. Der Architekt Heinrich Müller, der jetzige Präsident unseres Vereins, wurde auf den Knaben aufmerksam; bei ihm übte dieser die Anfangsgründe des architektonischen Zeichnens; bei ihm fand er auch später immer Beistand durch Rath und That. 1855 trat auf sein Zureden Asmann für vier Jahre als Schüler beim königlichen Theater-Decorations-Maler Julius Lechner in Berlin ein und machte dort eine mühevolle, aber äußerst bildende Lehrzeit durch. Er eignete sich eine gründliche Kenntniß architektonischer Formen an; in seinen Decorationsmalereien zeigte sich eine frische originelle Auffassungsgabe, aus seinen Leistungen sprach wahrhaft künstlerischer Sinn. Nach beendigter Lehrzeit blieb er bei Lechner noch 1¼ Jahr als Gehülfe und betheiligte sich dann ein Jahr lang bei der Einrichtung des neuen Victoriatheaters in Berlin. Im October 1861 ging Asmann darauf in Veranlassung des Theater-Decorations-Malers R. Martin mit diesem ans königliche Theater in Hannover und blieb in dieser Stellung bis December 1864. Der im Anfange dieses Jahres eingetretene Tod seines Zwillingsbruders Heinrich machte in ihm den Wunsch rege, die angestrengte Thätigkeit in Hannover mit einer anderen in seiner Vaterstadt zu vertauschen. So sahen wir ihn seit December 1864 in unserer Mitte. Für den Augenblick fehlte zwar eine feste Anstellung; allein der Eifer, mit dem er hier Architekturbilder in Oel und Aquarell malte (besonders die Bilder vom Inneren der neuen Börse), der Erfolg, den er hier mit einigen, in kürzester Zeit geschaffenen Decorationsmalereien erreichte, die Anerkennung, welche seine Begabung für Arbeiten solcher Art fand, verhieß ihm eine seinen Wünschen entsprechende Wirksamkeit in den Mauern seiner Vaterstadt. Allein nachdem er die Zeichnungen vom zweiten deutschen Bundesschießen vollendet hatte, welche theils für illustrirte Zeitschriften, theils für spätere Gedenkblätter bestimmt waren, brach plötzlich bei ihm dieselbe Krankheit hervor, die Bruder und Vater hingerafft hatte, die Schwindsucht, die über alles Erwarten schnell ihr Ziel erreichte. Für die Ausführung manchen Zukunftplanes haben wir auf Asmann's fleißige und begabte Hand gerechnet, und noch lange werden wir des jungen, liebenswürdigen Künstlers gedenken, der zu großen Erwartungen berechtigte.

* Wir haben unseren Lesern zwei werthvolle und interessante Beiträge zur Shakespeare-Literatur anzuzeigen. Benno Tschischwitz hat sorgfältig die Stellen gesammelt, in welchen bei dem Dichter die allen germanischen Völkern gemeinsamen und in deren Heldengedichten niedergelegten mythischen Vorstellungen durchklingen und stellt dieselben zusammen in „Nachklänge germanischer Mythe in den Werken Shakespeares“. (Halle, Waisenhausbuchhandlung) Es wird so von neuem nachgewiesen, daß Shakspeare der Unsrige ist, weil er auch aus unseres Volkes ureigener Anschauung heraus zu dichten vermochte, und daß jeder germanische Stamm ein Recht darauf hat, sich dieses Dichters zu freuen und ihm unbedenklich einen Ehrenplatz neben oder über den eigenen Meistern einräumen darf. August Döring hat „Shakespeares Hamlet seinem Grundgedanken und Inhalte nach erläutert“ (Hamm, Grote) und sich besonders dadurch ein Verdienst erworben, daß er den Nachweis versucht, das Drama entspreche durchweg den höchsten und idealsten Anforderungen, die an diese Kunstform zu stellen sind.

— Die Lieferungen der von uns vor Kurzem erwähnten Gesammtausgabe von Edmund Hoefers Schriften sind in schneller Folge erschienen, so daß das Unternehmen bereits beendigt vorliegt

— Die literarische Saison in London kündigt sich schon in den Mittheilungen der großen Verlagsfirmen an, denen zufolge wir u. A. zu erwarten haben: Auguste Comte and Positivism, von J. Stuart Mill (bei Trübner u. Co.); the Economic Position of the British Labourer, von H. Fawcett (bei Macmillan); Popular Epics of the Middle Ages, of the Norse-German and the Carlovingian Cycles, von J. Malcolm Ludlow (ebendaselbst); A Walk from London to the Land's End, von Elihu Burritt (ebendaselbst); a Century of English Painters, von Redgrave (bei Smith u. Elder); Florence, 3 und 4 Bände, von A. Trollope (bei Chapman u. Hall).

— Von Bodenstedt's im Jahre 1862 erschienener Nachdichtung der Shakespeare'schen Sonette ist eine zweite Auflage unter der Presse. Seine Auffassung und Anordnung dieser für Shakespeare's innere Lebensgeschichte so wichtigen Gedichte findet in England selbst mehr und mehr Beifall.

— Dem Verleger der deutschen Uebersetzung des kaiserlichen Werks über Julius Cäsar, Hrn. Friedrich Gerold in Wien, ist der Orden der Ehrenlegion verliehen worden.

— Fr. Bodenstedt hat so eben im Verlage der königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) eine deutsche Bearbeitung des Königs Lear von Shakespeare erscheinen lassen, welche den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt ist.

— Victor Hugo ist gegenwärtig mit der Durchsicht der Correcturstreifen seines neuen Werks: „Les Chansons des rues et des bois,“ beschäftigt, das am 23. October erscheinen soll, und von dem Temps als ein großes literarisches Ereigniß angekündigt wird. In einer prachtvollen Einleitung, unter dem Titel Le Cheval, wird der Leser in die Eindrücke und Stimmungen eingeweiht denen die Dichtung ihre Entstehung verdankt. Das Werk besteht aus zwei Theilen, deren erster die allgemeine Ueberschrift La Jeunesse führt, und in folgende sechs Abschnitte zerfällt: Floréal, les Complications de l'Idéal, Pour Jeanne seule, Pour d'autres, Silhouettes du temps jadis, L'éternel petit roman. Der zweite Theil La Sagesse besteht nur aus vier Abschnitten, deren Ueberschriften folgende sind: Ama, Crede; Oiseaux et Enfants; Liberté, Egalité, Fraternité; Nivôse.

— Herr von Lamartine scheint in seinen alten Tagen noch einmal sein Glück auf den Brettern, d. h. mit einem Operntexte, den er für die Opéra Comique geliefert, versuchen zu wollen Der greise Dichter, der gegenwärtig noch auf seinem Landgut zu Mâcon weilt, wird dieser Tage in Paris eintreffen, um der Generalprobe von „Fior d'Aliza“ beizuwohnen.

— Herr Mérimée läßt sich nachträglich auch über das Leben Cäsars von Napoleon vernehmen. Da in nicht zu ferner Zeit der zweite Band erscheinen soll, so ist eine Erinnerung an das Werk allerdings nicht ganz unzeitgemäß. Mérimée sieht in demselben die Frucht der kaiserlichen Muße, und nicht des Strebens Anspielungen auf zeitgenössisches zu machen. Er lobt Napoleons Forschungen über Texte, Commentare und Topographie, und besonders die Präcision des Stils, die Treue der Zeichnung und die Tiefe der Gesichtspunkte bei der bekannten Schilderung der Küsten des mittelländischen Meers.

— Ueber die Biographie Byrons, welche Lamartine im Constitutionnell zu veröffentlichen angefangen hat, bemerkt das Athenäum: „Ein solches Unternehmen wird manchem Engländer verspätet erscheinen; aber nächst

Shakespeare ist Byron den Franzosen der englische Dichter par excellence. Was die Citate aus seinen Dichtungen anlangt, befolgt Lamartine leider die Gewohnheit seiner Landsleute Verse in Prosa zu übersetzen. Allerdings sind Prosa-Uebersetzungen den Paraphrasen in schlechten Versen vorzuziehen; aber Frankreichs berühmtester romantischer Dichter hätte doch seinen Landsleuten eine bessere Vorstellung von Byrons Genius in rhythmischer Form geben können.“

— Unter den Papieren der Familie von Miedel in Bayreuth befand sich ein altes Heft, auf dessen erstem, von Alter fast gebräuntem Blatte, in großen Schriftzügen die Worte standen: Lettres de Voltaire. Der in Potsdam lebende Schriftsteller Georg Horn, ein geborner Bayreuther entdeckte diese Briefe und gewann nach einer Vergleichung mit dem auf der königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrten Exemplare der Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs des Großen, die Gewißheit, daß die Aufschrift von der Hand der Markgräfin herrührte. Das Heft enthält fünfundzwanzig noch ungedruckte Briefe Voltaire's an die Fürstin und einen an den Marquis von Adhemar, sämmtlich von Voltaire's eigener Hand, von 1742 bis 1758 geschrieben. Herr Horn giebt diese Briefe heraus und begleitet sie mit einem fortlaufenden, interessanten Commentar. Die correspondirenden, schon früher gedruckten Briefe der Markgräfin sind zum besseren Verständniß eingefügt. In dem Funde waren noch einige andere Briefe enthalten, namentlich von dem bekannten Baron v. Pöllnitz. Aber die Voltaire'schen mußten den Herausgeber vor Allem beschäftigen. Das kleine Buch wird einen nicht unwichtigen Quellenbeitrag zu der Geschichte des deutschen Hoflebens aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bilden und namentlich den preußischen Lesern willkommen sein. Das bekannte habent sua fata libelli bestätigt sich übrigens hier in eigenthümlicher Weise. Die großentheils in Potsdam nach Bayreuth geschriebenen Briefe werden nach hundert Jahren in Folge eines seltenen Zusammentreffens der Umstände von einem Bayreuther aufgefunden, in Potsdam geordnet, erklärt und der Oeffentlichkeit übergeben.

— In Düsseldorf kommen am 4 November einige werthvolle Autographen, die aus dem Nachlasse von J. H. Voß stammen, zuletzt im Besitze seines Enkels, des falliten Hofbuchdruckerei-Besitzers Hermann Voß, sich befanden, in dem Hause Ritterstraße Nr. 11 zum gerichtlichen Verkaufe. Darunter sind fünf ungedruckte Briefe Goethe's, zwei von Wieland, vier von Jean Paul, zwei von Pfeffel, je einer von der Gräfin Caroline zu Schaumburg-Lippe und von Niebuhr, alle an J. H. Voß gerichtet, andere von Jean Paul, A. W. v. Schlegel, der genannten Gräfin und Niebuhr an die Gattin von Voß und dessen ältesten Sohn; auch werthvolle Autographen von Bürger, Hölty und Fr. Stolberg. Möchte das seltsame Schicksal, welches diese bedeutenden, großentheils ungedruckten Reste unter den Hammer bringt, ihnen wenigstens eine freundliche Stätte für die Zukunft sichern. Eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Autographen hatte Hermann Voß nach dem Tode seines Vaters, des Prof. Abraham Voß, der Verfügung desselben gemäß der großherzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Eutin übergeben, worunter besonders Briefe von Johann Heinrich Voß und dessen ältestem Sohne. Bereichert wurde diese Sammlung durch den Ober-Regierungsrath Hellwag. Der Director des eutiner Gymnasiums, Dr. Ch. Pansch, hat im vorigjährigen Gymnasial-Programme Einzelnes mitgetheilt. Den Anfang bilden Briefe von H. Voß an Hofrath Dr. Hellwag in Eutin aus den Jahren 1802 bis 1805, welche anziehende Mittheilungen, besonders über Goethe, Schiller und Schelling bieten. Daran schließen sich Briefe von Schillers Gattin so wie von den Philologen Passow, Reisig, G. Hermann, Ritzsch, Thiersch, Buttmann (mit einer Erwiederung von J. H. Voß) und Lobeck. Den Schluß bildet ein Brief Schleiermachers an J. H. Voß aus dem December 1806, der über den traurigen Zustand Halle's in Folge der französischen Eroberung berichtet.

— Die französische Theatercensur hat das Textbuch zu der Oper: „La forza del destino“ von Verdi, welche im Laufe dieses Winters von der großen Oper zur Aufführung gebracht werden soll, nicht durchgelassen. In Folge dessen hat der Director Perrin selbst die Lieferung eines neuen Libretto übernommen.

— Aus Weimar, 8. d. M., wird der Allg. Ztg. geschrieben: Heute fand hier die General-Versammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die von den Weimar'schen Gesellschaftsmitgliedern ziemlich zahlreich, dagegen von den auswärtigen so gut wie gar nicht besucht war, statt. Der Präsident, Professor Dr. Ulrici aus Halle, wies in längerem Vortrage die Einwände und Vorurtheile gegen den Bestand und die Wirksamkeit der Gesellschaft zurück, und berichtete über das, was seit ihrer Gründung zu Shakespeare's dritter Jubelfeier geschehen war. Die Hauptfrucht aus dieser Zeit, das Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, erster Jahrgang, wurde dabei unter die Mitglieder vertheilt, ein stattlicher Band in Groß-Octav, von Reimer in Berlin verlegt. Der Rechnungs- und Cassenführer der Gesellschaft, Hof-Banquier Moritz aus Weimar, erstattete hierauf Bericht über ihre finanziellen Zustände, wobei ansehnliche Beiträge des Königs von Sachsen, der Großherzogin von Sachsen-Weimar, der Kronprinzessin von Preußen und verschiedener Privaten dankbarlichst zu erwähnen waren. Die Gesellschaft zählt ungefähr 130 Mitglieder à 3 ℛ Jahresbeitrag, gegen welchen das Jahrbuch geliefert wird. Ihr Bibliothekar, Dr. Reinhold Köhler aus Weimar, legte das Verzeichniß ihrer Bibliothek vor, welche einweilen in der Weimar'schen Bibliothek ein gastliches Unterkommen gefunden hat und leider bis jetzt nicht viel über hundert Werke zählt. Präsident Ulrici meldete weiter, daß auf die Denkschrift der Gesellschaft an die deutschen Regierungen, worin um ausgiebigere Pflege englischer Sprache und Literatur an den deutschen Hochschulen nachgesucht wird, bisher zwei befriedigende Antworten vom preußischen und vom sächsischen Cultusministerium eingegangen seien, dagegen gar keine oder schlechthin ablehnende Antworten von den deutschen Bühnenvorständen (mit Ausnahme Dessau's, Meiningen's, Weimar's), welche um Veranstaltung von Benefiz-Vorstellungen für die deutsche Shakespeare-Gesellschaft gebeten worden waren.

— Der in Frascati am 30. September verstorbene Landschaftsmaler Johannes Frey aus Basel war unter den in Rom lebenden Schweizern anerkannt der bedeutendste, sein Atelier von Freunden und Kennern der Kunst jeder Nation aufgesucht, denn es zeichnete sich durch eine seltene Mannigfaltigkeit von Studien aus dem europäischen Süden und Afrika, besonders aus Aegypten, wie kein anderes, aus. Im Jahre 1842 fand sich Frey mit den Theilnehmern an der wissenschaftlichen Expedition, deren Oberleitung dem Prof. Richard Lepsius auf Verwendung Humboldt's, Bunsen's, des Ministers Eichhorn und der Akademie der Wissenschaften vom Könige von Preußen übertragen war, in Alexandria zusammen. In der etwa aus zehn Personen bestehenden Gesellschaft waren auch die Architekten Erbkam und Wild, die beiden Hieroglyphenzeichner Weidenbach, der Engländer Bonomi, der jetzige Geh. Legationsrath Abeken, der Maler Georgi. Manches schöne Bild von Frey, nach Motiven aus Aegypten, befindet sich in der königl. Privatgalerie zu Stuttgart. Er war besonders in der Familie der Königin-Wittwe von Neapel gern gesehen, in deren Nähe er auch die letzten Monate verlebte. Ein typhöses Fieber machte seinem Leben schnell ein Ende.

— In Wien ist jetzt eine Ausstellung von Rahl's Werken veranstaltet. Es sind Portraits, die beiden kolossalen Manfred-Bilder, Studienköpfe, das religiöse Bild Mariä Himmelfahrt, Bacchus, der auf der Insel Andros Wasser in Wein verwandelt, Hercules bei der Omphale, rc.

— König Ludwig I. hat den beiden Künstlern, Prof. Widnmann und Bildhauer Brugger, dieser Tage Aufträge zur Modellirung der Standbilder Klenze's und Gärtner's gegeben, welche auf dem Gärtnerplatze aufgestellt und im Jahre 1867 enthüllt werden sollen.

— Professor Semper in Zürich hat vom Könige von Baiern den Auftrag erhalten, in München ein neues Theater zu bauen.

— Der Kölner Dom wird nun im Quer- und Langhaus auch statuarische Zierden erhalten. Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen hat drei Standbilder, die kölnische Familie v. Geyr deren eines gestiftet. Es sollen sich nämlich die vier Evangelisten an die Apostelstatuen des Chores anschließen und so die Reihe der noch fehlenden 36 Bildsäulen eröffnen. Die Ausführung dieser über 6 Fuß hohen Statuen hat der kölnische Bildhauer Fuchs übernommen.

— Die Handzeichnungen aus dem Leben David's, welche Gustav König in München, der bekannte Luthermaler, für den verstorbenen König von Preußen ausgeführt hat, sind kürzlich durch Hans Hanfstängl in Dresden photographisch vervielfältigt worden. Die dargestellten Momente sind: 1. das Titelblatt mit der prophetischen Vision, 2. David's Salbung, 3. der Sieg über Goliath, 4. Saul's Haß und Jonathan's Liebe, 5. David's Bedrängniß, 6. Saul's Untergang, 7. David's Königthum, 8. David's Verheißung, 9. David's Fall und Buße, 10. David's Wiederaufrichtung, 11. David's Uebermuth und Strafe, 12. David's Tod.

— Heinrich Ernst, der berühmte Violinist, der einst seine Triumphzüge durch ganz Europa feierte, ist so eben in Nizza einer langen und schmerzhaften Krankheit erlegen. Seine Variationen über den „Carneval von Venedig“, dieses Bravourstück jedes Violin-Virtuosen, werden seinen Namen vor jener schnellen Vergessenheit bewahren, welche sonst das Loos aller derartigen Größen des Tages zu sein pflegt.

— Charles Dickens, der seit einiger Zeit wieder in Paris lebt, ward unlängst von einem Sonnenstich getroffen, ist aber ganz wiederhergestellt, und erhält sich frisch und gesund durch tägliche starke Fußwanderungen.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Organ des Künstlervereins.

№ 44. Bremen, 29. October 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Die heutige Kenntniß der altflandrischen Malerschule.

Von H. A. Müller.

(Schluß.)

III.

Wer die Geschichte der flandrischen Malerei schreibt, hat auch den Einfluß nachzuweisen, den die Brüder van Eyck auf die Malerei der übrigen Länder und insbesondere Deutschlands und Italiens ausüben. Gab es denn deutsche, italienische oder französische Maler, die als ihre unmittelbaren, persönlichen Schüler anzusehen sind? Auf diese Frage läßt sich nur mit den Namen des Antonello von Messina und des guten Königs René von Anjou antworten, also sonderbar genug nicht mit dem eines Deutschen. Hier geht uns nur der Erstere *) von Beiden an, weil er das große Verdienst hat, die neue Technik der Oelmalerei nicht blos durch seine Bilder, sondern persönlich nach Italien und zwar vorzugsweise in die venetianische Schule verpflanzt zu haben. Von der langen Dauer seines Lebens, das nach sicheren Nachrichten von 1414 — 1493 reicht, scheint er nur die letzten Jahre vor dem Tode Jan's van Eyck in Brügge zugebracht zu haben. Man ist auch ziemlich einig über die von ihm herrührenden noch vorhandenen Bilder, die er, wie seine Lehrer, oft mit Namensunterschrift, anfangs auch mit dem Zusatze oleo pinxit versah; darunter die bedeutendsten ein s. g. Calvarienberg, Christus am Kreuz mit den beiden Schächern, im Museum zu Antwerpen, und der von drei Engeln gehaltene auferstandene Erlöser, im Belvedere zu Wien. Das Antwerpener Bild, aus dem Jahre 1445 (nicht 1475), trägt im landschaftlichen Theile und in den Zügen des Heilandes einen italienischen Character, auch sind die an Baumstämmen, nicht an Kreuzen hangenden Schächer einem gleichzeitigen italienischen Maler nachgeahmt, dagegen sind die am Fuße des Kreuzes knieenden Maria und Johannes ganz flandrische Gestalten. Wenn sich hier also schon der neue flandrische Einfluß verräth, so verhält es sich umgekehrt in dem offenbar viel später gemalten Wiener Bilde, wo mit der venecianischen Weise noch die Reste der flandrischen verbunden und die Farben außerdem schwer und undurchsichtig sind.

Kein flandrischer Maler des 15. Jahrhunderts hat in neuerer Zeit eine größere Anziehungskraft ausgeübt, keiner ist mehr besprochen, untersucht und von der Fackel der Kritik beleuchtet worden, als der liebenswürdigste von allen, Hans Memling. Obgleich die poetischen Sagen, in welche die früheren Schriftsteller sein Leben gehüllt hatten, und die süße Illusion, er heiße Hemling und gehöre entweder der ehemaligen Familie dieses Namens in Constanz oder der in Bremen an, *) von dem Lichte der Kritik längst verschwunden sind, ist der poetische Zauber, den er ausübt, darum nicht geringer geworden. Denn dieser Zauber liegt nicht in seiner Person, sondern in der unnachahmlichen Lieblichkeit seiner Darstellungen und dem Glanze der Farben, der über seine Werke ausgegossen ist. Sie stehen freilich noch völlig auf dem Boden der Kirche, aber nicht der strengen Dogmatik, wie die des Roger von der Weyden; sie verbinden die Kirchlichkeit mit der reinsten Menschlichkeit.

Das Wenige, was die neusten Forschungen über sein Leben ermittelt haben, beschränkt sich darauf, daß er vielleicht in Brügge, oder, wenn man seine Herkunft nach Deutschland setzt, möglicherweise in dem Dorfe Mömling bei Aschaffenburg geboren ist; aber wann, weiß man nicht. Nur so viel ist gewiß, daß er die größte Zeit seines Lebens in Brügge, wo er zwei Wohnhäuser besaß, in ziemlichem Wohlstande zugebracht hat, und daß bei seinem Tode (1494 oder 1495) die drei Kinder, die ihm seine (1487 gestorbene) Frau geboren hatte, noch unmündig waren. Dieser Umstand und die sichere Entstehungszeit einiger seiner Bilder lassen schließen, daß er kein hohes Alter erreicht hat.

Bei einem Meister wie Memling muß ich es mir versagen, auf eine Characteristik der Hauptbilder einzugehen, weil ihrer zu

*) Unter den Werken über flandrische Malerei ist es fast nur das in meinem ersten Artikel angeführte Buch von Crowe und Cavalcaselle, welches Antonello's Leben und Werke ausführlich behandelt.

*) Die Geschichte dieser Illusionen habe ich in dem in der Kürze erscheinenden zweiten Bande (Abth. II.) des „Bremischen Jahrbuches“ zusammengestellt.

viele sind. Deutschland besitzt nur eines derselben in München und ein anderes im Dom zu Lübeck;*) die Arbeiten in Wien sind geringeren Werthes; Berlin und Dresden sind völlig arm daran. Wer ihn ganz kennen lernen will, der muß „in Künstlers Heimath“ nach Brügge gehen und dort das Johannishospital aufsuchen, das der Westseite der Notre-Damekirche gegenüber liegt. Wir begehren Einlaß und schreiten über einen Hof in den ehemaligen Capitelsaal, der uns gegen die gewöhnliche belgische Vergütung eines halben Franken eine kleine Sammlung von etwa 60 Bildern vorführt. Man würde sie kaum eines Besuches werth halten, wenn sich nicht unter ihrer Zahl die herrlichsten Schätze Hans Memling's befänden, nämlich 5 sichere Bilder, ein sechstes als zweifelhaft. Und unter den sicheren ist nicht das räumlich größte, sondern das reizendste der Reliquienkasten der heil. Ursula, der in Form einer Kirche mit Spitzgiebeln und Eckpfeilern auf allen Seiten mit 8 Bildern und 6 Medaillons geschmückt ist, die das Leben und das Martyrium der heil. Ursula darstellen, womit die Verherrlichung und Krönung der Maria in Verbindung gebracht ist. Obwohl die Malereien viel durch Restauration gelitten haben, entfalten sie doch eine Fülle von Grazie und Lieblichkeit, einen Reichthum und Glanz der Farben, wie kein anderes Werk unseres Meisters, der hier nebenbei auch ein gründliches Studium der alten Kölnischen Meister zeigt. Und zu diesem Studium bot ihm ein längerer Aufenthalt in Köln, an das sich bekanntlich das Leben und der Märtyrertod der heil. Ursula knüpft, vielfache Gelegenheit. Von höchster Vollendung ist besonders das Bild ihrer Ankunft in Rom, wo der Papst sie am Eingange einer Kirche empfängt, in deren Innerm eine Taufe vollzogen und das Abendmahl ausgetheilt wird.

Wenn es ein Fehler zu nennen ist, daß nach unseren Begriffen die Compositionen dieses Reliquienkastens zuweilen etwas überladen sind, so vergleiche man damit den daneben hangenden, räumlich viel größeren St. Johannes-Altar (oder die s. g. Vermählung der heil. Katharina), auf dem die Stifter und Stifterinnen, weil sie ihn dem St. Johanniskloster widmeten, die Geschichte der beiden Johannes, des Täufers und des Evangelisten und auf den Außenseiten der Flügel sich selbst darstellen ließen**). Da ist keine Ueberladung in der Composition, aber eine Darstellungsweise, die in ihrer eigenthümlichen Verbindung der mittelalterlichen Symbolik und des Realismus ganz dem Geiste Memling's entspricht. Die Fehler, welche sich hier bemerklich machen, sind die zu magern Gestalten und die zu wenig sich anschließenden Falten der Gewänder.

Ich übergehe das dritte der Hauptbilder unseres Meisters im Johannis-Hospital, das Altarwerk mit der Anbetung der Könige, weil es vor Kurzem bei Gelegenheit der letzten Publicationen der Arundel-Gesellschaft in d. Bl. (Nr. 28) besprochen wurde, und will nur noch aus einem anderen Grunde die s. g. „Sieben Freuden der Maria“ erwähnen, das einzige Bild unseres Meisters, welches die Münchener Pinakothek besitzt. Aehnlich dem großen Altarwerke mit der Passionsgeschichte im Dom zu Lübeck, knüpft es eine Reihe einzelner Begebenheiten in vielen Scenen und Gruppen an einander, ganz ohne räumliche Scheidewand, aber nicht wie ein antikes Relief neben einander, sondern vom Vordergrunde durch den Mittelgrund bis zum Hintergrunde hinauf und eben so wieder herab, so daß in einem einzigen Bilde eine ganze Erzählung vor uns liegt. Und diese Erzählung knüpft sich an die Freuden der Maria, die, von der mittelalterlichen Kunst gewöhnlich in der Siebenzahl darstellt, hier mit einigen anderen Scenen verflochten sind. Sie beginnen im Mittelgrunde links mit der Verkündigung und endigen oben rechts mit der Aufnahme der Maria in den Himmel. Die Composition ist unstreitig die reichste unseres Meisters, so reich, daß man anfangs Mühe hat, den Faden derselben zu verfolgen, aber bald erkennt man, wie eine Begebenheit sich an die andere reiht, wie mit der Beschützung der heil. Familie in der Wüste der Faden abbricht und mit der Auferstehung Christi wieder aufgenommen wird. In dieser Hinsicht, sowie in der Feinheit und miniaturartigen Ausführung des Ganzen, aber nicht in der Schönheit aller Bewegungen ist dies Bild das Meisterwerk Memling's.

Es würde zu einer bloßen Aufzählung von Titeln führen, wenn ich die von allen heutigen Forschern als echt und wahr, und umgekehrt, die von mehreren derselben als unecht erkannten Bilder Memling's angeben wollte. Die letzteren sind bei ihm an Zahl bedeutender als bei irgend einem anderen flandrischen Meister, weil, je mehr er uns wirklich hinterlassen hat (und Manches was er gemalt, ist uns verloren gegangen) desto mehr auch willkürlich auf seine Rechnung gesetzt wird. Fast jede Privatsammlung altdeutscher und niederländischer Bilder glaubt von ihm Bilder zu besitzen, die oft nicht einmal seiner schwächsten Nachfolger würdig sind. Dieser Nachahmer gab es nicht wenige; aber auf ihre uns kaum bekannten Namen dies oder jenes Werk zurückführen zu wollen, wäre eitel Täuschung.

Dagegen ist es in neuster Zeit gelungen, mehrere der hierhergehörigen, bedeutenderen Bilder, deren Urheber, mochte man nun einen oder mehrere annehmen, unbekannt war, ihrem wahren Schöpfer zuzuweisen. Dieser Schöpfer ist der seit langer Zeit unter dem Namen Dierk von Harlem bekannte Maler, den man später, als man seinen Familiennamen gefunden zu haben glaubte, auch Dierk Stuerbort nannte, bis sich vor Kurzem der wahre Name Dierk Bouts (spr. Bauts) herausstellte und die Identität mit Dierk v. Harlem sich als unhaltbar erwies. Sein Leben und Schaffen ist vorzugsweise von belgischen Kunstforschern und Archivaren ans Licht gezogen worden, von denen einer*) freilich noch daran festhielt, daß Dierk von Harlem und Bouts identisch seien. Von dem wahren Bouts weiß man, daß er 1468 zum Maler (portraitem) der Stadt Löwen ernannt wurde, 1475 oder richtiger 1479 starb, und bei seinem Tode ein großes Bild des Jüngsten Gerichtes unvollendet hinterließ.

Den ersten Anhaltspunkt zur weiteren Erforschung seiner Thätigkeit gaben bekanntlich die beiden gegen das Ende seines Lebens für den Gerichtssaal des Rathhauses in Löwen gemalten, seit 1861 im Museum in Brüssel befindlichen Tafeln mit den Darstellungen aus dem Leben Kaiser Otto's III., der, wie eine von Gottfried, dem Bischof von Viterbo, im 12. Jahrhundert erfundene Sage berichtet, von seiner Gemahlin bewogen wurde, einen Grafen von Modena hinrichten zu lassen, welcher, wie ein zweiter Joseph, den Verführungskünsten der Kaiserin widerstanden hatte. Auf der ersten Tafel begleitet die Kaiserin, umgeben von einer großen Volksmenge, ihn zum Richtplatz und sieht mit ihrem Gemahl von den Zinnen der Burg herab dem Verurtheilten nach, dessen Haupt im Vordergrunde seiner eigenen Gattin überreicht wird. Auf dem zweiten Bilde erscheint vor dem Kaiser die Gräfin, mit dem Haupte ihres hingerichteten Gatten in der einen Hand, und mit einer Stange glühenden

*) Wer hier etwa das Danziger Bild vermißt, den verweise ich auf das was bei Gelegenheit des „Jüngsten Gerichtes“ in Beaune darüber gesagt ist.

**) An der Unächtheit der Unterschrift auf dem Rahmen, die bekanntlich zu dem falschen Namen Hemling Veranlassung gab, zweifelt heutzutage Niemand mehr, der mittelalterliche Buchstabenzüge einigermaßen kennt.

*) Alph. Wauters, Thierri Bouts ou de Harlem. Brux. 1863.

Eisens in der andern. Durch diese Feuerprobe wird der Kaiser von der Unschuld des Grafen überzeugt und übergiebt seine eigne Gemahlin dem Feuertode. Die Bilder verrathen einen Schüler van der Weyden's, der manche ihn kennzeichnende Eigenschaften besitzt. Dahin gehören die übermäßige Länge, die gezwungene Stellung und oft etwas affectirte Grazie seiner Figuren, das kräftige, stark ins bräunliche fallende Colorit und die treffliche Behandlung des Landschaftlichen. Auf Grund dieser Eigenschaften und authentischer Nachrichten hat man daher dem Bouts noch mehrere Bilder mit Recht zugesprochen, deren Urheber früher in der Luft schwebte. Die bedeutendsten derselben, in denen unser Meister einstimmig erkannt wird, sind die von der Brüderschaft des heil. Sacraments in Löwen bei ihm bestellten Darstellungen des Abendmahls und des Martyriums des heil. Erasmus. Das Abendmahl ist das in der dortigen Peterskirche befindliche Mittelbild, zu welchem vier in verbindlicher Beziehung stehende Flügel gehören, von denen zwei „Abraham und Melchisedek“ und „das Mannasammeln in der Wüste“ in München, die beiden andern „die Speisung des Propheten Elias“ und „das erste Passahmahl“ in Berlin sind; ein Werk, das frei von einigen der genannten Fehler, 1468 vollendet wurde, wie eine von Dierk Bouts ausgestellte, noch vorhandene Originalquittung beweis't. Auch das in einer anderen Kapelle jener Peterskirche befindliche Martyrium des heil. Erasmus zeigt bei allem Abschreckenden des Gegenstandes eine sorgfältige Modellirung der Gestalten, einen großen Fleiß in den Details und eine reizende Composition der Landschaft. Verwandt im Inhalt und verwandt in den Eigenschaften ist der gewiß in dieselbe Zeit gehörende „Märtyrertod des heil. Hippolyt“ in der Kathedrale zu Brügge. Dagegen läßt sich in dem früher wohl überschätzten, wahrscheinlich aus den jüngeren Jahren unseres Meisters herrührenden Bilde der „Gefangennehmung Christi“ in München (zu welchem das stark restaurirte Gegenstück „die Auferstehung Christi“ in der Moritzkapelle zu Nürnberg gehört) noch manche Unbeholfenheit und Eckigkeit der Zeichnung, aber auch eine so ausdrucksvolle Characteristik der Köpfe bemerken, wie wir sie in keinem andern Werke von Bouts wiederfinden.

Mit diesem Maler, der die Schule der Brüder van Eyck aus ihrem Hauptsitze Flandern nach Südbrabant verpflanzt, muß ich die Reihe der großen Meister abschließen, die sich in ihrem Kunststile als unmittelbare Nachfolger der Stifter der Schule erweisen. Gegen das Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts bilden sich in verschiedenen Städten andere Richtungen aus, in denen sich ein Uebergang von der altflandrischen Schule zum Geiste der Neuzeit bemerklich macht. So besonders in Antwerpen, das mit dem Handel auch die Kunst in seinen Mauern aufblühen sah und gleich im Anfange des 16. Jahrhunderts den Quintin Messys hervorbrachte, der, wenn er auch die religiöse Anschauungsweise des Mittelalters noch durchklingen läßt, seinem eigentlichen Wirkungskreise nach den Beginn der Neuzeit verkündet. Ich kann aber die Betrachtung dessen, was die neuesten Forschungen über die altflandrischen Meister ans Licht gezogen haben, nicht schließen, ohne eines großen Altarwerkes von hoher Bedeutung zu gedenken, das, selber vor nicht langen Jahren der Vergessenheit entzogen, erst kürzlich das Glück gehabt hat, seinen Urheber wieder zu finden, also auch in Zukunft seine bestimmte Stelle in der Geschichte der Malerei einzunehmen. Diese Stelle wird der Endpunct der altflandrischen, oder wenn man will, der Anfangspunct der neueren Malerei sein. Ich meine das Altarwerk in der Kirche Notre-Dame der ehemals flandrischen Stadt Douai, das, aus dem Kloster Anchie stammend, 9 Tafeln (4 äußere und 5 innere) enthält, von denen die inneren die Anbetung der göttlichen Dreieinigkeit im Himmel darstellen, wozu die äußern die einleitenden symbolischen Gedanken enthalten *). Es ist eine reiche, tiefdurchdachte Composition, die in ihren gedanklichen Motiven und ihrer Symbolik noch ganz auf dem Boden des streng kirchlichen Mittelalters steht, und in manchen Einzelheiten an das Genter Altarwerk erinnert, dabei aber den Realismus der Eyck'schen Schule sowohl im geistigen Ausdruck als in der Bekleidung schon viel weniger hervortreten läßt. Was die technische Ausführung betrifft, so ist die Zeichnung der Körper entschieden die Schatten-, die Farbe dagegen und die Art ihres Auftrags die glänzendste Lichtseite des Bildes. Wer bei der bloßen Betrachtung der darin angebrachten Baulichkeiten und ihrer Ornamente die Entstehungszeit in die ersten Decennien des 16. Jahrhunderts setzt, geht nicht irre: der von den Archivaren der Stadt Brüssel **) in einem Manuscripte der königl. Bibliothek wiedergefundene Name des Urhebers ist Jan Bellegambe, dessen Familie zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Douai lebte. Sein und seiner Verwandten Name kommt in den dortigen Stadtbüchern von 1504 bis 1534 und in sonstigen urkundlichen Nachrichten vor. Diese bestätigen auch, was sich von vorn herein annehmen ließ, daß er mehr gemalt hat als dies Altarwerk; aber das, was als seine sonstige Arbeit genannt wird, ist verloren gegangen. Ob ihm aber nicht noch manches Vorhandene zuzuschreiben ist, das zu ermitteln, wird fortgesetzten Nachforschungen hoffentlich gelingen.

*) Die Erklärung Ernst Förster's, (Denkm. Bd. X.) daß sie die Offenbarung der Dreieinigkeit auf Erden darstellen, will mir nicht einleuchten.

**) Alph. Wauters, Jean Bellgambe de Douai, le peintre du tableau polyptyque d'Anchin. Brux. 1862.

---

* Horazische Oden.

Buch III. Nr. 3 und 4.

Bearbeitet von Johannes Karsten.

(Justum et tenacem propositi virum etc.)

Der Mann allein ist wacker, der beharrt,
der kühn vollführt, was er für recht erkannte
und unerschüttert einen Pöbel narrt,
des Mißgunst da verfolgte stets und bannte,
wo er versagte Größe angestarrt;
den furchtlos das ihm dräuend zugewandte
Tyrannenantlitz trifft; den der Orkan,
der ihn umbraust, nicht irrt in seiner Bahn.

Selbst Zeus, der seine Donnerkeile schwingt,
macht den verwegnen Erdensohn nicht zittern:
er steht, ein Kämpfer, der mit Göttern ringt,
im Glorienschein umzüngelt von Gewittern;
der Erdball, welcher rings um ihn zerspringt,
schaut ihn als Sieger thronend auf den Splittern;
er lächelt, ungetroffen, unerschrocken;
gleich Siegesbannern flattern seine Locken.

Wollt ihr Unsterblichkeit? Dies ist der Pfad
gerades Weges zum Olymp zu dringen,
den Hercules, den Pollux einst betrat,
und den sie standhaft bis an's Ende gingen,
bis sie der Burg der Göttlichen genaht,
die mild die Gottgewordnen dort empfingen.
August, der Dritte in dem schönen Bunde,
schlürft Nektartropfen mit dem Purpurmunde.

Auf diesem Wege, Vater Bacchus, ziehn
die ungewohnten Rosse deinen Wagen,
gefleckte Panther, denn dir ward verliehn
in's Joch des Dienstes die Natur zu schlagen;
auf diesem selben Wege ward Quirin
von Mars Quadriga zum Olymp getragen,
wo Juno vor gesammtem Götterkreise
Versöhnungsworte sprach, in dieser Weise:

„O Ilion, o Ilion, du hehre!
der Grund, der dich dem Untergange weiht,
ist nichts, als daß ein Mann ein Weib begehre,
das schon vor ihm ein and'rer Mann gefreit;
doch lastete auf dir des Schicksals Schwere
schon seit Laomedon, schon seit der Zeit,
wo jener falsche Mann, dem wir gewogen,
Neptun und Phöbus um den Lohn betrogen.

Doch mich erbitterte, mich und Minerven,
zum zweiten Mal der Enkel wie der Ahn;
erkennst du, was es heißt, uns zu verwerfen,
bestochner Richter von der Sinne Wahn?

Du mußtest für Dein Volk die Strafe schärfen,
du rissest es auf des Verderbens Bahn,
du ließest dem Verhängniß es verfallen,
und du verödetest die Königshallen.

Nun brüstet sich nicht mehr der überschöne,
der Räuber einer Ehebrecherin;
auch Priam fiel, es fielen seine Söhne,
selbst der sie rächen könnte, ist dahin;
wer lebt nun noch, der die Argiver höhne?
Hectors Verlust ward uns'res Siegs Gewinn!
Der Kampf ist aus, es dräut kein Hector mehr;
im einz'gen Manne sank ein ganzes Heer!

Vorbei der Krieg, der zehen lange Jahre
durch unsern Zwist nicht zu beenden war!
Gesättigt ruht mein Groll, denn ich gewahre
Troas zerstört, vertilgt der Troer Schaar,
und der Versöhnung Segnungen erfahre
der Enkel, den die Troerin gebar,
der Sohn von meinem Sohn; die Götter rächen
am Nachgebornen nicht des Ahns Verbrechen.

Er trete ein, befreit vom Erdenharme!
nur mütterliche Milde hegt mein Sinn;
ich führ' ihn selbst dem Vater in die Arme,
ich, die ich seines Vaters Mutter bin
Geraubt des Orcus wesenlosem Schwarme
nehm' ihn die Götterschaar als Mitgott hin!
nicht Fremdling fühl' er sich in diesem Saale!
Kredenzt ihm zum Willkomm die Nectarschale.

So lange zwischen Latiums Gestaden
und Pergamus die Pontuswelle rollt,
sei Roms Geschlecht ein Volk von Gottes Gnaden,
dem Unterwürfigkeit der Erdball zollt;
selbst von des Balls noch nicht entdeckten Graden
sei seine Oberherrschaft einst gewollt!
Von Ilions Mauern, den in Staub gewandten,
ziehn in die Welt, Weltherrscher, die Verbannten.

So lang', wo Priamus und Paris fielen,
und wo verschollen modert ihr Gebein,
auf moosbewachsnen Hügeln Lämmer spielen;
so lang' vom Capitol noch steht ein Stein;
so lang' das Mittelmeer von Römerkielen
durchschnitten wird — soll Rom's die Erde sein,
der Meder selbst dem Römerjoch sich beugen,
bis einstmals Römersöhne Meder zeugen [1]).

Nichts sei als Rom! Es füge diesem Namen
sich, was von Völkern überall verstreut,
der Nil sogar! Von Rom und seinem Samen
sei Schicksal und Gestalt der Welt erneut;
sie kommen noch, wohin sie noch nicht kamen!
Kein Land sei denkbar, wo nicht Rom gebeut,
so lang' es, stark, das schnöde Gold verachtet,
und nur nach Siegen durch das Eisen trachtet.

Mit seinen Waffen dring' es zu den Grenzen,
hart an die Pole der bewohnten Welt;
vom einen, wo die ew'gen Gluthen glänzen
zum andern, wo der stete Nebel fällt;
von Sieg zu Siegen müss' es sich ergänzen,
bis es besiegt die Welt in Händen hält;
dann ist erfüllt, was nach der Götter Schluß
ihm vorbestimmt, was es vollenden muß.

Nur daß es nie gelüste die Quiriten,
in blindem, allzufrommen Selbstvertraun
in einem neuen Troas zu gebieten,
ein and'res Ilion wieder zu erbaun!
Rom würde, wollt' es Städtemauern nieten,
wo der Skamander schleicht durch todte Aun,
Troas Verhängniß neu heraufbeschwören,
denn das Geschaffne, ich würd' es zerstören!

[1]) Oden III. 5. Vers 6 und 7.

O hüte dich auf deinen stolzen Flügen
vor Phrygiens Sonne, königlicher Aar;
laß dir an dem, was du erschwangst, genügen,
du hast erreicht, was zu erreichen war!
Soll sich das dir Versagte dir sich fügen,
Troas erstehn, so führ' ich meine Schaar
zu neuen Siegen, die Argiverrotte,
ich Göttermutter, Gattin einem Gotte!

Und mag die Mauer dreimal sich erheben,
mir Phöbus dreimal gegenüberstehn,
so soll er dreimal meinem Zorn erbeben,
so soll sie dreimal sich zertrümmert sehn,
und dreimal soll die Welt ein Bild erleben,
nicht abwendbar durch tausendfaches Flehn,
die Gattin dreimal ihren Mann beweinen,
und dreimal ihre Söhne und die seinen!"

Doch wo gerath ich hin? Du schlichte Leyer,
wozu versteigst du dich; was für ein Ton!
Bist du gestimmt zu Ilions Leichenfeier
und zu der Göttermutter hehrem Drohn?
Der Freude widme dich, dann klingst du freier
und ringst nach keinem unbescheidnen Lohn;
du, die noch eben vor Versagtem warnte,
wie kam es, daß Versagtes dich umgarnte?

Steige herab, Calliope, und singe
zu Phöbus goldnen Saiten einen Sang!
O Königin, gieb, daß mein Lied gelinge,
dich ruf' ich, wende zu mir deinen Gang!
Was ist das: Hob mich eine Zauberschwinge
vom Boden fort? Schwebt' ich die Luft entlang?
Wo bin ich? Sind das die geweihten Haine?
Und dieses Säuseln — dieser Fluthen Reine! —

Hört ihr sie auch, die wundervollen Klänge?
Sie dauern fort: Täuscht mich kein holder Wahn?
Dies sind die Wipfel, das die Schattengänge,
zu denen nur Unsterbliche sich nahn! —
Wo aber weilt die auserkorne Menge?
Kommt keiner, mich, den Fremdling, zu empfahn?
Nur diese hehren Töne hör ich rauschen;
sie gelten mir, so will ich ihnen lauschen!

Die Götter achten mich als ihresgleichen;
als Knabe schon erfuhr ich das, und zwar
auf einem Berge, den mir zu erreichen
(ich hatte mich verirrt) gelungen war.
Ich fiel in Schlaf, und da geschah ein Zeichen:
denn hergeflogen kam ein Taubenpaar,
das Lorbeer zutrug, mich damit bedeckte,
vor Nattern so und Bären mich versteckte.

So ruht' ich unter Lorbeern, unter Mirten,
nicht preisgegeben schlimmem Ungefähr,
gerettet; noch erzählen sich die Hirten
von Bantia die wunderbare Mähr
vom Knaben auf dem Vultur, dem verirrten,
und von den Tauben, ihm gesendet her;
es machte dieses seltnen Vorgangs Kunde,
kaum ausgesprochen, durch das Land die Runde.

Euch bin ich aufbehalten, o Camönen!
Als euer, dem kein Unfall widerfährt,
wandl' ich an der Sabina rauhen Söhnen
vorüber, mit der Leyer, ohne Schwert;
Präneste mag von eurem Ruhm ertönen,
und Bajae, seiner Luft mir wegen werth
und seiner Lage, weil am Meer es liegt,
und Tibur, an die Felsenwand geschmiegt.

Als eurer Quellen Freund und eurer Chöre
bin ich Philippi's mörderischer Schlacht
entronnen und dem Tode durch die Föhre,
die Faun mir fern hielt, [2]) und der Wellennacht;
denn, da ich euch und euerm Dienst gehöre,
hat Palinur mir nicht den Tod gebracht!
Kein Schicksal wohl vermag den euch Geweihten
zu schädigen; sein Schutz sind seine Saiten!

Seid ihr mit mir, will ich der Wuth der Wellen
des Bosporus mich herzhaft anvertraun,
ungastlichen Britannen mich gesellen
und wandeln durch Assyriens Wüstenaun;
zu den Gelonen gehn in Widderfellen
und ohne Furcht den Fluß der Scythen schaun;
die Concaner, die, statt vom Blut der Beeren,
erwürgter Rosse Blut als Trank begehren.

Caesar, ermattet von des Feldzugs Lasten,
nachdem er seine Krieger übermacht
den Städten auf dem Lande, dort zu rasten,
eilt gern in eures Hains geweihte Nacht.
Gern mied' er fortan Mars, den vielgehaßten;
ihr singt ihm seine Thaten in der Schlacht
und haltet dadurch seinen Ehrgeiz rege,
erschließend seinem Ruhme neue Wege.

Ihr lenkt sein königliches Herz zur Milde,
wo Milde Anklang findet; aber wer
(wie das verblendete, barbarisch wilde,
Versagtes wollende Titanenheer
zum Widerstand sich sammelt im Gefilde,)
den Göttern trotzt, den strafen Götter schwer.
Der Rachebliß des Zeus traf die Titanen;
ihr Beispiel möge schrecken, möge mahnen!

Wer möchte wohl mit einem Gotte hadern,
der alles lenkt in Himmel, Erd' und Meer?
Als Blut floß Eisen durch der Brüder Adern,
die über'n Pelion den Ossa her,
und auf den Ossa des Olympus Quadern
zu thürmen sich vermaßen; ein Begehr,
das ruchlos wiederholt, zu dreien Malen
sie scheitern sahn und theuer mußten zahlen.

Es schrecken Zeus, der ihre Kraft erkannte,
Typhoeus, Mimas und Enceladus,
der statt der Waffen nur der Erd' entwandte
Baumstämme schwingt; zum Leun verwandelt muß
den Rhoetus, eh' er ihn zum Hades sandte,
der Gott zuvor bekämpfen; [3]) der Verschuß
von Phoebus Pfeilen fällte nicht die Leiber
Porphyrions und der Seinen, List der Weiber.

Nur an Minervens tönender Aegide
zersplittert ihre Kraft; der Göttin nahn,
daß Göttereinigkeit den Kampf entschiede,
als Helfer Juno, Phoebus und Vulcan;
der Gegner fiel, doch lebt er fort im Liede;
und dieses ist die Meinung: „Kraft braucht Plan!"
Sich selbst zerstört tollkühn verwandte Kraft,
wenn klug gepflegte große Wunder schafft.

Ungern ist Gäa Hüterin den Söhnen,
die den Olympiern sie zum Hohn gebar;
doch auch die Götter wissen zu verhöhnen
und lernen aus mit Noth bestandner Fahr;
Im Aetna, wo am Eingang Hämmer dröhnen,
und wo die Schmiede des Vulcanus war,
tobt in der Tiefe sich, im finstern Haus,
Enceladus, der Pflanzensammler, aus.

Dann weilt im Orkusschlunde, der Latonen,
gestachelt von der Sinne wilder Glut,
in unerlaubter Liebe beizuwohnen
versucht', und dessen Strafe nimmer ruht.
Die Gattin vorm Pirithous zu schonen,
genügt dreihundertfacher Fesseln Hut;
and're Giganten bergen and're Berge,
denn Riesenleibern ziemen Riesensärge.

[2]) Oden II. 17. Vers 27—29.

[3]) Oden II. 19. Vers 21—24.

* Hansische Geschichts-, Cultur- u. Charakterbilder.

Von Heinrich Asmus.

I. Gustav Wasa in Lübeck.

Eben dämmerte der Abend des 30. September des Jahres 1519 über Lübeck, als der damalige Herr des Rathes und nachmalige mächtige Bürgermeister dieser Hansastadt, Niclaus Brömbse *), in sein Arbeitszimmer trat und sich an einem in der Mitte desselben befindlichen Tische niederließ, auf dem verschiedene Papiere geregelt neben einander lagen. Große brennende Wachskerzen in schweren silbernen Armleuchtern erhellten das ziemlich geräumige Gemach hinreichend. Die Wände des Zimmers waren höchst einfach mit grauem Stuck bekleidet, der Fußboden mit schwarzen und weißen Marmorfliesen belegt, aber neben dem Tische erhoben sich zwei schlanke, achteckige Säulen, über deren ächt künstlerisch gearbeitetem Knauf nach allen Seiten hin sternförmige und höchst geschmackvoll verzierte Reifen ausliefen und sich an dem Gewölbebogen abzweigten, um sich mit dem Hauptgesimse, das fast mit Wappen und Familienbildern bedeckt war, wieder zu vereinigen. Die Mobilien des Zimmers waren zwar ebenfalls einfach, aber gediegen; das sechszehnte Jahrhundert kannte den Scheinluxus noch nicht, um ein fremdes Auge zu blenden.

Nachdem Herr Brömbse kaum eine Viertelstunde geschrieben, klingelte er. Es erschien ein Diener, dem er für seinen Geheimschreiber eine Schrift einhändigte, mit der sich der Diener sogleich wieder demüthig entfernte. Bei der Bewegung, welche der Rathsherr hierbei gemacht, war der volle Glanz der Kerzen auf sein Gesicht gefallen. Er war ein Mann noch in den Dreißigen, hoch und kräftig gebaut, aber sein Gesicht war weder schön noch angenehm: es lag in demselben ein unverkennbarer Ausdruck von Stolz und Härte. Seine Stirn war hoch und von braunem Haar umflossen; die Augen, von derselben Farbe, blitzten gewöhnlich unter finster zusammengezogenen Brauen. Sein Blick war scharf, durchbohrend, die Nase mäßig gebogen und die Lippen waren fast verächtlich aufgeworfen.

Als Herr Brömbse noch eine geraume Zeit am Tische verweilt und diese und jene Schrift durchgelesen, erhob er sich. Auffälliger Weise trug er mitten in seiner Häuslichkeit einen enganliegenden Wams von schwarzem Sammet, über dem die goldene Amtskette mit dem lübischen doppelköpfigen Adler bis auf die Brust hinabhing. Ein fein gefalteter und gebrannter Spitzenkragen umschloß seinen Hals, so wie gleiche Manschetten die Hände; kurze, aber sehr weite Beinkleider, schwarzseidene Tricots und Schuhe mit großen goldenen Schnallen, vervollständigten das Costüm.

Eben hatte er einen reich mit Pelz verbrämten Ueberwurf, von dem Stoffe des Wamses, umgeworfen und war im Begriff das Zimmer zu verlassen, als ungerufen ein Diener eintrat und einen Fremden anmeldete, der sogleich den Herrn Bürgermeister zu sprechen wünsche.

„Sein Name?“ fragte Brömbse fast unwillig.

„Den will er nur dem Herrn Consul selbst namhaft machen.“

„Ein Abenteurer?“

Die Diener zuckte die Achseln. Brömbse durchschritt nachdenkend das Gemach.

„Führe ihn herein, bleibe aber in der Nähe!“ befahl er dann dem Diener.

Als dieser sich entfernt hatte, warf er den Ueberwurf wieder ab, setzte sich und blickte unverwandt nach der Thür, in die nach wenigen Minuten der Angemeldete trat. Brömbsens Augen richteten sich scharf und lebhaft, ja musternd, auf den Eingetretenen. Es war ein jugendlicher Krieger, noch in den zwanziger Jahren, in voller Rittertracht. Seine Haltung war fest und sicher, sein Benehmen bescheiden.

„Hochmächtiger Herr!“ sprach er nach einer leichten, aber gefälligen Verbeugung. „Entschuldigt, daß ich, den das Unglück verfolgt und der aus seinem Vaterlande verdrängt worden, mit der zuversichtlichen Hoffnung und der Absicht nach Lübeck gekommen bin, mich den edlen Bürgern dieser Stadt in die Arme zu werfen und sie um Schutz und Beistand aufzufordern.“

Brömbse war während der Rede aufmerksam geworden.

„Die Republik Lübeck hat noch Keinen, der ihre Hülfe anrief und verdiente, kalt von sich gewiesen“, entgegnete er rasch. „Soll sie aber dem Hülfesuchenden entsprechen, so muß sie auch wissen, worin der Schutz besteht und wem sie ihn erweisen soll.“

„Mein Name ist Gustav Erichson.“

Der Bürgermeister schnellte empor und schritt auf den Genannten zu.

„Seid willkommen, edler Herr!“ entgegnete er darauf höchst aufgeregt und führte den Ritter, nachdem er ihn von dem Oberkleide befreit, nach einem Sessel, der dem seinigen gegenüberstand.

Beide setzten sich.

„Ich hoffe, Ihr sollt Euch nicht getäuscht haben, edler Herr!“ fuhr Brömbse dann fort. „Denn wenn der edle Rath und die ehrliebende Bürgerschaft so denken und fühlen wie ich, so könnt Ihr nicht nur des Schutzes, sondern selbst der thätigsten Hülfe gewiß sein. Seid nochmals in der freien Stadt Lübeck willkommen, edler Herr!“

Er klingelte und befahl dem eintretenden Diener Wein zu bringen. Diesem Befehle ward rasch entsprochen und als der Diener sich wieder entfernen wollte, sagte der Bürgermeister zu ihm: „Ich will ungestört sein und den Besuch nicht bekannt wissen.“

Der Diener verbeugte sich sklavisch und verließ schleichend das Zimmer.

Nachdem beide Männer den Willkommenstrank und die gewöhnlichen Höflichkeitsformen mit einander gewechselt hatten, wandte sich Herr Niclaus Brömbse an seinen Gast und fragte ihn gespannt: „Wie ist es Euch nur möglich geworden, Euch der Haft zu entziehen? Oder ist Euch Euer Verwandter selbst behülflich gewesen zu der Flucht?“

Gustav Erichson strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Erik Banner ist ein ganz guter Mann“, antwortete er dann, „er hat mich wie einen Sohn geliebt und behandelt und verlangte nur von mir das Versprechen, das Schloß Kalloe nicht zu verlassen. Als ich aber von neuen Rüstungen Christian's zur Unterdrückung meiner Landsleute hörte, litt es mich nicht länger in dem Schlosse; ich verließ es unter dem Vorwande, auf die Jagd gehen zu wollen und eilte, ohne die Gegend zu kennen, unaufhaltsam weiter. Gott leitete meine Schritte und ich erreichte glücklich Rensburg; hier suchte ich Schiffsgelegenheit nach Lübeck, da ich aber keine fand, setzte ich noch an demselben Tage meine Flucht fort. Das ist eine kurze Darstellung meiner Reise, Herr Bürgermeister. Jetzt aber frage ich Euch offen und ehrlich, was habe ich von Euch und der Lübecker Bürgerschaft zu erwarten? Werde ich dem Könige Christian ausgeliefert, so ist ein unausbleiblicher Tod mir gewiß.“

*) Brömbse hieß eigentlich nach seiner Stammburg von der Retz; da aber einst auf einem Turnier ein gewisser Herzog v. Lüneburg zu ihm gesagt haben soll: „Du stickst wie ene Brömbse!“ habe er diesen Namen auch hinfort angenommen und eine Brömbse zum Emblem seines Namens gewählt.

Brömbse legte wie betheuernd seine beringte Hand auf die Brust, dann reichte er sie dem jungen Schweden dar.

„Mit diesem Handschlage gelobe ich“ — sprach er dabei feierlich — „Euch nicht auszuliefern, edler Herr, im Fall Eure Gegenwart hier bekannt werden sollte. Weiter reicht meine Macht aber nicht, denn ich bin abhängig von dem Rathscollegio und der Bürgerschaft.“

Bei dem letzten Worte umspielte ein spöttisches Lächeln seine Lippen.

„Jedoch“ — fuhr er fort — „werde ich gleich morgen die Rathsmitglieder sondiren, und geht die Brandung nicht allzuhoch, so lasse ich später die Bürgerschaft auf das „lange Haus“ rufen, um sie aufmerksam zu machen, daß jetzt der Augenblick gekommen, Vergeltung zu üben an dem Dänenkönig für alle der Hansa in stolzem Uebermuth zugefügte Unbill und Handelshemmnisse.“

Brömbsens Augen sprüheten bei diesen Worten zündende Blitze; seine so schon kräftige Gestalt hob sich noch höher.

Gustav Erichson dankte ehrerbietig, drückte die Hand seines Gönners und erhob sich, um Abschied zu nehmen. Dem suchte aber Brömbse zu wehren.

„Edler Herr“ — sagte er — „wir müssen erst mit einander einige Gläser Wein trinken und dazu einen Imbiß genießen. Ihr seid mein Gast und logirt bei mir, damit Eure Ankunft hier so lange verschwiegen bleibt, bis ich mein Vorhaben durchgeführt. Ihr könntet sonst gar leicht Euer Leben gefährden, denn der dänischen Spione giebt es hier eine Legion.“

„Gerade deshalb werde ich Euer Haus meiden, Herr Bürgermeister“ — erwiederte der Flüchtling. „Es würde mich unendlich unglücklich machen, wenn ein Anderer, oder vielleicht gar eine ganze Stadt für mich büßen sollte und das könnte allzuleicht geschehen, wenn der Däne mich hier in Eurem Hause entdeckte. Nein, Herr Bürgermeister, für die ersten Tage werde ich bei dem mir aus Schweden bekannten Schiffer Cord König wohnen, eine treue, ehrliche Haut, die für mich durch's Feuer geht, seit ich seinen kleinen Sohn vom Wassertode errettete. Mich führte beim Eintritt in die Stadt ein glückliches Ungefähr ihm in den Weg und er ruhete nicht eher, bis ich ihm in sein Haus folgte. Nach kurzer Rast und einem frugalen Imbiß begleitete er mich zu Ihnen, Herr Bürgermeister, und ich möchte wetten, er ist trotz des Regens nicht von dannen gewichen, sondern nimmt mich in Empfang, so wie ich aus diesem Hause trete.“

Der Bürgermeister Brömbse machte keine weiteren Einwendungen, sondern war dem jungen Schweden behülflich, ihm den Ueberwurf umzulegen und ließ er sich, als dies geschehen, nicht nehmen, ihn bis an die Hausthür zu begleiten. Hier drückten sich beide Männer nochmals die Hände und schieden wie die besten Freunde. *)

Gustav Erichson trat in den stürmischen und regnerischen Abend hinaus und wie er geahnt, so geschah's: kaum hatte er das Haus des Bürgermeisters verlassen, so wurde er von dem lübischen Schiffer Cord König in Empfang genommen und von ihm in dessen kleines unscheinbares Häuschen geführt. Außer diesem Schiffer und dem Bürgermeister Brömbse ahnte keiner, daß der spätere König Gustav Wasa in diesem kleinen Hause sein Haupt zum Schlafe niedergelegt habe **).

Wir setzen voraus, daß Gustav's früheres Leben dem Leser bekannt sein wird und berühren dasselbe nicht weiter, sondern führen ihn unverzüglich in das Rathscollegium, wo am andern Morgen Brömbse seinen Collegen mittheilte, daß Herr Gustav Erichson seit gestern Abend in Lübecks Mauern weile, und nahm sodann für den Flüchtling warm das Wort, indem er verlangte, daß das Haupt der Hansa gegen ihn das Gastrecht übe. Etliche Rathsherren zogen freilich die Stirn in Falten und schüttelten bedenklich das greise Haupt, indem sie meinten, das hieße Dänemark den Krieg erklären, da es doch sonnenklar sei, daß dem Könige Christian nichts verhaßter wäre als das Haus Wasa — aber Brömbse verstand es, sie zu beschwichtigen.

„Gustav Erichson ist zu etwas Großem ausersehen!“ sprach er prophetisch. „Die Vorsehung wird ihn zum rechtmäßigen König über Schweden berufen, denn er ist der nächste Verwandte des verstorbenen Sten Sture und hat demnach die nächste Anwartschaft auf die schwedische Krone. Das ist so wahr, wie ich hier stehe! Welche Tragweite wird unter solchen Umständen aus einer ihm von uns geleisteten Hülfe dieser Hansastadt erwachsen! Was aber den Dänenkönig betrifft, so leben wir bereits mit ihm im Kriege: er läßt unsere Schiffe mit Arrest belegen, die Schiffer in Haft setzen und ruinirt vollends durch erhöhte Zölle den ganzen hansischen Handel!“

Diese Worte zündeten, es gelang Brömbse das ganze Rathscollegium dahin zu stimmen, dem Flüchtling Schutz zu gewähren und ihn unter keiner Bedingung auszuliefern. Mehr konnte der Bürgermeister jedoch für heute nicht erlangen, es war ja auch hinreichend, Gustav's Freiheit in Lübeck zu sichern.

Noch an demselben Tage traf Erich Banner, welcher des Flüchtlings Spur verfolgt hatte, in der Stadt ein und forderte die Auslieferung seines Verwandten, für den er 6000 Thaler Caution gestellt; alle seine Vorstellungen und Drohungen waren jedoch vergebens: der Rath beharrte bei seinem Beschlusse und Banner mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren. Gleich darauf verlangte auch der Dänenkönig in einem befehlenden Ton die Auslieferung des „Landesverräthers“, wie Gustav Erichson in dem königlichen Schreiben genannt wurde, aber auch dieses Gesuch ward unter der Erklärung abschlägig gemacht, daß Lübeck

*) Manche Schriftsteller, die das Abenteuerliche lieben, lassen Gustav Wasa auf seiner Flucht nach Lübeck in der Tracht eines Ochsentreibers erscheinen, und selbst das Conservations-Lexicon und mehre Historiker pflichten dem bei — diese Meinung ist aber eine irrige und wird auf das Vollkommenste widerlegt durch die auf der Stadtbibliothek zu Lübeck vorhandenen Kleidungsstücke des Flüchtlings. Diese aus zwei wahrscheinlich über einander getragenen Röcken bestehend, waren eines damaligen schwedischen Ritters würdig. Beide Röcke sind von feinem baumwollenen Zeuge gewirkt, mit weißem Parchent gefüttert und durch Näthe, deren Zwischenräume mit Watten erhöht sind, abgetheilt; sie haben keine Aermel, sind im Leibe eng wie eine Schnürbrust und jede Seite ist mit neun Schnürlöchern versehen, die mit ihren schwarzen aus Baumwolle gefertigten Frangen bis zu den Knieen hinabreichen. Auf dem Rücken sind sie schwarz, nach vorn aber weiß, obgleich die weiße Farbe durch ein mehr als 300-jähriges Alter größtentheils braun geworden ist. Auf dem einen Kleide befindet sich an der linken Seite ein Loch mit einem darangehefteten Riemen, der wahrscheinlich zur Befestigung des Degens gedient hat. Drei Könige von Schweden nahmen dies Alterthum in Lübeck in Augenschein. Gustav III. sah es im Jahre 1780, sein Bruder Carl XIII. hatte es schon 1770 besichtigt und der unglückliche König Gustav IV. Adolf ließ es sich und seiner Gemahlin zeigen, als er nach seiner Thronentsagung im Jahre 1809 durch Lübeck reis'te. Sichtbar bewegt, bediente er sich der Worte, wie Ohrenzeugen behaupten: „O, der war ein glücklicher König!“ — Im Jahre 1803 erschien Gustav Wasa in einem dem Originale genau nachgebildeten Anzuge in dem Kotzebue'schen Schauspiele: „Gustav Wasa“, auf dem Lübecker Stadttheater. Jedoch war der Gegenstand schon 1642 von dem königlichen Secretair A. J. Messenius für die Bühne bearbeitet worden und bereits 1629 in Sam. Kempenschioids historia „Gustavi dialogistice edita“ unterhalten sich Gustav Wasa und Niclaus Brömbse mit einander.

**) Später logirte Gustav Wasa bei einem Bürger Marcus Helmstädt. Als er später die schwedische Krone empfangen, erinnerte er sich beider Männer, namentlich des Cord König, dem er das Haus, worin dieser bisher als Miether wohnte, kaufte und es dem Schiffer schenkte; Königs Sohn aber, Hans mit Namen, nahm er in späteren Jahren zu seinem Leibarzte und erhob ihn in den Adelstand.

sich auf seine Gerechtsame stütze das Gastrecht jedem Hülfesuchenden gewähren zu können, ohne erst von Außen die Erlaubniß dazu einholen zu müssen. — Jetzt glaubte man fast allgemein, nun stehe ein Krieg mit Dänemark vor der Thür — aber man irrte sich. Christian bestand nicht weiter auf seiner Forderung und versuchte sie nicht durch Waffengewalt zu erzwingen. Ihn beschäftigte hinreichend der Krieg mit Schweden, wo er seinen Einmarsch beginnen wollte, und da mochte es ihm doch fraglich erscheinen, die mächtige Hansa sich auch noch zum Feinde zu machen. Gustav Erichson blieb demnach für's Erste ungestört in Lübeck und beschäftigte sich vornehmlich mit Luthers Schriften, obgleich diese damals nur heimlich gelesen werden durften und sogar durch die Hand des Büttels auf öffentlichem Markt verbrannt wurden.

Nach einer siebenmonatlichen Anwesenheit konnte aber Gustav die Unthätigkeit und die Sehnsucht nach dem Vaterlande nicht länger ertragen und sprach wiederholt den Wunsch gegen Brömbse aus, ja bat ihn eindringlich, ihm doch behülflich zu sein, daß er unverzüglich nach Schweden komme, um das Stockholmer Blutbad und die unterjochte Freiheit seines Vaterlandes an Christian zu rächen. Brömbse entsprach diesem Wunsche, indem er es veranstaltete, daß der Bittende auf einem Warnemünder Jachtschiffe, die der lübische Schiffer Heinrich Möller führte, nach Calmarsund gebracht wurde, wo er am 31. Mai 1520 bei Stensö unweit Calmar landete. Von hier versuchte er später die schwedische Nation gegen die dänische Herrschaft aufzureizen, und obgleich dies anfangs fehlschlug, ließ er sich durch die vielfachen Gefahren, die ihn umgaben, in seinem Vorhaben doch nicht einschüchtern, sondern war fest entschlossen, den Tod seines Vaters und die in dem Stockholmer Blutbade am 8. November gefallenen schwedischen Edelleute, zu rächen.

Nach vielen Mühen war es ihm endlich gelungen, 200 Dalekarlier unter Waffen zu bringen und mit diesem Häuflein unternahm er seinen Eroberungszug. Das Glück war seinen Waffen günstig. Durch ein Manifest entsetzte er den König Christian des schwedischen Thrones, gewann mit jedem siegreichen Gefechte mehr Vertrauen, mit jedem Tage mehr Mannschaften und wurde bereits am 24. August 1521 zum Reichsverweser des schwedischen Reichs ernannt. In Jahresfrist war fast ganz Schweden von den Dänen gesäubert, nur Stockholm, Calmar und Abo waren noch von ihnen besetzt und ohne Schiffe nicht zu bezwingen. Deshalb wandte sich Gustav an seinen hohen Gönner in Lübeck und ohne Verzug ankerte eine lübische Flotte, aus 18 Schiffen bestehend, auf der Stockholmer Rhede.

Jetzt warf auch Brömbse vollends die Maske ab und erklärte, Christian II. den Krieg, belagerte Stockholm, beförderte Gustav's Ernennung zum König von Schweden (am 6. Juni 1523) und nahm am 21. Juni die Schlüssel der Stadt Stockholm in Empfang, welche man nicht dem Könige, sondern Lübeck überreichte.

Gustav Wasa war freilich für den geleisteten Beistand im ersten Augenblick der Freude den Lübeckern dankbar, er gab ihnen Zollfreiheit und freien Handel auf Schweden, allein auch er war nicht frei von den Schwächen eines Königs; wenige Jahre später flatterten schon alle Privilegien, die er Lübeck im Augenblick der Noth verliehen hatte, in der Luft und es hieß auch bei ihm, dem Lübeck als Mensch und als König die wesentlichsten Dienste geleistet: „Der Mohr kann gehen!"

---

* Aus der Kunsthalle.

Wenn dem inhaltreichen Beginn des diesjährigen Herbstes ein eben so reich ausgestatteter Winter folgt, der freilich der bevorstehenden großen Vereinsausstellung wegen schon in den ersten Wochen des Februar sein Ende erreichen wird, so können sich die Mitglieder des Kunstvereins über Mangel an interessanten Leistungen nicht beklagen. Daß uns bereits im Laufe des Monats October eine Reihe wenn auch nicht durchweg neu geschaffener, doch für uns neuer, künstlerisch werthvoller Werke vorgeführt wurden, haben wir den Bemühungen des Conservators um so mehr zu danken, da wir wissen, wie viele Arme auszustrecken sind, um nur etwas Bedeutendes zu erlangen.

Schon bevor wir die gewohnten inneren Cabinete betreten, begrüßen uns im oberen Vestibule noch die lebensvollen, von ächt antikem Geiste erfüllten und doch in die moderne Darstellungsweise verpflanzten Cartons von Karl Rahl, bei deren Fresko-Ausführung der geniale Meister durch den Tod abgerufen wurde. Und im Innern der Cabinete selbst sind es manche neue Erscheinungen, die unsere Blicke auf sich ziehen: Da ist der uns aus den „Sieben Schwaben in der Schmiede" wohlbekannte Realist und Colorist Peter Baumgartner in München, der, wie wir sehen, sich in dies humoristische Abenteuer noch weiter hineingewagt und die Scene, wie die sieben Helden das Unthier erblicken, gewählt hat. Abgesehen davon, daß die ganze Behandlung dieser Sage auf der Leinwand kein glücklicher Griff zu nennen ist, geht der Künstler in seiner Hervorhebung des Nebensächlichen hier zu weit. Freilich ist es eben das Wesen des Humors und der Komik, dem Nebensächlichen eine zu große Bedeutung zu verleihen, aber hier scheint es beinahe, als ob die zerlumpten Gewänder der Helden und ihre sonstigen Siebensachen der Schwerpunkt des Bildes sind, der Kern, um den sich die übrigens wohldurchdachten Motive des Ausdrucks und der Bewegung der Einzelnen herumzulegen haben. Und das ist ein künstlerischer Fehler. Auch könnte man wohl mit Recht fragen, ob es der Humor auch mit sich bringen darf, dem Costüm des 16. Jahrhunderts den modernen rothbaumwollenen Regenschirm zuzugesellen.

Zwei andere deutsche Genremaler, welche uns ihre neusten Leistungen vorführen, sind der Berliner Cretius und der Münchener Rainh. Seb. Zimmermann. In des Ersteren „Madonnenfeste im römischen Gebirge" ist zunächst das wohlabgewogene Verhältniß zwischen dem Landschaftlichen und den menschlichen Figuren hervorzuheben. Man nehme die Figuren weg und die Landschaft behält doch ihren vollen künstlerischen Werth; aber wie richtig ist sie den Gruppen der zum Madonnenfest ziehenden herrlichen Menschengestalten, unter denen leider einige Bekannte wieder zum Vorschein kommen, untergeordnet. Was aber die eigentliche Handlung, das religiöse Moment des Hauptmotivs betrifft, so will es uns scheinen, als ob ein katholischer Künstler anders gefühlt hätte, als es hier der Fall ist. Schön und malerisch sind die einzelnen Gestalten, aber ihre Theilnahme an dem was sie eigentlich wollen, kommt nicht hinlänglich zum Ausdruck. Ganz anderen Inhalts ist das moderne „Zweckessen" politischen Anstrichs von dem uns ebenfalls wohlbekannten Zimmermann. Er führt uns in ein Zimmer, in welchem eine Anzahl loyaler Bürger verschiedenen Lebensalters zu Ehren ihres dem Anschein nach geliebten Landesvaters ein solennes Diner veranstaltet haben. Man ist bereits über das Dessert hinaus. Rechts steht auf einem hohen Postamente die Büste des Serenissimus, der durch eine Inschrift über der kranzumgebenen Eingangsthür gepriesen wird. Einigen sieht man's an, wie ihr Herz für das angestammte Regentenhaus schlägt. Andere, die vielleicht

auch gern diese Miene annehmen möchten, sind bereits vom Geiste des Rebensaftes zu sehr erfüllt, als daß sie mit Aufmerksamkeit die Adresse anhören könnten, welche einer der Herren vorzulesen im Begriff ist. Prägnant ist die Characteristik der Gestalten wie im Ausdruck, so in der ganzen Haltung des Körpers; aber man möchte doch gern wissen, ob es sich hier um eine Loyalitätsadresse handelt etwa zum „allerhöchsten“ Wiegenfeste? Dann käme das Gratulationsschreiben doch zu spät. Recht hübsch ist das Erscheinen der beiden weiblichen Gestalten motivirt, die bei der loyalen Gesinnung der Gesellschaft mit ihrem abkühlenden Zuckerwasser gewiß ungescheut hereintreten dürfen.

Unter sich verwandt in der Technik sind, wenigstens hier, die Holländer Herm. ten Kate und der Belgier Joh. Bapt. Madon in Brüssel. Von jenem zwei Bilder, eine ältere „Wirthshausscene“ aus dem Jahre 1856 und eine 1863 gemalte, mehr genreartig als historisch aufgefaßte Scene aus der Belagerung von Alkmaar „Verhör des gefangenen spanischen Commandanten“, das in der breiten Pinselführung und dem kräftigen, saftigen Colorit einen bedeutenden Fortschritt gegen jenes frühere verräth. Von Madon, einem der bedeutendsten Genremaler, ein bereits älteres Bild aus dem Jahre 1843 „Streit beim Kartenspiel im Wirthshause“, worin der liederliche Adrian Brouwer und Ostade figuriren. Großes Talent in Zeichnung und Pinselführung verräth sich schon hier, aber characteristisch für Madon sind erst seine späteren Bilder voll geistreichen Humors, wie jene neun, durch welche er vor 3 Jahren auf der Londoner Ausstellung den Preis davon trug.

Im Fache der Landschaft ist unbedenklich das Interessanteste ein räumlich nicht großer, aber äußerst gediegener „norwegischer Wasserfall“ von unserem Landsmann H. Herzog in Düsseldorf. Nicht die mindeste Prätension, aber in allen Einzelheiten künstlerisch gedacht und zu vollendeter Harmonie ausgeführt.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Ruß. In der freien Natur. — K. Frenzel. Auf heimischer Erde. — Petrarca, übersetzt von Krigar. — Em. Kuh. Ueber neuere Lyrik. — v Biedermann. Goethe und Leipzig. — Brüder Grimm. Deutsche Sagen. — Waldau. Liebesmärchen. — L. Otto.. Gedichte. — W. Andreae. Die Sturmvögel. — H. Beta. Aus dem Herzen der Welt. — Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung. — G. Hiltl. Gefahrvolle Wege. — F. Friedrich. Das Buch von der Liebe. — W. Hertz. Aucassin und Nicolette. — E. Richter. Anacharsis Clootz.

* Die neuesten Hefte des Buches der Erfindungen, Gewerbe und Industrie bringen den vierten Band beinahe zum Abschluß. Sie liefern die Betrachtung des Glases und die des Pulvers sammt der Feuerwaffen. Beide Abschnitte sind sehr interessant. Ganz besondere Theilnahme wird der letztere finden, da die Frage nach der zweckmäßigsten Einrichtung der Feuerwaffen ja noch vor Kurzem eifrigst discutirt wurde, und dieses ganze Gebiet vor unsern Augen eine vollständige Umwälzung erfahren hat. Ueber dies ist gerade dieser Abschnitt besonders präcise und klar geschrieben. Es war daher ein sehr guter Gedanke der Verlagshandlung, ihn in einem besondern Abdrucke erscheinen zu lassen.

— Eines der leuchtendsten Denkmäler deutscher Gelehrsamkeit, die Geschichte der griechischen Literatur von Otfried Müller, hat an Herrn Hillebrand, Prof. an der Akademie von Douai, einen nach dem Urtheil französischer Literaturblätter durchaus competenten Uebersetzer gefunden. Hr. Hillebrand hat dem Werke des berühmten deutschen Archäologen eine nahe an 400 Seiten umfassende Einleitung vorausgeschickt, die als ein selbständiges Werk betrachtet werden kann und in lichtvoller und fesselnder Darstellung einen vollständigen Ueberblick über die Leistungen der gelehrten Forschung Deutschlands auf den Gebieten der Mythologie, Geschichte, Literatur und Kunst gewährt. Der Uebersetzer hat den Text außerdem mit einer Reihe gelehrter Anmerkungen begleitet, von denen eine in erschöpfender Weise die homerische Frage behandelt. Eine Fortsetzung des leider unvollendeten Müller'schen Werks ist im Jahr 1858 von dem Engländer J. W. Donaldson erschienen, welche vielleicht eine deutsche Bearbeitung verdiente, wenn eine solche nicht etwa schon existirt.

— Die Vorrede des neuesten Buches von Victor Hugo „**les Chansons des Rues et des Bois**“ (Paris und Brüssel, Lacroix u. Co.) lautet: „Auf einer gewissen Stufe des Lebens hat man, so sehr man sich auch mit der Zukunft beschäftigt, doch den unwiderstehlichen Drang, rückwärts zu blicken. Unsere Jugend, diese todte Geliebte, erscheint uns und will, daß man ihrer gedenke. Uebrigens ist es eine ernste, melancholische Aufgabe, zwei Altersstufen in einem und demselben Menschen einander gegenüber zu stellen: das Alter des Beginnens und das Alter des Vollendens; das eine hofft auf das Leben, das andere auf den Tod. Nicht ohne Nutzen ist's, den Anfangspunct mit dem Endpuncte zu vergleichen, das frische Getümmel des Morgens mit dem Frieden des Abends, die Selbsttäuschung mit der Erkenntniß (**l'illusion avec la conclusion**). Das Menschenherz hat eine Seite, auf der „Jugend“ geschrieben steht, und eine Kehrseite, auf welcher „Weisheit“ geschrieben steht. Beide Seiten wird man in diesem Buche finden. Die Wirklichkeit herrscht darin, gemildert durch Alles das, was im Menschen über das Wirkliche hinausgeht. Dieses Buch enthält viel Träumereien und einige Erinnerungen. Träumen ist den Besiegten erlaubt und Rückgedenken den Einsamen.“

— Paul Heyse's „Maria Moroni“, das letzte seiner bisher im Druck erschienenen Dramen, wird demnächst auf dem berliner Hoftheater in Scene gehen.

— Hugo Oelbermann schreibt der N. Fr. Presse: Der Ort, auf dessen Kirchhof Friederike Brion, die Jugendliebe unseres größten Dichters, schläft, heißt Meissenheim, drei Stunden von Lahr (Baden), und der alte Todtengräber, der ihr ein Grab geschaufelt Anno 1813, heißt Hockenjos. Kahl und öde ist heute die Stätte; ein einsamer Nelkenstrauch schaut kümmerlich aus der eingesunkenen Erde, und kein verwittertes Kreuz, nichts, gar nichts sagt dem Wanderer: Hier schläft Friederike. Aber wenn du als Fremder den Kirchhof betrittst, wird dir ein kleiner, ehrwürdiger Greis, geführt von einem Knaben, auf dem Fuße folgen, und wird wissen, du brauchst es gar nicht zu sagen, was du suchst. Er hat Friederiken gekannt und hat sie begraben; er erzählt dir, daß sie „gar gut gegen die armen Leut' gewesen“, daß sie als junges „Maidle“ „mit einem berühmten vornehmen Herrn eine Liebschaft gehabt“, daß er manche freundliche Gabe von ihr empfing, davon „Fischers“ (die Familie des ihr anverwandten Ortspfarrers, in dessen Hause sie bis zu ihrem Tode lebte) aber nichts hätten wissen dürfen, weil diese Leut' „knauserig“ gewesen. Er möchte nicht sterben, bevor seine Augen den Denkstein geschaut, der ihrem Grabe gebührt. Seine zitternden Hände möchten ein einziges Mal auf diesem Steine ruhen, ehe er heimgeht zu seinen Vätern. Der Wunsch ist so brav — die Erfüllung für die vielen Freunde ihres Angedenkens so leicht. Und gewiß, sie muß, sie wird ihm werden! Mit dem alten Hockenjos stirbt die letzte zeitgenössische Beglaubigung der Begräbnißstätte. Nach seinem Tode, wenn nicht zuvor eine von ihm bescheinigte Urkunde dem zu errichtenden Denksteine eingefügt worden, kann darüber nichts Sicheres mehr festgestellt werden. Inzwischen sind von einigen Literaturfreunden Maßnahmen getroffen worden, um die Stätte wenigstens einmal etwas besser herrichten, bepflanzen und mit einem einfachen hölzernen Kreuze versehen zu lassen. Beiträge für die Kosten eines zwar bescheiden, aber doch kunstvoll auszuführenden Denkmals will Herr Kaufmann Greßler per Adresse Herren Stößer-Fischer in Lahr in Baden entgegen nehmen.

— Professor von Kaulbach ist aus München in Berlin eingetroffen. Seine Gegenwart gilt diesmal nicht der Vollendung der Frescogemälde im neuen Museum, sondern der Anfertigung eines Portraits der Prinzessin Alexandrine im Brautschmucke, dessen Ausführung dem berühmten Meister übertragen worden ist.

— Am 18. October wurde in Weinsberg das Denkmal Justinus Kerner's enthüllt. Am Fuße der „Weibertreue“, neben dem wohlbekannten Dichterhause, steht der Denkstein, welcher in seiner Mitte ein überlebensgroßes Medaillonbild des Dichters in Erz enthält. Das Bild ist vom Bildhauer Roller nach einem Modelle Herdtle's gearbeitet, von Pelargus gegossen; Architect Beyer hat das Denkmal entworfen. Die Festrede hielt der schwäbische Dichter Friedrich Notter. Karl Mayer, Uhland's alter Freund, sprach ein Gedicht, ebenso J. G. Fischer. Tulk legte einen Lorbeerkranz nieder, Goppelt von Heilbronn drückte die Antheilnahme der Nachbarstädte an dem Feste aus. Gesänge Kerner'scher Lieder schlossen die schöne Feier in dem schönsten Rebenthale Schwabens.

— Der, wie ihn wenigstens englische Blätter nennen, „ausgezeichnete“ Tonsetzer W. Vincent Wallace ist, 53 Jahre alt, in den französischen Pyrenäen gestorben. Er soll eine große Oper „Estrella“ hinterlassen.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 23.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 45. Bremen, 5. November 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Alexandriner oder Blancvers für die französische Tragödie.

Von Adolf Laun.

Die Frage nach der Wahl des Versmaßes für eine poetische Uebersetzung ist keine bloß technische, sie hängt mit dem Wesen der Poesie überhaupt zusammen und hat ein allgemeineres literarisches Interesse. Daß Form und Inhalt in einem Dichtwerk einander decken müssen und selbiges nur durch Erfüllung dieser Forderung einen höheren ästhetischen Werth habe, ist eine Wahrheit, die keiner Erläuterung bedarf. Eine Folge davon ist, daß auch der dichterische Uebersetzer denselben Inhalt wo möglich in derselben Form zu geben habe. — Der Alexandriner ist der dramatische Vers der Franzosen für Tragödie und Comödie; daß der Uebersetzer Molières diesen Vers, den auch die deutsche Sprache hat, beibehalten müsse, dafür habe ich in einem früheren Aufsatze: (Alexandriner oder Blancvers für Moliere Nr. 34) Gründe beigebracht, die mir trotz Allem, was dagegen gesagt wird und trotz der, übrigens nicht richtigen Behauptung, der fünffüßige ungereimte Jambus sei unser wahrer dramatischer Vers auch für's Lustspiel, noch heute stichhaltig scheinen.

Anders gestaltet sich nun aber diese Frage hinsichtlich der zu übersetzenden französischen Tragödie, denn einerseits ist der reimlose Fünffüßler fast ausschließlich unser, durch unsre großen Dichter consacrirter tragischer Vers und andrerseits hat der scharfpointirte regelrechte deutsche Alexandriner etwas, was sich mit dem bewegten Wellenschlage der Empfindung und unserer Auffassung des Pathetischen nicht zu vertragen scheint. Der französischen Auffassung ist er dagegen vollkommen entsprechend und drückt Leidenschaft und Empfindung in einer, ihr gemäßen, uns aber allzu rhetorisch erscheinenden und wohl immer fremdartig bleibenden Weise aus. Schiller schreibt darüber an Goethe am 25. Oct. 1790: Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmt nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmt auch den ganzen innern Geist dieser Stücke. Die Charactere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegung der Tänzer leitet, so auch die zweischenkliche Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüthes und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form wie in das Bett des Procrustes gezwängt. Wird nun in der Uebersetzung mit Aufhebung des Alexandriner-Metrums die ganze Basis weggenommen, worauf diese Stücke erbaut sind, so können nur Trümmer übrig bleiben. Man begreift die Wirkung nicht mehr, da die Ursache weggefallen ist. —

Mag in obiger Auseinandersetzung die Rückwirkung des Verses auf die Characteristik der Personen, ihrer Leidenschaften und Gedanken auch zu stark betont sein, so wird sie von jedem, der tiefer in das Wesen der französischen Sprache und Poesie eingedrungen ist, doch im Ganzen als richtig anerkannt werden.

Es entsteht nun aber für den Uebersetzer ein Dilemma. Uebersetzt er im classischen Alexandriner, der auch dadurch, daß in ihm das Ende des Satzes mit dem des Verses zusammenfällt und daß er kein Hinübergreifen des Satzes in den folgenden Vers (enjambement) gestattet auf die Periodenbildung den größten Einfluß hat, so wird bei der Fessel, die im Herausbringen der Cäsur und des Reims liegt, es ihm oft unmöglich die Worttreue innezuhalten, und andererseits wird, weil nun einmal unser daran gewöhntes Ohr für die Tragödie den Fünffüßler fordert, seinem Verse immer etwas Fremdartiges, unsrem Gefühl Widerstrebendes ankleben. Wählt er den Fünffüßler, so ist es verhältnißmäßig leicht, in demselben zugleich treu und gewandt sich zu erweisen, aber es ist Gefahr, daß darüber das eigenthümliche Gepräge des Originals, das specifisch Französische, das Schiller so scharf hervorgehoben hat, verloren gehe.

Diese Gefahr tritt am meisten beim Vater der französischen Tragödie, bei Corneille, hervor, der in Behandlungsweise, Form, Stil und Sprache maßgebend gewirkt hat. Schillers Bemerkung paßt besonders auf seinen markigen, nervigen, strengen und harten Vers, der sich gern in Gegensätzen bewegt, zu epigrammatischen Spitzen und grands mots condensirt und ununterbrochen den Verstand herausfordert, während seines Nebenbuhlers Racine Sprache oft in weichen melodischen Wellen dahinfließt und in

viel geringerem Grade das scharf pointirte Wesen des Alexandriners zum Vorschein bringt. — Letzterer Dichter, der vermöge seiner größeren Innerlichkeit unserer deutschen Natur schon näher kommt, der Gedanken und Empfindungen ungezwungener dahinwallen läßt, findet daher nach meinem Gefühl in unserm Blancvers, für den Praxis und Tradition sprechen, die angemessenere Form. Schiller selber hat ihn ja schließlich für seine Uebersetzung der Phädra gewählt; ob er es bei einer Uebersetzung des Corneille gethan haben würde, steht dahin. — Statt mich weiter in eine Detailuntersuchung einzulassen, die dem Character des Blattes nicht entspräche, will ich, wie ich es schon bei Molière gethan: den geehrten Lesern desselben zur Vergleichung zwei Uebersetzungsproben vorlegen und sie zu Richtern über diese Frage machen, die mir, wie gesagt, eine noch offne zu sein scheint und zu deren Lösung eine solche Nebeneinanderstellung einen kleinen Beitrag zu geben vermag. — Ich habe mich in beiden Proben möglichst eng an das Original anzuschließen gesucht, freilich war mir leicht, im Blancvers eine ziemliche Worttreue zu erreichen; daß aber trotz größerer Entfernung vom Text mehr vom Geist Corneilles durch den Alexandriner blickt, möchte ich fast glauben. Die Stelle, die ich meinte, wählen zu müssen, ist, da sie ein bei Corneille so häufiges Bild vom Seelenconflict seiner Personen giebt, übrigens besonders geeignet, seine antithesenreiche Sprache, für die der Alexandriner ein geeigneter Vers ist, hervortreten zu lassen.

Sie ist der vierten Scene des dritten Actes im Cid entnommen.

Rodrigo hat, um seinen beleidigten Vater zu rächen, den Vater seiner Geliebten, der Chimene, im Zweikampf erstochen. Er kommt, sich rechtfertigend und den Tod von ihrer Hand erflehend, zu ihr. Sie aber glaubt nach spanisch-ritterlichem Ehrbegriff nicht seine Henkerin, sondern seine Anklägerin sein zu müssen und antwortet auf seine pathetische Beschwörung mit den Worten:

Chimene.

Daß ich die, Rodrich, Feind, wie tief muß ich's beklagen,
Doch tadl' ich nicht, daß du die Schande nicht ertragen.
Sei auch der Schmerz, der mich durchwühlet, noch so groß
Ich klage dich nicht an, beweine nur mein Loos,
Die Ehre mußte ja nach dem, was vorgegangen
Von deinem Edelsinn Genugthuung verlangen.
Du thatest, was die Pflicht vom Edelmann begehet,
Doch hat mir deine That auch meine Pflicht gelehrt.
Den Vater rächtest du und deines Hauses Ahnen
Und zeigtest durch den Sieg auch mir des Ruhmes Bahnen.
Ich räche, denn so will's dasselbe Pflichtgebot,
Des eignen Hauses Schmach und meines Vaters Tod.
Zu welcher Qual ach hat die Liebe mich erkoren!
Hätt' ich den Vater durch ein Mißgeschick verloren,
Im Glücke dich zu sehn, o Rodrich, fänd' ich dann
Den Trost, den deine Näh' allein mir bieten kann,
Und trocknend mit der Hand, der theuren, meine Zähren
Vermöchtest du, nur du, mir Lind'rung zu gewähren.
Da mir der Vater todt, trenn' ich mich auch von dir,
Denn dich zu meiden heischt die Pflicht der Ehre mir,
Die grausam harte will, daß ich mein Herz bezwingen
Und nur drauf sinnen soll, dir Untergang zu bringen.
Denn hoffen darfst du nicht, sei's wankend auch und schwach,
Es ließ' im Forderen der Strafe jemals nach.
Sucht dir zu Gunsten auch die Lieb' es zu bestechen,
Es muß an hohem Sinn dem Deinigen entsprechen.
Du hast mich tief gekränkt, doch würdig bliebst du mein,
Ich muß durch deinen Tod auch deiner würdig sein.

Chimene.

Ach Roderich, zwar bin ich deine Feindin,
Doch tadl' ich nicht, daß du die Schande nicht
Ertrugst. Mein Herz durchwühlen bitter Schmerzen,
Doch klag' ich dich nicht an, ich weine nur
Um mein Geschick. Ich weiß es, was die Ehre
Nach solcher Schmach von edlen Herzen fordert.
Du hast die Pflicht des Ehrenmanns erfüllt,
Doch hast du auch dadurch die meine mir
Gezeigt. Durch deinen unheilsvollen Sieg
Belehrt mich deine Tapferkeit. Du hast,
Des Hauses Ehre rettend, mir den Vater
Getödtet. Mir liegt ob, ein Gleiches jetzt
Zu thun, und ach zu meiner Qual den Vater
Zu rächen und des Hauses Ruhm zu wahren.
Der Antheil, den ich an dir nehme, bringt
Mich zur Verzweiflung; hätt' ein Mißgeschick
Den Vater mir geraubt, wie hätt' ich dann
Im Glücke dich zu sehen, Trost gefunden,
Wie hättest du, mit deiner theuren Hand
Die Thränen trocknend, mir das Herz erleichtert!
Jetzt, da ich ihn verlor, muß ich auch dich
Verlieren, grausam zwingt mich das Gebot
Der Ehre, solchen Zwang mir anzuthun.
Ich muß nach deinem Untergange streben,
Denn hoffe nicht von meines Herzens Schwäche,
Wie Liebe auch zu deinen Gunsten spricht,
Ich ließ' im Strafefordern jemals nach.
Mein Hochsinn muß dem deinigen entsprechen.
Mich kränkend zeigtest du dich meiner würdig,
Dein muß durch deinen Tod ich würdig sein.

Nachschrift der Redaction. Eine sehr competente Stimme, die von Michael Bernays, hat sich ganz vor kurzem noch in entgegengesetztem Sinne so ausgesprochen: „Die französischen Dramatiker haben, von einem richtigen Kunstgefühl geleitet, trotz aller scheinbaren Gründe, die von Zeit zu Zeit dagegen vorgebracht wurden, für die höheren Formen der Tragödie und des Lustspiels den Vers beibehalten. Der Vers aber muß, dem prosodischen Character der Sprache zufolge, oder vielmehr, weil der Sprache eine strenge Prosodie abgeht, nothwendig ein gereimter sein, wenn er sich in seinem Gange über die Prosa merklich erheben soll. Einen Vers nun, der allen Bedürfnissen des wechselnden poetischen Ausdruckes vollkommen Genüge leistet, besitzen die Franzosen an ihrem Alexandriner. Fest bestimmt ist hier nur die Zahl der Sylben und der Einschnitt in der Mitte des Verses; die Reihenfolge der betonten und unbetonten Sylben ist aber ganz in das Belieben des Dichters gestellt. Er kann sie ordnen, so wie es der Wohllaut oder der sinnliche Nachdruck der Rede in jedem einzelnen Falle erfordert. So entsteht hier innerhalb der gesetzmäßigen Form eine reiche Verschiedenheit. Dieser Vers hat ernste Würde und leichte Bewegung; er giebt sich für die Tragödie wie für das Lustspiel mit gleicher Geschmeidigkeit her. In diesem Verse kann Polyeucte seine religiöse Begeisterung verkünden, kann Phädra ihre verzehrende Leidenschaft aushauchen, kann endlich Dorine ihre schelmischen Neckereien vorbringen.

Sobald aber der Alexandriner in die deutsche Sprache herübertritt, verliert er seine Beweglichkeit; er wird verhärtet und verknöchert. Hier müssen die betonten und unbetonten Sylben in regelmäßigem Wechsel auf einander folgen; mit dieser Einförmigkeit verbindet sich nun der Reim am Schlusse und die unveränderliche Cäsur in der Mitte des Verses, und so wird die klappernde Monotonie unvermeidlich, die man dem deutschen Alexandriner allerdings mit Recht zum Vorwurfe macht. Er schnürt

die Sprache ein und verstattet ihr nicht leicht einen kühneren Aufschwung.«

Indem wir der von Laun geltend gemachten Ansichten beitreten, wünschen wir lebhaft, daß er zu der Autorität seiner Gründe die seines Beispiels füge.

---

* Gedichte.

Von Karl Bay.

1.

Ach, daß ich von dir nun wandern muß
Muß wandern über die Haide!
Da schattet kein Baum, da schattet kein Haus,
Ich aber muß wandern, muß wandern hinaus,
Muß wandern über die Haide! —

Die Welt ist so bunt — die Welt ist so voll!
Ach, wüßt' ich nur, was mir das Wandern soll.
Mich freut kein Lied — mir mundet kein Wein,
Im Herzen nur brennt mir's wie Höllenpein,
Wie tausend auflodernde Kerzen.

Ich schleiche klagend wohl hin und her;
Drob lächeln und spotten die Leute.
Nur ich — ich fasse es nimmermehr,
Nicht gestern, nicht morgen, nicht heute:
Daß ich ohne dich leben und sterben soll,
Ohne dich, o du Rose der Haide.

2.

Keine Worte will ich wagen,
Sollst mir nur in's Auge sehn,
Seinen Schimmer sollst du fragen:
Ach, wie ist mir doch geschehn!

Meinem Herzen aufgegangen
Ist ein holdes Frühlingslicht,
Und sein Sehnen und sein Prangen
Läßt sich länger zähmen nicht.

Welch' ein Klingen, welch' ein Grüßen
Wonnig durch die Seele weht;
Jede Regung legt zu Füßen
Dir sich stumm wie ein Gebet.

Ueber uns die Fichten rauschen
Und das Echo rauscht zurück;
Laß die Küsse, die wir tauschen
Echo sein von unserm Glück!

3.

O laß mich deine Stirne küssen,
Du blondumflochtnes Angesicht;
Wie bald werd ich entbehren müssen
O Lebensmal, dein Zauberlicht!

Du fragst mein Kind, warum ich weine
Nun, da ich eben kaum gelacht?
O wisse nie, du Hohe, Feine,
Was mich so plötzlich traurig macht!

Du reichst mir tröstend deine Hände,
Die Lippen beutst du mir zum Kuß;
Wenn selbst der Himmel uns verbände,
Doch weiß ich, was geschehen muß!

Und daß dem höchsten Glück auf Erden
Das tiefste Leid so nah vereint:
Daß einst wird Alles anders werden,
Darob mein Kind, hab' ich geweint.

Du klares Auge, Wangenblüthe,
O Herz, der Liebessehnsucht voll,
Schon braust der Sturm mir durch Gemüthe,
Der einst auch dich verwehen soll!

---

* Hansische Geschichts-, Cultur- u. Charakterbilder.

Von Heinrich Asmus.

II. Alexander Soltwedel.

Schwer lag die Faust der Dänen auf Lübeck seit einem Vierteljahrhundert. Wohin der trostlose Blick sich wandte, fand er selten gute, aber eine desto längere Reihe schlechter Handlungen des Königs Waldemar I. Die Erpressungen der Besatzung mitten in drückender, zweijähriger Theurung, das aufgedrungene Fremde, die tyrannische Willkür und die entstandenen Festungswerke ließen die Lübecker die Härte ihres Schicksals doppelt fühlen und nach Befreiung aus dieser Zwingherrschaft sich sehnen. Mit offener Gewalt jedoch die Sclavenkette zerbrechen wollen, wäre, wenn nicht Wahnsinn, doch Tollkühnheit gewesen, da die dänische Macht gleich einem drückenden Alp auf ganz Deutschland lastete. War doch die Seeküste der Ostsee, von der Trave bis zur Neva, dem Dänenkönig zinsbar. Holstein, Normarn, Dithmarsen, Wagrien, Hamburg und Lübeck, wie auch die Lauenburgischen Lande waren seinem Reiche einverleibt und die Fürsten von Rügen, Pommern, Mecklenburg, die Grafen von Schwerin nannten sich seine Vasallen. Was konnte Lübeck gegen eine so furchtbare Macht unternehmen? Nur List, verschlagene List, konnte das Morgenroth der Freiheit heraufzaubern.

Einst hatte auch Lübeck seinen Maientag, dies liebliche Fest des südlichen Deutschlands und wahrlich ist auch wohl keins mehr werth so allgemein verherrlicht zu werden, als die Wiederkehr des Frühlings. Am Vorabend des Festes schritten gegen Mitternacht einige fünfzig Bürger in unbestimmten Zwischenräumen, einzeln und auf verschiedenen Wegen nach der Mühlenstraße, und bogen hier in ein Haus „zur alten Sonne“ genannt, das dem Bürgermeister Alexander Soltwedel gehörte. Nachdem sie befragt nach dem Losungswort, „der erste Mai“ geantwortet hatten und der letzte eingegangen war, wurde das Haus verschlossen.

Ein wundervoller Frühlingsmorgen verherrlichte dies Maienfest im Jahre 1226. Vom frühesten Morgenroth, das sich in den ruhigen Wellen der Wacknitz und der Trave wiederspiegelte, sah man die zum Genuß aufgestachelte Bevölkerung Lübecks in ihren besten Festkleidern, geschmückt mit Kränzen und Blumen, in regsamster Bewegung. Alle Häuser, Fenster und Balcone prangten in duftigem Grün blühender Birken. Aus den Straßen war für heute alles Gewerbe gewichen, um fröhlichen Aufzügen Platz zu machen, die unter Vortritt von Musik und wehenden Fahnen zu Roß, Fuß und Wagen von allen Seiten den anmuthigen Umgebungen der Stadt und besonders den Vergnügungsplätzen zueilten. Auf spiegelglatter Trave und Wacknitz flaggten die Schiffe in bunter Tracht und Schwärme von Böten und Jöllen, bunt bewimpelt, durchfurchten nach allen Richtungen hin die sonnenhelle Fläche des Wassers. Aber mitten in dieser Fröhlichkeit erblickte man auch auf manchem Gesichte Mißvergnügen und

Groll über die zuvorkommende Freundlichkeit des Bürgermeisters Soltwedel gegen den dänischen Commandanten, im grellsten Contrast.

Der dänische Befehlshaber, welcher auf die Einladung des Magistrats die Ehre eines „Maigräfen“ bei dem Feste angenommen, ritt neben dem Bürgermeister Soltwedel, den übrigen Rathsherren und Patriciern, begleitet von deren Frauen und Jungfrauen, die auf ihren Quersätteln und in ihren prächtigsten Kleidern noch mehr durch Glanz und Schönheit verherrlichten, durch die Stadt zum Burgthore hinaus. Soltwedel blickte gar freundlich in das wogende Volksgedränge, aber geballte Fäuste, die sich ihm hier und dort entgegenstreckten und die Ausrufe: „Staatsverräther! Dänenfreund!“ erwiederten den Gruß auf eine empfindliche Weise. Jedoch lächelte er still in sich hinein und verweigerte entschieden die Gefangennahme einiger Bürger, wie der dänische Commandant wünschte, welcher die Ausrufe gehört und die drohenden Bewegungen des Volkes wahrgenommen hatte.

Vor dem Burgthore war alles auf das Herrlichste geschmückt und Tanzmusik und lustige Spiele wechselten mit einander ab, kurz, es fehlte an nichts, was der geselligen Unterhaltung neuen Schwung geben konnte. Während nun draußen der Jubel so fortdauerte, erblickte man in der Stadt einen drolligen Aufzug junger Männer, „die sich Jungfern-Kleider angethan“, und verfolgt von einem Schwarm Neugieriger die Straßen durchzogen. Wie von Ungefähr näherten sie sich der von den Dänen aufgeführten Citadelle, wo sie allerlei Kurzweil mit der Besatzung trieben. Bald wurden aber die vom Wein erhitzten Dänen dreister, sie ließen die Zugbrücke nieder und nöthigten die vermeintlichen Weiber in die Burg zu kommen. Anfangs zierten sich diese etwas, dann aber entsprachen sie der Einladung und schlüpften über die Brücke in die Citadelle, verfolgt von den lachenden Dänen. Plötzlich aber verändert sich die Scene. Auf das verabredete Losungswort: „Der erste Mai“, fielen die Frauengewänder und kräftige Männer und Jünglinge standen da, das breite Schwert in der nervigen Faust schwingend. Die Mehrzahl der dänischen Besatzung, von der plötzlichen Veränderung zu sehr eingenommen, war gar leicht entwaffnet; nur Einige leisteten Widerstand, und nach kurzem Kampfe waren die Dänen überwunden, die verhaßte dänische Fahne ward herabgerissen und die lübische flatterte lustig an deren Stelle über der befreiten Burg.

Soltwedel, die Triebfeder dieser Ueberrumpelung, saß neben dem dänischen Commandanten, unverwandt seine Augen auf den dänischen Zwinger gerichtet; als er jetzt das lübische Banner hoch oben auf demselben wehen sah, verklärte sich sein Angesicht und er faltete wie betend die Hände. Dann erhob er sich und seine Gestalt schien in diesem Augenblick noch größer, würdevoller. Ein Wink von ihm, und Musik, Tanz und Spiele hörten plötzlich auf; diese unerwartete Stille schreckte den bisher unbesorgten Commandanten, der mit mehren Patriciern im Gespräch begriffen war, jählings auf. Er blickte wie fragend um sich — da fielen seine Augen auf Lübecks hochflatternde Fahne. Wüthend schnellte er empor und sein Schwert ziehend, herrschte er von dem Bürgermeister Soltwedel Aufklärung dieses Gebahrens.

„Mäßigt euch, Herr Ritter und steckt das Schwert wieder in die Scheide“, antwortete dieser mit lauter Stimme; „ich will euch gerne Rede stehen. Wisset denn, Herr Commandant, daß meine Anhänglichkeit an dem Dänenkönig verstellt und nichts als Maske war. Das Herz blutete mir bei den Gräuelthaten, die Ihr im Namen Eures Königs so frech in dieser Stadt verübtet. Anfangs spielte ich meine Rolle, um das Unglück der Lübecker zu mildern, da mir dies aber nicht gelang, beschloß ich, Lübeck von der dänischen Zwingherrschaft zu erretten. Ich ahmte Brutus nach und schien mit euch zu sein, während ich in meinem Herzen gegen euch als meinen ärgsten Feind gesinnt war. Der Allmächtige hat meinen Plan gelingen lassen: Lübecks Banner flattert lustig über der befreiten Stadt!“

„Verräther, schändlicher Betrüger!“ kochte der Däne.

„Das bin ich nicht! entgegnete Soltwedel ruhig und mit Würde. „Ich habe Euch getäuscht, das ist mein einziges Verbrechen. Damit Ihr aber seht, daß ich's jetzt treu mit Euch meine, Herr Ritter, so rathe ich Euch, die Zeit zu benutzen, um zu entkommen, denn seht, dort stürmt schon die heldenmuthige Schaar aus dem Thore. Säumet nicht länger, es möchte sonst zu spät sein.“

Und es war schon zu spät!

Wüthend drang die Schaar, von Soltwedel's Sohn geführt, auf den dänischen Befehlshaber ein, um ihn für erlittene Unbill zu züchtigen.

„Zieh', frecher Söldner!“ rief der Jüngling im edlen Zorn dem Dänen zu. Vertheidige Dein fluchbeladenes Leben und danke mir's, daß ich Dich noch des adelichen Schwertes würdige!“

Zitternd vor Wuth stand der Verhöhnte da, keines Wortes mächtig.

„Ihr seid auch feig, Memme?“ höhnte die Schaar. „Nieder mit dem Tyrannen!“ schrie sie dann. „Das Blut der Erschlagenen schreit nach Rache! Nieder mit ihm!“

Und rasch waren die breiten Schwerter der Scheide entrissen.

Da aber rollten die Augen des Commandanten fürchterlich, Tod und Verderben um sich schleudernd, und sein gewichtiges Schwert in der starken Hand schwingend, erwartete er den Angriff der gereizten Bürger.

Allein Alexander Soltwedel gebot Einhalt.

„Nicht so, meine Freunde!“ rief er, zu diesen tretend. „Das Blut, was geflossen, mußte für Lübecks Freiheit fließen, mehr Opfer schlachten als nöthig, hieße der Freiheit nicht werth sein. Zieht also in Frieden, Herr Ritter, denn Ihr seht wohl ein, daß hier Eure Macht ein Ende genommen.“

„Diese Stunde und diesen Schimpf werde ich euch zeitlebens gedenken, Soltwedel!“ knirschte der Commandant und warf sein Schwert in die Scheide. „Wir treffen uns noch, Bürgermeister!“

Von Wuth glühend, bestieg er sein Roß und jagte über das Burgfeld dahin, um seinem Könige Bericht abzustatten über die ihm angethane Unbill und ihn zu bewegen, blutige Rache zu nehmen an der abtrünnigen Stadt.

Die freien Lübecker aber sanken auf die Knie und brachten in einem tausendstimmigen Gesange Gott, dem Allmächtigen, ihren Dank dar. Dann drängten sich Alle um den Bürgermeister Soltwedel, berührten seine Kleider, küßten ihm Hände und Füße und baten ihn unter Thränen um Verzeihung, daß sie ihn, ihren Retter, so verkannt hatten. Und endlich machten sie sogar Miene, ihn in die Stadt tragen zu wollen. Das aber wehrte er auf das entschiedenste und rief ihnen zu, auf den dänischen Zwinger zeigend: „Dorthin mit eurem Dank, Bürger! Reißt die Burg nieder, damit uns nichts mehr an die erlittene Knechtschaft erinnere!“

Und kaum hatte er diese Worte gesprochen, so waren auch schon tausend Hände beschäftigt, den verhaßten Zwinger niederzureißen. Alexander Soltwedel aber zog ein in das freie Lübeck gleich einem römischen Triumphator.

So war denn Lübeck erlöst von der Zwingherrschaft der Dänen, zertrümmert die Citadelle, welche sie im Uebermuth zum Hohn und zur Unterdrückung der Lübecker aufgeführt hatten, und der freie Bürger überließ sich mit Besonnenheit dem Rausche der Freude. Aber der vertriebene Commandant brütete Rache in

seinem Herzen wider die abtrünnige Stadt. In Schweiß gebadet und mit Staub bedeckt, erschien er vor seinem Könige und theilte diesem in recht grellen Farben die List der frechen Lübecker und ihre niegeahnte Büberei mit.

Waldemar I. war sehr eingenommen von dieser Nachricht, sie traf ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft. Er glaubte fest und sicher auf die Treue und Anhänglichkeit der Lübecker rechnen zu können und daß um so mehr, da sie sich, während fast ganz Nordalbingien die dänische Herrschaft abgeschüttelt, immer ruhig und still verhalten hatten und auch nicht den geringsten Wunsch nach Freiheit laut werden lassen. Er schwur blutige Rache zu nehmen an den abgefallenen Provinzen: er rief seine Krieger zu den Waffen und schon im folgenden Jahr (1227) führte der Löwe des Nordens ein schlagfertiges Heer zum blutigen Kampfe. Lübeck sollte zuerst seine Keckheit büßen und nicht so leichten Kaufes davon kommen.

Das hatte aber Alexander Soltwedel, der lübische Brutus, vorausgesehen. Umsichtig und berechnend, wie er immer war, hatte er schon früher einige vertraute und bewährte Freunde an den Kaiser Friedrich II. mit der Frage gesandt: ob Lübeck von dem Kaiser geschützt würde, wenn sie sich wieder dem römischen Reiche anschlösse. Die Antwort lautete nicht nur bejahend, sondern Friedrich war auch bereit, Lübeck als freie Reichsstadt unter seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen. Er überschickte demzufolge und zu mehrer Sicherheit Sendschreiben an Albrecht von Sachsen (Lauenburg), an Adolf IV. von Holstein, an Heinrich von Schwerin, an Heinrich Burwin von Magdeburg und an Gerhard II. Erzbischof von Bremen, worin er diesen umwohnenden Fürsten befahl, der Stadt Lübeck jegliche Hülfe angedeihen zu lassen, wenn sie deren bedürftig sein sollte.

Dies Sendschreiben benutzte der Bürgermeister Soltwedel, als er die Zurüstungen der Dänen und die damit verbundenen Absichten erfahren hatte. Die Fürsten entsprachen freudig der kaiserlichen Aufforderung und hielten sich jeden Augenblick schlagfertig. Soltwedel begnügte sich damit aber keineswegs. Er sandte auf geheimen und ungebahnten Wegen einige treue Bürger an das kühne Volk der Dithmarsen, diese wissen lassend, daß jetzt der günstige Augenblick gekommen sei, sich von der gehaßten Tyrannei der Dänen befreien zu können, wenn sie mit den Lübeckern gemeinschaftliche Sache machten. Längst sich schon nach Freiheit sehnend, gingen die Dithmarsen zuvorkommend in den Vorschlag ein und versprachen, bei dem ersten günstigen Anzeichen, für die Sache der Verbündeten kämpfen zu wollen.

So nach allen Seiten hin Vorkehrungen mit möglichster Vorsicht getroffen, harrten die Verbündeten gespannt auf die Zukunft und auf den Anmarsch der Dänen. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten. Mit einem mächtigen Heere zog Waldemar daher, seinen Weg mit Brand und Blut bezeichnend. Jetzt zögerten auch die Verbündeten nicht, sondern zogen ihre Truppen zusammen und marschirten muthvoll dem Feinde entgegen. Erwartungsvoll blickte ganz Deutschland, in angstvoller Spannung blickten Lübecks Bürger auf den Ausgang des Kampfes. Ihre Söhne, ihre Edlen, die Väter der Stadt waren in dem verbündeten Heere, für die werdende Freiheit zu siegen, oder mit ihr zu sterben.

Auf der Haide bei Bornhöved, einem Dorfe zwischen Ploen und Segeburg gelegen, trafen sich beide Heere und am Tage Sanct Maria Magdalenen (am 22. Juli) kam es zur Schlacht. Den rechten Flügel der Dänen befehligte Herzog Otto von Lüneburg, den linken Waldemar's jüngerer Sohn, Herzog Abel von Schleswig, das Centrum führte der König selbst. Im Hintergrunde standen die Dithmarsen. — Bei den Verbündeten befehligte den linken Flügel Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg, den rechten der lübische Bürgermeister Alexander Soltwedel und Graf Heinrich von Schwerin, im Mitteltreffen stand Graf Adolf IV. von Holstein mit dem Reichsadler und 300 auserlesenen Truppen, die der Kaiser den Lübeckern zur Unterstützung geschickt hatte. Die Nachhut befehligte der Erzbischof Gerhard von Bremen und der Wendenfürst Burwin.

Groß war die Kampflust im dänischen wie im deutschen Heereslager; dort galt es, die erlittene Schmach zu rächen und den mit Blut erkauften Kriegsruhm zu behaupten, hier begeisterte die Liebe für die Freiheit alle Gemüther. Auch waren die Heeresschaaren der Dänen an Zahl denen der Verbündeten weit überlegen. Lübeck und seine Verbündeten konnten gegen zehn Dänen nur einen Streiter aufstellen. Aber der Deutschen Kraft ward durch das Vertrauen auf die gerechte Sache verdoppelt.

Gleich nach Sonnenaufgang entbrannte der Kampf. Keiner wankte, Keiner wich. Schon waren viele der Tapfern gefallen, aber noch immer war es zweifelhaft, wohin der Sieg sich wenden werde. Jeder Fußtritt wurde mit Blut erkauft und die Schilde der Krieger schwammen im Blute der Erschlagenen. Jetzt aber stieg die Sonne immer höher empor, und ihre sengenden Strahlen fielen blendend in die Augen der Verbündeten. Durch diese unerträgliche Hitze ermattet, schwand nach und nach die Kraft der deutschen Streiter; nur noch schwach fielen ihre Schwerthiebe und hier und dort ergriff schon ein Häuflein die schmähliche Flucht, verfolgt von dem jubelnden Feinde, auf dessen Seite das Schicksal den Sieg hinzulenken schien. Soltwedel sprach den Seinen Muth zu, nannte sie feige Schwächlinge, die der Freiheit nicht werth wären und gab sich der augenscheinlichsten Lebensgefahr hin, um sie von Neuem für den Kampf zu electrisiren — aber es war umsonst: der Muth schien gewichen, die Faust erlahmt. Da wühlte wilde Verzweiflung in seinem Innern. Er jagte auf dem schäumenden Rosse aus der Schlacht, warf sich in einiger Entfernung von dem Kampfgewühle auf die Knie und flehte in seiner großen Noth zu der heiligen Maria Magdalena, welcher der Tag gewidmet war. Und siehe! Himmlisch lächelnd erschien die Gebenedeite und breitete ihren Schleier vor der brennenden Sonne aus. So nämlich erzählt die Sage, gewiß ist wohl, daß die Verbündeten rasch eine andere Stellung eingenommen haben.

Rasch erhob sich der Bürgermeister, bestieg wieder sein Roß und jagte mit dem Ausruf: „Gott und die Heiligen sind mit uns!“ zurück in die Reihen seiner muthlos gewordenen Krieger. Neugestärkt durch den Schatten, folgten sie ihm gegen den siegestrunkenen Feind, der, den unerwarteten Angriff nicht ahnend, bald in Unordnung gerieth. Kaum hatten die Dithmarsen den neuen Angriff der Verbündeten und die damit verbundenen günstigen Folgen wahrgenommen, so erhoben sie im Rücken der Dänen ein wildes Kriegsgeschrei, fielen, ihrem Worte getreu, den Feind mit umgekehrten Schilden an und brachten so auch hier Unordnung und Verwirrung hervor.

Waldemar überschaute mit einem Blicke das Fürchterliche seiner Lage und kämpfte wie ein angeschossener Eber, Tod und Verderben um sich verbreitend, aber der Muth der Dänen war plötzlich gewichen. Obwohl sie noch kämpften, so glich dieser Kampf doch mehr einem Rückzuge, als einem Vordringen und als Waldemar von dem Speer eines Dithmarsen im Auge getroffen, vom Pferde stürzte, da ergriff in wilder Unordnung das ganze Dänenheer die Flucht. Nur mit genauer Noth brachte ein dänischer Reiter den König in Sicherheit. Ueber 4000 Gefallene von beiden Seiten bedeckten das Schlachtfeld. Unter den vielen

Gefangenen befanden sich auch der Herzog Otto von Lüneburg und drei Bischöfe.

Diese Rettungsschlacht ist in Lübecks Annalen die ruhmvollste, nicht nur, weil ohne sie an keine Geschichte eines freien Lübecks zu denken sein würde, sondern auch, weil Lübecks Bürger ihr die von nun an fortdauernde Freiheit verdanken. Von heiligem Danke getrieben und um dem von den Bürgermeister Soltwedel während der Schlacht geleisteten Gelübde zu entsprechen, erbauten die Lübecker noch in demselben Jahre an dem Orte der zerstörten dänischen Citadelle ein Kloster und eine Kirche, der Maria Magdalena zu Ehren. Hier lud man jährlich am Marien-Magdalenentage die Ersten der Stadt zum fröhlichen Mahle; hier speis'te man die Armen. Hat nun auch die Alles zerstörende Zeit Kirche und Kloster gestürzt, so erinnert doch noch immer der Platz, an dem sie gestanden, die Enkel an die deutsche Tapferkeit ihrer Voraltern, und Clio wird solche heldenmüthige Bürgertugend für immerwährende Zeiten aufbewahren.

---

* Rübezahl, der Herr der Kräuter.

Ein Beitrag zur böhmischen Pflanzensagenkunde.

Von Altersher gilt im böhmischen Riesengebirge und überhaupt im nordöstlichen Böhmen der Berggeist Rübezahl als der Gebieter der Vegetation, als Herr der Kräuter. Eine mythologische Bedeutung dürfte demselben wohl Niemand absprechen. Wie Bienenberg in seinen böhmischen Alterthümern erzählt, pflegten noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Leute aus Melnik und aus den Niederungen der Elbe in's Riesengebirge zu den Quellen der Elbe zu wallfahrten und daselbst schwarze Hähne nach uraltem Brauche fliegen zu lassen, damit Rübezahl nicht durch Ueberschwemmungen ihre Felder verwüste. Dasselbe bestätigte Krolmus. Er selbst habe, sagt er, als Knabe in den Jahren 1805 und 1814 noch solche Pilger gesehen. Die Männer trugen schwarze Hähne, die Frauen schwarze Hennen, und damit wanderten sie zu den sieben Quellen unter dem Schneeberg, wo sie die Hähne im Walde frei ließen und die Hennen in irgend einem See, Teich oder Meer ertränkten. Dabei knieten sie nieder und beteten. Nachdem sie Einen, manchmal aber auch drei Tage dort verweilt, füllten sie die mitgebrachten Geschirre mit Wasser und suchten im Walde, besonders aber auf den Wiesen und in den sogenannten Garten Rübezahls nach mancherlei Kräutern und Blumen, die sie pflückten oder mit der Wurzel ausrissen, und brachten Kränze und Sträuße mit nach Hause. Mit dem Wasser wuschen sie denn ihr krankes und gesundes Vieh, und die Kräuter mengten sie demselben in's Futter. Auch räucherten sie mit den Kräutern die Ställe aus, damit sie Glück und Segen hätten.

Nun waren die Quellen, die jetzt Rübezahls oder auch des Teufels Lustgarten heißen, einst heidnische Cultusstätten, und die schwarzen Hähne, welche noch vor einigen Jahrzehnden dort geopfert wurden, weisen auf den heidnischen Wetterherrn und zugleich Heilgott Svantovit hin, der in altslavischer Zeit dort eben verehrt wurde. Rübezahl dürfte somit um so wahrscheinlicher unmittelbar an die Stelle dieses Heidengottes getreten sein, als mannigfach altheidnischer Aberglaube an seiner Person haftet.

Wie der gelehrte Jesuit Balbin erzählt, pflegt der Berggeist Rübezahl am Gipfel der Schneekoppe zu sitzen, hält ein Saitenspiel in der Hand und schlägt mit solcher Kraft in die Saiten, daß die Erde davon erzittert. Oft erhebt er sich im Fluge über die höchsten Gipfel der Bäume und wirft sein Saitenspiel mit Donnergetöse auf die Erde, bald wieder reißt er im Wirbelwind die Bäume aus und dreht sie im Kreise. Er besitzt die Gabe sich mannigfach zu verändern: bald hüllt er sich in eine aschgraue Mönchskutte, bald erscheint er als Jäger, bald als Greis mit langem, schneeweißem Barte. Gewöhnlich thut er Niemandem etwas zu Leide, ja, er unterhält sich gerne mit den Menschen, zeigt ihnen die Heilkräuter, die auf seinen Bergen wachsen, sagt ihnen, wozu sie verwendbar seien, und hilft ihnen wohl auch die Wurzeln ausgraben. Zuweilen heilt er auch selbst die Armen mit jenen Zauberkräutern. So erzählt der alte Magister Prätorius, eine arme Frau sei einst vom Fieber sehr geplagt worden und konnte davon nicht genesen. Da ging sie einmal in's Gebirge und traf dort einen Mann, der gab ihr eine Düte runder Körner und ließ sie ein Schock davon schlucken; die übrigen, sagte er, solle sie sich aufbewahren. Die Frau that, wie ihr der Mann geheißen hatte, und ward augenblicklich des Fiebers frei. Unter den übrigen Körnern des Fiebersamens aber fand sie so viele Goldstückchen, daß sie mehrere Jahre davon bequem leben konnte. Der Mann aber war der Rübezahl.

Wie Prätorius ebenfalls berichtet, war Rübezahl der Schutzpatron der einst berühmten Kräutermänner des Gebirges, die auf Jahrmärkten sein Bild als Aushängeschild an ihre Buden hingen. Um sich in seiner Gunst zu erhalten, nannten sie ihn „Herr Johannes“, denn er kann den Namen „Rübezahl“ nicht leiden. Wird er bei diesem gerufen, so ist er beleidigt und erzürnt, erregt Blitz und Donner, Regen und Schnee, und verbreitet selbst inmitten des Sommers die empfindlichste Kälte.

Man hat sich schon häufig bemüht, den Namen „Rübezahl“ zu deuten; allein keiner der bisher angestrengten, theils zu gelehrten, theils zu weit hergeholten etymologischen Versuche mag vollkommen befriedigen. In Anbetracht, daß das Riesengebirge ursprünglich von Bewohnern altslavischer Mundart bevölkert gewesen, dürfte es wohl die richtigste Annahme sein, daß die spätern, deutsch redenden Einwanderer den vorgefundenen slavischen Namen des dort hausenden Berggeistes sich in ihre Sprache nicht übersetzen konnten, weßhalb sie sich ein gleichlautendes Wort schufen, unbekümmert darum, ob es auch den ursprünglichen Sinn des Namens wiedergebe oder nicht.

An den Namen des „Rübezahl“ knüpft sich folgende, ohne Zweifel aus jüngern Tagen stammende Pflanzensage, welche sowohl den Deutschen wie den Cechen im Lande allgemein bekannt ist: Eines Tags kam Rübezahl von seinem Hochgebirge herunter und erblickte in einem Haine eine wunderschöne Fürstentochter, die inmitten ihrer Gespielinnen lustwandelte. Da sie ihm über die Maßen wohlgefiel, so zauberte er sie auf sein Gebirge, wo auf seinen Wink sogleich ein Schloß mit einem prächtigen Garten entstand. Er selbst nahm die Gestalt eines schönen Prinzen an. Die Fürstentochter aber, die bereits einen Bräutigam hatte, war sehr traurig und härmte sich in der glänzenden Einsamkeit sichtbar ab. Als sie nun einmal den Wunsch aussprach, ihre Gespielinnen wieder zu sehen, ging Rübezahl in den Garten, zog eine Menge Rüben heraus und brachte sie ihr. Dann gab er ihr einen Zauberstab in die Hand und sagte ihr, sie solle damit nur die Rüben berühren, so würden diese sogleich die Gestalten annehmen, die sie wünsche. Die Prinzessin that es und schon standen die Gespielinnen vor ihr und groß war die Freude des Wiedersehens. Allein bald welkten die Gestalten dahin, verloren ihre Heiterkeit und schrumpften endlich zu alten Mütterchen zusammen. Als die Prinzessin darüber trauerte, sagte Rübezahl die Mägdlein blieben nur so lange jung und frisch, als Saft in den Rüben sei, aber er wolle ihr frische Rüben bringen. Sofort eilte er in den

Garten und besäete da viele Beete mit Rübsaamen. Als nun nach kurzer Zeit die Rüben aufgingen und reiften, sagte die Prinzessin zu Rübezahl, sie wolle die Seine werden, wenn er alle Rüben zähle, die sie hernach in Brautjungfern verwandeln wolle. Aber er solle sich auch nicht um Eine verzählen, sonst nähme sie ihre Zusage zurück. Der Berggeist begann nun mit der größten Emsigkeit zu zählen und brauchte daher gar viel Zeit dazu. Mittlerweile hatte sich die Prinzessin aus der größten Rübe ein Pferd gemacht, auf welchem sie im Fluge aus dem Zauberschloß entfloh. Als der Berggeist den ihm gespielten Betrug entdeckte, setzte er ihr wohl rasch nach, sie hatte aber die Grenzen seines Gebietes schon hinter sich. Die Geschichte wurde bald den Umwohnern des Gebirges bekannt, und der betrogene Berggeist erhielt von ihnen den Spottnamen Rübezahl. Es ist also nicht zu verwundern, daß er zornig wird, wenn man ihn bei diesen Namen nennt.

Literatur und Kunst.

* Von der Bibliothek ausländischer Klassiker (Hildburghausen, bibliographisches Institut) sind uns bisher 16 Bände zugegangen, die folgende Werke enthalten: Shakespeares Macbeth und Romeo und Julia von Jordan, Hamlet von Seeger, Tegners Frithjofssage von H. Viehoff, Töpffers Rose und Gertrud und Dantes Göttliche Comödie von Eitner, Burns Lieder von Bartsch, ferner in Auswahl Byrons Dichtungen von Schäffer, Björnsons Bauernnovellen von Lobedanz und Molieres Lustspiele von Laun. Uebersetzungen lassen sich nur besprechen, indem man Proben aus denselben mittheilt und mit dem Original und früheren Uebersetzungen vergleicht. Auf diese Weise dem Unternehmen zu folgen gebricht es uns an Raum. Wir müssen uns daher darauf beschränken, das Unternehmen, welches zu einem mäßigen Preise dem Publikum die Möglichkeit eröffnet, sich in den Besitz von ausländischen Schriftstellern zu setzen, und dem Leser die Wahl läßt, sich nach seinem Belieben einzelne Bände auszuwählen, der Aufmerksamkeit zu empfehlen, und Launs meisterhafte Arbeit besonders hervorzuheben. Die Uebersetzer von Shakespeare und Byron bleiben hinter Schlegel und Gildemeister zurück; eine neue Uebertragung der Frithjofssage war wohl eben kein tiefgefühltes Bedürfniß. Den Dante hat Eitner in den monotonen Blankvers übertragen, während wir die Terzine, die zu Dantes mit der Dreizahl tiefsinnig spielender Mystik vortrefflich paßt, für unerläßlich halten. Björnson ist ein anmuthiger Erzähler von Dorfgeschichten und führt uns in das Leben des skandinavi- Nordens in der angenehmsten Weise ein.

— Auf eine „Zeitschrift für häusliche Erziehung, Cornelia“ (Heidelberg, Winter), deren wir schon wiederholt Erwähnung gethan, wollen wir auch heute mit einigen Worten die Aufmerksamkeit lenken. Sie ist ein vortrefflicher Rathgeber für die Eltern, die über praktische Erziehungsfragen sich unterrichten wollen, z. B. über Fragen wie die: „Ist es rathsam den Kindern ein bestimmtes Taschengeld zu geben?“ Eine fortlaufende literarische Uebersicht setzt die Eltern davon in Kenntniß, welche belehrenden und unterhaltenden Schriften sie ihren Kindern mit Nutzen in die Hände geben können. Eine große Anzahl pädagogischer Anekdoten machen den gebotenen Stoff noch reichhaltiger, unter denen manche recht neckische sich befindet, z. B. folgende: Es fragte im Examen ein Lehrer einen kleinen Knaben: „Wo gingen die Israeliten hin, als sie das rothe Meer durchwandert hatten?“ „Immer auf der Chaussee fort!“ war die Antwort. Ein anderer Lehrer, welcher die Geschichte vom barmherzigen Samariter mit den Schülern besprach, fragte, nachdem man die hauptsächlichsten Liebesbeweise des Samariters genannt hatte, weiter: Nun, was that der Samariter noch? Ein kleiner munterer Junge antwortete: „Er gab ihm einen Neugroschen!“

* Eines der merkwürdigsten Bücher, die in diesen Tagen der französische Buchhandel in die Welt geschickt, ist eine Art wissenschaftlichen Romans, der bei Hetzel erschien unter dem Titel: „**Jules Verne, De la terre à la lune; trajet direct en 97 heures.**“ Verne ist ein jugendlicher Schriftsteller, der namentlich auf dem Gebiete der Astronomie mehr als gewöhnliche Kenntnisse besitzt, die er in frischer und populärer Weise, letzteres in gutem Sinne, zu verwerthen die Absicht hat. Zu diesem Zwecke führt er den Leser ein in die Geheimnisse des americanischen Gun-Club (Kanonen-Club), einer Gesellschaft, die sich nur mit den Fortschritten der Artillerie befaßt und die, des eben geschlossenen Friedens zwischen Norden und Süden wegen, in Verzweiflung darüber ist, nicht mehr wie sonst im Felde an Rossen und Menschen praktische Versuche mit neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Geschosse anstellen zu können. Diese ganze Darstellung ist von einem satirischen Hauche durchweht, der mit ernsthafter Miene und nur hier und da ironischem Zucken der Mundwinkel die Verkehrtheiten des americanischen Lebens, der Entdeckungs- und Maschinenwuth in ihren Auswüchsen geißelt. Es handelt sich in diesen friedlichen Zeiten, das ist die große Idee des Präsidenten des Kanonen-Club, darum, mit dem Monde durch ein Riesengeschoß in Verbindung zu treten, ein Gedanke, der bei den Gelehrten und Laien America's allgemeinsten Anklang findet. Dieses mehr lächerliche als verächtliche Project bietet dem Autor volle Gelegenheit, im Gewande des Humors eine vollständige Geschichte der atmosphärischen Zustände, der Sternenwelt, des Verhältnisses des Mondes zur Erde 2c. zu geben und so neben der Schilderung americanischen Humbugs ein ernstes Bild der Verhältnisse „Himmels und der Erden“ zur Darstellung zu bringen.

— Während die „Deutschen Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm in vielen Auflagen verbreitet sind, ist bisher von ihrer nicht minder culturgeschichtlich werthvollen Sammlung deutscher Sagen seit 1818 keine neue Auflage erschienen, obwohl die erste seit langer Zeit im Buchhandel vergriffen ist. Jetzt veranstaltet die Nikolai'sche Verlagshandlung in Berlin eine nach eigenhändigen Correcturen und Nachträgen von Jacob und Wilhelm Grimm von Hermann Grimm, dem Sohn des letztern, revidirte zweite Auflage der „Deutschen Sagen“, deren erste Lieferung mit einer Abbildung der „Sage“ nach Kaulbach bereits vorliegt. Das Ganze wird in 8 Lieferungen (16°) à 10 Sgr. ausgegeben.

— Die Verlagshandlung Hoffmann und Campe in Hamburg liefert von Friedrich Hebbels Werken eine Gesammtausgabe, die den Verehrern dieses eigenthümlichen Dichtergeistes sehr willkommen sein wird, und welche Hebbel selbst leider nicht mehr erlebt hat. Sie ist auf zwölf Bände berechnet, und wird manches noch ungedruckte enthalten, namentlich im sechsten Band eine Anzahl dramatischer Fragmente, darunter zwei Akte des von Hebbel in Italien begonnenen „Moloch“, und im siebenten und achten Band eine stattliche Vermehrung der lyrischen Gedichte und Epigramme; deßgleichen die Schlußbände eine Sammlung der bisher in Zeitschriften anonym zerstreuten ästhetischen und kritischen Aufsätze. Hr. Emil Kuh in Wien ist mit der Herausgabe betraut. Der erste Band, die Tragödien „Judith“, „Herodes und Mariamne“ und „Ein Trauerspiel in Sicilien“ enthaltend, liegt in schöner Ausstattung vor.

— Die königl. Hofbuchhandlung von A. Duncker in Berlin hat Subscription eröffnet auf eine neue Ausgabe von W. v. Kaulbachs Wandgemälden im Neuen Museum, diesen großartigsten Kunstschöpfungen der Neuzeit, in Kupferstich. Sie erscheinen in zehn Lieferungen, à 10, 18, 24 Thlr., vom October 1865 bis October 1869. Vier große Stiche (Babelthurm, Homer, Kreuzfahrer, Hunnenschlacht) liegen in künstlerischer Vollendung vor.

— In der Hachette'schen Verlagshandlung zu Paris ist unter dem Titel „**Nouveaux Essais de critique et d'histoire**“ ein neues Buch von H. Taine erschienen, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser am besten mit der kurzen Anzeige hinlenken, welche Sylv. de Sacy, ein warmer Freund, aber in vielen Stücken principieller Gegner des berühmten Literarhistorikers, darüber im „Journal des Débats“ veröffentlicht: „Der bescheidene Titel dieses Bandes“, sagt der Nestor der französischen Publicistik, „wird dem wohlverdienten Erfolg desselben gewiß keinen Abbruch thun. Für die Leute von Geschmack ist er nur eine Empfehlung mehr. Wozu hätte Hr. Taine auch wohl nöthig sich nach einem wirksameren Titel umzusehen? Seine Bücher sind an und für sich anziehend genug; sie vereinigen mit der Ursprünglichkeit des Talents die Originalität der Gedanken — eine seltene Erscheinung in unserer alten Welt und in unserm alten Jahrhundert. Man verspürt oft nicht übel Lust mit Hrn. Taine Händel anzufangen (mir wenigstens ergeht es immer so, wenn ich etwas von ihm lese); aber man liebt den Verfasser darum nicht minder, man schätzt sein Talent vielleicht um so höher, da es uns niemals kalt und gleichgültig läßt.“

— F. Hiller's Symphonie „Es muß doch Frühling werden“, ist zu Berlin in der Symphonie-Soirée unter Leitung des Hof-Capellmeisters Taubert aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen worden. Die National-Zeitung sagt u. A.: „In der Arbeit verräth sich überall die Hand, die gewohnt ist, die Mächte des Tonreiches nach ihrem Willen zu lenken. Der geistvolle, gebildete, feinfühlige Musiker verläugnet sich in keinem Takte.“ — Und die N. Pr. Ztg. schreibt: „Vor vielen neueren Compositionen zeichnet sich die Hiller'sche Symphonie durch Klarheit, melodischen Reichthum und maßvolle Instrumentirung aus.“

— J. J. Abert, der Componist des „König Enzio“ und der Symphonie „Columbus“ hat wieder eine romantische Oper in drei Acten „Astoega“ vollendet. Der Held der Oper — die Partie des ersten Tenors — ist Emmanuel Astorga, jener berühmte Componist des **Stabat mater**, dessen Lebensschicksale wunderbar genug waren.

— Wie eine Zuschrift aus Bombay an die „Times“ besagt, gehen die Skulpturen der berühmten Höhlentempel auf dem Eilande Elephanta mehr und mehr dem Untergange entgegen, und zwar durch den Unfug englischer Reisender, welche diese Alterthümer theils aus Muthwillen, theils aus Sammelwuth verstümmeln. Auch ist bereits der barbarische Plan aufgetaucht, die Statuen und Reliefs, soweit sie sich ablösen lassen, in das Viktoria-Museum nach Bombay zu schaffen.

— Die englische archäologische Gesellschaft, welche Nachgrabungen im Beege Zion bei Jerusalem veranstaltet, hat eine große Steintafel mit Schriftzügen gefunden, welche die zehn Gebote enthalten sollen.

— Aus Brüssel wird geschrieben, daß die Stelle des Directors der dortigen Akademie in der Person des Malers Stallaert wieder besetzt woeden ist. — Der dortige Photograph Fierlents, beschäftigt sich mit der photographischen Publikation des bekannten Miniaturenschatzes der Handschriften der „Bibliothèque des Ducs de Bourgogne.“

— Das Restaurationsfieber hat wieder einmal ein Opfer gefordert, insofern der Brüsseler Dom in Folge der unvorsichtig vorgenommenen Aenderungen, namentlich bei dem Bau der neuen Feeitreppe, bis in's Gewölbe hinauf Risse bekommen hat. Man soll bei Wegschaffung des alten Ausganges die Fundamente beschädigt, ihre Widerlager geschwächt haben. Es wird schwer sein, den Schaden mit Erfolg auszubessern.

— Füe die hohe Achtung welche die deutsche Musik in Paris genießt, zeugt in erster Reihe der mit jedem Jahr wachsende Erfolg der volksthümlichen Concerte von Pasdeloup, die, 24 an der Zahl, zur Hälfte mit den 12 Conservatoriumsconcerten auf einen und denselben Tag, Sonntag Nachmittags, fallen. Wenn man noch weiter in Betracht zieht daß alle 14 Tage, und zwar am nämlichen Tag und zu derselben Stunde, sehr besuchte Concerte für Kammermusik stattfinden, so kann man ungefähr ermessen wie groß in Paris das Publicum sein mag, das sich am Genuß deutscher Musik erfreut. Hiezu kommen aber noch die von hervorragenden Künstlern veranstalteten Concerte, deren Programme ebenfalls nur aus deutschen Musikschöpfungen zusammengesetzt sind. Die Krone solcher Concerte im vorigen Winter war das Concert welches Frau Szarvady (Wilhelmine Clauß) im Saale Pleyel veranstaltet hatte. Frau Szarvady hat seit dem Jahr 1850 als ausübende Künstlerin wie als Lehrerin unausgesetzt, und anfangs sogar ganz allein stehend, im Concert wie im Privatwirken Propaganda für deutsche Musik gemacht. Bekanntlich hatte diese Künstlerin beim letzten rheinischen Musikfest in Köln auch wieder Gelegenheit eine deutsche Zuhörerschaft zu entzücken.

— Die Brüder des heiligen Petrus „in vinculis“ zu Rem haben das Bild von Guido Reni, die Hoffnung darstellend, mit päpstlicher Bewilligung für den billigen Preis von 3000 Scudi an einen Engländer verkauft.

— Im königlichen Theater zu Madrid wurde im Monat August Schiller's Trauerspiel: „Don Carlos“, nach der Uebersetzung des Don Guttaerz zum ersten Male mit außerordentlichem Erfolge aufgeführt, hatte sich aber sonderbare Zustutzungen gefallen lassen müssen. Pater Domingo und der Geoßinquisitor blieben von der Bühne gänzlich veebannt. Don Carlos führte Worte im Munde, die seiner klösterlichen Erziehung alle Ehre machen; Philipp II., den die Spanier so gern den Großen nennen, erscheint in der neuen Bearbeitung als ein großer Tugendheld. Die Anlage des Stückes ist derartig, daß Philipp II. alle Sympathien, Don Carlos hingegen den Unwillen der Gallerie auf sich zog.

— Von dem unlängst verstorbenen Tonsetzer Vincent Wallace — er war 1812 in Irland geboren — zählt das Athenäum eine ganze Reihe Opern auf, die seiner Zeit wenigstens in England Aufsehen und dem die Bühne beherrschenden Hrn. Balfe glückliche Concurrenz machten: „Marilana“, „Matilda of Hungary“, „Lurline“, „Amber Witch“ (der Text nach der seit lange verschollenen deutschen Novelle Bernsteinhexe) u. s. w.

— Professor Häusser liegt schwer eekrankt darnieder. Es ist ein Herzleiden, das in bedauerlicher Weise die Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes unterbricht.

— Dem Violinisten Ernst, dessen Tod wir gemeldet, widmet die Const. Oesterr. Ztg. folgenden Nachruf: Weit über den eng gezogenen Kreis der Kunstgenossen hinaus wird die traurige Kunde innigste Theilnahme hervorrufen. Heinrich Wilhelm Ernst, der „erste Sänger auf der Geige“, ist in Nizza seinem langen Leiden erlegen! Dieses schwere Siechthum, das seit einem Jahrzehnt den ohnehin zur Melancholie hinneigenden Künstler darniederbeugte, hat dem jüngern Geschlecht wohl nur den Schatten seines Ruhms überliefert, und doch — welch' ein Schatten, groß genug um alle zeitgenössischen Künstler zu verdunkeln! Nur in Kürze sei es ins Gedächtniß wiedergerufen daß der Verstorbene im Jahre 1814 zu Brünn geboren wurde, schon als 10jähriger Knabe öffentlich spielte, seine Ausbildung aber seit 1825 von Böhm, Mayseder und Seyfried erhielt. Vier Jahre später trat er seine Kunstreise mit einem Ausflug nach München an; eine Liebesepisode, die in Wien spielte, hatte nicht geringen Einfluß auf die trübsinnige Stimmung unter deren Anfechtungen er schon damals häufig litt. Von 1831 — 1834 war er in Paris Beriots eifrigster Schüler. War die Poesie seines Vortrags ihm angeboren, hatte er Verständniß und Fertigkeit in Wien gewonnen, so erlangte er hier jene Eleganz die seine Bravour doppelt staunenswerth machte. Die Jahre 1834—1850 umschließen die Zeit seiner Triumphe die er auf dem ganzen Continent wie in England feierte, wo er sich mit einer Tochter des Landes vermählte, die ihm in frohen und den leider seither weit zahlreicheren trüben Stunden gleich treu zur Seite stand. In den letzten Jaheen nahm sein Siechthum, man bezeichnete es als Rückenmarksdarre, eine immer traurigere Steigerung. Als wir ihn vor drei Jahren zum letztenmal in Gastein sahen, glich er bereits einer im Verlöschen begriffenen Ampel, nur selten glitt ein Zug wie ein Aufflackern des alten Lebensgeistes über seine schlaffen Züge. Auch seine materiellen Verhältnisse waren nicht günstig, obgleich ihn die aufopfernde Anhänglichkeit seiner Freunde und Verehrer (in Wien besonders Frau v. Wertheimstein und Hellmesberger) nie darunter leiden ließ. Von seiner Violine, einer prachtvollen Guarneri, mochte er sich nie trennen, wiewohl sie seit Jahren für ihn ein tonloses Werkzeug war; hatte er doch nicht mehr die Kraft um den Bogen zu führen, der seinen Händen nun für immer entsunken ist. Ihm brachte der Tod Befreiung, Rettung, der Mitwelt einen herben Verlust. Liebenswürdig als Mensch, stets bereit seine Kunst dem Dienste der Wohlthätigkeit zu weihen, war er als Künstler der Typus der Meisterschaft. „Der deutsche Ernst“, so urtheilte ein Zeitgenosse über ihn, bringt seinen Goethe mit zu Beethovens Tongedichten“, seinen Hoffmann zum „Carneval von Venedig“ und seinen Schiller zur „Elegie.“ So steht der blasse, schwärmerisch-blickende Künstler, und überträgt oder überträumt mit schön geführten Bogen die Lieder ohne Worte in Gedichte, zu denen ihm die Muse den Wohllaut statt des Reims flüstert.“

— Die Post von den Molukken bringt die traurige Botschaft vom Tode des Dr. H. A. Bernstein, im Leben beauftragt mit naturhistorischen Untersuchungen auf Neu-Guinea und Halmaheira. Nach Mittheilungen Eingeborener, die ihn auf seinem letzten Zuge begleitet hatten, hatte Dr. Bernstein sich bereits einige Zeit hindurch sehr unwohl befunden, wies aber den Rath, nach Ternate zurückzukehren, stets von sich und fuhr fort mit seinen Untersuchungen, bis er am 19. April d. J. in Batanta verschied. Dr. H. A. Bernstein ward am 28. Sept. 1828 zu Breslau geboren und kam im Jahre 1855 als privatisirender Arzt nach Batavia. So weit es ihm seine Berufsthätigkeit erlaubte, widmete er sich von Anfang an den Naturwissenschaften, besonders der Zoologie. Vornehmlich das Leben der verschiedenen Gattungen indischer Vögel war sein Lieblingsstudium. Höchst inteeessant waren die Details, die er über die Resultate seiner Forschungen in verschiedenen Abhandlungen über die Lebensweise der indischen Vögel mittheilte. Einige Jahre nach seiner Ankunft in Indien hatte er schon als Probe seiner Untersuchungen dem Museum des Reiches für Naturgeschichte in Leyden eine interessante Sammlung von Objecten, die von ihm gehörig zurechtgemacht und wissenschaftlich beschrieben waren, zum Geschenk angeboten So als Mann von Verdiensten in der Wissenschaft anerkannt, fiel auf ihn die Wahl, als die Regierung im Jahre 1860 beschloß, einen Natueforscher mit einer Sendung nach Neu-Guinea und Halmaheira zu beauftragen, um dort für das leydener Museum Untersuchungen und Sammlungen zu veranstalten und außerdem Nachrichten einzuziehen, die zur Kenntniß der Länder im Gebiete von Halmaheira, ihrer Völker und Producte rc. dienen könnten. Dr. Bernstein, der damals nicht in einer privaten Stellung dem Hospital in Godok attachirt war, nahm den oben vermeldeten Auftrag gern an, und die interessanten Sammlungen von Naturalien, die er seitdem mehrmals hinter einander dem Museum in Leyden zusandte, dienen zum Beweise, wie eifrig er sich seiner mühevollen, aber ehrenden Aufgabe widmete. Die Energie, mit der er die schwierigen Züge in die genannten uncultivirten Gegenden ausführte, ließ ihn als einen Mann erkennen, der Gefahren und Mühen nicht scheute, wenn es die Beförderung wissenschaftlicher Interessen galt. Durch seinen Tod hat die Wissenschaft einen ihrer würdigsten Vertreter eingebüßt.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 46. Bremen, 12. November 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Hansische Geschichts-, Cultur- u. Charakterbilder.

Von Heinrich Asmus.

III. Leben und Treiben in den Handelshöfen der Hansa.

Mitunter hört man die Meinung äußern, als hätte die Hansa allein dadurch Bedeutung und Ansehen gewonnen, daß sie ihre Waarentransporte durch ein sicheres Geleite vor den Ueberfällen der Land- und Seeräuber sicherte; diese Meinung möchte aber nicht stichhaltig oder doch nicht von solcher Tragweite sein, wie man ihr zuschreibt, denn es ist aus den Jahrbüchern der Bundesstaaten erweislich, daß trotz der Bewachung zu Lande und zu Wasser nicht jedem Raube gewehrt werden konnte. Das schnelle Aufblühen der Städte dürfte vielmehr in etwas Anderem zu finden sein.

Die höchste Blüthe der Hansa fällt in die Zeit, welche die Völker des Nordens bekannt machte mit den Industrie-Erzeugnissen derjenigen Nationen, welche gebildeter waren wie sie, und mit den Naturprodukten, die unter einem mildern Himmelsstriche gedeihen, aber den Werth ihrer eigenen Landesproducte wenig kannten. Es fanden allerdings des Luxus Reize schon frühe bei ihnen Eingang, aber die Bedürfnisse durch eigene Kraftanstrengung, oder doch auf die ihnen vortheilhafteste Weise sich zu verschaffen, fehlte es ihnen lange an Kenntnissen, Kunstfertigkeit und Unternehmungsgeist. Die Hansen führten ihnen nun zu, was den Körper ziert und die Speise würzt, von der gröbsten Leinwand bis zu den theuersten Stoffen, von dem täglich gebrauchten, dem Nordländer unentbehrlichen Salze, bis zu den feinsten Gewürzen und der Traube köstlichem Safte. Keine drückenden Abgaben erschwerten die Einfuhr, kein Zollbeamter durchsuchte die Ladung, überall wurden die hansischen Kaufleute mit offenen Armen empfangen und oft zum Nachtheil der Einheimischen begünstigt, indem man ihnen erlaubte, Handelsniederlagen anzulegen. So entstanden nach und nach die Factoreien in Nowgorod, Bergen, Brügge, Antwerpen und London. Dies war die Entstehung des Speditionshandels und brachte den Hansen einen überaus reichen Gewinn.

Für die Geschichte der Hansa wäre es allerdings wünschenswerth, wenn über die ebenerwähnten Comptoire, in Hinsicht ihrer Entstehung und Erweiterung zuverlässige Nachrichten vorlägen; dies ist aber leider nicht der Fall. Sind sie im Interesse der hansischen Handelspolitik absichtlich vernichtet, oder sind sie zufällig verloren gegangen — wer kann das bestimmen? Jedoch sind glücklicherweise Nachrichten über die Handelsniederlage in Bergen ziemlich vollständig vorhanden, und da das Leben und Treiben in allen hansischen Handelsinstituten wohl so ziemlich dasselbe gewesen ist, so wird eine Schilderung dieser norwegischen Factorei um so interessanter sein, da man aus ihr zugleich so recht den hansischen Handelsgeist herausfühlt.

Die deutschen Kaufleute hatten schon längst den vortheilhaften Hafen der Stadt Bergen, wie auch deren günstige Verbindungsstraßen nach dem Norden und Süden erkannt und versucht, hier einen Waarenmarkt zu gründen, welchem Verlangen aber anfangs der Bergische Kaufmann nicht nur entgegen war, sondern sich auch auflehnte gegen den Ankauf heimischer Produkte aus erster Hand; und als trotz dessen die Fremdlinge den Einkauf nicht einstellten, belegten die Bergischen die deutschen Schiffe mit Beschlag. Jetzt unterhandelten die Hansen mit den Norwegern; erst der Kaufmann mit dem Kaufmann, dann der Staat mit dem Staate. Es kam auch wirklich ein Vergleich zu Stande, demzufolge die Hansen für die Befugniß, in Norwegen selbständig Handel treiben zu dürfen, eine bestimmte Abgabe zahlten. Zugleich errichteten sie leichtbewegliche Häuser oder Zelte, in denen den Sommer über Handel getrieben wurde, die aber während des Winters verlassen standen, oder richtiger, von ein Paar handfesten Kerlen vor den Strandläufern geschützt wurden. Dies gefiel ihnen zwar nicht, indeß trat ein Umstand ein, der sich für sie höchst günstig gestaltete: sie leisteten dem Könige Erich Hülfe gegen Dänemark, und dafür ward ihnen durch eine königliche Urkunde das Recht einer bleibenden Niederlassung in Bergen zuerkannt (1343), und zwar so vollständig, daß sie im strengsten Sinn des Wortes auf fremdem Boden den Gebieter spielten,

indem das königl. Patent sie zugleich gegen jede Unbill der Einwohner schützte.

Nur mit der Erweiterung der Factorei sah es noch immer mißlich aus, denn je mehr sich die Bergensischen durch ihren Regenten betrogen sahen, um so fester bestanden sie auf ihrem Rechte, das sie noch geltend machen konnten und dahin gehörte vor Allem das Recht auf Grund und Boden, welches sie denn auch so sehr ausbeuteten, daß den Deutschen weder Haus noch Speicher an der „Brücke“ (an dem Orte, wo die Waarenlager und der Handel überhaupt am lebhaftesten war), zugestanden, ja nicht einmal vermiethet wurde. Die Hansen verloren aber nie den Muth, wo ein sicherer Gewinn in Aussicht stand; auch hier nicht, sondern schlossen sich noch enger an den König, um zu neuen Freiheiten zu gelangen. Da aber diese wider Vermuthen nur langsam und auch sparsam ihnen zuflossen, so prüften sie einmal ihre eigene Kraft und erschienen unerwartet mit mehren Schiffen in dem Hafen von Bergen, plünderten die bergischen Kaufmannshäuser an der „Brücke“ und warfen auf die geleerten Häuser Feuerbrände, um so den Ruin der einheimischen Kaufmannschaft zu vollenden. Das waren die grausenhaften Tage Bartel Voet's, der in der einen Hand das bluttriefende Schwert, in der andern die Fackel, in den Straßen von Bergen erschien und wie ein Würgengel die Stadt von einem Ende zum andern verwüstete. Alles suchte Rettung in der Flucht, selbst die Engländer, welche sich hier anzusiedeln begonnen, trugen ferner kein Verlangen auf diesem blutigen Boden zu domiciliren und kehrten heim. Nur die Hansen blieben gleichgültig auf der Brandstätte, wohl wissend wie schnell sie solche wieder in eine lebensvolle Welt umwandeln würden. Sie knickerten auch nicht, sondern gaben mit vollen Händen, um später — hundertfach zu ernten.

Die Norweger, welche immer gedacht, daß der steinige Boden ihnen soviel eintragen könne, freuten sich des leichterworbenen Geldes, nur wenige schüttelten bedenklich das Haupt und erhoben ihre Stimmen, aber ihre Warnung ward überhört. Nach wenigen Jahren standen die Deutschen mit gleichem Rechte auf dem norwegischen Boden oben neben den Eingeborenen, welche ihre Plätze an der „Brücke“ ihnen verkauft hatten, da sie jegliche Hoffnung aufgegeben, den Alleinhandel sich zu erhalten. Im Jahre 1440 wohnte kein bergischer Kaufmann mehr an der Brücke, wo sich jetzt kolossale Gebäude der Hansen bläheten, die als Comptoir und Waarenlager dienten und von dem Volke „Garper“ genannt wurden. Garper aber heißt eine Laus. „Das Hansenwerk ist eine mächtige Laus“ — sagt ein alter Chronist — „die sich in dem nordischen Bärenpelz so festgesetzt hat, daß man ihrer nimmer hätte ledig werden mögen.“

Die erwähnte „Brücke“ — in alten Urkunden „Kopmann tho Bergen“ genannt — zerfiel in zwei Gemeinden, in die Marien- und in die Martinsgemeinde; die erste bestand aus dreizehn, die andere aus neun Höfen. Jeder Hof hatte wiederum einen besondern Namen: „zum Mantel“, „zur Rose“, „zum Brennerhof“ &c. Ein solcher „Hof“ war ein langes hölzernes Haus. Im ersten Stock waren die Schlafstellen (Kläver) für die Kaufgesellen; unter demselben befanden sich die Magazine und Verkaufsgewölbe, über demselben die Küche und der Feuerheerd. Hinter jedem Hofe lagen tiefgemauerte Keller und darüber der „Schütting“, ein großes Zimmer, das als allgemeiner Versammlungsort diente. Eine große Landungsbrücke führte auf das Fiord, denn alle Höfe lagen mit dem Rücken dem Wasser zugekehrt.

In jedem Hofe wohnten fünfzehn bis zwanzig verschiedene Parteien, von denen jede einen Aeltermann, „Husbonde“ hatte, der alle Angelegenheiten in seinem Hofe überwachte und leitete und überdies mit der Bergerfahrer-Compagnie in seiner Heimath in Verbindung stand und immer die Vortheile seiner Landsleute in's Auge fassen mußte. Unter allen Aelterleuten hatten die des lübischen Hofes den Vorrang. Unter dem „Husbonde“ standen die Kaufgesellen, Bootsknechte und Stubenjungen. Die solchergestalt zu einem „Hofe“ gehörigen Familien lebten von den übrigen Höfen abgesondert, aber mit gemeinschaftlicher Küche und unter einem sehr strengen Regiment des Aeltermannes so lange der Sommer dauerte; im Winter zogen alle in den Schütting. Dies mächtige Gebäude hatte keine Fenster, sondern nur eine Klappe im Dach, durch welche der Rauch abzog.

Außer den „Husbonden“ gab es noch einen Kaufmannsrath, der aus achtzehn Personen bestand und die Aufsicht über die ganze Niederlassung zu führen hatte, dem Recht und Ordnung oblag und der sich in dem zur Mariengemeinde gehörigen großen Kaufmannssaale „zum Mantel“ versammelte, unter dem der Weinkeller und das Gefängniß lagen. An Streitigkeiten fehlte es nie und selbst an Unruhn und Lärm war kein Mangel. Wer nicht mit dem Ausspruche dieses Kaufmannsraths zufrieden, dem stand es zu an den Senat in Lübeck und selbst an den Hansatag zu appelliren. Umgeben war die Factorei mit Wällen und Gräben; schwerbewaffnete Söldlinge hielten Wache, daß Keiner zur Nachtzeit die Factorei verlasse, und damit sich Niemand derselben nähere, streiften wohlabgerichtete Bluthunde nach allen Richtungen hin, jeden zerreißend, der ihnen in den Weg kam.

Aus diesen einfachen, rohen Umgebungen sind die großartigen Unternehmungen hervorgegangen, durch welche Nationen unterjocht und der Gang der Weltgeschichte mehre Jahrhunderte geleitet wurde!

Der Raum, welcher sich zwischen der Factorei und der Stadt Bergen ausdehnte, hieß die „Schustergasse“, ein Name der sich so erklärt. In der Factorei lebten nur Kaufleute und die von ihnen unmittelbar und mittelbar abhängigen Personen. Zur Zeit der hansischen Blüthe betrug die Zahl derselben über Dreitausend. Um diesen Kern zu erhalten und keine Beimischung der Eingeborenen zu dulden, waren alle zum ehelosen Stande verpflichtet. Kein weibliches Wesen wurde in der Niederlassung geduldet. Nun konnte aber diese strenggeordnete Kaufmannsgilde doch nicht ganz aus eigener Kraft bestehen, sie bedurfte auch Anderer Kräfte, namentlich der Handwerker, die für sie arbeiten mußten. Zunächst wandte man sich allerdings an die heimischen Gewerke in Bergen — aber das hieß die Hansa in eine Abhängigkeit bringen. Man ging demnach behutsam zu Werke und schuf eine Macht neben sich, die der Hansa zwar unterthan, mit ihr aber verbündet zu einem furchtbaren Ganzen anschwellte. So gründete man vor den Thoren der Factorei eine deutsche Handwerkstadt. Die Schuster waren die ersten und zahlreichsten, welche aus Deutschland einwanderten und darum ward die erste Gasse die „Schustergasse“ genannt, welcher Name später auf das Ganze überging. Auch hatten die Schuster stets das Uebergewicht, und als die Handwerker später den „Verband der fünf Aemter“ stifteten, so hatte wiederum die Innung der Schuster die Oberhand. Die bergischen Handwerker geriethen dadurch freilich in Verzweiflung, allein die auswärtigen wurden von der mächtigen Hansa beschützt und das „Lüb'sche Recht“, welches überall Geltung hatte, bekümmerte sich wenig um die verhungernden Norweger.

Die Ausgaben der ganzen Niederlassung wurden durch eine Abgabe von allen eingebrachten Waaren bestritten. Man gab von hundert Mark Werth noch nicht volle sieben Schillinge, und wenn Holberg recht berichtet ist, soll Lübeck von diesem Zolle lange befreit gewesen sein.

So nutzbringend die Einrichtungen und die Niederlassung selbst für die hansischen Städte sich auch stellten, um so weniger angenehm dürfte der Aufenthalt in derselben gewesen sein, insbesondere für die „Gesellen“ und „Jungen“, und zwar schon aus dem Grunde, weil die Factorei gleichsam eine eigene kleine Stadt bildete, über deren Bezirk hinaus keiner der Untergebenen sich ergehen durfte, um so aller Gemeinschaft mit den Einwohnern von Bergen zu entgehen. Auf diese Weise waren sämmtliche Mitglieder des Comptoirs in ihren Freuden und Leiden nur auf sich selbst angewiesen, was vielleicht während des Sommers, wo die vielen ankommenden und abgehenden Schiffe einige Abwechselung in das Einerlei brachten, zu ertragen gewesen, im Winter aber um so tiefer sich gestaltete. Dann saß man allabendlich in dem „Schütting“ an plumpen Tischen und auf rohen Bänken neben einander, jeder Factor in der Mitte seiner Gesellen und Jungen, trank manches Faß Bier oder Wein aus und sann dabei, mit Holberg zu reden, „auf all' die Bosheit, welche man den Bergischen zufügen wollte und auch wirklich zufügte.“ Denn die Eingeborenen mußten bald ihre mühsam der rauhen Natur abgewonnenen Handelsartikel: Pelze, Stockfische, Häringe, Thran, Seehundsfälle ꝛc. zu den von den Hansen bestimmten Preisen abstehen und Gott noch danken, wenn sie sie überhaupt nur verkauften. Ja, selbst auf den Wochenmärkten von Lebensmitteln für den täglichen Bedarf, hielten handfeste Kerle mit tüchtigen Schlägern bewehrt, die bergischen Bürger so lange fern, bis die Hansen ihre Einkäufe besorgt hatten.

Bei solchen Bedrückungen konnte es an Streitigkeiten und Raufereien nicht fehlen, allein die Factorei hatte immer eine in den Waffen wohlgeübte Schaar zur Seite, mit der die Bergischen sich nicht messen konnten und klagten diese ihre Noth dem Statthalter, so wußten die Hansen alles auf die Freibeuter und sonstiges Gesindel zu schieben, das sich oft an der Küste zeigte. Wie wenig man gegen die Ansiedler etwas mit Gewalt ausrichten konnte, zeigt folgendes Beispiel. Als 1455 bei des Königs Olaf's Anwesenheit in einem Auflaufe hundert bergische Bürger und der Bischof erschlagen waren, kamen die Hansen mit einer sehr unbedeutenden Geldstrafe frei und machten später selbst die Geistlichkeit in gewisser Hinsicht von der Factorei abhängig.

Unter den deutschen Ansiedlern ging es jedoch Niemand schlimmer als den armen Lehrlingen, diese hatten eine harte Probe zu bestehen, bis sie zu dem Glücke kamen, selbst Meister oder „Husbonde“ zu werden und als Kaufherr zurück in die Heimath zu fahren. Gewiß, es waren zehn bis zwölf bittere, entsagungsvolle Jahre, die sie dienen mußten und zwar sieben volle Jahre als Jungen. Sie sollten allerdings die Handlung erlernen, mußten aber nach damaliger Sitte mit Holztragen, Stubenreinmachen und Aehnlichem anfangen, bis sie dann nach Schiffsgebrauch allmählig zum Kochen kamen und erst gegen das sechste Jahr mitunter zum Schreiben angehalten wurden. Und dabei standen sie unter einer sehr strengen Polizei, denn neben den kleinen Hieben, wodurch ihre Lehrherren sie mehr instruiren als züchtigen wollten, büßten sie das kleinste Vergehen gegen die Ordnung des Hauses mit Ruthenstreichen, deren Zahl der Aeltermann des Hauses selbst dictirte.

Schon aus diesen skizzirten Andeutungen müssen wir schließen, daß die Niederlassung in Bergen mehr als alle anderen, den Aermeren Gelegenheit bot, sich durch Erwerb eines bedeutenden Vermögens auf eine ähnliche Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft zu schwingen, welche die alten reichen „Geschlechter“ und Kaufherren einnahmen. Diese Wirkungen zeigten sich auch bald in der Mutterstadt. Dann aber wurde auch durch diese Einrichtung einem übergroßen Zudrange gewehrt und besonders noch für die Erhaltung eines von jung an zu einfacher und harter, oft selbst kriegerischer Lebensweise gewöhnten Menschenschlages gesorgt.

Waren die Lehrlings- und Jungenjahre glücklich überstanden, so wurden die Strafen für die „Gesellen“ zu Geldbußen, die ihnen nicht weniger empfindlich fielen und nicht so leicht verschmerzt wurden. Aber auch schon so mußten die armen Jungen das Vorrecht „Gesellen“ zu werden, recht theuer bezahlen und die Proben, denen sie sich unterziehen mußten, gehörten zu den Hauptfesten des ganzen Comptoirs. Denn nicht genug, daß jeder „Hof“ seine Kurzweil mit ihnen trieb; sie mußten auch der sämmtlichen Genossenschaft ein Freudenfest geben. Holberg erzählt sehr weitläufig diese Feste, wir wollen jedoch nur ein kurzes Resumé dem Leser wiedergeben.

Es waren drei Hauptspiele, welche der Junge an seinem „Ehrentage“ durch- oder mitmachen mußte, um Geselle zu werden: das Wasser-, Rauch- und Staupenspiel — alle gleich unmenschlich und nur zur Marter des Aufzunehmenden erfunden. Eröffnet ward dieser Ehrentag mit einer feierlichen Procession, nachdem drei Trommelwirbel erfolgt waren. Der erste Trommelschlag gab das Zeichen, daß die Ausgelernten von dem „Engel des Paradieses“ (dem Pritschenmeister) bei den Haaren von der Bank, auf welcher sie die Nacht fast schlaflos zugebracht, in die Höhe gezogen wurden; der zweite rief zum Gebet und zum Gesange, und der dritte öffnete die weiten Pforten der Factorei, aus denen die Prügelmeister hervorstürzten und das neugierige Volk, das sich von allen Seiten herandrängte, bei Seite schoben.

Dem Zuge voran schritten ebenfalls zwei „Prügelmeister“, ihnen folgten die Trommler und Pfeifer, die Trompeter und Hornbläser, sammt den Beckenschlägern, die eine gellende Musik anstimmten. Dann kam der Narr. Er hatte sein schönstes Schellenwamms angelegt und seine bunteste Kappe aufgesetzt. Mit einem langen Pritschholz theilte er Hiebe nach allen Seiten aus und den er besonders gut getroffen, dem gab er noch ein arges Witzwort mit in den Kauf. In einiger Entfernung folgten die beiden jüngsten „Husbonden“ als eigentliche Führer des Zuges. Sie trugen breite Schwerter am Gurt und lange schwarze Mäntel wallten ihnen als Zeichen ihrer Würde von den Schultern herab. Diese stattlichen Herren führten das Prädikat „Rechenmeister“, weil es ihnen oblag, genau Rechnung zu führen darüber, was an diesem „Ehrentage“ für die Schmausereien und das Trinkgelag darauf ging; später wurde die Ausgabe in das Schuldbuch eingetragen, denen heute die „Ehre“ wiederfuhr, damit sie solche zurückzahlten, sobald sie im Gesellenstande zu einigem Gelde gekommen. Nun folgten mehrere Husbonde, alle im Sonntagswamms, aber ohne Mantel, unmittelbar nach ihnen schritt der Ausgelernte, das heutige Opfer der Hänselei, daher. Er war baarhäuptig, ohne jegliche Fußbekleidung und überhaupt nur mit einem leinenen Hemde bekleidet, das unter der Brust durch einen Strick zusammengehalten wurde. So schritt er, ein Bild des Jammers und des Erbarmens, mit der lebensfrohen, erbarmungslosen Menge dahin. Ihm folgten die Kaufgesellen und Stubenjungen; andere im Scharlachwams und bewehrt mit einem Schwerte; letztere in groben Tuchjacken. Den Schluß des Zuges bildeten verkleidete

nordische Bauern mit langen Kuhschwänzen im Nacken, die das massenhaft andrängende Volk hänselten, und — Bäuerinnen.

Nur langsam bewegte sich der Zug der Brücke „zum Mantel“ zu, an welcher ein abgetakeltes Schiff lag, das für gewöhnlich als schwimmender Speicher diente, heute aber mit unzähligen Fahnen und Flaggen geschmückt war. Hier fand das „Wasserspiel“, ein wahres Kielholen statt: dreimal wurde der Ausgelernte in die Salzsee getaucht und noch zum Ueberfluß von jedem Gesellen mit vollen Wassereimern übergossen. Darauf ging es zurück in den „Schütting“, wo der „Engel des Paradieses“ mit den Stricken in den Händen schon wartete. Er schlug dem „Getauften“ ohne viel Federlesens um den Leib und einige handfeste Kerle zogen, wenn er dreimal in die Hände geklatscht, den Armen schnurstracks in die Höhe bis zum Dachloche, zündeten schleunigst Haare, altes Leder, Tauenden, Leim, Fischhäute und sonst Raucherregendes und Uebelriechendes auf dem Heerde an, räucherten ihn und legten ihm Fragen vor, die er beantworten mußte, während er auf dem Gesimse des Daches ohnmächtig hin- und herschwankte.

Nach diesem Rauchspiele erfolgte im Saal des Schütting ein allgemeines Mahl, wobei eine solche Masse von Speisen aufgetragen wurde, daß die Tische sich bogen von der Last. Der Leser darf sich durchaus nicht kleine zierliche Schüsselchen mit duftenden Fleischschnitzeln und von Gewürzen und Kräutern übersäet, denken. Hier auf der „Rathstafel“ prangte am Nordende ein ganzes gebratenes Kalb und am Westende das Hinterviertel eines Ochsens und ein mit Bratwürsten, Hühnern und anderem Geflügel gefülltes Kalb; das Rind war umgeben von Lammskeulen und anderen gebratenen Leckereien. Aber in der Mitte der Tafel erst prangte die Krone eines hansischen Gastmahls in Bergen: ein zehnfüßiger Stoer, gesotten ungetheilt im großen kupfernen Kessel. Und zwischen diesen drei mächtigen Tafelstücken glänzten wie hohe Thürme die mächtigen, blankgeputzten Humpen und Kannen, eine noch heller und leuchtender als die andere; alle aber wurden von dem stattlichen Silberhorn mit goldenem Fuße überglänzt, das vor dem Hausherrn vom lübischen Wappen stand und nicht weniger als drei Maß hielt.

An einer besondern Tafel im Osten des Saales saß der Rath der „Achtzehner“, an seiner Spitze der Hausmann vom lübischen Hofe als Vorsitzender. Zu beiden Seiten des Rathstisches befanden sich zwei lange Tafeln, an denen die Hausleute der übrigen Höfe sammt ihren Gesellen und die zum „Fest“ geladenen Aelterleute und Wappner der deutschen Handwerksgilden Platz nahmen.

Nachdem der Vorsitzende ein Gebet gesprochen und eine Anrede gehalten, ergriff er das mächtige Trinkhorn und Alle folgten seinem Beispiele — und die Humpen und Kannen klappten nun auf und zu, bis der Boden zu sehen war. Dann begann man zu essen unter Lachen, Scherzen und Bechergeklirr, wobei die älteren und jüngeren Stubenburschen aufwarteten. Jene waren weißgeschürzt und hielten in der einen Hand ein scharfes fußlanges Messer, in der andern die dreizackige Gabel, womit sie Rind, Kalb und Stoer tranchirten; diese sorgten für einen guten Trunk und rannten mit den Kannen zum Faß und von diesem zum Tisch — sie hatten kaum Zeit, die lechzende Zunge mit einem kühlenden Trunke zu laben.

Als Zeichen, daß das Mahl beendet, dienten drei Hammerschläge, die der Vorsitzende mit einem mächtigen Hammer auf den eichenen Tisch fallen ließ. Im nächsten Augenblick erschienen abenteuerlich gekleidete Gesellen, die eine Zeitlang allerlei Kurzweil trieben, dann aber von dem „Engel des Paradieses“ mit Peitschenhieben vertrieben wurden. Abermals fiel der schwere Hammer dröhnend auf den Eichentisch. Alle erhoben sich, auch der Ausgelernte in seinem Bußhemde, und begaben sich in das „Paradies“ zum Staupenspiel. Das Paradies war der Hofplatz der Factorei, den die „Jungen“ vorher durch Birken- und Tannenzweige in einen Lustwald umgewandelt hatten, wofür ihnen aber kein anderer Lohn ward, als den der Pritschenmeister ertheilte. Diesen Gang in das Paradies mußten übrigens die Lehrlinge alljährlich einmal machen.

Kaum war man auf dem Hofe angekommen, so streifte der Pritschmeister die Aermel auf und ergriff die bereitliegenden Ruthen. Die Hausmänner und Gesellen schlossen einen Kreis um das Opfer und die Hiebe fielen hageldicht auf den jungen Menschen, der zwar ein Geschrei erhob, das aber von den Trommeln und Becken übertönt wurde. Nach geraumer Zeit öffnete sich wieder der Kreis und nachdem der Gepeitschte sich etwas erholt hatte, rief ihn der Hausmann, dessen Lehrling er gewesen, zu sich und sagte: „Er ist losgesprochen! Ich gebe Ihn frei und wünsche, daß Er dem Comptoir diene als ehrlicher Geselle mit Gut und Blut!“ Mit diesen Worten hing er dem Gemißhandelten einen Degen um und reichte ihm ein Scharlachkleid, das Zeichen seiner Würde. Damit war der Jammer des Paradieses und auch das Fest beendet.

Mag manches, was hier erzählt wird, übertrieben sein, ganz ruhmwürdig wird es doch nicht, wenn auch die Sitte der Zeit und die Gebräuche in allen Zünften und Innungen es damals gut hießen. Woran hätte man auch sonst in dieser Abgeschiedenheit Freude und Kurzweil finden sollen? Uebrigens hatten die Lehrlinge bei den deutschen Handwerkern in Bergen beim Gesellenwerden viel härtere Proben zu bestehen.

Selbstverständlich konnten solche barbarische Gebräuche nicht immer glücklich ablaufen und es gingen Klagen über diese Unsitte ein, als aber einige „Höfe“ um Abstellung dieser „Spiele“ anhielten, fanden sie wenig Beifall, ja, das Collegium der Bergerfahrer zu Lübeck gab sogar den Bescheid: „Man möge derartige Spiele zur nutzbaren (!) Kurzweil und exemplirlichen Anmahnung immerhin beibehalten.“ — Anders freilich dachte gewiß die Mutter des später nicht unberühmten Hussanus, der, wie Sartorius erzählt, gegen seinen Willen in Bergen am Comptoir aufgenommen war. Um seine Mutter zu bewegen, ihn wieder von dort wegzunehmen, wußte er ihr keine redendere Beweise vorzulegen, als wenn er ihr das blutige Hemde überschickte, wie er es aus dem „Paradiese“ zurückgebracht hatte.

Jedoch das Gute hatten diese harten Bedingungen der Aufnahme, daß Weichlinge und verzärtelte Muttersöhnchen sich nicht einzudrängen wagten, sondern hier statt dessen immer ein derber Menschenschlag beisammen blieb. So war es auch nur möglich, daß sich die deutschen Ansiedler genug Ansehen erhalten konnten, um gegen ein ganzes Volk ihre drückende Handelsdespotie mehrere Jahrhunderte auszuüben. Als aber in der Mitte des 16. Jahrhunderts das Reich ein zahlreiches Heer aufstellte, ward es den Norwegern möglich, ihnen nachdrücklich zu begegnen und endlich ihre Herrschaft zu brechen. Wohl erhielt sich noch die Niederlassung in Bergen, doch ohne den unumschränkten Besitz des Alleinhandels war ihr Gewinn nicht groß genug, ihr Ansehen und Bedeutung geben zu können und so ging die Factorei vor hundert Jahren (1770) gänzlich ein.

---

* Herbstliche Blätter.

Von F. Ruperti.

1.

Der Herbsteswind, der schaurig saust,
Bedrängt der armen Bäume Laub,
Und vor des Schicksals rauhem Wehn
Sinkt Lust und Hoffen auch in Staub.

Und Wind und Schicksal rauschen fort,
Und Blatt und Freude wird verweht,
Daß nackt zuletzt der herbstliche Baum
Und nackt das herbstliche Leben steht.

2.

Daß einst ich heiter war und froh,
Begreif' ich, wie ich sinne, kaum,
Und alles, was vorüberfloh,
Erscheint mir wie ein banger Traum.

O träume, Seele, ruhig fort
Noch eine kleine, kurze Frist
Bis zu dem nahen Friedensport,
Wo Traum und Leben sich vergißt.

3.

Es schenkt die Sonne noch einmal
Aus Wolken ihren Schein,
Und hell erglänzt in ihrem Strahl
Der noch belaubte Hain.

Doch ist es nicht der Jugend Grün;
Das Gelb und Braun und Roth,
In welchem seine Farben glühn,
Verkündet nahen Tod.

4.

Das Blatt, das still vom Baume niederschwebt,
Es denkt wohl kaum, daß einst in andern Stunden
Es tief der Sonne warmen Strahl empfunden
Und freudig vor dem Hauch der Luft gebebt;
Es schauet, wie die Sonne trübe scheint,
Es fühlt des Windes rauhes Wehn und meint,
Es sei von Anfang nur dazu erlesen,
Im finstern Staub der Erde zu verwesen.

5.

Ich bin aus tiefem Schlaf erwacht;
Der Sturm braust schaurig durch die Nacht,
Ich horche, und mir klopft die Brust
In lange nicht gefühlter Lust.

Ist das der Sturm des Märzes nicht,
Vor dem das Eis der Ströme bricht,
Der Kampfesheld, auf dessen Spur
Der Frühling einzieht in die Flur?

Ach nein, du irrest dich, mein Herz;
Es ist November, nicht der März,
Der diesem Sturm die Schwingen leiht,
Und Lenz und Freude liegen weit.

6.

Es welkt das Gras, es fällt das Laub,
Der rauhen Herbsteswinde Raub,
Doch in des nächsten Lenzes Lauf
Keimt fröhlich alles wieder auf.

Wird denn der Erde nie zu viel
Das immerdar erneute Spiel,
Und faßt die Sonne nicht ein Graun,
Denselben Anblick stets zu schaun?

O nein, denn aus der Erde Schooß
Ringt frisch ein junger Trieb sich los,
Und hoch vom Blau giebt ihm Gedeihn
Die Sonne mit dem milden Schein.

Der Mensch allein wird müd' und matt,
Er sehnt sich nach der Ruhestatt
Und bettet sich im Erdenstaub
Mit dem gesunknen dürren Laub.

7.

Die Wolken ziehn mit flücht'gem Sinn
Am hohen Himmelsbogen hin,
Nicht weilen läßt es sie am Ort,
Und eine treibt die andre fort.

Wie zog mein Herz in alter Zeit
Mit ihnen in die Ferne weit
Zu fremdem Meer und fremdem Land,
Das hell vor meinen Augen stand!

Und jetzt? Mein Herz ist matt und schwach,
Folgt kaum noch ihrem Fluge nach;
Bloß eine Sehnsucht kennt es nun,
Den stillen, innigen Wunsch, zu ruhn.

8.

Es ist die Stunde der Gespenster;
Wild schlägt der Regen an die Fenster,
Grell, wie mit Geistermelodien
Durchfährt der Sturmwind den Kamin.

Sonst hab' ich solch Geheul und Sausen
Belauscht mit wonniglichem Grausen,
Und manch ein seltsam Nachtgesicht
Stieg auf in geisterhaftem Licht.

Da sind die so belebten Stunden
Der Finsterniß mir rasch entschwunden,
Und fast zu früh erschien der Strahl,
Der ihnen zu entfliehn befahl.

Auch das hat längst die Zeit vertrieben,
Und nur der Wunsch ist jetzt geblieben,
Daß still ich bis zum nächsten Tag
Des Lebens Last verschlafen mag.

9.

Wie drängt so dicht sich Traum an Traum
In langer Winternacht!
Doch was man träumte, weiß man kaum,
Wenn man vom Schlaf erwacht.

Dann ist der neue Morgen da
Mit hellem Sonnenschein;
Doch bleibt nun klarer, was geschah?
Ein Traum ist alles Sein!

10.

Dort singt ein Vogel noch sein Lied,
Obwohl der Sommer längst entfloh,
Doch weiß ich nicht, wie es geschieht,
Mich macht sein Singen nimmer froh;
Und auch der eigne Sangeston,
Deß sich die Seele noch getraut,
Erklingt beinah wie Spott und Hohn
Und wird von selbst zum Klagelaut.

11.

Des Himmels schönes, klares Blau
Verdeckt ringsum ein düstres Grau,
Und farblos liegen fern und nah
Die sonst so hellen Fluren da.

Doch nicht die Fluren sind's allein;
Auch dir erlosch der lichte Schein,
Und über deine Lebensau
Wölbt ebenso sich düstres Grau.

12.

Mild blickt die Sonne noch einmal
Vom hohen Himmel her,
Und lau und linde weht die Luft,
Als ob noch Sommer wär'.

Und auch im Innern regt es sich;
Es wird der Busen weit
Von mancher Hoffnung, manchem Wunsch
Wie in vergangner Zeit.

Da rauscht ein welkes Blatt heran
Und rührt mir sacht den Fuß;
Von Tod und von Vergänglichkeit
Ist es ein ernster Gruß.

13.

Der Himmel schien so lange heiß,
Bis Gras und Blume war verdorrt;
Nun reut es ihn, und seinen Schmerz
Bezeugen Thränen fort und fort.

O weine, weine nur mit ihm!
Auch du zerstörtest manches Glück,
Und keine Reuezähre bringt
Verlorne Freude dir zurück.

* Zur Kunstlehre.

Das Werk von Dr. E. H. Riegel: Grundriß der bildenden Künste, eine allgemeine Kunstlehre (mit 34 Holzschnitten, Hannover, Rümpler) ist ein treffliches Hülfsmittel für den Erwerb ästhetischer Bildung. Ein Hülfsmittel, sagen wir, nicht eine Anleitung; denn wie der Verfasser selbst richtig hervorhebt, kann künstlerisches Urtheil und Kenntniß von der Kunst nur durch fleißige und eindringende Betrachtung von Kunstwerken erworben werden, der ein Studium ästhetischer und kunsthistorischer Werke zur Seite gehen muß. Allein sowohl zum erfolgreichen Anschauen der Kunstwerke, wie für die Lectüre so umfassender Werke wie Vischers Aesthetik und Schnaases Kunstgeschichte sind gewisse elementare Vorkenntnisse erforderlich, die sich bisher nicht übersichtlich zusammengestellt finden. Diesem Mangel beabsichtigt Riegel abzuhelfen, indem er die ästhetischen, technischen, historischen Grundwahrheiten, die unentbehrlich sind, in einem Werke sammelt. Mit großem Rechte ist der Technik der überwiegend meiste Raum angewiesen worden; die Kunst hat nicht die Aufgabe, schlechthin die Natur nachzubilden, sondern die enger begrenzte, mit gegebenen Mitteln die Natur nachzubilden, und ein Urtheil über eine Kunst setzt daher voraus, daß man sich klar darüber sei, wie weit die der Kunst zu Gebote stehenden Mittel reichen. Das

Gebiet, auf welches der Verfasser sich beschränkt hat, ist das der bildenden Künste. Er erklärt die Kunst als die Fähigkeit des Menschen, schöne Dinge, gleichviel ob körperliche oder tönende hervorzubringen, und Kunstwerke demgemäß als schöne Dinge, die der Mensch hervorgebracht hat, eine Definition, die freilich weder tief noch erschöpfend ist, aber, vorbehältlich der weiteren Frage, was schön sei, als richtig bezeichnet werden muß, und eingehenden philosophischen Erörterungen nicht vorgreift. Als Voraussetzungen des Schönen stellt er hin, daß ein Ding uns wohlgefalle, ohne daß wir an ihm als Stoff oder Körper ein Interesse nehmen. Daß eine positive Definition des Schönen möglich sei, stellt er in Abrede, weil die Schönheit nicht auf das logische Vermögen des Menschen, sondern auf das Gemüth zurückzuführen sei. Gott sei das höchste Ideal der Schönheit, doch seien die Versuche vergeblich, aus diesem Satze das Wesen des Schönen zu erklären. Wir geben dem Verfasser zu, daß eine erschöpfende Erörterung der Frage die Grenzen des Buches überschritten haben würde; dennoch hätte vielleicht schärfer hervorgehoben werden können, wie die Kunst das Schöne dadurch hervorbringt, daß sie das geistig-bedeutende der Erscheinungen von dem Zufälligen sondert.

Die drei bildenden Künste unterscheiden sich dadurch von einander, daß die Baukunst abgeschlossene Räume zu Kunstwerken erhebt, indem sie ihren Zweck in der Form andeutet und so ihrer Entstehung den Schein organischen Lebens giebt; daß die Bildhauerei, indem sie Gestalten bildet, individualisirt; daß die Malerei auf der Fläche eine Darstellung von Gegenständen bewirkt, die durch Farbe und Perspective den Schein voller Wirklichkeit erzielt. Die Malerei allein besitzt die Möglichkeit, in unbeschränkter Weise den Umfang der Wirklichkeit darzustellen.

Der Gegensatz der antiken und modernen Kunst wird seinem Kerne nach darauf zurückgeführt, daß das gesammte Alterthum von der nationalen Kunst beherrscht wird. Im übrigen bestimmt sich die Entwickelung der Kunst durch die drei Stadien der Vorstufe, der Blüthe und des Verfalls danach, ob der Inhalt die Form überragt, ob Inhalt und Form einander vollkommen entsprechen oder ob die Form gewissermaßen den Inhalt überragt.

Die Grundlage aller Kunstübung, die Nachahmung der Natur beschränkt sich in der Baukunst darauf, daß die natürlichen Formen mit den geometrisch-constructiven Bedingungen, die der Bau selbst enthält, auf das innigste durchwebt werden, während Bildnerei und Malerei fordern, daß der Künstler die natürlichen Organismen mit den Gesetzen ihrer Bildungen und Erscheinungsweisen bewußt erkenne. An diese Kenntniß schließt sich die Anwendung zur sichtbaren Gestaltung einer Idee durch die künstlerische Auffassung, bei welcher der Künstler sich innerhalb der Grenzen und Gesetze der besondern Kunst halten muß.

Für die Anordnung eines Kunstwerks schreibt Riegel dem Gesetze von dem Verhältniß des goldenen Schnitts, welches Zeising zuerst aufgestellt hat, eine besondere Bedeutung zu. Wir sind durch seine Ausführungen nicht überzeugt worden, und sind der Ansicht, daß seine Anwendung auf die Sixtinische Madonna etwas entschieden Gewaltsames hat.

An die sehr ausführliche Erörterung der Mittel und des Verfahrens der Darstellung schließt sich die Frage, was für die Malerei und Bildnerei darstellbar sei. Dieselbe wird dahin beantwortet, daß die Dinge aus dem einen einzigen, dargestellten Augenblicke vollkommen klar und verständlich werden müssen; ferner daß die Idee ursprünglich aus der Phantasie fließen, also poetisch, und einen geistigen Mittelpunkt haben, also einheitlich sein muß. Für die bildnerischen Werke bleibt das schöne Maß der Form; die plastische Haltung muß den ganzen Organismus der Gestalt in sich geschlossen, voll und harmonisch zeigen. Die Sinnlichkeit läßt sich aus ihr nicht vertreiben, will man nicht die Kunst zu einem Gespenst machen. Auch die Malerei bleibt an das Natürliche und Menschliche gebunden; eine religiöse Malerei, sofern sie das Uebernatürliche zu malen versucht, ist verwerflich. Sie versucht den Gesetzen der Kunst, in welchen deren Freiheit wurzelt und lebt, durch äußeren Zwang entgegenzuwirken; dadurch wird die Freiheit vernichtet, die Kunst entweiht. Nur das etwa mag zugegeben werden, daß man die Engel darstellt, indem man die Eigenthümlichkeiten verschiedener Creaturen in poetischer Weise verbindet und die atmosphärische Luft als Himmel auffaßt.

Die sachlichen Bedingungen, die aus dem Wesen der Künste fließen, bestimmen deren besonderen Stil; indem der Charakter eines Volkes oder einer Zeit einen gewissen Kunststil mehr oder weniger verdunkelt zur Erscheinung bringt, ergeben sich die verschiedenen Zirkel. Die Zeit des Phidias erfüllt alle Bedingungen des plastischen Stiles, des Idealismus, die der Renaissance alle Bedingungen des malerischen Stils oder Realismus. Der eigenthümliche Kunststil der Baukunst ist der Symbolismus, der nach der verschiedenen Beantwortung der Frage, wie die Decke herzustellen sei, sich in verschiedenen Baustilen entwickelt. Der besondere Charakter des Kunstwerkes entscheidet darüber, ob ihm Stil zuzuschreiben sei, ob durch die krönende That des Genius die Voraussetzungen erfüllt sind, welche der Zeitstil und der Kunststil erheischen. Daß der Plastik Idealismus, der Malerei Realismus zuzuschreiben, ist wohl eine der anfechtbarsten Behauptungen Riegels, wenngleich derselbe zugiebt, daß der Idealismus in die Malerei, der Realismus in die Plastik hinüberspielen dürfe. Dem thörichten Bestreben, in der Baukunst einen neuen Stil zu erfinden, wird ein verdienter Seitenhieb gegeben.

Die Kunstgeschichte beruht auf der Kritik, welche feststellt, ob ein als antik bezeichnetes Werk überhaupt antik sei oder nicht, welcher Periode ein Kunstwerk angehört. Sie soll nicht von dem Bestreben ausgehen, jedem Gemälde, dem man einen alten Namen nimmt, sogleich einen neuen zu geben, sondern sich nöthigenfalls damit begnügen, daß das Falsche der bisherigen Behauptung unwiderleglich nachgewiesen ist.

Die vielen Lücken, welche unser kunsthistorisches Wissen unbestreitbar hat, sind nicht als ein erheblicher Uebelstand anzusehen, denn da die Kunst ewig jung ist, da ihre Werke nicht altern, so kommt es wesentlich darauf an, daß wir dieselben genießen, und dazu befähigen uns keine kunsthistorischen Bücher, sondern das eigene Sehen; aus diesem erblüht das Verständniß der Kunst und ihre Erkenntniß. Ueber die beste Weise, sehen zu lernen, werden nützliche Fingerzeige gegeben. Der bloß genießenden Betrachtung steht die kritische gegenüber, welche den Grad der Schönheit des Kunstwerks festzustellen versucht. Wie die Form, der Ton der Kunstkritik nach dem Gegenstande sich zu ändern habe, darüber wird ein kräftiges Wort Lessings citirt.

Wird zwar der Zustand der Kunst bei einem Volke zur gegebenen Zeit durch den allgemeinen Zustand des Volkes bestimmt, so ist doch eine Pflege der Kunst denkbar und wünschenswerth. Was an der Kunst lernbar sei, und in welcher Weise die Thätigkeit der Akademien demgemäß eingeschränkt werden müsse, darüber giebt Riegel manchen wichtigen Wink, wenn er sich gleich nicht zu der gründlichen Auffassung Grimms erhebt. Mit Eifer verwahrt er sich gegen jeden Einfluß der Kirche auf die Kunst, welcher schon lange der Kunst nachtheilig sei. Er hebt die schlimmen Folgen hervor, die sich aus dem Verlangen ergeben, daß die Kunst nicht gegen die Lehren der Kirche verstoße; mit Nachdruck betont er, daß die Kunst erhaben über der Confession stehe.

Ein Anhang bespricht die nachgebildeten Künste, welche wahrhafte Kunstwerke auf eine ihrem Wesen würdige Weise wiedergeben sollen. Bei der Leichtigkeit, sich schlechte Nachbildungen wohlfeil zu verschaffen, seien die Bilder, welche ein Mensch als Zimmerschmuck sich aufgehängt, ein Maßstab seiner Bildung. Die Technik der einzelnen nachbildenden Künste, Lithographie u. s. w. wird beschrieben, der Kupferstich als die vollkommenste, der Holzschnitt als die volksthümlichste bezeichnet. Im Gegensatz zu diesen ist die Photographie nur eine vervielfältigende Kunst, weil die Natur arbeitet und der Mensch ihre Arbeit nur nach gewissen Zielen lenkt. — Wir wünschen dem wackeren Buche eine weite Verbreitung.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. K. Stieler. Bergbleamln. — Baumgärtner. Dramatische Schriften und Studien über das Leben. — Arnold. Cultur und Rechtsleben. — Lorenz. Geschichte Ottokars von Böhmen. — Glagau. Fritz Reuter und seine Dichtungen. — Herrn Petermanns Jagdbuch. — Rodenberg. Die neue Sündfluth. — Horn. Voltaire und die Markgräfin v. Baireuth. — Dühring. Capital und Arbeit. — H. Prutz. Heinrich der Löwe. — Roßmäßler. Volksbildung. — Ulrici. Gott und der Mensch.

* Gedichte von Karl Müller, evangel. Pfarrer in Alsfeld. (Frankfurt a. M. Auffarth, 1865). Wenn Ref. es auch nicht aus ihm hochwerthen Munde wüßte, so hätte doch schon ein Blick in dieses Büchlein ihm überzeugend dargethan, daß der Verf. ein geist- und gemüthvoller Mann sei. Mit Vergnügen haben wir die anspruchslose Sammlung durchgelesen, denn überall spricht sich ein liebenswürdiger Character und im religiösen Theil ein warmes, frommes Gemüth aus. Zwar zeigt sich nirgends ein kühnerer Flug und die Form ist meist sehr schlicht; so aber ist die Harmonie auch nie gestört, Form und Inhalt stehen überall im richtigen Verhältniß, und das zeugt schon vortheilhaft für den Verfasser. Tausend Mal lieber sind uns diese schlichten, sinnigen Lieder als so manche andere Erzeugnisse der neuesten Pegasusreiter, die unter einem Schwall von Worten den capitalsten Unsinn zu Markte bringen, wovon wir in einer der nächsten Nrn. des Sonntagsblattes Proben bringen werden. — Müller theilt seine Sammlung in einen religiösen und einen weltlichen Theil. Die ersteren Lieder haben uns am meisten zugesagt; nicht als ob ein geistlicher Herr nicht auch irdischer Liebe und ihrer poetischen Verherrlichung Pflege angedeihen lassen sollte, allein in diesen weltlichen Liedern scheint uns die Diction nicht immer glücklich zu sein, so wie die Bilder und Gedanken selten Neues bieten. Der Reim ist im Ganzen lobenswerth, und nur selten findet man Verstöße wie: Zweigen und Reichen; Hüter und Gebieter; Liebe und Himmelsgüte; Frost und kost (kos't); sucht und lugt. Das sind aber Ausstellungen, die nicht in's Gewicht fallen; der Eindruck, den die Sammlung auf den Leser macht, ist, wie gesagt, im Ganzen genommen ein angenehmer, und Komponisten werden hier manches sangbare Lied finden.

— Wir besprachen s. Z. im Bremer Sonntagsblatt mit Anerkennung eine kleine Gedichtsammlung „Tannengrün und Edelreiß“, die anonym erschien. In einer neuen Sammlung „Lieder aus Heimath und Fremde“, (Leipzig, Max Priber), nennt sich der Verfasser, Eugen Labes, allein wir können dieses Buch nicht als unsern Erwartungen entsprechend bezeichnen. Wohl thut der Verf. auch hier hin und wieder einen glücklichen Griff und entlockt seiner Leyer einzelne zarte, wohllautende Melodien, dazwischen aber kommen gar prosaische Sachen, unschöne Wendungen. Unbegreiflich bleibt es uns, wie Labes ein Gedicht aufnehmen konnte, wie „Die Predigt“, welches also anhebet:

Heinrich, er, der schon als Knabe
Gern besucht des Pfarrers Haus,
Der zur Kirmeß nimmer fehlte,
Heut (e) wieder kommt heraus.

Selbstkritik ist nie nöthiger gewesen als jetzt, wo eine wahre Sündfluth von lyrischen Ergüssen hereinbricht; darum sollte Jeder, der es mit sich und der Poesie gut meint, erst überlegen, was er in's Publikum sendet. Die Hälfte dieser „Lieder aus Heimath und Fremde“ hätte ein reizendes Heftchen abgegeben; so aber ist viel Unkraut unter dem Waizen.

* Das Schleswigsche Wattenmeer und die friesischen Inseln. Von C. P. Hansen auf Sylt (Glogau, Carl Flemming 1865). Schon der Titel dieses Buches wird demselben zahlreiche Leser und Freunde gewinnen, denn kein Theil von Deutschland kann wohl im Augenblick auf ein so allgemeines Interesse rechnen, als Schleswig und bei der allgemein erwachten Theilnahme für maritime Verhältnisse wird ein Buch über die merkwürdige kleine Welt an der Westküste Schleswigs sicher freudig begrüßt werden. Eine kleine Welt nannten wir diese Inseln, und wir glauben, jeder Leser wird uns darin Recht geben. Er lese einige Kapitel des Buches durch und studire sich in die recht gute beigegebene Karte ein, und er wird gestehen, daß Alles dort eigenthümlich und fremd ist. Diese „Tiefe, Auen und Leys“, diese „Sände, Flacken und Platten“, diese „Inseln, Dünen und Halligen“ haben ihres Gleichen nicht, selbst nicht an der Inselwelt der Küste von Ost- und Westfriesland. Leicht begreift man es, daß der Horizont ihrer Bewohner wesentlich von Ebbe und Fluth, von drohender Gefahr des Meeres und energischer Bekämpfung derselben, von Fischerei und Schifffahrt, von Seenoth und Schiffbrüchen erfüllt ist. Eine kleine Welt sind diese Gegenden aber auch für den Verfasser, der mit ganzem Herzen an seinem Heimathslande hängt, dasselbe durch und durch kennt und mit Bienenfleiß Alles auf dasselbe Bezügliche gesammelt hat. Daher bringt uns das Buch eine Fülle von geographischen, historischen, statistischen und naturhistorischen Angaben, viele frisch und lebendig geschilderte Scenen aus dem Volksleben — wir machen nur auf die tief ergreifende Erzählung von der Hainshallig aufmerksam — und manche dem Volksmunde entsprossene Sage. — Um wahr zu sein mussen wir freilich hinzufügen, daß das Buch nicht geschickt geschrieben ist. Hansen ist offenbar kein Schriftsteller von Beruf. Das Gegebene ist gar zu sehr aus einander gerissen und oft fast so zerstückelt als die Inselwelt selbst. Statt eines geschichtlichen, eines naturhistorischen Gesammtbildes bringt er meist lauter einzelne Notizen oder Schilderungen, so daß er zuletzt den Leser ermüdet. Die historischen Nachrichten sind oft nur chronikenartig an einander gereiht und die älteren auf ihre Glaubwürdigkeit wenig geprüft. Der naturwissenschaftliche Theil ist offenbar der schwächste, und doch welch interessantes Bild hätte sich hier nach den zahlreichen Untersuchungen dänischer und deutscher Naturforscher über diese Inseln und über Helgoland geben lassen! — Die erste Hälfte des Buches ist auf den lockern Faden eines Besuches von einem naturforschenden Touristen oder touristischen Naturforschers aufgereiht, der dem Leser gar kein Interesse abgewinnt und nur dazu da zu sein scheint, um den Verfasser Gelegenheit zu geben, sich über dies und das auszusprechen. Traut der Verfasser seinen Lesern so wenig zu, daß er ihnen das Mitgetheilte auf diese Art mundgerecht zu machen sucht? Er fühlt die oft mangelhafte Anordnung auch selbst recht gut und entschuldigt den bunten Character seines Buches mit dem wildromantischen Leben der Inselfriesen, das oft die schroffsten Gegensätze des Lebens dicht neben einander rückt. Er sei nun einmal ein alter eingefleischter Inselfriese, und so habe denn auch sein Buch etwas von dem bunten, freizügigen Anstrich des Lebens erhalten. Wir möchten aber doch wünschen, daß er sich entschlösse, das Buch bei einer etwaigen zweiten Auflage mehr systematisch durchzuarbeiten. Es würde dadurch gewiß noch einen weit größern Leserkreis dauernd fesseln.

— Das soeben erschienen zehnte (October-) Heft der Monatsschrift „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart“, herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus) enthält einen ersten Artikel über den Secessionskampf in der nordamerikanischen Union, welcher sich durch genaue Kenntniß der Verhältnisse wie durch die seltene Unparteilichkeit der Darstellung auszeichnet. Die Voraussetzungen des Kampfes werden uns nach allen Seiten mit vollkommener Klarheit vorgeführt. Wir sind auf die nächsten Artikel gespannt, welche die militärische Action selbst ins Auge fassen werden. Der folgende Aufsatz: „Zur Geschichte der Düngerlehre“, stellt die vor Liebig gangbaren Anschauungen über die Frage dar; die Fortsetzung desselben wird uns ohne Zweifel über die Bedeutung der Liebig'schen Theorie selbst unterrichten. Eine Biographie Heinrich Förster's, des Fürstbischofs von Breslau, giebt ein klares Lebensbild dieses Kirchenfürsten von durchaus objectivem Standpunkt aus. Der darauf folgende Aufsatz: „Oesterreich seit dem Frieden von Villafranca“, behandelt in einem ersten Artikel die Geschicke dieses Reichs bis zu Schmerling's Ministerium, während „Die Philosophie der politisch-socialen Entwickelung“ einen Essay über Buckle's und Rödinger's Werke aus schlagkräftiger philosophischer Feder bringt. Sehr vollzählig sind diesmal die Nekrologe des Feuilleton, welche mit eingehender Charakteristik Lebensskizzen von Theodor v. Kupffer, Alexander Maurokordatos, Haliburton, Sir George Brown, Emanuel v. Hurter, Sir William Hamilton und General Lamoricière geben.

— Bei Besprechung der eben erschienenen neuen Gedichte Victor Hugo's weist der Correspondent eines englischen Blattes auf einen Zug aus dem Leben des Dichters hin, welcher nicht allgemein bekannt ist.

Unter Louis Philipp wurde der als Schüler Robespierre's bekannte Republikaner Barbès zum Tode verurtheilt. Am Vorabende des für die Hinrichtung angesetzten Tages begab sich Barbès Schwester zu Victor Hugo und flehte ihn an, von dem Könige die Begnadigung ihres Bruders zu erbitten. Er versuchte es, aber vergebens. Der Hof war zu jener Zeit in Trauer wegen des Todes der vergötterten Prinzessin Marie von Würtemberg und der Graf von Paris war gerade geboren worden. Victor Hugo kehrte zum königlichen Palaste zurück. Es war Mitternacht und der König hatte sich schon zur Ruhe begeben. Der Dichter schrieb auf ein Stück Papier die folgende Strophe und legte es auf einen Tisch gegenüber der Thür des königlichen Schlafgemaches:

Par votre ange envolée ainsi qu'une colombe,
Par ce royal enfant, doux et frêle roseau!
Grâce encore une fois — grâce au nom de la tombe,
Grâce au nom du berceau!

Louis Philippe las die Zeilen beim Erwachen, und Barbès war gerettet.

— Für die Kunstgewerkschule in Nürnberg hat Schwind Originalzeichnungen für industrielle und gewerbliche Zwecke entworfen, die ganz und gar den Geist dieses „deutschen Meisters“ athmen. Von der richtigen Idee ausgehend daß die antiken Formen und das wunderliebliche und reizende Leben der Renaissance nicht in der blinden mechanischen Nachahmung ihren besonderen Werth für uns haben, sondern erst dadurch ihre bildende Bedeutung auch für die Gegenwart behaupten, wenn wir uns durch sie zu neuen Schöpfungen, die aber unserem innersten Geistesleben nach seinen verschiedenen Beziehungen hin entstammen, mit jugendlicher Kraft begeistern lassen — von dieser allein wahren Idee ausgehend hatte Schwind in seinen Mußestunden diese Entwürfe componirt, und ihnen jenen Duft von naturfrischer poetischer Empfindung eingehaucht, dem wir in allen seinen Werken begegnen. Die Sammlung besteht aus zwanzig Blättern, welche die geschmackvollsten Zeichnungen zu Utensilien des tagtäglichen comfortabeln Lebens enthalten. Außer dem hübschen architektonischen Aufbau für welchen das Antike und die Renaissancezeit uns stets Muster bleiben, ist das decorative Element so sinnig und naturwahr dem Leben selbst entnommen, oder greift so entsprechend in irgend eine Sage oder ein Märchen oder ein uraltes Lied des deutschen Volksgeistes über, daß man billigerweise darüber staunen muß, wie man dieses Gebiet mit seinem unerschöpfbaren Reichthum so lange brach liegen lassen konnte. Welches Motiv möchte besser zur Umrahmung eines Spiegels passen als das Märchen von Schneewittchen?

„Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldener Spiegel an der Wand,
Wer ist die schönste Frau in Brabant?“

Und Schwind hat dies so naiv und naturfrisch und dabei mit einer solchen tief poetischen Empfindung in kecken Zügen hingeworfen, wie es eben nur der Meister der Romantik kann. Oder ließe sich etwa eine geeignetere Illustration zu einem Handschuhkästchen finden als die künstlerische Umschreibung der Worte Shakespeare's:

„Wär' ich der Handschuh an ihrer Hand
Und küßte ihre Wange!“

Und in welch reizender Form ist das Modell eines Schmuckkästchens, wo Erde und Meer in plastischen Figuren ihre Schätze in die schon halbgefüllte Schale schütten, und der in einen Kreis gewundene Drache den Hüter dieser Kleinodien als Schloßbeschläge bildet, so daß man nur durch Durchbohrung seiner Augen den Schatz erheben kann. Wie köstlich ist die Composition für eine Uhr mit dem symbolisch dargestellten Motto: „Eine trennt, eine vereint,“ wie lebendig empfunden und humoristisch aufgefaßt sind die Motive zu Uhrgewichten und Perpendikeln, zu denen der ernste König Salomo mit seiner Devise „Alles hat seine Zeit,“ oder ein aus dem Schacht fahrender Bergknappe, oder ein Handwerksbursche, oder die Scene aus Reinecke Fuchs benutzt ist wo der listvolle Reinecke die arglose Gieremund in den Brunneneimer gelockt hat, und nun in die Höhe steigend der staunenden Gevatterin die Worte zuruft:

„Auf und ab, so geht's in der Welt, so geht es uns beiden.
Ist es doch also der Lauf.“

Und wie naiv erscheint nicht der Gedanke in dem kerzenbesteckten Weihnachtsbaum, in einem graciös die Schüssel darreichenden Pagen, oder in einem Drachen dessen Schweif sich um einen knorrigen Baumstrunk wickelt, die Form für einen Schmuckhalter zu suchen! — Doch es würde zu weit führen näher auf die Einzelheiten einzugehen, und die verschiedenen ganz neuen, aber aus der Natur der Sache selbst geschöpften Motive für Scheiben, Tintenzeuge, Ornamente für Oefen und Decoration einzelner Bestandtheile derselben, für welche der Winter selbst mit seinen Leiden und Freuden her halten mußte, ausführlicher zu beschreiben. Gewiß höchst selten sieht man einen Tafelaufsatz, der seinem Zweck so entsprechend und sinnreich zusammengesetzt ist, wie Schwind sich denselben gedacht, wo der leichte zierliche Aufbau aus Früchten, Blumen und nach allen Seiten hin sich austrankenden Zweigen besteht, während mitten um diese köstlichen Gaben der Natur sich ein reizender Kranz von tanzenden Elfen in wundervoller Verschlingung dem Auge präsentirt. Oder kennen wir aus der antiken oder Renaissance-Zeit zu einer Waschschüssel eine so liebliche Composition wie Schwind sie entworfen, wo ringsherum in Halbreliefs die erfrischende Luft des Bades und das physische und geistige Wohlbehagen sich in den reizensten Formen dem Beschauer verkörpern, und ihn zum erquickenden Genuß einladen? Schwind hat hierin Bahn gebrochen, und der eingeschlagene Weg wird gewiß viele aufmuntern auf demselben fortzugehen, und aus unserm Sagen- und Märchenkreis geeignete Motive unserer Industrie und unseren Gewerben an die Hand zu geben. Denn darin liegt die praktische Aufgabe der Kunst der Gegenwart sich mit dem Leben zu vermählen, und dadurch auf das Leben einen directen Einfluß zu üben, daß sie der Industrie und den Gewerken dienend diese erhebt und edelt, und sich selbst dadurch als eine lebendige und neuschaffende Kraft erweist.

— Die Trophäen der sogenannten Ilias-Uebersetzung des Grafen Derby haben einen Herrn George Musgrave, M. A., nicht schlafen lassen, und er hat derselben eine ebenfalls in Blank-Verse nachgedichtete Odyssee an die Seite gesetzt, mit der in der Vorrede unbefangen ausgesprochenen Absicht mit Derby zu wetteifern, dessen Uebersetzung er jedoch absichtlich noch nicht gelesen habe, so wenig als die Blankverse-Odyssee von Cowper um vor jeder Nachahmung sicher zu sein. — Neben diesem Ueberfluß von Homer-Uebertragungen floriren jetzt in England, wie in Deutschland, die Dante-Uebersetzungen und Dante-Commentarien. Ein Geistlicher James Ford, Präbendar in Exeter, hat den Inferno übersetzt, und zwar in strenger Terzinenform. Seinem Englisch ist der italienische Text gegenübergedruckt.

— Das Leipziger Goethe-Jubiläum und Frhrn. v. Biedermanns interessantes Buch über Goethes Studienjahre in Leipzig, sowie seine spätern Beziehungen zu dieser Stadt, sind auch in englischen Blättern erwähnt. Mangel an biographischen Nachrichten über Schiller und Goethe, meinen sie, werde die Nachwelt nicht zu beklagen haben; über Goethe's verschiedene Schätzchen allein sei bereits ungleich mehr gedruckt als man vom ganzen Shakespeare wisse.

— Von Dalziels illustrirten Erzählungen der Tausend und Einen Nacht ist eine neue Prachtausgabe mit mehr als 200 Kupfern erschienen.

— Die bei dem großen Schloßbrande in Braunschweig mitzerstörte Quadriga von Rietschel soll neu gegossen werden. Am 28. October hat der braunschweiger Kunstclub, der auf Veranlassung der Schloß-Baucommission darüber Rath pflog, sich dafür entschieden, daß das Maß im richtigen Verhältniß zur Größe des Schlosses etwas geringer genommen werde. In dem zerstörten Kunstwerke hatten die Pferde eine Höhe von $15\frac{1}{2}$ Fuß; jetzt sollen sie nur 14 Fuß hoch werden und die Quadriga im Ganzen eine Höhe von 22 Fuß erhalten. Diesem Antrage des Hofbauraths Ottmer hat Meister Howaldt, der bekanntlich den Kunstguß leitete und wieder leiten wird, zugestimmt.

— In Dresden wurde ein neues Drama von Rudolph Gottschall: „Katharina Howard“ mit Beifall aufgeführt.

— Aus Bayreuth, 23. October, berichtet das dortige Tageblatt: „Gegenüber einzelnen hie und da in der Presse noch auftauchenden düster gefärbten Berichten über Dr. Karl Gutzkow's gegenwärtigen Zustand kann Einsender dieser Zeilen nicht umhin seine bei Gelegenheit der gestrigen Theateraufführung in der Anstalt St. Gilgenberg persönlich gemachten Wahrnehmungen auch dem größern Publikum mitzutheilen, wiewohl die Gilgenberger Abendunterhaltungen selbstverständlich nur den Character von Privat-Soiréen tragen. Man gab zwischen Musikvorträgen zwei Stücke, von welchen das zweite, „die kleine Sängerin“, ein reizender Scherz in einem Act mit eingelegten Couplets von Gutzkow, für diesen Abend und für die Mitwirkung seines Töchterchens berechnet und verfaßt worden war. Gutzkow nahm nicht nur während der Aufführung den regsten Antheil, sondern verkehrte auch im Saal bis spät in die Nacht hinein mit den geladenen Gästen in liebenswürdigster Weise. Auch sämmtliche Proben und die Arrangements der Bühne hatte der Dichter mit dem lebhaftesten Interesse bisher geleitet. Mit dem freudigen Gefühl daß es der hingebendsten ärztlichen Pflege gelungen den schwer erkrankten Dichter so weit der Genesung entgegen zu führen, und daß der Augenblick wohl nicht mehr fern ist wo Gutzkow der Welt und seinen vielen Verehrern wieder gegeben werden kann, verließen die Geladenen das Institut.“ Gutzkow arbeitet schon wieder an einem neuen Stück für seine Tochter. Die Theatervorstellungen machen ihm ein besonderes Vergnügen. Am liebsten wär' es ihm, wenn jeden Abend Theater wäre.

— Berlin verlor am 8. Oct. den Prof. der Malerei und Zeichenlehrer an der dortigen Kunstakademie, Heinr. Em. Längerich.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 3 ℔
Expedition
Doventstraße Nr. 24.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 47. Bremen, 19. November 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Poesie der Moslemin.

Heldensagen von Firdusi: In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das iranische Epos von Adolph Friedrich von Schack.

Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Von Adolph Friedrich von Schack. Zwei Bände. (Berlin 1865. Wilhelm Hertz.)

I.

Durch diese Werke hat Schack, der verdienstvolle Historiker der spanischen Literatur, uns zwei neue Kulturgebiete erschlossen, von denen uns bisher nur eine mangelhafte und verworrene Kenntniß innewohnte: Kulturgebiete, die sich fast unabhängig von der Kultur der modernen Völker entwickelt haben, und uns daher fremd genug gegenüberstehen, um uns mit Erstaunen zu erfüllen, und uns dennoch verwandt genug sind, um neben dem Staunen auch die Empfindungen der Bewunderung und des reinen Genusses hervorzurufen.

Abul Kasim Mansur, der große Dichter der persischen Heldensage, welchem sein Werk den Beinamen Firdusi, d. h. der Paradiesische verschaffte, wurde um das Jahr 940 nach Christi zu Schadab, einer nahe bei Tus in Chorasan gelegenen Ortschaft geboren. Er stammte aus einer Familie von Grundbesitzern, deren Vermögen nur gering gewesen zu sein scheint. Das Grundstück seines Vaters, auf dem er seine Jugend verlebte, lag am Ufer eines Kanals, der die Gewässer des Flusses von Tus weiter leitete. Ueber seine Jugend weiß man nur, daß er eine sorgfältige Erziehung genoß und sich noch vor seinem 28. Jahre verheirathete. Schon früh beschäftigte er sich damit, die epischen Traditionen Persiens in Verse zu bringen; Proben seiner Dichtung, welche bekannt wurden, zogen die Aufmerksamkeit auf ihn und verschaffte ihm die Gunst des Abu-Mansur, Statthalters der Provinz Chorasan. Dessen ungeachtet blieb der Dichter bis in sein 58. Jahr ruhig in Tus, fort und fort mit seinem Königsbuche beschäftigt.

Um diese Zeit herrschte in Persien Mahmud I., der größte Herrscher der Gasneriden-Dynastie, dessen ungeheure Eroberungen in Indien die des Alexander bei Weitem übertreffen. Bei allem Eifer für das Gesetz des Islam war er doch ein emsiger Pfleger der persischen Nationalität, in welcher er eine Stütze seiner Macht erkannte. Unter ihm wurde das Arabische als amtliche Sprache der Regierung durch das Parsi verdrängt. Zahlreiche Dichter versammelte er an seinem Hofe und allabendlich besuchte er die Zusammenkünfte, in welchen sie wetteifernd ihre Verse recitirten. Vor Allem liebte er die alten Traditionen seines Landes und trachtete sich eine vollständige Sammlung davon zu verschaffen. Reicher Lohn wurde dem geboten, welcher durch Mittheilung vorhandener Schriften oder durch mündliche Erzählungen dieses Streben befriedigen konnte. Als er in Besitz aller noch vorhandenen Kunden der Iranischen Vergangenheit gelangt war, suchte er einen Dichter ausfindig zu machen, dem er die poetische Bearbeitung derselben übertragen könnte und veranlaßte einen Wettstreit unter den gefeiertsten Sängern seines Hofes, indem er ihnen auftrug, zunächst zur Probe einzelne Geschichten in Verse zu bringen. Der Versuch scheint nicht nach Wunsch ausgefallen zu sein und der Sultan forderte nun seinen Liebling Aussari auf, das Werk zu unternehmen. Aussari, welcher den Titel und das Amt eines Dichterkönigs führte, antwortete, es fehle ihm an Muße.

Der Ruf des neuen Sultans und die Hoffnung auf Gunst und Beförderung lockte den bereits bejahrten Firdusi an dessen Hof. Aber es wurde ihm schwer, Zutritt zu erlangen, denn wiewohl Aussari ihn als denjenigen bezeichnete, welcher alle erforderlichen Eigenschaften besitze, um die große Arbeit auszuführen, wußten die übrigen Hofpoeten, welche den Nebenbuhler fürchteten, diese Empfehlung wirkungslos zu machen. Endlich gelang es ihm, durch eine Episode, welche dem Sultan durch einen dritten mitgetheilt wurde, dessen Auge auf sich zu lenken. Mahmud führte ihn in die Versammlung der Dichter seines Hofes ein und legte ihm in einem Momente des Entzückens über seine Verse den Namen Firdusi bei, unter welchem er in die Unsterblichkeit eingegangen ist. Weiter überließ er seinem neuen Günstling alle von ihm gesammelten Materialien zur Geschichte von Iran und räumte ihm in der Nähe des Palastes eine Wohnung ein, welche durch eine Thür mit den königlichen Gärten in Verbindung stand; dieselbe war mit den Bildern der Könige und Helden Irans und Turans, sowie mit Rossen, Elephanten, Dromedaren und Tigern

geschmückt; auch ward Vorsorge getroffen, daß der Dichter durch Niemand in seiner Arbeit gestört werde. Sobald Firdusi einen Gesang vollendet hatte, las er ihn dem Sultan vor.

Mahmud gab seinem Wessir den Auftrag, an Firdusi für jedes Tausend von Doppelversen alsbald nach dessen Vollendung tausend Goldstücke auszuzahlen, aber der Dichter sprach den Wunsch aus, erst bei der Beendignng seines Werks die ganze Summe auf einmal zu erhalten, um auf seinem Grundstücke in Tus einen Canaldeich bauen zu können, dessen Errichtung er von Jugend auf sehnlichst gewünscht hatte. Die bevorzugte Stellung Firdusis erregte inzwischen den Neid der Höflinge in hohem Grade, und sie boten alles auf, ihn in der Gunst ihres Herren zu stürzen. Ihre Bestrebungen hatten nur zu vielen Erfolg und bereiteten ihm Verdrießlichkeiten aller Art, ja die Mißgunst des Wessirs brachte es dahin, daß er oft an dem für seinen Lebensunterhalt Nothwendigsten Mangel leiden mußte. Vielfach ward auf diese Weise das Glück getrübt, das Firdusi in der ihn fortwährend beschäftigenden Composition seines Heldengedichts fand. Zu vielen anderen trüben Erlebnissen, die seinen Geist niederbeugten, kam noch der Tod eines geliebten Sohnes, der im Alter von 37 Jahren starb. Nach zwölfjährigem durch gehäufte Widerwärtigkeiten verbittertem Aufenthalte am Hofe zu Gasnin vollendete Firdusi im einundsiebzigsten Lebensjahre sein großes Gedicht.

Fünf und dreißig Jahre hatte er an den nahe 60,000 Doppelversen gearbeitet und durfte wohl eine entsprechende Belohnung erwarten, als er das Werk seines Lebens dem Sultan Mahmud überreichte. Dieser befahl zuerst, dem Dichter so viele Goldstücke auszuzahlen, wie ein Elephant zu tragen vermöchte; allein die Einflüsterungen des Wessirs, welcher ihm rieth, nicht so verschwenderisch zu sein, gewannen über seine Großmuth die Oberhand. Firdusi befand sich eben im Bade, als ihm im Namen des Sultans 60,000 Silberrubel überbracht wurden. Empört über die Verkürzung des ihm verheißenen Lohnes vertheilte er die Summe sogleich an die Badewärter und einem Schenkwirth, bei dem er ein Glas Bier getrunken hatte, und ließ dem Sultan sagen, daß er nicht des Goldes wegen sein Werk geschrieben habe. Durch diese Handlungsweise ward Mahmud dergestalt aufgebracht, daß er in der ersten Wuth dem Dichter drohte, ihn unter die Füße seiner Elephanten werfen zu lassen. Der Befehl gelangte zwar nicht zur Ausführung, vielmehr ward Fridusi, als sich die Laune seines Gebieters wieder geändert hatte, von aller Strafe freigesprochen; allein er konnte die schnöde Mißachtung, die ihm gezeigt worden war, nicht vergessen und beschloß, Gasnin zu verlassen, nachdem er noch eine Satire von furchtbarer Kraft, die zu den Meisterstücken der persischen Poesie gezählt wird, gegen den Sultan gerichtet hatte.

Firdusi ließ dieses Strafgedicht in den Händen eines Freundes mit dem Auftrage, es dem Sultan nach zwanzig Tagen zu übergeben, und entwich in der Kleidung eines Derwisches aus Gasnin. Als Mahmud die gegen ihn gerichteten Verse erhielt, gerieth er in heftige Wuth und sandte auf der Stelle Boten aus, um den Flüchtling zurückzubringen aber dieser hatte schon einen zu großen Vorsprung und konnte nicht mehr eingeholt werden.

Firdusi begab sich nach Bagdad, wohin ihm sein Dichterruf vorangeeilt war und wo ihm von dem Kalifen ein ausgezeichneter Empfang zu Theil wurde. Er schrieb hier mehrere poetische Werke. Sultan Mahmud jedoch, als er den Aufenthalt des Dichters entdeckte, verlangte von dem Chalifen dessen Auslieferung. Dieser, die Gastfreundschaft ehrend, wies das Ansinnen zurück, gab aber, die Uebermacht Mahmuds fürchtend, seinem Schützling den Rath, sich aus Bagdad zu entfernen. Firdusi wandte sich darauf nach Kubistan, dessen Statthalter ihm von früher her sehr gewogen war, ihm auch dieses Mal viel Freundschaft zeigte und eine Versöhnung zwischen dem Sultan und ihm zu vermitteln suchte. Von einer in Folge dieser Bemühungen eingetretenen Sinnesänderung Mahmuds in Kenntniß gesetzt, kehrte Firdusi gegen das Ende seines Lebens nach seiner Vaterstadt Tus zurück. Als er dort eines Tages durch den Bazar ging, hörte er ein Kind einen Vers aus seiner Satire gegen den Schah singen, der ihm plötzlich den Ursprung seines Unglücks mit so erschütternder Gewalt in die Erinnerung zurückrief, daß er in Ohnmacht sank. Er wurde nach Hause getragen und starb im Jahre 1020. Man bestattete ihn in einem Garten. Inzwischen war Mahmud zur Erkenntniß seines Unrechts gekommen; in dem nämlichen Augenblick, da Firdusis Leichenzug sich zum Thore von Tus hinausbewegte, langten Boten des Sultans an, welche dem Dichter die ihm geschuldete Summe und ein Ehrenkleid überbringen sollten. Die Tochter des Verstorbenen, welcher nun die Schätze angeboten wurden, wies dieselben mit den Worten zurück, sie bedürfe der Reichthümer des Sultans nicht, und auf den Vorschlag einer Schwester Firdusis wurde die Summe zur Ausführung jenes Kanalbaus benutzt, der ihrem Bruder so sehr am Herzen gelegen hatte. Den Rest verwandte man zur Errichtung einer Karawanserai.

Das Heldengedicht des Firdusi, Schah-name oder Königsbuch betitelt, beginnt mit einer mythischen Einleitung, deren Gebilde in der ältesten Götterlehre des Arischen Volkes wurzeln und mit ihrer religiösen Symbolik, dem Dualismus von Ormuzd oder Jasdan, dem in Lichtherrlichkeit schimmernden höchsten Gott und von Ahriman, dem in Finsterniß brütenden Bösewicht, vortrefflich auf den Kampf des Iranischen Heldenthums gegen die Mächte der Finsterniß, der den wesentlichsten Theil des Gedichts ausfüllt, vorbereiten. Dschemschid beherrscht wie ein zweiter Lichtgott auf Erden in der Fülle der Jahrhunderte die paradiesische Welt; aber er erliegt endlich den Verführungen der unterirdischen Mächte. Grauen und Entsetzen breitet sich über das schöne Sonnenland, da Sohak, der aus den finstersten Abgründen der Unterwelt aufgestiegene Verbündete Ahrimans, seinen Thron in Iran aufschlägt und umgeben von seinen höllischen Helfern die Erde mit Frevel und jeglicher Gewaltthat erfüllt. Verzweiflung bemächtigt sich aller Gemüther, das ganze Menschengeschlecht scheint den gierigen Drachen, die der Kuß des Bösen an die Schultern des Tyrannen geheftet zum Opfer fallen zu sollen, schwarz und schwärzer dunkelt die Nacht, aber endlich dämmert in mildem Schein der Morgen der Erlösung. Auf die heilige Höhe des Götterberges Alburs hat sich Feridun, der gottgeliebte Sprößling aus Dschemschids Stamme geflüchtet; dort, wo die Sonne des ewigen Lichtes nicht untergegangen war, wenn auch unten die Welt in Finsterniß begraben lag, hat der Jüngling sich im Gebet zum großen Werke vorbereitet. Von dort steigt er gewaffnet hinab in das Land Iran, um den Befreiungskampf für sein Volk zu streiten. Von dem Sonnenglanz einer göttlichen Weihe umstrahlt, steht er da als das Musterbild eines Herrschers, dem Ormuzd die Aufrechthaltung der sittlichen Weltordnung auf Erden anvertraut hat. Die Zwingburg des Tyrannen wird zerstört und aufathmend jubelt die Welt ihrem Retter entgegen. Einem herrlichen, leuchtenden Gotte vergleichbar, steigt nun Feridun auf den Thron seiner Väter, Fülle des Segens verbreitend; Recht, Gerechtigkeit und Frieden kehren wieder ein in Iran. Gebunden scheint die Macht des Bösen auf Erden; aber in der Tiefe wühlt unermüdlich der alte Drache und windet sich langsam wieder ans Tageslicht hervor; in das Geschlecht der Reinen selbst weiß er den Keim neuen Verderbens zu legen. Die dämonischen Einflüsse, welchen Dschemschid verfallen, wirken in dessen Stamme fort und

gewinnen Macht über die beiden ältesten Söhne Feriduns, Selm und Tur, deren Seelen sich in blinder selbstischer Gier jedem heiligen Gefühl entfremdet haben, und in denen die dunkelste Nachtseite der menschlichen Natur sich enthüllt. Auf dem dritten Sohne Iredsch allein ruht der Geist des Vaters; der Segen des Himmels ist auf sein Haupt gelegt, nur Liebe athmet er, milde Weisheit fließt von seinen Lippen, Frieden und Ruhe scheinen einkehren zu müssen, wo er weilt. Von der Last der Jahre gebeugt vertheilt der greise König, der lange Zeit in stiller Hoheit, Kraft und Milde über den Stürmen der Leidenschaft gestanden hatte, sein Reich an diese drei Söhne. Hiermit hebt in unmerklichen Uebergängen die eigentliche Heldensage an, welche sich, wenngleich mythische Bestandtheile noch mannigfach in dieselbe hinüberspielen, doch durch ihren ächt epischen Geist, durch ihre Heroengestalten von Fleisch und Blut, von den früheren, aus einer alten Priestersage geflossenen Bestandtheilen des Werkes absondert. Tur glaubt durch das ihm zugefallene Turan, Selm durch den ihm ertheilten Abendländischen Landstrich hinter dem jüngern Iredsch, der die Krone von Iran erhalten, zurückgesetzt zu sein. In Neid und Haß vereint fordern sie vom Vater, ihnen das Erbtheil des Bruders auszuliefern; bitter strafende Rede giebt ihnen Feridun zur Antwort; aber der milde, ganz dem Göttlichen zugewendete Iredsch tritt versöhnend den von wilder Habgier verblendeten Brüdern entgegen, legt seine Krone zu ihren Füßen und erklärt, zu Gunsten des Aelteren gern auf jeden irdischen Besitz verzichten zu wollen. Laut erhebt sich die Stimme der Völker für ihren Liebling; nur Iredsch sei des Thrones würdig, so geht die Rede unter dem Heer. Aber er ist zu göttlich rein für diese Welt; der Tücke arger Tyrannei muß er zum Opfer fallen. Die beiden Ahrimansgesellen, in deren eiskalten Herzen die Herrschsucht auch den letzten Funken menschlichen Gefühls ausgelöscht hat, werden durch die Seelengröße des Bruders nur zu verdoppeltem Grimme aufgestachelt. Im Wahnsinn des Frevels stößt Tur einen Dolch in die Brust des gottgeliebten Jünglings und Selm stürzt hinzu, um dem Blutenden den letzten tödtlichen Streich zu geben. So ist das Ungeheure geschehen; jammernd sinkt Feridun über die Leiche des gemordeten Sohnes hin. Ein Fluch, der gleich dem Gluthhauch der Wüste die Missethäter verzehren soll, bricht aus dem Munde des milden Greises; zum Himmel fleht er, daß ihm vergönnt sein möge, das Rachewerk noch zu erleben. Und sein Flehen findet Erhörung; dem Iredsch wird ein Rächer in seinem Enkel Minutschehr erweckt, der mit frischem Jugendmuthe, ein Streiter für das Heilige, ganz erfüllt von seiner hohen Aufgabe, Thatkraft mit Besonnenheit vereinend die Iranischen Heere gegen die beiden Mörder führt und deren vom Rumpf getrennte Häupter an Feridun sendet. Befriedigt, daß sein letzter Wunsch Erhörung gefunden, und doch klagend über das Jammergeschick der Söhne, deren äußerste Verruchtheit die Liebe in seinem Herzen nicht ganz zu ersticken vermochte, geht nun der alte König hinweg. Aber über die Leichen seines Herrschergeschlechts hinweg wallt das Banner des Kampfes. Wenn schon das Blut des Gemordeten noch über das Leben seiner Mörder hinaus Rache gegen deren Kinder und Kindeskinder schreit, so kommen noch neue Unthaten hinzu, welche unablässig die ewige Gerechtigkeit herausfordern. So waffnet denn der gute Geist die Seinen, die Iranier, und führt sie in den Kampf gegen die finstern Mächte, die in und mit dem Geschlechte Turs das Land Turan beherrschen. Zu diesem Streit, der die Jahrhunderte durchtoben soll, wendet sich nun die Handlung des Gedichts und zwar zunächst führt sie die Heldenfamilie auf den Schauplatz, welche vor Allen erlesen ist, dem Lichtreiche und seinem Abbilde, dem Sonnenlande Iran, den Sieg zu erkämpfen. Die Geschichten von Sals mit allem Reizenden und Liebenswürdigen ausgestatteter Jugend und seiner Liebe zu der Tochter des Königs von Kabul sind einzelne Bäche, die in den großen Strom verrauschen; mit rastlos unaufhaltsamen Gange wälzt sich dieser in dem großen Völkerkriege fort, nachdem er in dem Sprößling jener Liebe, den gewaltigen Rustem den Lenker gefunden, der ihm den Weg vorzeichnet. Matt leuchten schon die Sterne von Iran, mit Blut sind seine Felder gedüngt und siegreich scheint Turs Enkel, der furchtbare Afrasiab, ein edlerer Regungen wohl fähiger, aber von wilden Leidenschaften beherrschter und durch sie allmälig gegen alles Höhere abgestumpfter Charakter, sein Banner auf dem Throne des Dschemschid aufpflanzen zu wollen; aber mit Rustem tritt ein neuer Geist über die Verzagenden. Hoch über alle Helden ragt er empor, der Liebling des Dichters, den er mit allem Großen und Gewaltigen ausstattet; die Milch von zehn Ammen vermag kaum, den riesigen Knaben zu stillen; als Kind schon schlägt er einen wüthenden Elephanten zu Boden; wie Erz ist sein Körper, einem Berge gleich seine Gestalt, breit und hochgewölbt seine Brust, überschwänglich seine Stärke und Lebenskraft; Entsetzen verbreitet schon sein Anblick unter den Feinden, wenn er auf dem edlen Reksch, dem Roß der Rosse, heransprengt, mit dem Ringpanzer bekleidet, das Tigerfell über die Schulter geworfen, Dolch und Schwert zur Seite, die Stierkopfkeule schwingend, die Fangschnur am Sattelknopfe festgeknüpft. Vor seiner Stimme erzittern Berg und Meer, sein Schrei zerreißt das Herz der wilden Löwen. Zermalmend, wohin er trifft, nimmt er es allein mit ganzen Heeren auf; tollkühn sich in jede Gefahr stürzend ist er doch sicher, sie alle zu bestehen, ohnmächtig bricht vor ihm das Werk der bösen Geister und Zauberer zusammen. Trotzig, auffahrend, rasch im Zorn entbrennend, ist er doch wieder leicht besänftigt, besonnen, mild und gerecht. Treu seinem Herrscher ergeben und jeden Augenblick bereit, Blut und Leben für ihn zu lassen, bewahrt er doch in dem Bewußtsein, Alles der eigenen Tüchtigkeit zu verdanken, einen stolzen Unabhängigkeitssinn und scheut sich nicht, dem Schah frei und unumwunden die Meinung zu sagen, ja wenn ihm Unbill angesonnen wird, sich hadernd zurückzuziehen, um den für recht erkannten Weg zu verfolgen. Vor dem Hauche der Begeisterung, den er anfacht, verziehen sich die düsteren Wolken. Einen neuen König voll heiteren lebensfrohen Sinnes, voll rascher Leichtigkeit in allem Thun, Kai Kobad, aus Feriduns Stamme bringt er dem herrscherlosen Lande und schmettert, von ihm entsendet, gleich dem Blitzstrahl die Reihen der Turanier zu Boden. Da Afrasiab über den Dschihun ententflieht, und nur langsam zu neuem Angriff Kräfte schöpft, so tritt scheinbar ein Stillstand in dem Kriege ein; aber voll Wuth, daß er sich in seinem Werkzeug besiegt sieht, strebt Ahriman mit verdoppelter Thätigkeit, die Gottesstreiter in den Untergang zu reißen. In die Seele von Kai Kobads Nachfolger, Kai Kawus stößt er ungemessene Hoffahrt, Habgier, Wankelmuth und aufbrausenden Jähzorn, die seine guten Eigenschaften, seine herrlichen Anlagen für das Höchste und Beste, seine feurige Entschlossenheit verdunkeln, und ihn, wenn sein bewegliches Gemüth ihn auch guten Rathschlägen und den Lehren des Unglücks zugänglich macht, doch immer wieder bösen Einflüsterungen unterwerfen. Er trachtet wie Einer der Himmlischen zu werden, dreimal fordert der Tollkühne die Geschicke heraus; dreimal droht das von dem Argen angestiftete Verderben mit seiner ganzen Wucht über ihn und sein Volk hereinzubrechen, aber jedesmal besiegt Rustems starker Arm die feindlichen Gewalten, und hell strahlt wieder die Sonne über ihrem auserwählten Lande. Da wendet sich Ahrimans Grimm endlich gegen den Helden selbst, der alle seine Pläne vereitelt und weiß die Looſe so zu mischen, daß der eigene Sohn

Sohrab, des Vaters verjüngtes Abbild, tüchtig in allem Waffenwerk, stark und unzerbrechlich wie er, nur daß in ihm die Keckheit zur Verwegenheit, der hochstrebende Sinn zur ausschweifenden Ruhmbegier ausgeartet ist, sich zum Kampfe wieder Rustem erheben und von dessen Händen fallen muß. So denkt er das Herz des Helden zu brechen, aber der eiserne Rustem, obgleich bis ins Mark seines Lebens durch das ungeheure Schicksal erschüttert, erhebt sich doch von Neuem, um ein Hort und Schirm des Reiches zu sein. Unermüdet eifrig sucht der Arggesinnte nun andere Mittel, um Iran ins Verderben zu reißen; der Sohn von Kai Kawus, Sijawusch, ist das nächste Opfer, das er sich erlesen. Dieser Jüngling gehört zu den wunderbarsten Gestalten, welche die Dichtkunst geschaffen; die Götterreinheit seiner Seele hat einen Widerschein in der Schönheit seines Körpers und schlägt wie eine leuchtende Flamme über seinem Haupte zusammen; der Adel einer höheren, göttlichen Natur verklärt sein ganzes Wesen und zieht alle Herzen unwiderstehlich zu ihm hin; aber etwas Ahnungsvolles und Prophetisches begleitet ihn, und eine finstere Melancholie, die auf seinem Geiste liegt, verkündet ihm inmitten der Herrlichkeit des ihn umgebenden Lebens seinen nahen Untergang. Zuerst muß die Stiefmutter des schönen Jünglings die Ränke spinnen, die ihm den Untergang bereiten sollen; siegreich geht der Reine aus den Prüfungen hervor, aber schon sind neue Netze für ihn gewebt. Seine Seelengröße, die einen von Kai Kawus begangenen Treubruch nicht gutheißen mag, entzweit ihn mit dem Vater und treibt ihn nach Turan, dessen Herrscher ihn freundlich aufnimmt und ihm die eigene Tochter zur Gemahlin giebt. Doch nur scheinbar lächelt ihm hier das Glück; im Verborgenen schreitet das Unheil nah und näher an ihn heran; ein Verräther weiß Afrasiabs Herz mit dem Verdacht zu erfüllen, als stehe Sijawusch im Einverständniß mit dem Feinde, der unschuldige Jüngling wird von Mördern, die der Schah entsendet, überfallen, unter ihren Streichen fliegt sein Haupt vom Rumpfe, selbst seine Gattin entgeht nur mit Mühe den Verfolgern. Diese Gräuelthat, in der sich jene frühere, an Iredsch begangene wiederholt, facht denn den in jedem Iranischen Herzen glimmenden Haß gegen die Verbündeten Ahrimans von Neuem zur lodernden Flamme an; furchtbar bricht aus Rustems Herzen der alte Groll hervor; glühend wie ein flüssiger Lavastrom, wälzt er sich gegen die Urheber des Unheils, Alles was er auf dem Wege trifft, vertilgend, und nachdem der von Afrasiabs Tochter geborene Sohn des Sijawusch, Kai Chosru aufgefunden und auf den Thron von Iran erhoben worden ist, beginnt ein Krieg, der entsetzlicher als alle früheren, Jahrzehnt hindurch ganz Mittelasien wie ein verheerender Orkan durchtobt. Als starker Heerführer, eine ächte Helden- und Königsgestalt zieht Kai Chosru im Kriege den Seinen voran und überall umflattert ihn der Sieg auf seinen Zügen. Ganze Geschlechter von Menschen werden zu Boden geschmettert, alle umliegenden Völkerschaften zieht der Sturm in seine Wirbel hinein und weithin bis an die Grenzen des Welttheils schlägt das brennende Meer seine Wogen. Nur die Liebe des jungen in Lebenslust brennenden Bischen und der hingebungsvollen aufopfernden Menische tönt wie ein sanfter Lautenklang durch dieses Waffengetöse. Endlich nach der völligen Niederlage Afrasiabs verzieht sich das Unwetter, die hochgeschlagenen Fluthen beginnen sich zu legen und die Sieger kehren in ihre Heimath zurück. Ein neues Leben des Friedens und des Glückes bereitet sich für Iran vor; Kai Chosru pflegt Recht und Gerechtigkeit und verwaltet das Wohl des Landes. Nachdem er von hinnen gegangen, besiegelt die Offenbarung des neuen gereinigten Lichtgesetzes den Sieg der Gotteskämpfer über die finsteren Mächte. Indessen noch einmal regen sich diese in ihrem Abgrund und raffen sich mit aller Kraft zusammen, um den Gegnern die schon errungenen Trophäen wieder zu entreißen. Der Grimm der Arglistigen wendet sich gegen den siegreichen Issendiar, welchen der Prophet zu seinem Streiter ausersehen und durch Zaubersegen gefeiht hat; dem Vater desselben, dem Schah Guschtasp, dem Nachfolger des Kai Chosru wird Argwohn ins Herz gestößt, so daß er ihn zu tollkühnen Unternehmungen entsendet, die ihm den Tod bringen sollen. Doch glücklich besteht der Jüngling die Gefahren, denn er blüht in der Fülle jugendlicher Energie, und seine Seele ist voll bis zum Uebersprudeln von Heroismus; das Bewußtsein, der auserwählte Streiter des Propheten und durch ihn gegen jede Gefahr gestählt zu sein, giebt seinem begeisterten Drange nach ruhmwürdigen Thaten den höchsten Schwung; kein Wagniß ist ihm zu groß, die wilden Naturkräfte wie die dunklen Gewalten des Abgrunds bändigt er, wunderbare Herrlichkeit umleuchtet ihn; er schleudert Verderben auf alle Feinde Irans. Endlich ersinnen die Bösen den schwärzesten Plan; über die Familie des Sal, die so viele Jahrhunderte hindurch der Hort und die Stütze des Reiches gewesen, wissen sie Macht zu gewinnen, daß sie sich der neuen Lehre abwendet und dem Sohak feindlich gegenübertritt; das Lichtgesetz selbst denken sie zu stürzen, indem sie den Helden des älteren Glaubens gegen den des jüngern in den Kampf führen, daß sie einander erwürgen. Da Rustem sich unabhängig gemacht hat und dem Schah Trotz bietet, so verheißt dieser dem Sohn die Krone, wenn er den Edlen gebunden in seine Hand liefre. Issendiar schickt sich, wenn auch widerstrebend, an, die That zu vollbringen, es erfolgt ein Zweikampf, in dem die Gewaltigen sich Tage lang mit wechselndem Glücke bestreiten; zuletzt giebt Rustem dem starken Jüngling den Todesstoß an die einzige verwundbare Stelle seines Körpers. Aber in Bann hat der Prophet den gethan, der Issendiars Blut vergießt; auch der Sieger ist nun den unterirdischen Mächten verfallen, mit dunklem Fittig umschweben die Todesgeister sein Haupt, dem getödteten Königssohn muß er nachfolgen in das kalte nächtliche Reich und wie Iredsch von Turs Händen gesunken, so wird an Rustem das Verhängniß durch den Verrath des eigenen Bruders vollführt. Gefallen ist der Held, dem die Welt zu enge war für seinen Thatendrang, gebrochen ist mit ihm die Kraft seines herrlichen Stammes, noch zu einem Rachezuge gegen seine Mörder ermannt sich der greise Sal, dann setzt er sich wehklagend nieder auf den Trümmern seines Hauses und fortan verschwindet die Spur seines Daseins auf Erden. So hat Ahriman sein Werk vollführt.

Den zweiten Theil des Heldengedichts bildet eine sagenhafte Ueberlieferung der späteren persischen Geschichte von der Zeit der letzten Nachkommen des Darius Hystaspes bis zum Sturze der Sassaniden. Der eigentlich epische Ton verklingt hier und zugleich zerreißen alle die Hauptfäden, welche die wechselnden Begebenheiten der vorhergegangenen Jahrhunderte zur Einheit zusammenschlingen. Es ist eine bunte Reihe von Begebenheiten von geringem historischen Gehalt, nicht selten an das novellenartige streifend. Nur aus dem ersten an Werth ungleich höher stehenden Theile hat Schack die Partien ausgewählt, die er in einer Uebersetzung vorlegt.

Dieser erste Theil nun stellt sich den erhabensten Meisterwerken der Dichtkunst an die Seite. Bewundernwürdig ist die kunstvolle Anordnung, durch welche der Dichter dem Sagencomplex in dem Kampfe des Iranischen Heldenthums gegen die Mächte der Finsterniß einen Mittelpunkt gegeben, und die unendliche Vielheit der Gestalten, Thatsachen und Schicksalsfälle geordnet hat. Das Geringste ist mit dem Gewaltigsten, das Fernste mit dem Nächsten in der Art verbunden, daß ebenso den Hauptträgern des Interesses für sich ihr volles Recht widerfährt, als auch dem nothwendigen allgemeinen Zusammenhange des Ganzen. Die

einzelnen Charactere springen in den schärfsten Umrissen hervor und verläugnen selbst da, wo sie in den gigantischen Proportionen eines übermenschlichen Riesengeschlechts gehalten sind, nicht die Lebenswahrheit. In der Darstellung herrscht ein titanisches Pathos vor; in der Tiefe und Stärke der Empfindung steht Firdusi gradezu einzig da unter den orientalischen Dichtern; unmittelbar aus dem Herzen aufsprudelnd bricht sie mit lebhaftestem Ausdruck alle Herzen bewegend hervor; und zwar findet sich diese Gefühlswärme nicht allein in den Betrachtungen, die der Dichter im eigenen Namen anstellt, die Gestalten selbst hat er mit ihr belebt, in sie hat er die Stimmung seines Gemüthes ergossen, durch sie weiß er den Hörer zu rühren und zu erschüttern. Der vorherrschende Gedanke ist der des Fatalismus; wie das Schicksal mit unerbittlicher Strenge sein Ziel verfolgt, wie es den Einzelnen der ihm entgegentritt, erbarmungslos zu Boden schlägt und von Allen eine blinde Unterwerfung unter seinen Willen fordert, diese düstere Weltanschauung ist vielleicht nie auf gleich ergreifende Weise geltend gemacht worden und sie umhüllt, da sie stets wiederkehrt und immer mit gleich erschütterndem Pathos vorgetragen wird, das ganze Gedicht mit einem Schleier erhabener Trauer.

Firdusi ist nicht allein der größte Dichter des Orients, sondern auch der klarste, einfachste und besonnenste, derjenige, der die meiste Verwandtschaft mit dem abendländischen Geiste zeigt. Die Deutschen vor Allen sollten ihn als ihren Namensgenossen willkommen heißen und das durch ihn neugeschaffene Epos von Iran als ein ehrwürdiges Denkmal ihrer eigenen Urzeit begrüßen. Denn aus den mittelasiatischen Hochländern an den Dschihuquellen, wohin die ältesten Spuren dieses Epos zurückführen, sind nach den unumstößlichen Resultaten der neueren Forschung, gleich den Persern auch die Urväter der Germanen herabgestiegen, und wie die Sprachen dieser Völker ihre Entstehung aus gemeinsamer Quelle noch deutlich verrathen, so athmet auch ein verwandter Geist in den iranischen und den ältesten deutschen Heldenliedern; den heroischen Sinn, die gesunde Kraft, den Adel der Sitte und die Innigkeit des Gefühls, die sich auf schlichte, keusche Weise in den Nibelungen und der Gudrun aussprechen, wird man, freilich mit dem höheren Pompe des Orients bekleidet, auch in dem iranischen Epos wiederfinden.

Schack hat von diesem großen Werke ungefähr 18,000 Doppelverse übersetzt. Da das Metrum des Originals sich dem prosodischen Character der deutschen Sprache nicht fügte, wählte er den gereimten fünffüßigen Jambus, dem er durch häufige Anwendung schwebender Reime einen eigenthümlichen Character verleiht. Seine Uebersetzung ist ein Meisterwerk, was den Fluß und die Anmuth der Sprache anbetrifft — über die Treue zu urtheilen werden wenige im Stande sein — und führt das berühmte Dichtwerk auf das würdigste bei uns ein.

---

* Aus Berangers Liedern.

Von Adolf Laun.

1. Die arme Alte.

Es schneit, es schneit, und an der Kirchthür kauert
Die Alte nieder im Gebet,
In Lumpen, die der eis'ge Wind durchschauert,
Und Brod ist es, warum sie fleht.
In Notredam' könnt' Ihr sie täglich finden,
Im Winter, wie zur Sommerzeit,
O öffnet Eure Hand der armen Blinden,
Erweiset ihr Barmherzigkeit!

Wißt Ihr, was sie einst war in jungen Tagen,
Die jetzt so mager, so gebückt?
Sie hat der Mimen Krone stolz getragen,
Von ihr war ganz Paris entzückt.
Die Jugend, unter Lächeln, unter Thränen,
War wie bezaubert, wie gefeit,
Und schmolz dahin im Lieben und im Sehnen,
Erweiset ihr Barmherzigkeit!

Wie oft, wenn vom Theater durch's Gedränge
Ihr rascher Wagen fuhr nach Haus,
Folgt' ihren Spuren die entzückte Menge
Und brach in laute Bravos aus.
Und zum Empfange stand an ihrer Thüre
Schon der Verehrer Schwarm bereit,
Daß er sie in's bekränzte Zimmer führe,
Erweiset ihr Barmherzigkeit!

Es wanden Kronen ihr die Künste alle,
Wie Liebe sie der Liebe beut,
Gemälde, Blumen, Bronzen und Krystalle,
Wie wurde sie damit erfreut!
Wie hat die Dichter, die ihr Loblied sangen
In ihres Ruhmes Blüthenzeit,
Sie hold beim heitren Festgelag empfangen!
Erweiset ihr Barmherzigkeit!

O Unglückstag' im Fieber plötzlich schwindet
Der Augen Glanz, der Stimme Ton,
Und so wie jetzt, verlassen und erblindet,
Kniet sie hier zwanzig Jahre schon.
Nie hat dem christlichen Beruf, zum geben
Sich eine schönre Hand geweiht,
Als diese, die sie kaum wagt zu erheben,
Erweiset ihr Barmherzigkeit!

O Jammer, bei des Schneesturms rauh'rem Walten,
Wie sind die Glieder ihr erstarrt,
Kaum kann die Hand den Rosenkranz noch halten,
Der einst von ihr belächelt ward.
Wird jetzo der Verzweiflung nicht zum Raube
Ihr frommes Herz bei solchem Leid,
O dann, damit sie an den Himmel glaube,
Erweiset ihr Barmherzigkeit!

2. Lebewohl an Feld und Au.

(Dies im November 1821 verfaßte Lied wurde in Abschrift am Tage der ersten Verdammung des Autors vertheilt.)

Du milde Sonne bei des Herbstes Neigen,
Zu Euch Ihr Bäume kehr' ich jetzt zurück,
Denn ach! es wird der Haß ja niemals schweigen
Bei meiner Lieder allzuraschem Glück.
Hier wo im Lenz Zephyre kehren wieder,
Hier träumt' ich einst von künft'gen Ruhmes Schein,
O reiner Himmel, lächl' auf mich hernieder,
Hör meinen Abschiedsgruß, Echo im Hain.

O wäre mein Gesang so rasch verklungen,
Wie dort der Vögel Lied im dunklen Laub,
Doch Frankreich, dem des Ruhmes Kranz entrungen,
Dem Haß der Bösen wurd' es ja zum Raub,
Wohl schleuderte ich Hohn und Spott dawider,
Doch Liebe gab mir schönre Laute ein.
O reiner Himmel, lächl' auf mich hernieder,
Hör' meinen Abschiedsgruß, Echo im Hain!

Schon suchen sie mein Amt mir zu entwenden,
Schon ziehn sie meinen Frohsinn vor Gericht,
Die heil'ge Maske soll das Volk verblenden,
Vor meinem Gradsinn schämen sie sich nicht.
Die wahre Frömmigkeit ist treu und bieder,
Nur falscher Glaube kann unduldsam sein.
O reiner Himmel, lächl' auf mich hernieder,
Hör' meinen Abschiedsgruß, Echo im Hain!

Wenn ich der Heldengräber Ruhm gesungen,
Für Tapfre mein Gebet zum Himmel stieg,
Ward meine Muse nie für Geld gedungen,
Besang ich nie der Staatsverderber Sieg.
Der Kaisersonne galten meine Lieder
Nur bei des Aufgangs erstem hellen Schein.
O reiner Himmel, lächl' auf mich hernieder,
Hör' meinen Abschiedsgruß, Echo im Hain!

Wohl strebt der Kläger Wort mich zu umstricken,
Nach Flecken suchend in der Unschuld Glanz,
Doch selbst vor des gezähmten Frankreichs Blicken
Verklärt der Kerker meinen Dichterkranz,
Er hallt von Tönen meiner Leyer wieder,
Und freundlich blickt des Ruhmes Sonn' hinein,
O reiner Himmel lächl' auf mich hernieder,
Hör' meinen Abschiedsgruß, Echo im Hain!

Sing Philomel' auf meinem Kerkerdache,
Ein König war auch deines Unglücks Grund. —
Fort, fort, ich höre schon den Ruf der Wache,
Lebt wohl, Feld, Fluß und See und Waldesschlund,
Wohl schlingen Ketten sich um meine Glieder,
Doch ihren Hymnus flößt mir Freiheit ein.
O reiner Himmel, lächl' auf mich hernieder,
Hör' meinen Abschiedsgruß, Echo im Hain!

3. Das Feuer des Gefangenen im Kerker La Force 1829.

Wie traulich in des Winters Abendstunden
Des Heerdes Gluth durch meinen Kerker dringt;
Ein guter Genius hat sich eingefunden,
Der spricht und reimt und alte Weisen singt;
Er läßt mich eine Welt im Feuer sehen,
Thal, Berg und Wald und Meer erblick' ich hier,
Und all mein Kummer muß dabei vergehen.
Sei hold mir, guter Genius, bleib bei mir!

Den Jüngling macht' er lächeln, weinen, träumen,
Und wiegt den Alten mit der Kindheit Spiel,
Er zeigt mir dort ein Schiff in Wellenschäumen,
Die Wimpel wehn' und vorwärts bringt der Kiel,
Es fliegt dahin, und bald am sonn'gen Strande
Begrüßt's der Lenz mit seiner Blumen Zier,
Mich aber fesseln hier des Kerkers Bande,
Sei hold mir, guter Genius, bleib bei mir!

Was mein' ich dort im lichten Raum zu schauen,
Schwingt sich ein Aar empor zur Sonnenbahn?
Ein Luftballon! Im Aethermeer, dem blauen,
Seh' ich den Schiffer und den kleinen Kahn,
Der Kühne athmet frei in reinen Lüften
Und schaut voll Mitleid auf uns Arme hier,
Die schmachten in der Kerker dumpfen Grüften,
Sei hold mir, guter Genius, bleib' bei mir!

Die Schweizerberge seh' ich dort, die hohen,
Und Gletscher, See und Heerde zeigt sich klar,
Ach wär' ich vor dem Sturm dahingeflohen,
Dort bot man Zuflucht mir und Freiheit dar!
Dann stieg ich durch des Schnees gewalt'ge Massen
Und säh' dort wehn mein altes Volkspanier
Doch ach, mein Frankreich konnt' ich nicht verlassen!
Sei hold mir, guter Genius, bleib bei mir!

Wie, seh' ich noch ein Bild vorüberschweben?
O führt mich zu den wald'gen Hügelreihn,
Doch nein, umsonst räth man mir, nachzugeben,
Das Knie zu beugen — und dann frei zu sein.
Nicht fürchtend, daß der Wächter dich erhasche,
Kommst du und bringst dem Alten Jugend hier,
Rühr' mit dem Zauberstab auf's Neu die Asche,
Sei hold mir, guter Genius, bleib bei mir!

---

4. Die Phantasiereise 1824.

Schon eilt der Herbst herbei auf feuchten Schwingen
Und bringt mir neue Schmerzen, neues Leid;
Arm bin ich, krank, es will mir Nichts gelingen,
Es welkt die Blume meiner Fröhlichkeit

O führt mich aus Lutetias schmutz'gen Räumen
Zu eines schönern Himmels Morgenroth,
An Hellas dacht' ich schon in Jugendträumen,
O fänd' ich dort, o fänd' ich dort den Tod!

Ihr braucht Homer mir nicht zu übertragen,
Was Pythagor gelehrt hat tiefen Sinn,
Ich war ein Griech' in Periclaischen Tagen
Und ging zu Socrates im Kerker hin,
Ich sah des Phidias Werk, ein Wunder anzuschauen,
Sah den Ilyssus, der mir Blumen bot,
Sah Bienen schwärmen in Hymettus Auen,
O fänd' ich dort, o fänd' ich dort den Tod!

O Götter! wie an einem einz'gen Tage
Mein Herz erglüht von Hellas Sonnenglanz!
Die Freiheit ruft, der fernen Gruß ich sage:
„Komm, Thrasybulos schmückt der Siegerkranz!"
Auf auf und fort, schon harrt das Schiff am Strande,
Bewahr, o Fluth, mich vor des Schiffbruchs' Noth,
Daß meine Muse im Piräus lande.
O fänd' ich dort, o fänd' ich dort den Tod!

Schön ist Italiens Himmel, doch umzogen
Vom Graun der Knechtschaft, wie sein Licht erbleicht!
O Fährmann, steure weiter durch die Wogen
Dahin, wo rein und klar der Tag sich zeigt.
Kennst du das Meer, die wilden Felsenwände,
Wo hell der Strand erglüht im Morgenroth?
Dort hat das Reich der Tyrannei ein Ende,
O fänd' ich dort, o fänd' ich dort den Tod;

Jungfraun Athens, empfanget den Barbaren,
Hört meiner Muse Kunst, ermuntert sie,
Zu Euch komm' ich vom öden Strand gefahren,
Wo eines Königs Sclave das Genie.
Die Leyer schützt, die Feinde rings bedrängen,
Laßt, wenn mein Lied Euch Trost und Freude bot,
Mit meinem Staub Tyrtäus Staub sich mengen.
An Eurem Strande wünsch' ich einst den Tod!

* Das Oratorium Salomo von Händel.

⨯ Am 28. November begeht die hiesige Singakademie das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens. Es ist durchaus in der Ordnung, daß diese Feier mit besonderer Liebe und einem außergewöhnlichen Aufwande vorbereitet und durchgeführt wird. Von kleinen Anfängen beginnend, eine der ersten künstlerischen Früchte des wiedererrungenen Friedens, der auch unserer Stadt Ruhe und Behaglichkeit zurückgab, hat die Akademie im Lauf eines halben Jahrhunderts ihre Thätigkeit der Pflege der Kunst zugewandt und sich allmählig zu der Bedeutung emporgearbeitet, die sie jetzt hat. Die Gesellschaft ergreift daher mit Freuden die Gelegenheit, der Zeit ihres Entstehens in festlicher Stimmung zu gedenken, und setzt mit Recht alle ihre Kräfte daran, daß die bevorstehende Feier eine würdige, für sie selbst ehrenvolle sei. Es leidet keinen Zweifel, daß die Aufgabe, welche die Akademie sich stellt, glänzend gelöst werde. Von denen, welche im November 1815 an der Begründung des Institutes Theil genommen haben, lebt unseres Wissens nur noch eine einzige Dame, die einst weit über unsere Vaterstadt hinaus als eine musikalische Kraft geschätzt war, der noch heute Frau Musika hold, wir alle aber mit herzlicher Verehrung zugethan sind. Sie wird es sich nicht nehmen lassen, an der bevorstehenden Feier sich ganz resolut zu betheiligen, denn sie hört und macht Musik trotz Einem. Auch sonst aber ist sicher eher ein zu großer Andrang als eine zu schwache Betheiligung zu gewärtigen, und so hat man denn wohl daran gethan, die Jubelfeier auf zwei Abende auszudehnen; der erste soll dem Händel'schen Oratorium „Salomo" gewidmet sein, der zweite einer Reihe von kleineren Compositionen und einem Festessen. Die Akademie erfüllt also ihren Beruf, indem sie sowohl

einer der höchsten musikalischen Aufgaben ihre künstlerischen Kräfte als auch dem leichteren Genre ihre gesellschaftlichen Tugenden zuwendet.

Der „Salomo“ von Händel ist eins der mächtigsten und zugleich volksthümlichsten Werke des gewaltigen Meisters. Dies zweite ist er nicht etwa in dem Sinne, daß er häufig zu Gehör gebracht würde; im Gegentheil, man hört ihn sehr selten, uns ist er ganz neu. In der öffentlichen Gunst hat er nie so viel Glück gehabt wie der Messias, Josua, Judas Maccabäus, Samson, obwohl man nicht sagen kann, daß er es weniger verdiente. Er kann sich zwar mit dem Messias an hehrer Größe der Gedanken, mit den übrigen an dramatischer Gewalt nicht messen, — und das ist es, was ihm gleichsam im Wege stand, — allein er ist nicht minder als jene unter einem glücklichen Sterne geboren, und des Meisters Genius hat ihn mit seinem ganzen wunderbaren Zauber ausgestattet. Der „Salomo“ ist gewissermassen ein pomphaftes, musikalisches Festspiel zur Verherrlichung der Herrschergröße, eine glänzende Schöpfung mit heiter strahlendem Antlitz, hinreißend und gefällig zugleich in der Form, klar und verständlich und darum im besten Sinne volksthümlich. Wir denken, es wird den zahlreichen Musikfreunden, welche mit Spannung der Aufführung entgegensehen, angenehm sein, einige Winke über das Oratorium und seine Schicksale zu erhalten; es sind dabei die Mittheilungen zu Grunde gelegt, zu welchen der „niederrheinischen Musikzeitung“ das Musikfest von 1862 in Köln Veranlassung gab.

Zunächst also einiges Aeußerliche. Das Oratorium „Salomo“ wurde von Händel im Jahre 1748 componirt, und zwar in der kurzen Frist vom 5. Mai bis zum 19. Juni. Er war damals bereits 63 Jahre alt, schrieb aber in demselben Jahre noch das Oratorium „Susanna“. Den „Salomon“ führte Händel in der nächsten Londoner Saison zweimal auf, dann aber erst im Jahre 1759 wieder, auch zweimal, kurz vor seinem Tode. Das Werk ist das vierzehnte seiner Oratorien; nach demselben hat er nur noch Susanna, Theodora und Jephta geschaffen, seine gewaltigsten Compositionen gingen also dem „Salomon“ voran. Wir haben, nebenbei bemerkt, über die Aufführungen seiner Oratorien zuverlässige Nachrichten nur für die Zeit von 1743 bis 1759. Während dieser Zeit haben seine großen Musikwerke 192 öffentliche Aufführungen erlebt, also etwa 12 durchschnittlich im Jahre. Von jener Ziffer 192 nehmen Messias, Judas Maccabäus und Samson, als die Lieblinge des damaligen Publikums, zusammen 87 in Anspruch; der Josef erlebte 11, das Alexanderfest 8, Josua, Jephta, Belsazar, Hercules und Saul 7, Athalia, Susanna und Salomon 4, Debora und Esther 3 Aufführungen. Auch die spätere Zeit hat ähnliche Unterschiede zwischen Händels Oratorien gemacht, einige bevorzugt, andere zurückgesetzt, fast vergessen. Erst durch Mendelssohn, dem unsere Zeit so viel verdankt, ist manchem Werke sein Recht geworden. Er war es auch, der den Salomon neu belebte und 1835 auf dem rheinischen Musikfest aufführte. Damals hat er mit seiner feinen Hand die Orgelbegleitung neu geschaffen und dadurch die Wirkung des Oratoriums mächtig erhöht. Leider müssen wir hier diese reizvolle Zugabe entbehren, da die Aufführung in der Börse stattfindet, dagegen ist aber zu bemerken, daß allerdings nach unserer Denkweise die Kirche nicht der rechte Ort für den „Salomon“ sein würde. Er hat überdies so viel Kraft und Wucht, daß seine Wirkung keinen Abbruch leiden kann.

Der „Salomon“ ist mit aller künstlerischen Pracht und allen Mitteln, welche Händel in Bewegung zu setzen pflegte, zu einem pomphaften, mit Doppelchören ausgestatteten Festgesange gestaltet worden. Abgesehen von einer einzigen dramatischen Scene, der bekannten Geschichte von dem Urtheil Salomonis über die beiden Weiber, ist das Werk eine lyrisch-epische Verherrlichung Salomo's in seiner Macht, Gerechtigkeit und Prachtliebe, so daß auch des Herrschers Freundin, die Königin von Saba, nur eine Nebenrolle spielt. Händel konnte sich also bei der Anlage des Werkes und der Beschaffenheit des Textes ganz und gar der Musik selbst zuwenden, Musik und nichts als Musik schaffen, den wechselnden Charakter der Empfindungen mannichfach gestalten, ein prächtiges Colorit über das Ganze werfen. Daher schreibt sich denn auch wohl, bei vielleicht weniger Tiefe und Reichthum der Ausarbeitung, eine faßlichere Fügung und ein absichtliches Hinneigen zu einer edlen Popularität in den Chören. Deren hat das Oratorium dreizehn, meist achtstimmige. Sie werden in ihrer Mehrzahl nicht bloß von Musikkennern und Richtern zu den glänzendsten Schöpfungen in ihrer Art gerechnet, sondern haben auch bei dem großen Publikum auf den Musikfesten am Rhein in den Jahren 1835 und 1862 einen großen Eindruck gemacht, zum Theil wahrhafte Begeisterung geweckt. Vom süßesten Wohllaut durchdrungen ist der „Nachtigallenchor“ am Ende des ersten Theils, „es nahe der Stätte kein störender Laut“, im Gesang wie in der Instrumentation eine entzückende Nummer. Gleich darauf zu Beginn des zweiten Theils entfaltet der Jubel-Doppelchor den höchsten, fast theatralischen Pomp eines Festgesanges zu Ehren Gottes und des weltlichen Herrschers. Die Fanfaren im Orchester und Chor beim Eintritt, dann ein urkräftiges Fugenthema, das jeden Widerspruch der Gegner, wenn sie sich wo rührten, zermalmend niedertritt, zuletzt der Aufschwung aller Stimmen zum „Lebe hoch und mächtig, Salomon“ in vollen Accorden, die wie eine Glorie von Tönen um sein Haupt strahlen — das ist Musik, die den Hörer mit Staunen erfüllt und mit freudigem Schauer durchbebt. Im dritten Theile giebt der Text Veranlassung zu vier Gesängen, deren Charakter Salomon durch Vorgesang dem Chore zur Ausführung aufgiebt; sie besingen den „Wohllaut der Töne“, „Schlachtruf und Kampfeslust“, „der Liebe Schmerz und Qual“, und „Ruhe nach Stürmen“. Sie sind alle vier vortrefflich, der erste, dritte und vierte fünfstimmig mit zwei Sopranen, der zweite achtstimmig, sehr charakteristisch in ihrer Verschiedenheit erfaßt und wiedergegeben; den ersten zeichnet sanfte Lieblichkeit, den zweiten mächtiger Rhythmus, den dritten ergreifende Tiefe der Empfindung aus. Aber sie werden fast verdunkelt durch den achtstimmigen Chor „Lobt den Herrn, Jung und Alt“, der durch das Großartige seiner einfachen Hoheit und kunstreichen Arbeit zu den herrlichsten Schöpfungen Händels gehört und an mächtiger Wirkung wenig seinesgleichen hat.

Die Sologesänge des Oratoriums weichen insofern einigermaßen von denen anderer Werke Händels ab, als er sie weniger in jenem Bravourstile gehalten hat, mit dem er oft den Sängern und dem Zeitgeschmack Zugeständnisse macht. Die Solopartien sind im Salomo vorwiegend in melodischer Einfachheit und dem Charakter der Empfindung angemessen gehalten, besonders der Salomo selbst durchweg höchst edel und ohne alle Schnörkelei. Händel hat ihn der Altstimme gegeben, was uns wunderlich erscheint, zu seiner Zeit aber nichts Auffallendes hatte. Die Partie findet bei uns in Fräulein Schreck dieselbe ausgezeichnete Vertreterin, welche bei dem Musikfeste in Köln vor drei Jahren mitwirkte. Die Rolle des Tenors, des Priesters Zadok, muß Händel für einen Sänger von großer technischer Fertigkeit geschrieben haben; sie ist schwierig, aber auch sehr dankbar und wird bei Herrn Gunz bestens aufgehoben sein. Die glänzendste Abtheilung dieser Partie ist eine prachtvolle Arie, welche dem oben erwähnten Chore „Lobt den Herrn, Jung und Alt“ vorangeht. Dem Sopran sind zwei Königinnen und die beiden zankenden Weiber zugewiesen, die ein Duett von meisterhaftem musikalischen Ausdruck zu singen haben. Die Arie der wahren Mutter, „könnt'

ich sehn des Kindes Blut", und noch eine Pastoral-Arie der Sopranpartie gehören zu den reizendsten Schöpfungen des großen Meisters. Die Baßpartie ist neben den übrigen Solorollen so wenig berücksichtigt, daß man sie, wie wir hören, bei der hiesigen Aufführung fortlassen wird.

Wie aus der hier mitgetheilten Skizze ersichtlich ist, bekommen wir ein Werk von großer und gewinnender Schönheit zu hören. Vereinigen sich die ausgezeichneten Kräfte, welche für die Feier vom 28. November aufgeboten werden, mit günstigen Klangverhältnissen in dem herrlichen Raum der Börse, so dürfen wir eine Aufführung erwarten, welche an Werth und Eindruck dem Besten sich zugesellt, was wir auf dem Gebiete der Kunst zu genießen haben. Es ist überflüssig, zum Besuche der Aufführung zu mahnen; sie wird, wie schon oben bemerkt, eher zu stark als zu schwach besucht sein.

Literatur und Kunst.

Historische Abtheilung des Künstlervereins. Die am 13. dieses Monats gehaltene Sitzung bot manches Interessante. Zunächst gab Pastor Dr. Merkel eine sehr lebhafte Darstellung der von ihm in diesen Sommer zu Uchte, Amts Hoya, vorgenommenen Ausgrabungsversuche, in den dort befindlichen, bisher noch nicht durchforschten Hünenkellern, einer Reihe von Kegelgräbern, von jenen gleich den Hünengräbern und Steinringen für die deutsche Archeologie so wichtigen Erddenkmälern aus heidnischer Zeit. Einer der Kegel ward durchgraben; es zeigten sich zahlreiche Urnen, deren Inhalt, Asche und Knochensplitter, noch wohl kenntlich waren, obgleich die Gefäße nicht unversehrt dem Boden enthoben werden konnten; unter einer 3 Fuß langen, 2 Fuß breiten und 4 Zoll dicken, künstlich bearbeiteten Granitplatte ward eine größere, aus feinerem Ton gefertigte Urne entdeckt. Bruchtheile des Fundes, Scherben, Asche, Knochen lagen der Versammlung vor. Leider wurde die Untersuchung des Forschers durch plötzlich ausbrechendes Moorwehen unterbrochen; eine Wiederaufnahme derselben wäre sehr zu wünschen und wird eine geeignete Mittheilung über dieselbe an den historischen Verein in Niedersachsen vom Geschäftsausschuß der „Abtheilung“ erlassen werden. Gräberforschungen bieten sich auf dem kleinen Kreise, den unser historischer Verein sich gezogen hat, nur sehr selten; allein nicht bloß auf der hohen Geest, wo das bekannte Hünengrab bei Scharmbeck sich zeigt und bei St. Magnus in der Nähe der Focke'schen und Walte'schen Landsitze bereits Gräber mit Urnen geöffnet sind, sondern auch auf den Dünen des Tieflandes sind heidnische Gräber zu vermuthen. W. O. Focke hat schon im Sonntagsblatte von Urnen Nachricht gegeben, die bei Oslebshausen gefunden wurden; H. A. Schumacher legte ein Thränenkrüglein vor, das, von gleicher Arbeit mit dem Gräberfunde, bei Hemelingen aus tiefem Sande ans Tageslicht gekommen ist; auch in der näheren Umgebung Bremens scheint auf diesem Felde noch manche Forschung möglich zu sein. — An den erwähnten Vortrag schloß sich ein Bericht von Dr. H. A. Müller über den im Besitze des Herrn Dr. med. v. Eelking befindlichen Altarschrein, der zu Ganderkesee gefunden und kunstgerecht wieder hergestellt ist. Es ist dies ein großer, dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts angehörender, wahrscheinlich aus Westfalen stammender Flügelaltar, dessen Mittelstück fehlt. Die Flügel zeigen, wie dies in Norddeutschland meistens üblich, nach Aussen Malereien und nach Innen Schnitzwerk; von den je vier Feldern, die auf jedem Flügel Darstellungen aus der Erlösungsgeschichte geben, wurde eines in Abbildung der Versammlung vorgelegt: eine höchst realistische, aber trotz mancher Verrenkungen nicht unschöne Geisselungsscene. Nähere Auskunft über dieses Kunstwerk wird das Sonntagsblatt in nächster Zeit zu geben im Stande sein. — Sodann legte Dr. D. Ehmck, Namens der Redactionscommission, die erste Hälfte vom zweiten Bande des Bremischen Jahrbuches vor. Es ist schon im Sonntagsblatte mitgetheilt, daß die Fülle des Stoffes, der im zweiten Bande dieser Zeitschrift Aufnahme finden muß, die Redaction zu einer Theilung desselben Veranlassung gegeben hat; während die zweite Abtheilung die schon verheißenen Arbeiten über die Geschichte des Rathhauses und die ebenfalls versprochenen Recensionen von bremischen historischen Werken bringen wird, bietet die erste Hälfte neben den Berichten über das zweite und dritte Vereinsjahr eine Mittheilung von Dr. H. A. Müller über die Entstehung des Prachtwerks: die Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen; dann eine höchst anziehende Biographie des seltsamen Pastor Philippus Caesar, die dem Nachlasse des Pastor J. M. Kohlmann entnommen ist und einen Beitrag zur bremischen Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts bildet; ferner eine Abhandlung von Dr. A. H. Post über Heergewette und Niftelgerade nach bremischen Rechte, die schon wegen ihres für die Kultur- und Rechts-Geschichte höchst interessanten Gegenstandes Beachtung verdient; von J. G. Kohls Mittheilungen aus der Geschichte unseres Rathskellers haben einige Abschnitte Aufnahme gefunden, die bisher unbekannte Verhältnisse beleuchten; unter dem Titel: „Zur Geschichte der Ritter Deutschen Ordens“ sind drei Abhandlungen von D. Ehmck, H. A. Schumacher und S. Loschen zusammen gestellt, die von einem Holzschnitte und zwei Steintafeln begleitet sind und über die Kreuzfahrten der Bremer, die Stiftung des deutschen Ordens, die Ansiedlung derselben in Bremen, die Verhältnisse der hiesigen Commende und die an der Komthurstraße belegenen Ordensbauten neue Aufschlüsse bieten. Den Schluß der ersten Hälfte bildet eine höchst merkwürdige Mittheilung von Dr. Fr. Buchenau über einen bremischen Garten des vorigen Jahrhunderts. Es ist schon aus dieser Inhaltsangabe ersichtlich, daß der zweite Band unserer historischen Zeitschrift noch reichhaltiger ist, als der erste; die in ihm behandelten Gegenstände können auf allgemeines Interesse Anspruch erheben.

* Grundsätze der ästhetischen Bildung des menschlichen Körpers. Praktisches Lehrbuch zum Selbstunterricht für alle gebildeten Stände; insbesondere für Bühnenkünstler von Oskar Guttmann. Leipzig, Löwe, 1865. Der Verfasser, Bühnenkünstler von anerkennenswerthem Talent und im Besitze einer ungewöhnlich vielseitigen Bildung, hat bereits früher durch seine vortreffliche Schrift „Gymnastik der Stimme“ sich bei dem Lesepublicum vortheilhaft eingeführt, und dies neue Werk ist ganz dazu geeignet ihm neue Freunde zu erwerben. Leider können wir das Buch nicht so eingehend besprechen, wie wir es möchten, aber in Kürze wenigstens wollen wir es auf's Wärmste empfehlen. Die Darstellung ist ungemein klar und einfach und jeder unnöthige Wortschwall vermieden. Wenn auch zunächst Rücksicht auf die Darsteller auf Bühnen genommen ist, so enthält das Werk doch für jeden Gebildeten überhaupt zahllose Winke über den Anstand und das Verhalten in den verschiedensten Situationen. Ein Blick in das Inhaltsverzeichniß bewiis't schon die überraschende Reichhaltigkeit. Eine Anzahl recht guter Holzschnitte macht das Buch noch instructiver. Nur in der fünften Abtheilung, „Grundelemente der Fechtkunst“, hätten wir zum Behuf größerer Anschaulichkeit mehr Zeichnungen gewünscht. Dem verdienstlichen Buche wünschen wir die größte Verbreitung, ohne Zweifel ist es ein sehr nützliches, aus dem Jeder, der auf Anstand und geziemendes Benehmen hält, gar Manches wird lernen können.

* Im vorigen Jahrg. d. Bl. — Seite 62 — besprachen wir die nachgelassenen „Gedichte von August Schumacher“ und zwar mit warmer Anerkennung, die wir einem liebenswürdigen Dahingeschiedenen auf Grund der Pietät schuldig zu sein glaubten. Gleiche Pietät haben seine Angehörigen aber nicht gezeigt, als sie sich gemüssigt glaubten eine zweite Sammlung von Gedichten Schumachers unter dem Titel „Jagd und Pferd“ Arolsen, A. Speyer. 1865, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dies Opus enthält nämlich fast ausnahmslos waidmännische Gelegenheitsgedichte, an denen das einzige Lobenswerthe eine gewandte Versification ist, die aber jedes Interesses für das größere Publicum entbehren. Die größeren Stücke beziehen sich auf Jagdzüge, die vor vielen Jahren stattgefunden haben, so der „Pürschgang im Stack bei Arolsen 1852“, ein Epos in 9 Kapiteln, und die „Klapper-Jagd im Arolserholz am 20. Oct. 1838“ in 16 Kapiteln. Hin und wieder sprüht allerdings kecker, grobkörniger Jägerhumor, allein das rechtfertigt keineswegs die Herausgabe des Buches, welches der Autor mit richtigerem Tacte ungedruckt in seinem Pulte liegen ließ. Die Lectüre hat uns nicht angenehm berührt und wir griffen wieder nach der ersten Sammlung „Gedichte“, um uns daran neu zu erlaben — und wieder erquickten wir uns an dem wohlthuenden Hauche, der hier uns entgegenwehte, wie früher. Die Verse in „Jagd und Pferd“ mögen den lustigen Jagdgenossen in augenblicklich erregter Stimmung genügt haben, weitere Würdigung können sie nicht beanspruchen, und so wäre die Publication besser unterblieben.

* Im Laufe des vorigen Jahres brachten Hamburger Blätter, wie z. B der Freischütz, zur Zeit des ruhmreichen Feldzuges gegen Dänemark Gedichte eines preußischen Soldaten, die ein gewisses Talent bekundeten. Wilhelm Petsch, so nennt sich der Poet im schlichten Waffenrock, hat diese Verse in einem Bändchen zusammengestellt und außerdem ein Tagebuch aus jener Zeit und Charakterbilder und Anekdoten aus dem Feldzuge erscheinen lassen. Jetzt liegt, von ihm herausgegeben, vor uns „Hausbuch für deutsche Familien.“ Berlin, Schlesier, 1865. Er scheint demnach am Schriftstellern Geschmack gefunden zu haben, allein dies Hausbuch erregt doch einige Bedenken bei uns; die Schülerhaftigkeit in Stil und Anlage tritt in den vom Herausgeber beigesteuerten Erzählungen recht sehr hervor und eine Existenzberechtigung können wir überhaupt diesem zusammengestoppelten „Hausbuch“ nicht zuerkennen. Der Fortsetzung sehen wir keineswegs mit Spannung entgegen, denn noch weniger als des Herausgebers eigenen Sachen haben wir den fremden Beiträgen Geschmack abgewinnen können; das Ganze macht gar zu auffällig den Eindruck der Buchmacherei.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Organ des Künstlervereins.

Das Sonntagsblatt ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

№ 48. Bremen, 26. November 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Ein in hiesigem Privatbesitz befindlicher geschnitzter Altarschrein.

(Vortrag, gehalten in der Versammlung der Abtheilung des Künstler-Vereins für bremische Geschichte und Alterthümer am 13. November 1865 von H. A. Müller.)

Je weniger reich die kleineren und größeren Kunstsammlungen unserer Stadt an Werken der mittelalterlichen Sculptur und Malerei sind, mit desto größerem Interesse, so scheint es mir, haben wir das Wenige, was uns darin geboten wird, zu betrachten, desto dringender erscheint mir auch die Pflicht auf dieses Wenige hinzuweisen und zum allgemeinen Verständniß wie zur allgemeinen Würdigung desselben beizutragen. An Werken der Baukunst des Mittelalters sind wir schon vermöge der Unbeweglichkeit der Gegenstände und des größeren Widerstandes, den sie den raubenden Händen oder den zerstörenden Kräften entgegensetzen, nicht sehr arm, wenn auch die meisten derselben keine bedeutende Stelle in der Entwickelungsgeschichte der Baukunst einnehmen; aber an Schöpfungen der Plastik, sei's in Stein oder in Holz, sind wir trotz des erzbischöflich glänzenden Mittelalters ziemlich arm, ärmer noch, so weit unsre Kenntniß bis jetzt reicht, an Werken der Malerei des Mittelalters. Wenn ich sage: so weit unsre Kenntniß reicht, so will ich damit andeuten, daß wir wahrscheinlich noch Manches besitzen, ohne es je gesehen zu haben, denn eine Menge von Malereien sind gewiß noch unter der Kalktünche verborgen, mit der die Mauern und Gewölbekappen unserer Kirchen bedeckt sind. Das beweisen schon die vor etwa 10 Jahren in der Ansgariikirche ans Licht getretenen, wenn auch ziemlich handwerksmäßig ausgeführten Wandmalereien.

Bei dieser Armuth an Werken der mittelalterlichen Plastik und Malerei ist es um so dankenswerther, wenn die Freunde der Kunst und des Alterthums es sich angelegen sein lassen, die in unserer größeren oder geringeren Nähe befindlichen beweglichen Kunstwerke, welche, bisher der Vergessenheit anheim gefallen, der Gefahr der Verstümmelung oder Zerstörung ausgesetzt sind, im doppelten Sinne des Wortes möglichst zu erhalten d. h. also sie zu erlangen und vor dem Verderben zu bewahren. Und wenn solche Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden, wie es bei denen unseres geehrten Mitgliedes, Herrn Dr. Herm. v. Eelking, der Fall ist, so ist damit unserem Verein, der ja auch die Aufgabe hat, von dem Vorhandensein alter Kunstwerke in unseren Mauern Kenntniß zu nehmen und wo er kann für die Erhaltung derselben zu sorgen, auch die Pflicht auferlegt, in weiteren Kreisen auf die Bedeutung solcher Kunstwerke aufmerksam zu machen und ihr Verständniß möglichst zu fördern.

In einem solchen Falle, meine Herren, befinde ich mich heute, gegenüber einem der bedeutendsten mittelalterlichen Kunstgegenstände der Sammlung des Herrn Dr. v. Eelking. Ich meine den geschnitzten Altarschrein, welchen der glückliche Besitzer vor Kurzem hat restauriren, mit seinem alten Farbenglanze versehen und in einem größeren Zimmer seines Hauses unter günstiger Beleuchtung aufhängen lassen. Mehrere von Ihnen haben ihn hoffentlich dort bereits in Augenschein genommen.

Er besteht aus zwei großen Flügeln, die auf der inneren Seite holzgeschnitzte Darstellungen, auf der Außenseite Gemälde haben. Hieraus und aus den Gegenständen der Darstellung ist also wohl zu schließen, daß ein gleichfalls holzgeschnitztes Mittelstück vorhanden war, das zwar zur Zeit noch nicht aufgefunden ist, aber hoffentlich noch in denselben Besitz gelangen wird. Der Schrein gehört also zu der großen Classe der s. g. Flügelaltäre, die in den Kirchen als hohe Rückwand der Haupt- oder der Nebenaltäre während des letzten Jahrhunderts der Gothik und zwar vorzugsweise in Deutschland sehr verbreitet waren. Um Ihnen die Entstehung dieser Einrichtung zu erklären, gestatten Sie mir, mit wenigen Worten auf die Stellung und Ausschmückung der Altäre in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters zurückzugehen.

Es ist erwiesen, daß während der ganzen romanischen Periode, also bis ins 13. Jahrhundert, der Hoch- oder Hauptaltar in Gestalt eines sarkophagförmigen steinernen Tisches seinen Platz mitten auf dem Chore hatte, und daß der amtirende Priester hinter dem Altare stand, also dem Volke zugewendet nach Westen schaute, weshalb auch in der Rundung der Chornische die Sitze für die Geistlichkeit und in der Mitte der Stuhl, die s. g. Kathedra, des Bischofs angeordnet waren. So lange der Altar und

der Priester diesen Platz einnahmen, hatte ersterer natürlich keine Rückwand, sondern war überbaut mit einem auf 4 oder 6 Säulchen ruhenden Baldachin, dem s. g. Ciborium, auf dessen Dache ein Crucifix prangte, während im Innern desselben an feinen Ketten das aus edlem Metall bestehende Gefäß mit der Hostie herabhing, das als Hinweisung auf die Taube des heil. Geistes (εἰς τύπον τοῦ ἁγίου πνεύματος, wie die Kirchenschriftsteller sagen,) gewöhnlich die Gestalt einer Taube hatte, weshalb es Columbarium oder Peristerium, weshalb auch die Kirche bei Tertullian **Domus columbae** heißt. Ampeln und Lampen umgaben gewöhnlich das Columbarium. Und rings um den Baldachin und den Altar waren wenigstens in den ersten Jahrhunderten der Kirche Vorhänge angebracht, die den celebrirenden Priester den Augen der im Schiff der Kirche versammelten Menge entzogen, was z. B. während der Wandelung geschah, bis die heil. Hostie und der Kelch den Gläubigen gereicht wurden. Diese Baldachine oder Ciborien wurden aber schon gegen das Ende der romanischen Periode immer seltener, weil es Sitte wurde, nicht nur das Crucifix, sondern auch das Gefäß mit der Hostie in Form eines Thürmchens oder Tabernakels auf den Altar selber zu stellen und ihn außerdem mit Reliquienkasten, Leuchtern, Diptychen u. s. w. zu schmücken.

Mit dem Beginn der gothischen Periode, also im 13. Jahrhundert, erhielt der Hauptaltar der Kirche eine andere Stelle: er wurde an die Rückwand des Chorschlusses versetzt, so daß der amtirende Priester, der doch den Altar vor sich haben mußte, seinen Platz vor demselben erhielt, also mit dem Gesichte nach Osten, mit dem Rücken der Gemeinde zugewendet. Um nun dem Altar einen besseren Abschluß gegen die Schlußmauer des Chores zu geben und ihn mit den aufstrebenden Verhältnissen der Gothik in Einklang zu bringen, gab man ihm einen steinernen Aufsatz, ein s. g. Retabulum, das zugleich als Schirmdach für die auf dem Altar stehenden Reliquienbehälter und Bilder diente. Diese Rückwand wurde bisweilen mit einer Metall- oder Holztafel oder einem Teppiche, dem s. g. Superfrontale, bedeckt, dergleichen noch einige aus dem Mittelalter uns erhalten sind. Oder die steinerne Rückwand war selber mit Bildwerk geschmückt, wie z. B. der Altaraufsatz aus dem Jahre 1290 in der Elisabethkirche zu Marburg. An die Stelle dieser steinernen Altaraufsätze traten nun allmählich, mit der weiteren Ausbildung der Holzsculptur und der Malerei, die meistens in reichem Farbenschmuck ausgeführten geschnitzten oder bemalten Flügelaltäre, die aus einem viereckigen Mittelstücke bestehen, das an jeder Seite einen Flügel hat, der, wie die Thür eines Schranks, zugeklappt und verschlossen werden kann. Geschlossen war ein solcher Schrein an den gewöhnlichen Tagen, offen meistens nur an den Festtagen. Während das Mittelstück auf einem Sockel oder einer Predella steht, pflegt über dem Ganzen, besonders in der späteren Zeit der Gothik, eine hohlgeschnitzte, reiche architektonische Umrahmung zu sein, die sich oft bis zum Gewölbe der Chornische emporgipfelt. Das Mittelstück und der Sockel zeigen gewöhnlich figurenreiches Schnitzwerk, entweder als ganze Statuen oder als Hautrelief, während die Flügel entweder auf der Innenseite gleichfalls mit Schnitzwerk, oder auf beiden Seiten mit Malereien geschmückt sind. Es kommt aber auch, besonders in Norddeutschland, am Rhein und in den Niederlanden häufig vor, daß mit Ausnahme der Umrahmung gar kein Schnitzwerk auf den Flügelaltären angebracht ist, sondern auch das Mittelbild aus einem Gemälde besteht. Was diese Verschiedenheit in der größeren oder geringeren Anwendung des Schnitzwerks betrifft, so glaube ich bemerkt zu haben, daß — ich spreche vorzugsweise vom 15. Jahrhundert — es in Norddeutschland mehr Sitte war, das Innere der Flügel mit Schnitzwerk, in Süddeutschland dagegen nur das Mittelstück mit Schnitzwerk, die Seiten dagegen inwendig mit Malereien zu schmücken. Zur Bestätigung dieser Beobachtung nenne ich einige der größten und künstlerisch werthvollsten solcher Flügelaltäre: In Norddeutschland die verhältnißmäßig früh entstandenen zu Tribsees bei Stralsund, zu Doberan in Mecklenburg, in der Bergkirche zu Herford, in der Stadtkirche zu Iserlohn und in der Nicolaikirche in Stralsund; ferner die schon in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts gehörenden in der Johanniskirche zu Osnabrück, in der Kirche des benachbarten Dorfes Bissendorf, und in der Kirche zu Windheim zwischen Nienburg und Minden; ebenso die schon in den Anfang des 16. Jahrhunderts fallenden in Bücken bei Hoya und der größte von allen, der eben so naturalistische als lebensvolle Hochaltar in Schleswig von Hans Brüggemann, der aber unbemaltes Schnitzwerk hat. Alle diese vorzüglichen Werke haben Flügel, deren Innenseiten geschnitzt sind. Umgekehrt in Süddeutschland, wo die meisten der bedeutenden Arbeiten dieser Art nur beiderseits bemalte Flügel zeigen, z. B. der große Schrein von Michael Pacher in S. Wolfgang bei Salzburg, der von dem schwäbischen Maler und Bildschnitzer Friedr. Herlen in Rothenburg a. d. Tauber, andere in Heilsbronn bei Nürnberg, in Heiligenblut und in Zwettel in Nieder-Oesterreich; obgleich sich auch hin und wieder in Süddeutschland Altarwerke mit Reliefs auf den Flügeln finden.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts machte sich bei der Geistlichkeit auch das Streben geltend, diese Flügelaltäre bei verschiedenen Kirchenfesten in verschiedenem Schmucke zu zeigen, weshalb man den Mittelschrein häufig mit zwei oder gar drei Flügelpaaren versah, die beliebig auf- und zugeklappt werden konnten, so daß dadurch mancherlei Verwandlungen hervorgebracht wurden, weshalb man sie Wandelaltäre nannte. In diesem Falle pflegten nur das Mittelbild und die Innenseiten des inneren Flügelpaares mit Reliefs, die anderen Seiten mit Malereien geschmückt zu sein. Die künstlerisch bedeutendsten Werke dieser Art sind z. B. der Hochaltar in Blaubeuren, der in Zwickau von Michael Wohlgemuth, dem bekannten Lehrer Albrecht Dürer's, der Altar in Hallstadt im Salzkammergut, in der St. Petrikirche zu Dortmund und andere in Halle an der Saale.

Das ist die Form und Einrichtung der Flügelaltäre oder Altarschreine, die in solcher Menge noch jetzt in den mittelalterlichen Kirchen Deutschlands und in den Museen des christlichen Mittelalters vorhanden sind, daß man daraus auf eine weitverbreitete Kunstübung und einen sehr weit gehenden Gebrauch schließen darf. Und diese Kunstübung ist eine specifisch deutsche; sie findet sich weder in Frankreich, noch in Italien. Ich mußte bei der Auseinandersetzung dieser Einrichtung etwas ausführlich sein, weil, wer sie nicht gesehen hat, sich keine klare Vorstellung davon zu machen pflegt. Und von dieser Vorstellung hängt wiederum das Verständniß des Zusammenhanges der darauf dargestellten Gegenstände ab.

Diese Gegenstände sind da, wo der Schrein dem Hochaltar des Chores angehört, wo also das Sacrament der Eucharistie verwaltet wurde, meistens dem blutigen Opfertode des Erlösers entnommen. Demnach enthält das Mittelbild sehr häufig eine Darstellung der Kreuzigung, gewöhnlich mit den beiden Schächern und den unter dem Kreuze stehenden Gestalten der Maria und des Johannes, und anderen Nebenfiguren. An diese Hauptdarstellung schließen sich bisweilen in kleineren Seitenbildern die in nächstem Zusammenhange damit stehenden Scenen der Kreuztragung und der Abnahme vom Kreuz. Dem entsprechend enthalten die Flügel des Schreins links gewöhnlich die der Kreuzigung vorangehenden Begebenheiten der Passion, also das Gebet

am Oelberge, Christus vor Pilatus oder vor Kaiphas, die Dornenkrönung, die Geißelung; rechts die das Erlösungswerk vervollständigenden Scenen, also Christus in der Vorhölle, die Auferstehung, die Himmelfahrt und das Jüngste Gericht. Das ist z. B. der Inhalt der 8 Felder auf den beiden uns zunächst angehenden Altarflügeln. Sie sind aber keineswegs stereotyp, sondern zeigen je nach der Zahl der Felder eine große Mannichfaltigkeit. Bisweilen fehlt z. B. das Jüngste Gericht und es finden sich Scenen wie das Noli me tangere, der ungläubige Thomas, Christus mit den Jüngern in Emmaus, oder auch die Ausgießung des heil. Geistes. Auch war es nicht nothwendig, in der Mitte über dem Hauptaltar die Kreuzigung darzustellen, sondern man wählte andere neutestamentliche Begebenheiten, denen gewisse alttestamentliche als Vorbilder gegenübergestellt wurden. Darstellungen solcher typischen Beziehungen liebte bekanntlich das spätere Mittelalter sehr. Die Flügel enthielten dann auch oft einzelne Heilige, deren Reliquien der Altar umschloß, und selten fehlten die Portraits der Stifter. Die Schreine der Neben- oder Seitenaltäre stellten sehr oft das Leben desjenigen Heiligen dar, dem der betreffende Altar geweiht war. Der Sockel aber enthielt häufig die Bilder der 12 Apostel, oder das Abendmahl, oder auch eine Darstellung des Schweißtuches der Veronika, wahrscheinlich um die Beichtenden dadurch zur Reue und Buße zu ermuntern.

Ich kann mich hier auf die interessante Frage, in welchem Verhältnisse die auf den Altarschreinen dargestellten Gegenstände, namentlich die der Passion, zu den bekannten dramatischen Mysterien und insbesondere zu den Passionsspielen des Mittelalters standen, nicht einlassen. Daß ein solches Verhältniß und zwar ein Wechselverhältniß bestand, ist wohl gewiß.

Bevor ich zur näheren Beschreibung unserer Altarflügel übergehe, muß ich noch ein erklärendes Wort über die künstlerische Ausführung und die Bemalung der holzgeschnitzten Bilder hinzufügen, weil diese Verbindung der Malerei mit der Sculptur unseren modernen ästhetischen Begriffen zuwiderläuft.

Wenn die Holzschnitzereien des Mittelbildes oder der Flügel aus bloßen Einzelstatuen bestehen, so bleiben diese, abgesehen von ihrer Bemalung, den Gesetzen der Plastik treu; wenn sie aber, was viel gewöhnlicher ist, aus größeren Compositionen bestehen, so verrathen diese schon in ihrer ganzen Anlage eine Neigung zu den Gesetzen der Malerei, da sie sich auf einem perspectivisch entwickelten Plane mit landschaftlichem oder auch mit architektonischem Hintergrunde darstellen. Im Vordergrunde sind nämlich die Figuren gewöhnlich völlig freie Statuetten, im Mittelgrunde werden sie Hochreliefs und im Hintergrunde der Landschaft immer flacher. Dazu kommt aber noch eine viel innigere Verbindung der Malerei vermittelst der Bemalung und Vergoldung. Diese Verbindung war einestheils nothwendig wegen der an diesen Altarschreinen befindlichen bemalten Tafeln und der sonstigen den Altar umgebenden Malereien, z. B. der gemalten Fenster, anderntheils lag sie aber auch in der allgemeinen künstlerischen Anschauungsweise des Mittelalters, und vorzugsweise in der des 15. Jahrhunderts, die sich immer mehr der realen Wirklichkeit zu nähern und in die religiösen Vorstellungen und Begebenheiten die damalige Welt mit allen ihren Empfindungen und Gefühlen zu übertragen suchte. Und wer hat denn eigentlich die Lehre von der Farblosigkeit der Sculptur aufgestellt? Doch nur unsere modernen Aesthetiker. Die Griechen, unsere großen und ewigen Lehrmeister in der Sculptur, konnten bekanntlich schon in der Blüthezeit der Kunst die Farbentöne in ihren Statuen und Reliefs nicht entbehren; wenn sie es also schon in ihrer rein plastischen Anordnung und plastischen Ruhe nicht konnten, wie viel weniger konnte es das christliche Mittelalter, dem es mehr um den Ausdruck der Seele, als um die bloße Schönheit der Form zu thun war. Das Mittelalter wollte das jenseitige Leben in das diesseitige übertragen und bedurfte dazu außer der Form noch eines anderen Elementes, das der Form erst ihre volle Wahrheit, ihren innersten Ausdruck verlieh. Und dieses Element ist die Farbe. Sie findet sich daher nicht nur an den Steinsculpturen des Mittelalters, sondern noch mehr an den Holzsculpturen, die völlig losgelöst von der Architektur als rein selbstständige Werke dastehen und eine durchaus malerische Tendenz haben. Aber diese Bemalung bezweckte keineswegs die reine Nachahmung der wirklichen Natur und der Bekleidung der Menschen. Das beweist schon die gewöhnliche Vergoldung der Gewänder bei denjenigen Gestalten, deren Erscheinung sich über das wirkliche Leben erheben soll, z. B. aller biblischen Personen und aller heiligen Gestalten. Nur bei den Personen der niederen Volksclassen wird die Farbe des wirklichen Costüms und zwar, wie es das Mittelalter liebte, die Farbe des jedesmaligen Zeitcostüms wiedergegeben. Bei dieser engen Verbindung der Sculptur mit der Malerei, oder, wenn man will, bei dieser Unterordnung der Sculptur unter die Gesetze der Malerei, ist es nicht zu verwundern, daß die Bildschnitzer in den meisten Fällen auch die Maler der Altarschreine sind. Wir wissen zwar in den seltensten Fällen den Namen der Verfertiger solcher Altarschreine, aber wo wir sie wissen, z. B. bei Michael Wohlgemuth aus Nürnberg, Friedrich Herlen aus Nördlingen und Michael Pacher aus Tyrol, da wissen wir, daß sie Bildschnitzer und zugleich Maler waren. Und ist es nicht bei Albrecht Dürer ebenso?

Ich gehe jetzt zu der näheren Beschreibung unserer Altarflügel und ihrer Darstellungen über.

Jeder der beiden Flügel enthält 4 gleich große Felder, zwei und zwei über einander, also zusammen 8. Jedes derselben hat eine Größe von 2 Fuß Breite, $2^1/_2$ Fuß Höhe, so daß mit Einschluß der Zwischenleisten und der Einrahmung jeder Flügel $4^1/_2$ Fuß breit, $5^1/_2$ Fuß hoch ist. Die Figuren des Vordergrundes haben demnach eine Größe von etwa 15 Zoll. Ueber jedem einzelnen Felde eine herabhangende Bekrönung von durchbrochenem Schnitzwerk in Form eines Eselsrückens, an dessen untere Seite sich geschnitzte Blätter anreihen. Ueber dem Ganzen zieht sich eine Weinrebenguirlande hin, die etwa nur zur Hälfte erhalten war, zur andern Hälfte restaurirt ist.

Die Darstellungen beginnen bei dem oberen Felde links des linken Flügels, der freilich, wie er jetzt befestigt ist, der rechte genannt werden muß. Dort ist das

erste Feld

der gewöhnlich als erste Scene des Passionscyklus erscheinende Christus am Oelberge. Wir haben daher eine Landschaft vor uns, die im Hintergrunde links einen hölzernen Zaun hat, der den Hof Gethsemane einschließt, rechts eine Felsengruppe, und im Mittelgrunde links einen Hügel, auf welchem Christus in langem vergoldetem Mantel kniet und betet, mit dem Antlitz zum Himmel gewendet. Der Vordergrund wird fast ganz von den drei schlafenden Jüngern, Petrus, Jacobus und Johannes eingenommen. Petrus, an seinem kahlen Scheitel und dem breiten, bejahrten Antlitz kenntlich, hat, wie gewöhnlich in den Darstellungen dieser Scene, bereits das Schwert in der Hand, womit er bald nachher dem Malchus das Ohr abhaut. Links neben ihm Jacobus, und hinter Beiden, nur mit der oberen Hälfte des Körpers sichtbar, der unbärtige Johannes, mit einem Buche vor sich. Alle drei sind in farbige Mäntel gehüllt. Da dieses Gebet am Oelberge dem Verrath des Judas unmittelbar vorhergeht und es in den Worten der Evangelisten heißt: Siehe, er ist da, der

mich verräth, so tritt im Hintergrunde aus einer Höhlung der Felsengruppe die kleine Figur des Verräthers mit dem Beutel in der Hand; hinter ihm kommen die Köpfe zweier Männer von seiner Schaar zum Vorschein. Man sieht also, daß der Künstler sich mehr an die Worte des Matthäus und Marcus, als an die des Lucas gehalten hat, denn der Engel, welcher nach Lucas den Herrn stärkt und sonst häufig mit dargestellt wird, auch mit einem Kelche in der Hand, fehlt hier.

Das zweite Feld

führt uns Jesum vor, wie er gebunden erscheint vor einem auf einem Throne sitzenden Manne, den man wegen des der Geißelung beiwohnenden Pilatus und wegen der übrigen Motive des des Bildes nicht für Pilatus, sondern entweder für Hannas, oder für Kaiphas halten muß. Da nun das Erscheinen Christi vor Hannas nur von Johannes berichtet wird und sich sonst in der Kunst nicht mit Sicherheit nachweisen läßt, so ist auch hier in der auf einer Art Thronsessel sitzenden Figur, welche die Rechte erhebt, wohl Kaiphas anzunehmen. Er ist bekleidet mit einem großen auswendig goldenen, inwendig blauen Mantel, den er nach Art einer Kapuze über den Kopf gezogen hat. Hinter ihm eine männliche Figur, worin wohl einer der Schriftgelehrten zu erkennen ist. Vor ihm steht Christus. Seine Hände sind zusammengebunden mit einem Stricke, an welchem ein neben ihm stehender Mann in halb grünlich, halb braun getheiltem Wamms ihn herein geführt hat. Ganz links der in eine kurze Tunika gekleidete Malchus, der die Laterne in der linken Hand hält, und die Rechte hoch erhebt, um Christum zu schlagen. Hinter dieser Gruppe noch zwei Kriegsknechte in Brustharnisch. Den Hintergrund bildet eine zinnenbekrönte Mauer.

Das dritte Feld,

unterhalb des zuerst genannten, bringt uns in 5 Figuren die Geißelung. In der Mitte steht Christus an eine Säule gebunden, unbekleidet, nur mit dem Lendentuche umgürtet. Der leidende, geduldige Ausdruck seines Antlitzes ist besonders in dieser Scene sehr gelungen. Zu beiden Seiten zwei Männer in zum Theil zerlumpten Kleidern, welche geflochtene Geißeln erheben, um ihn zu schlagen; ein dritter, der seiner Kleidung und seinen Gesichtszügen nach einen besseren Rang einzunehmen scheint, steht im Vordergrunde rechts. Ganz links erscheint, wie häufig in dieser Scene, in langem, rothem, sternenbesätem Kleide Pilatus, der die Geißelung vollziehen läßt. Die Handlung ist voll Leben und Ausdruck, die Bewegung der schlagenden Männer ungemein natürlich.

Viertes Feld.

Mit der Geißelung im nächsten Zusammenhange steht die Dornenkrönung. Die Composition enthält vier Figuren, von denen Christus die Mitte einnimmt. Er ist in knieender Stellung, bekleidet mit einem gewöhnlichen, goldenen Mantel, und hat die aus kurzen Dornen geflochtene Krone auf dem Haupt. Zu beiden Seiten zwei Männer in engen Beinkleidern und kurzer Tunika. Jeder derselben hat den in dieser Darstellung gewöhnlichen Rohrstab in der Hand, womit sie das Haupt des Heilandes schlagen und ihm zugleich die Dornenkrone fester aufdrücken, weshalb auch das Haupt Christi unter diesen Schlägen etwas niedergedrückt erscheint. Hier, wie in den meisten mittelalterlichen Darstellungen dieser Scene, legen sich die Rohrstäbe kreuzweise auf das Haupt Christi, als typische Hinweisung auf das Kreuz. Die vierte Figur, im Vordergrunde links, ist eine sehr ausdrucksvolle, drastische Gestalt: ein Mann, der vor dem Heiland das Knie beugt, seine Mütze abnimmt und mit erhobener Hand den König der Juden verspottet. Den Hintergrund bildet auch hier eine Mauer.

Denken wir uns also die Kreuzigung als Mittelbild, sei's in einer großen Composition oder mit kleineren Nebenbildern, so zeigt uns der andere Flügel die der Kreuzigung folgenden, das Erlösungswerk vervollständigenden Begebenheiten. Nämlich zunächst auf dem

Fünften Felde

das im Mittelalter häufig dargestellte Hinabsteigen Christi in die Vorhölle, in das Todtenreich, eine Begebenheit, die, was die Kunst anlangt, weniger auf den bekannten Stellen Apost. Gesch. 2, 27 und 1. Petri 3, 18—20, als auf der ausführlicheren Beschreibung in dem werthlosen apokryphischen Evangelium des Nikodemus, den s. g. Actis Pilati beruht. Die Kirchenschriftsteller nennen die Vorhölle bekanntlich den Limbus Patrum, den Saum oder das Gestade der Erzväter. Die gewöhnliche Darstellung ist die, daß Christus mit der Siegesfahne vor den Pforten der gemauerten Hölle erscheint, aus der die Flammen hervorbrechen; bisweilen auch vor dem Rachen eines Ungeheuers. Daneben halten Teufel Wache, oder ziehen sich beim Erscheinen dessen, der die Pforten der Hölle überwunden hat, scheu zurück. Aus den geöffneten Pforten pflegen dann die Gestalten der Erzväter hervorzutreten, Adam und Eva, Moses, Josua, David u. A., zuweilen auch der bußfertige der beiden Schächer, der in eben diesem Evangelium Dismas heißt. Aber neben den Erzvätern finden sich häufig auch die Gestalten eines Mönches oder eines Papstes, die dann besonders in den Darstellungen des 15. Jahrhunderts, das in den Werken der Kunst gar gern auf den Lebenswandel der Geistlichen loszog, nicht aus der Hölle befreit werden. Einem solchen Motive begegnen wir auch hier. Christus, mit den Wundenmalen an der rechten Seite, steht, mit einem Fuße auf einen Teufel tretend, vor der Hölle, aus der die nackten Gestalten von Adam und Eva herausgetreten sind. Dem Adam reicht er die linke Hand, während die Rechte erhoben ist, aber nicht das Kreuz der Auferstehung hält. Hinter Adam und Eva schiebt ein anderer Teufel die gewaltigen Bretter, welche den Eingang der Hölle verrammeln, wieder vor die Oeffnung, weil die übrigen kleinen Seelen, unter denen sich ein an der Tonsur kenntlicher Mönch befindet, nicht herausgelassen werden sollen.

Sechstes Feld.

Eine sehr einfache Composition ohne weitere Neben-Motive ist die Auferstehung. Die Scene ist eine Landschaft. In der Mitte steigt Christus mit dem rechten Fuße aus dem gemauerten Grabe hervor. Der Engel, der den Stein vom Grabe wälzt, ist nicht vorhanden. Im Vordergrunde befinden sich die Hüter des Grabes, nur zwei an der Zahl. Der eine zur Linken ist schlafend dargestellt, was im Mittelalter häufig geschah, weil Matthäus sagt: „Die Hüter erschracken vor Furcht und wurden als wären sie todt.“ Der andere dagegen, zur Rechten, blickt erstaunt und erschrocken zu Christus empor. In dieser, sowie in der vorhergehenden Scene der Höllenfahrt, hat Christus wahrscheinlich das Kreuz der Auferstehung, die wirkliche Siegesfahne in der Hand gehabt. Sie besteht aus einem langen Stabe, mit dem der obere Querstab drei gleiche Schenkel bildet. Unter diesem Querstabe das flatternde Banner, das mit einem Kreuze geschmückt zu sein pflegt. Diese beiden Kreuze sind verloren gegangen, und durch ähnliche Kreuze, aber ohne Fahne ergänzt.

Siebentes Feld.

Manche Eigenthümlichkeiten, die freilich der mittelalterlichen Darstellungsweise ganz und gar entsprechen, sich daher in dieser Scene häufig finden, bietet die Himmelfahrt Christi. Von der Gestalt des zum Himmel emporsteigenden Christus ist nämlich nur die untere Hälfte sichtbar und der obere Theil des Feldes von Wolken eingenommen; auf anderen Sculpturen oder Malereien ist sogar bisweilen der Körper Christi kaum bis an die Kniee sichtbar. Ebenso ist es bereits vom Bischof Paulinus von Nola (also im 5.) und von Beda Venerabilis (also im 8. Jahrhundert)

bezeugt worden — ob mit Recht wollen wir nicht untersuchen, — daß Christus auf dem Hügel, von welchem er auffuhr, seine Fußtapfen zurückgelassen habe, ein Motiv, das die Kunst des Mittelalters als ein sehr darstellbares und anschauliches natürlich gern ergriff. So auch hier. Wie weit das Mittelalter überhaupt in dergleichen Dingen ging, von denen die heilige Schrift nichts sagt, wie es darin nach symbolischen Anspielungen haschte, die gewöhnlich zur Erhöhung der Macht und Herrlichkeit der römischen Kirche dienten, davon geben uns auch diese Fußtapfen einen Beweis. Sie sollen nämlich so gestanden haben, daß die Spitze der Füße nach Westen schaut, Christus also bei seiner Himmelfahrt dem Morgenlande den Rücken, dem Abendlande das Gesicht zugewandt hat, womit er selber angedeutet habe, daß Jerusalem ihn verworfen habe, Rom dagegen ihn annehmen würde. Dieselbe Richtung soll er auch gehabt haben, als er am Kreuze hing. Auch die Personen, welche auf unserem Bilde unten am Fuße des Hügels der Himmelfahrt zusehen, sind die auf diesen Darstellungen gewöhnlichen, nämlich nicht elf, sondern zwölf Apostel, so daß also Matthias bereits hinzugezählt ist, und dazu die gewöhnlich die Mitte einnehmende Mutter des Herrn, deren Gegenwart, wenn sie auch von den Evangelisten nicht berichtet wird, wenigstens nichts Unnatürliches hat. Es versteht sich, daß von den Apostelfiguren, unter denen einige zu ihrem Meister verwundert hinaufschauen, nur wenige durch Attribute kenntlich sind.

Achtes Feld.

Das letzte Feld ist den letzten Dingen, dem Jüngsten Gericht gewidmet, einem im Mittelalter sehr häufig, aber nicht vor dem gefürchteten tausendsten Jahre dargestellten Begebenheit, die bekanntlich von den bekanntesten Malern, wie Fra Angelico da Fiesola, Michel Angelo und Roger v. d. Weyden in großartigen, figurenreichen Compositionen ausgeführt wurde, oft auch in den Qualen der Verdammten zu den ausschweifendsten Motiven Veranlassung gab. Hier ist die Composition sehr einfach; sie hält sich an die fast conventionell gewordenen Typen. Die Figur Christi, der in seinen erhobenen Händen und an seiner rechten Seite noch die Wundenmale blicken läßt (auf Grund des Cap. 1. der Offenb. Joh.), sitzt als Herr der Herrlichkeit auf einem Regenbogen, ein Motiv, zu welchem das Gesicht des Propheten Ezechiel (Cap. 1.) die Veranlassung gegeben hat. Wenn aber, wie es in unserem Bildwerke der Fall ist, der Weltenrichter seine Füße auf einen zweiten Regenbogen setzt, so hat das noch einen anderen, symbolischen Sinn. Der untere Bogen ist alsdann der alte Bund, in welchem Gott als Zeichen seiner Gnade den Friedensbogen aufstellte, der hier umschlossen wird von dem Friedensbogen des neuen Bundes; denn Christus ist der Herr des neuen wie des alten Bundes.

Wie oben zu beiden Seiten Christi zwei Engelköpfe durch Posaunenton das Zeichen zur Auferstehung aus den Gräbern geben, so stehen unten im Vordergrunde diejenigen der heiligen Gestalten, welche hier nie zu fehlen pflegen: rechts von Christus die Jungfrau Maria, links Johannes der Täufer in seinem zottigen Gewande. Denn es heißt im 1. Brief Pauli an die Corinther (Cap. 6) „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden?“ Und zwischen den beiden Letzteren zeigen sich drei kleine Gestalten, die mit ihrem Oberkörper aus den in viereckiger Form dargestellten Gräbern hervorgehen, aber keinen Unterschied zwischen Seligen und Verdammten blicken lassen. Es fehlt also hier der in größeren Compositionen gewöhnlich erscheinende Erzengel Michael, wie er die Seelen auf der Wage wägt.

Was den Stil und die technische Ausführung der Schnitzwerke anlangt, so ist zunächst die Auffassung der Begebenheiten allerdings realistisch, ganz wie sie der des 15. Jahrhunderts und namentlich der zweiten Hälfte desselben entspricht. Die Motive der dargestellten Handlungen sind oft recht drastisch, die Bewegungen frei und ausdrucksvoll, die Gesichtsbildung da, wo es an seiner Stelle ist, aus dem Leben, oft aus dem der niederen Volksclassen genommen. Aber der Realismus geht nicht so weit, daß er die über das Gewöhnliche und Gemeine erhabenen Gestalten ebenfalls ergriffen hätte; diese und unter ihnen besonders die Figur Christi, die ja auf allen 8 Tafeln erscheint, hat stets etwas Erhabenes, oft Feierliches, oder, wo der Vorgang es mit sich bringt, etwas Leidendes und Ergreifendes. Die Zeichnung und Modellirung der Körper ist abgesehen davon, daß die Verhältnisse etwas zu kurz und gedrückt sind, ziemlich richtig, nur in der Stellung der Arme und Beine sind manche Verrenkungen und Unrichtigkeiten der Perspective sichtbar. Letztere machen sich auch in den Basen der Säulen bemerklich, die unten zu weit nach vorn vorspringen. Vortrefflich ist dagegen meistens der Stil der Gewänder; die Falten sind eher langgezogen, als kurz gebrochen, sie fallen leicht und gefällig auf den Körper und zeigen noch nicht die bekannten knitterigen Brüche, die gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts in der deutschen Sculptur und Malerei an der Tagesordnung sind. Das Kostüm ist bei den aus dem täglichen Leben entnommenen Gestalten natürlich das der Entstehungszeit unseres Werkes, nämlich des 15. Jahrhunderts; ob aber die jetzige Farbe der einzelnen Bekleidungsstücke überall die ursprüngliche ist, wage ich wegen der durchweg geschehenen Restauration der Farben nicht zu bestimmen.

Die Entstehungszeit unserer Altarflügel genauer anzugeben, als sie, wie ich bereits andeutete, etwa ins letzte Viertel des 15. Jahrhunderts zu setzen, möchte auch aus der Betrachtung der Malereien auf der Rückseite der Tafeln schwerlich möglich sein. Diese Malereien sind, wie gewöhnlich da, wo sie nur die Außenseiten der Flügel bedecken, künstlerisch viel werthloser als die Sculpturen. Der linke Flügel, (also der, welcher die 4 ersten der geschnitzten Felder enthält), zeigt die tausendmal dargestellte Verkündigung an die Jungfrau Maria. Die Scene ist eine Halle mit einer offenen Durchsicht ins Freie. Maria kniet vor ihrem Betpult und wendet den Kopf halb nach dem Engel, der ein Spruchband hat mit dem Gruße: **Ave Maria, gratia plena, dominus tecum,** während auf dem Spruchband der Maria die Antwort steht: **Fiat michi secundum verbum tuum.** Gesichter und Ausdruck verrathen wenig Leben und Gefühl für Schönheit. Auf dem rechten Flügel stehen ein Papst und ein Bischof, ersterer mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, dem päpstlichen Kreuz mit zwei Querbalken in der Rechten und einem schwarzen Horn in der Linken. Ob dieses Horn, das ich freilich für ein Jagdhorn halten möchte, eine persönliche Beziehung zu dem dargestellten Papst hat, oder ob es nur als allgemeines Symbol der Macht, des Segens und Heiles erscheinen soll, ist mir noch nicht klar geworden. Mit dem Bischof ist wohl ein bestimmter gemeint, und zwar, wie ich vermuthe, ein Bischof von Münster, worauf mich die Herkunft unseres Kunstwerkes geführt hat. Es stammt nämlich aus dem uns benachbarten oldenburgischen Amte Ganderkesee, das der ehemaligen Grafschaft Delmenhorst angehörend, von 1483—1547 in den Händen des Bisthums Münster war. Da nun unser Schnitzwerk große stilistische Aehnlichkeit mit mehreren in Westfalen befindlichen Altarschreinen hat und dort eine weitverzweigte Schule der Holzschnitzerei war, so bin ich geneigt, auch Westfalen als die Heimath unserer Altarflügel anzunehmen. Daß aber in dem dargestellten Bischof Heinrich von Schwarzenburg, Bischof von Münster von 1466—1496, und in dem Papst Paul II. zu erkennen sind, dies zu beweisen, ist mir noch nicht möglich

* Herbstliche Blätter.

Von F. Ruperti.

1.

Verschließe deinen Gram in dich!
Es hat die Welt dafür kein Ohr;
Sie lärmt und rauscht und fragt dich nie
Um Freude, die dein Herz verlor.

Auch sie, die deine Nächsten sind,
Verstehen kaum dein Ungemach;
Sich selber sind sie näher doch
Und gehn der eignen Sorge nach.

Zu edlem Beispiel diene dir
Das auf den Tod getroffne Reh;
Es flieht zum dunkeln Waldesgrund
Und endet dort an seinem Weh.

2.

Die Nacht ist schwarz, die Nacht ist lang,
Die Uhr geht tickend ihren Gang;
Es ist der Morgen noch so weit,
Als schleiche nur die träge Zeit.

Und doch zieht sie im Sturmesschritt,
Und Lust und Hoffen fliehen mit,
Und unvermerkt — wer weiß, wie viel
Der Stunden noch! — sind wir am Ziel.

3.

Trüb sind die Bilder, die an meinem Haupt,
Dem schlafgemiedenen, vorüberziehen;
Der Nachtsturm, welcher schaurig draußen schnaubt,
Giebt wild und grell dazu die Melodieen.

Doch lass' ich gern auch solcher Bilder Reih'n
Dahin an meinen Geistesblicken gleiten;
Bedräut nicht bald des Tages blasser Schein
Mich mit des Lebens ew'gen Nichtigkeiten?

4.

Bleiche Sonne, lächle nur!
Kraft zu wärmen hast du nicht;
Die erstorbene Natur
Lebt nicht auf in deinem Licht.

Auch mein Herz fühlt nur zu tief,
Daß des Lebens Freude schwand,
Und mit allem, was entschlief,
Hüllt es sich in Grabgewand.

5.

Die Nebel weben weit und breit
Für die Natur das Sterbekleid;
Es frommt nicht, daß sie möchte zaudern,
Sie legt es an zuletzt mit Schaudern.

O grolle nicht, du Menschenkind,
Wenn Lust und Leben dir zerrinnt;
Vergehend unter Grabesmoose
Folgst du nur allgemeinem Loose.

6.

Ergreife rasch den Augenblick,
Der eine flücht'ge Lust dir beut!
Wer kündet dir, ob das Geschick
Zum zweiten Mal die Gunst erneut?

Sieh, was dich freut, was dir gefällt,
Nicht mit zu scharfen Augen an!
Bedenke stets, daß diese Welt
Mehr nehmen als gewähren kann.

Ergieb dich in das Schlimme still,
Das eine andre Stunde bringt!
Wenn dich der Himmel strafen will,
So weißt du, daß es ihm gelingt.

7.

Flieh' von hinnen, trübe Nacht,
Die so schmerzvoll ich durchwacht!
Sei gegrüßt, du Tagesschein!
Bringst auch du mir wieder Pein?

Was du bringst, ich weiß es nicht,
Doch aus deinem jungen Licht
Schöpft die Seele, fast erschlafft,
Auch zum Dulden neue Kraft.

8.

Es ist der Straßenorgel Laut,
Der an mein Ohr von draußen schlägt
Und mir trotz seines grellen Tons
Den Busen doch mit Macht erregt.

Wie schlug das Kindesherz so froh,
Wenn dieser Klang zuerst erscholl!
Er kündete des Jahrmarkts Fest,
An Freuden und Genüssen voll.

Da wurden Buden aufgebaut,
Und bald aus ihnen überall,
Beinah zu blendend für den Blick,
Erglänzte bunter Waaren Schwall.

Und hundert andre Dinge noch
Zu Glück und Freude, dichtgereiht!
Es war fast wie im Land der Feen
Ein Reichthum, eine Herrlichkeit.

Doch ach, in kurzer, kurzer Frist
Verklangen Jubel, Spiel und Lust;
Von aller Fülle, aller Pracht
Blieb nichts zurück als todter Wust.

Das war in längstvergangner Zeit,
Das ist auch heute wieder so,
Ob gleich des Stromes raschem Lauf
So manches Jahr von dannen floh.

Es rauscht der Markt auch jetzt vorbei
Mit seinem flüchtigen Genuß;
Es rauscht das Leben selber hin,
Und nichts bleibt als der Ueberdruß.

9.

Und hast du wenig auch erreicht,
O grolle nimmer dem Geschick
Und lenke zum Vergangnen nicht
Zu ernst und traurig deinen Blick.

Das Volk, von dem Genoß du bist,
Schritt muthig vorwärts mit der Zeit
Und steckte höher stets das Ziel
Für wahre, edle Menschlichkeit.

Das trage machtvoll dich hinweg
Ueber den eignen kleinen Schmerz
Und fülle bis zur Tiefe ganz
Mit stiller, stolzer Lust dein Herz.

Und warst du eine Woge nur
Im großen Zeitenocean,
Die Woge, ob auch noch so klein,
Hat ihre Schuldigkeit gethan.

10.

Dich grüß' ich, Sonne, welche dort
Hervor aus düstern Wolken dringt!
Wie sich in deinem hellen Strahl
Empor die Seele freudig schwingt!

Oft sah ich aus des Ostens Schooß
Dich in der rothen Pracht erstehn
Und oft im fernen Westen dich
Mit sanftem Lächeln niedergehn.

Du hast mit deinem heil'gen Licht
Mir Tröstung in das Herz gesenkt
Und meiner Geistesblicke Flug
Zu höhern Sphären hingelenkt.

Und seh' ich bald zum letzten Mal
Dich hier, was ist es weiter nun?
Auch noch auf meiner stillen Gruft
Wird mild und warm dein Schimmer ruhn.

Theater.

Herr Hendrichs vom Berliner Hoftheater gab hierselbst ein kurzes Gastspiel, in welchem er Herzog Albrecht, Lord Rochester, Tell, Hugo in der „Schuld“ und Struensee vorführte. Hendrichs ist als ein reichbegabter Schauspieler seit langen Jahren allgemein bekannt. Natürliche Mittel, wie sie selten in Einer Person sich vereinigt finden, ein Organ, das Schmelz und Kraft in hohem Grade vereinigt, eine zur Darstellung von Heroen geeignete Figur, Anmuth in den Bewegungen zeichnen ihn besonders aus; dazu gesellt sich ein künstlerischer Instinct, der ihn stets das Schöne treffen läßt. Scharfe Characteristik ist nicht seine Sache, Grübeln und Difteln liegt ihm völlig fern, in Rollen wie Faust, Hamlet und Tasso hat er einsichtige Beurtheiler nie zu befriedigen vermocht. In dem Fache der Heldenliebhaber, welches er zu Berlin zwanzig Jahre lang ausfüllte, hat er dort noch nicht ersetzt werden können, und wie es scheint wird er in Deutschland lange auf seinen ebenbürtigen Nachfolger warten müssen. Bei allen Hofbühnen, in Wien, Berlin, Dresden, München wird dieser Mangel schmerzlich empfunden. Schauspieler, die den Jahren nach seine Söhne sein könnten, stehen an jugendlichem Feuer ihm nach. Die Rollen, in welchen er hier auftrat, fallen vollständig in den Kreis seiner Begabung und so konnte er des lebhaftesten Beifalls gewiß sein. Die meiste Anziehungskraft bewährte selbstredend der Wilhelm Tell, bei welchem der Darsteller die schlichte Natürlichkeit des in der Alpenluft groß gewordenen Sohns der Berge vortrefflich vergegenwärtigte.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Sturm. Hausandacht in frommen Liedern. — Geibel. Morgenländischer Mythus. — Lewes. Aristoteles. — Waldmüller. Zwei Novellen. — Bernhardt. Philipp Melanchthon als Mathematiker und Physiker. — Adami. Aus den Tagen zweier Könige. — Hoefer. Das stille Fräulein. — Schüller. Das Pfarrhaus von Sesenheim. — Seinecke. Das Leben des Weibes in Spruch und Lied. — Andresen. Joh. Gotth. v. Müller und Joh. Ferd. Wilh. Müller. — Wellmer. Drei Treppen hoch. — M. Hartmann. Die letzten Tage eines Königs. — Schiff. H. Heine und der Neuisraelitismus. — P. Heyse. Hans Lange. — M. Hartmann. Nach der Natur. — Schweder. Scharnhorsts Leben. — Turgénjew Erzählungen. 2. Band. — A. Schrödter. In Freud und Leid. — Th. Pyl. Albrecht Dürer, Schauspiel. — Hebler. Aufsätze über Shakespeare. — H. Wood. Lady Flavia. — E. Taubert. Brautgeschenk. — Becher. Königliche Wahrheiten. — Kohl. Am Wege. — Weilen. Am Tage von Oudenarde. — Deutsches Leben in Liedern. — Gedichte von E. — Schleiden. Das Meer.

* Mit dem Octoberhefte haben „Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte“ einen neuen Jahrgang begonnen und diese erste Nummer bestätigt nicht nur Alles, was bereits früher über das Unternehmen gesagt ist, sondern erweckt auch die besten Hoffnungen für die Weiterentwicklung derselben. Mit einer meisterhaft geschriebenen Erzählung „Constanze“ von Levin Schücking beginnt das Heft. Es scheint die erste Frucht von Schücking's vorjähriger italienischer Reise zu sein, denn die Geschichte führt den Leser mitten in das künstlerische und sociale Leben Roms ein. Von hervoragenden Beiträgen sind weiter zu nennen: eine höchst interessante Abhandlung „Ueber Sinnestäuschungen“ von M. J. Schleiden; ein sehr bedeutender Aufsatz des berühmten Historikers Thiersch über die englische Revolution, und eine Abhandlung über „Hamlet“ von Friedrich Bodenstedt dem berühmten Dichter und Shakspeare-Kenner. Auch der Artikel über die Vulcane Südamerika's macht seinem Verfasser, dem Naturforscher und Weltreisenden Moriz Wagner alle Ehre. Ebenso sind die kleineren Arbeiten von Arthur Stahl, Ernst Förster, Gentilli u. A. sehr interessant, und die beigegebenen Illustrationen — es sind diesmal ganz besonders viele und vorzügliche — tragen dazu bei, dieses Heft reichhaltig und anziehend zu machen. Bei dem Herannahen des Winters, wo eine gediegene und unterhaltende Lecture für die gemüthlichen Abende in jeder gebildeten Familie erwünscht ist, dürften Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte ganz besonders zu empfehlen sein, denn jede einzelne Nummer bietet eine Fülle von novellistischen und belehrenden Beiträgen der besten deutschen Schriftsteller, und die Hefte sind von andauerndem Werthe für jede Hausbibliothek.

— So eben ist der 18. Band der Correspondenz Napoleons I. erschienen. Er geht vom October 1808 bis zum Mai 1809, und zeigt den dictirenden Kaiser bald in Madrid, bald in Wien. Es ist dies die glänzendste Epoche des Kaiserreichs, obschon bereits die spanischen Angelegenheiten ihren düstern Schatten auf die Gefilde des Glücks warfen. Inmitten seiner Schlachten bald in Spanien, bald in Deutschland, hält Napoleon alle Geschäfte in seiner eisernen Hand zusammen, und richtet an Marschälle und Minister jene Briefe deren Zahl allein schon ans wunderbare grenzt. Er leitet allein alle Geschäfte, mögen sie nun das bürgerliche oder militärische, das literarische oder kirchliche Leben betreffen.

— Unter den neuesten fachwissenschaftlichen Erscheinungen des französischen Büchermarkts verdient ein Werk unseres gelehrten Landsmanns Dr. Ferd. Höfer, des bekannten Herausgebers der Didot'schen „Biographie universelle“ erwähnt zu werden: „La Chimie enseignée par la Biographie de ses Fondateurs“. Dasselbe giebt eine genaue Uebersicht der großen Entdeckungen die im Gebiet dieser Wissenschaft gemacht worden sind, und führt den Leser die oft seltsam verschlungenen Pfade auf welchen die Schöpfer der Chemie, Boyle, Lavoisier, Priestley, Scheele, Davy u. s. w. zu den wichtigsten Ergebnissen ihrer Forschung gelangten. Ein geschichtlicher Rückblick auf die Anfänge der Chemie und Betrachtungen über die große Zukunft welche dieser Wissenschaft noch vorbehalten ist, umrahmen in zwei besondern Abschnitten die Lebensbeschreibungen der genannten Männer. Von besonderem Interesse ist das dem Begründer der antiphlogistischen Chemie, Lavoisier, gewidmete Capitel. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit daß dessen berühmtes (nur in zwei Bänden auf uns gekommenes) Werk: „Mémoires de physique et de chimie,“ ursprünglich auf acht Bände berechnet war. Nach seinem Tode (Lavoisier starb bekanntlich durch das revolutionäre Fallbeil am 8. Mai 1794) fand man in seinen Papieren den ersten Band nicht ganz vollendet, den zweiten vollständig und einige Bruchstücke vom vierten. An der Spitze des ersten Bandes liest man folgende Worte: „Die Druckbogen sind zum größten Theil von dem Verfasser in den letzten Lebensmomenten durchgesehen worden. Obwohl es ihm nicht unbekannt war, daß man auf seinen Tod sann, beschäftigte er sich doch ruhig und muthvoll mit einer Arbeit, die er für die Wissenschaft förderlich hielt, und gab somit ein erhabenes Beispiel von jener unerschütterlichen Seelenruhe, welche ein tugendhafter und erleuchteter Geist sich selbst in den schrecklichsten Lagen des Lebens zu bewahren weiß.“ Das Werk des Hrn. Höfer findet seitens der französischen Presse eine sehr wohlwollende Beurtheilung.

— Die englische Literatur hat eine neue Sophokles-Uebersetzung erhalten, von E. H. Plumptre (Proffessor der Theologie an der Londoner Universität, und bisher durch biblische Poesien bekannt). Sie ist natürlich, da man in der englischen Sprache keine Trimeter bilden kann, im gewöhnlichen Blanc-Verse verfaßt, ist im Dialog bedeutend besser und gedrungener als die früheren von Dale, Potter, Francklin u. A., aber etwas eintönig dadurch, daß auch die Chorgesänge in längern oder kürzern Jamben gegeben sind, während andere englische Uebersetzer diese Partien zu reimen pflegen. Eigentliche Uebersetzungen der Alten, im strengeren Wortsinn, besitzt nur Deutschland.

— Zu den neuesten namhaften Schriften über Palästina gehört: „The Giant Cities of Bashan, and Syria's Holy Places. By the Rev. J. L. Porter,“ welche für die Kenntniß der ostjordanischen Gegenden wichtig ist. Der Verfasser hat früher herausgegeben: „Five Years in Damascus“, und Murray's „Handbook for Syria and Palestine“.

— Eine neue Partitur-Ausgabe sämmtlicher Mozart'scher Opern wird von der Verlagshandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig vorbereitet. Die Partituren sollen den Orginal-Manuscripten vollkommen entsprechend hergestellt werden. Herr Kapellmeister Julius Rietz in Dresden besorgt die Redaktion dieser Ausgabe.

— Der durch seinen „Grundriß der bildenden Künste“ bekannt gewordene Kunsthistoriker Dr. E. X. Riegel in Berlin ist mit der Schlußredaction eines Manuscripts über Cornelius beschäftigt, welches zu Ostern k. J. bei Rümpler in Hannover (etwa 25 Bogen stark) erscheinen wird. Dem Verfasser dieser Schrift liegt dringend daran, Kenntniß von allen und jeden Arbeiten und Studien des Meisters zu erlangen, und wir unterstützen diesen Wunsch gern, indem wir unsere Leser in deren privatem oder öffentlichem Besitz sich Cornelius'sche Arbeiten befinden, freundlich bitten dem Dr. Riegel (Berlin, Plan-Ufer 17) baldigst genaue Mittheilungen machen zu wollen. Jede Nachricht auch über das kleinste Blättchen wird den Verfasser zu aufrichtigem Dank verpflichten.

— In Professor Piloty's Atelier befindet sich wieder ein seiner Vollendung nahes großes Gemälde, welches für die Sammlung des Herrn v. Schack bestimmt ist. Columbus ist es, wie er, allein auf dem Verdeck des Schiffs wachend, die von einer Schiffslaterne beleuchtete Seekarte vor sich, in die mondbeglänzte See hinausblickt und am fernen Horizont endlich, endlich den Lichtpunkt seines Ziels wahrnimmt. Der Morgen graut, und bei Tagesanbruch wird der Entdecker mit Begeisterung rufen: „Land! Land! wir sind am Ziele!“ Die ergreifende Lage ist effectvoll aufgefaßt; über die Meisterschaft des Vortrags bedarf es wohl keiner Erwähnung. Der Name des Meisters genügt. „Das ist wieder ein realistisch Bild“, wird sich manche Stimme vernehmen lassen; denn alles tritt dem Beschauer wie lebendig aus dem Rahmen entgegen. Aber wär' es nicht in der That ein Irrthum, wenn Piloty immer nur als Vertreter und Heranbildner der Realistik in der Malerei genannt würde? Etwa darum weil er mit größter Naturwahrheit malt und seine Schüler dies lehrt? Wir glauben aber daß wohl immer das Stoffliche oder die Idee zunächst maßgebend sei, nach welcher die technische Behandlung zu beurtheilen, oder ob denn überhaupt das Gemälde jedweden idealen Moments entbehre. Piloty's Bildern liegt immer eine tief poetische oder geschichtlich erhabene Idee zu Grunde. Wer würde von dem Anblick des todten Wallenstein, welchen Seni auf plattem Boden, ermordet liegend, findet, nicht mächtig ergriffen — trotz der „realistischen“ Ausführung? Oder an wem wird der grause Nero über Trümmer und Schutt nicht gewaltig vorüberschreiten?

— Heinrich von Förster, Eigenthümer der „Allgemeinen Bauzeitung hat den bedeutenden Entschluß gefaßt, die berühmtesten Bauschöpfungen aus der florentinischen Blüthezeit von Brunelleschi bis Michelangelo in großem Maßstabe zu veröffentlichen. Zu diesem Behufe

gingen zu Anfang Winter vorigen Jahres zwei tüchtige Architekturzeichner nach Florenz, deren erste Sendungen vor Kurzem in Wien eingetroffen sind. Die Zeichnungen rühren von dem jungen und talentvollen Architekten Gnauth her, dessen colorirte Skizzen auf der Architektenausstellung zu Wien allgemeinen Beifall fanden. Ohne Zweifel wird das jetzt unternommene Werk seinen Einfluß auf die modernen Baubestrebungen nicht verfehlen und dürfen wir hoffen, daß es auch im Sinne jener großen Meister ausgeführt werde.

— Ein Rest romanischer Architektur ist kürzlich mitten in Paris ausfindig gemacht worden, nämlich die Kapelle St. Agnan, erbaut um das Jahr 1118 von Etienne de Garlande, Kanzler von Frankreich. Im Jahre 1791 für National-Eigenthum erklärt und verkauft, hat sie bis auf unsere Tage im Wesentlichen ihre ursprüngliche Form bewahrt. Die Kapelle, welche gegenwärtig als Stall benützt wird, befindet sich Rue Basse des Ursines Nr. 19 und reicht theilweise in ein anstoßendes Gebäude, welches die Nr. 20 der Rue Chanoinesse führt.

— Die Kronprinzessin von Preußen vertreibt sich die Zeit, wie ihr Vater es gethan, mit kunstvollem Fleiße; sie meißelt nämlich sehr schön und hat so eben eine Büste des Prinzen Albert verfertigt, welche auf Wunsch der Königin von England in der Halle der Industrie-Ausstellung zu Glasgow aufgestellt werden wird.

— Beim Entfernen der alten Kalktünche in der Marienkirche zu Greifswald fand man an der Südseite über dem Begräbnisse der Familie v. Essen ein altes Wandgemälde, das, nach einigen Resten der Inschrift zu urtheilen, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts herstammt. Das Gemälde ist 20 Fuß hoch und besteht aus vier Darstellungen in zwei Abtheilungen: rechts Christi Gebet am Oelberge und Christi Geißelung, links Christi Kreuztragung und Kreuzigung.

— Die Pariser Akademie hat für den 1867 fälligen Bordin'schen Preis folgende Aufgabe gestellt: „Untersuchung und Entwickelung des Einflusses, welchen die politischen, moralischen, religiösen, philosophischen und wissenschaftlichen Zustände auf die Künste üben und Darstellung des Maaßes von Abhängigkeit und Freiheit, welches bei den hervorragendsten Künstlern diesen Einflüssen gegenüber bestand."

— Der Gedanke eines Künstlerhauses in München ist aufgegeben: Dietz hatte ihn vor Jahren angeregt, Düsseldorf, Dresden, Wien haben ihn ergriffen und verwirklicht. Dietz selber ist nach Karlsruhe zurückgekehrt, nachdem er noch einige Arbeiten ausgestellt, eine flott und leicht gemalte heitere Episode aus der Schlacht bei Roßbach, und ein poetisch aufgefaßtes Bild des Königs, wie er in der Morgenfrische auf einem Alpenweg reitet; es ist zur photographischen Veröffentlichung bestimmt, und so hat das Publicum die Wahl zwischen diesem und dem Reiterportrait von der Hand eines vorzüglichen Zeichners, Melcher, welches Bruckmann herausgegeben.

— Eine Schule für Musik und dramatische Kunst hat der regierende König von Bayern beschlossen, auf Kosten seiner Civilliste zu errichten. Hans v. Bülow soll Director werden, nachdem Richard Wagner abgelehnt hat. Zweck des neuen Institutes ist „die Ausbildung eines reinen und richtigen deutschen Musikstils und eines giltigen dramatischen Stils." — Also wahrscheinlich ein Conservatorium für den Wagner-Stil!

— In Cività Lavinia ist eine Kolossalstatue des Kaisers Claudius gefunden, von einer nicht gerade hervorragenden Arbeit, aber dadurch interessant, daß sie ihn deutlich als Jupiter zeigt; am rechten Bein sind die Reste eines großen Adlers erhalten. Ueberhaupt ist das Werk vorzüglich konservirt; nur die Arme fehlen; der eine davon war schon ursprünglich angefügt. Durch Inschriften wird es wahrscheinlich, daß die Statue in den Trümmern eines Theaters lag, über das von der Fortsetzung der Ausgrabungen weitere Aufschlüsse sich erhoffen lassen.

— Bei der Schillerfeier in Leipzig hielt in diesem Jahre die Festrede Hofrath Prof. Dr. Oswald Marbach „über Schauspielkunst." Anknüpfend an die Fülle trefflicher Gedanken und lehrreicher Anweisungen welche Schiller in seinen kleinern Schriften niedergelegt hat, schilderte der Redner zuvörderst die Bühne wie sie sein soll, wie die größten Geister aller Zeiten sie auffaßten und verlangten, und wie namentlich Goethe und Schiller sie sich dachten und zur Wirklichkeit zu machen bestrebt waren. Daß, mit solchem Maßstab gemessen, die gegenwärtigen Bühnenzustände sich als überaus klägliche darstellen mußten, ist selbstverständlich, und so konnte es denn auch nicht fehlen daß Marbach mit unerbittlicher Schärfe die Verirrungen der modernen Schauspielkunst und die traurigen Verirrungen unseres nur noch für die zweifelhaften Reize eines abstracten Virtuosenthums und für die unter dem schmeichelnden Namen der realistischen Auffassung sich versteckende Barbarei eingenommenen Künstler geißelte und verurtheilte, und zur Verlassung solcher Bahnen dringend aufforderte.

— Al. Plattner, der Maler der Innsbrucker Friedhofkapelle, führt gegenwärtig in der romanischen Kirche zu Zirl zwei Deckengemälde: „Christi Auferstehung" und „Anbetung vor der Krippe", sowie an den Seitenwänden vier große Prophetengestalten aus, welche gegen seine früheren dortigen Werke einen bedeutenden Fortschritt bekunden sollen. In derselben Kirche befindet sich ein gothischer Altar von M. Stolz, eine der besseren Arbeiten dieses Künstlers.

— Der Innsbrucker Friedhof erhält durch J. Knabl eine neue Zierde, das Grabdenkmal für eine dortige reiche Familie. Vor einer Nische aus gelblichem Marmor im romanischen Stil steht die lebensgroße Marmorstatue des bekleideten Erlösers, das Kreuz in der Linken, auf der halben Weltkugel. Die Statue ist im Ausdruck edel, das Haar trefflich, der Bart fast zu fein behandelt, das Gewand fließend und geschmackvoll.

— Die gefeierte Künstlerin Frau Wilhelmine Szarvady, geb. Clauß, ist erkrankt und durch die Fortdauer ihres Unwohlseins genöthigt, auf ihre Engagements in Leipzig, Dresden, Hamburg, Schwerin, Bremen und Lübeck zu verzichten und nach Paris zurückzukehren, um daselbst die Herstellung ihrer Gesundheit abzuwarten.

— In Brüssel hat die zweiactige Operette „Der Thronfolger", welche der deutsche Männergesang-Verein Germania zur Feier seines dritten Stiftungsfestes in einem der größten brüsseler Concertsäle zur ersten Aufführung brachte, sich bei der zahlreichen Zuhörerschaft den glänzendsten Erfolg errungen. Das von Robert Wolff verfaßte Textbuch behandelt im Styl der „Schönen Helena" den Argonautenzug und die Eroberung des goldenen Vließes. Die von Louis Brassin geschriebene Musik ist für eine Operette eigentlich viel zu gut. Einzelne Nummern, wie z. B. ein komisches Trio im ersten Acte, ein Trinklied und ein Canon im zweiten, rissen das Publikum zu wahrhaft stürmischem Beifalle hin.

— Hans Köster's „Ulrich von Hutten" wurde am 8. November in Weimar mit vollständigstem Erfolge gegeben und der Dichter mit den Hauptdarstellern (Herren Leffeld, Grans und Fräulein Bußler) nach jedem Acte gerufen. Die Bühnen von Stuttgart und Mannheim sind bereits in Vorbereitung derselben Tragödie.

— Die komische Oper in Paris studiert eben ein nachgelassenes Werk von Ad. Adam, Text von Scribe, ein. Es heißt: „Le dernier bal", und soll sich ebenso sehr durch eine elegante melodienreiche Musik wie durch eine interessante Handlung auszeichnen.

— Aus London wird der Tod des berühmten englischen Pferdemalers John Herring gemeldet. — In Paris verschied am 1. Oktober der Historienmaler und Akademiker Fr. Jos. Hein, geb. 16. December 1787 zu Belfort am Oberrhein, vornehmlich durch seine zahlreichen, in den Pariser Kirchen und Palästen zerstreuten mythologisch-historischen Bilder bekannt.

— Der Nestor der Buchhändlerwelt, Martin Bossange in Paris, ist in den letzten Tagen des October in seinem nahezu vollendeten hundertsten Jahr gestorben. Er war im Februar 1766 zu Bordeaux geboren, und errichtete 1785 in Paris eine Buchhandlung, welche jetzt noch von seinem Sohn und Enkel fortgeführt wird. An seinen Namen knüpfen sich für den französischen sowohl als auch für den deutschen Buchhandel besondere Erinnerungen. Für den ersteren namentlich deßhalb weil er durch seinen großen Unternehmungsgeist dem französischen Buchhandel eine große Zahl neuer Absatzgebiete in den entferntesten Ländern eröffnete, indem er neben seinem Haus in Paris noch weitere Zweiggeschäfte gründete in London, Leipzig, Neapel, Santo Domingo, Montreal, Mexico und Rio de Janeiro; für den deutschen Buchhandel deßhalb weil er bei Gründung seines Zweiggeschäfts in Leipzig 1833 zugleich auch die in England und Frankreich vorher schon in Aufnahme gekommene Benutzung der Holzschnitt-Illustration für die populäre periodische Presse zuerst in größerm Maßstab auf deutschen Boden einführte durch Herausgabe des damals von beispiellosem Erfolg begleiteten „Pfennig-Magazin", das später in den Verlag von F. A. Brockhaus überging und bis 1855 erschien. Unter dem ersten Kaiserreich war Martin Bossange mehrfach mit wichtigen Missionen betraut, und schon 1811 war ihm der Orden der Ehrenlegion versprochen oder doch in Aussicht gestellt worden, doch hat er denselben erst 54 Jahre später und kurz vor seinem Tode, im August dieses Jahrs, erhalten. Jules Janin, der dem Verstorbenen im „Journal des Débats" einen sehr gefühlvollen und schön geschriebenen Nachruf widmet, scheint von dieser Ordensverleihung, wenn sie überhaupt stattfand, nichts zu wissen. „Was sein Ansehen noch erhöhte," sagt der mehrfach decorirte Feuilletonist mit anerkennenswerther Selbstverläugnung, „war der Umstand daß er während seines merkwürdig langen Lebens nicht die allergeringste Belohnung erhalten hat. Der Freund, der Buchhändler von Königen, der Trost einer gefangenen Prinzessin war nicht einmal Ritter der Ehrenlegion!"

— Karl Beck hat durch den am 4. Nov. erfolgten Tod seiner Mutter einen herben Verlust erlitten. Der von der Hand des Schicksals schwer getroffene Dichter verweilt in Pesth, wo er an dem Krankenlager seiner Mutter die treue Sohnespflicht erfüllte.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℔
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 49. Bremen, 3. December 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Hofnarrenstreiche im Mittelalter.

Von Wilhelm Girschner.

Im Mittelalter gab es bekanntlich an weltlichen wie geistlichen Höfen eigens gehaltene und besoldete Lustigmacher und Possenreißer, die s. g. Hofnarren, welche das seltsame Amt hatten, die Festlichkeiten und Lustbarkeiten derselben durch ihre Schwänke und Späße zu erhöhen und zu würzen und ihre Herren selbst nach deren ernsten Amtsgeschäften, namentlich bei Tafel, aufzuheitern, auch ihnen die Langeweile zu vertreiben. Sie hatten als Hofbeamte ihre besondere Tracht, bestehend in einer turbanähnlichen Kappe auf dem geschorenen Kopfe, mit Eselsohren versehen, an deren Ende Schellen saßen, in einem breiten weißen Halskragen, Wamms und Hosen, mit bunten Streifen verziert, und in der Hand führten sie als Ehren- und Abzeichen, gleichsam als ihren Scepter, den Narrenkolben, eine zierliche Keule von Leder, mit einem Riemen versehen, oder auch die Pritsche, ein Stab von gespaltenem Holze, dessen sich jetzt noch die Harlekins oder Bajazzi bedienen. Bei ihren Herren standen sie in hoher Gunst, waren ihre steten Begleiter, und es geschah nicht selten zum Aerger der Räthe und Höflinge, daß ein solcher Narr bei der Tafel obenan neben dem Fürsten seine Stelle erhielt. Sie galten für unverletzlich und hatten das gar nicht zu verachtende Privilegium, allen Menschen, selbst ihrem Herrn die Wahrheit sagen zu können, woraus ihnen mancher Vortheil, mancher wichtige Einfluß erwuchs, und in dieser Beziehung haben sie doch viel Gutes gestiftet. Während die gewöhnliche Sorte von Hofnarren gar zu leicht zu den Speichelleckern hinabsank und nur da zu sein schien, den Hofleuten zum Spielball und den fürstlichen Launen zum Gegenstande der Mißhandlung oder des Spottes zu dienen, waren die besseren edel genug, ihre Stellung auf eine sittliche Weise auszubeuten. Unter dem Schutze der Schellen sagten sie ihren Fürsten die Wahrheit, die diese so selten zu hören bekommen, hielten sie von Zornesausbrüchen und allzu raschen und unüberlegten Handlungen zurück, schwangen die Geißel ihres Spottes gegen alle Thorheiten und Unbilden ihrer Zeit, und mancher Unterdrückte gelangte zum Recht, wenn er den Hofnarren auf seiner Seite hatte. Freilich gab es unter der weitverbreiteten Sippschaft dieser Narren auch grobe, der Sittlichkeit gefährliche Zotenreißer und Verleumder, und diese waren in solcher Beziehung um so gefährlicher, als sie das Vertrauen und Gefallen ihrer Herren besaßen. — Daß zu einem vollkommenen Hofnarren, der ganze Gesellschaften mit seinen kurzweiligen Reden, mit witzigen Antworten auf allerlei Fragen, mit allerlei Späßen und Schwänken zu unterhalten und zu belustigen hatte, ein Mann von großer Welterfahrenheit, Geschmeidigkeit im Benehmen, Witz, Scharfsinn und Gegenwart des Geistes gehörte, liegt auf der Hand. Wir finden unter ihnen nicht selten Leute von klassischer Bildung, die bei festlichen Gelegenheiten als Dichter und Redner auftreten, und deren Witze oft einen tiefen Gehalt hatten; die Späße und Schwänke der meisten jedoch waren, wie ihr Zeitalter, gewöhnlich derb und plump und für unseren feiner organisirten Magen kaum mehr verdaulich. Es gab überhaupt unter den Hofnarren hinsichtlich des Talents und der Bildung gar sehr verschiedene Sorten: vom blödsinnigen und verwachsenen Burschen, der als Prügeljunge galt, vom bloßen Tellerlecker und Schmeichler, der sich verspotten ließ, um seinen hungrigen Bauch zu füttern, bis zum intriguanten Hofnarren, der sich in Politik und Regierungsgeschäfte mischte und seinen Fürsten führte und leitete.

Da die Reden, Scherze und Schwänke der Hofnarren ein getreues Bild des Geistes und der Sitten damaliger Zeit geben und namentlich sehr charakteristisch die Haltung der geistlichen und weltlichen Großen sowie den Geschmack an der Kurzweil bezeichnen, so glauben wir das Interesse unserer Leser für uns zu haben, wenn wir nachfolgend mehrere davon mittheilen.

Kaiser Maximilian I. soll sich einst mit seinem Hofnarren in Tyrol in ein Gefecht mit Schneebällen eingelassen haben, wobei dieser den Kaiser mit einem sehr festen Schneeball so in's Auge traf, daß es Max beinahe verloren hätte. — Der berühmteste und klügste unter seinen Hofnarren war der bekannte Kunz von der Rosen, den er seinen „lustigen Rath“ zu nennen beliebte, und da er zugleich ein beherzter Soldat war, der sich seines Herren wegen oft in Lebensgefahr begab, so machte er ihn beritten und hatte ihn zu seinem beständigen Trabanten. Als dieser Kunz einst mit einigen Fürsten in Gegenwart des Kaisers Karte

spielte und zwei Könige bekam, fragte er sie, ob derjenige das Spiel gewänne der drei Könige hätte? und als sie dieses bejahten, zeigte er ihnen seine zwei Könige in der Karte, ergriff den Kaiser bei'm Arm und sagte: „Hier ist der dritte König;“ wobei er zugleich das Geld einstrich. Zugleich sagte er zum Kaiser: „Siehe, Max, für einen solchen Kartenkönig halten dich deine Fürsten;“ womit er auf seine große Gelindigkeit zielte, die damals oft von den Fürsten gemißbraucht wurde. — Nach der Vermählung des Markgrafen Casimir von Brandenburg mit der Prinzessin Susanne von Bayern im Jahre 1518 führte der Kaiser die Braut wieder zum Wagen, und nachdem sie alle eingesessen, fuhr und ritt man auf den Weinmarkt, allda man wieder ab und in Philipp Adlers Behausung eingetreten und zum Anfang von vier Scharfrennern ein paar Treffen gehalten wurden. Kunz von der Rosen machte hierbei ein Possenspiel, nahm noch zwei seines Gleichen zu sich und befahl ihnen, daß sie, was sie ihn thun sehen würden, ihm nachthun sollten. Darauf stellten diese drei und mit ihnen viele Hofdiener neben einem Predigermönch sich auf den Röhrkasten, dem Stechen zuzusehen. Als nun das letzte Rennen geschah, fing Kunz an zu taumeln, fiel zurück in den Röhrkasten und riß die Nächsten mit sich hinein, um Hülfe schreiend und sich stellend, als ob er an ihnen sich halten wollte. Weil die zwei anderen Hofnarren ihm solches nachthaten, fielen bei 16 Personen sammt dem Mönche in's kalte Bad und lockten dem Kaiser wie auch der Braut und den gesammten Damen ein großes Gelächter ab, zumal als Kunz den Mönch beschuldigte, als ob er ihn hineingerissen hätte.

Pape Theun, welcher lange Zeit das Amt eines Küsters zu Löwen verwaltet hatte, stieg wegen seiner lustigen Einfälle bis zu dem Amte eines graduirten Hofnarren bei Kaiser Karl V. Als er einst in seinen Ausschreitungen zu weit gegangen war, befahl der Kaiser dem Koche, die Küche vor ihm zu verschließen, um ihn so einige Tage hungern zu lassen. Abgewiesen von der Tafel und vom Koch durchaus nicht in die Küche gelassen, gerieth er auf den Einfall, alle heimlichen Gemächer zu vernageln. Als dies dem Kaiser gemeldet wurde, ließ er den Narren vor sich kommen und fragte ihn um die Ursache seines Verfahrens. „Diese ist nicht weit zu suchen“, erwiederte der Hofnarr, „denn zu was sollen die heimlichen Gemächer dienen an einem Hofe, wo man nicht ißt?“ —

Ein berühmter Hofnarr war auch Wigand von Theben oder der Pfaff von Kalenberg, im Dienste Otto des Fröhlichen, Herzogs von Steiermark, eines Enkels Rudolphs von Habsburg, welcher 1339 starb. Die Narrenstreiche und lustigen Possen desselben waren im 16. Jahrhundert so bekannt, daß viele Schriftsteller seiner erwähnen und selbst Luther seiner gedenkt. Sein Glück fing sich also an: Als Student in Wien sah er auf dem Fischmarkte einen großen Fisch, den eine Menge Leute anstaunten; aber es wollte ihn Niemand kaufen, weil er zu theuer war. Da dachte Wigand bei sich, der Fisch sollte wohl des Fürsten Tafel zieren, lieh sich von seinem Hauswirthe Geld und kaufte ihn. Sodann wanderte er in seinem Sonntagskleide mit dem Fisch auf die Burg zum Herzog Otto. Der Thürhüter wollte ihn aber nicht hineinlassen, außer wenn er ihm die Hälfte von dem geben wolle, was ihm der Herzog schenken würde. Der Student schwur es zu thun, brachte dem Herzog den Fisch zum Geschenk und bat sich dafür als Gnade aus, daß ihn der Herzog durch zwei handfeste Kerle sollte tüchtig abprügeln lassen. Dieser wollte anfänglich nicht drein willigen, doch ließ er es endlich geschehen, fragte ihn aber nach empfangener Gnade um die Ursache seines seltsamen Begehrens, worauf ihm Wigand das Verlangen des Thürhüters hinterbrachte, der nun auch die Hälfte des Preises in vollem Maße erhielt. Alsdann fragte der Fürst den Studenten, wer er wäre, und was er eigentlich bei ihm suchen wolle. Der Student sagte seinen Namen und daß er gern wolle Priester werden, und bald darauf verlieh ihm der Herzog, dem die Sache gefallen, die erledigte Pfarrstelle zu Kalenberg. In dieser Stellung hat er manchen Narrenstreich am Hofe des Herzogs ausgeführt, da er zugleich als dessen Hofnarr figurirte.

Eines Morgens kamen etliche Bauern in die herzogliche Burg, die bei dem Herzog etwas anzubringen hatten, und baten den Pfarrer, den sie vor der Thür der herzoglichen Gemächer fanden, er möchte ihnen Zutritt verschaffen. Dieser guckte durch die Thür in's Zimmer und sagte: „Der Herr sitzt eben im Bade; ihr müßt eilen, damit euch Niemand zuvorkommt; daher zieht euch nackend aus, der Herr wird euch schon im Bade eure Bitte gewähren. Die Bauern thaten dies auch aus gutem Zutrauen, worauf sie der Pfarrer, so nackend als sie waren in den Saal hineinführte, wo der Herzog mit den Damen und Herren zu Tafel saß. Die Bauern merkten Unrath und baten den Pfarrer, sie wieder hinauszuführen. Der Herzog bat den Pfarrer zur Tafel, er aber redete kein Wort und that, als wäre er stumm, und die Bauern sagten: „Der Pfarrer hat uns zu Narren gemacht“, worauf die ganze Gesellschaft zu lachen anhob. Doch der Herzog sagte gnädig: „Laßt euren Zorn fahren, eure Bitte sei euch gewährt.“ Darauf fing der Pfarrer wieder an zu reden und sagte: „Sagt, ihr unseligen Bauern, hab' ich's euch nicht vorhin gesagt, daß mein Herr euch willig und bereit sein werde, und scheltet ihr mich darum zum Lohne? Hebt euch bald hinweg, denn ihr habt wohl also geschwitzt, als einer, der im Bade gesessen!“ und schickte so die Bauern heim. „Gott sei gelobt!“ sagte der Herzog, „daß der Pfarrer nicht stumm geblieben ist. Aber sieh' da, Pfaff, wie kommst du mit zerrissenen und kothigen Schuhen in den Saal? Geht und kauft ihm ein Paar neue.“ „Mit nichten!“ sprach der Pfarrer, „ich will blos die alten flicken lassen.“ Da es der Herzog zufrieden war, ging der Pfarrer zu einem Goldschmiede und ließ sich silberne Sohlen, Flecken und Nägel darauf heften, welches dann der Herzog bezahlen mußte.

Als Rudolph Graf von Habsburg, nachmaliger Kaiser, im Jahre 1620 von der Stadt Zürich zu ihrem Hauptman gewählt wurde, zerfiel er mit dem Grafen Ulrich von Regensburg. Dieser zog in der Stille Streitkräfte zusammen, und weil Rudolph eine große Nase hatte, sagte der Graf von Regensburg bei einer Musterung zu seinen Truppen: „Ich denke, wir sind unserer genug, dem von Habsburg seine große Nase zu klopfen!“ Dies hörte des Grafen Narr, der sich alsbald nach Kyburg begab, um den Grafen Rudolph selbst zu sehen und von dessen großer Nase persönlichen Augenschein zu nehmen. Als er in das Zimmer des Grafen eingelassen war, stand er ein wenig still, dann sagte er, den Grafen betrachtend, ganz laut: „Wie ich sehe, ist diese Nase doch nicht so groß, daß mein Herr so viel Volk nöthig hätte, sie zu klopfen; ich denke, ich wäre allein im Stande, diese Nase dermaßen zu dreschen, daß weder Stumpf noch Stiel davon übrig bleiben sollte.“ So erfuhr Rudolph, der von der Rüstung seines Feindes Nichts ahnete, dessen Unternehmen noch so zeitig, daß er seine Gegenvorkehrungen treffen konnte. — Rudolph mußte sich übrigens oft wegen seiner großen Nase verspotten lassen. So begegnete ihm, als er schon Kaiser war, einst auf einem engen Pfade ein Schalksnarr, dem die Leute des Fürsten zuriefen, auszuweichen. Der Schalksnarr aber entgegnete, er könne vor des Kaisers großer Nase nicht vorbei. Jedermann meinte, er werde wegen seiner Naseweisheit vom Kaiser eins auf die Nase be-

kommen; — allein der Kaiser drehte sich lächelnd seitwärts und rief ihm zu: „Geh', mein Sohn, ich habe meine Nase abgewandt, sie soll dich nicht mehr hindern!“

Unter den Doctoren der Rechte und Medicin der Universität Pavia war einst ein Rangstreit entstanden, in welchem der Herzog in höchster Instanz um Entscheidung angegangen wurde. Dieser berief daher eine Commission gelehrter Männer, welche die Sache untersuchen und ihm ihre Meinung vortragen sollten. Vor lauter Gelehrsamkeit konnten sie aber zu keinem Entschluß kommen; nur der Hofnarr meinte, daß die Sache ganz klar und einfach und leicht zu entscheiden sei. „Nun“, sagte der Herzog, „laß Deine Weisheit hören!“ „Es ist gewöhnlich der Brauch“, entgegnete der Narr, daß, wenn man einen Missethäter hinausführt, der Henker hinten nachgeht.“ —

Karl der Einfältige sagte einst zu seinem Hofnarren: „Du hast so viel Macht, daß man dich beinahe für den König und mich für den Narren hält. Was meinst du, Hans, wollen wir mit einander tauschen?“ Als sich der Narr bei dieser Anfrage sehr verdrießlich und ungeberdig stellte, fragte ihn der König, ob er sich etwa schäme ein König zu sein? „Nein, das nicht“, erwiederte der Narr, „aber ich schäme mich eines solchen Narren.“ — Einst fragte der König eben den Narren: „Was Neues?“ — „Es sind heute früh über 4000 Menschen aufgestanden.“ — „Was? wozu?“ — „Ohne Zweifel, um heute Abend wieder zu Bette zu gehen.“ —

Als Eduard III. den großen Sieg über die Flotte Philipps VI. von Frankreich errungen, wagte es Niemand, dem Könige die Nachricht von diesem schmerzlichen Verluste zu hinterbringen. Endlich unternahm es sein Hofnarr. Er ging zum König und fing fürchterlich über die Engländer zu schimpfen an. „Die Memmen von Engländern, die feigherzigen Schufte!“ sagte er unter Anderm. „Und warum?“ fragte der König. „Weil sie“, sagte der Narr, „nicht so viel Muth haben, in's Wasser zu springen, wie unsere braven Franzosen thaten; die sind alle aus ihren Schiffen in's Wasser gesprungen.“ Der Narr hatte seinen Zweck erreicht, denn der König begriff wohl, was er damit sagen wollte.

Triboulet war Hofnar bei Ludwig XII. und Franz I. Ehe Letzterer den unglücklichen Feldzug im Jahre 1525 antrat, in welchem er bei Pavia gefangen wurde, hielt er vorher einen Kriegsrath, wie man am besten in Italien eindringen könne. Triboulet, der auch zugegen war, hörte lange schweigend zu; endlich aber sagte er zu den Räthen: „Ihr meint Wunder, was ihr dem König für weise Rathschläge gegeben habt, und habt doch das Beste vergessen.“ „Und was wäre das?“ fragten einige. „Nun“, erwiederte Triboulet, „ihr habt den Rückzug vergessen; wollen wir denn in Italien bleiben?“ Wie recht hatte der Narr, wie denn auch der Erfolg die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigte.

Scoggan ein berühmter Hofnarr bei Heinrich VIII. von England und der Königin Elisabeth, heißt bei den Engländern ausdrücklich der berühmte Lustigmacher der Königin Elisabeth (The famous Jester to Queen Elizabeth). Dieser befand sich zu der Zeit am französischen Hofe, als Heinrich VIII. mit demselben in Feindschaft gerathen war, und König Franz I. fand großen Gefallen an seinen Späßen. Er nahm ihn einst mit sich in sein heimliches Gemach und zeigte ihm das Bildniß Heinrich VIII., welches er daselbst hatte aufhängen lassen, mit den Worten: „Siehe, wie hoch ich deinen König schätze.“ Scoggan antwortete: „Das sehe ich wohl, Sire, ich glaube aber, daß Sie es niemals ansehen, sondern immer auf die Seite blicken, sonst würden Sie ewig Angst haben.“

Pace, der bittere Narr (the bitter fool) genannt, welcher zur Zeit Elisabeths am englischen Hofe lebte, hatte nicht die Erlaubniß, zu der Königin zu kommen, wahrscheinlich, weil er meistens nur Grobheiten zu Tage brachte. Eines Tages aber ließ sie sich doch überreden, ihn zu sich kommen zu lassen, weil man sie versicherte, daß er gewiß nichts Beleidigendes sagen werde. Pace kam. „Nun Pace“, sagte die Königin, „was bringst du Neues? soll ich meine Fehler von dir zu hören bekommen?“ — „Gewiß nicht“, erwiederte der Narr, „über Dinge, von denen die ganze Stadt spricht, pflege ich niemals zu reden.“

Killigrew, König Karl II. Kammerdiener, Hofnarr und Liebling, sah mit Mißvergnügen, wie sein Monarch sich immer mehr den Vergnügungen des Hoflebens hingab und immer weniger um die Regierungsgeschäfte bekümmerte. Er kleidete sich daher als Pilger und ging in diesem Anzug zum König. Dieser verwunderte sich höchlich über den seltsamen Aufzug seines Kammerdieners und fragte: „Wo willst Du hin?“ — „Auf Wanderung.“ — „Und wo soll die Reise hingehen?“ — „In die Hölle.“ — „Und warum? — „Ich will Oliver Cromwell holen, er wird sich wenigstens mehr um den Staat bekümmern, als sein Nachfolger.“ —

Der Herzog von Buckingham kegelte einst mit Carl I. und anderen vornehmen Edelleuten. Obgleich der Herzog dem König sein ganzes Glück zu danken hatte, bewegte er sich ihm gegenüber doch so stolz und aufgeblasen, als wäre er seines Gleichen. Als er einen glücklichen Wurf gethan, sagte er zum König, ohne den Hut abzunehmen: „Mein Herr, ich habe gut geschossen!“ Dieses Benehmen brachte den mit anwesenden Hofnarren dermaßen auf, daß er dem Herzog ohne Weiteres den Hut vom Kopfe riß mit den Worten: „Sollst Du, schlechter Gesell, mit meinem König reden und den Filz nicht abziehn?“ Der Herzog, hierüber höchst aufgebracht, wollte dem Narren einen Faustschlag in's Gesicht geben, allein der König selbst hielt ihn zurück. „Laßt es gut sein“, sagte er, „einem Narren darf man Nichts übel nehmen.“ Aber der Narr, der dies hörte, entgegnete: „Für diesmal bin ich kein Narr, sondern ein schottischer Edelmann, der nicht duldet, daß Buckingham Ew. Majestät den schuldigen Respekt versagt.“

Selbst bei Päbsten und vornehmen Geistlichen war es allgemeine Sitte, sich einen Hausnarren zu halten, und sie trieben es so arg damit, daß auf dem Pariser Concil vom Jahre 1212 ein strenges Verbot dagegen erlassen werden mußte.

So war ein gewisser Bareiacca von Ravenna Hausnarr bei dem Cardinal Hippolito Medici. Dieser hatte einen Feind in dem Kammerdiener des Cardinals, der seinem Herrn beständig in den Ohren lag, den lüderlichen Burschen abzuschaffen. Bareiacca erfuhr davon, warf sich eines Tages dem Cardinal zu Füßen, beklagte sich über die Verläumdungen seines Gegners und bat, ihn nicht entlassen zu wollen. „Er verdient“, sagte er, „viel weniger in Ihrem Hause zu bleiben als ich, denn er ist ein solcher Geizhals, daß ihm alle Hausgenossen spinnefeind sind, ich hingegen bin so freigebig, daß ich nie einen Kreuzer übrig habe. Hierin gleiche ich Ihnen, gnädigster Herr, der sie wegen Ihrer Freigebigkeit allgemein belobt werden und außer Ihren Bedienten noch viele andere bedürftige Personen unterhalten. Sollte nun derjenige, der Ihnen gleich ist und von Ihnen geschätzt wird, fortgejagt, und der, welcher das Gegentheil thut, beibehalten werden?“ — „Wollen Sie Beweise davon“, fuhr er fort, „daß ich eine ebenso große Menge Bedürftiger täglich unterhalte, als Sie selbst? Kaum habe ich mich niedergelegt, so kommen mit Ihrer gnädigen Erlaubniß ganze Hunderte, ja ich möchte sagen Tausende — von Mücken, Flöhen und Wanzen über mich, die sich an mir sättigen. Sehen Sie hierher, und Sie können sich

von der Thatsache überzeugen!“ Und damit warf er den ihn umhüllenden Mantel ab, so daß er nur mit kurzen Unterbeinkleidern vor dem Cardinal stand. „Diese großen Flecken hier“, bedeutete er den Cardinal, „sind von den Mücken, diese kleineren rühren von den Wanzen her. Nun bedenken Sie, gnädigster Herr! ob es, da ich so viele Geschöpfe zu ernähren habe, nicht nothwendig ist, daß ich selbst esse und trinke?“ Der Cardinal konnte vor Lachen das Ende seiner Litanei nicht erwarten, erkundigte sich nach dem Feinde seines Narren, und da er allgemein hörte, daß es ein verbissener, filziger Kerl sei, so entfernte er ihn aus seinen Diensten und setzte Barriacca an seine Stelle.

---

* Aus Berangers Liedern.

Von Adolf Laun.

Manuels Grabmal.

Es ist vorbei, die Meng' ist schon zerstoben,
Sie hat dem Sarge Lebewohl gesagt,
Die Freundschaft nur hebt noch den Blick nach oben,
Den Gram verkündend, der am Herzen nagt.
Schon schloß sich über ihm der Tiefe Grauen,
Franzosen, bald wird er vergessen sein.
Um für die Nachwelt ihm ein Grab zu bauen,
Müßt Ihr dem armen Sänger Hülfe leihn.

Ich sammle hier, ein Denkmal zu erheben,
Ihm, der für Euch gekämpft hat treu und warm,
Ich kannte seiner Seele tiefstes Streben,
An ihm war Alles Volk, Kopf, Herz und Arm.
Uns aber ziemt es, Lohn ihm zu gewähren,
Ihm danken muß die Pflicht für Alle sein.
An seinem Grabe kniet ein Freund in Zähren,
Ihr müßt dem armen Sänger Hülfe leihn!

Ich schuld' ihm diesen Liebesdienst vor Allen,
Zwölf Jahr ist's her, das schöne Vaterland,
Es lag in Schutt und Trümmern, war zerfallen,
Da war's, wo sich der Freund zum Freunde fand.
Ihm sang mein Lied, Arcolas Veteranen,
Vom alten Ruhm, er lächelte darein.
Sein Grabmal soll an jene Zeit Euch mahnen,
Ihr müßt dem armen Sänger Hülfe leihn.

Er kämpfte muthig jener Macht entgegen,
Die sich vom Volke feindlich abgewandt,
Doch glich sein Wort nicht dumpfen Donnerschlägen,
Ein Schwertstreich war es aus der Tugend Hand.
Man zwang ihn, die Tribüne zu verlassen,
Doch sah er rings das Volk um ihn sich reihn.
Beschützt sein Grab vor jenen, die ihn hassen,
Ihr müßt dem armen Sänger Hülfe leihn.

Kaum war er im Gedächtniß Dir geblieben,
O flüchtig Volk, Du sahst ihn ja nicht mehr,
Doch er, ein stolzes Schiff, zum Strand getrieben,
Erwartete der Fluthen Wiederkehr.
Da plötzlich trat in unser stilles Leben
Bei meiner Lieder Klang der Tod herein!
Ihr dürft nicht länger Raum dem Undank geben,
Ihr müßt dem armen Sänger Hülfe leihn.

Ja, helfet mir, ihm einen Denkstein schaffen,
Ihr, denen oft des Sängers Leyer Klang,
Von Fried' und Eintracht unterm Lärm der Waffen,
Von Hoffnung, Freiheit unter Joch und Zwang.
Bezahlt mein Lied, das Ihr so gerne singet,
Die kleinste Gabe soll willkommen sein,
Daß Manuels Ruhm bis in die Nachwelt klinget,
Müßt Ihr dem armen Sänger Hülfe leihn!

Brennus.

Zum Galliervolk sprach Brennus: Auf
Daß man mir ein Triumpflied singe!
Roms Felder krönten meinen Siegeslauf,
Seht hier den Weinstock, den ich bringe!
In Gallien sollen fortan, Dank dem Wein,
Stets Ruhm und Lieb' und Kunst vereinigt sein.

Uns war der Saft noch unbekannt,
Wir siegten, daß er uns beglücke,
Und daß hier grünend an der Hügel Rand
Der Rebe Laub den Sieger schmücke.
In Gallien sc.

Dereinst wird dieser rothe Saft
Den Völkern Stoff zum Neide geben,
Und, heiß durchglüht von uns'rer Sonne Kraft,
Rings Poesie und Kunst beleben.
In Gallien sc.

An unsren Küsten, hochbeglückt,
Wie werden tausend Maste ragen,
Und weinbeladne Schiffe, buntgeschmückt,
Die Freude durch das Weltall tragen!
In Gallien sc.

Ihr, die Ihr herrschet weit und breit,
Ziehn wir zum Kampf, Ihr milden Frauen,
Habt diesen Labetrunk für uns bereit,
Laßt ihn in unsre Wunden thauen.
In Gallien sc.

Laßt uns stets eng verbunden sein,
Dann werden sehn in bösen Zeiten
Die Nachbarn, wie statt Waffen mit dem Wein
Wir Sieg und Lorbeern uns erstreiten.
In Gallien sc.

O Bacchus, sei uns hold und gut,
Uns, die wir gastlich Alle lieben,
Den Fremdling laß bei unsrer Rebe Blut
Vergessen, daß man ihn vertrieben.
In Gallien sc.

Brennus blickt dankerfüllt empor,
Sein Spieß gräbt wühlend in der Erden,
Er pflanzt den Wein, der Gallier froher Chor
Sieht schon das künft'ge Frankreich werden!
In Frankreich sollen fortan, Dank dem Wein,
Stets Ruhm und Lieb' und Kunst vereinigt sein.

---

* Hansische Geschichts-, Cultur- u. Charakterbilder.

Von Heinrich Asmus.

IV. Ein Opfer französischer Willkürherrschaft.

Auch für Lübeck dämmerte im Februar des Jahres 1813 das Morgenroth der aufgehenden Freiheit — aber blutig roth! Vorbereitet durch die Nachricht, daß die Russen in Berlin eingezogen seien und durch den Enthusiasmus, den dies Ereigniß in Hamburg erregt hatte, entstand in Lübeck am 25. Februar ein Volksauflauf, zunächst veranlaßt durch den Umstand, daß die Franzosen die Fuhrleute, welche sie gefahren, nicht bezahlen wollten. Man insultirte einige Chefs der Douanen und der Regie. Da beging der französische Polizeicommissar die Unvorsichtigkeit und trat mit Drohungen unter den aufgeregten Volkshaufen, wodurch er den Unwillen desselben nur noch vermehrte: es kam zu Thätlichkeiten gegen ihn. Gleichzeitig stürmte das gereizte Volk das an dem Klingenberg gelegene Haus der Regie, riß das französische Wappen herunter und trat es mit Füßen. Gegen Mittag

wurde Generalmarsch geschlagen und französische Patrouillen durchzogen nach allen Richtungen hin die Straßen. Nach einer derselben ward auf dem Kohlenmarkt mit Steinen geworfen: vier Soldaten legten ihre Gewehre zum Feuern an, zwei versagten, aber eine Kugel tödtete einen Bürger auf der Treppe eines nahen Hauses, wohin er sich geflüchtet, um aus dem Volksgedränge zu entkommen. Er hinterließ eine Frau und sechs Kinder. Tages darauf verließen die Henker deutscher Freiheit schleunigst die Stadt, und schon am 19. März ward der Senat unter lautem Jubel der Bürger wieder in seine Würden eingesetzt. Und um die wiedererlangte Freiheit zu wahren, folgten Jünglinge und Männer, Väter und Söhne dem kriegerischen Aufrufe und stellten sich in die Reihen der deutschen Freiheitskämpfer.

Allein die Freude und die Freiheit waren von kurzer Dauer! Schon Anfang Juni rückte der Franzose im Verein mit den Dänen (welche für diesen Freundschaftsdienst von dem Volke den Beinamen „Schuckelmeier" erhielten) in Lübeck wieder ein, wodurch die Wogen der Aufregung plötzlich abermals hoch gingen und bald einer Brandung glichen, welche die ihr angelegten Fesseln zu zertrümmern drohete.

Wenige Tage nach seiner Ankunft machte der französische Commandant, Capitän Laloy, in Begleitung mehrer dänischen Officiere einen Spaziergang durch die Stadt; eine zahlreiche Volksmenge, die mit jedem Schritte lawinenartig wuchs, folgte ihm, und er war dreist und unvorsichtig genug, seine Unzufriedenheit, darüber grollend laut werden zu lassen. Da plötzlich, unerwartet braus'te aus tausend Kehlen das Signal zum Kampfe: „Weih up!" ihm entgegen. Darüber ward er nun vollends aufgebracht und vergaß sich so sehr, daß er mit eigener Hand zwei Arbeiter ergriff. Im Nu flogen Steine gegen ihn, sein Czako ward ihm vom Kopfe gerissen und in den Rinnstein getreten. Wuth schnaubend entriß er den Degen der Scheide, ließ die beiden Arbeitsleute arretiren und suchte sich dann mit geschwungenem Degen gewaltsam Bahn zu machen durch die drohende Volksmenge, was ihm auch gelang. Er erreichte glücklich die Börse, in welcher damals, in jenen unheilvollen Jahren, wo in dem Zeitraum eines vollen Jahres nicht ein einziges Schiff in den Hafen kam, noch abging, die Dänen casernirten. Die Volksmasse stürzte ihm nach und bewachte die Börse und den Markt.

Aber nicht lange; bald sprengten Cavallerie-Patrouillen daher, die mit blanker Waffe auf die Unbewehrten so schonungslos und nachdrücklich einhieben, daß sie rasch und schimpfend auseinander stoben. Dragoner jagten durch alle Straßen und versetzten die in ihren Häusern eingeschlossenen Bürger in Angst und Schrecken. Mehre Leute wurden verwundet, dem dänischen Militair aber für die bewiesene Bravour auf öffentlichem Markte Wein gereicht. Mittags ward in allen Straßen bei Trommelschlag verkündigt: „Kein Einwohner dürfe zwischen 12 und 2 Uhr aus dem Hause gehen, bei Strafe erschossen zu werden."

Diese und andere Gewaltmaßregeln dämpften aber den unruhigen Geist der Bürger nicht; unwillige Aeußerungen über das Gebahren der Franzosen und Dänen wurden überall laut und drangen selbst bis zum Polizeiminister, dem Herzog von Rovigo, weshalb dieser Befehl gab, alle Rädelsführer der Unruhe aufzufangen und sie nach Hamburg zu transportiren. Dieses geschah. Aber wie? Man preßte mit der größten Willkür gänzlich Unschuldige, riß sie aus den Betten, ja schonte selbst einen 83jährigen Greis nicht. Sämmtliche, gewaltsam gefangen genommene, führte man nach der auf der Elbe bei Hamburg liegenden „Ceres", auf welchem Schiffe den „Empörern" ihre Wohnung angewiesen wurde.

Der Polizeicommissar Le Coq hatte ihnen allerdings versprochen, daß sie sich in Hamburg frei bewegen dürften, aber man weiß, was von derartigen Versprechungen zu halten ist. Man nahm es auch hier nicht so genau und setzte die „Gefangenen" den brennendsten Sonnenstrahlen aus, weshalb sich diese in den Bauch des Schiffes zurückzogen; oder richtiger, sich in demselben verkrochen. Indessen wußten die Lübecker auch hier sich ihren Humor zu bewahren. In dem Briefe eines Augenzeugen heißt es: „Wie uns zu Muthe war, als wir in der Nacht vom 25. auf den 26. Juni, Manche gänzlich unvermuthet, aus dem besten Schlafe gerissen wurden, darf ich wohl nicht schildern; auch begreift es sich leicht, mit welchen Empfindungen bekannte Personen sich auf den Hospitalzimmern in dem Doms-Umgang zu einer noch unbekannten Bestimmung beisammen fanden und noch immer die Zahl vergrößert sahen. Endlich am Mittage, als sämmtliche Namen der Anwesenden aufgerufen waren, erklärte Le Coq uns, daß wir als Geißeln nach Hamburg geschafft und dem Prinzen von Eckmühl vorgestellt werden sollten, wir uns aber frei und ungehindert in jener Stadt aufhalten dürften.

Nach vielen Beleidigungen von Seiten der französischen Wachtmannschaft, die uns „Empörer" titulirte und uns des „Durchstoßens" würdig erklärte, wurden wir auf Wagen gepackt und unter einer Escorte von ca. 400 Mann, mit vorangehendem Trommler, über den Wall aus dem Holsteinthor abgeführt. Am Thore standen viele Zuschauer — sie wurden auseinander gesprengt und die Thore geschlossen. Wir fuhren über Oldesloe und kamen erst am 27. Juni in Hamburg an, wo wir sogleich nach dem neuen Baumhause geführt wurden. Nachdem man uns hier etwas kalte Küche erlaubt hatte, hieß es sogleich: „Nach Harburg! Fort, in den Ewer!" Ein Polizeiofficiant zählte uns hinein und ließ bald darauf, uns unerwartet, bei einem zweideckigen Schiffe, die „Ceres" genannt, anlegen. Hier sollte unser Aufenthalt sein. Wir mußten die „Himmelsleiter" hinaufsteigen; nur die Herren Dr. Trendelenburg, Stolterfoht und der 83jährige Voß konnten es nicht und wurden nach dem Baumhause zurückgebracht. Wir mußten uns so gut einrichten, wie wir konnten. Am Montag den 28. Juni wurde unter dem Vorsitz des Dr. Lembcke eine republicanische Verfassung eingerichtet und die Geschäfte vertheilt.

Nun gab es Richter, Polizeiaufseher, Briefbesorger, Affichenre, Proviant-, Wasch- und sogar Bartcommissäre in voller Thätigkeit. Unsere Gesellschaft wurde Nachmittags noch durch 15 später Arretirte vermehrt, so daß wir auf 45 Personen anwuchsen. Gleiches Schicksal, ähnliche Bedürfnisse erzeugten eine musterhafte Eintracht und jeder verrichtete das ihm überwiesene Geschäft mit Eifer und Lust; auch fehlte es nicht an Besuchen. Als die Wachen am 29. Juni das Schiff verließen, bewachten wir uns selbst. Wir gewöhnten uns an Alles und dachten kaum an Gefängniß; wer nur Geld hatte, konnte durch die Aufwärter Alles erhalten, aber doch, bei aller Einschränkung ward der Aufenthalt sehr kostbar. So erwarteten wir ruhig unser Schicksal — allein es wurde Niemand zum Verhör gefordert. Erst nach acht Tagen erschien ein Officier de paix am Bord und verkündete zehn Personen die Freiheit. Wir sahen ihnen mit der Hoffnung nach, daß auch unsere Befreiung bald kommen werde. Und sie kam am 19. Juli."

Andere „unruhige" Köpfe suchte der Franzose dadurch unschädlich zu machen, daß er sie zum Schanzen verwendete. Als diese aber am ersten Pfingsttage kaum ihre Arbeiten am Mühlenthore begonnen hatten, ließen sich einige Kosacken blicken. — Da liefen alle mit einem Hurrah! davon. Sie wurden zwar später wieder an die Arbeit geholt, aber der Zündstoff zur Unruhe ward dadurch nicht beseitigt, im Gegentheil vermehrt, da der von früher-

her sehr verhaßte Polizeicommissar Le Coq mit seinem ebenfalls gehaßten Gehülfen Raspe den widerspänstigen Lübeckern neue Daumenschrauben anlegten.

Der neuerwählte Maire, Dr. von Heinze, versuchte es zwar, durch wirkliche oder verstellte Freundlichkeit das Zutrauen des Volkes für sich zu gewinnen, allein durch die angeschlagenen Bekanntmachungen wurden bald Unruhe und Besorgniß abermals wachgerufen, da aus diesen Affichen nur zu deutlich hervorging, daß alle Einrichtungen wie früher wieder hergestellt, und die während der Abwesenheit der Franzosen rückständigen Abgaben, wie auch neue Auflagen, entrichtet werden sollten. Dazu kommen noch die Kosten der Fourrage, die Unterhaltung der Hospitäler, die Officier- und die Verpflegungsgelder für sämmtliche Truppen in Lübeck, überdies wurden die Säumigen durch Zwangsmittel zur Bezahlung angehalten. Endlich mußten die Bürger alle Waffen abliefern und am 26. Juni ward die Stadt in Belagerungsstand erklärt!

Alle diese Vorkehrungen und Zwangsmaßregeln entsprachen aber durchaus nicht dem Zwecke, weshalb sie getroffen waren, sondern steigerten vielmehr die unzufriedene Stimmung der Bewohner Lübecks. Tagtäglich fanden Reibungen mit dem Militair und Insulten gegen dasselbe auf öffentlicher Straße statt, die sich am 5. Juli auf eine so bedrohliche Weise wiederholten, daß der Maire, im Verein mit den Municipalräthen, in den General Thiebault drang, der Verwegenheit des Volkes Schranken zu setzen und durch kräftigere und strengere Maßregeln den häufigen Volksaufläufen ein Ende zu machen. Diesem Wunsche entsprach der General gern und gab dem Maire Auftrag, dafür Sorge zu tragen, daß die Schuldigen entdeckt und dem Platzcommandanten St. Bias zur Verhaftung angezeigt würden.

Am 6. Juli hatten sich in Folge der geschäftslosen Zeit, da Handel und Schifffahrt gänzlich brach lagen, viele Bürger dem Mittelstande angehörend, auf dem geräumigen und alterthümlichen Marktplatz eingefunden, wo zufällig französische Soldaten zur Musterung aufgestellt waren. Die Volksmassen drängten so sehr gegen dieselben, daß der Platzmajor Abadie mehre Bürger mit dem Knopfe seines Schwertes gegen die Brust stieß und von einem ihm zunächst stehenden 61jährigen Mann, dem Gärtner Green, herrisch verlangte, daß er Platz machen sollte. Sei es nun daß der Mann dies nicht wollte, oder wahrscheinlich dies nicht konnte, da die Volksmassen nach vorn drängten und jedes Rückwärtsschreiten verhinderten, so ward darauf doch keine Rücksicht genommen und der „Rebell“ wie im Handumdrehen arretirt. Freilich wurde dadurch die Situation der Soldaten keine andere: sie standen wie eingekeilt und konnten mit ihrem Arrestanten weder links noch rechts, weder vor- noch rückwärts.

Der Volkshaufe schlug eine Lache auf. Auch der Schlachtermeister Jürgen Paul Prahl lachte, vielleicht am lautesten, denn plötzlich drang der Platzmajor mit blanker Waffe auf ihn ein, ihn heftig und gebieterisch nach der Ursache seines Gelächters fragend. Der Metzger wich etwas zurück, der Franzose verfolgte ihn mit geschwungenem Degen. Nicht anders meinend, als wenn es auf sein Leben abgesehen sei, fiel der Schlachtermeister dem wuthentbrannten Platzmajor in den Arm und hielt dessen Degen fest. Es war eine reine Nothwehr gewesen, die er ausgeübt, aber er hatte dadurch sein Leben verwirkt. Er ahnte dies freilich nicht, allein die giftigen Blicke des Franzosen sprachen nur allzudeutlich sein Todesurtheil aus. Prahl wurde gleichfalls arretirt und sogleich unter französischer Bewachung abgeführt.

In dem Volkshaufen entstand über diese Gewaltthat ein lautes Murren, es wurden selbst unzufriedene Aeußerungen und Schmähreden hörbar, wie dies fast immer mit einem Volksauflaufe verbunden ist. Am heftigsten eiferten gegen das Gebahren der Franzosen ein Krüger Dose und ein Schuhmacher, Namens Fritsche. Im Nu wurden auch sie verhaftet und in Verwahrsam gebracht. Das Volk wogte dessenungeachtet noch eine geraume Zeit plan- und zwecklos auf dem Markte und in den nächsten Gassen umher, enthielt sich aber aller Excesse, in dem Glauben, die Eingezogenen würden nach kurzem Arrest schon wieder entlassen und freigegeben werden. In einem Falle täuschte diese Hoffnung! Einer der Verhafteten sollte den Kerker nur verlassen, um auf immer von dieser Erde Abschied zu nehmen.

Am 7. Juli, da kaum der Morgen graute, versammelte sich eine aus sieben Personen bestehende Special-Militaircommission im Stadthause, wohin auch die vier Verhafteten in Begleitung ihres Vertheidigers, Dr. Hach, geführt wurden. Die Versammlung war öffentlich, um sich den Schein der Rechtlichkeit zu bewahren und es hatten sich viele Zuschauer eingefunden. Die Anklage ging dahin: „Der bewaffneten französischen Macht Widerstand geleistet zu haben und die Urheber und Anstifter der aufrührerischen Bewegung gewesen zu sein, die in der Stadt Lübeck am 5. und 6. Juli 1813 stattgefunden hätte.“ — Wie üblich, wurden sodann die Angeschuldigten sämmtlich nach ihrem Namen, ihrem Geburts- und Wohnorte rc. gefragt und auch mehrere Zeugen für und wider sie abgehört. Darauf nahm der Vertheidiger das Wort. Er sprach klar, hinreißend, überzeugend und bewies schlagend, daß hier weder eine Beschimpfung gegen die Truppen, noch irgend ein Versuch zum Aufstande vorliege. Auf die Zuhörer machte die Rede einen nachhaltigen Eindruck, weniger auf die Mitglieder der Commission. Es schien, als wenn bei ihnen die Ansicht vorwiegend gewesen, es bedürfe hier eines Exempels, um Furcht und Schrecken einzujagen und so jeden Aufruhr im Keime zu ersticken.

Nachdem der Vertheidiger seine Rede beendet, fragte der Major von Staglieno, welcher präsidirte, die Mitglieder der Commission, ob dieselben noch etwas zu erinnern hätten, und als diese es selbstverständlich verneinten, hieß er die Zuhörer sich zu entfernen; auch die Angeklagten mußten nebst ihrem Vertheidiger abtreten. Sogleich wurden alle Thüren verschlossen.

Nach einer kurzen Pause las der Präsidirende den kaiserlichen Befehl vom 26. Januar 1813 vor, der so lautete: „Jede Beschimpfung oder Aufwiegelung gegen die Franzosen, jeder Versuch zum Aufstand gegen eine Administration und öffentliche Behörde, jede Aufstellung oder Aufpflanzung von aufrührerischen Zeichen, jede Ausschweifung (excès), welche die öffentliche Sicherheit in Gefahr setzt, sowie jeder Aufruhr zur Empörung sollen mit dem Tode bestraft und von einer Militaircommission gerichtet werden.“ Auf dieser Verordnung fußend, schritt man unverzüglich zur Abstimmung über die vier Inhaftirten. Dose und Fritsche wurden von der gegen sie erhobenen Anklage einstimmig freigesprochen; Green verdankte sein Leben der Mehrheit einer Stimme, da nach französischem Gesetze mindestens 5 Stimmen von 7 für ein Todesurtheil nöthig waren; Prahl aber wurde des ihm zur Last gelegten Verbrechens durch Mehrheit der Stimmen für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt — natürlich im Namen des Kaisers der Franzosen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieses Todesurtheil durch die Stadt und rief Bestürzung, Grimm und Aufregung hervor; Andere zweifelten noch und meinten, das sei nur eine Drohung der Franzosen, womit sie einschüchtern wollten, um ihre Erpressungen leichter zu erhalten. Prahl's Frau aber eilte mit ihren beiden kleinen Töchtern zu dem General Thiebault und bat fußfällig um das Leben ihres Mannes; auch angesehene Männer verwandten sich für Prahl und selbst der Maire ließ es nicht an

Fürsprache fehlen — aber Alles war vergebens. „Mir steht das Recht der Begnadigung nicht zu!“ erwiederte der General auf alle Bitten kurz und entfernte sich.

Prahl war unrettbar verloren! In Gegenwart der unter den Waffen befindlichen Wachmannschaft ward ihm sein Urtheil vorgelesen und sollte binnen 24 Stunden in seinem ganzen Umfange vollzogen werden. Er durfte weder von seiner Frau noch von seinen kleinen Kindern Abschied nehmen, sondern trat schon Mittags 12 Uhr, unter starker Bewachung, den schweren Gang an. Man führte ihn nach den Mühlenthorwall, wo die Henker deutscher Freiheit, nach kurzem Trommelwirbel das Rohr auf das ausersehene Opfer anlegten und es so gut trafen, daß das Leben sogleich entfloh. Was galt Napoleon ein Menschenleben! Tausende hatte er ja schon seinen ehrgeizigen Plänen geopfert!

Prahl starb in voller Mannesblüthe, im 39. Lebensjahre. Schon im Voraus war neben ihm sein Grab gegraben, in das man den Leichnam legte; jedoch wurde später der Wittwe „die Gnade“ erwiesen, daß sie die Leiche nach dem nahen Klosterkirchhof schaffen durfte. Auch erließ man ihr die Strafcontribution, dagegen mußte sie die Greffier-Gebühren bezahlen.

Prahl's Schicksal erregte die allgemeinste Theilnahme und spricht sich besonders in dem Denkmal aus, das ihm die Aemter und Gewerke sieben Jahre später an derselben Stelle errichteten, wo er gefallen. Die Enthüllung desselben geschah am 7. Juli 1820. Es war ein Feiertag für ganz Lübeck, für Reich und Arm, für Jung und Alt. Alle Schulen, alle Werkstätten waren geschlossen, alle Gewerke feierten.

Im Laufe der Zeit war jedoch der Denkstein ziemlich verwittert und überdies durch Unfug arg entstellt worden, weshalb die Gründer denselben renoviren, verschönern, mit einem eisernen Gitter umgeben ließen und am 7. Juli 1863 bei dem Monument nach fünfzig Jahren mit Gesang und Rede eine Todtenfeier hielten, an der sich eine ungemein große Anzahl Bürger Lübecks betheiligte, wie auch nicht anders zu erwarten war.

Das Denkmal besteht aus Sandstein, ist einfach und schmucklos, aber eine gute Steinhauerarbeit. Auf der Vorderseite lies't man die Worte: **„Waffengewalt erkohr zum Opfer den friedlichen Bürger“**; am Sockel in einer Nische auf schwarzem Grunde mit vergoldeten Buchstaben: **„Hier sank J. P. Prahl den VII. Juli MDCCCXIII.“** Auf der Rückseite steht die Inschrift: **„Innig danke dem Herrn Jeder, den Freiheit beglückt“**; am Piedestal: **„Der Unschuld allgemeine Achtung — Von vereinten Aemtern errichtet MDCCCXX.**

Eine Trauerulme steht neben dem Denkstein und weis't mit ihren Zweigen auf die Stätte hin, wo vor 50 Jahren ein deutscher Bürger in voller Manneskraft der Waffengewalt französischen Uebermuths erliegen mußte.

* Unsere Körnerstatue.

* Fünf Wochen nach dem Beginn des gegenwärtigen Jahres erhielt Bremen sein Ansgardenkmal, und fünf Wochen vor dem Schlusse desselben Jahres wurde es mit einer Körnerstatue beschenkt. Wenn es auch mit diesen Bereicherungen nicht in demselben Maßstabe weitergeht, so haben wir doch Grund genug sie anzuerkennen und mit Stolz darauf hinzuweisen, daß es bereits jetzt keine Stadt in Deutschland, nach Verhältniß ihrer Größe, der unsrigen an öffentlichen Denkmalen der Plastik gleich thut. Freilich ganz erklärlich, da wir nicht allein Karl Steinhäuser den unsrigen nennen, sondern auch den uns bereits seit 29 Jahren fast fremd gewordenen Johann Andreas Deneys (geb. 1812), dessen Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit ebenso dankenswerth ist, wie der erste von dem verstorbenen Oldehoff ausgegangene Gedanke, dem Helden der Freiheitskriege, Theodor Körner, auf dem nach ihm benannten Platze ein Denkmal zu errichten. Als Erzstatue steht er vor uns, zwar nur in Lebensgröße, was für den ganzen damit geschmückten Platz, aber nicht für den ihn zunächst umgebenden Garten, zu klein ist, aber der Bedeutung des Gefeierten völlig entspricht. Er ist ja keine welthistorische Persönlichkeit, auch kein Mann, der sich um die Stadt, in welcher er steht, große Verdienste erworben; er ist nur der jugendliche Repräsentant derer, die in den Jahren tiefer Erniedrigung das Feuer der Begeisterung in unserer Jugend anfachten, und die ihrem Worte wie ihrer That das Siegel des Heldentodes aufdrückten. Als solcher ist Körner einer der Lieblinge unserer Nation geworden. Als solcher, als die Verkörperung der schwungreichen Begeisterung, welche die damalige Zeit ergriff, ist er aufgefaßt. Er trägt die Uniform der Lützowschen Jäger, umhüllt von dem Reitermantel, dessen Anordnung und Faltenwurf wenigstens auf der Vorderseite der Figur etwas nüchtern und trocken ausgefallen ist. Beide Arme sind frei; der rechte, herabhangende, hält das gesenkte Schwert; in dem linken, gebogenen ruht die Leier, das Werkzeug seiner Lieder. Ein angemessenes Postament aus schwarzem Granit trägt die Statue, deren Enthüllungsfeier uns nicht blos durch die treffenden Worte des Herrn Dr. Hugo Meyer, sondern auch durch das der umgebenden Volksmenge aufgedrückte Gepräge zeigte, daß mit dem Andenken an Deutschlands Erhebung aus seiner tiefen Schmach auch der Name Theodor Körner im Herzen unsrer Nation leben wird.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Th. Storm. Drei Märchen. — Oskar Pletsch. Kleines Volk. — H. Wood. Oswald Cray. — H. Richter. Das weströmische Reich unter Gratian, Valentinian III. und Maximus. — Stifter. Abdias. — Munch. Der Königstochter Brautfahrt. — Helmholtz. Populäre wissenschaftliche Vorträge.

* Endlich ist zur Freude der Kunstfreunde und der Glücklichen die reiche Weihnachtsgeschenke zu machen im Stande sind, die Prachtbibel G. Doré's bei Mame erschienen. Der berühmte junge Künstler, welcher durch seine Fruchtbarkeit alle Rubens-Mythen wahrscheinlich macht, hat in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren das Alte und Neue Testament mit 218 Bildern illustrirt, die sich würdig neben die Märchen- und Don Quixote-Illustrationen stellen. Das Prachtwerk bezeichnet auch dadurch einen Abschnitt in der Geschichte der Kunst und Industrie daß die Namen aller Arbeiter welche in hervorragender Weise an seiner Ausschmückung sich betheiligt haben besonders angeführt sind.

— Der zweite Band des Lebens Cäsar's, der den Titel führt: **„César en Gaule“**, ist bereits seit zwei Monaten im Druck vollendet. Der Kaiser hat darauf die Revision begonnen, aber seit seiner Reise nach Algier hat er sich nicht im mindesten mehr damit beschäftigt. Indessen verlangte er in diesen letzten Tagen urplötzlich, daß die dreißig Karten, welche dem Buche beigegeben werden sollen, bis zum Ende December vollendet würden, obwohl man ihm bemerkt hatte, daß dies fast unmöglich wäre. Dieser Band enthält im Uebrigen die Resultate vieler auf Kosten des Autors angestellter Nachgrabungen von Oertlichkeiten, die Cäsar erwähnt und über welche die Gelehrten bisher sich nicht zu einigen vermochten.

— Die Herren Erckmann und Chatrian, die weithin bekannten Verfasser der volksthümlichen Romane **„Madame Thérèse“**, **„Le Conscrit de 1813“**, **„Waterloo“** u. s. w., arbeiten gegenwärtig an einem großen militärischen Drama, das auf der Bühne des Châtelet-Theaters zur Aufführung kommen soll. Die Handlung fällt in die Jahre 1798 und 1799, in die Zeit der Riesenkämpfe zwischen Massena und Suworow.

— Die spanische Akademie beabsichtigt eine Sammlung der Werke Calderon's herauszugeben.

— Im Jahre 1768 werden es hundert Jahre sein, seit der große Wiedererwecker der Antike Joh. Joach. Winkelmann in Triest ermordet wurde. Zur diesen Zeitpunkt bereitet Dr. Justi, Docent an der Marburger Universität, eine umfassende, quellenmäßig dargestellte Biographie des berühmten Gelehrten vor und ersucht deßhalb alle Diejenigen, welche im Besitze von Briefen, sonstigen Schriftstücken, Notizen über oder von Winkelmann sind, dieses Material seiner Benutzung zugänglich zu machen.

— Der junge König von Bayern hat nach der jüngst auf seinen Befehl stattgefundenen unverkürzten Darstellung von Schillers Tell den Gedanken gefaßt, Bilder zum „Tell“ anfertigen zu lassen und W. von Kaulbach ward mit der Ausführung dieses Planes betraut. Der Meister hat bereits einen Entwurf gemacht; es ist die Scene, wo der von des Landvogts Reitern verfolgte Baumgarten den Fischer vergebens beschwört, ihn überzusetzen, bis Tell erscheint und das Wagestück unternimmt.

— Der Münchener Magistrat ladet alle Architekten Deutschlands ein, Pläne zum Bau eines neuen Rathhauses auf dem Marienplatze zu München bis zum letzten Februar 1866 bei ihm einzureichen, bestimmt dafür einen Hauptpreis von 2000 fl. sowie zwei Accessite von 1000 und 500 fl., und erklärt sich bereit, den Künstlern jede weitere Auskunft zu ertheilen.

— Dem Humoristen Thackeray († 24. December 1863), der auf dem Friedhof von Kensal-Green begraben liegt, ist jetzt im Poetenwinkel der Westminster-Abtei ein Denkmal gesetzt, welches am 21. d. in Gegenwart von Thackeray's Tochter u. s. w. enthüllt wurde. Es ist eine wohlgetroffene Marmorbüste von Baron Marochetti, und auf einem Serpentin-Sockel hinter der Statue Addisons aufgestellt. Eine Büste würde auch für Addisons literarische Verdienste mehr als genügt haben.

— Die neuesten Nachrichten aus St. Gilgenberg über das Befinden Dr. Karl Gutzkows bestätigen die schon sehr weit vorgeschrittene Besserung, so daß wir nunmehr bald von des Dichters völliger Genesung zu berichten die angenehme Pflicht haben werden. Dr. Gutzkow ist bereits wieder von einem lebhaften Arbeitsdrang beseelt, und hat seinen im vorigen Jahr durch seine Erkrankung unterbrochenen Roman „Hohenschwangau“ wieder vorgenommen, aus welchem er vor zwei Jahren in Weimar ein mit großem Beifall aufgenommenes Bruchstück, „Argula von Grumbach“, einem gelehrten Kreise vorgelesen hatte. Der arbeitsame Dichter benutzt fleißig die Kanzlei-Bibliothek, welche ihm allerdings sehr schätzbares Material zu dem fraglichen Zweck zu bieten im Stand ist. Gegen Anfang des nächsten Jahrs wird Dr. Gutzkow ärztlichem Rathe zufolge seinen Aufenthalt an den lieblichen Ufern des Genfer Sees nehmen, um erst mit Beginn des Frühlings nach Deutschland zurückzukehren.

— Alexander Dumas hat, nachdem er seine zweite „Causerie“ bereits vor stark gelichteten Bänken gehalten, Wien verlassen, möglicher Weise auf Nimmerwiederkehr. Die Kritik hat ihn nicht geschont, wenn auch ihr Ton sich vielleicht mehrfach wesentlich nach Maßgabe des mehr oder minder guten Sitzes modulirte, der dem betreffenden Referenten eingeräumt worden, wie denn beispielsweise das „Vaterland“, welches sich der breitesten Rückenansicht des großen Romanciers erfreute, zu allererst die Entdeckung machte, daß ein großer Theil der Ereignisse, welche die Familie Dumas erlebt, schon Meidinger bekannt gewesen.

— Der Berg Tabor, von den Arabern Dschebel Nur oder Berg des Lichtes genannt, erhebt sich 600 Meter über das Meer und nur 400 über die Ebene Esdrelon. Er hat die Form eines stumpfen Kegels und scheint mithin ein erloschener Vulcan zu sein, besteht aber aus Kalkgestein. Oben bildet er eine Fläche von etwa einer halben Stunde Umfang. Guerin hat die verschiedenen Ruinen, die auf dem Gipfel wahrnehmbar sind, untersucht und ihren Ursprung festgestellt. Aus der vorrömischen Zeit stammen mehrere in den Felsen eingehauene Cisternen und einige noch deutlich erkennbare Spuren von Thürmen und Mauern. Der christlichen Zeit vor den Kreuzzügen gehören die Reste einer griechischen Kirche an, die gegen Osten liege. Seit einigen Jahren ist sie aus ihren Trümmern wieder erstanden und Theile ihrer Absis und ihres Mosaikfußbodens sind in den Neubau eingefügt worden. Im Südosten sieht man Spuren der Bauthätigkeit, die während der Kreuzzüge erwachte. Sie bestehen aus einer gewölbten Krypta, die in zwei Räume getheilt ist und drei kleine Altäre enthält. Die Franciscaner von Nazareth lesen hier alljährlich am Tage des Festes der Verklärung Messe. Aus der muselmanischen Epoche endlich datiren die Reste eines befestigten Schlosses, das Malek el Adel 1212 hier erbauen, aber wenige Jahre später wieder abtragen ließ. Die übrigen Gebäude des Taborgipfels ließ Sultan Bibars 1263 zerstören. Seit dieser Zeit haben die Ruinen, mit Ausnahme der restaurirten Kirche, immer denselben Anblick dargeboten und die Natur hat durch eine üppige Vegetation von Bäumen und Sträuchern ihre Rechte auf den verlassenen Boden wieder geltend gemacht. Rebhühner, wilde Tauben und eine Menge kleiner Vögel beleben die schöne Einöde.

— Der durch sein famoses Buch der Wilden bei der gelehrten und auch der ungelehrten Welt so schmeichelhaft bekannte Abbé Domenech, der bisher Feldprediger bei dem französischen Expeditionscorps in Mexico war, ist nun vom Kaiser Maximilian zum Cabinets-Attaché und zum Director der Presse ernannt worden. In so civilisirter Umgebung wird er kaum noch in die Lage kommen, alte Schmutzhefte für indianische Texte zu halten.

— In dem königlichen Opernhause zu Berlin fand die erste Aufführung von Meyerbeer's „Africanerin“ vor einer dichtgedrängten, glänzenden Zuhörerschaft Statt, unter welcher auch der König von Anfang bis zu Ende der fast fünf Stunden währenden Vorstellung weilte. Die Aufführung war vertragsmäßig die erste in Deutschland und es wurde ihr, sowohl was die Besetzung der Rollen als die äußere Ausstattung betrifft, die größte Sorgfamkeit zu Theil. Der erste, vierte und fünfte Act sprachen am meisten an; das Publicum, Anfangs kalt, wurde nach und nach in seinen Beifallszeichen wahrhaft stürmisch. Die Sänger und Sängerinnen wurden wiederholt bei offener Scene und nach den Actschlüssen hervorgerufen. Schließlich wurde der Capellmeister Dorn, der das Werk einstudirt, der Regisseur Hein, der es in Scene gesetzt, der Balletmeister Taglioni, der die Ballets geordnet, der Decorationsmaler Prof. Gropius und der Theatermeister Daubner gerufen. Nach Beendigung der Oper und als das Publicum sich bereits entfernen wollte, intonirte das Orchester die schon mit begeistertem Beifall aufgenommene, lediglich von Streichinstrumenten ausgeführte Introduction zu der großen Scene der Selica (aus dem fünften Acte). Langsam hob sich der Vorhang und man erblickte auf hohem Fußgestell die Marmorbüste Meyerbeer's, zur Seite derselben standen Frl. Lucca (die Darstellerin der Selica) und Hr. Betz (Darsteller des Nelusco). Das ganze Publicum erhob sich freiwillig und brach in Beifall aus, als Frl. Lucca die Büste mit dem Lorbeer schmückte. Auch der König und die im Hause anwesenden Prinzen und Prinzessinnen wohnten dieser dem Andenken des Meisters gewidmeten Huldigung bei. Daß Meyerbeer's Familie und auch ein kleiner Enkelsohn der Vorstellung beigewohnt, eben so, daß Frau Viardot-Garcia und Tichatschek zur Aufführung hierher gekommen waren, möge noch erwähnt werden. Tags darauf fand vor einer eingeladenen Versammlung in dem Concertsaale des königlichen Schauspielhauses eine „Feier zur Erinnerung an Meyerbeer“ Statt. Eröffnet wurde dieselbe mit des Meisters Festmarsch zur Schillerfeier des Jahres 1859, es folgte die von Jul. Rodenberg gedichtete, von Frau Jachmann gesprochene Festrede, nach deren Beendigung die neben Gluck im Concertsaale stehende Büste des Meisters enthüllt wurde. Ein Doppelquartett aus „Robert“, zu dem ein entsprechender Text gedichtet war, folgte, und der Schlußsatz der Ouverture zu „Struensee“ schloß um $12\frac{1}{2}$ Uhr die Feier, welcher die Familie des Gefeierten wiederum beigewohnt hatte. In der Hofloge war die Prinzessin Karl erschienen.

— Die Berliner Theater verändern wenig in ihrem Repertoir. Die Merrimacs des Victoria-Theaters werden nach wie vor mehr wie das Schiff der königlichen Oper bewundert. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen tritt eine neue Posse von Dohm und Görner, „der letzte Thaler“, in Scene. Bei Woltersdorff hat Dawison mit „Lorberbaum und Bettelstab“ sein Gastspiel geschlossen. Bei Wallner wird für die Weihnachtszeit ein Kindertheater eingerichtet. Eine Theater-Akademie, von dem Rhetor Herrn Hugo Bauer geleitet, vermehrt neuerdings die Reihe theatralischer Vorstellungen.

— Die erste Vorstellung von Sardou's neuem Stücke, „La famille Benoiton“, wurde im Vaudeville zu Paris mit großem Erfolge gegeben.

— Frau Rettich vom Hofburgtheater liegt am Magenkrebs darnieder.

— Melesville, derjenige von Scribe's Mitarbeitern, dem noch am meisten eigene Physiognomie gestattet blieb, ist gestorben. Sein eigentlicher Name war Duveyrier. Sein Vater, Baron Duveyrier, war Präsident des Gerichtshofes in Montpellier. Melesville's Bühnenstücke, deren er an die dreihundert verfaßte, hatten fast durchweg Erfolg und zum Theil bedeutenden Erfolg. Auch sein Sohn ist Autor, hat bis jetzt aber noch wenig Erfolg gehabt; seine Tochter gehört zu den „sehr wohl gestellten Damen des eleganten Paris“, wie die France sich ausdrückt.

— In München ist am 6 November der treffliche Genremaler Müller, unter dem Namen Feuermüller näher bekannt, gestorben.

— In Gotha verschied am 30. August der durch seine „Ethnographischen Reisebilder“ bekannte Maler und Schriftsteller W. Kreßewetter.

— In Wien starb die als Genre- und Portraitmalerin hierselbst wohlbekannte Elise Modell.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℛ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 50. Bremen, 10. December 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Das Fest unserer Singacademie.

Es war am 30. December 1815, als der Verein, der vor wenigen Tagen sein fünfzigjähriges Bestehen feierte, zuerst öffentlich hervortrat. Am Abende jenes Tages wurde unserer Stadt ein selten gewordener Kunstgenuß bereitet, es füllten sich die weiten Räume der Domkirche mit andächtigen Zuhörern, welche dem ersten, von der vor wenigen Wochen gestifteten jungen Singacademie veranstalteten Concerte lauschen wollten. Bunte Lampen erhellten das Gotteshaus; die alte Orgel klang unter kunstgeübten Händen reiner und klarer, als zu erwarten war; der Chor von vier und vierzig Personen leistete unter der Leitung seines Dirigenten Wilhelm Friedrich Riem Vorzügliches; zur Aufführung kamen von Riem's Compositionen: „Habe deine Lust am Herrn“ und ein „Vater Unser“, ferner „des Jahres letzte Stunde“ von Schulz; Riem phantasirte auf der Orgel in klarer und edler Weise; Alles war von dem geistlichen Concerte erfüllt. 544 ℛ konnte der junge Verein an die im kaum beendigten Kriege verunglückten Danziger senden, zu deren Besten die Aufführung statt gefunden hatte.

Dieses erste Auftreten der Singacademie erscheint als ein für das Musikleben unserer Stadt höchst bedeutsamer Akt; es war die Eröffnung einer neuen Epoche.

Was am Ende des vorigen und im Anfange unseres Jahrhunderts begonnen war, um in Bremen die Liebe zur Tonkunst und ihre Pflege zu fördern und zu heben, hatte im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts fast ganz sich verloren; die noch schwachen Anfänge, welche zuerst einestheils an die Namen des Freiherrn von Knigge und des Bürgermeisters Fr. W. Iken dann besonders an die Wirksamkeit des rührigen Domschullehrers Wilhelm Christian Müller sich knüpften, waren untergegangen in den schweren Tagen jener Zeit; die Freude an der Kunst, der Genuß ihrer Werke hatte in den düstern Jahren der Fremdherrschaft und Knechtung darniedergelegen; in der begeisterungsvollen Zeit der Befreiung waren es zunächst andere Interessen, die Aller Herzeu gänzlich erfüllten. Jetzt, nachdem der Frieden eingezogen war, begann aufs Neue ein frisches, geistiges Leben. In Bremen hob sich besonders die Cultur der Musik, um schnell diesem neuen Leben jene eigenthümliche Färbung zu geben, die es noch heute bewahrt hat; es äußerte sich zuerst die hernach immer steigende Vorliebe für die Tonkunst, die jetzt alle Klassen unserer Bevölkerung theilen, und die erste bedeutende That auf diesem Gebiete war jenes Orgelconcert der Singacademie.

Diese Vereinigung, damals die einzige ihrer Art, noch jetzt der größte und der leitende Gesangverein Bremens, hat an der Ausbildung, welche die Musik in unserer Stadt empfing, den reichsten Antheil; durch alle Strömungen der Zeit ist sie dem Programme treu geblieben, das im November 1815 ihre Stifter an die Spitze ihrer Statuten stellten, indem sie erklärten: „Ueberzeugt, daß die Musik, verbunden mit Poesie und Religion, für eine der heiligsten Quellen der Geistesveredelung zu achten sei, durchdrungen von dem Wunsche, daß dieselbe immer mehr zu einem Hauptgegenstande der öffentlichen Bildung erhoben werden möge, und aufgemuntert durch das Beispiel mehrerer Städte unseres Vaterlandes, vereinigt sich eine Anzahl von Freundinnen und Freunden ernsten Gesanges, um durch gesellschaftliche Uebung unter Leitung erfahrener Lehrer ihre Kunstfertigkeit zu mehren, ihren Geschmack zu bilden und durch nähere Bekanntschaft mit den klassischen Werken älterer und neuerer Zeit, sowie durch möglichst vollkommene Ausführung derselben Liebe zur Tonkunst und zum Gesange insbesondere zu erhalten und immer mehr zu verbreiten.“ Rüstig hat die Singacademie darau gearbeitet, trotz aller Hemmnisse, die zu Zeiten sich boten, in den fünfzig Jahren ihres Bestehens mehr und mehr diesem hohen Ziele sich zu nähern.

Die Art und Weise, wie sie das Gedächtniß ihrer fünfzigjährigen Wirksamkeit am 28. November dieses Jahres beging, legte von ihrer Kraft und Tüchtigkeit rühmlichstes Zeugniß ab.

„Unser Fest ist Gesang und der Gesang ist uns ein Fest; unsere Feier bedarf nicht der Rede: das ist das Erhabene unserer Kunst, daß sie die Menschen zusammen führt, nicht um das Schöne zu schildern, zu sehen, zu besprechen, sondern um das Schöne zu thun“, so sagte der Dirigent der Singacademie zu Beginn seiner hernach zu erwähnenden Ansprache, und die That, welche unter seiner Leitung an jenem Tage vollbracht wurde, war in Wirklichkeit eine großartige Darstellung des Schönen.

Es war die Aufführung des Händel'schen Oratorium Salomon, das schon in der Nummer 47 unseres Blattes vorbereitende Erwähnung gefunden hat. Durch sie zog die Musik in einen Raum ein, wie er nur selten der Kunst zu Gebote steht. Es war, als sei die große hohe Halle der neuen Börse, der glänzende Raum mit seinen Nebenhallen und Galerien eigens gegründet worden, für den Dienst der nicht geistlichen Oratorienmusik, zu deren hehrsten Schöpfungen die Mehrzahl der Händel'schen Oratorien zählt. Wenn es für jede Composition von größter Bedeutung ist, wo sie zur Aufführung kommt, ob in den Chören der Kirche, ob in den gewöhnlichen für das Gesellschaftsleben bestimmten Sälen, so gilt dies ganz besonders von jenen gewaltigen Concerten, und wohl nur selten ist es gelungen eine solche Harmonie zwischen dem Bau eines musikalischen Werkes und der Architectonik des Raumes, in dem er sich erheben soll, herzustellen, wie an jenem Ehrentage der Singacademie. Das glänzende Festspiel zur Verherrlichung irdischer Größe entzückte durch seine reichen, tiefen Klänge in diesem prächtigen Bau, der an die stolzesten Palläste des Südens mahnt, doppelt: wie ein Werk der Malerei seine ganze Farbenschöne erst entfaltet in der kunstsinnig auserwählten Umrahmung, die jeden Vorzug im erhöhten Maße zur Geltung bringt. Mancher hatte früher mit Bedenken an die Acustik des Bauwerkes gedacht; aber der Platz für die Aufführenden war trefflich gewählt; einfache Draperien mäßigten Hall und Wiederschall; die Töne hoben deutlich sich von einander, und die Soloparthien kamen, wie die großen fugirten Chöre zu schönster Geltung.

Auf den rheinischen Musikfesten 1835, wie 1862, rief Händel's Salomon höchste Begeisterung hervor, besonders das erste Mal, als er von Mendelssohn eingeführt wurde, der ihn mit Freundes Hülfe übersetzt und selbst bearbeitet hatte; es war ja die Eigenthümlichkeit seiner Natur, der letzten Königsnatur im Reiche der Tonkunst, daß er Alle mit sich fortzureißen verstand, daß man an ihm glaubte, daß man von Allem begeistert wurde, was den Rührer begeisterte. Hier ward ein solcher gewaltiger Eindruck nicht erreicht. Freilich kam das prächtige Colorit, der entzückende Reichthum, die ganze Fülle der in dieses Werk versenkten Schönheiten zu vollstem Ausdruck; aber der Kreis der musikalischen Schöpfungen, dem der Salomon angehört, ist dem größeren Theile unseres Publicums noch fremd; der episch-lyrische Character, den dies Oratorium trägt, ergreift nicht so unmittelbar, wie die dramatische Gewalt, die Israel von Aegypten, Samson, Judas Maccabäus und andere auszeichnet. Im reichen Gemälde üppigen Friedens, das nur für einen Augenblick durch den Wettkampf der Mütter erschüttert wird, schließt sich ein poesievolles Bild, eine tiefe, wahre Schilderung, sei es der Menschenseele, sei es des Naturlebens, an die andere, und der volle Genuß der reichen Tonschätze verlangt ruhige Hingebung, stilles Selbstvergessen.

Des großen Meisters war die Darstellung durchaus würdig; die Mittel zeugten davon, daß die Academie nicht Geringes zu leisten vermag. 330 Sänger und Spieler waren bei der Aufführung betheiligt; der Chor zählte 200 Personen; die ursprüngliche Instrumentation, welches nach der Sitte der Händel'schen Zeit hauptsächlich auf Wirkung von Orgel und Clavier berechnet ist, war nach der Originalpartitur, in welcher Händel seine harmonischen Intentionen zum großen Theil nur andeutet, von Reinthaler mit Feinheit und Geschmack ergänzt. Die Solisten entsprachen im vollsten Grade den Erwartungen, die wir von ihnen hegen durften. Fräulein F. Schreck erreichte das Höchste in ihrem warmen, seelenvollen, durch und durch edlen Vortrage und hat auch in Bremen gezeigt, daß man sie jetzt auf dem germanisch denkenden Continent, besonders in Holland, mit Fug und Recht als eine der ersten lebenden Oratoriensängerinnen bezeichnet; Fräulein J. Rolbenberger gewann sich die Herzen durch ihre anmuthige, frische Stimme, ihre dem Inhalt sich anschmiegende Darstellungsart; Herr Dr. Gunz vermochte es, den seltenen Ansprüchen, die an die Technik und Stimmkraft des Sängers gestellt werden, meisterlich zu entsprechen. Die ganze Aufführung war frisch in der Farbe, prächtig in der Totalwirkung und im Einzelnen reich an hervorragenden Schönheiten; besonders gut gelang der letzte Theil in seiner Steigerung auf einander folgender Chöre. Die Singacademie hat seit Riem's Tode an die Lösung der größten Aufgaben sich gewagt; sie hat die Messe von Beethoven, die Matthäuspassion von Bach, Israel in Aegypten und andere großartige Werke in reich ausgestatteten und fein vollendeten Aufführungen gebracht, sodaß man Bremen um seinen trefflichen großen Chor, der in mancher musikalisch hochberühmten Stadt sich nicht findet, vielfach mit Recht beneidet; dies Werk, das die Academie an ihrem Ehrentage vollbrachte, bleibt unseres Erachtens in dem künstlerischen Leben unserer Stadt eine der ersten und großartigsten Leistungen.

Allen Besuchern wird der Abend, an dem die Singacademie durch diese Aufführung ihr Jubelfest beging, lange in schönster Erinnerung bleiben; allein dem Gedächtniß ihres fünfzigjährigen Bestehens wurde noch eine zweite Feier gezollt.

Von Anbeginn an sollte der Verein auch ein geselliges Element in sich tragen. Das enge Band, das Anfangs alle Mitglieder umschlang, mußte freilich verschwinden, als die Zahl derselben immer mehr und mehr sich vergrößerte; allein trotzdem haben stets bei besonderen Gelegenheiten die Vereinsgenossen sich versammelt, um gemeinsam in ungebundener Weise den Freuden der Geselligkeit sich hinzugeben und diese durch ein leichteres Genre der Musik zu beleben; dieses Mal empfing die Versammlung durch das Gedächtniß der Stiftung ihre besondere Weihe.

Am Abende des 30. November kamen die Freunde und Mitglieder der Singacademie in den Sälen der Union zusammen; von den Stiftern des Vereins sind die Männer alle verstorben, aber mehrere der Damen, die im November 1815 an der Gründung desselben sich betheiligt hatten, waren erschienen, um Zeugniß abzulegen, daß sie als ehrwürdige Matronen noch von der gleichen Liebe zur Kunst beseelt seien, wie in den Zeiten der Jugend.

Den ersten Theil dieser Nachfeier bildete eine Ansprache, die Musikdirector Reinthaler Namens des Vorstandes hielt. In kurzen, kräftigen Zügen sprach er von den früheren Zeiten der Academie, ihren glücklichen und bösen Tagen, ihren Bestrebungen und Leistungen; der Gegenwart entrollte er Bilder aus der Vergangenheit, deren nur wenige sich noch zu entsinnen vermögen, und vor Allem galt seine Rede dem Gedächtnisse Riem's, dem Andenken an den eigentlichen Stifter der Singacademie.

Die Jugend Riems, der 1779 zu Cölleda in Thüringen geboren ist und dann in Leipzig die Jurisprudenz mit dem Studium der Musik vertauschte, fällt in jene bewegte Zeit, in welcher die großen Componisten Wiens die Tonkunst ihrer höchsten Blüthe zuführten und die Jüngeren, auf ihren mächtigen Schwingen getragen, mit glühender Begeisterung ihr unendliches Gebiet weiter und weiter zu erforschen strebten; es war jene Zeit, da unsere Nationaldichter tief in das Leben des Volkes eingriffen und überall den Sinn zum Idealen wendeten, da den emsig aus der Tiefe geförderten Schätzen des Geistes neben der äußeren Welt ein wirklicher Platz im Leben gegönnt ward. Damals wurde Riem der feurige Verehrer der großen Meister des goldenen Zeitalters der Musik; von der Organistenstelle, die er in Leipzig bekleidete, wurde er 1813 nach Bremen gerufen und trug zu uns seine

Begeisterung für die klassische Musik. Jene Zeit, da neben der Poesie die Tonkunst tief in die Herzen der Menschen eindrang, da ihre vollendetsten Schöpfungen entstanden, sah auch aller Orten Vereine zur Pflege und Ausübung der Musik erstehen, Verbindungen, welche die frühere Zeit nicht kannte, in der die Tonkunst fast ganz an die Höfe, ans Theater, an die Kirche gebunden und sonst nur in den engsten Kreisen des Hauses zur Geltung gekommen war. Von der höchsten Bedeutung für das gesammte Musikwesen war die Entstehung von Vereinigungen kunstsinniger Menschen; durch die Dilettantenvereine empfing die Tonkunst in ihrer Darstellung eine neue Gestalt. Man sah, wie die Fülle des Klanges wuchs, sobald viele Kräfte sich vereinten, die Schönheiten des Gesanges fühlte Jeder, der ihn selbst mit ausführte, lebhafter und tiefer; in der gemeinsam verehrten Kunst zeigte sich ein Einigungspunkt für das Leben. Riem hatte in Leipzig und Berlin die Wirksamkeit solcher Vereine gespürt; er sah, wie in den süddeutschen und rheinischen Städten einer nach dem anderen sich bildete, ja wie mehrere Städte zusammentraten, zu gemeinsamen Musikaufführungen großartigen Stils. Aehnliches hier im abgelegenen Bremen zu schaffen, war sein fester Entschluß, sein unermüdliches Streben.

Der Vortrag schildert nun den Gang dieses Unternehmens; zunächst die ersten Verhandlungen, welche schon 1813 begannen und besonders vom Organisten Grabau, der bereits durch seine Singschule vorbereitet hatte, dem auch als Theoretiker schätzbaren, durch Reisen gebildeten Tenorsänger Lange und dem schwärmerischen geistvollen Hermann v. Kapff eifrigst gefördert wurden. Der Krieg trat der Ausführung der Projecte in den Weg: von Kapff fiel bei St. Amand; allein sowie der Frieden einzog, wurde das Begonnene aufs Neue ergriffen und zur Vollendung geführt. Vor Allem galt es für das Unternehmen die Frauen zu gewinnen und Eine Dame war es, deren Auftreten in dieser Hinsicht von größestem Einflusse wurde. Es ist dieselbe, von der Professor Storck 1822 in seinen Mittheilungen über die „Kunst in Bremen" redet: „Es würde schwer gehalten haben", sagte er mit Bezug auf die Singacademie, „daß die vielen jungen Talente den rechten Weg eingeschlagen hätten, wenn ihnen nicht ein unvergleichbares Vorbild erschienen wäre; Frau Sengstack, geborne Grund, von den größten Meistern in Hamburg gebildet, kam durch Heirath nach Bremen und entzückte durch ihre seelenvolle Stimme und ihren ausdrucksvollen Vortrag alle Menschen, die Sinn für das wirklich Schöne haben. Es dauerte nicht lange, so suchten andere junge Talente sich ihre Singweise anzueignen, und es war erstaunlich, wie schnell sich schöne Stimmen und ausdrucksvoller Vortrag ausbildeten. Diese treffliche Sängerin ist noch jetzt die Freude der Singacademie, und wie sie durch vorzüglichen Anschlag und tiefes Eindringen in den Geist und die Nationalität jedes Componisten als Clavierspielerin hervorragt, so auch und in noch höherem Maße durch ihren Gesang." Dankbare und anerkennende Worte zollte der Redner diesem Mitgliede, welches bis ins Alter hinein seinen seltenen Schatz von glänzenden Stimmmitteln, verbunden mit vollendeter Kunstfertigkeit und lebendiger Liebe zur Musik, für den Dienst besonders der Singacademie bereit gehalten hat. Auch mancher andere Name ward erwähnt, der noch lebhaft in der Erinnerung der Gegenwart weilt und durch die Berichte über die einzelnen Leistungen der Gesellschaft, die seit Beginn ihrer Thätigkeit mit zarter Sorge für die Nachwelt gesammelt sind, auch in der Pietät der späteren Zeiten sich erhalten wird.

Die jüngste Zeit der Singacademie, etwa das erste Decennium ihres Bestehens, hat für den Zurückblickenden besonderen Reiz. Wir sehen das Bild einer kleinen, aber energischen Verbindung wahrhafter eifriger Kunstfreunde unter der Leitung eines geliebten Meisters. Im Allgemeinen war die Gestaltung des Vereines, damals dieselbe wie später. Wöchentlich hielt man Versammlungen, übte und trank Thee in der Pause; allein die Freude an der Tonkunst war noch jugendlich frisch; man schwärmte wahrhaft für die Sachen, die man sang; mit den Uebungen wechselten Solovorträge ab; ein enges persönliches Zusammenhalten gab dem kleinen Kreise Kraft, die treue Anhänglichkeit an den Lehrer erleichterte die Leitung; bisweilen stellte ein kleines Orchester von Dilettanten sich zur Verfügung. So wurde in allen Richtungen die Kunstfertigkeit zugleich mit der Kunstliebe gefördert. Im Laufe des Jahres hatte man einige Soiréen mit Gästen im Saale des Krameramthauses oder der Börse, dann auch in einer der Kirchen mit großen Schwierigkeiten verbundene Aufführungen fürs Publicum, besonders das große Charfreitags-Concert, im Mai bisweilen noch ein Oratorium und endlich zum Schluß einen lustigen Tag. So gab es der Arbeit die Genüge; allein die Ansprüche waren noch nicht gleich hoch gespannt, wie in späterer Zeit; man war noch nicht wie übersatt des Guten und jagte noch nicht nach dem Allerseltensten. Damals erschien es noch nicht als ein Zeichen seltener Aufopferungsfähigkeit und besonders großen Muthes, wenn ein Mitglied des Vereines im Solo bei öffentlicher Aufführung sich hören ließ und dadurch der Kritik des Publicums sich aussetzte. Man vergaß damals nicht, daß das Hauptbestreben des Vereines war, die Werke der Musik selbst zu genießen, sich an ihnen zu erfrischen und zu erheben. Die Wärme für die Kunst setzte die Academie über Hindernisse der verschiedensten Art hinweg.

Nach der allgemeinen Schilderung von der Jugendzeit des Vereines verweilte der Vortrag länger bei den ersten Leistungen desselben, die für sein ganzes Wirken characteristisch sind.

Nach dem ersten Concerte, dessen oben Erwähnung geschah, wagte sich die Academie in rascher Folge an die größten Werke, angefeuert durch allgemeine Theilnahme, die ihren Bestrebungen entgegen getragen ward. Charfreitag 1816 gab man mit Orchester in der Ansgariikirche den Tod Jesu von Graun und alle Solopartien bis auf eine waren durch Mitglieder der Academie besetzt; im Juli 1816 folgte die Aufführung der „Schöpfung" in welcher der junge Bader sich hervorthat, der hernach als einer der hervorragendsten Sänger unseres Jahrhunderts dreißig Jahre lang in Berlin an der Oper wirkte; im Herbste ward zum Reformationsfeste der Messias aufgeführt, und bei diesem herrlichen Concerte erklang zum ersten Male die machtvolle, silberne Altstimme des Fräulein Theodore Oelrichs, der späteren, kürzlich verstorbenen Frau Senator Heineken, deren lebendige Liebe zur Kunst, hohes Verständniß für die ernste Musik und immer gleiche Geistesfrische Alle, die sie kannten, stets mit Bewunderung erfüllt hat. Dann fühlte auch die Academie, daß die Gunst des Publicums unberechenbar strömt, nach unerforschlichen Gesetzen kommt und verschwindet; das nächste Charfreitags-Concert, in dem Motetten der alten Italiener und von Bach aufgeführt wurden, ward kaum besucht; es hieß, der Grund dieser seltsamen Erscheinung liege darin, daß das Concert nicht mit einem milden Zwecke verbunden gewesen sei, als gäbe es keine höhere Aufgabe der Kunst als Almosen zu sammeln. Der Verein kam durch diese Laune des Publicums in die schlimmste Lage, denn seine Finanzen waren aufs Aeußerste angespannt. Zu freiwilligen Sammlungen mußte geschritten werden; das bisherige Local war nicht mehr zu haben; ein Privatzimmer, das in liberalster Weise von einem Mitgliede zur Verfügung gestellt wurde, diente als Behelf, und die ganze Existenz des kleinen schönen Kreises schien ernstlich bedroht zu sein, bis es gelang vom Senate die unentgeltliche

Benutzung des Börsengebäudes zu bekommen, in dem noch heute die Singacademie eine heimische Stätte sich bewahrt hat.

Nach dieser Zeit der Gefahr stärkte sich der Verein aufs Neue; in den nächsten Jahren ward eine große Zahl bedeutender Werke in das Bereich der Aufführung oder doch der Uebung gezogen; Künstler ersten Ranges kamen in die Academie; wie später die Lind, so damals die Catalani, die Milder-Hauptmann. Am Längsten verweilte der Vortrag bei dem großartigen Musikfeste, das am 13. und 15. October 1819 veranstaltet wurde, der hervorragendsten That, welche Riem als Dirigent jenes Vereines, welche der Verein unter seiner Leitung vollbrachte. Troß der damals kleinen Verhältnisse galt es, Alles, was in Bremen singen konnte, um die Academie zu schaaren. Ohne Riem's energischem, begeisterndem Wesen wäre dies kaum zu vollenden gewesen; aber ihm gelang es; in dem Orchester, das in den Geigen noch stärker war, als das der Salomonaufführung, wirkte eine bedeutende Zahl von Dilettanten mit; der Chor war nicht so groß, wie bei jener Aufführung, aber die Soli konnten zu nicht geringem Theil aus den Mitgliedern der Academie besetzt werden. Am ersten Tage bildete Händel's Judas Maccabäus, am zweiten Beethoven's Heroica den Mittelpunkt der Aufführung. Kunstfreunde der Nachbarstädte eilten zu diesem Genuße herbei, selbst Hamburger scheuten nicht die Strapatzen der Postreise. „Eine Menge Menschen denken noch mit Entzücken daran, sagt Storck über Riem, wie im Herbst 1819 unter seiner Leitung die Academie die herrlichsten Werke in dem für große Musiken trefflich geeigneten Dome aufführte; es waren schöne Tage, in welchen das Bremer Publicum an die Macht der begeisterndsten aller Künste glauben lernte und gleichsam ein electrischer Schlag die Herzen von Tausenden in Schwingung versetzte. Vorher und nachher sind große Messen, Oratorien, Cantaten und Motetten von Händel, Seb. Bach, Gallus, Hammerschmidt, Homilius, Em. Bach, Mozart, Haydn, Schneider und Riem aufgeführt worden, und man konnte bei jeder späteren Leistung bedeutende Fortschritte bemerken.“ So schrieb Storck kurz vor seinem Tode.

---

* Gedicht.

Auf dem Meere.

Heut war's, daß ich dem Boot mich anvertraut;
Nur zwei Matrosen waren mein Geleite,
Zwei wetterharte, auf dem Meer ergraut.

Der eine vorn, dem Steuer der zur Seite,
Ausschauten beide nach der Wellen Lauf,
So ernst und schweigsam, wie des Meeres Weite.

Ein günst'ger Fahrwind bläht' die Segel auf
Und trieb uns eilends durch die grünen Wogen,
Hinschwebend, wie im Tanz, hinab, hinauf.

Und wie der Flut entgegen ich gezogen,
So ganz allein, ganz in mich selbst versenkt,
Ist fessellos mein Geist hinausgeflogen.

Der dunkle Schooß, d'raus Well' an Well' sich drängt,
Mir schien er nur der Ewigkeit zu gleichen,
Die uns der Zeiten kurze Spanne schenkt.

Ich selbst ein Tropfen in den Wasserreichen,
Ich, ein Atom, schau aus zur Ewigkeit,
Umsonst bemüht, ein Ende zu erreichen.

Und blickst du noch so fern und noch so weit,
Sie wälzt die nämlichen, die schnellen Fluten,
Rings über jeden Maßstab groß und breit.

Schon sind sie da, die flüchtigen Minuten,
Und schon dahin und kehren nie zurück,
Und kein Gestade, d'ran sie jemals ruhten.

Und du, o fühl es ganz! — auch dein Geschick!
Auch du, du webst darin dein karges Leben,
Du schwebst darin mit deinem Leid und Glück!

Und nicht vergessen ist dein Wahn, dein Streben;
Nicht einsam irrst du, nicht vergebens ist,
Was dir zu Theil ward von der Wahrheit Leben.

Zum Ew'gen zählt auch deine Lebensfrist,
Auch du gehörst in's ungemess'ne Ganze,
Wie würdig nun, wie niedrig du auch bist.

Sieh schweben dich im leichten Wellentanze;
Wie gleitet rasch mit dir die Zeit hinab,
Führt dich zum Tod aus hellstem Lebensglanze.

Dahin die Jugend, sank schon in ihr Grab,
Und blüh't dir nur noch in Erinnerungen,
Die sie der Brust zum Trost, zum Stachel gab.

Wohl hast auch du gestrebt, auch du gerungen,
Und doch, was war's vor dem, was du gesollt?
Und was von deinem Wollen ist gelungen?

Und lacht dir jetzt auch Glück, so rein, so hold,
O säume nicht! Die Spur ist bald verloren,
Sieh! wie die dunkle Zukunft schäumend rollt.

Nicht zum Genießen ist der Mensch erkoren,
Wer in des Sommers Fülle nicht geschafft,
Den trifft des herben Winter's Noth, den Thoren.

O fühle dich in der Gesammtheit Haft,
Nimm lebend Theil an des Geschlechtes Loose,
Dem Ganzen weih' auch deines Armes Kraft.

Ja nipp' entzückt den süßen Duft der Rose,
Durchglüh' das Herz am Weine, hell und klar,
Doch nicht versink' in weicher Lust Gekose.

Nein, niederknie' am göttlichen Altar,
Erbaut auf dieser Fluten hehren Reine,
Gelobend: Euer Gleichniß mach' ich wahr:

Lebend'ger Tropfen für das Allgemeine.

---

* Deutsches Leben in Liedern.

Die letzten Jahre sahen eine Reihe eleganter Prachtwerke erscheinen, welche mit mehr oder weniger Glück in die Arena traten gegen die Leistungen französischer und englischer Artisten und Typographen. Namentlich ist es der Farbendruck, der in neuerer Zeit in Deutschland viel cultivirt worden ist, und hierin haben wir ohne Widerrede einen bedeutenden Vorsprung vor jenen beiden rivalisirenden Nationen gewonnen. In anderer Hinsicht stehen wir auch, was die Technik betrifft, keineswegs hinter Jenen zurück, allein nicht selten verdirbt Geschmacklosigkeit, Mangel an Schönheitssinn und Erfindungsgabe, was sie leistete. Zu reinem, ungestörtem Genuß ließen es bisher die deutschen

illustrirten Prachtwerke nur in wenigen Ausnahmen kommen; wir könnten eine lange Reihe von Erscheinungen aufzählen, und zwar Erscheinungen allerneuesten Datums, die mehr oder weniger verfehlt sind, insofern die ausübenden Künstler sich hierin oder darin vergriffen und so oder anders hinter ihrer Aufgabe zurückblieben. Wir wollen nur hinweisen auf den „Morgenländischen Mythus“, „das Jahr“, „das Spruchbuch“ u. a. Selbst das Prachtwerk „Liebesfrühling von Rückert“ ist nicht ausgenommen; so schön die Farbendrucke an und für sich sind, lassen sie die Ueberladung bedauern, die dem Totaleindruck sehr schadet.

Es gereicht uns zu um so größerer Freude, auf eine Erscheinung hinweisen zu können, die nicht verfehlen wird, überall die angenehmste Ueberraschung zu bereiten, und unser Bremen kann mit Recht darauf stolz sein, daß dieses Werk von hier in die Welt geht, ja, daß einheimische Kunst zu nicht geringem Theile hierbei mitwirkte. Im Verlage von C. Ed. Müller erschien dieser Tage „Deutsches Leben in Liedern“, ein Prachtwerk im vollsten Sinne des Wortes. Mit seiner vornehmen Eleganz, im geschmackvollsten Einbande, zieht der stattliche Band im größten Quartformat unwillkührlich den Blick auf sich und erweckt das Verlangen, in's Innere zu schauen, und auch wir wollen wenigstens flüchtig uns weiden an diesem Erzeugniß des schönsten Kunstfleißes und bienenemsiger Blüthenlese aus deutscher Poesien.

Ein Titelbild im vollendetsten Farbendruck läßt durch ein blüthen- und rebenumranktes Thor in eine weite landschaftliche Fernsicht blicken, in ein friedenathmendes Gefilde von ächt deutschem Charakter, das ein wunderbar klarer Himmel überdacht. Rechts auf einem Piedestal unterm Baldachin erhebt sich die Bildsäule eines betenden Priesters, unter welcher blühender Mohn emporgesproßt ist; links ebenso ein Kaiserstandbild, unter welchem Dorn und Disteln üppig gedeihen. Ueber dem Thore blüht aber Hollunder und Epheu, wie an der Hütte des friedlichen Landmanns. Die Beziehungen und Hindeutungen sind augenblicklich Jedem klar, und gleich an diesem ersten Blatte zeigt sich, wie sinnvoll die geniale Künstlerin (denn einer solchen verdankt Deutschland dieses wunderbare Buch), wie poesievoll sie Alles auffaßt, und wie tief durchdacht es ist, auch das Unscheinbarste, was sie vorführt. Aber in Worten läßt sich der Zauber schwer ausdrücken, den diese treffliche Zeichnung mit den saftigen, blendenden und, wo es sein muß, wieder so zarten, duftigen Farben ausübt. Das Werk enthält nicht weniger als dreißig Kunstblätter mit Arabesken, in denen eine wunderbare Tiefe des Gemüthes, ein Reichthum der Erfindung und so sinnige Anordnung herrscht, daß Herz und Auge des Genusses nicht satt werden. Es kann uns natürlich nicht einfallen, jedes der Blätter beschreiben und erläutern zu wollen; nur die vier Hauptblätter mögen noch kurz angedeutet werden. Der Frühling — „Holder Blüthenmai“ zeigt spielende Kinder, die Blumen suchen und nach Nestern klettern; am Fuße umgaukeln Schmetterlinge die farbenprächtigen wilden Rosen, Veilchen und Waldlilien. Das Blatt ist ein Meisterwerk, sowohl was Zeichnung als Composition betrifft.

Gleich vollendet ist das Blatt, welches dem Sommer gewidmet wurde. Das ist die helle Farbengluth des Juni mit seinen Rosen und Lilien; die saftige Erdbeere ist gereift — im Hintergrunde, duftverloren, erscheint hinter den goldfunkelnden, mächtigen Initialen eine Tropenlandschaft mit schlanken Palmen. Das Blatt „Es ist nun der Herbst“ bringt eine Korngarbe mit Weinranken und Brombeeren. Ein Knabe angelt träumerisch in einem am Fuß des Blattes befindlichen Teiche, wo Farrenkraut, Schilf und üppiges Grün die stille Fluth umgränzen, auf der die herrlichsten Wasserrosen schwimmen. Das Blatt: „O Winter, schlimmer Winter“ endlich bringt beschneite Tannen, rothes Laub und Epheu und auf dürren Aesten frierende Raben, sowie auf einem Holzbündel ein Geschwisterpaar — eine Composition, die natürlich nicht solchen Farbenreichthum entwickeln ließ, wie die andern Bilder, aber in poetischer Auffassung sie vielleicht überragt.

Es erübrigt noch, von dem Texte zu sprechen. Er ist eine Lese aus Altem und Neuem; Volkslied und Kunstdichtung, Reim und Spruch, geistliche und weltliche Poesie ist hier vertreten und zu einem Ganzen zusammengefügt, welches das deutsche Leben in seiner Gesammtheit, in Biederkeit, Frömmigkeit, Tüchtigkeit, Lebensfreude und Frische, der Zeiten Lust und Leid, in der Kindheit, der Jugend und im Alter darstellt. Das ist ein Hausschatz, daran sich ein braves Herz erfreuen mag. Eine Fülle deutscher Geistes- und deutscher Lebensweisheit ist hier gesammelt und an einen goldenen Faden gereiht, der durch ein ganzes Dasein hindurchgeführt ist. Wer mit Nachdenken sich liebend in dieser Lectüre vertieft, wird finden, daß das bunte, scheinbar so zerrissene und zerstückte Gewand (denn von vielen Gedichten sind nur Bruchstücke mitgetheilt) gar sorgsam gewebt ist. Wir wagen getrost die Behauptung, daß dies Werk in seiner Art ohne Gleichen ist.

Unsere Hansestadt, die sich mehr und mehr mit stattlichen Monumenten schmückt, hat durch dies „Deutsche Leben in Liedern“ wiederum bewiesen, daß hier, wenn auch materielle Interessen bei uns vorwiegen, der Kunst doch ebenfalls eine freundliche Stätte geboten wird.

---

* Neue Romane.

Gottfried Kinkel. Historische Novelle von R. Fidus. Cottbus, Heine. — Es war kein ungeschickter Griff, mit dem der Verfasser (oder die Verfasserin) dieses Buches Gottfried Kinkel zum Mittelpunkt einer historischen Novelle nahm. Ein großer Theil der Leserwelt erinnert sich mit lebhafter Theilnahme, welchen Eindruck es machte, als der phantastische, aber gewiß ehrliche Kämpfer für die Reichsverfassung von 1849 als Opfer der Manteuffel'schen „Politik der Rache“ im Zuchthause zu Naugardt spulen mußte, und der Freude, welche bei dem gewiß überwiegenden Theil des Publicums die so verwegen ausgeführte Befreiung des Gefangenen hervorrief. Wenn nur die darstellende Hand ebenso geschickt wäre als die Wahl! Sie ist aber leider äußerst ungeschickt gewesen. Der Schilderung der Schicksale Kinkels fehlt es durchaus an Gewandtheit und an der Fähigkeit, herzliches Interesse für den Helden der Novelle zu erwecken. Mit den Lobpreisungen seines gewaltigen Geistes, seiner entzückenden äußeren Erscheinung und allen ähnlichen Mitteln, welche eine ungenügende Feder verschwenderisch aufwendet, ist es nicht geschehen; der Leser, der ein wenig nachdenkt, will die Größe des Helden sich entwickeln sehen, nicht fortwährend sich vorreden lassen, daß er groß gewesen sei. Gleich bei der Schilderung der Jugend Kinkels geht dem Verfasser so sehr alle Kunst der Darstellung ab, daß man oft lachen muß, wo man tief bewegt sein sollte, z. B. bei der Erzählung von seinen häufigen Verlöbnissen, wobei seine Sache so ungeschickt geführt wird, daß man unwillkürlich an den guten Bräsig denken muß, wie er „dazumal seine drei Brauten hatte.“ Auch die Verlobung und die Ehe Kinkels mit Johanna, von der die öffentliche Meinung jedenfalls nicht so günstig denkt wie R. Fidus, leidet an einem unleidlichen Gemisch von Ueberschwänglichkeit und Trivialität. Später bei den wirklichen Thatsachen und Handlungen stellt sich die Sache etwas besser; hier ist doch wenigstens ein faktischer Hintergrund von

Bedeutung, der sich nicht leicht völlig verderben läßt. Das Beste ist jedenfalls ein Abschnitt, der nicht erst gemacht zu werden braucht, sondern einfach abgedruckt werden konnte, nämlich Kinkels Vertheidigungsrede vor dem Assisenhofe zu Köln.

Alte Herren, die Vorläufer Bach's. Sechs Cantoren der Leipziger Thomasschule. Silhouetten von Elise Polko. — Mit Frau Polko steht die Kritik auf einem eigenen Fuße; sie sollte ihr eigentlich böse sein und bringt das doch nicht recht fertig. Die Manier, mit welcher die Verfasserin die Geschichte der Musik und der Musiker durchstöbert, bald diesen, bald jenen Tondichter herbeiholt und von ihm eine Skizze oder Federzeichnung oder Silhouette anfertigt, wobei sie eine Mischung von geschichtlicher Wahrheit und phantastischer Dichtung in Anwendung bringt, ist eigentlich eine durchaus unerlaubte Manier, denn sie ist nicht weit von Fälschung entfernt und verdirbt die Bilder durch affectirte und unwahre Färbung. Würdige, mannhafte, eherne Gestalten müssen sich Verkleidungen, Schminke, weichliche und sentimentale Entstellungen gefallen und für das Boudoir eleganter Damen präpariren lassen. In solcher Weise hat Frau Polko schon manches musikalische Portrait arg entstellt. Die Geschichte der Musik und ihre Träger sind nicht dazu da, für junge Mädchen und zimperliche Damen den Stoff zu süßlichen Erzählungen herzugeben; soll eine poetische Zuthat da sein, so sei es eine gesunde und kräftige, die den Herren weit besser zu Gesichte steht als eine bleichsüchtige. Allein wir sagten schon, so recht böse werden kann man der Verfasserin doch nicht, denn sie hat wirklich poetischen Sinn, Begeisterung für die Kunst und Gewandtheit in der Erzählung, die nur von Fremdwörtern sich mehr frei halten müßte. Bei ihrem diesmaligen Ausflug in das Land der Tonkunst hat Frau Polko sich sechs Cantoren der berühmten Leipziger Thomasschule, Vorgänger des großen Johann Sebastian Bach, eingefangen und gezähmt. Die alten Herren nehmen sich zum Theil seltsam genug in dem eleganten Käfig, in den Frau Polko sie gesetzt hat, aus. Sie hätte wirklich viel besser gethan, die werthvollen Notizen, welche ihr der wackere Moritz Hauptmann, der jetzige Leipziger Cantor, gegeben hat, zu einer Reihe von wirklichen Charakterbildern nach der Natur zu verwenden. Die Männer und Dinge jener Zeit sind interessant genug, um ein werthvolles und lesbares Buch zu Stande zu bringen, mit welchem der Lesewelt, den Musikern wie den Laien, weit mehr gedient wäre als mit dieser Schachtel voll Bonbons. Man muß Leute wie Georg Rhaw, Sethus Calvisius, Johann Hermann Schein, Johann Kuhnau, die in der Geschichte der Kunst eine bedeutende, viel zu wenig bekannte Stellung einnehmen, nicht in Puppenkleider stecken wollen. Das Buch der Frau Polko lies't sich ganz gut, aber sie hätte es auch leicht zu einem wirklich guten Buche machen können.

Der Schulzenhof zu Raben. Von M. Anton Niendorf. Wittenberg, Herrosé. — Seit langer Zeit haben wir keine literarische Gabe des Verfassers kennen gelernt. Die vorliegende wäre wohl eines besseren Gewandes würdig, als der Verleger derselben umgeworfen hat. Es ist die Geschichte vom Kampfe der Praxis mit der Theorie in der Form einer modernen Dorfgeschichte, der Streit eines am Alten starr hangenden Landmanns, der sich über des Sohnes neue Grundsätze der Landwirthschaft ärgert und sich heillos mit ihm herumstreitet. Eine Zeitlang scheint der Alte Recht zu behalten, indem der junge Sausewind, ein begeisterter Verehrer Liebig'scher Theorieen, so viel für neue Anschaffungen ausgiebt, daß er in Geldverlegenheiten geräth. Es war indeß nur eine augenblickliche Stockung, und der Sohn hat später den Triumpf, daß der Vater mit ansehen muß, wie alles sich doch herrlich entwickelt. Die Erzählung lies't sich bis auf manche Seltsamkeiten und ein ziemlich unglückliches Herumreiten auf Arthur Schopenhauer recht gut.

Eine Catilinarische Existenz. Roman von Theodor König. Breslau, Trewendt. — Man kennt den Ausspruch Bismarks über Catilinarische Existenzen; denselben hat König in diesem Roman nicht ungeschickt benutzt. Wir werden mit dem Treiben der Berliner Geschäftswelt bekannt gemacht, sehen manches Nachtstück vor unsern Augen sich entwickeln, manche Existenz komisch oder tragisch zusammenbrechen. Das Talent des Verfassers für Charakterschilderung ist grade nicht umfassend und von besonders feinem Schliff, aber er versteht sich doch ziemlich auf Contraste und geräth auch in der Erzählung selbst nicht allzu tief in die „sensation“ hinein. Die Anstandspflicht des Schriftstellers, die Regeln des Stils und des guten Geschmacks nicht außer Acht zu lassen, beobachtet er so leidlich. — Dagegen völlig unleidlich war uns der Roman „Hoffnungen in Peru“ von Ernst Freiherrn von Bibra. (Jena und Leipzig, Costenoble), ein sprechender Beweis von der Verwilderung, die bei uns auf dem Gebiete der Unterhaltungs-Literatur herrscht. Der Verfasser, der sich seit einigen Jahren wegen seiner raschen und ungenirten Mache als ein bequemes Werkzeug für die Anfertigung von Romanen erwiesen hat, arbeitet nun auf Bestellung und liefert seine Waare prompt. Da jeder Roman von einem bekannten Autor und einem renommirten Verleger seines Absatzes in Leihbibliotheken sicher ist, so kommt es auf inneren Werth nicht an. Diese dreibändigen „Hoffnungen in Peru“ leisten wirklich Unerhörtes im Schlechten; der Bau des Romans ist ein rohes Gerüst, ohne alle Kunst und Sorgfalt aufgerichtet, die Charaktere sind übertrieben, geschmacklos geschildert, der Stil im höchsten Grade nachlässig, voll von Trivialitäten, die Erzählung auseinander gezerrt und unerträglich gedehnt, um die bestellten drei Bände zu füllen, das Ganze mithin ein Machwerk der gewöhnlichsten Sorte. Gegen dergleichen muß lebhaft protestirt werden. — Ebenso, wenn auch aus anderen, gleichsam höheren Gründen gegen die sogenannten kulturhistorischen Romane von Rau. Sein neuestes Opfer, in drei Bänden aufgetischt und zerlegt, war Karl Maria von Weber, der große Romantiker der Oper. Rau besitzt wenigstens so viel Klugheit, daß er mit fremdem Kalbe pflügt und die allerdringendsten Forderungen des Stils erfüllt. Aber die ganze Art seiner Buchmacherei ist im höchsten Grade widerwärtig. Da wird ein Buch, oder auch mehrere, wenn sie vorhanden sind, hergenommen, die besten Stellen mit dem Rothstift angestrichen, abgedruckt, mit einigen Zwischensätzen als Kitt versehen, dann dies Fabrikat als kulturgeschichtlicher Roman in die Welt geschickt. Ein gewisses Talent für die Composition hat der Verfasser allerdings, insofern wenigstens, als er solche Abschnitte in dem Leben großer Männer herauszufinden weiß, die sich mit Erfolg der größeren Lesewelt vorführen lassen; so z. B. ist in diesem Falle Webers Aufenthalt in Stuttgart und Darmstadt zu längeren Episoden, aus denen sich lüsterne Scenen gewinnen ließen, benutzt. Dagegen kann es denn aber natürlich nicht fehlen, daß andere Perioden, die für die Beurtheilung des Helden viel wichtiger sind und ihn in seiner ganzen Bedeutung erscheinen lassen, vernachlässigt worden. — Eine ganz achtungswerthe Arbeit, — um doch mit etwas Besserem zu schließen —, ist der nicht weniger als acht, aber kleine, Bände umfassende Roman von Gustav vom See „Gräfin und Marquise“ mit der Fortsetzung „Ost und West“, eine Geschichte aus den Befreiungskriegen, vorgetragen in der reichlich breiten, aber fleißigen und liebevollen Weise des beliebten Schriftstellers.

Literatur und Kunst.

* Die historische Abtheilung des Künstlervereins hielt am 4. December eine recht besuchte Sitzung. Vor Beginn der Verhandlung gedachte der Vorsitzende des großen Verlustes, der vor Kurzem unseren historischen Verein, wie die deutsche Geschichtswissenschaft getroffen hat. Dr. J. M. Lappenberg, Archivar in Hamburg, seit dem 15. October 1864 Ehrenmitglied des Vereins, ist am 28. November aus seinem thätigen, für die deutsche Wissenschaft so segensvollen Leben abgerufen worden; Dr. D. R. Ehmck erinnerte die Versammlung an die Verdienste, welche der Verstorbene besonders auf dem Gebiete der bremischen Geschichtsforschung sich erworben hat, für die seine Arbeiten Fundament und Eckstein bilden; er wies hin auf die Ausgaben Adam's von Bremen und Albert's von Stade, auf die Sammlung des hamburgischen Urkundenbuchs und der bremischen Geschichtsquellen; rief die zahlreichen bedeutenden Leistungen auf den Gebieten der politischen, der Rechts- und Literatur-Geschichte der Versammluag ins Gedächtniß und hob besonders hervor, wie die jüngsten noch nicht vollendeten Arbeiten, die Herausgabe der hanseatischen Akten und Recesse, sowie der norddeutschen Städtechroniken, sein Ableben doppelt schmerzlich machten. Aus dem letzten Schreiben, welches der Verstorbene an den Geschäftsausschuß in Anlaß der ihm gewidmeten Schrift von Dr. H. A. Schumacher über die Stedinger gesandt hat, ergab sich deutlich, mit welcher Theilnahme er den Bestrebungen unseres jungen Vereines gefolgt ist, der stets sein Andenken in hohen Ehren halten wird; die beim fünfzigjährigen Jubiläum des Hamburger Geschichtsvereines geschlagene Lappenberg-Medaille, die in der Versammlung vorgelegt ward, wird dazu beitragen, dies Gedächtniß festzuhalten.

Aus den geschäftlichen Mittheilungen, die hiernach zunächst zur Sprache kamen, ist hervorzuheben, daß die Geschichtsvereine für Steiermark, die Mark Brandenburg, sowie für Liv-, Est- und Kurland mit unserem Vereine Schriftenaustausch begonnen haben und daß demselben höchst dankenswerthe Geschenke von bremischen Bürgern gemacht sind. Herr C. A. G. Märtens hat ihm in liberalster Weise mehrere Alterthümer übergeben: ein angeblich dem Jahre 1332 angehörendes Schloß vom alten Schmiedeamthaus, das die Tradition mit dem St. Paulskloster in Verbindung bringt, einen mittelalterlichen Sporn nebst Gehänge, ein durch die Wappen und Stickereien ausgezeichnetes Gebetbuch, sowie eine Sammlung von Portraits- und Stadtansichten. Von Herrn Tim. Miesegaes ist der Verein durch das Geschenk zweier antiker Thongefäße erfreut worden, einer aus Italien hieher geschaffter, sehr schönen Kanne und einer vielbesprochenen höchst interessanten Schale, die vor einigen Jahrzehnten bei bremischen und norddeutschen Alterthumsfreunden das größte Aufsehen machte.

An diese Schale schloß Hermann Allmers aus Rechtenfleth seine Mittheilungen über antike Funde im Bremischen. Beginnend mit den vielfach zwischen Weser und Elbe in Gräbern gefundenen, römischen Glaskorallen, deren Verzierungen und Durchbohrungen beweisen, daß sie als Halsschmuck gedient haben, mit dem berühmten Winsumer Fund, dem goldenen durch römische Kaisermünzen verzierten Halsbande, und mit mehreren bedeutenden Münzfunden, vorzüglich dem 1840 bei Kadenberg gemachten, verweilte der Vortrag länger bei den antiken Gefäßen, die in den Landen zwischen Weser und Elbe zu Tage getreten sind, besonders bei der zu Freldorf gefundenen Schale, welche im neusten Hefte des „Stader Archives" abgebildet ist, sowie bei den zu Nienburg und Lüneburg entdeckten Gefäßen, über welche in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1854 gehandelt ist. Unstreitig den interessantesten Fund bildet die oben erwähnte Schale, welche 1821 bei der Anlage der von Burg nach Osterholz führenden Chaussee zu Marßel tief unter einem seit undenklicher Zeit befahrenen Wege in einer eigenen kleinen Höhlung entdeckt wurde, sicher kein deutsches Fabricat, angefüllt mit Asche und Knochen. Sie erwarb zuerst der Apotheker Stümke in Vegesack; von diesem erhielt sie C. D. Miesegaes, der Vetter des Chronisten und Vater des Schenkers. Dieser erachtete das Gefäß für griechisch und theilte seine Ansicht dem Alterthumsfreunden in einer eigenen Abhandlung mit, indem er auf die Reisen griechischer Seefahrer hinwies, auf die Bedeutung, welche für diese die Bernsteinküsten der Ostsee hatten und auf die frühere Gestaltung der Niederweser; er kam zu der Annahme, daß Hellenen bei Marßel gelandet seien, einen der Ihrigen zu bestatten; die Forschung förderte denn Blumenbach durch die Angabe, daß ein ganz gleiches Gefäß bei Erfurt gefunden sei und zwar ebenfalls mit Resten einer Todtenbestattung, aber auch mit Eberhauern, über deren Beziehung zum Gräberkult verschiedene Vermuthungen aufgestellt wurden; endlich veröffentlichte Dr. Iken in Bremen eine längere Abhandlung, in der er die Reliefs der Schale in höchst eigenthümlicher Weise mit dem Todtendienste in Verbindung brachte. Seit dieser Zeit hat sich die Forschung nicht mehr um das Gefäß bekümmert, das sogar verloren zu sein schien. Der Vortrag führte nun aus, daß dasselbe jedenfalls nicht griechischen Ursprungs sei. Griechische Thongefäße mit Reliefs und gar mit Reliefs, in der die Bogenverzierung besonders hervortritt, giebt es nicht; die Hellenen bemalten ihren Thon, sie kannten fast gar nicht die ornamentale Behandlung des Bogens. Das Gefäß, seiner Bestimmung nach eine Speiseschale, ist jedenfalls italisch; es kann nur fraglich sein, ob oskisch oder etrurisch; denn eigenes römisches Fabrikat findet sich nicht. Jene Frage ließ der Vortrag noch unerledigt; nach ihm erscheint es wahrscheinlicher, daß Römer die Schale hieher gebracht und zur Todenbestattung benutzt haben, als daß sie von Germanen durch Tausch oder Beute erworben und in dieser Weise gebraucht ist; denn es wäre höchst seltsam, wenn man, obwohl eigene Todtenurnen existirten, ein werthvolles Hausgeräth ins Grab gestellt hätte. Die vielfach sehr undeutlich gewordenen Darstellungen der Reliefs, in denen häufig nackte Formen hervortreten, deutete Allmers, als ländliche Scenen ohne besondere Beziehung zur Bestimmung der Schale.

An diese Mittheilungen knüpften Professor Herzberg und Dr. Torstrick interessante Bemerkungen über unteritalische Töpferwerkstätten und die nicht zur Bestattung benutzten Urnen etrurischer Gräber. Sodann regte Dr. Torstrick an, die antiken Münzen unserer Gegend möglichst zu sammeln und stellte einen Beitrag zu solcher Sammlung in Aussicht. Dr. H. A. Schumacher berichtete über einen Fund römischer Kaisermünzen, der in den dreißiger Jahren bei Schlüte im Stedingerlande gemacht sei und knüpfte hieran Bemerkungen über die Wichtigkeit solcher Entdeckungen für die Geschichte des Anbaus in unseren Flußmarschen.

Nachdem die Fortdauer des von dem Verein für die Redactionskosten dieses Blattes übernommenen Beitrages bis Juli einstimmig genehmigt war, theilte Senator Dr. H. Smidt culturhistorisch höchst eigenthümliche Aktenstücke aus dem Jahre 1817 mit, welche auf den langandauernden Kampf sich beziehen, den eine merkwürdige Persönlichkeit Heinrich Christoph Behr gegen den „hochedlen, wohlweisen Rath" dieser Stadt wegen seiner „heiligen Obligationen" führte, wegen der vor der französischen Zeit von der Contributionskammer ausgestellten Staatsschuldscheine, die 1815 wegen der enormen Schuldenlast des Staates durch einen auffallender Weise nie publicirten Raths- und Bürger-Schluß unkündbar gemacht wurden. Die Mittheilung der an den Senat gerichteten Vorstellungen und der Schreiben an die Bundesversammlung zu Frankfurt, die sämmtlich der genannte Arbeitsmann selbst geschrieben hat, bot manchen Einblick in die vor fünfzig Jahren noch bestehenden Zustände und manche Reminiscenz aus der Franzosenzeit; besonders aber gewährten die Aktenstücke wegen des phantasievollen, geistreichen und schwunghaften Stiles, den der „arme Karrenschieber" sich zu eigen gemacht hatte, psychologisches Interesse.

* Die uns vorliegenden Hefte 40—47 von Brehms, illustrirtem Thierleben fördern die Betrachtung der Vögel um ein Bedeutendes, indem sie nicht allein die kegelschnäbligen Singvögel beenden, sondern auch die rabenartigen Vögel und die sämmtlichen Raubvögel besprechen. Die Behandlung ist hier eine besonders sorgfältige, da diese Thiere von jeher Lieblinge von Brehm waren. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß die Schilderung dieser größern, mehr individualisirten Thiere ein reicheres Material enthalten wird, als die der kleinern, überdies schwieriger zu beobachtenden. — Viele der vorliegenden Schilderungen entsprechen durchaus nicht den schulgemäßen Anschauungen über die betreffenden Thiere, so namentlich nicht die Schilderung des Lämmergeiers, der von einem gefürchteten Wild- und Menschenräuber zu einem sehr gering beanlagten und fast verächtlichen Aas- und Knochenfresser herabsinkt. — Alle Mittheilungen aber zeugen von umfassenden Beobachtungen und sorgfältig ausgeübter Kritik.

* Gedichte von Emil Taubert. Berlin, Verlag von F. Heinike. 1865. Diese Sammlung zeugt von einem nicht ganz gewöhnlichen lyrischen Talent und namentlich sind die volksthümlich gehaltenen Gedichte nicht selten schwunghaft und warm gehalten und eignen sich entschieden für die Composition. Weniger sagt der Verfasser uns zu, wo er in schwierigeren Kunstformen, wie im Sonett, sich bewegt. Bei etwas schärferer Selbstkritik wäre die Sammlung werthvoller geworden, aber auch so wollen wir mit Vergnügen gestehen, daß Taubert uns eine liebe Bekanntschaft geworden ist.

— Gedichte von Hermann von Loeper. Leipzig, Brockhaus. 1865. Diese Gedichtsammlung gehört zu den besseren diesjährigen Erscheinungen in diesem Zweige unserer Literatur. „Stille Jugendpfade",

„Weinlieder“, „Alpenfahrt“, „Blätter der Liebe“ und „Lied und Sage“ enthalten alle viel des Schönen, weich Empfundenen und präcis Gefaßten. Es ist offenbar eine ästhetisch fein gebildetes Gemüth, das in diesen Gedichten sich ausspricht, und loben wollen wir auch die Gewandtheit der Form. Dennoch müssen wir bekennen, daß seine religiösen Gedichte und unter diesen vorzüglich die „Lateinischen Kirchenlieder in freier Bearbeitung“ uns mehr packten als die weltlichen. Diese Kirchenlieder sind offenbar die Krone der Sammlung, wahre Meisterstücke, sowohl was Form als Ton betrifft.

— Gedichte von L. Otto. Halle, Schroedel & Simon. 1866. Die Sammlung zerfällt in die Abtheilungen: „Jugendlenz“, „Balladen“, „Sturm und Drang“, „Allerlei“ und „Fromme Liebe.“ Auch hier haben wir ein angenehmes lyrisches Talent hervorzuheben, während das epische von geringerer Bedeutung ist. Unter den zum Theil sehr sangbaren, melodiösen Liedern hat uns Manches sehr gefallen; das Herrmannslied mit seinem Versuch der Anwendung des Stabreimes ist allerdings etwas mißlungen; auch der Abschnitt „Fromme Liebe“ hat uns nicht zugesagt. En passant wollen wir nicht ungerügt lassen, daß die Verlagshandlung uns ein so besonders unsauberes Exemplar hat zukommen lassen mögen. Ist sie vielleicht der Meinung, der Ausschuß, den kein Anderer will, sei für den Recensenten gut genug?

— Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart von Theodor Meyer-Merian. Basel, Bahnmaier. 1864. Ein rechtes Interesse konnten wir dem kleinen Opus nicht abgewinnen, einmal ist der Inhalt nicht anregend und dann sind auch die Verse nicht selten recht holperig.

Geradezu monströs erscheint es uns, wenn Adelb. Herrmann, Professor zu Celle, dessen Echoklänge aus Venusia wir seiner Zeit besprachen, die Thaten eines alten griechischen Heroen in modernen Versen besingt. Hercules, ein Heldengedicht in sechszehn Liedern, erschien Celle, Schulze 1865 von ihm. Mögen Andere solche Modernisirungen antiker Stoffe goutiren, wir vermögen das nicht. Das Einzige, was wir an dem sonderbaren Versuche loben können, ist eine sehr gewandte Versification.

— Auch die „Echoklänge aus Venusia.“ Zweite Abtheilung: „Die Horazischen Gedichte höherer Stimmung“, desselben Verfassers im selben Verlage erreichen unsers Erachtens nicht das, was sie beabsichtigen, trotzdem Hermann hier das Originalversmaß beibehalten hat. Wie er in der Vorrede sagt, hat er den Nichtlateinern den venusinischen Sänger verständlich und genießbar machen wollen, durch möglichst natürliche Sprache, er hat, statt sich mit horazischem Deutsch zu begnügen, einen deutschen Horaz zu geben gesucht. Es hofft auf diese Weise auch diejenigen zu befriedigen, welche die moderne Behandlung des Horaz noch immer als sündhaft anathematisiren, deren Recensenteneifer, des edlen alten Sängers Lebensweisheit wenig entsprechend, zum Theil in's Unanständige gerathen ist. Wir wissen nicht, ob Herrmann damit auch auf uns zielt, soviel aber wollen wir nur bemerken, daß er hier ohne es zu wollen oft einen sehr undeutschen Horaz gegeben hat. Die „freien Klangspiele“, Originaldichtungen des Verfassers, welche im Anfang beigegeben sind, gehen fast alle zu sehr in's Breite.

* Das soeben erschienene elfte Heft der Neuen Folge von „Unsere Zeit“, herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), bringt zunächst einen zweiten Artikel über den Secessionskampf in der nordamerikanischen Union, welcher den Krieg vom Beginn der Trennung bis zur vollen Entwickelung der kriegerischen Action (Ende Juni 1862) behandelt, und außer der durchgängigen Unparteilichkeit, die man schon dem ersten Artikel nachrühmen muß, sich noch besonders durch die tüchtige kriegswissenschaftilche Auffassung und übersichtliche Darstellung auszeichnet. In dem Schlußartikel der Abhandlung „Zur Geschichte der Düngerlehre“ werden die Verdienste Liebig's um diese wichtigste Frage der Landwirthschaft eingehend erörtert und in gebührender Weise hervorgehoben. Es folgt ein Aufsatz über die Shakspeare-Gesellschaft und das Shakspear-Jahrbuch. Ein zweiter Artikel über „Oesterreich seit dem Frieden von Villafranca“ enthält eine eingehende Kritik des Schmerling'schen Regierungssystems, eine Kritik, welcher die Umstände und die jüngste Krisis in Oesterreich recht gegeben haben. Das Feuilleton bringt in dem Abschnitt „Literatur“ Besprechungen des achten Bandes der Varnhagen'schen Tagebücher und verschiedener neuer Dramen, in dem Abschnitt „Technologie“ eine Würdigung des pneumatischen Webstuhls. So schließt sich auch das elfte Heft, was Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts betrifft, den frühern würdig an.

— Das Aktien-Volkstheater in München ist am 4. d. M. eröffnet worden. Die Reihe eröffnete: „Was wir wollen“, Festspiel mit Gesang, Tanz und lebenden Bildern von Hermann Schmid, dem Dramaturgen des Theaters, mit Musik von Krempelsetzer. Dieses recht gelungen dargestellte und glänzend ausgestattete Festspiel erfüllte vollständig seinen Zweck, denn es ermöglichte die Vorführung der Hauptpersonen des Theater-Personals und gab zugleich dem Kompositeur, dem Decorations-Maler Jank, und dem Maschinisten Brand, Ober-Ingenieur des großherzoglichen Hoftheaters zu Darmstadt, Gelegenheit, dem Publicum zu zeigen, was sie in ihren Fächern zu wirken vermögen. Sie haben alle Ausgezeichnetes geleistet. Das sehr zahlreiche Publicum gab denn auch seine vollste Zufriedenheit, ja seine freudige Ueberraschung durch vielfache Beifalls-Bezeugungen, und schließlich dadurch zu erkennen, daß Dichter, Kompositeur, Maler, Maschinist, und besonders auch der technische Director des Theaters, Engelken stürmisch gerufen wurden. Ebenso drückte das Publicum dem Erbauer des Theaters, Zimmermeister Reisenstuhl, seine Anerkennung durch vielfache Beifalls-Bezeugungen aus. Dem Festspiel folgte eine ausgezeichnete Fest-Ouvertüre vom ersten Kapellmeister Konradin, dann ein Ballet und schließlich ein komisches Singspiel: „Eine musikalische Soirée in der Vorstadt“ von Jaques Offenbach. Die sehr gelungene Darstellung dieser Stücke zeigte, daß für alle Fächer des Schauspiels, des Singspiels und des Ballets ausgezeichnete Kräfte engagirt sind, und daß sich die ganze Leitung des Theaters in den besten Händen befinden. — Als in den zwanziger Jahren in einem entfernten Stadttheil Berlins, in der s. g. Königsvorstadt, am Alexanderplatz, ein speculativer Kopf, Kaufmann Cerf, das „königstätische“ Theater baute, hielt man dieses Unternehmen schon wegen der Entlegenheit von dem Verkehrsmittelpunkt der Hauptstadt für ein verfehltes. Doch als der erste Zettel an den Straßenecken erschien, trieb die Neugierde das noch immer mißtrauische Publicum hinaus und hinein in das kleine Haus. Und siehe da, man fühlte sich wohl in dem hübschen und freundlichen Raum, man fand Geschmack an den reizenden Decorationen, an den lebendigen Vorstellungen, an dem Chor von hübschen Mädchen, an den zierlichen Soubretten mit Humor und frischem Gesichtern, an den tüchtigen Komikern — kurz, das Publicum jubelte und applaudirte, es verließ vergnügt das Haus, und bald ward die „Königsstadt“ das Losungswort der Berliner. So scheint es auch fast mit dem „Gärtnerplatz“ in München werden zu wollen. Das Aktien-Volkstheater ist trotz seiner angeblichen Entfernung täglich zahlreich besucht, an Tagen mit heitern Stücken geradezu überfüllt, man lacht und unterhält sich, und geht fort mit dem ernsten Vorsatz bald wieder zu kommen. Das Aktientheater hatte bisher eine Reineinnahme von durchschnittlich 560 fl. per Tag; an den Abenden mit ganz ausverkauftem Haus war die Einnahme mehr als 800 fl. über die Tageskosten, und es steht zu erwarten daß bei fortdauernder guter Leitung der Besuch nicht abnimmt. Sieht man ja doch auch die Hofbühnenkünstler nicht selten im Aktientheater, und das ist gewiß ein recht gutes Zeugniß für die Angehörigen des letztern. König Friedrich Wilhelm III. miethete bald mehrere Logen in dem Königstädter Theater, ward sehr oft dort gesehen, und es fielen auch nach und nach die meisten Beschränkungen des Repertoire's; denn Preußens König wollte das Vergnügen seines Volks nicht verkürzt sehen zu Gunsten des alten Repertoire's seiner Hofbühne und ihrer alt gewordenen Kräfte, und gab zugleich damit den wirksamsten Anlaß daß seine Hoftheaterintendanz aus ihrem Schlendrian herauskroch und auch sie sich rührte! So wird es wohl ebenfalls einmal in München, wohin die Gewerbefreiheit ja doch auch noch einmal kommen wird, - geschehen daß das Volkstheater sich nicht mehr so sehr in seinem Repertoire gehindert sieht wie noch dermalen, damit der Zunftneid in der Maximiliansstraße sich nicht weiter zu echauffiren braucht, und nach polizeilichem Schutz ängstlich rufen darf, wenn am Gärtnerplatz z. B. besser und etwas mehr getanzt wird, oder einmal ein „classisches“ Stück, oder eine Spieloper, die dem Hoftheater bisher unbekannt geblieben, dem „Volk“ vorgeführt werden will u. dgl. Die Bürgerschaft Münchens, an ihrer Spitze die beiden Bürgermeister, wird demnächst dem gesammten Verwaltungsrath des Aktientheaters in freudiger Anerkennung seiner Bemühungen um das Zustandekommen des Unternehmens ein großes Festmahl geben. Die Fiaker sollen sich schon geeinigt haben die Aktientheatergäste um die einfache Taxe vom Theater nach Hause zu fahren, und auch von einem Omnibusunternehmen ist die Rede, das täglich 30 Omnibusse vom Aktientheater nach allen Richtungen der Stadt, und umgekehrt, gehen lassen will; vielleicht sind diese Nachtfahrten der Anfang dazu, daß München einmal regelmäßige Tagesomnibusfahrten erhält, wie sie das viel kleinere Frankfurt a. M. schon mehrere Jahre hat. Den Journalen und den Berichterstattern der auswärtigen Presse hat die Aktientheater-Verwaltung aufs zuvorkommendste ständige Plätze reservirt. Das für die Prüfung der beim Aktientheater eingelaufenen 132 Preisconcurrenzstücke vom Verwaltungsrath berufene Comité hat nunmehr seine Berathungen geschlossen, es wird daher die betreffende Bekanntmachung demnächst erfolgen, und auch mit der Aufführung der zur Concurrenz zugelassenen Stücke (mehrere Schauspiele und auch zwei Zaubermärchen) alsbald begonnen werden. Das erste schon in Vorbereitung begriffene Stück davon soll das Schauspiel „Ein Haberfeldtreiben“ sein.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 36.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 51. Bremen, 17. December 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Das Fest unserer Singacademie.

(Zweiter Artikel.)

Unser Bericht über die Feier, welche am 28. und 30. November von der Singacademie in Anlaß ihres fünfzigjährigen Bestehens veranstaltet wurde, ist in der vorigen Nummer wegen Enge des Raumes gegen unseren Wunsch plötzlich abgebrochen worden; wir beeilen uns daher das Fehlende heute noch nachzuholen.

Die Ansprache, die Musikdirector Reinthaler zum Gedächtniß der Stiftung des Vereins hielt, hob der Natur der Sache nach besonders die ältere Zeit hervor und aus dieser wieder vorzüglich das erste Decennium, an das so manche schöne Erinnerung sich knüpft, besonders das Andenken an jenes großartige Musikfest des Jahres 1819, das in der Entwicklung des bremischen Musiklebens ohne Gleichen dasteht, da es selbst Riem's begeistertem und begeisterndem Eifer nicht gelungen ist, noch einmal alle musikalischen Kräfte Bremens zusammen zu bringen. Am Ende jenes Zeitraums, jetzt gerade vor 40 Jahren, wirkte die Academie in dem ersten der neuen Privatconcerte mit, die nach jahrelanger Unterbrechung in veränderter Gestalt wieder auflebten; auch dies war hauptsächlich Riem's Werk, und wie er beide Kunstinstitute dirigirte, so suchte er auch eine enge dauernde Verbindung zwischen ihnen herzustellen. Wenn die Academie diese Verbindung auch nicht zu jeder Zeit rege gehalten hat, so mußte sie dieselbe doch stets im Principe bewahren und that dies in Anerkennung und Bethätigung des Grundsatzes, daß in jeder Kunst die verschiedenen Institute einer Stadt zum Wohle des Ganzen gegenseitig sich helfen, sich heben und unterstützen müssen, besonders aber in der Musik und speciell bei Chor- oder Orchester-Aufführungen, wo Trennung der Kräfte Zersplitterung und Ohnmacht unausbleiblich zur Folge hat.

Das zweite Jahrzehnt der Singacademie zeigte ein ähnliches Lebensbild, wie von dem ersteren entworfen ist; der Redner erinnert im Verlauf seiner Ansprache an eine Reihe von Einzelnheiten, die wir hier übergehen. Der Verein wirkte in gesteigerter Größe, und die Aufführungen mehrten sich; Schattenseiten bildeten der Mangel eines eigenen oder geeigneten Locals und die damit verbundene Unmöglichkeit passender Aufstellung, bisweilen auch Kälte des Publicums, sofern nicht wohlthätige Zwecke in den Vordergrund gestellt waren. Das innere Leben jener Zeit ist reich und bewegt: eine große Anzahl der bedeutendsten Cantaten und Motetten der Italiener und Deutschen, der Werke der strengen Schule von Palästrina bis Bach, aber auch der lieblichen Schöpfungen des sog. schönen italienischen Stiles bis zu Mozart: sie alle finden ihre Berechtigung; Aufführungen vor geladenen Zuhörern kommen häufiger vor, und das Publikum beweis't die regste Theilnahme. In mancher Beziehung kann man dieses Jahrzehnt als die erste Blüthezeit der Academie bezeichnen, besonders wegen der großen Tüchtigkeit im Gesange; es ward vortrefflich vom Blatte gesungen; dem Meister Riem arbeiteten die Lehrer Grabau und Lange mit Erfolg in die Hände; der Gesang ward in der Schule werth gehalten, und Bremen zählte zu den wenigen Städten, in denen ein Geschlecht wirklich tüchtiger und stets für das Schöne bereiter Sänger sich herangebildet hatte. Es ist dies dieselbe Zeit, in der Riem's Eigenthümlichkeit erstarkte; er befestigte seine künstlerischen Grundsätze, er wurde starrer in seiner Verehrung für die classische Musik. Bei seinem energischen Wesen war es wohl natürlich, daß nicht jeder Conflict vermieden ward; allein er trug immer zur rechten Zeit den Wünschen seiner Freunde Rechnung und wußte im Ganzen doch mit ihren Anforderungen das zu vereinen, was er als Künstler für das Richtige hielt; das innige Verhältniß zwischen den Mitgliedern der Academie und ihrem Meister dauerte fort.

Aus dem dritten Jahrzehnt hob der Redner besonders zwei Momente hervor. Es war der Bau des neuen Unionssaales ein für Bremens Musik höchst wichtiges Ereigniß; bisher waren die größern Concerte, wenn sie nicht in die Kirchen paßten, in den wenig geeigneten Sälen des Krameramthauses und der Börse gegeben worden; jetzt bot sich der Musik ein prächtiger Saal, dessen Acustik ganz ausgezeichnet war, dessen Umgebungen allen Anfor-

derungen genügten. Die Singacademie eröffnete diesen neuen Concertsaal, der noch jetzt der größte und geeignetste unserer Stadt ist, durch das Oratorium Samson. Schnell folgte die Aufführung des Alexanderfestes; im Dome erklang dann die Johannespassion von Bach, und die Hindernisse der nicht passenden alten Orgel sowie der ganzen baulichen Einrichtung des Gebäudes, wurden möglichst überwunden; dann ward von Mendelssohn, dessen Genius gerade am Himmel aufstieg, der Paulus aufgeführt, und — seltsam genug — bei der zweiten Aufführung mied das Publicum das Werk des Mannes, der sonst bereits sein Liebling war; die Compositionen Schneider's, Neukomm's, Klein's kamen gleichfalls in der Academie zur Berechtigung: sodann der Faust von Radziwill, Idomeneo von Mozart, u. a. m.

Neben der Erbauung des Unionssaales ist in dieser Zeit von hervorragender Bedeutung die erste Aufführung von Riem's Oratorium „der Erlöser"; sie geschah am Charfreitage des Jahres 1840. Die Academie hatte schon Manches von Riem gesungen; gleich in ihrem ersten Concerte waren seine Compositionen auf das Programm gesetzt; mit großer Vorliebe pflegte man seine Psalmen und Hymnen, z. B. „Hinunter in der Erde Schooß"; ihr elegischer Character sprach an, jene ernste Betrachtung, die in Anschluß an die Bach'sche Weise in seinen Motetten hervortritt, dann wieder die Einfachheit, die Lebenslust und das wahre Naturgefühl, die in seinen vierstimmigen Liedern sich kundthun. An jenem Tage des Jahres 1840 feierte die Academie ihren Meister durch die Aufführung jenes Werkes, dessen Schöpfung den Mittelpunkt in seinem Künstlerleben bildet. Seine Individualität spricht in dem Oratorium völlig sich aus, eine warme Menschennatur mit weichem, sinnigem Character und daneben ein reifer denkender Künstlersinn. Daß das Werk nicht in weitere Kreise gedrungen ist, liegt zunächst daran, daß Riem zu einer letzten Vollendung, die der Veröffentlichung vorangehen muß, nicht zu bewegen war, vielmehr am Werke änderte und feilte bis in die letzten Jahre seines Lebens. Hierzu kommt, daß jede Charfreitags-Musik die Rivalität nicht nur des „Todes Jesu" von Graun, sondern auch die des Messias und der wiedererweckten beiden großen Passionen von Bach zu bestehen hat, sodaß es in der That kein Werk eines neueren Meisters giebt, welches auf diesem Gebiete ein selbstständiges Dasein behauptet hätte; und doch ist sehr viel Vortreffliches und Schönes geleistet. Riem's Erlöser gehört entschieden zu den bedeutenderen Werken dieser Art. In der Construction der Dichtung, wie der Musik schließt Riem auch hier der Bach'schen Weise sich an; höchste Treue der Empfindung, Wahrheit des Ausdrucks, Lebendigkeit der Schilderung characterisiren ihn; der Hingebung an die dramatische Wahrheit opfert er sogar die gefällige oder die musikalisch ausgebildete Form, sodaß die innere Schönheit nicht immer dem Laien sofort entgegentritt; es fehlen die leicht zugänglichen lyrischen Chöre, da die Situation, die streng an die Vorgänge der letzten Nacht vor der Kreuzigung sich hält, sie nicht mit sich brachte; dagegen ist das Volk in seiner Eigenthümlichkeit, in seinen Wuthausbrüchen wie in seinen Hosiannarufen, treffend geschildert; das Erdbeben ist von wirkungsvoller Malerei; einzelne Chöre der Getreuen des Herrn, z. B. „Du gehst den Weg zu Todesschmerzen", sind voll tiefen und schön zum Ausdruck kommenden Gefühls, die Solopartien, denen die Aussprache der Empfindung besonders zugewiesen ist, durchweg edel gezeichnet. Frei von dem, was man musikalische Phrase zu nennen pflegt, hält sich der Componist daran, den wirklichen Ausdruck der Sache warm und wahr zu zeichnen, und oft gelingt es mit schönstem Glück. Ueber das Ganze weht ein weicher, elegischer Hauch, eine milde Stimmung, die nicht nur Riem's Character bezeichnet, sondern auch eine Wahlverwandtschaft mit Spohr andeutet, dessen Weise damals vorherrschte und auf viele Musiker jener Zeit von großem Einflusse gewesen ist. Mit Recht schätzt man Riem's „Erlöser" in den Kreisen, in die er eingedrungen ist, nicht bloß wegen der Liebenswürdigkeit seines Verfassers sehr hoch, und es wäre wohl wünschenswerth, wenn das Werk wieder einmal in Bremen zur Aufführung gebracht werden könnte.

In das Jahr der ersten Erlöseraufführung fiel auch das 25jährige Stiftungsfest der Academie, das mit einer Soirée auf der Börse, mit Festvorträgen und Gesängen begangen wurde. Blickte man damals zurück, so zeigte sich eine reiche, schöne Vergangenheit: die Liebe zur Tonkunst, die Pflege derselben war in der ganzen Stadt geweckt; die größesten Werke der Musik waren zur Geltung gebracht und, treu ihrem Stiftungsprogamme, hatte die Academie gearbeitet. Der Blick in die Zukunft schien aber damals Manchem nicht so freundlich zu sein. Die äußeren Schwierigkeiten waren, obgleich die Finanzen des Vereines noch schlecht genug standen, meistens mit Glück bekämpft; aber der hohe Grad der früheren Kraft schien jetzt sich zu mindern. Der Kreis des Vereines war größer geworden, indeß das enge Band lockerte sich; den Uebungen fehlte die frühere Hingebung; die Academie war nicht mehr Herzenssache aller Mitglieder. Allein trotzdem blieb ein tüchtiger Kern, und man konnte getrost in das zweite Vierteljahrhundert des Vereines eintreten.

Die Zeit von 1840 bis zur Gegenwart, vielen der Mitglieder wohl bekannt, behandelte der Redner, wie gesagt, nicht mit gleicher Ausführlichkeit, wie die früheren Decennien; die Protokolle, die für diese reichen Aufschluß geben, werden für jene Periode kürzer; das innere Leben des Vereines verschließt sich mehr und mehr vor dem Blicke des Forschenden. Die Leistungen der Academie beweisen indessen, daß man nicht rückwärts ging, sondern dem Programme von 1815 treu blieb. In das dritte Decennium des Vereines fallen noch die Aufführung der Walpurgisnacht und Schumann's Paradies und Peri; am Charfreitag 1843 findet der Messias im Concertsaale die allgemeinste Theilnahme, dann auch Mendelssohn's Paulus.

Das vierte Jahrzehnt sieht den Bau der neuen Orgel des Domes und die Aenderung der inneren Einrichtung des Gebäudes, zwei für unsere Kirchenmusik höchst wichtige Vorgänge. Die Domconcerte der Singacademie wurden nun großartiger, besonders glänzte eine Aufführung des Elias. Man blieb auf der Höhe der Zeit, man verwaltete treulich die classischen Werke als geistiges Eigenthum. Was Riem in diesen Jahren an Jugendkraft und Frische verloren hatte, ersetzte die Ehrfurcht vor dem bewährten Meister, der fast Allen Lehrer gewesen war. Redner theilte eine Stelle aus dem Vereinsprotokolle mit, in welcher der Schreiber sagt: „Niemand kann lebhafter fühlen als ich, daß die Academie Vieles, ja Alles, dem unablässigen treuen Eifer, der belebenden Kraft und der gründlichen Tüchtigkeit ihres Lenkers in Bezug auf Gesinnung und Kenntnisse zu danken hat; hat er auch seine Schwächen, so ist doch das Gute, die Liebe zur Academie, nicht bloß überwiegend, sondern unersetzlich; jene Mängel auszugleichen, ist Sache der ihm zur Seite Stehenden, die Vieles ausrichten vermögen, wenn sie selbst die rechte Gesinnung haben. Geschieht dies, so wird die Academie immer mehr blühen, wird eine Zierde unserer Stadt, eine Freude aller Theilnehmer bleiben und dauernden Bestand gewinnen, sodaß ihre Existenz nicht mehr an eine einzige Persönlichkeit geknüpft sein wird."

Bald sollte es sich zeigen, ob die Academie ihren Stifter und Meister entbehren könne. Am 21. April 1857 schied Riem

aus diesem Leben. Die dritte Aufführung seines „Erlösers“, dessen Uebungen er in seinen letzten Tagen mit übergroßer Aufregung betrieb, sollte er nicht mehr erleben; sein Werk ward ihm in die ewige Ruhe nachgesungen, und auf die Stätte seiner Gruft setzte ihm die Academie das Zeichen der Verehrung. Nach wenigen Monaten trat Reinthaler an seine Stelle. Der Rückblick auf die Vergangenheit der Academie hatte seinen Abschluß erreicht, und die Worte des Redners galten der Gegenwart und Zukunft.

„Lassen Sie mich“, so etwa lautete der Schluß der Ansprache, „die letzten acht Jahre, in denen mir die hohe Aufgabe wurde der Nachfolger des Verewigten zu sein, kurz zusammenfassen; ich hoffe sagen zu dürfen, daß durch vereintes Zusammenhalten des Erfreulichen und Schönen gar Vieles zu Stande gekommen ist. Die Academie hat bewiesen, daß sie auch ohne ihren Riem leben und kräftig leben kann; sie ist hinter dem Früheren nicht zurückgeblieben; ihre Mittel sind reicher, ihre Kräfte mannichfaltiger; sie verfügt über ein wohlorganisirtes Orchester, wie es schöner kaum ein Kunstinstitut unseres Vaterlandes besitzt. Der Dom öffnet ihr seine Pforten, und in der Nacht baut sich das Gerüst für sie empor; ein neuer Raum, glänzend, feenhaft, herrlichen Klanges, hat bei der Feier dieser Tage ihr sich aufgethan. Dies sind schöne Errungenschaften, aber großen Theils nur die sorgsame verwaltete Erbschaft der Vergangenheit. Ihr müssen wir getreu bleiben. Beim Blick in die Zukunft ergreift zwar Manchen Bangigkeit, der nicht bloß an die Unbeständigkeit des Irdischen, sondern auch an jenen besonderen Zug unserer Kunst gedenkt, daß sie leicht gegen das Fertige erkaltet, das Gesicherte sorglos der eigenen Lebenskraft überläßt: allein die glückliche Vollendung so manchen Werkes, die wir gesehen, giebt uns Vertrauen für die Zukunft; die Bürgschaft für sie liegt in der treuen Gesinnung gegen unsere hohe Kunst, in dem festen Zusammenhalten, in der ächten Freude an dem hehren und herrlichen gemeinsamen Gesang, der des Menschen Sinn erhebt, das Gemüth befreit und das Reinste, was der Mensch empfinden kann, mit den schönsten Formen umkleidet. Dieser Geist hat die Academie gegründet; dieser Geist allein wird sie erhalten, wird sie stets erneuen“.

Den Worten dieser Ansprache schloß sich der ergreifende Gesang jenes Liedes von Riem an, das im ersten Concerte der Singacademie erklungen war: sein „Vater Unser“ für Chor; hierauf folgten zwei seiner Lieder für Bariton: „Himmlischer Sinn“ und „Ergebung“, beide einfach und von schöner Empfindung, wie denn namentlich das zweite als ein in seiner Art vollendetes Lied bezeichnet zu werden verdient; beide fügen sich der älteren Weise an, die in Reichbardt ihren vorzüglichsten Vertreter gefunden hat. Dann wurde Riem's „Mailied“ gesungen, ein kunstvolles Werk für Doppel-Soloquartett und Doppel-Chor; es bietet eine malerisch gehaltene und höchst lebendige Schilderung des Frühlings in mannichfaltig und künstlich schön geordneten Wechselgesängen zwischen den beiden Soloquartetten und Chören, die sich zuletzt alle gar anmuthig durcheinander schlingen. Den Schluß dieses Theiles der Feier bildete der große Doppelchor aus Salomon: „Lobt den Herrn, jung und alt“, der Chor aller Chöre. Endlich erklangen noch beim fröhlichen Festmahl verschiedene Lieder für Chor und Soloquartette von Mendelssohn, Reichardt, Haydn, Reinthaler u. A.

Das ganze Fest erscheint als ein höchst bedeutsamer Akt im Kunstleben unserer Stadt. Wir gedenken desselben gerade heute, am Geburtstage Riem's, mit Anerkennung und Freude.

Gedichte.

Von C. von Prittwitz-Gaffron.

Ihr.

Nun ist es aus — o Jugendtraum, wie weit
Liegst du in dieser bangen Scheidestunde,
O Zauberlied vom dunklen Lindengrunde,
Wie klingst du schmerzlich durch die Einsamkeit!

Allein zu wandern — eine Lebenszeit —
Von der Geliebten ohne Liebeskunde,
Wer faßt solch' Lied und stirbt nicht an der Wunde,
Ach, an der Wunde der Verlassenheit!

Die Myrthe schmückt dein Haupt; ich heiß' dich ziehen,
Ja mehr noch, selbst erwählt' ich dir den Pfad,
Und dein Geschick gestaltet mein Bemühen.

O, fühlst du recht die ächte Liebesthat?
Ich muß dein Angesicht auf ewig fliehen,
Weil ich dich selbst, mich zu verlassen, bat!

Des Seemann's Abschied.

O, laß mich zieh'n, heiß' mich nicht bleiben,
Vorbei der Schmerz, vorbei die Lust!
Laß mich auf wilden Wellen treiben,
Dem Sturme bieten frei die Brust!
Laß mich hinaus, still' deine Thränen,
Versenk' dein Lieben und dein Weh',
Versenk' dein Hoffen und dein Sehnen!
Der Lärmschuß kracht — mein Lieb ade!

Die Flagge steigt — fort vom Gestade!
Geh' heim in deiner Mutter Haus!
Es ist die allerletzte Gnade,
Mein letztes Fleh'n, und dann ist's aus;
Du hast mir Treue oft geschworen,
Heut mahn' ich dich an deinen Eid —
Geh' heim, geh' heim — und dann verloren
Du meiner Seele Seligkeit! —

Und so, umtost vom Wogengrollen,
Umgellt von deinem letzten Schrei,
So laß das Segel mich entrollen,
So jagt das Schiff an dir vorbei;
Um dich hab' ich mich freigekettet,
Zermalmt ring' ich um dich mich los!
Der Anker weicht — du bist gerettet!
Kehr' heim in deiner Mutter Schooß! —

Gott und die Kunst.

Mit meiner Jugend welkten jene Freuden,
Die schmeichelnd sonst, gleich Rosen, mich umwanden,
Die, Blüthenbäume, meinen Pfad umstanden;
Wir mußten schmerzlich von einander scheiden.

Den stärksten Nacken beugen stärk're Leiden,
Und jeder Kiel muß an der Klippe stranden,
Des Stromes Bett du siehest es versanden,
Der Glieder Prangen wird das Bahrtuch kleiden.

Gott und die Kunst allein nur überdauern
Des Erdenstreites uns verheiß'ne Schlichtung,
Sie bleiben, wo wir über Gräbern trauern.

Bleibt dir der Herr und Seinem Ruhm die Dichtung,
Bist du ein Sieger in des Todes Schauern,
Ein Held inmitten endlicher Vernichtung.

Des Liedes Heilkraft.

Wenn mir ein Lied gelang, wird meiner Seele
Schwermüth'ge Nacht vom Morgenroth gelichtet,
Am Aarons-Stabe wieder aufgerichtet,
Spür' ich, daß neue Kraft die Glieder stähle.

So fleht, wenn sie aus tönereicher Kehle
Im Mondlicht einsam ihre Hymnen dichtet,
Melodisch bald das eig'ne Weh geschlichtet
Und ihren Sehnsuchtsdrang, die Philomele.

Wenn frei des Wohllauts Ströme sich ergießen,
Fruchtreich das Land der Phantasie umspülen,
Wo am Gestade Wunderblumen sprießen,

Und Lorbeerbüsche Dichterstirnen kühlen,
Wer dürfte da dem Zauber sich verschließen,
Noch Erdenschmerz in Edens Garten fühlen!?

Ghasel.

O Seele, immer höher erheb' dein Flügelpaar!
Du weißt ja, daß die Sonne nur winkt dem edlen Aar,
Der sich emporgeschwungen zum sel'gen Urlichtsquell,
Weil ihm die Luft der Erde zu schwer und lastend war
Er dringt hinauf, der Segler, in's blaue Aethermeer,
Tief unter ihm die Thäler, vor ihm der Himmel klar,
Tief unter ihm die Felsen, wo er den Horst gebaut.
Vor ihm des weiten Domes sternflammender Altar!
Du ahnst, wie er, es drohe dir in der Tiefe nur
Und nicht auf Sonnenbahnen Vernichtung und Gefahr;
Drum auf! die Nebel schwinden, die Wolkensäume glüh'n,
Nicht jeder sinkt zerschmettert zur Meerfluth, wie Ikar!

* Das Gericht des Kadi in Algier *).

Im Vorhofe der älteren Moschee in der Marinestraße befindet sich ein zierlicher nach oben mit einer Kuppel gekrönter, nach vorne offener Pavillon; in der neueren Moschee ist dieser Pavillon fast in derselben Form angebaut, da die zweite Moschee keine Vorhöfe besitzt. Die Gestalt des einen Pavillons ist halbrund, die Gestalt des anderen viereckig. Längs der Wand sind gepolsterte Bänke angebracht, vor den Bänken befindet sich anstatt der Tische eine Reihe zusammenhängender, erhöhter Bänke, auf denen Schriften und Bücher liegen. In der Mitte, gerade dem Eingange gegenüber, ist die Wand mit rothem Leder ausgeschlagen; über diesem Platz hängt, in einem vergoldeten Rahmen eingefaßt, ein Spruch des Korans. An den Wänden liegen auf Gestellen von Holz ebenfalls Bücher und Schriften, sonst sind die Wände nackt, weiß getüncht. Das Licht fällt in den Pavillon der großen Moschee von oben durch die Kuppel, der andere Pavillon wird außerdem noch durch ein in der Seitenwand angebrachtes, mit hölzernen Stäben vergittertes Fenster erleuchtet. Der Fußboden ist mit Palmmatten und mit bunten Decken bis zur Schwelle belegt. Aus dem Pavillon tritt man in ein zur Seite desselben befindliches Nebengemach. Vor dem Pavillon selbst befindet sich, von dem kleinen Flur aus zu betreten, und mit dem Pavillon durch ein ebenfalls mit hölzernen Stäben vergittertes Fenster verbunden, ein kleines viereckiges Zimmer; in dem Pavillon der großen Moschee befindet sich das Zimmer an der Seite.

*) Aus: „Nach den Oasen von Siban" von Gustav Rasch (Berlin, Vogel).

Die Pavillons, neben den Moscheen, dienen zu Gerichtslokalen des Kadi. Sie befinden sich neben den Moscheen, weil durch diesen Anbau an die Kirchen der Gedanke sinnbindlich verkörpert werden soll, daß die irdische und himmlische Gerechtigkeit immer bei einander sein sollen. Bekanntlich haben die Eingeborenen in Algerien für Civilfälle und kleine Polizeifälle auch seit der französischen Occupation des Landes ihre eigene Gerichtsbarkeit behalten, und der Richter erster Instanz ist der Kadi. Der Kadi urtheilt allein, ist aber wenigstens von zwei, oft vier oder fünf Aduls, welche als seine Rathgeber übrigens nur eine Stimme von consultativer Bedeutung haben, umgeben. Die Gerichtssitzungen sind mündlich und öffentlich. Frauen dürfen den Gerichtssaal nicht betreten, sie befinden sich, wenn sie vor Gericht erscheinen, und selbst ihre Angelegenheit plaidiren wollen, in dem kleinen, mit dem Gerichtslokal durch ein vergittertes Fenster verbundenen Nebengemache, und müssen durch das Gitter sprechen. Wie die Araberfrauen von allem geselligen Leben ausgeschlossen sind, so sind sie auch von dem Innern des Gebäudes ausgeschlossen, wo der Kadi als die verkörperte, irdische Gerechtigkeit waltet.

Ich werde nun eine von diesen arabischen Gerichtssitzungen im Gerichtslokale der neuen Moschee schildern, der ich beiwohnte. Einer meiner Bekannten stellte mich vor der Sitzung in dem kleinen, neben dem Pavillon befindlichen Zimmer, welches dem Kadi als Ankleidungs- und Erholungszimmer dient, demselben als Kollegen vor, und er lud mich mit der verbindlichsten Miene ein, neben ihm während der Sitzung Platz zu nehmen. Das Gesetzbuch, nachdem der Kadi urtheilt, ist der Koran, das unwandelbare Gesetzbuch des Propheten, dessen Sprüche seit mehr als Tausend Jahren für den Muselmann Gesetz und Recht bilden.

Nachdem der Kadi seine Toilette im Ankleidezimmer beendigt hatte, tratt er in das Gerichtszimmer. Er war ein ältlicher, ernst aussehender, großer Mann. Er hatte selbstverständlich die Schuhe ausgezogen, und trug über seinen weißen, wollenen Socken gelbe Pantoffeln. Auf dem Kopfe trug er einen hohen weißen Turban, um die Schultern einen langen rothgestreiften Shawl über dem Burnus, unter dem ich eine blaue Tunika bemerkte. Mit langsamem würdevollen Schritte trat er in das Gerichtszimmer, ließ die gelben Pantoffeln fallen und setzte sich mit gekreuzten Beinen auf seinen Teppich an die Stelle der Wand, wo dieselbe mit rothem Saffian ausgeschlagen war. Die Beisitzer waren bereits gegenwärtig; es waren heute fünf. Auch sie trugen hohe weiße Turbane und einen weißen Burnus über dem Haik. Sie saßen jeder mit gekreuzten Beinen, auf den beiden mit Teppichen belegten Seitenbänken des Gerichtszimmers.

Die Sitzung begann. Ein Gerichtsdiener führte die Parteien ein. Einen so sonderbaren Gerichtsdiener habe ich nie gesehen. Die nackten Beine steckten in groben Lederschuhen, welche er jedes Mal auszog, sobald er über die Schwelle des Lokals auf die Palmmatten trat. Der ganze Körper war in einen braunen sackartigen Burnus gehüllt, der bis zu den nackten Beinen reichte, und dessen Kapuze er über den kurz geschorenen Kopf gezogen hatte. Eine schwarze Binde verdeckte den größten Theil der Stirn wahrscheinlich die Spuren irgend einer gehabten Schlägerei, eine große schwarze Hornbrille schützte beide Augen. Von dem ganzen Gesichte dieses sonderbaren Gerichtsdieners war nichts zu sehen, wie die spitze Nase und ein spitzer grauschwarzer Knebelbart. Die Parteien bestanden aus zwei reich gekleideten Muselmännern und aus mehreren Frauen, welche in Begleitung ihrer Freundinnen, ganz in weiße Wollenschleier gehüllt, das Gesicht bis zu den Augen mit einem weißen Tuch bedeckt, sich in dem Separatzimmer aufhielten. So wie die beiden Muselmänner in den

Pavillon traten, nachdem sie sich auf der Schwelle ihrer Schuhe entledigt hatten, kreuzten sie zur Begrüßung des Kadi die Arme auf die Brust und setzten sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden nieder. Auf dem Flur vor der Thür standen und lagen Neugierige als Zuhörer in allen Farben und Trachten.

Die Verhandlung begann. Die Parteien brachten Thatsachen und Rechtsgründe in arabischer Sprache, ohne Vermittelung eines Anwalts vor, welche der Kadi mit ungestörter Ruhe und vieler Würde anhörte. Zuweilen unterbrach er die Sprechenden, indem er zur näheren Erläuterung der Sache verschiedene Fragen stellte. Einer der Aduls führte die Feder. Dann sprachen die Frauen durch das Gitter des Separatzimmers, heftig und leidenschaftlich. Der Kadi ließ sich in seiner Ruhe durch das unaufhörliche Geschnatter nicht stören, und holte zuweilen, indem er würdevoll den Kopf nach rechts und links neigte, den Rath seiner Beisitzer ein.

Nachdem Klage und Klagebeantwortung, Replik und Duplik soweit beendigt waren, wurden durch den sonderbaren Gerichtsdiener die Zeugen eingeführt. Auch sie zogen die Schuhe aus, bevor sie auf die Palmmatten des Gerichtslokals traten. Es waren nicht weniger als sechs Zeugen. Auf der Schwelle lagen Dutzende von Schuhen. Auch sie verbeugten sich in derselben Art, kreuzten die Beine auf dem Boden, und gaben in derselban Art, wie die Parteien, ihre Depositionen ab. Während der Zeugenvernehmung wurde mehrmals von den Frauen heftiger Widerspruch erhoben, und die Verhandlung in dem Separatgemach in so lauter Weise geführt, daß der sonderbare Gerichtsdiener, welcher neben dem letzten Beisitzer auf einem außerhalb der gepolsterten Bankreihen stehenden Rohrstuhl saß, mehrere Male sich erhob, aus dem Gerichtslokale trat, seine Schuhe auszog und auf die Schwelle des Separatzimmers trat, um mit scheltender Stimme die Ruhe und die Ordnung wieder herzustellen.

Die Verhandlungen waren bis zum Erkenntniß beendigt. Eine kurze Rücksprache zwischen dem Kadi und den Aduls. Dann fällt der Kadi, würdevoll und langsam seine Stimme erhebend, allein den Richterspruch, die Rechtsgründe seines Spruches sofort hinzufügend.

Der männliche Theil der Parteien mußte gewonnen haben. Mit zufriedenem Lächeln erhoben sich die Muselmänner, vom Boden und verbeugten sich, wieder die Arme über die Brust gekreuzt, vor dem Kadi, bevor sie das Lokal verließen. Desto lauter ging es im Zimmer der Frauen her. Sie suchten sich durch Läm, durch Geschrei und durch Schelten für den Verlust des Prozesses zu entschädigen. Selbst der sonderbare Gerichtsdiener war nicht im Stande, so drohend er auch die Stimme erhob, die Ruhe dort wieder herzustellen. Noch vom Flur und von der Straße hörte ich das Schelten und das Geschrei der das Gerichtslokal in höchster Erbitterung verlassenden Frauen.

Das Gericht des Kadi war für heute zu Ende. Der Kadi und die Aduls stiegen über die gepolsterten Bänke, um ihre Schuhe anzuziehen, und das Gerichtslokal zu verlassen. Als ich mich dem Kadi empfahl, um nach dieser arabischen Gerichtssitzung nach dem Hotel de Paris zu gehen und zu speisen, konnte ich nicht umhin, ihm, als er des Spektakels erwähnte, den die Frauen erhoben hatten, lächelnd zu sagen: „C'est tout comme chez nous, Monsieur!“

---

* Der Engländer Gibbon.

Unsere Zeit ist nach dem und in dem, was sie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens schafft und anregt, eine so gewaltige und mannichfach wirkende, daß es oft schwer hält, ihrem Wirken und demjenigen, was sie zu Tage fördert, zu folgen. Aehnlich ist es auf dem Gebiete der Literatur, auf welchem fort und fort Bücher und Individuen — freilich oft nur meteorähnlich — erscheinen und wieder verschwinden, gleich den Eintagsfliegen. Wir leben nun einmal in dem dintenklexigen Jahrhundert. Um so lieber wendet man wenigstens zu manchen Zeiten seinen Blick rückwärts, und hat seine besondere Freude an den Erinnerungen aus einer früheren Vergangenheit, über die sich für uns nicht selten der rosige Frühlingshauch einer unvergänglichen Jugend verbreitet. Man greift dann wohl auch nicht selten mit einer gewissen Sehnsucht nach Büchern aus einer früheren Zeit, die uns einst lieb gewesen, und wir erfreuen uns gern an manchen Gestalten, die uns aus ihnen entgegentreten in ihrer festen und ausgeprägten Persönlichkeit.

In diesem Falle waren wir kürzlich selbst. Wir nahmen — halb zufällig — die „Erinnerungen“ und die „Briefe“ von Friedrich Matthisson zur Hand, die vormals auch von Anderen vielfach gelesen wurden, und es war uns ein für Gegenwart und Erinnerung gleich wohlthuendes Gefühl, zu sehen, wie lebhaft sich der Mann, ohne alle anspruchsvolle Berechnung, den Eindrücken der Außenwelt offen hingab, die auf seinen vielfachen Reisen, namentlich in der Schweiz, dem südlichen Frankreich und in Italien, auf ihn einwirkten, und wie lebendig anregend und fesselnd er theils über Städte, Gegenden und über sonstige Reiseeindrücke, theils über seine Begegnung mit ausgezeichneten Persönlichkeiten sich aussprach. Matthisson verstand es, dies Alles mit so lebhaften Farben und scharf individuelisirenden Zügen zu malen und zu zeichnen, daß hier der Ort und die Gegend, dort der Mann, den er schildert, in objectiver Klarheit und gleichsam sichtbar und greifbar uns entgegentreten. Es ist in dieser Hinsicht ein seltener Reichthum des Interessantesten, der sich in jenen „Erinnerungen“ und „Briefen“ dem Leser erschließt und zum Genusse darbietet, aber man hat um so mehr zu bedauern, daß es jetzt nur wenige geben mag, die das überhaupt wissen, und noch weniger, die diese Bücher lesen.

Wir wußten von langer Zeit her, daß Matthisson während seines Aufenthalts in Lausanne auch mit dem Engländer Gibbon zusammengetroffen war und daß er in seinen „Briefen“ öfter auf ihn zu sprechen kam und dabei Manches zu seiner Charakteristik mittheilte. Wir hatten es dem seltenen Manne längst vergessen, daß er, als er im Jahre 1752 in Oxford studirte, durch die Schriften eines Jesuiten so angezogen ward, daß er ein ganzes Jahr auf theologische Untersuchungen verwandte und dann schließlich zur katholischen Kirche übertrat. Er hat sich dadurch den Blick seines Geistes nicht trüben lassen, und er ist trotzdem einer der großen Geschichtsschreiber der Engländer geworden.

Bekanntlich ist sein berühmtestes Werk die „History of the decline and fall of the roman empire“ („Geschichte des Verfalls und des Untergangs des römischen Reichs“), die auch mehrfach, und noch zuletzt in vierter Auflage von Sporschil (1861), ins Deutsche übersetzt worden ist. Es war in Rom selbst, auf den Ruinen des Capitols, wo er zuerst den Gedanken faßte, diese Geschichte des Untergangs der römischen Monarchie zu schreiben. Als er im Jahre 1764 in Rom war und da eines Tages (am 15. Oct.) in Nachdenken versunken, auf den Trümmern des Capitols saß, während die Mönche im ehemaligen Tempel des capitolinischen Jupiter die Vesper sangen, erschütterte ihn unter solchen Eindrücken der Gedanke an die vorige Herrlichkeit dieser weltbeherrschenden Stadt und ihre dermalige Versunkenheit so sehr, daß er zu dem Entschluß begeistert ward, die Geschichte des Untergangs des römischen Reichs zu schreiben. Seit 1768 begann

er, dieselbe vorzubereiten, und er war dabei besonders bemüht, die Kenntnisse, die er sich bereits durch seine jugendlichen Studien angeeignet hatte, noch durch anhaltendes und unermüdetes Lesen und durch richtiges Quellenstudium zu vermehren. Er las und forschte in dieser Hinsicht mit der ausdauerndsten Beharrlichkeit, und vielleicht hat es ihm seitdem nur Johannes v. Müller hierin gleich, wenn nicht noch zuvor gethan, der an seinen „Vier und zwanzig Büchern allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit“ über dreißig Jahre gearbeitet hatte und deren Grundlage historische Auszüge aus 1733 Schriftstellern alter und neuerer Zeit bildeten.

Ob es ihm Gibbon gerade in diesem Punkte gleichgethan habe, wissen wir nicht. Nach dem Tode seines Vaters (1770) begann er in London sein Werk, verließ jedoch später die englische Hauptstadt und begab sich nach Lausanne, wo er dann im Juni 1787 die „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs“ vollendete, welche er mit dem Fall des morgenländischen Kaiserthums abschloß.

Gibbon selbst schrieb hierüber (s. „Eduard Gibbon's Leben von ihm selbst beschrieben“, Leipzig 1797, S. 253: „Es war in der Nacht des 27. Juni 1787, zwischen elf und zwölf Uhr, als ich die letzten Zeilen der letzten Seite in einem Sommerhause meines Gartens (in Lausanne) schrieb. Nachdem ich die Feder niedergelegt hatte, ging ich einige Mal in einem Gange von Acacien auf und ab, welcher die Aussicht auf das Land, den See und die Gebirge gewährt. Die Luft war gemäßigt, der Himmel heiter, die silberne Scheibe des Mondes wurde von dem Wasser zurückgeworfen, und die ganze Natur schwieg.“ Und nun erzählt er weiter von der Freude die über ihn gekommen, weil er das Werk, das ihn über zwanzig Jahre beschäftiget, vollendet und „seine Freiheit wiedererlangt hatte“, und er empfand dabei auch etwas von dem stolzen Gefühle über „die Gründung seines Ruhms“, er hatte eine prophetische Ahnung erlangter Unsterblichkeit, indem er sein Andenken bei der Nachwelt durch sein Geschichtswerk für gesichert hielt. Es ist bekannt, daß auch andere große Historiker und Dichter des Alterthums und der neueren Zeit ähnliche Ahnungen gehabt und ausgesprochen haben, und wir verweisen dafür auf die geistreiche Abhandlung des vor einigen Jahren verstorbenen Ernst von Lesaulx in München: „Die prophetische Kraft der menschlichen Seele“ (München, 1858). Zu den dort aufgestellten Beispielen solch prophetischer Kraft kann man auch Gibbon's Beispiel nachtragen.

Gibbon blieb dann noch einige Jahre in Lausanne, und hier war es im Oct. 1789, wo Matthisson ihn sah. In einem Briefe aus Lausanne vom 11. Oct. 1789 schreibt er nach seinem Besuche bei Gibbon Folgendes über ihn („Briefe von Friedrich Matthisson“, Zürich, 1795, Thl. 5. S. 116 ff.): „Sein Aeußeres hat viel Auffallendes. Er ist groß und von starkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in seinen Bewegungen. Sein Gesicht ist eine der sonderbarsten physiognomischen Erscheinungen, wegen des unrichtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen sind so klein, daß sie mit der hohen und prächtig gewölbten Stirn den härtesten Contrast bilden; die etwas stumpfe Nase verschwindet fast zwischen den stark hervorspringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an sich schon sehr längliche Oval des Gesichts noch frappanter. Ungeachtet dieser Unregelmäßigkeiten hat Gibbon's Physiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde und kündigt beim ersten Blick den tiefen und scharfsinnigen Denker und nichts geht über das geistvolle Feuer seiner Augen.“

In seiner sonstigen äußern Erscheinung, wie sie Matthisson beschreibt, tritt der Nationalengländer besonders stark, jedoch gerade nicht ausschließlich hervor. Er hat — schreibt ersterer — ganz den Ton und die Manieren eines abgeschliffenen Weltmanns, er ist kalthöflich, spricht das Französische mit Eleganz und hat (bei einem Engländer ein wahres Phänomen) fast die Aussprache eines Pariser Gelehrten. Er hört sich mit Wohlgefallen und redet langsam, weil er jede Phrase sorgfältig zu prüfen scheint, ehe er sie ausspricht. Mit immer gleicher Miene unterhält er sich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragischen Ergebenheiten, und sein Gesicht verzog sich, so lange wir beisammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine sehr drollige Geschichte zu erzählen, nicht ein einziges Mal zum Lächeln. In seinem Hause herrscht die strengste Pünktlichkeit und Ordnung. Seine Leute müssen ihre Geschäfte beinahe zur bestimmten Minute verrichten, oder sie laufen Gefahr, verabschiedet zu werden. Er giebt ihnen aber auch selbst das Beispiel. Sein Tag ist eingetheilt, wie der Tag des angelsächsischen Königs Alfred. Mit dem Glockenschlage geht er an die Arbeit, zu Tische und in Gesellschaft, und er bleibt in keiner von ihm abhängenden Lebenslage eine Minute länger, als die festgesetzte Tagesordnung es gestattet. Ein Friseur wurde verabschiedet, weil er einige Minuten nach sieben kam. Sein Nachfolger stellte sich um mehrerer Sicherheit willen etwas früher ein und hatte das gleiche Schicksal. Nur der dritte, der mit dem Glockenschlage in die Hausthür trat, wurde beibehalten.

Gibbon war einer der größten Literatoren unserer Zeit, und Matthisson setzt ausdrücklich hinzu, daß ihm „nichts entgehe, was England, Frankreich, Italien und Spanien fast in jedem Fache des menschlichen Wissens Vorzügliches oder Merkwürdiges aufzuweisen haben.“ Dagegen hatte er von der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur nur sehr eingeschränkte Kenntniß. Von den deutschen Nachbildungen alter Sylbenmaße hatte er nie etwas gehört. Bei einem Gespräche, das Matthisson mit ihm über diesen Gegenstand führte, fand dieser sich veranlaßt, ihm einen kurzen Abriß der Geschichte der deutschen Sprache und ihrer schnellen Ausbildung zu geben. Dabei theilte er Gibbon von der, einige Jahre vorher erschienenen deutschen Uebersetzung der Odyssee durch Joh. Heinr. Voß mit, und er bemerkte unter andern, daß der Uebersetzer nicht nur das Metrum und die Zahl der Verse des Originals, sondern in vielen Hexametern sogar die Sylbenfüße desselben wiedergegeben habe. Matthisson war im Stande, Gibbon die beiden berühmten Verse vom Steinwälzen des Sisyphus aus dem elften Gesange der Odyssee (V. 594 und 597) griechisch und deutsch herzusagen. Er mußte ihm diese beiden deutschen Hexameter:

Einen schweren Marmor mit großer Gewalt fortbebend,

und

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor,

mehrmals wiederholen *). Trotz seiner Unkunde der deutschen Sprache ward Gibbon doch durch das bloße Gehör vom Meisterbau dieser beiden Hexameter überzeugt, und Matthisson erklärt ausdrücklich, daß er sein Erstaunen nach mehrmaliger Anhörung derselben nicht zu schildern vermöge. Der Engländer bekam dadurch eine so hohe Meinung von der Ausbildung unserer Sprache

*) So wie oben lauteten sie (allerdings in etwas freierer Uebersetzung) in der ersten Ausgabe. Aber Voß genügte sich nicht leicht und auch diese erste Uebersetzung genügte ihm selbst später nicht mehr. In der dritten Ausgabe von 1806 lauten die Verse: Odysseus sah in der Unterwelt den Sisyphus

„Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt fortheben“,

und

„Hurtig hinab mit Gepolter entrollte der tückische Marmor.“

und den Riesenschritten unserer Literatur, daß er den Entschluß faßte, bei mehrerer Muße sogleich deutsch zu lernen.

Ob Gibbon, der bereits 1792 starb, diesen Entschluß später noch ausgeführt hat, ist uns nicht bekannt. Aber jedenfalls ist, bei der Begegnung Matthisson's mit Gibbon überhaupt, namentlich auch diese Wendung des Gesprächs von besonderem Interesse in der allgemeinen Characteristik des Mannes, und die Sache wird auch jetzt noch für die, welche es zum ersten Male lesen, von nicht geringem Interesse sein. Die hohe Anerkennung, die in diesem einzelnen Fall, der tief und hoch gebildete Engländer für die deutsche Sprache und ihre Ausbildung empfand und äußerte, bestätigt übrigens für diesen einzelnen Fall das Urtheil Wilhelm von Humboldt's, daß Voß „durch die Einführung des Alterthums in die deutsche Sprache die größte und wohlthätigste Einwirkung auf die Nationalbildung ausgeübt habe, die in einer cultivirten Zeit möglich ist.“

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Jäger. Geschichte der Griechen. — v. Maurer. Geschichte der Dorfverfassung von Deutschland. — Holtzmann. Ueber den gegenwärtigen Stand der Theologie. — v. Köppen. Ein Strauß für Schleswig. — Budge. Ueber den Schmerz. — Harrer. Gedichte. — Goltz Das Kneipen und die Kneipgenies. — Spielberg. Träumereien eines Kleinstädters. — Molitor. Die Freigelassene Neros. — Virchow. Ueber die nationale Entwickelung der Naturwissenschaften. — Hesekiel. Neue Gedichte. — Gätschenberger. Die Cavalier- und Jakobitenlieder. — Kreyßig. Vorlesungen über Goethe's Faust. —

* Professor Fr. Bodenstedt hat seine Funktion beim Münchner Hoftheater übernommen; seine Aufgabe besteht darin, bei der Aufführung klassischer Dichtungen sich mit den Darstellern in persönlichen Verkehr zu setzen, seine Ansichten über die Intention des betreffenden Werkes und über die darzustellenden einzelnen Charactere zu äußern, und zu diesem Zwecke bei der jedesmaligen Leseprobe, sowie bei den scenischen Proben gegenwärtig zu sein. Die Inscenirung der Stücke sowie die Rollenbesetzung bleibt wie bisher den Regisseuren und der Intendanz überlassen.

— Frhr. v. Schack in München, dessen Galerie bereits auf den ersten Rang unter den modernen Privatsammlungen Deutschlands Anspruch erheben darf, hat neuerdings bei Professor C. Piloty ein „Entdeckung Amerika's“ bestellt, mit deren Ausführung sich der Künstler gegenwärtig beschäftigt.

— Professor Lübke in Zürich ist mit der neuerrichteten Professur für Kunstgeschichte an der polytechnischen Schule zu Stuttgart, unter gleichzeitiger Bestellung zum Lehrer an der dortigen Kunstschule und der Kunstsammlungen des Staates, betraut. Man erinnert sich, daß Lübke diesen ehrenvollen Ruf vor etwa sechs Monaten ablehnte. Nachdem jedoch inzwischen die beabsichtigte Berufung Vischer's gescheitert war, ist neuerdings mit Lübke angeknüpft und seine Versetzung auf diese erste ordentliche Lehrkanzel für Kunstgeschichte an einem deutschen Polytechnikum glücklich realisirt worden.

— Im Feuilleton des Constitutionnel hat sich Lamartine in einer der letzten Nummern durch seinen poetischen Eifer so weit von der Wirklichkeit entfernen lassen, daß er von Petrarca spricht, der am Grabe Tasso's seiner Laura gedenkt.

— In Bonn hat sich ein Verein von Studirenden der Philologie mit der Aufgabe gebildet, durch monatliche Beiträge die Anschaffung kunsthistorisch wichtiger Gypsabgüsse zum Geschenke für das academische Kunst-Museum zu ermöglichen. Schon sind die Mittel zur Anschaffung einer Statue in Bereitschaft und dem Director des Museums zur Verfügung gestellt.

— Ueber die Urheimat und Abstammung der Etrusker ist fast so viel gestritten wie geschrieben worden. Bekanntlich nennt Herodot die Etrusker eine lydische Colonie. Zu demselben viel angefochtenen Ergebnisse kommt, wie aus einer Anzeige des gelehrten weiland Professors der Geographie, Dottain, im Journal des Debats erhellt, neuerdings Noel de Vergeres, Correspondent des Instituts, im so eben bei Firmin Didot in Paris erschienenen ersten Bande seines großen Werkes: „**L'Etrusque et les Etrusques, ou Dix ans de fouille dans les Maremmes toscanes**“. In dieser Anzeige heißt es: „Das Resultat, zu welchem der gelehrte Verfasser gelangt, ist dies, daß die etruskische Kunst, wie die Glaubenssatzungen und Riten dieses Volkes, den unverkennbaren Stempel asiatischen und speciell lydischen Ursprunges tragen. Der Verfasser belegt diese mit den Zeugnissen Herodot's übereinstimmende Ansicht mit zahlreichen und soliden Gründen.“ Henne und Niebuhr lassen mit Livius die Etrusker von Rhätien nach Italien hinabziehen, Ogiuli erblickt Blutsverwandte der Germanen, W. v. Humboldt Iberier, Micali Osker, Ottfried Müller mit Plutarch Pelasger in ihnen; werden Noel de Vergeres' Beweise als stichhaltig erkannt, so bestand, wie schon so oft, der alte Herodot einmal wieder die Feuerprobe eines jahrtausendlangen kritischen Kreuzfeuers.

— Im Münchener Actien-Volkstheater wurde das als concurrenzfähiges Preisstück zugelassene Schauspiel „Ein Haberfeldtreiben“ dreimal hinter einander bei vollem Hause gegeben. Das ist in München ein seltener Erfolg, und giebt dem Stück die sehr wahrscheinliche Aussicht auf den wirklichen Preisgewinn, über den nur der Cassaerfolg entscheidet. Der uns unbekannte Dichter hat seinen Stoff mit außerordentlichem Geschick gestaltet. Das Stück ist voll Handlung und doch merkt man nirgends eine verstimmende Effecthascherei. Die Entwicklung ist natürlich, das Ganze angenehm spannend und sehr unterhaltend, nicht eine einzige langweilige Scene, und selbst im Dialog keine verletzende Trivialität, obwohl die derben Ausdrücke keineswegs gespart sind.

— Man schreibt aus Breslau, daß dort am 23. d. M. in dem Patti-Concert von Ullmann, Herr Alfred Jaell ein neues Concert für Pianoforte und Orchester von Ferdinand Hiller, welches der Componist ihm gewidmet (Manuscript, das bei Cranz in Hamburg erscheinen wird), gespielt und dasselbe einen ausgezeichneten Erfolg davon getragen hat. Schon nach dem poesievollen Adagio brach ein Sturm von Applaus los, der sich am Schlusse des letzten Satzes in Form eines Saltarello voll von Leben und Frische bis zum Enthusiasmus steigerte. Von Ende des Monats bis Mitte December wird Ullmann Concerte in Wien geben.

— Die Köln. Ztg. widmet ihrem Mitarbeiter Roderich Arndt einen Nachruf, in welchem es heißt: Ludewig Roderich Arndt war geboren am 17. Juni 1821 auf dem Landhause, das sein Vater Ernst Moriz Arndt sich an seinem geliebten Rheine unweit Bonn, damals noch im freiem Felde erbaut hatte. Nach so vielen Stürmen hoffte er dort, seit 1817 in zweiter Ehe mit Nanna Maria geb. Schleiermacher vermählt, unter selbstgepflanzten Bäumen ruhig zu wirken und zu schaffen. Er sang dort in der ersten Freude über den großen Sieg der deutschen Sache einige seiner herrlichsten, freudigsten Lieder: „Aus Feuer ward der Geist geschaffen“ und „Bringt mir Blut der edlen Reben &c.“; aber der Gesang sollte bald verstummen. Im Jahre 1818 gab er den trefflichen vierten Band seines Geistes der Zeit heraus. Der Verfasser war derselbe geblieben; er hatte in dem Geiste geschrieben, aus dem die große Volksbewegung gegen die fremde Knechtschaft emporgelodert, von ihm selbst am meisten angefacht; aber die Zeiten hatten sich verändert, Arndt erhielt dieses Buches wegen eine Rüge von oben. Durch dieses Buch, sagte das darauf bezügliche Cabinetsschreiben, habe Arndt die Erwartungen nicht erfüllt, die man von ihm gehegt, indem dasselbe ganz unschickliche Dinge enthalte, die besonders einem Lehrer der Jugend übel anständen und nachtheilig auf die Jugend wirken könnten. Er wurde dann bald darauf als Verführer der Jugend, Geheimbündler und wer weiß, was sonst, in eine langwierige, kleinliche und peinliche Untersuchung gezogen, die vom Februar 1821 bis in den Sommer 1822 dauerte und von der er selbst schrieb: „Ich habe die langsame Zerreibung und Zermürbung meiner besten Kräfte bis ins Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man sieht dem Thurm, so lang er steht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmählig gelockert und gelöst haben. Das schlimmste aber ist gewesen, daß ich schöne Jahre, welche ich tapferer und besser hätte anwenden können und sollen, in einer Art von nebelnden und spielenden Träumen unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe.“ Mitten in jene schwerste Zeit für Arndt fällt die Geburt seines Sohnes Roderich. Weib und Kind und manche alte Freunde, wie Stein, Niebuhr u. s. w., mußten ihm damals sein schwer verwundetes Herz trösten, und zu den standhaften Freundinen gehörte auch Julie Gräfin Dohna, geb. Scharnhorst, Roderich's Pathin. Auch die ausgezeichnetsten Lehrer der bonner Hochschule blieben die vertrauten Freunde des von Schmalz und seinen Gesellen geächteten Mannes, und von nah und fern kam Hoch und Gering in das bescheidene Haus. So hatte der heranwachsende Knabe manche Gelegenheit, ausgezeichnete Männer kennen zu lernen und bedeutende Unterredungen zu hören, und eine allmählich zu sechs herangewachsene Kinderschaar konnte sich im Garten und an den Ufern des Rheines im Angesichte der herrlichen Gotteswelt tummeln oder den Vater auf seinen weiten Gängen begleiten. Roderich scheint sich schon damals seine Siebenmeilen-

stiefel angezogen zu haben; durch seine meilenweiten Spazirgänge konnte er schwächere Freunde manchmal außer Athem bringen. Darin war er des Vaters echter Sohn. Im Ganzen aber mußte die trübe und gedrückte Stimmung des Vaters ihren Schatten auch auf Roderich's Jugend werfen, und als im Sommer 1834 das Unglück wollte, daß der jüngste feurige Knabe, Wilibald, des Vaters Liebling, beim Baden im Rheine ertrank, da war vollends das Herz des tief empfindenden Mannes auf lange Zeit gebrochen. Man sagt, er habe sich, weil er den Knaben zum Baden angehalten, Selbstvorwürfe gemacht, als ob er das süße Kind in den Tod getrieben, und von da an die Kinder zu nichts mehr gezwungen, die Erziehung eben gehen zu lassen. Unterricht erhielt Roderich zuerst mit einigen anderen Professorensöhnen bei dem Hauslehrer des Herrn von Bethmann-Hollweg, Herrn Port, und kam im Herbste 1833 in die Tertia des Gymnasiums. Er erzählte öfters, wie einer seiner Lehrer zu ihm gesagt: „Man wird es dir dein ganzes Leben lang anmerken, daß du nicht in Quarta gewesen bist!“ Es ist ja schön, wenn die Lehrer einer öffentlichen Lehranstalt von deren Vortrefflichkeit und Unersetzlichkeit überzeugt sind; für ein unbefangenes Urtheil ist es aber fraglich, ob die ersten Knabenjahre nicht besser ausgenutzt werden können, als in den unteren Gymnasialclassen, die meistens überfüllt und nicht immer in Zucht gehalten sind. Die Jahre, wo alle Organe weich und biegsam sind und das Kind fast unbewußt durch Nachahmung lernt, werden mit Vortheil zur Erlernung der neueren Sprachen angewendet, für die auf Gymnasien allzu wenig Zeit übrig bleibt. Daneben empfing Roderich mit großem Erfolg Musikunterricht, zuletzt bei dem alten Ries, dem Vater von Ferdinand Ries. Er hatte viel Sinn und Talent für Musik und erwarb sich durch ein vortreffliches Gedächtniß unterstützt, eine staunenswerthe Kenntniß älterer und neuerer Musikstücke. Wenn es musicalische Fragen galt, mußten selbst die gewiegtesten Kenner sich in Acht nehmen, keine Wette gegen ihn zu verlieren. Im Herbste 1838 bezog er die Universität Bonn und studirte Philologie, namentlich unter Welcker, dem werthen Freunde seines Vaters, und Ritschl, ward auch ordentliches Mitglied des philologischen Seminars. Indessen wußten ihn die alten Griechen und Römer doch nicht hinlänglich zu fesseln, und er wandte sich dem Studium der Geschichte zu, die er in Berlin, wohin er sich im Herbste 1841 begab, namentlich unter Ranke's Leitung trieb. In Berlin ward er von den Freuden seines Vaters, Reimer, Eichhorn u. s. w., freundlich aufgenommen und hatte Gelegenheit, manche ausgezeichnete Männer im geselligen Umgange kennen zu lernen. Einmal hörte er Steffens ganz begeistert von Lobpreisungen über Schelling's neue Offenbarungen überfließen. Als einer der Zuhörenden schüchtern einwarf, er müsse gestehen, daß er den großen Philosophen nicht ganz verstanden habe, antwortete Steffens: „Verstehen! Sie wollen Schelling verstehen? Ja, verstehen thu' ich ihn auch nicht!“ Roderich studirte übrigens in Berlin auf Staatskosten; denn als endlich 1840 unter Friedrich Wilhelm IV. sein Vater, der niemals verurtheilt, aber auch niemals freigesprochen war, wieder in seine alten Ehren eingesetzt war, erhielt er als sehr mäßige Entschädigung für die zwanzig Jahre, während welcher er zwar sein Gehalt fortbezogen, aber seine übrigen Einkünfte — und so Manches sonst! — eingebüßt hatte, freies Studium für seine Söhne zugebilligt. In Berlin diente Roderich auch sein freiwilliges Jahr (Ostern 1842 bis 1843) bei der Garde-Artillerie ab. Er erfüllte seine Pflicht willig, fand aber stets, namentlich bei der Mobilmachung 1850, daß für Jeden, welcher zum Soldatenstande nicht Lust und Beruf habe, die Militärpflicht die schwerste aller Lasten eines heutigen Staatsbürgers sei. Ostern 1843 kehrte er nach Bonn zurück und hörte dort Dahlmann, den sein Vater so besonders schätzte und zu dessen Lob dieser ein besonderes Schriftchen ausgehen ließ: „Wahlmann, wähle Dahlmann!“ Roderich's Studienzeit dehnte sich lange aus, denn er promovirte erst am 9. Mai 1846 mit einer Dissertation: De Dante Allighieri, scriptore Ghibellino, die von Fleiß und gesundem Urtheil zeugt. Es fehlte unserem Freunde nicht an Kenntnissen und Geistesgaben, es fehlte ihm aber an der bestimmten Richtung und Sammlung auf Einem Punct, ohne welche in der Wissenschaft nichts Bedeutendes geleistet werden kann. Die Unentschiedenheit über seinen Lebensweg dauerte bei ihm auch nach der Promotion fort. Er ging zunächst zu seiner weiteren Ausbildung nach England, wo er Anfangs in Oxford und dann in London lebte, und wo er namentlich die bekannte Gastfreundlichkeit des Bunsen'schen Hauses genoß. Er ertheilte einige Privatstunden, z. B. dem gegenwärtigen Kriegs-Minister Earl de Grey, und dem Historiker Froude, der vergebens versucht hat, uns an dem dicken Ungeheuer Heinrich VIII. Geschmack beizubringen. Er war bei der Times für den deutschen Theil beschäftigt und trug sich halb und halb mit der Hoffnung, Lector an der londoner Universität zu werden, als der verstorbene Joseph DuMont ihm durch Vermittlung des genialen Dr. Schwanbeck, Mitredacteurs der Kölnischen Zeitung, eines Freundes der Arndt'schen Familie, den Antrag machte, in die Redaction der Kölnischen Zeitung einzutreten. Er nahm, Frühjahr 1849, den Antrag an und ist seitdem der Publicistik und unserem Blatte treu geblieben. Es muß gesagt sein, daß unserem guten Roderich die rechte, volle Freude des Lebens wohl nicht zu Theil geworden ist. Es fehlte ihm dazu vor allen Dingen das häusliche Leben; er hatte gewiß viel Sinn dafür, aber es gelang ihm nicht, sich eine Häuslichkeit zu gründen, oder vielmehr: er brachte es kaum zu dem ernstlichen Entschlusse. Er führte überhaupt kein häusliches Leben. Wenn er nicht auf der Redaction arbeitete, so saß er gewöhnlich im Wirthszimmer, am liebsten von vielen und verschiedenartigen Menschen umgeben, entweder zuhörend und beobachtend, oder in lebhafter und origineller Unterhaltung. Er war ein Humorist und liebte es manchmal, eigenthümliche Behauptungen aufzustellen, die er dann mit Aufgebot alles Scharfsinnes verfocht. Dabei wußte er mit Jedem auf seine Weise zu verkehren, und da er gegen Alle aufrichtig und wohlwollend war, hatte er sehr viele Freunde im Civil und Militär; denn obgleich er ein ganz schlechter Soldat zu sein behauptete, verkehrte er doch viel und gern mit Officieren. Eine besondere Neigung hatte er auch, mit Juden umzugehen, nicht gerade als ob er eine besondere Vorliebe für sie hatte, aber sie waren ihm merkwürdig. Daß es unter den Juden viele ausgezeichnete Leute gibt, ist bekannt; unser Freund wollte aber noch von einer ganzen Reihe für christlich geltender Männer herausgebracht haben, daß sie eigentlich jüdischen Ursprunges wären. Das Erste, was er von einem Juden verlangte, war, daß er eine Ehre darin setzte, Jude zu sein, und pflegte seine nähere Bekanntschaft wohl mit den Worten einzuleiten: „Nicht wahr, Sie sind Jude?“ Es begegnete ihm denn wohl auch, die Antwort zu erhalten: „Ja, und Sie auch, nicht wahr?“ Er war übrigens nicht ganz abgeneigt, das für möglich zu halten, obgleich er dazu keinen anderen Anhalt hatte, als etwa sein schwarzes Haar. So nach allen Seiten scherzhaft und ernst sich unterhaltend, genoß er das rheinische Wirthshausleben, das ganz für ihn gemacht war, und wenn er auch nicht zu viel trank, so saß er doch oft lange und spät beim Schoppen und hatte überhaupt meistens seine Lebensweise nicht fest und regelmäßig eingetheilt. Dieser Mangel an häuslichem und geregeltem Leben verhinderte ihn, bestimmte Studien folgerecht fortzusetzen, und auf die Dauer schadete diese Art, zu leben, seiner Gesundheit. Wenigstens zum Theil scheint sie Schuld getragen zu haben, daß sein im Allgemeinen kräftiger Körper noch in seinen besten Jahren abnahm, daß er namentlich wenig Eßlust hatte und an Verdauungsbeschwerden litt. Seine Freunde drangen oft in ihn, er möge heirathen oder doch sich häuslicher gewöhnen. Auch ihn in Familienkreise zu ziehen, war schwer. In großen Gesellschaften konnte er Anfangs, sich feierlich verneigend, steif und förmlich erscheinen; bald aber entwickelte sich in ihm ein geistvoller und gewandter Unterhalter. Er war nicht bloß ein durch und durch redlicher und wohlgesinnter Mensch, sondern hatte auch ein feines Ehrgefühl. Er besaß viel Sinn für Kunst und Schönheit und sein Geschmack war in der Poesie wie in der Musik unabhängig und treffend, obgleich er seine Urtheile immer mit großer Bescheidenheit einzuleiten pflegte. Seine Freunde haben oft darüber gelacht, daß er, ein Kenner so vieler alter und neuer Literaturen, einmal mit den Worten anhob: „Gebildete Menschen, zu denen ich mich freilich nicht rechne —“. So war Roderich Arndt, so hat er sechszehn Jahre in unserer Mitte gelebt, sich viele Freunde, aber gewiß keinen Feind gemacht. Wir haben schon über seine letzte Krankheit berichtet. Er war bereits längere Zeit unwohl, als wir am 14. November durch die Nachricht erschreckt wurden, er habe Blut gebrochen. Die Blutauswürfe wiederholten sich binnen 24 Stunden so häufig, daß sogleich Lebensgefahr eintrat. Unter sorgfältiger Pflege gelang es, den Blutauswurf zu stillen und ihn so weit herzustellen, daß er schon außer Gefahr zu sein glaubte. Seine einzige Sorge war, daß seine treue Mutter bei ihrem hohen Alter und ihrer Schwäche sich schaden könnte, wenn sie nach Köln komme. In der That war sie im Begriffe, abzureisen; auf ein Telegramm von hier ließ sie ihm sagen, daß sie erst kommen werde, wenn er es wünschte, wodurch er sich sehr beruhigt fühlte. Er war natürlich von dem vielen Blutverluste sehr matt und blaß; wir hofften aber mit ihm auf Genesung, als plötzlich letzten Sonntag die Trauerkunde kam, er habe wieder Blut ausgebrochen. Wir eilten zu ihm. Unser armer Freund lag da, fast schon wie ein Todter; er erkannte uns noch, er reichte uns noch die Hand — es war ein kurzer Abschied für die lange Freundschaft! Am Nachmittage kehrten wir wieder, er war aber schon schmerzlos verschieden. Gestern Nachmittag haben wir ihn auf seinem letzten Wege begleitet. Viele, sehr viele Freunde aus Bonn und Köln standen um sein frühzeitiges Grab, und Herr Pastor Bartelheim rief ihm warme und wohlverdiente Worte nach:

— — — Wir haben
Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr!

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ℌ
Expedition
Obernstraße Nr. 28.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Organ des Künstlervereins.

№ 52. Bremen, 24. December 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Vom schwarzen Tode.

Ein Beitrag zur bremischen Geschichte.

Von H. A. Schumacher.

Wir lesen von Kriegen und Eroberungen, von Wanderungen der Stämme, von Völkerschlachten, von Erhebung und Sturz einzelner Gewaltigen; wir erkennen oder ahnen den inneren Zusammenhang der historischen Entwicklung, das Dasein idealer Gewalten, die das menschliche Thun im Großen und Ganzen dem Reiche des Zufalls entziehen; aber so ergreifend diese Kunde sein mag: auf einzelnen Blättern im großen Buche der Geschichte finden wir Offenbarungen der allwaltenden Macht, die das Menschengeschlecht und den Erdball mit allen seinen Geschöpfen umfaßt, welche uns noch tiefer bewegen; wir erfahren von gewaltigsten Begebenheiten, denen an Umfang und Wirkung keine noch so weit reichende menschliche Handtung gleichkommt, von Weltereignissen welche größer sind, als alle jene, die aus der Noth und Zwietracht des Menschenlebens, aus den Leidenschaften der Völker oder aus der Willkür der Einzelnen geboren wurden.

Zu diesen mächtigen Eingriffen in die Entwicklung des Menschengeschlechtes gehören vor Allem die großen Seuchen, von denen die Geschichte uns meldet; jene Erschütterungen der irdischen Welt, die einzig dastehen, da sie nicht aus dem Willen des Menschen hervorgingen. Ewig denkwürdig sind die Zeiten, in denen der Natur der gewöhnliche Wechsel von Leben oder Tod nicht mehr genügte; über alle Wesen, die der Erdball trug, schwang ein Würgengel sein flammendes Schwert; tiefe Eindrücke empfing der Geist aller Menschen; für den Gang der Völkerentwicklung war ein erschreckender Wendepunkt da; Alles, was im Menschen liegt, Gutes und Böses, drängte in gesteigerter Weise sich hervor, und dann folgte dem furchtbarsten Aufruhr, der Erstarrung und Versunkenheit, langsam und allmälig Verjüngung und neues Leben.

Unter diesen Seuchen ist die furchtbarste die große Pest des vierzehnten Jahrhunderts, welche alle Erdtheile der alten Welt verheerte und noch jetzt in düsterer Erinnerung der Völker fortlebt, das „große Sterben“, der „große Tod“, wie die verschiedenen Sprachen Europa's sie nennen, der „blaue“ oder der „schwarze Tod“, wie sie wegen der dunklen Brandbeulen und Hautflecken hieß, welche ihr vor jeder anderen Fieberkrankheit eigenthümlich waren. Es ist jene Seuche, von welcher Simon von Covino, der gelehrte Lütticher, der sie als Arzt und Astrologe mit besonderem Interesse verfolgte, geschrieben hat: „Nicht die Verschiedenheit des Himmelsstriches, nicht der Süden oder die reine Luft des Nordens, nicht Wärme noch Kälte des Klima's vermag die entsetzliche Krankheit aufzuhalten, die in die Gebirge dringt wie in die Thäler, zu Binnenländer wie zu Inseln, nach Ebenen wie noch Hügelgeländen. Nicht Wald, noch See, noch Sumpf läßt sie verschont, sie folgt dem Menschen auf die Wogen des Oceans, sie dringt in die Dörfer, Lager und Städte. Vergebens wird der Frost des Winters herbeigesehnt; die Seuche achtet nicht die Milde des Lenzes, nicht die Glut des Sommers, nicht den Wandel des Mondes, nicht den Stand der Gestirne, nicht den feuchten Südwind oder den rauhen Nord. In gleichem Maaße sinken Männer und Frauen dahin, Greise und Kinder, aber am Schwersten dräut das Verderben den hoffnungsvollen Müttern.“

In der reichen Literatur, welche über diese Seuche seit dem Wiederaufleben einer historischen Pathologie sich gebildet hat, besonders in den vorzüglichen Werken von Hecker*) und Häser**), ist übersehen worden, daß auch in Bremen die Epidemie ihre Opfer forderte, und doch ist die Nachricht unserer Quellen von nicht geringem Interesse. Der schwarze Tod hatte schon einen weiten Weg zurückgelegt, schon in zahllosen Städten seine schrecklichen Spuren gelassen, als er zu Bremen in einer für die Entwicklung der politischen Verhältnisse der Stadt höchst bedeutsamen Zeit sein mörderisches Werk begann. Aus dem fernen Asien,

*) Die Volkskrankheiten des Mittelalters (Herausgegeben von A. Hirsch). 1865.

**) Geschichte der epidemischen Krankheiten (Lehrbuch der Geschichte der Medicin. Band II.) 1865.

wo sie zuerst unter Chinesen und Tartaren zugleich mit anderen Naturerschütterungen gewüthet hatte, war die Seuche im Jahre 1346 auf den drei großen Welthandelswegen des Mittelalters zu den Grenzen Europa's gedrungen: auf der nördlichsten Straße nach den italischen Emporen der Krimm, wo sie bei der Belagerung der genuesischen Colonie Caffa unter den Tartaren ausbrach und auch die Belagerten ergriff, als die Wurfmaschinen ihrer Feinde die Leichen der Verstorbenen in die Stadt schleuderten; über das kaspische Herat nach den großen Handelsplätzen Syriens, Armeniens und Kleinasiens, nach Caesarea, Bagdad, Aleppo, Ghaza und benachbarten Orten, und endlich durch Arabien nach den Küstenstädten Aegyptens, besonders nach Kairo, wo bei ihrem ersten Auftreten täglich 10 bis 15,000 Todte gezählt sein sollen. Mit furchtbarer Geschwindigkeit war die Epidemie dann zu den europäischen Plätzen vorgedrungen. Im Frühlinge des Jahres 1347 war sie in Constantinopel und tobte dort mit gleicher Schrecklichkeit, wie vor Jahrhunderten eine andere Weltseuche, die „Pest des Justinian“. Zur selbigen Zeit trug sie der Handelsverkehr nach Sicilien, das schnell in seinen Hauptstädten mindestens eine halbe Million Menschen verlor; dann folgten Venedig und Genua. „Welch ein Januar!“ schrieb 1347 Gabriel de Mussis, ein Rechtsgelehrter von Piacenza, der von jener Belagerung Caffa's nach Genua heimkehrte, „wir betraten unsere Häuser, und da schwere Krankheiten uns befallen, da von tausend Menschen, die mit uns gefahren, kaum noch zehn am Leben waren, eilten Verwandte, Freunde und Nachbarn hinzu, uns zu grüßen; aber wir trugen in uns Geschosse des Verderbens, wir hauchten tödtliches Gift in dem Hauch unserer Worte.“ In Genua blieb kaum der siebente Theil der Bevölkerung am Leben; Venedig begrub mehr als 100,000 seiner Bürger, darunter 380 von den Mitgliedern seines hohen Rathes, fast alle seine ausgezeichneten todesmuthigen Aerzte. Noch in demselben Jahre erhob die Epidemie in Neapel ihr Haupt; am Allerheiligentage (Nov. 1.) geschah die erste Erkrankung in Marseille, und schon zu Weihnachten betrauerte dort jedes Haus einen Todten.

So hatte die Pest schon 1347 in Europa sichere Wege sich eröffnet; das folgende Jahr sah sie in alle europäische Lande mit Ausnahme von Irland und Rußland vordringen. Furchtbar ward 1348 Mittelitalien heimgesucht, besonders Florenz, wo Boccacio seine ergreifende Schilderung des grenzenlosen Jammer schrieb; die Signoria verbot die Zahl der Verstorbenen bekannt zu machen oder die Leichen mit Geläute zu begraben, um die Lebenden vor äußerster Verzweiflung zu bewahren. Ueber Corsica, Sardinien und die balearischen Inseln drang sie dann nach Spanien; umsonst versuchten in Almeira Abudja far Ahmad, in Granada Ben Alkhathib, zwei ausgezeichnete Vertreter arabischer Wissenschaft, dem Uebel zu begegnen; sie drang nach Saragossa, der Residenz Peter des Vierten und an den Hof Alfons des Elften. Von Marseille aus durchzog sie Frankreich; zu Avignon weihte der Papst die Rhone, damit das Wasser die Todten aufnehmen könne; vergebens setzte Guy von Chauliac sein Leben aufs Spiel, auch er, der päpstliche Leibarzt, konnte nicht helfen. Petrark beklagte den Tod seiner Laura. Zu Paris starben täglich im Hotel Dieu unter der treuen Pflege barmherziger Schwestern fünfhundert Kranke; Paläste und Hütten wurden in gleicher Weise verheert, und zwei Königinnen, Johanne von Navarra und Johanne, Philipp's von Valois Gemahlin, erlagen in der Ausübung hochherzigen Krankendienstes. Von Frankreich kam die Seuche zu den flandrischen Städten und überschritt den Canal; am ersten November brach sie in London aus, wo sie viele Monate hindurch in entsetzlicher Weise wüthete.

In demselben Jahre hielt sie auch in Deutschland ihren Einzug: vom Elsaß drang sie nach Schwaben vor, von den Gestaden des adriatischen Meeres nach Kärnthen und Steiermark; aber auch über das Meer nach Nordalbingien und von Flandern aus nach Friesland; so ergriff sie zugleich den Norden und den Süden des Reiches. Während des ganzen folgenden Jahres verheerte sie die deutschen Lande, sie trat an einzelnen Orten mit der ganzen furchtbaren Gewalt auf, die sie in südlichen Gegenden entwickelte. In Wien starben eines Tages 900 Menschen und in der Zeit von Ostern bis Michaelis über 40,000; von den schwäbischen Städten ward Ulm am schwersten heimgesucht, dann folgte Eßlingen, Heilbronn und Hall; Weimar zählte 5000, Straßburg 16,000, Basel 14,000, Erfurt 12,000 Todte; Frankfurt am Main verlor in 72 Tagen 2000 Menschen, und wie sonst die Zahlen lauten, denen volle Glaubwürdigkeit beizumessen ist.

Mit dem Jahre 1349 erreichte das große Sterben indessen noch nicht sein Ende; im folgenden Jahre trat es vielmehr an den meisten Orten mit erneuter Gewalt auf und ergriff die Wenigen, die bisher noch verschont waren, während die früher Genesenen selten abermals erkrankten. So brach sie aufs Neue in Spanien hervor und raffte König Alfons den Elften dahin; in Italien rief der Zusammenfluß der Menschen, den die unzeitige Feier des Jubeljahres in Rom verursachte, überall Rückfälle hervor; in Dänemark ergriff die Seuche Viborg, Aalborg und Aarhus; Whisby, der große Stapelort des baltischen Meeres, wurde durch sie verheert; von Polen aus drang sie nach Rußland und von den skandinavischen Landen nach Island und Grönland. In diesem Jahre tobte sie auch in Norddeutschland am Heftigsten; damals gerieth Lübeck, das nordische Venedig, das die zuströmende Volksmenge nicht mehr fassen konnte, durch die Pest in die furchtbarste Verwirrung; Alles opferte Geld und Gut bis die Gotteshäuser sich schlossen, damit durch die verpesteten Gaben nicht auch die letzten Priester und Mönche angesteckt würden; „die Leute gingen wie Todte umher und Viele starben aus Angst und Furcht,“ sagt Detmar, der gleichzeitige Chronist, der uns die Angabe bewahrt hat, daß an dem Einen St. Lorenztage (10. Aug.) nicht weniger als 2500 Menschen in Lübeck verschieden. Den Tag zuvor starben in Schleswig weit über hundert Personen; damals verlor Danzig 13,000, Thorn 4300, Elbing 7000 seiner Bewohner.

In diesem schreckensvollen Jahre brach die Seuche auch in Bremen aus und erreichte bald — etwa im Juni 1350 — eine so furchtbare Höhe, daß an Einem Tage 200 Menschen von ihr hingerafft wurden. „Unde de grote doot was do uppe den Allerswidesten,“ setzt der Zeitgenosse Gerhard Rhynesberch hinzu, der jene völlig glaubwürdige Angabe aufgewahrt hat. Mit ihr ist eine bis jetzt noch nicht veröffentlichte Notiz zu verbinden, die im ältesten Bürgerbuche sich findet; es heißt hier, daß in dem Jahre, als die Pest, welche die ganze Welt umkreist hatte, zuerst nach Bremen kam, der Rath die Zahl der Todten zu verzeichnen beschlossen habe; daß in jenem Jahre an bekannten und benamten Personen im Liebfrauenkirchspiel 1816, in St. Martinikirchspiel 1415, in St. Ansgariikirchspiel 1922 und in der Steffensstadt 1813 Leichen verzeichnet worden seien und die Gesammtsumme hiernach beinahe 7000 (6966) betragen habe, daß endlich die zahllose Menge der anderen Menschen, die auf den Straßen, außerhalb der Ringmauern und auf den Kirchhöfen ihren Tod gefunden, gar nicht mitgezählt sei. Solch ein Menschenverlust erscheint selbst gegenüber den größeren Zahlen, die aus anderen norddeutschen Städten aufgeführt sind, als sehr bedeutend; denn man wird

Bremens Bevölkerung in jener Zeit nicht höher als auf etwa 25.000 Einwohner schätzen dürfen, so daß ungefähr ein Viertel der ganzen Bewohnerschaft der Seuche erlegen wäre. Noch jetzt zeigen sich die Spuren dieses Sterbens; zahllose Leichen werden noch gefunden, wenn der Spaten des Arbeiters die Grasnarbe durchsticht, welche den „Pestkamp" bedeckt, einen Theil der Bürgerweide, der wohl zur großen Todtengruft bestimmt wurde, weil die engen Friedhöfe der Stadt nicht genügenden Raum und zu große Gefahr der Ansteckung boten. Noch jetzt trifft man dort schichtweise die Leichen, die vor mehr als einem halben Jahrtausend eingesenkt wurden.

In unserer Stadt hat damals kein Mann gelebt, der die Schrecken jener Zeit der Nachwelt dargestellt hätte; unser Gerhard Rhynesberch verstand es nicht, die Begebenheiten zu schildern, wie etwa ein Giovanni Villani oder wie Boccaz; allein das Bild, das dieser letztere von der Pestzeit in Florenz entwirft, wird in den meisten Theilen auch für Bremen zutreffend sein, und wer eine Vorstellung sich zu bilden wünscht von dem Jammer und Elend, die in jener Zeit Bremens Straßen und Plätze, Häuser und Kirchen erfüllten, der erinnere sich des Anfangs von Decamerone; Heinrich von Herford, die Magdeburger Schöffenchronik, selbst Detmar von Lübeck führen uns aus norddeutschen Städten ähnliche Züge des allgemeinen Wirrsales vor.

Selten war es die Seuche allein, die an einem Orte ihre Schrecken verbreitete. Nicht bloß, daß in ihrem Gefolge Hungersnoth und Thierkrankheiten sich einstellten: es war, als sei es der Natur nicht genug, daß sie durch das große Sterben ihre Macht über die Menschenwelt zeigen konnte. Am 25. Januar 1348 begann das große Erbeben, das Griechenland und Italien, sowie alle angrenzende Länder, besonders auch Süddeutschland erschütterte; selbst in Norddeutschland sprach man von dichten Heuschreckenschwärmen; überall sah man mit dem Grauen des Aberglaubens seltene Meteore, besonders am 20. December jenes Jahres die große Lufterscheinung über dem Palaste des Papstes zu Avignon. Der Winter von 1349 auf 50 war milde; aber ihm folgten große Ueberschwemmungen, und wir haben Andeutungen, daß diese auch das Wesergebiet getroffen haben. Durch sie mag zum Ausbruch der Pest in Bremen nicht wenig beigetragen sein.

Allein nicht bloß die Natur war in Aufregung; überall unter den Menschen zeigte sich in den Jahren der Seuche Zwietracht und blutiger Hader. Europa hat selten so furchtbare politische Zustände gesehen; der Papst in Frankreich und Rienzi in Rom; Gegenpäpste und Gegenkaiser; beim Tode Ludwig des Baiern Mord und Brand in deutschen Landen, die sich erneuten, als Günther von Schwarzburg nach machtloser Regentschaft von der Pest hingerafft wurde; Eduard von England mit Philipp von Frankreich im heissesten Kampfe; Ludwig von Ungarn als Eroberer in Neapel; die Moskowiter mit dem Polen im Kriege; in den Ostseelanden die blutige Vernichtung der Esthen und Litthauen. — Wie im Großen, so im Kleinen; besonders waren die deutschen Lande von zahllosen Streitigkeiten und Fehden bedrängt; die Geistlichkeit in zwei Lager getheilt, der Adel gegen den Bürger geschaart, die Städte trotzig gewappnet zu Schutz und Mehrung ihrer Rechte.

So sah auch Bremen in dem Jahre des großen Todes die heftigste Fehde; wie so oft im Laufe der Zeiten, war es der Streit um den bremischen Bischofsstab, der sie hervorgerufen.

Im Jahre vor dem Ausbruch der Pest war Erzbischoff Otto gestorben, ein geborener Graf von Oldenburg, welcher, schon bei seiner Stuhlbesteigung alt und schwach, das Regiment seinem Neffen übertragen hatte, dem Grafen Moritz von Oldenburg, einem kriegesfrohen und lebenslustigen Herrn, der Mitglied des Domkapitels geworden war und als Administrator viele Freunde sich erwarb. Ihn wählte beim Tode seines Oheims das Domkapitel zum Erzbischof; aber der Papst beachtete diese Wahl nicht, vergab vielmehr den bremischen Stuhl an den greisen Bischof von Osnabrück, Gottfried, Grafen von Arensberg. Diesem fehlte zunächst jede Aussicht, in den Besitz seiner Würde zu gelangen; denn sein Gegner hatte die festen Schlösser inne, die Bremen umgaben. Hagen, Langwedel und Ottersberg waren sein, Thedinghausen und Wildeshausen standen zu ihm, und die Stadt schien ihm gewiß zu sein, da er in ihr viele Freunde unter den Rathsherren sich verschafft hatte. Diese hatten seine stattliche Hofhaltung gern gesehen, an seinen fürstlichen Lustbarkeiten mit Freuden Theil genommen und erwogen nicht die Gefahr, die der freiheitlichen Stellung Bremens erwachsen mußte, wenn ein so energischer, machtvoller Mann die landesherrliche Gewalt ergriff. Allein in der Bürgerschaft wollte man lieber einen so schwachen Fürsten, wie den Arensberger Grafen; es kam zu tumultarischen Auftritten; die Menge stürmte vor den Rathsstuhl, und der Rath mußte vom Grafen Moritz sich lossagen. Am 6. Januar 1350 bestätigte Gottfried der Stadt alle ihre Privilegien und ward als Erzbischof anerkannt.

Nun griff Moritz zu den Waffen, und Bremen kam in die schwerste Bedrängniß. Alle Straßen legte der Graf wüste; er hob den Kaufmannsverkehr zu Lande völlig auf; der Bau der „Burg" an der Lesum hatte für die Stadt nur geringen Erfolg; ihre Schiffe auf der Weser waren vor dem Feinde nicht sicher, der Bremen immer enger und enger einschloß.

Gerade während dieser Belagerung brach der schwarze Tod in der Stadt aus, die durch hereingeströmte Landleute und bewaffnete Schaaren des neuen Erzbischofs sehr übervölkert sein mochte. Als die Pest ihre furchtbarste Höhe erreichte, hatten die Bürger den schwersten Kampf zu bestehen. An dem Tage, da ihr 200 Menschen erlagen, gab Graf Moritz, dem besonders seine Anverwandten von Oldenburg und Bruchhausen, der Bischof von Paderborn und Graf Engelbert von der Mark bedeutende Zuzüge geleistet hatte, seine Stellung bei Ritterhude auf, wagte sich ins verpestete Tiefland hinab und griff selbst die Befestigungen Bremens an. Er hatte die schwächste Stelle derselben erspäht, den Ort, wo beim Rembertihospital die Landwehre des Dobbens aufhörte; umsonst stellten sich hier die Besten der Bürger unter dem Oberbefehl Carnap's von Luneberge dem Feinde entgegen; sie wurden mit Verlust zurückgeschlagen und mußten hinter ihre Thore flüchten.

Dem Grafen wäre es jetzt leicht gewesen, die Stadt einzunehmen; aber er fürchtete den mörderischen Gast, den sie beherbergte; er versuchte keinen Angriff, sondern führte sein ritterliches Volk auf die Höhe zwischen dem Paulskloster und dem Osternthore und vollzog dort feierlichst an einigen seiner Mannen den Ritterschlag. Zum Hohn der geängstigten Stadt veranstaltete er ein prunkendes Schauspiel; Angesichts der Schrecken des Todes zeigte sich ein Bild kräftigen selbstbewußten Lebens. Nach dem stattlichen Akte zerstörte er dann die ganze Vorstadt, die zwischen dem Dobben und den Stadtmauern sich angebaut hatte; hierauf vollendete er sein Zerstörungswerk in der Umgebung Bremens, vernichtete die neue Lesumburg sammt ihrer Brücke und zog alsdann abermals vor die Stadt.

Diesmal traf er auf keinen Widerstand; „als er vor die

Stadt kam«, so erzählt die Chronik des genannten bremischen Domvicaren, »da fand er sie offen; ein Theil seiner Leute drang in dieselbe herein; sie sahen nirgens einen Menschen; die Häuser waren verschlossen. Da gingen sie wieder hinaus und sagten zu Herrn Moritz, sie wären wohl in mehr als zehn Häusern gewesen und hätten Niemanden gefunden; wollte er die Stadt haben, so wäre sie sein. Darauf antwortete dieser und sprach, er wolle nicht gegen die Stadt streiten, wider die Gott selber streite; wer heute noch lebe, sei morgen todt. Das Gleiche könnte auch uns überkommen, und große Sünde und Schande würde daraus entstehen; wir haben ihnen Schaden genug gethan, den wir gerne vermieden hätten, wäre es uns möglich gewesen; denn wir haben in der Stadt manch guten Tag in Hofhalt und Tanz mit Frauen und Jungfrauen gehabt; wir wollen es nimmermehr thun. Sind wir nun auch Feinde, so können wir doch bald Freunde werden.« So zogen die Reisigen ab, ohne die Stadt betreten zu haben.

Graf Moritz hatte Recht, wenn er ausrief, er dürfe nicht streiten wider die Stadt, mit der unser Herrgott streite; er mußte die Ansteckung des schwarzen Todes fürchten, der in kürzester Frist sein ganzes stolzes Heer vernichten konnte.

Vielfach ist die Epidemie, die sonst alle Bande zerriß, Friedensstifterin gewesen; sie zwang den Ungarnkönig seine Eroberung in Neapel aufzugeben, sie brachte die Feindschaften der lombardischen und tuscischen Städte zur Ruhe, sie rief den Waffenstillstand zwischen England und Frankreich hervor; so im Kleinen auch hier. Der Schrecken des Todes führte schnell zu dem Vertrage vom 13. Juli, der zwischen den streitenden Erzbischöfen und der Stadt geschlossen wurde; Moritz entsagte seinen Ansprüchen, und Bremen gab ihm Genugthuung.

Ob an der Weser im Gefolge des schwarzen Todes noch jene anderen furchtbaren Erscheinungen sich zeigten, die ihn meistens begleiteten, die Geißlerfahrten und Judenverfolgungen, wissen wir nicht; möglich, daß auch bei uns die Juden der Brunnenvergiftung beschuldigt und deßhalb geschunden oder verbrannt wurden, möglich, daß auch bei uns der düstere Gesang der Loitzenbrüder ertönte:

Huy, holdet up juwe Hände,
Dat Godt ditt Sterwen wende;
Strecket uth juwe Arme,
Dat sick Godt juwer erbarme.

Das Jahr 1350 ist für die deutschen Lande das letzte Jahr des schwarzen Todes; in dem folgenden zog er durch die russischen Ebenen wieder zurück nach dem Oriente, von dem er ausgegangen. Als Weltepidemie ist die Seuche dann nicht wieder aufgetreten; wohl aber brach sie noch nach Jahrzehnten an einzelnen Orten abermals hervor; so besonders während der zweiten Hälfte der siebziger Jahre in den norddeutschen Städten, zu denen sie über das Meer aufs Neue verschleppt wurde. Nach dem Zeugniß unserer Chronik erhob sie im Jahre 1375 zu Bremen wiederum ihr Haupt; war sie auch nicht so heftig, wie ein Vierteljahrhundert vorher, so dauerte sie doch länger; sie suchte während zweier langer Jahre die unglückliche Stadt heim.

Ueber ihre Folgen wissen wir nichts Näheres; allein wir sehen, daß innerhalb fünfundzwanzig Jahren zweimal die Schrecken einer für die Menschen unbegreiflichen und unabwendbaren Seuche über unsere Stadt kamen, daß in jener kurzen Frist zweimal die Stadt ihrer frischen Kräfte beraubt und zweimal unter den Bürgern alle menschlichen und sittlichen Bande, alle Verkehrsverhältnisse und Gewohnheiten des Lebens gelockert, ja aufgelöst wurden. Wenn uns der Geist, der besonders in Deutschland an die Wände der Kirchen und Stifter, an die Mauern der Klosterhöfe und Begräbnißplätze die ernsten schaurigen Bilder der Todtentänze malte, als unbegreiflich erscheinen will, so mögen wir die Gefühle und Gedanken uns vergegenwärtigen, welche die Brust der Menschen erfüllten in den Tagen des großen Sterbens und der ihm folgenden Zeit.

Gedichte.

Von H. W. Longfellow.

Aus dem Englischen übersetzt von Alice Salzbrunn.

Das Geheimniß der See.

Welche schönen Bilder weilen
Fällt mein Blick nun auf das Meer;
Altromantische Legenden,
Meine Träume kommen her.

Seidne Segel, Tau von Zendal,
Wie sie glüh'n im Märchenwort;
Und Gesänge der Matrosen
Und die Antwort zu dem Bord.

Spanischer Gesang vor Allem,
Ist's, der Träume mir beschied,
Von dem edlen Don Arnoldos
Und des Schiffers Zauberlied.

Gleich den Wellen auf der Seebank,
Wo der Sand wie Silber scheint,
Fließt der sanfte, weiche Gleichlaut,
Kunstlos ist der Vers vereint.

Kunde tönt vom Graf Arnoldos,
Der den Falken auf der Hand
Eine herrliche Galeere
Sicher lenken sah an's Land.

Und der Steuermann, der alte,
Sang so mächtig, voll und klar,
Auf dem Maste lauschte lange
Selbst der Meeresvögel Schaar.

Sehnsucht füllt' des Grafen Seele
Und er rief im mächt'gen Drang:
»Bootsmann, um des Himmels Liebe,
Lehr' auch mich den Wundersang!«

»Singen willst du«, sprach der Schiffer,
»Vom Geheimniß in der See?
Nur der Sieger in Gefahren
Kennt ihr Wunder und ihr Weh! — —

Und in jedem Segelstreifen,
Und in jedem frischen Wind,
Zieht die prächtige Galeere,
Schallt der Sang so trüg, so lind!

Bis die Seele voller Sehnsucht
Nach dem Seegeheimniß schwebt;
Und das Herz des großen Meeres
Tieferschütternd vor mir lebt!

Aus dem Englischen des W. L. Bowles.

Uebersetzt von Alice Salzbrunn.

Scheiden.

Nie warf ich eine Blume fort,
Die Gabe einer treuen Hand, —
Das kleine Blümlein fast verdorrt,
Mit Schmerz sah zögernd ich: es schwand!

Und traf mein Blick zum letzten Mal
Auf Dinge, die mir lange lieb,
Zog durch mein Herz Gefühl der Qual,
Als ob ihr Leben fern mir blieb.

Nie sprach ich noch ein Lebewohl,
Als mit des Herzen schwerer Wucht,
Es klang der Ton so matt und hohl
Und mahnend an des Lebens Flucht!

* Zur Poesie der Moslemin.

II.

Firdusi gehörte seinem Bekenntnisse nach dem Islam an, aber seine Poesie wurzelte, wie wir gesehen haben, durchaus in den iranischen Vorstellungen. In dem zweiten der genannten Werke *) macht uns dagegen Schack mit der Poesie bekannt, welche aus dem echten Geiste der mohamedanischen Völker, deren Cultur sich im Kampfe mit dem christlichen Mittelalter und als Widerspiel derselben entwickelte, hervorgegangen ist.

Während der vollen Dauer der moslemischen Herrschaft waltete in Spanien ein reges Culturleben, das, bald mehr oder minder von Außen begünstigt, zwar wechselnde Phasen hatte, jedoch nie erlosch, sondern, wenn die Umstände es zu ersticken drohten, immer von Neuem aufflammte. Schon in einer Zeit, als im übrigen Europa kaum die ersten Strahlen gelehrter Bildung aus der Nacht der Unwissenheit hervordrangen, ward hier überall eifrig geforscht, gelehrt und gelernt; aber auch als jenes in den Wettkampf um Pflege der Wissenschaft eintrat, ließen sich die Araber nicht überflügeln. Und wunderbar! während letztere den christlichen Nationen so die Fackel höherer Cultur voraufstrugen, waren sie es auch, bei denen sich der Geist chevaleresker Ehre und Galanterie, der die späteren Jahrhunderte des Mittelalters adelt, am frühesten zeigt. Die Verehrung und Beschirmung der Frauen, der Ruhm kühn bestandener Abenteuer, die Vertheidigung des Schwachen und Unterdrückten bildeten, neben der Ausübung der Rachepflicht, den Kreis, in dem sich das Leben der alten Wüstenhelden bewegt hatte. Diese Denk- und Empfindungsweise der Araber verfeinerte sich denn unter dem Einfluße der höheren Civilisation, zu der sie im Abendlande gelangten, und schon im neunten Jahrhundert begegnen uns Verse andalusischer Dichter, welche ganz das zarte Gefühl, die fast andächtige Verehrung zeigen, welche der christliche Dichter der Dame seines Herzens widmete. Der Einfluß des nämlichen Himmels, unter dem Muhamedaner und Christen so lange auf der Halbinsel lebten, die vielfachen Berührungen, die trotz des gegenseitigen Glaubenshasses nicht ausbleiben konnten, entwickelten später mehr und mehr eine Uebereinstimmung beider Nationen in jenem Rittergeist, der aus dem innersten Wesen eines jeden von ihnen hervorgegangen.

Die Poesie machte den Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens in Andalusien aus. Mindestens sechs Jahrhunderte lang ist dieselbe mit einem Eifer und von einer so großen Menge von Individuen cultivirt worden, daß ein Verzeichniß aller spanisch-arabischen Dichter allein ganze Folianten füllen würde. Die Frauen im Harem stritten mit den Männern um den Preis des Liedes; Gedichte, sich in vielfachen Verschlingungen um Wände und Säulen windend, bildeten einen Hauptschmuck der Paläste und selbst in den Staatscanzleien spielte die Dichtkunst eine Rolle. Männer aus den niedrigsten Ständen stiegen nur durch ihr poetisches Talent zu den höchsten Ehrenstellen, zu fürstlichem Ansehen empor; Verse gaben das Signal zu blutigen Kämpfen und entwaffneten eben so auch wieder den Zorn des Siegers; die Poesie mußte ihr Gewicht in die Wagschale legen, um diplomatischen Verhandlungen mehr Nachdruck zu verleihen; und eine glückliche Improvisation sprengte oft den Kerker des Gefangenen oder rettete das Leben des zum Tode Verurtheilten. Standen sich zwei feindliche Heere gegenüber, so pflegten einzelne Krieger aus den Schlachtreihen hervorzutreten, und ein paar Verse zu improvisiren, in welchen sie die Gegner zum Kampfe herausforderten, worauf denn diese in demselben Metrum und mit dem nämlichen Reim antworteten. Aehnliche Aufforderungen, aber nur als Uebungen des Witzes, indem Einer den Andern zur Stegreifdichtung veranlaßte, waren auch im alltäglichen Leben gewöhnlich und Briefwechsel zwischen Freunden oder Liebenden wurden nicht selten in Versen geführt. Vielfach bediente man sich auch des sogenannten höheren Stils in gereimter Prosa, wie wir ihn aus den Makamen des Hariri kennen; es galt für ein Erforderniß der feineren Bildung, sich in demselben ausdrücken zu können, er drang in wissenschaftliche Werke und in Staatsschriften ein, ja Reisepässe wurden in ihnen abgefaßt. Wir begegnen unter den Erzeugnissen der spanisch-arabischen Poesie manchen, welche ein dem unsrigen auffallend verwandtes Gefühl verrathen und Anschauungen enthalten, wie sie erst unter dem erweiterten Horizont des Oridents entstehen konnten, aber auch viel Fremdes liegt in den Formen, Ideen und Bildern und vor Allem in dem großen Gewicht, welches auf die Technik und den sprachlichen Theil gelegt wurde. In Bezug auf die künstlerische Composition legten sie sich keine strengen Gesetze auf. Volle Einheit kann meistentheils nur ihren kleinen Liedern nachgerühmt werden, wo der starke Impuls des Gefühls sie dieselben unbewußt erreichen ließ; in Gedichten größeren Umfangs dagegen führten sie die Grundidee in der Herrschaft über alle Theile selten mit der Energie durch, welche allein ein harmonisches Ganze zu schaffen vermag. Diese Lockerheit der Composition hängt mit einer den Arabern, wie es scheint, tief eingepflanzten Eigenheit des Geistes zusammen, wonach sie sich vor Allem zur Betrachtung von Einzelheiten hingezogen fühlen, während des Verweilens bei denselben aber nur zu leicht das Ganze aus dem Auge verlieren. War es ihnen mithin durch ihre Naturanlage schwer gemacht, sich zu einem weiten Ueberblick über einen Stoff zu erheben, und besaßen sie kein einheimisches Bild kunstvollerer Composition, so lernten sie auch aus fremden Literaturen die Schönheiten der kraftvollen Durchführung eines großen Plans nie kennen. Zu allen Zeiten und überall ist ihnen die Poesie anderer Völker vollkommen unbekannt geblieben und keiner ihrer Autoren verräth eine derartige Kenntniß.

Gleich ihrer Sprache, welche die reichen malenden Zusammenstellungen der indogermanischen nicht kennt, sondern wesent-

*) Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien.

lich, die Worte durch Hinzufügung einzelner Buchstaben zu den Wurzellauten, durch Veränderungen in den Accenten und Vocalen bildet, trägt die ganze schaffende Thätigkeit der Araber einen subjectiven Character. Ueberall sprechen sie vorzugsweise ihr Seelenleben aus, ziehen die Dinge der Außenwelt in dasselbe hinein und zeigen wenig Neigung, der Wirklichkeit fest ins Auge zu sehen, um die Natur in scharfen und bestimmten Umrissen darzustellen, oder sich in die Individualität Anderer zu vertiefen und Menschen oder Lebensverhältnisse gegenständlich zu schildern. In der Lyrik vereinigten sich daher alle ihre poetischen Kräfte, in sie strömten sie aus, was in Leid und Lust ihr Herz bewegte; und in diesem Bette hat der Strom der Poesie auf andalusischem Boden in überschwenglicher Fülle gefluthet. Prachtvolle Diction, Glanz und Kühnheit der Bilder zeichnet im Allgemeinen die lyrischen Ergüsse der spanisch-arabischen Dichter aus. Doch ist dies auch die Klippe, an der sie leicht scheitern. Statt dem Gedanken Ausdruck zu leihen und das Herz reden zu lassen, überschütten sie uns nur zu oft mit einem Schwall glänzender Worte und schimmernder Bilder. Als wäre es nicht genug, zu rühren, gehen sie darauf aus, auch zu blenden und ihre Verse gleichen dann in dem bunten blitzenden Farbenspiel ihrer Metaphern einem Feuerwerk, das im dunkeln aufsteigend und wieder verschwindend, die Sinne zwar momentan durch seine Pracht entzückt, aber keine dauerhaften Eindrücke zurückläßt. Die Sucht, zu gefallen oder berühmte Nebenbuhler in der Kunst zu übertreffen hat auf diese Art viele ihrer Compositionen verdorben; ihr Erfolg ist daher gewöhnlich da am größten, wo sie ihn am wenigsten suchen und ihr Ehrgeiz nicht mit ins Spiel kommt, sondern die drängende Gewalt des Augenblicks sie ein wahres Gefühl in ungekünstelten Worten aussprechen läßt.

Die von ihnen behandelten Gegenstände sind der mannichfaltigsten Art. Sie besingen die Freuden der beglückten und die Schmerzen der unglücklichen Liebe, malen mit den reichsten Farben die Wonnen einer zärtlichen Zusammenkunft und beklagen in leidenschaftlichen Klängen das Weh der Trennung. Die herrliche Natur Andalusiens begeistert sie zum Preise seiner Wälder, Ströme und üppigen Gefilde oder läßt sie sich in sinnende Betrachtung seiner glühenden Sonnenuntergänge und seiner hellen Nächte verlieren; dann aber steigen wieder Erinnerungen an die alte Heimat ihres Stammes in ihnen auf, wo sie unstät über brennende Sandflächen hinirrten. Schwärmerischer Glaubenseifer bricht wie der Glutwind der Wüste aus ihrem Munde, doch athmen andere ihrer religiösen Gedichte auch milde Andacht und Sehnsucht nach dem Unendlichen. Mit feurigen Worten rufen sie Fürsten und Volk zum heiligen Kriege auf, jubeln den Siegern zu, stimmen über die Gefallenen das Todtenlied an und wehklagen über die von den Feinden eroberten Städte, die in Kirchen umgewandelten Moscheen und das Jammerschicksal der Gefangenen, die sich aus dem rauhen Christenlande umsonst nach den blühenden Ufern des Jenil sehnen. Sie preisen die Großmuth und Macht der Fürsten, die Pracht ihrer Paläste, die Herrlichkeit ihrer Gärten, ziehen mit ihnen ins Feld hinaus und schildern die blitzenden Schwerter, die mit Blut getränkten Lanzen, die windschnellen Rosse. Weingefüllte Becher, die beim Mahle kreisen; wie nächtliche Wasserfahrten bei Fackellicht werden in ihren Liedern gefeiert; sie beschreiben den Wechsel der Jahreszeiten die murmelnden Bäche, die im Winde schwankenden Zweige, die Tropfen Thaues an den Blumen, den Mondstrahl, der sich auf den Wellen wiegt, und machen Verse auf das Meer, den Himmel und die Plejaden, wie auf Rosen und Narcissen, Orangen und Granaten. Eben so halten sie Epigramme für jeden der Gegenstände bereit, mit denen ein raffinirter Luxus die Wohnungen der Vornehmen ausschmückte, für Statuetten von Bronce oder Ambra, prächtige Vasen, Brunnenbecken, Marmorbäder und wasserspeiende Löwen. Ihre moralischen und philosophischen Gedichte verbreiten sich über die Flüchtigkeit des irdischen Daseins und die Wandelbarkeit des Glücks, über das Verhängniß, dem kein Mensch entfliehen kann, die Nichtigkeit der weltlichen Güter und den Werth der Tugend und Wissenschaft. Mit Vorliebe verleihen sie kleinen anmuthigen Situationen Dauer, indem sie ein nächtliches Stelldichein, eine im Kreise von Sängerinnen verlebte frohe Stunde, eine Schöne, wie sie Früchte vom Baume pflückt, einen jungen Schenken der den Wein kredenzt und ähnliches darstellen. Die verschiedenen Städte und Landstriche Spaniens mit ihren Moscheen, Brücken, Wasserleitungen, Villen und sonstigen Prachtgebäuden werden von ihnen verherrlicht. Zahllose ihrer Verse endlich sind durch besondere Vorgänge im Leben des Verfassers, durch bestimmte Anregungen des Moments hervorgerufen, Improvisationen, wie sie die älteste Form der semitischen Poesie ausmachen.

Die Poesie der sicilianischen Araber theilte die wesentlichsten Characterzüge mit ihrer Schwester in Spanien. Wenn sich ein Zug angeben läßt, welcher dieselbe vorzugsweise kennzeichnet, so ist es eine gewisse wollüstige Weichheit, ein Hingeben an den Genuß des Augenblicks in der schönen Natur; aber zwischen den süßen Wohlgerüchen müssen wir auch wieder narkotisch betäubende Arome des Orients einathmen.

Neben der Kunstdichtung hatten die Araber auch eine Volkspoesie, die ein episches Moment in sich aufgenommen hat und viele arabische Erzählungen aus der älteren Zeit Andelusiens stellen sich als in Prosa aufgelöste Romanzen dar.

Schack theilt nun von allen Dichtungsarten der Araber umsichtig ausgewählte und meisterhaft übersetzte Proben mit. Liebesgedichte von überraschender Innigkeit der Empfindung, die zum Theil eine glühende Verehrung des Weibes aussprechen, wie sie damals dem christlichen Europa noch fremd war, hin und wieder auch Seelenregungen und Stimmungen wiedergeben, welche durch die Mischung von ungestümer Leidenschaft und sanfter Schwärmerei, durch das melancholische Brüten in der Einsamkeit, das träumerische Versinken in die Natur an die moderne Poesie erinnern dürfen; Kriegslieder voll Schwung, Glanz und feuriger Beredsamkeit; Lieder, die Wein- und Zechgelage zu allen Tages- und Jahreszeiten feiern; Naturschilderungen, die Blumen und Sternen, Hainen und Quellen Seele verleihen; Lieder zur Verherrlichung der Chalifen und Fürsten; Satiren gegen die Mächtigen; vom tiefsten Herzschlag der Empfindung durchbebte Elegieen; religiöse Gedichte mit reifer Erwägung der Vergänglichkeit des Lebens, Reue über begangene Vergehen und Hoffnung auf Gottes Erbarmen.

Ein Kapitel schildert die Poesie der Araber in ihren Berührungen mit der Dichtkunst der christlichen Völker Europas und Erörterungen über die arabische Baukunst so wie über den Untergang der arabischen Cultur erhöhen den Werth des Werkes.

Literatur und Kunst.

Neue literarische Erscheinungen. Konewka. Blätter zu Goethe's Faust. — E. Pfeifer. Die Staatseinnahmen. — Flir. Briefe über Shakespeares Hamlet. — Lingg. Die Völkerwanderung. — Rümelin. Shakespearestudien. — Carey. Socialökonomie.

* Der neueste Jahrgang von Steffens Volkskalender enthält Erzählungen von Gerstäcker, Glagau, Brachvogel, Ring und Hittl, Gedichte von Träger, wissenschaftliche Beiträge von Holtzendorff, Lewinstein, Philipp, Rodenberg, Maurer und Brehm.

— Otto Spamers illustrirte Jugend und Hausbibliothek hat an der Welt der Jugend eine Fortsetzung erhalten, welche eine ganze Bibliothek zu ersetzen verspricht und mit großer Umsicht Unterhaltendes und Belehrendes zusammen stellt.

* Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt van Boysen van Rienkarken. Leipzig, Brockhaus. 1865. — Wir wollen's nur von vornherein gestehen, daß wir plattdeutschen Versen im Allgemeinen wenig und diesen im Besonderen gar keinen Geschmack abgewinnen können. Boysen strebt offenbar nach Volksthümlichkeit, allein obgleich er bei diesem Bestreben oftmals recht platt wird, guckt die Künstelei, das Gemachte seiner Verse überall hindurch. An den besten Stellen erscheint diese Poesie als ein Groth'scher Abklatsch. In den schleswig-holsteinischen Liedern bringt Boysen es nur bis zu abgedroschenen Phrasen.

— Neue Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1865. Eine kleine vortreffliche Sammlung, in der manches Gedicht von classischer Schönheit ist, wie denn Fischer unbezweifelt einer der begabtesten Lyriker ist, die augenblicklich den deutschen Parnaß beherrschen. Es weht uns hier ein goethe'scher Geist an, womit wir nicht der Originalität Fischers zu nahe treten, sondern nur eine ähnliche Ursprünglichkeit und Frische bezeichnet haben wollen. Unter den diesjährigen Sammlungen, die uns zu Gesicht gekommen sind, ist diese weitaus die Bedeutendste.

— Gedichte von Bernhard von Lepel. Berlin, Wilhelm Hertz. 1866. Lepel, einer der Dichter der eingegangenen „Argo", besitzt ein bedeutendes Talent, wie die vorliegende, elegant ausgestattete Sammlung bezeugt; allein plastisch gestaltend können wir es nicht nennen. Die „Bilder und Balladen", welche den Reigen beginnen, packen nicht, denn entweder fehlt ihnen die rechte Pointe, oder sie sind zu breit ausgeführt und auf diese Weise verwässert. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß diese Abtheilung nicht auch des Gelungenen Einiges enthielte. Unter dem Lyrischen ist manches sehr Ansprechende und hier zeigt Lepel große Formgewandtheit und feinen Sinn für die Anwendung der dem Inhalt entsprechenden Maße. Das Buch ist besonders schön ausgestattet.

— Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unserer Dichter. Herausgegeben von Dr. Ferdinand Seinecke. Hannover. Schmorl und von Seefeld. 1866. Eine allerliebste und höchst elegant ausgestattete Anthologie, die gewiß vielen Beifall finden wird. Vorzugsweise sind es deutsche Dichter, die beigesteuert haben. Die Auswahl hat uns sehr zugesagt; sie bietet des Schönen, Sinnigen und Ergreifenden viel.

— Im selben Verlage erschien auch: „Der Königstochter Brautfahrt. Norwegische Dichtung in zwölf Romanzen von Andreas Munch. Deutsch von C. von Arentschildt. Vor etlichen Jahren besprachen wir eine damals erschienene Uebersetzung derselben Dichtung, und wir können mit gutem Gewissen constatiren, daß die gegenwärtige Uebertragung weit mehr dem Originale gerecht wird als jene.

— Zur Erinnerung an Wilhelm von Bippen. Ein und zwanzig Gedichte aus seinem Nachlaß. Weimar. Hermann Böhlau 1866. Das elegante Heftchen ist ausdrücklich den Freunden des Verfassers gewidmet, und für sie mag es vielleicht recht hohen Werth haben. Für uns, die wir nicht zu ihnen zählen, haben diese Poesien es weniger, denn hohe Begabung vermögen wir in diesen „Ein und zwanzig Gedichten", die zum guten Theil noch Gelegenheitsgedichte sind, nicht zu entdecken.

— Lieder des deutschen Adels. Von der Zeit der Minnesinger bis auf die Gegenwart. Brandenburg. 1865. Wiesike. Auf die Minnesinger folgt ein zweites Buch mit den Dichtern von 1300 — 1700 das dritte enthält die des achtzehnten und das vierte endlich die des neunzehnten Jahrhunderts. Die Auswahl ist nicht immer eine glückliche zu nennen, doch läßt sich freilich nicht gut darüber rechten, was bei dem beschränkten Raume aufzunehmen, und was fortzulassen war. Das jedenfalls zeigt die Sammlung Jedem, der in der Literatur seines Volkes ein Fremdling ist, daß der deutsche Adel in jeder Periode eine bedeutende Anzahl mehr oder weniger hervorragender Dichter aufzuweisen hat; für Gebildete, die das doch bereits wissen, erachten wir die Sammlung ziemlich überflüssig.

— Geschichte und Sage. Erzählende Dichtungen von Karl Stelter. Elberfeld. Bädeker (Martini und Grüttefien). 1866. Diese Sammlung des fleißigen Wupperthaler Dichters enthält, wie der Titel besagt, erzählende Gedichte, und zwar größere und kleinere. Von den Ersteren möchten wir den Preis der „Fata Morgana" zuerkennen, die wir schon in der „Deutschen Kunst in Bild und Lied" abgedruckt fanden. Auch die Erzählung: „Der Schatz der Alhambra" ist nicht ohne Geschick versificirt, obgleich derartige Anekdoten in Prosa gut erzählt reichlich so viel Wirkung hervorbringen. In mehreren der kleinen Stücke will es uns scheinen, als wenn der Verfasser seinen Stoff nicht recht beherrscht oder ihm nicht immer die am meisten poetische Seite abgewonnen habe; so in der „Bernsteinkönigin", obgleich dies Gedicht bedeutende Formgewandtheit verräth. Hierher zählen wir ferner „Marschall Bivonne" und die „Suliotin." Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß im Ganzen der Dichter im vorliegenden Bande einen Fortschritt bekundet. Der Druck des Werkes, bei sonst guter Ausstattung, ist nicht zeitgemäß.

— Unter den Prachtwerken, die, seit Jahren wiederkehrend, auf vielen Weihnachtstischen willkommene Erscheinungen sind, nimmt „Deutsche Kunst in Bild und Lied" einen hervorragenden Platz ein, und auch in diesem Jahre erscheint der freundliche Gast in gewohnter eleganter Ausstattung. Der Jahrgang 1866 (Leipzig, J. G. Bach) ist, wie der vorige, redigirt von Albert Traeger und liefert einen erfreulichen Beweis von der Umsicht und Sorgfalt, mit welcher dieser sich dem Unternehmen widmet. Unter den artistischen Beiträgen sind viele von hervorragender Schönheit, so das farbenprächtige Oeldruckbild „Nach dem Gewitter", ein wahres Kunstblatt, von Willroider, „Mädchen auf dem Balcon" von Cornicelius, „Blick auf den Kochelsee" von Carl Heyn, „Christuskind" von G. Stever und andere. Im literarischen Theile finden wir unter Andern: Karl Beck, Adolf Bube, Felix Dahn, Drärler-Manfred, J. G. Fischer, Carl Gerock, Julius Grosse, Robert Hamerling, Moritz Hartmann, Max Haushofer, Edmund Höfer, Hoffmann von Rauborn, Friedrich Hoffmann, Anna Löhn, Feodor Löwe, Hieronymus Lorm, Ludwig Otto, Friedrich Oser, Rittershaus, Schloenbach, Levin Schücking, Adolf Stöber, Ludwig Storch, Julius Sturm, Albert Traeger, Tschabuschnigg und Zeise. Bremen ist durch P. J. Willatzen vertreten.

Auch ein musikalischer Theil findet sich am Schlusse noch vor, aus drei reizenden Liedercompositionen bestehend. — Das schöne Werk wird mit Ehren seinen Rang unter den Festgeschenken behaupten.

— Das Buch J. H. Stirlings über Hegel hat in der englischen Presse durchgehends eine sehr anerkennende Beurtheilung gefunden — in der That eine günstigere als es zu erwarten war. Nach dem „Athenäum" ist es eines der wichtigsten Werke nicht bloß über die deutsche nach-Kantische Philosophie, sondern eines der wichtigsten philosophischen Werke überhaupt die seit vielen Jahren in England geschrieben worden sind. Es ist jedenfalls nichts geringes für einen Ausländer sich mit solchem Fleiß in Hegel hinein und durch Hegel hindurch zu arbeiten. Stirling ist ein Sohn Schottlands, wo noch jetzt wie allzeit die philosophischen Studien mehr floriren als im südlichen Königreich.

— Die Köln. Ztg. erfährt daß von Hebels Allemannischen Gedichten eine holländische Uebertragung, bewerkstelligt von einem Herrn J. Doyer, dieser Tage die zweite Auflage erlebt hat.

— Zu den Amerikanern die sich um die Kenntniß Palästina's und die Jerusalem Literatur wohlverdient gemacht haben (Robinson, Eli Smith, Vandyke, Thompson, Lieut. Lynch u. A.) kommt nun ein Buch von Hrn. Albert Rhodes, dem Vereinigten Staaten-Consul in Jerusalem: „Jerusalem as it is." (London, Maxwell.) Es ist dem Minister Seward gewidmet. Auf das anglicanische Bisthum und die englische Mission in Jerusalem ist Hr. Rhodes ziemlich übel zu sprechen.

— Le Tour de Monde gehört zu den seltenen Wochenschriften, die wissenschaftlichen Ernst und Zuverlässigkeit in ihren Mittheilungen mit einer leichten, ansprechenden Form verbinden, das Neueste so rasch wie möglich bringen und mit der Belehrung eine angenehme Unterhaltung verbinden. In literarischer Beziehung so wie in Betreff ihrer vielen, oft meisterhaften und nie unter das Mittelmaß herabsinkenden Illustrationen kann sie immer noch den deutschen geographischen Zeitschriften zum Muster dienen. Hachette, der Begründer dieser großen pariser Firma, hat in Verbindung mit dem durch Fleiß, Geschmack und Kenntnisse ausgezeichneten Verfasser der Voyageurs anciens et modernes, Ed. Charton, durch dieses Unternehmen sich hohe Verdienste um die Weltkunde in den gebildeten Kreisen Frankreichs und Deutschlands erworben, denn auch bei uns gebührt dem Tour du Monde, der zu Neujahr den siebenten Jahrgang antritt, immer noch ein Ehrenplatz neben Peschel's „Ausland", Andree's „Globus" und Petermann's „Mittheilungen". Der nun bald fertige sechste Band ist reich an interessanter und vielseitiger Lectüre. „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen!" Das gilt auch hier.

— Thiers ist, wie französische Blätter melden, mit der Abfassung einer „Geschichte der Kunst" beschäftigt.

— Ein Dr. Oort hat das (auch verdeutschte) Buch „Die Israeliten zu Mekka" von dem berühmten holländischen Arabisten Dozy unter dem Titel: „The Worship of Baalim in Israel" ins Englische übersetzt, und der wegen seines rationalistischen Werks über den Pentateuch vielberufene Bischof Colenso hat dasselbe mit Anmerkungen und Beilagen herausgegeben (London bei Longman). Ein Recensent im Athenäum vermuthet daß Dozy mit den phantastisch-scharfsinnigen Hypothesen und Etymologien seines Buchs (er läßt den Stamm Simeon nach Arabien verschlagen, resp. vertrieben werden, wo derselbe Mekka baute und die Kaaba gründete, wie denn Abraham selbst nur einen heiligen Stein bedeute u. s. w.), bloß die rationalistische Hyperkritik der Gegenwart habe hänseln und persifliren wollen; in welche Schlinge nun auch Dr. Colenso gefallen zu sein scheine. Indessen ist diese Vermuthung des Recensenten doch wohl zu spitzfindig, und Dozy's hypothesenreiches Buch ernstlich gemeint.

— Am 14. September d. J. hat sich in Dresden eine „Deutsche Dante-Gesellschaft" constituirt, die das Verständniß der „göttlichen Komödie", wie der übrigen Schriften Dante's erweitern und verbreiten will, indem sie theils zur Text-Revision und Commentirung, theils zur Sammlung einer Dante-Bibliothek in Dresden mitzuwirken und ein besonderes Jahrbuch herauszugeben gedenkt. (Jedes Mitglied zahlt 3 Thaler Jahresbeitrag; Anmeldungen nimmt der Bibliothekar Dr. Ed. Böhmer in Halle entgegen.) Die Thätigkeit hat bereits begonnen und, wie wir hören, sind dem Jahrbuch, das zum ersten Male bereits im Mai k. J. erscheinen soll, sehr zahlreiche Beiträge von allen Seiten zugesichert. Wir wünschen dem Unternehmen alles Gedeihen und wollen hoffen, daß es gelingen möge, auch weitere Kreise für die großartige Dichtung Dante's zu interessiren. Bisher ist das Studium, ja die Lectüre der „göttlichen Komödie" auf eine verhältnißmäßig ziemlich kleine Gemeinde in Deutschland beschränkt gewesen. Vielleicht ändert sich das jetzt, vielleicht auch nicht.

— Ein eifriger Kunstfreund und Sammler, Herr Matthias Neven hat neuerdings eine sehr glückliche Acquisition gemacht an einem Bilde altdeutscher Schule, welches unter den vielen Bildern verwandter Art, einen sehr hervorragenden Rang einnimmt. Es ist nach aller Kenner Meinung ein Werk von Martin Schön, und in der That zeigen der schöne Fluß der Linien, die zarte Grazie der Formen und der liebliche Ausdruck der Köpfe ganz die Kunstweise dieses seltenen Meisters. Das Bild stellt die Madonna mit dem Christkinde und einem kindlichen Engel dar in einer Landschaft mit tiefer Perspective und reicher Architektur. Die Maria ist mit einem goldenen Untergewande mit dunkelrothen Dessins und darüber mit einem hellrothen Mantel bekleidet. Das Christkind ist nackend bis auf die im Schooße der Mutter in ein Gewand verhüllten Füße. Es hält ein Vögelchen in der Hand und wendet sich gegen den Engel, der in weißem Gewande zur Seite knieet und dem Christkinde eine Blume entgegenreicht. Der Kopf der Madonna ist von sehr feiner Zeichnung und lieblichem Ausdrucke; das Christkind ist ein wenig mager in den Körperformen, aber sehr lebendig von Ausdruck. Die Gewänder sind sehr reich und geschmackvoll von Gefält, Alles sehr sorgfältig ausgeführt und vollendet. Der Hintergrund ist eine Landschaft, in welcher sich ein Gewässer in die Ferne erstreckt mit bergigen Ufern daran; links im Wasser steht ein burgartiger Thurm, rechts am Ufer ist ein Theil einer Stadt und auf den Bergen sind sonstige Baulichkeiten. Näher gegen den Vordergrund ist rechts ein hoher Thurm, aus welchem ein Engel hervortritt, der einen Kelch trägt, links steht ein hoher Baum mit vielen Früchten und sehr schön ausgeführtem Laube. Dem Boden entsprießen höchst zierlich und sauber gemalte Pflanzen und Blumen. Das Bild, welches aus der Schweiz nach Köln gebracht worden, ist von vortrefflicher Erhaltung; einige kleine Retouchen und Reparaturen finden sich nur an Stellen, wo sie wenig stören, die Hauptpartieen sind alle wohl erhalten. Die Rückseite der alten Holztafel, worauf das Bild gemalt, ist in Leim- oder Temperafarben mit einem bunten Ranken-Ornamente auf weißem Grunde bedeckt. Das Bild ist eine Perle altdeutscher Heiligenmalerei, wie deren nicht häufig vorhanden sind.

— Der junge magyarische Künstler A. Wagner, ein Schüler Piloty's, soll für die Ausführung eines großen Freskobildes im neuen Redoutengebäude zu Pest in Aussicht genommen worden sein, welches „das Gastmahl Attila's" nach der Schilderung des Priscus zum Gegenstande hat.

— Wie dem Dresd. Jour. mitgetheilt wird, ist Julius Schanz, welcher kurz vor dem Dante Jubiläum von hier eine Reise nach Italien antrat, von der italienischen Regierung zum Professor der deutschen Sprache und Literatur am technischen Institut in Como ernannt worden, und bereits von Florenz nach letzterer Stadt übergesiedelt. Von demselben steht ein Band neuer Dichtungen unter dem Titel „Italia" in Aussicht.

— Der Bildhauer Siemering in Berlin hat im Auftrage des Banquiers Mendelssohn dortselbst eine überlebensgroße Marmorstatue des Königs Wilhelm ausgeführt, welche dem Wunsche des Gebers gemäß in einer Nische des Vestibüls der neuen Berliner Börse aufgestellt werden soll.

— In der letzten Sitzung des „Brittischen archäologischen Vereins" zeigte Herr Kelly einen kleinen bronzenen Mercur vor, der in einem neuentdeckten römischen Haus an der Guinard's Bay auf der Insel Wight (Vectis) gefunden worden ist. Derselbe suchte es wahrscheinlich zu machen daß diese Insel, auf welcher man viele altgriechische Münzen findet, im Alterthum eine Station der beim Zinnhandel beschäftigten griechischen Kaufleute gewesen.

— Alex. Dumas, der nun leider schon zu den öffentlich auftretenden „Künstlern" gerechnet werden muß, erscheint zu Pesth im Nationalcostüm auf der Bühne (Alex. Dumas in Spornstiefeln und im Pelz-Calpak!), declamirt ungarische Gedichte, die er selbst, der kein Wort ungarisch versteht, ins Französische übersetzt, und küßt den Schauspielerinnen des ungarischen Nationaltheaters beim Hervorrufen die Hände.

— Fräulein Lucca wurde am 2. d. M. in ihrer Wohnung in Berlin durch den Hofprediger Büchsel mit Hrn. v. Rahden getraut.

— In Paris ging das Stück der Gebrüder de Goncourt zum erstenmal über die Bretter des Théâtre Français, und erregte einen wahrhaften Sturm von geradezu entgegengesetzten Kundgebungen. „Henriette Maréchal" heißt das neue Stück. Es ist ein junger Mann der auf dem Maskenball sich in einen Domino verliebt, ihn gegen die Zudringlichkeiten des Monsieur en habit noir vertheidigt, dafür mit diesem ein Duell zu bestehen hat, und gefährlich verwundet wird. Durch „Zufall" wird der Verwundete in das Haus des Domino gebracht und dort verpflegt. Der Domino ist aber Mad. Maréchal, die, mit ihrem Patienten gar bald in ein ehebrecherisches Verhältniß sich einläßt. Unglücklicherweise hat Mad. Maréchal eine 18jährige Tochter, die sich ebenfalls in den interessanten jungen Mann verliebt. Ja, Mutter und Tochter errathen sogar das gegenseitige Geheimniß, was zur Erhöhung des Familienglücks keineswegs etwas beiträgt. Endlich merkt Hr. Maréchal, Vater, ein rechtschaffener, aber etwas heftiger Mann, daß seine Frau ihn hintergeht. Er spürt dem verbrecherischen Treiben nach, und schießt, indem er die Ungetreue zu überraschen glaubt — die Tochter nieder, welche, um die Mutter zu retten, ihre eigene Person substituirt hatte. Der erste Act ist eine Blüthenlese aller Argotausdrücke, welche in neuester Zeit auf den Trottoirs, hinter den Coulissen und in den Winkelboudoirs geschaffen worden sind. Selbst dem Publicum ward es schwül, diesem Luxus von Geistes- und Geschmacksverirrungen gegenüber. Die schauerliche Mordgeschichte an und für sich that noch das übrige, so daß zuletzt das eigentliche Publicum und die Claque sich auf Tod und Leben bekämpften. Die Pfeifer waren natürlich nicht auf Seite der letztern. Als, wie dieß hier bei einer ersten Vorstellung üblich ist, nach dem Schluß der Regisseur vortrat, um den Namen der Autoren zu nennen, erhob sich ein solcher Lärm, daß der erschrockene Mann beinahe zehn Minuten lang nicht zu Worte kommen konnte. Am meisten verwundert man sich, und nimmt man Anstoß daran, daß ein solches Stück gerade im Théâtre Français zur Aufführung kommen mußte.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.

Preis halbjährlich 2 ₰
Expedition
Obernstraße Nr. 26.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Buchhandlungen und
Postämter zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Organ des Künstlervereins.

№ 53. Bremen, 31. December 1865. 13. Jahrg.

Inhalts-Anzeige.

* Geschichte und Geschichtsschreibung.

Von Alexander Meyer.

Ist die Geschichte eine Wissenschaft; kann sie dazu beitragen, unsere Einsicht zu vermehren, unseren Geist zu bilden, zu veredeln? Es ist vielleicht manchem auffallend, daß diese Fragen überhaupt nur aufgeworfen werden können und dennoch sind sie von zweien der hervorragendsten Geister unserer Zeit entschieden verneint worden. Schopenhauer erklärte das historische Wissen für das werthloseste von Allen. Den Thaten der Helden und Staatsmänner liege keine unendliche Bedeutung zu Grunde; die unscheinbarste That sittlicher Selbstverläugnung und Aufopferung wiege in den Augen des Philosophen schwerer, als ein ganzes Jahrhundert voll Kriege und Siege. Die einzelnen weltgeschichtlichen Ereignisse seien nur Belege für den großen Satz von der Schlechtigkeit dieser Welt, und wer diese in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, dem sei der einzelne Beleg so gleichgültig, wie dem Naturforscher das Experiment, das ihm eine längst bekannte Wahrheit illustrirt. Buckle hat die Geschichtsforschung für ein wesentliches Element der Cultur erklärt und einen Beitrag zu derselben geliefert, allein er spricht mit der ungeheucheltsten Verachtung von allen bisherigen Geschichtsschreibern, ohne nur einen einzigen auszunehmen. Dieselben hätten sich darauf beschränkt, Begebenheiten zu erzählen, und einzelne sittliche und politische Betrachtungen einzufügen, eine Arbeit, die mit höchster Beschränktheit und Denkfaulheit wohl vereinbar sei. Dagegen verlangt er, daß die Geschichte, wie die Naturwissenschaft, sich die Aufgabe stellte, alle Vorgänge auf gewisse unwandelbare und allgemeine Gesetze zurückzuführen. Das Gesetz sei auch in der Geschichte die Hauptsache, der einzelne Vorgang ihm gegenüber so gleichgültig, wie in der Naturwissenschaft das Experiment gegenüber dem Gesetze.

Vorgänge auf Gesetze zurückzuführen ist allerdings die Aufgabe der Naturwissenschaft; sie erklärt den Vorgang, indem sie das in ihm waltende Gesetz entdeckt. Vermöchte die Geschichte eben so zu verfahren, so würde sie ein Zweig der Naturwissenschaften. Aber Naturwissenschaft ist nicht identisch mit Wissenschaft überhaupt. Es giebt ein Wissen von den übernatürlichen, den göttlichen Dingen, das auf einer ganz anderen Methode beruht, als das naturwissenschaftliche Wissen. Seine Methode muß eine andere sein, weil sein Stoff eine andere ist. Der Stoff der speculativen Wissenschaft ist das Unendliche, von dem wir als endliche Wesen uns abhängig fühlen. Der Stoff der Naturwissenschaft ist die leblose Materie, über welcher wir als denkende Wesen stehen. Die Methode der Geschichtschreibung könnte mit der Methode der Naturwissenschaft nur dann identisch sein, wenn ihr Stoff identisch wäre. Das ist er nicht. Die Naturwissenschaft hat es mit einer Materie zu thun, die von dem denkenden Geiste absolut verschieden ist. Selbst die Functionen unseres eigenen Körpers sind unserem Selbstbewußtsein fremd. Der Umlauf des Blutes, der electrische Strom in den Nerven, der Verdauungsproceß werden von uns untersucht als Vorgänge, die unserem Wesen fremd sind; unser Selbstbewußtsein belehrt uns nicht über sie. In der Geschichte dagegen betrachten wir die Menschen; das Object der Wissenschaft ist mit dem Subjecte gleichartig. Dieselbe geistig sinnliche Natur ist es, die dem Untersuchenden innewohnt und die wir in dem Gegenstande der Untersuchung wiederfinden.

Der Blick des Historikers dringt zeitlich in die Vergangenheit, wie der des Naturforschers in die räumlich ausgedehnte Natur. Die Vergangenheit ist uns aber nicht gegeben, wie die Natur uns gegeben ist; sie ist dunkel. Damit die Vergangenheit uns erhellt werde, müssen wir den Blick auf das richten, was aus der Vergangenheit noch unvergangen ist. Wir wissen nur, was »uns gegenwärtig« ist. Als unvergangen finden wir nicht allein solche Aufzeichnungen, bei denen die Absicht der Erinnerung mitwirkt, nicht allein die Urkunden, Kunstwerke, Inschriften, Medaillen, Münzen, sondern auch alle künstlerischen und technischen Werke menschlicher Formgebung, alle Sitten, Gesetze und Ordnungen. Alles was Menschengeist und Menschenhand geprägt, gestaltet, berührt hat, ist eine Spur, die uns den Weg erleuchtet in das Dunkel der Vergangenheit. Jeder Punkt in der Gegenwart, der uns erkennen läßt, wie er durch menschliches Handeln geworden, wirft ein Licht auf die Vergangenheit. Wir erkennen, wie Menschen vor uns in diesen Aeußerungen einen Ausdruck ihres eigensten

Wesens zurückgelassen haben; wir finden darin den Ausdruck eines uns verwandten Wesens und lernen so diese Aeußerungen verstehen.

Es beruht auf der geistig sinnlichen Natur des Menschen, daß innere, geistige Vorgänge desselben in sinnlich wahrnehmbaren Handlungen sich äußern. Indem wir die Spuren jener vergangenen Handlung wahrnehmen, wird in uns ein innerer Vorgang erregt, der uns den Vorgang in jenem früheren Handelnden verstehen lehrt. Die einzelne sinnlich wahrnehmbare Handlung floß aus einer geistigen Totelität, die dem ähnlich ist, welcher jene Handlung zu verstehen sich bemüht. Wenn wir an unser Selbstbewußtsein ankämpfen, sind wir im Stande, uns ein Gesammtbild derer zu entwerfen, von denen Nichts mehreres vor uns liegt, als einzelne wahrnehmbare Spuren sinnlicher Handlungen. Der Mensch kommt als ein höchst unvollkommenes Geschöpf zur Welt, aber in ihn ist eine Anlage gelegt, die sich entwickeln soll. Die Entwicklung des Thieres hat ein Ende; das Thier erreicht in gemessener Zeit den Grad der Vollkommenheit, welchen der Schöpfer ihm verstattet hat. Die Entwickelungsfähigkeit des Menschen ist eine unbegrenzte; nie erreicht er völlig das ihm gesteckte Ziel, gottähnlich, Selbstzweck zu werden. Das Mittel der menschlichen Entwicklung ist die Erkenntniß; nur indem er seine Erkenntniß fortdauernd erweitert, wird er, was er werden soll. Die Erkenntniß richtet sich auf unser eigenes Selbst und auf die Außenwelt. Wenn wir den Inhalt des eigenen Ich untersuchen, so finden wir, daß derselbe ein gewordener, daß er das Resultat einer in der Zeit liegenden, also geschichtlichen Entwicklung ist. Das Gedächtniß, die Fähigkeit zu erinnern, ermöglicht es uns, den Gang dieser Entwicklung zu überblicken. Durch die Geschichtsforschung dehnen wir den Kreis dieser Erinnerung aus über den Gang unseres eigenen Lebens hinaus; die äußeren Spuren der Handlungen anderer Menschen machen wir uns innerlich; wir fassen sie auf als Ausflüsse einer geistigen Totelität.

Die Aufgabe jedes einzelnen Menschen, die er in seinem Gewissen formulirt findet, ist, die aus einem nur natürlichen Subject ein sittliches Subject zu werden, sich seine sittliche Welt zu bauen, vermittelst ausgedehnter Erkenntniß sich zu entwickeln. Durch die Durchforschung der Geschichte knüpfen wir unsere Entwicklung an die Entwicklung derer, die vor uns lebten, unsere Erkenntniß an deren Erkenntniß an. Wir bilden uns, indem wir das in der Geschichte der Menschheit Erarbeitete im Geiste noch einmal durcharbeiten und nachleben und auf Grund dessen einen immer tiefern Ausdruck für das Ziel finden, welches Gott uns gestellt hat. Wir klären unser Selbstbewußtsein, indem wir tiefer in die Geschichte eindringen, und vertiefen unsere geschichtliche Kenntniß, indem wir unser Selbstbewußtsein, die Einsicht in das uns gesteckte Ziel erweitern.

Indem wir durch die geschichtliche Forschung uns der Abhängigkeit bewußt werden, in welcher wir von den früheren Generationen der Menschen stehen, erkennen wir, daß es uns nicht gestattet ist, isolirt die sittliche Aufgabe zu lösen, die wir in unserem Gewissen finden, sondern daß die gemeinsame Arbeit der Menschen dazu nothwendig ist. Indem viele Menschen in der Gemeinsamkeit der Familie, des Standes daran arbeiten, ihr sittliches Ziel zu erreichen, ergiebt sich ihnen, daß der gesammten Menschheit ein sittliches Ziel gesteckt ist, nach dessen Erreichung sie nur in gemeinsamer Arbeit streben kann. Diese gemeinsame Arbeit ist die Geschichte. Wir lernen das Wesentliche der Thiere, der Pflanzen kennen, indem wir ihren Gattungsbegriff erforschen; wir wissen von dem Thiere alles, was des Wissens würdig ist, wenn wir die Eigenthümlichkeiten seiner Gattung dargelegt haben. Was für das Thier der Gattungsbegriff, ist für den Menschen die Geschichte. Von dem Menschen wissen wir das Wesentliche, das Wissenswürdige erst dann, wenn wir die Geschichte kennen. Die Arbeit, diese zu erforschen, ist aber endlos, wie die Geschichte selbst.

Anfang und Ende der Geschichte liegen durch ungemessene Weiten von uns getrennt; wir sehen die Richtung des Stromes, seine Quelle, wie seine Mündung können wir nur ahnen. Im Anfang der Geschichte finden wir den natürlichen Menschen abhängig von der Natur, die er durchforscht, begreift, allmälig durch Anbau, Technik, Canalisation u. s. w. gestaltet und so in die sittliche Sphäre erhebt. Die Ergebnisse der menschlichen Gestaltungen, die Resultate der menschlichen Arbeit werden Mittel und Stoff zu neuer Arbeit. Der Mensch setzt sich Zwecke, denen er mit einer gewissen Innigkeit und Leidenschaft lebt, und einen nach den andern erfüllt. Am Ende aller geschichtlichen Arbeit liegt die Erfüllung des Zwecks aller Zwecke, die vollständige Beherrschung und Durchgeistigung der Natur, die vollendete Erziehung des Menschengeschlechts, die Freiheit des sittlichen Menschen.

So ordnet sich das geschichtliche Wissen dem Wissen von der Natur weder in Stoff, noch in Methode unter. Vielmehr stehen die drei Zweige des Wissens vollberechtigt neben einander, und ergänzen sich, einander dienend. Alles Wissen von der Natur erhält seinen Werth und seine sittliche Bedeutung erst dadurch, daß die Beherrschung der Natur den Menschen fähig macht, seine sittliche Bestimmung zu erfüllen; und alles geschichtliche Wissen dient dazu, ihn der Erfüllung seiner Aufgabe gottähnlich zu werden, nahe zu führen. Aus der Natur, aus der Geschichte, aus dem Gewissen lernen wir in gleichem Maße, aber in verschiedener Weise Gott erkennen.

---

* Horazische Oden.

IV. 4. (Qualem ministrum fulminis, alitem. etc.)

Wagt sich der junge Aar zuerst vom Nest
auf eignen Raub: noch traut er kaum den Schwingen,
noch ist er ängstlich, bis im lauen West,
den uns die ersten Frühlingstage bringen,
er sich beherzt dem Wagniß überläßt
mit der Gefahr, die er nicht kennt, zu ringen.
Im Reich, das er beherrscht, im Luftgebiet
verfolgt er anfangs, was er sich ersieht.

Dann aber will die Kraft, die sich bewährt,
auf einem neuen Felde sich erproben;
sahst ihr ihn schon, wenn er nach Raub begehrt,
wie er erspäht, was ihn gelockt, von oben,
und wie die Lämmer, wenn er niederfährt,
nach allen Seiten auseinander stoben?
er führt hinweg in unbeugsamen Krallen,
was seiner Lust an Blut und Mord verfallen.

Vom Raub zum Kampf gereizt, muß überall
der angebornen Thatkraft er genügen;
des Himmels Wölbung und der Erde Ball
hat ihn erkannt auf seinen Wanderzügen.
Nun mag, verschont von seinem Ueberfall,
der Hirte weiden und der Landmann pflügen;
zur Tiefe zieht es ihn; er sucht den Drachen,
den Gegner sich mit feuerspei'ndem Rachen.

Und hat sich nun der königliche Aar
in Luft und Erde und der Tiefe Gründen
erprobt als überlegen der Gefahr;
hat er vom Schuppenthier mit Flammenschlünden

die Welt gesäubert, deren Schreck es war:
so schwebt er aufwärts, seinen Sieg zu künden,
und Zeus, erwartend ihn auf goldnem Sitze,
macht ihn zum treuen Hüter seiner Blitze.

So flogst auch Du, Du Aar, Neronensproß,
den Alpen zu auf unwegsamen Pfaden,
um Deines Zorns vernichtendes Geschoß
auf Windeliciens Söhne zu entladen;
Du warst der erste, der des Ruhms genoß,
mit dem nur Götter Göttliche begnaden,
ein unbesiegtes Volk zu Deinen Füßen
zu schaun, die Dich als ersten Sieger grüßen.

Da haben die Barbaren es erkannt:
Was hoher Sinn, was angeborne Gaben,
von eines klugen Pflegers treuer Hand
entwickelt, in sich Ueberlegend haben;
denn es entwaffnet ihren Widerstand
der Arm des Jünglings, näher noch dem Knaben;
der Blick, der klar das Ganze überschaute;
der Muth, gehoben durch das ihm Vertraute.

Die Starken zeugen Stärke, und der Ahn
erblickt mit Stolz sich selbst im Enkelsohne,
sieht er ihn wandeln auf der rauhen Bahn
der Selbstentsagung zum verdienten Lohne.
Tritt dann zum Muth das Glück, zur Kraft der Plan,
erkennt er, daß ein Geist im Körper wohne,
und daß der Körper sich den Geist gebaut:
dann preise sich der Hochbeglückte laut!

Nur der sich selbst bewußten Kraft, die Maß
zu halten weiß, wird Göttliches gelingen!
Wer unbeirrt in seiner Seele las,
was er mit ihm vermag sich abzuringen —
nur der ist hold; nicht der, der sich vergaß
in eine Höhe sich mit schwachen Schwingen
zu wagen, wo versagte Ziele winken;
er wird zerschmettert in den Abgrund sinken!

Noch stehst Du Roma, dem Neronen Dank,
den Zeus vorausbestimmt, daß er Dich rette;
als Deinem Aar, vom Glück des Gegners krank,
an des Metaurus blutgetaufter Stätte
der Punier sterbend vor die Füße sank,
da riß der Mißgeschicke lange Kette.
Vernichtet lag, der, wie ein Feuerstrom,
das Land verwüstet, doch bedroht, o Zorn.

Schwer hingen Wolken über dir hernieder;
sie schwanden, und ein heitrer Phöbus lacht;
aus Trümmerschutt erstanden Tempel wieder,
und in die Tempel ward der Gott gebracht;
den Klageklängen folgten Jubellieder,
ein läng'res Glück der langen Leidensnacht;
verwunden war, wenn nicht vernarbt die Schmach,
und Hannibal, nach langem Schweigen, sprach:

„Wir sind wie Hirsche; sie sind Wölfe; laßt,
dieweil sie gierig ihren Raub verschlingen,
uns flüchten; klingt der Name gleich verhaßt,
hier wird er Tugend; die Geschicke zwingen,
die Selbsterhaltung; fliehn wir, ohne Rast
die wir, weil sie es werth sind, hintergingen;
es thriumphire schon, wer sie betrogen
die Hergekommenen auf Tyrrhenerwogen!

Trug denn um Trug; sie, wegen Göttertrug
aus der zerstörten Heimath ausgewiesen,
hat sie der Schiffe mißgelenkter Bug
an diesen Strand gespielt; warum an diesen?
Allein, ich murre nicht, nicht mehr; genug,
die Götter wollten es; sie sein gepriesen!
Trotz allem, was es opferte, entbehrte
dies Rom, von neuem greift es stets zum Schwerte.

Wie eine Eiche, die, vom Sturm entlaubt,
voll Trauer scheinbar dasteht, unverdrossen,
dieweil man jeden Keim erstorben glaubt,
stets neue Keime treibt, und Sproß auf Sprossen —
in dies Naturgesetz ist Romas Haupt,
das gottverfluchte, scheint es, eingeschlossen;
nach jeder Unbill, nach der herbsten Schmach
treibt neue Blüthen es, und schön're nach.

Ein Scheusal war die Hyder, die, gefällt
vom Hercules, die abgehaunen Stücke
zu einem neuen Leib zusammen stellt
und neugestaltet sinnt auf neue Tücke;
ein Scheusal war der Drache, dem der Held
die Kräuter vorwarf, daß er ihn berücke;
doch alles scheußliche Gezücht der Lieder,
so scheußlich ist es nicht, wie Rom, die Hyder.

Ringst Du mit Rom, so bleibt es auch besiegt
noch Sieger; nichts kann seinen Muth ihm rauben,
und Du auf Deinen Lorbeern hingeschmiegt,
darfst ihrer Dich zu freuen Dir nicht erlauben;
denn im Verlust, von Rom erlitten, liegt
ihm die Gewähr, an neues Glück zu glauben;
und die Verluste reichlich einzubringen
vermag es, hört man seine Weiber singen.

Ach, ferner send' ich nach Carthagos Strand
die Freudebringer nicht, die Siegesboten;
dies Glück hat treulos sich von uns gewandt;
wie jüngst noch Dränger, sind schon die Bedrohten;
denn Hasdrubal, das große Unterpfand
der Gunst der Sterne, weilt nun bei den Todten;
schwer treffen mich die Götter und mein Haus;
ach, Freunde, mit Carthago ist es aus.

Wer kann sich auch mit den Neronen messen,
die Zeus beschützt? sie schreiten in die Schlacht
mit Muth gestählt und Kraft' und unvergessen
der Klugheit, die den Sieg zum Siege macht;
sie dringen vor und vor, und unterdessen
wird unser Ruhm ruhmlos zu Grab gebracht:
doch die Erinnrung nicht, daß wir Barbaren
zweimal die Geißel uns'rer Sieger waren!

IV. 14. (Quae cura patrum, quaeve Quiritium etc.)

Mag Dir, August, der römische Senat
in Statuen, Dein Sänger in Annalen,
das Volk bewundernd Deiner Thaten That,
die Rhätierschlacht, des Danks Tribute zahlen;
mag Sol, wohin er kommt auf seinem Pfad,
nur Zeugen Deiner Allgewalt bestrahlen:
das alles ist nur dürftig; alle Zungen
erschöpfen nicht das Lob, das Du errungen.

Wer sollte nicht verstummen, nicht erstaunen?
Die Alpen sind nicht mehr; und ein Geschlecht,
ein Alpenvolk, halb Menschen und halb Frauen,
stets unbezwungen, ward der Römer Knecht;
an Vindeliciern, Breunen und Genaunen
hat Drusus für die Cimbern uns gerächt.
Die brannden Bergkastelle, jene Schranken,
die jeden Gegner schrecken sollten, sanken.

Heil Dir, o Brüderpaar, an dessen Fahnen
das Glück sich bannt; Du das in Jugendpracht,
unaufgehalten auf den Ruhmesbahnen
des Siegs, die Sieg, den Rhein uns zinsbar macht;
Tiber, wir ehren Deiner Sieger Manen,
bereiten Opfer mörderischer Schlacht;
die Rhätier sind durch Deinen Arm bezwungen,
und Dir gelang, was keinem noch gelungen.

Wie warst Du voller Majestät zu schauen
auf Deinem Rosse, das sich wiehernd bäumt;
wie flogst Du, in die Feinde einzuhauen,
wie hast Du unter ihnen aufgeräumt;

der Deinen Leitstern, und der Gegner Grauen;
Du warst der Mars; so hab' ich ihn geträumt;
Du glichst dem Sturmwind, der die Wälder fällt,
wenn die Plejaden stehn am Himmelszelt.

Du warst der Aufidus, wenn er, vom Schilde
des Winters frei geworden, undeschwert
zerstörend üb.. Daunische Gefilde
und in die ersten Frühlingssaaten fährt;
wie über der Verwüstung Trauerbilde
empor die Sonne steigt und es verklärt;
so steigst Du über der Verklärten Leichen
empor zum Ruhm, Du Sonne unsern Reichen.

Was für ein Tag, Augustus! an ihm hangen
Erinnerungen, deren wir geneigt;
er ist's, (3 Lustren sind seitdem vergangen,)
wo Dir die Stadt am Nil als Sieger weiht,
und der Dir, eine Schlange unter Schlangen,
die stumme Polemärerie gezeigt;
Du tratest in die öde Königshalle,
und Trauer tönte durch die Jubelschalle

Der Contaber, nach langem Blutvergießen,
Hat Deine Oberherrschaft anerkannt;
der Sythe, angethan mit Widdervließen,
hat Boten mit der Bitte Dir gesandt:
„Du lassest Deiner Freundschaft ihn genießen!“
und harrt auf Deine Rückantwort gespannt.
Zur selben Bitte, um ein Einvernehmen
mit Dir, muß sich der Indier bequemen.

Dich staunt der Parther an, noch unbezwungen;
doch nein! wozu der Schatten in das Licht?
O, wecke, Muse, die Erinnerungen
an eines Crassus Niederlage nicht;
Verschollen ist der Schändliche, verklungen
sein Name, sein Vergessen, sein Gericht;
einst wird dem Parther auch die Stunde tagen,
die der Vergeltung Werkzeug ausgetragen.

Dir beugt der Nil sich mit verborgnen Quellen,
Der segenspendende; Du hast erreicht,
daß Dir der Ister dient, der seine Wellen
dem Meere sendet, dreifach abgezweigt;
Du hast den Tigris Dir gezähmt, den schnellen,
der sich vermessen einem Pfeil vergleicht;
sie alle bilden Latinus Gebiet,
das sich durch sie zur Welt erweitert sieht.

Die stolzen Inselwohner, die Britannen,
ein mürrisches Geschlecht, voll List und Trug,
die keinem Fremdling Zutraun abgewannen,
den das Geschick an ihren Strand verschlug:
Gesandte schickten sie an Dich von dannen,
Du sollst sie schützen, klug bedacht, recht klug;
der Ocean, der sie, wie ein Gurt umspannt,
birgt Ungeheuer, zahllos, unbekannt.

Die Eingebornen auf den Nachbarküsten,
die Gallier, ein heißblütiges Geschlecht,
die furchtlos sich zum Todeskampfe rüsten,
erlagen unsern Waffen im Gefecht;
auch die Iberier, die sich nicht mehr brüsten,
seit ihren Trotz Agrippa schwer gerächt:
Das ist die Welt, die Deinen Ruhm bezeugt,
und Rom Weltherrscherin, die Dir sich beugt.

Mordgierige Sygambrer selbst, sie legen
zu Deinen Füßen ihre Waffen ab,
wie sie's am Grabe ihrer Fürsten pflegen;
sie trugen ihre Freiheit ja zu Grab;
Dich preisen sie, Dir danken sie den Segen,
den Ordnung, den Gesittung ihnen gab;
der Weg nur war der rechte, den Du ihnen
gewiesen hast, nicht der durch die Carinen.*)

*) Oden: Buch 4. Ode 2. Vers 35. 36.

Erinnerungen aus Italien.

Unter diesem Titel hat der auch in politischen Kreisen vielfach genannte und bekannte königl. preuß. Appellationspräsident J. v. Kirchmann eine Reihe von Mittheilungen veröffentlicht,*) wozu ihm eine sechswöchentliche Reise durch Italien im Sommer 1864 Veranlassung gegeben hatte. Die „Erinnerungen“ lassen sich im Allgemeinen ganz gut lesen, und gewähren eine angenehme Unterhaltung, wobei man auch manches Lehrreiche und Anziehende lernt und erfährt und namentlich werden die Leser der Episode ein nicht geringes Interesse zuwenden, die sich vom Vesuv aus bis nach Genua und Venedig durch die „Erinnerungen“ hindurch zieht. Tiefere Ansprüche, was z. B. das Land und die Menschen darin anlangt, wie man diese etwa aus Gregorovius und Cäsar kennen lernen kann, oder was Kunst und dergleichen betrifft, darf man jedoch hier nicht machen, und um so weniger, da der Verfasser — eben nur sechs Wochen in Italien gewesen war. Aber er erzählt das, was er dort erlebt hat, in lebendiger Darstellung, und er weiß die Gegenstände, denen er näher getreten ist, in anregender Weise auch dem Interesse der Leser näher zu bringen. Ueber Manches spricht er freilich in seiner Weise und in einer Art, daß ein Widerspruch dagegen wohl aufkommen dürfte und auch ein solcher seine volle Rechtfertigung fände, und es ist wohl auch die Pflicht der unbefangenen Presse, dies zu rügen. So hat z. B. der Tadel Cicero's, zu dem ein Besuch des Albanengebirges mit den Trümmern der alten tusculanischen Villa Cicero's im heutigen Frascati, Veranlassung giebt, so wie das, was er dabei über das ganze Alterthum bemerkt, durch welches sich nach der Meinung des Verfassers „ein merkwürdiges Uebermiegen der Form über den Inhalt des Gedankens zieht, während die Gegenwart das Verhältniß umgekehrt hat,“ etwas Einseitiges und eine gewisse Oberflächlichkeit an sich, und in Ansehung Cicero's, dessen Ruhm als Redner der Verfasser noch besonders bestreitet, könnte man meinen, daß der Hr. Appellationsgerichtspräsident bei Ad. Stahr in die Schule gegangen sei. Eben so wird man ihm mit dem, was er in Pompeji über das antike Leben und über seine Monotonie sagt, wenigstens nicht durchgängig Recht geben können. In manchen Beziehungen scheint es, als habe sich der Verfasser gar zu sehr von vorgefaßten Meinungen leiten lassen, und er trägt daher auch auf manche Gegenstände außer ihm nur seine subjective Ansicht mit besonderem Wohlgefallen über. Ueber Vieles, was Italien gewährt, wird er manchen Leser enttäuschen, und Anderes wird in anderer Weise manche Erwartungen unbefriedigt lassen. Gleich der erste der vierzehn Abschnitte, in denen der Verfasser seine „Erinnerungen“ mittheilt, „Eine Privataudienz bei dem Papst“, ist von unbedeutendem Inhalt und bietet bei weitem nicht das Interesse dar, das gewiß vielen Lesern das von Frederike Bremer während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient gehaltene und unter dem Titel: „Leben in der Alten Welt“ übersetzte Tagebuch in der darin von ihr im vierten Theile gegebenen Schilderung ihrer Audienz beim Papste gewähnt hat. Auch der „Besuch bei Garibaldi“ ist fast nur der in gewissen Ueberschwänglichkeiten eines besonderen Enthusiasmus sich gefallende Ausdruck persönlicher Huldigungen, der keinen großen Werth hat. Dagegen bezeichnen wir die Abschnitte: „Vier Tage in Capri“, mit dem, was darin über die blaue und über die grüne Grotte mitgetheilt wird, ferner: „Neapel,“ „Tivoli,“ und im Allgemeinen die Naturschilde-

*) Berlin, Springer, 1865.

rungen und landschaftlichen Beschreibungen als besonders anziehend und lesenswerth. Auf der Insel Capri machte der Verfasser als Preuße eine eigenthümliche Erfahrung, die zugleich für die geringe Bildung des italienischen Volks einen merkwürdigen Maaßstab abgiebt. Er traf dort mit einem Eingeborenen von der Insel zusammen, bei welchem er wohnte, und als dieser hörte, daß der Verfasser aus Preußen sei, ward der Italiener stutzig. — bemerkte nach einigem Zögern gegen den Hrn. v. Kirchmann, „es sei ihm wohl angenehm, daß er sich hier in Italien der Kleider bedienen könne, die er anhatte.“ Der Verfasser verstand anfänglich seine Worte nicht, und erst nach wiederholtem Fragen erkannte er, daß sein Wirth voraussetzte, „in Preußen gingen alle Menschen nackt und nur mit einem Fell umgürtet, einher.“ Der Mann aus Capri hatte nämlich von Preußen noch nichts gehört, dagegen hatte er in Neapel das preußische Wappen bei dem preußischen Consul gesehen, das in heraldischer Weise von den bekannten Schildhaltern auf beiden Seiten gehalten wird. Der naive ungebildete Italiener hatte die, seiner Annahme allerdings entsprechende Kleidung dieser halbnackten Schildhalter — für die „Nationaltracht in Preußen gehalten,“ und es bedurfte — setzt Hr. v. Kirchmann hinzu — wiederholter Versicherungen, um ihn von seinem Wahne zurückzubringen. Uebrigens bemerkt letzterer, spätere Erfahrungen hätten ihn belehrt, daß solche Unkenntniß in Italien „nichts Ungewöhnliches sei.“

Im Albanengebirge hatte der Verfasser Gelegenheit, eine interessante Bemerkung zu machen. Er besuchte dort den See von Nemi, in dessen Nähe unter andern der durch sein Blumenfest bekannte Flecken Genzano liegt. Das Gebirge ist hier zu einem tiefen Kessel mit steilen Wänden eingesunken, dessen Grund von dem Wasser jenes See's bedeckt ist. Das Wirthshaus in Nemi, in dem der Reisende eingekehrt war, lag auf der halben Höhe, und der Felsenabhang fiel so steil in den See, daß man über ihm zu schweben meinte und die Wasserfläche tief unten sich in einem Kreise ausgebreitet sah. Die Ränder waren mit dunklem Buschwerk dicht bewachsen; nur jenseits auf der Höhe sah man einzelne Häuser von Genzano. Bei längerem Anblick dieser sonderbaren öden Landschaft regte sich in dem Verfasser bald ein unheimliches Gefühl. Die Sonne sank tiefer; die steilen Ränder des See's färbten sich schwärzer und wurden den Wänden eines Kessels immer ähnlicher; unten bewegte kein Luftzug die Wasser des See's, die matt wie Blei glänzten und schwer wie Blei auf den Boden zu drücken schienen. Kein Mensch, kein Thier war zu sehen und zu hören, und über dem Kessel des See's lag eine Todtenstille. Aber bald änderte sich die Scene. Mit der eintretenden Dämmerung ward es lebendig auf den Straßen. Fuhrleute kamen auf ihren hohen zweirädrigen Karren gefahren, aus den Häusern traten die Männer an die Fuhrleute heran, es ward heftig gesprochen und wie es schien, gehandelt; bald kamen auch Frauen und Mädchen mit breiten, flachen Körben auf den Köpfen, horchten und umstanden die Männer, die, wie auf einer Kornbörse, ernst und eifrig mit einander verhandelten. Es waren wirklich Handelsgeschäfte, die sie betrieben, aber sie betrafen nicht Korn, sondern Erdbeeren. Ganz Rom wird nämlich von Nemi aus, das Jahr hindurch, mit Erdbeeren versorgt, und die flachen Ufer des See's bestehen nur aus Gärten, in welchen nichts als die sogenannte Monatserdbeere vom Frühjahr bis zum Herbst gebaut wird. Auf dem steilen Pfade zum See begegnet man dann zu allen Tageszeiten Frauen, die in flachen Körben die frisch gepflückten Früchte nach Nemi hinauftragen. Als man endlich Handelseins geworden war — erzählt der Verfasser weiter — wurden die Wagen bei Laternenschein mit den duftenden Körben beladen, und die Fuhrleute zogen ab, um die Kühle der Nacht zur Fahrt nach Rom zu benutzen.

In Rom machte der Verfasser die Bekanntschaft unseres deutschen Landsmanns, des gelehrten ultramontanen Priesters und Präfect-Adjutors des geheimen Archivars des heil. Stuhls, des Pater Augustin Theiner aus Breslau, der Sohn armer Aeltern, bemerkt von K. — hatte er sich durch seinen Charakter und seine Gelehrsamkeit eine bedeutende Stellung in Rom gewonnen. Durch die Herausgabe der bisher noch ungedruckten geschichtlichen Dokumente der vaticanischen Bibliothek ist er in England, Frankreich und Ungarn noch bekannter geworden, als in seinem Vaterlande, und unter anderm hat er auf Befehl des Papsts Pius IX., mit Benutzung der Dokumente über die Vertreibung der Jesuiten im Archiv des Vatican, das Leben Clemens XIV. verfaßt und herausgegeben. Als im Jahr 1859 ein großer Theil des Kirchenstaats dem Königreich Italien einverleibt worden war, erhielt Pater Theiner vom Papste den Auftrag, alle Urkunden seit der Zeit Pipin's des Kleinen im Archive aufzusuchen und zu veröffentlichen, welche die Rechtstitel für die weltliche Herrschaft der Päpste in Italien enthielten. Dies ist auch in einem starken Folianten von ihm geschehen; er hat aber darin, wie unser gelehrter Landsmann, Gregorovius in Rom, der gründliche Kenner der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, dem Verfasser der „Erinnerungen aus Italien“ versichert, alle jene Urkunden und Verträge weggelassen, welche die Päpste mit den ehemaligen Municipalbehörden Roms im Mittelalter abgeschlossen hatten. Man hat erklärlicher Weise eine jede Erinnerung an die weltliche Souverainetät dieser Stadt nach dem Untergang des römischen Reichs vermeiden wollen.

Der Verfasser suchte den Pater Theiner in seiner Wohnung im Vatican auf. Er fand in ihm nicht blos einen Gelehrten, sondern auch einen sehr liebenswürdigen und gefälligen Mann. Merkwürdig war ihm seine Wohnung. Er hatte, nachdem er schon neunzig Stufen nach dem Vorhofe des Vaticans gestiegen war und von da noch zwei Gänge nach oben durchschritten hatte, nochmals eine endlose dunkle Wendeltreppe zu ersteigen, wo nur ein in der Mitte hängender Strick der Hand einen Anhalt gewährte. Hr. v. K. meint, daß kein Thürmer in Deutschland so hoch wohne, wie dieser angesehene und gelehrte Herr. Endlich erreichte er eine unscheinbare Thür und ward von dem Diener in ein gewölbtes Zimmer geführt, während dieser noch eine Treppe höher stieg, um seinen Herrn zu rufen.

Die Tische des Zimmers waren mit Folianten und alten Pergamenten hoch beladen; ein hartes ungepolstertes Sopha mit einem Kattunüberzuge, „der manches Jahr schon erlebt hatte“, und gleiche Stühle paßten vortrefflich dazu, während herrliche Frescomalereien an den Wänden und an der Decke mit halbnackten weiblichen Figuren einen sonderbaren Contrast dazu abgaben. Die Farben und insbesondere das Incarnat waren bei ihnen so schön, daß ein Engländer dem Pater 6000 Scudi für ein einziges nacktes Bein derselben geboten hatte, wie Pater Theiner dem Verfasser „mit einem gewissen Stolze“ selbst erzählte. Durch seine Güte hatte dieser nicht nur Gelegenheit, die Schätze der vaticanischen Bibliothek näher kennen zu lernen, als es wohl sonst den Reisenden möglich ist, er erhielt durch ihn auch die Erlaubniß zum täglichen Eintritt in die Gärten des Vaticans.

Diese Gärten — bemerkt unser Reisender — können mit mehr Recht, wie die der Semiramis, als die hängenden Gärten Roms zu den Wunderwerken Roms gerechnet werden. Hoch über Rom nach allen Richtungen hin sich erstreckend, gewähren sie die prachtvollsten Aussichten über die Stadt, über den Monte

Gianicolo *) und Monte Mario. Dunkle, dichte Laubgänge, blühende Rosenhecken, duftende Orangenbäume erquickten den Besucher; zahlreiche Springbrunnen milderten die Hitze. Auf einem größeren Wasserbecken schwamm ein dreimastiges Linienschiff von Eisen, 20 Fuß lang und einem großen Linienschiffe genau nachgebildet. Auf einen Wink des Aufsehers schossen plötzlich aus allen Kanonen seiner Breitseite sprühende Wasserladungen hervor, und kein Zuschauer kam ohne bedeutende Wasserwunden davon.

In Genua besuchte der Verfasser auch den Leuchtthurm. In Begleitung des Aufsehers, eines Invaliden, stieg er die 300 Stufen eines Abends hinauf und kam noch zu rechter Zeit, als die Sonne dem Horizonte sich zuneigte und Berge, Häuser, Schiffe und Meer von ihrem rothen Glanze wiederstrahlten. Während der Blick des Fremden auf dem unendlichen Meere ruhte, zog der Aufseher das Uhrwerk auf, welches die Maschinerie des Leuchtfeuers in Bewegung setzt. Zehn runde Dochte einer großen Lampe, von denen ein jeder concentrisch in dem andern sitzt, bilden angezündet die leuchtende Flamme, und eine große Zahl von Spiegeln verstärkt die nach dem Meere hin gehenden Strahlen. Um diese festsitzende Lampe bewegt sich langsam ein großer Cylinder von Glas, der in 8 Felder abgetheilt und von denen ein jedes so geschliffen ist, daß es die Strahlen der Lampe nur in dem Zeitpunkte vollständig hindurchläßt, wo sie die Mitte des Feldes treffen. Durch die drehende Bewegung dieses Cylinders entsteht dann das wechselnde Leuchtfeuer, dessen zu- und abnehmender Glanz für den Schiffer das Mittel wird, die verschiedenen Leuchtthürme zu unterscheiden und sich vor der Verwechselung anderer Lichter zu schützen.

Am Schlusse dieser Mittheilungen über die „Erinnerungen aus Italien“, so wie aus ihnen, wodurch dem einen und anderen Leser die Veranlassung gegeben werden möge, sich das Buch selbst näher anzusehen, stehe noch die, auch von andern Reisenden in Italien ausgesprochene Bemerkung, die der Verfasser einmal beiläufig macht, daß „eine Reise durch Italien zu dem Verständniß der römischen Schriftsteller mehr beiträgt, als jahrelanges Studiren in der Schul- oder Arbeitsstube zu Hause.“

*) Der Verfasser schreibt: Janicolo, also halb italienisch und halb lateinisch. Ebenso schreibt er irrig: Siegesmondo, bald Sigusmondo, statt des allein richtigen Sigismondo, für unser deutsches: Sigismund.

* Bilder aus Westfalen.

Der alte Vicarius.

Von Hermann Hartmann.

„Es ist mir doch eigen, daß der Vicarius nicht mehr kommt“, sagte eines Abends der Großvater, indem er seine beiden Arme auf dem Rücken haltend im Zimmer auf und abschritt. „Seit vierzig Jahren ist er jeden Abend, den Gott werden ließ, zu uns gekommen, um seinen Ort Wein zu trinken. Er hat allerdings seine Wunderlichkeiten“, fuhr er halb wie im Selbstgespräche fort, „und nahm sich als alter Bekannter Vieles heraus, aber ich hatte mich doch so an ihn gewöhnt, daß es mir, seit er wegbleibt, ordentlich etwas einsam vorkommt“. „Es ist gut“, antwortete die Großmutter, welche in ihrem Sorgestuhle hinter dem Ofen saß und fleißig spann, „daß der alte Salbaderer wegbleibt“. Wir Enkelknaben theilten nicht die Ansicht der Großmutter, sondern fühlten vielmehr mit dem Großvater, welcher nach damaliger Sitte neben seiner Apotheke eine Weinstube hielt und mit dem Vicarius seinen letzten Stammgast verlor, denn auch uns war das alte, magere Männchen eine liebe Bekanntschaft. Da man im großälterlichen Hause sich nicht viel um den alten Gast bekümmerte, so war er bei seinen abendlichen Besuchen oft genug auf uns Kinder angewiesen, mit denen ihn außerdem die Leidenschaft für Schmetterlings-, Eier- und Siegelsammlungen (Postmarken kannte man damals noch nicht) verband, die ihn oft in seiner alten baufälligen Vicarie besuchten, um seine kleine Menagerie, welche aus Stieglitzen, Drosseln, Kanarienvögeln, Laubfröschen, Blindschleichen, Eichhörnchen, Zaunigeln, Eidechsen, Katzen und selbst Mäusen bestand, in Augenschein zu nehmen und sich von den wunderbaren Beobachtungen und Experimenten, von welchen er erzählte, durch die eigene Anschauung zu überzeugen. So war seine ganze Sehnsucht, die wir nun ebenfalls mit ihm theilten, auf den Besitz einer singenden Maus gerichtet, und wir kamen in eine nicht geringe Aufregung, als uns die Großtante Jette eines Tages erzählte, daß sie eine singende Maus in ihrer Kammer habe. Da die Großtante unverheirathet geblieben und es sich für den Vicarius gewiß nicht schickte, in ihre jungfräuliche Kammer einzudringen, so gab er uns den willkommenen Auftrag, dieser singenden Maus vermittelst Fallen habhaft zu werden. Wir fingen nun in der Kammer der Großtante und zu ihrer großen Freude verschiedene Mäuse, welche wir dem Vicarius getreulich überbrachten, von denen aber leider keine einzige singen wollte, so oft und unermüdlich er ihnen auf seiner Flöte vorblasen und sich dem erwünschten Gesange gleichsam als Begleiter anbieten mochte. Wir gaben die Versuche, der singenden Maus habhaft zu werden, zuletzt und um so mehr auf, als wir der Großtante, welche sich oft mit dem Vicarius neckte, nicht recht trauten und an der Existenz der singenden Maus überhaupt zu zweifeln anfingen. Schade, daß damals die Zeit der Aquarien noch nicht herangekommen war, was für eine Freude würde ein solches dem Vicarius und uns bereitet haben.

Ich sprach vorhin davon, daß der Vicarius den Mäusen auf seiner Flöte vorgeblasen hätte. Aber nicht nur auf dieser, sondern auch auf vielen anderen Instrumenten spielte er, von denen, theilweise selbst verfertigten, er eine ganze Sammlung besaß, ohne es auf ihnen zu irgend einer Fertigkeit gebracht zu haben. Dagegen war er Virtuos auf der Glasharmonika und der Maultrommel, und waren wir bei derartigen musicalischen Productionen sein einziges, aber um so aufmerksameres Publicum. Auch hatte er die großen Ritzen seiner zugigen Wohnung mit Aeolsharfen ausgefüllt, deren zauberische Töne uns zugleich Schauder und Entzücken brachten und vor unseren Blicken die alte Vicarie in ein Zauberschloß verwandelten, in welches der alte, hagere Vicarius als Zauberer und seine bejahrte Haushälterin als dessen geschäftig trippelnde Alte nur zu gut hineinpaßten.

Der Großvater, welcher unserem gemeinschaftlichen Treiben oft lächelnd zusah, meinte oft, der Vicarius sei in seine Kindheit gekommen. Ich aber glaube, daß der gute, alte Mann nie herausgekommen war. Seit vierzig Jahren im Besitze einer stillen, kleinen Vicarie hatte er, ich wenigstens erinnere mich nicht, davon gehört zu haben, das bescheidene, vom Verkehr der Welt weit abgelegene Dörfchen nicht verlassen. Seine amtliche Wirksamkeit beschränkte sich auf das tagtägliche Halten einer stillen Messe an dem einzigen Nebenaltar der alten Dorfkirche und auf wenige Krankenbesuche. Auch predigte er zuweilen, und mochten ihm die Vorbereitungen zu den Predigten, welche, wie mein Onkel, den die Neugierde hingetrieben haben mochte, versicherte, höchst originell und oft drastisch waren, wenig Mühe verursachen. So blieb ihm außer der Zeitungslecture viel Zeit übrig, und da er als ein

Mann der alten Schule keinen wissenschaftlichen Drang in sich verspürte, so hatte er an den Beschäftigungen und Freuden seiner Jugendzeit wieder angeknüpft. So war es denn natürlich, daß uns Knaben gleiche Bestrebungen mit dem alten Vicarius zusammenführten. An den Abenden, an welchen er in unser großälterliches Haus kam, und er war, da ihn Krankheiten nie verhindert hatten, seit vierzig Jahren jeden Abend gekommen, saß er an demselben Tische, an welchem wir unsere Arbeiten machten, seinen Ort Graves vor sich, half uns getreulich bei unseren lateinischen Exercitien und, wenn wir mit unseren Arbeiten fertig waren, beim Lösen der Räthsel und Rebus, beim Anfertigen von Papierdrachen und Papparbeiten, verabredete auch wohl mit uns und den Größeren eine Schlittschuh- oder Dickemilchpartie auf den folgenden Tag. Seine Zeitungslectüre gab ihm Stoff zu politischen Erörterungen und Debatten mit den Erwachsenen, und förderte er in diesen oft die kühnsten Behauptungen und Conjuncturen zu Tage, welche er dann mit größter Hartnäckigkeit vertheidigte. Da er nun bei den Großen oft nicht den erwünschten Erfolg fand, so machte er auch uns Knaben gern mit seinen politischen Ansichten bekannt, welche sonderbar und unpraktisch genug sein mochten. Besser debutirte er bei Allen, Großen und Kleinen, als Martensmann, wenn er um Martini seltsam vermummt diesen Aepfel und Nüsse, jenen die Erinnerung an ihre Jugendzeit brachte.

Ich sprach vorhin davon, daß der Vicarius sich gern mit der Großtante Jette neckte. Es waren aber der Großtanten drei, unverheirathete Schwestern der Großmutter, die in einem Nebenhause wohnten, mit welchen er in beständigem Kampfe lag und von denen er, wenn er sie zu heftig gereizt hatte, hinterrücks oft, für ihn allerdings nicht schmeichelhaft, „ekliger Mensch“ gescholten wurde. Ihre Streitigkeiten bewegten sich meistentheils auf religiösem Gebiete. Die Großtanten waren nämlich sehr eifrige Protestantinnen, obgleich der Vicarius behauptete, daß sie ächte katholische Herzen hätten, welche Behauptung denn niemals verfehlte, die drei Großtanten in Harnisch zu bringen und zu Betheuerungen des Gegentheils zu veranlassen. Da die alten Großtanten von ihren katholischen Nachbaren an den hohen Festtagen gebeten wurden, ihre Kunstfertigkeit bei der Herrichtung von Laubpforten zu verwenden und dieses in ihrer Gutherzigkeit nicht abschlagen mochten, ja die älteste von ihnen in Verfertigung von Tauben und Lämmern aus Papier und Wolle sich selbst zu überbieten pflegte, so machte das dem alten Schalk ungemeines Vergnügen und er pflegte durch seine Anwesenheit sowohl, als durch Lobeserhebungen den Eifer der Großtanten anzuspornen, um diesen nachher als Waffe wiederum gegen sie zu gebrauchen. An Sonntagabenden versammelte sich im großälterlichen Hause eine Whistpartie, zu welcher der Großvater selbst, zwei sehr alte, unverheirathete Vettern, von denen der eine ein alter Verehrer unserer jüngsten Großtante war, und der Vicarius gehörten. Da der letztere im Erfinden neuer Gewinn verheißender Conjuncturen unermüdlich war und, indem er ihre Haltbarkeit erproben wollte, nur zu oft gegen alle bekannten Whistregeln spielte, so gab er seinem Partner fast immer gerechte Ursache zu scharfen Rügen, und es gehörte unbedingt zu den seltenen Vorkommnissen, daß dieser den Vorschlag zum Umrablern zurückwies. Doch wird der neugierige Leser fragen: weshalb mied denn der Vicarius seine alte Stammkneipe? Auch darüber hatte er uns Knaben unterrichtet. Es war von seiner geistlichen Oberbehörde unangenehm vermerkt, daß er, der katholische Priester, ausschließlich ein protestantisches Gasthaus besuchte, und ihm von derselben darüber eine Rüge zuerkannt worden. Wirklich mied er nun auch das großälterliche Haus fast vier Wochen lang. Da erschien er eines Abends zu unserer großen Freude wieder in dem alten Lokale, ging auf unseren Großvater zu und gab ihm stumm die Hand, und wir sahen, wie ihm dabei die dicken Thränen über die Wangen rollten. Auch der Großvater war gerührt und drückte dem Wiederkehrenden seine aufrichtige Freude in herzlicher Weise aus. Selbst die Großmutter war an diesem Abend gegen den alten Stammgast, welchen sie sonst nicht leiden mochte, äußerst freundlich. Ich glaube, auch ihr hatte der alte Salbaderer gefehlt. Der alte Vicarius blieb von jetzt an trotz allen Warnungen bis an sein seliges Ende ein treuer Stammgast des großälterlichen Hauses. Seine erste Krankheit war auch seine letzte. Er starb in seiner baufälligen Vicarie unter der Pflege seiner alten Magd einen sanften Tod. Selbst seine alten Feindinnen, die Großtanten, hatten ihm manche Labung gebracht. Der Großvater ging betrübt hinter dem Sarge seines letzten Stammgastes, und bald deckte auch ihn der grüne Rasen.

Literatur und Kunst.

* Ueber Umfang und Quelle der erfahrungsreichen Erkenntniß von L. Geiger (Frankfurt, Auffarth) liefert einen werthvollen Beitrag zur Erkenntnißtheorie. Der Verfasser behält sich vor, in einer späteren Untersuchung über den Ursprung der Sprache und Vernunft den Gedanken durchzuführen, daß die Vernunft als eine fertig anerschaffene und in dem Leben menschlicher Einzelwesen immer wieder zur Reife gelangenden Fähigkeit, nicht einmal in ihren einfachen Fähigkeiten und Verrichtungen begriffen werden kann; daß sie vielmehr selbst, und grade in ihren stolzesten Flügen, in ihren kühnsten, den Wundern des Sternenhimmels zugewendeten Wegweisen vielleicht am meisten, die unabweisbare Gewißheit in sich birgt, eine Entwickelung innerhalb der menschlichen Gattung durchlaufen, und einen Anfang in der Zeit gehabt zu haben. Es genüge nicht länger, dem denken, diesem bewunderungswerthesten aller Triebe, eine bloße Ausbildung, eine mechanische Zunahme durch ein Jahrtausend lang fortgesetztes Erfahren, Lernen, Entdecken und Erfinden zuzugestehen; vielmehr sei die Vernunft gewachsen, aus wesentlich andern Geisteszuständen erst entsprungen, deren Spuren sie noch jetzt in ihren Functionen aufweise, ja ohne deren Voraussetzung, als Grund und Wurzel ihres Daseins, sie nicht lebensfähig wäre. Die Kritik der Vernunft sei unmöglich, die Logik bloße Formel, die Metaphysik haltlos, wenn sie nicht auf diesem geschichtlichen Boden, auf der erfahrungsmäßigen Kenntniß von dem Werden der Vernunft in einer vormenschlichen Urzeit und ihrer Entwickelung bis zu der gegenwärtig uns bekannten Höhe ruhen.

— Der alte Soldat, Erzählung von Louise Meyer von Schauensee (Köln, Bachem), ist eine einfache, aber sehr gut erzählte Geschichte, so kernig, daß Niemand auf einen weiblichen Verfasser rathen würde. Die katholische Tendenz, die den Publikationen aus dem genannten Verlage anzukleben pflegt, macht sich nur in wenigen Zügen geltend.

— Skizzen aus dem Pastorat zu Mastland, deutsch von Schöttenbruch (Elberfeld, Bädeker), ist aus dem holländischen des Pastors C. E. van Koetsveld übersetzt. Das Buch bietet interessante Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfpastors, die viel praktische Erfahrung und Gewandtheit desselben an den Tag legen. Die Grundrichtung desselben ist eine religiöse; die tiefe Treue und frische Lebendigkeit der Darstellung wird in weiten Kreisen Interesse erwecken.

— Vom Zustand nach dem Tode, von Heinrich Wilhelm Rieck (Ludwigsburg, von Balmer und Riehm) versucht, vornämlich auf die Offenbarung Johannis gestützt, über Dinge, über welche wir weder etwas wissen können, noch sollen, Kunde zu verbreiten. Wir sind der Ansicht des Verfassers entgegen der Meinung, daß ein solches Unternehmen „Vermessenheit und Vorwitz“ sei.

— Die neuesten Hefte der Bibliothek ausländischer Klassiker (Hildburghausen, bibliographisches Institut) bringen: Walter Scott's Fräulein vom See, deutsch von Viehoff, Homers Odyssee, deutsch von Ehrenthal, Shakespeares König Lear und Wintermärchen, deutsch von Wilhelm Jordan und Karl Simrock, George Sands Teufelssumpf und Franz der Champi von August Cornelius. Ehrenthals Uebersetzung ist in Hexametern abgefaßt, in denen er nach Hölderlins Vorgang reichlich

Trophäen anwendet und bemüht sich, durch eine glänzende Sprache die Fülle und Blüthe der homerischen Ausdrucksweise zu erreichen.

— Salzburg, Obersteiermark, das österreichische Gebirge und das Salzkammergut für Einheimische und Fremde geschildert von Adolph Schanbach (Jena, Frommann), eine vortreffliche und eingehende Schilderung eines der schönsten Länder der Welt ist bereits in zweiter Auflage erschienen.

— Ammerland, Jeverland im Großherzogthum Oldenburg (Schleswig, Heiberg), ist eine kurze, aber sehr lebendig gehaltene ethnographische Skizze der Unterschiede zwischen Marsch und Geest in öffentlicher, wie in häuslicher Beziehung, in Denk- und Anschauungsweise, im geselligen Leben und Umgange, in Gewohnheiten und Gebräuchen, wie im Beobachten gewisser Lebensregeln.

— Paul Heyse's Schauspiel Hans Lange, von der Aufführung an der hiesigen Bühne bereits bekannt, ist nun auch im Buchhandel erschienen (Berlin, Hertz). Die Lectüre desselben bestätigt vollkommen die längst gewonnene Ueberzeugung, daß Heyse den Pegasus verlassen und dafür die Milcheselin der Mutter Birchpfeiffer bestiegen hat.

— Emmenthaler Alterthümer und Sagen von Alb. Jahn (Bern, Huber), enthalten gelehrte antiquarische Forschungen über fünf Gegenstände von wesentlich vielem Interesse.

— Des Laien Zweifel und Hoffnung von C. Lehmann (Leipzig, Hunger) will die vermeintlichen Widersprüche zwischen Naturwissenschaft und Religion lösen, bringt dies aber nur in der Weise zu Stande, daß sie beide in gleicher Weise durch abenteuerliche Aufstellungen vor den Kopf stößt.

— Die Selbstbiographie von Heinrich Stieglitz, welche derselbe vor zwanzig Jahren verfaßt, ist jetzt von L. Curtze vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben worden. (Gotha, Perthes.) Stieglitz erlangte bekanntlich durch eine seltsame Handlung seiner Frau eine europäische Berühmtheit. In jungen Jahren verheirathete er sich mit Charlotte Willhöft, einem schönen und geistvollen Mädchen und führte mit ihr ein Leben, über welches Hegel, der beiden sehr zugethan war, urtheilt: „Die Leutchen lieben sich viel zu sehr; wo das wohl hinaus wolle, wenn einmal Eins von Beiden sterbe.“ Stieglitz war mit den Männern des jungen Deutschland innig befreundet, und an seine poetische Begabung waren Hoffnungen geknüpft, die er nie zu erfüllen vermochte. Seine Gattin gewann die Ansicht, daß eine heftige Nervenerregung sehr wohlthuend auf seine Productionsfähigkeit einwirken würde, und um ihm eine solche zu verschaffen, erdolchte sie sich am 29. December 1834, nach sechsjähriger Ehe, nur 28 Jahre alt. Mehrere mündliche und schriftliche Aeußerungen bereiteten auf ihre That vor. „Ich habe dich vielfach beobachtet und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wer's recht gut mit dir meint, der müßte ordentlich darauf ausgehen, dir rechten, tiefen Schmerz zu bereiten. Nichts thut dir wohler. Nichts fördert dich mehr in dich selber.“ „Die Aufgabe des Lebens ist die des Kämpfers in der Schlacht, immer todesmuthig, immer todesbereit, ohne doch erschossen zu werden. Es wird schon der Moment kommen, wo Einer erschossen werden muß. Mein guter, treuer Kamerad, du mußt vor in die Reihen mit doppelter Kraft und doppeltem Muth, wenn mich einmal die erste Kugel treffen sollte.“ „Ja, ja, nur aus der Tiefe des Schmerzes, aus der echten Resignation kommt uns die rechte, die dauernde Kraft, die hohe Ruhe des Geistes, ohne die nichts wirklich Großes geschieht. Halte nur fest an deinem Vorsatz und sie wird dir werden.“ Und in dem Abschiedsbriefe an ihn: „Unglücklicher konntest du nicht werden, Vielgeliebter, wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück. In dem Unglücklichsein liegt oft ein wunderbarer Segen, er wird sicher über dich kommen.“ Ihre That wurde zu jener Zeit als ein Heldenstück von Männern wie Marggraf, Mundt, Gutzkow angefeuert, und milden, versöhnenden Worte, welche Prediger Jonas an ihrem Grabe sprach, wurden als Zeichen pfäffischer Verstocktheit verrufen. Das Mittel verfehlte übrigens seine Wirkung; Stieglitz hat nie etwas nennenswerthes geleistet; am 22. Februar 1801 zu Arolsen geboren, starb er beinahe vergessen am 23. August 1849 zu Venedig an der Cholera.

— Unter den etwas anspruchsvollen Titel: „Dramaturgische Versuche“ von Eduard Dobbert (Petersburg, Schmitzdorff) bergen sich einige Theaterrecensionen, welchem es an dauerndem Werth fehlt.

— Die Vereine zur Pflege verwundeter Krieger (Oldenburg, Schulze), ist ein Vortrag, den der Oberbaudirector Otto Lesius am 21. März 1865 in einem Oldenburger Bildungsvereine über den Genfer Congreß von 1863 und 1864, sowie über die in dem schleswig-holsteinischen und dem nordamerikanischen Kriege gesammelten Erfahrungen gesammelt hat und der den gegenwärtigen Standpunct dieser wichtigen Angelegenheit der Humanität sehr gut darlegt.

— Margareta von Ravenna von Th. Pyl (Greifswald, Scharf), ist der kurze Abriß eines romanhaften Lebens. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde der Professor Petrus von Ravenna von dem Pommerschen Herzog Bogeslaw aus Venedig nach Greifswalde berufen. Seine Tochter Margareta, die ihm dorthin folgte, lernte Ulrich von Hutten dort kennen und lieben, und hatte Gelegenheit, ihm gegen seine Feinde beizustehen, an welchen es ihm dort so wenig als anderwärts fehlte. Sie starb in der Blüthe ihres Alters.

— In dem Buche: „Aus Amerika“ hat der ehemalige Pastor Dulon (Heidelberg, Winter) sehr reichhaltige Erfahrungen über die deutsche, die deutsch-amerikanische und die amerikanische Schule, so wie über Schulwesen überhaupt niedergelegt; viele darin enthaltene Fingerzeige

— Ein hamburger Schulfreund Barth's giebt in der „Voss. Ztg.“ Erinnerungen aus der Zeit, wo Barth das hamburger Johanneum besuchte, und erzählt dabei: „Barth verkehrte wenig mit dem Gros der Classe, stand in den Zwischenzeiten meist am Ende der Bank, auf der er seinen Sitz hatte, eine vornehme Zurückhaltung gegen seine Mitschüler beobachtend und nur mit diesem und jenem seiner näheren Bekannten, die an ihnen herantraten, ein Wort wechselnd. Selten verzog sich seine Miene zu einem vornehmen Lächeln, herzlich lachen habe ich ihn nie hören. Dabei machte er gern allerlei Uebungen mit den Armen, brachte dieselben möglichst nahe auf dem Rücken zusammen, um den Brustkasten hervortreten zu lassen, und übte so in diesen Pausen eine Zimmer-Gymnastik, welche ihm als Correctiv für das viele Sitzen in den Unterrichtsstunden dienen sollte, ohne daß er nöthig hatte, sich in die Spiele der Mitschüler auf dem Classenhofe zu mischen. Er war von Natur schwächlich und kränklich, stärkte aber seinen Körper durch vieles, auch im Winter fortgesetztes kaltes Baden und Schwimmen, so wie durch eifrige Theilnahme an den Turnübungen. Er war außerordentlich fleißig; seine Thätigkeit war aber keineswegs nur den Schul-Objecten zugewandt. Er besaß eine für einen Schüler erstaunlich große Menge von Büchern und kaufte deren in allen antiquarischen Auctionen, die in Hamburg, aber auch auswärts, in Berlin und Leipzig namentlich, Statt fanden, fortwährend an, wozu er als Sohn wohlhabender Eltern sehr wohl in Stand gesetzt war. Er studirte aber auch diese Bücher mit großem Eifer, wobei ihm sein erstaunliches Gedächtniß vorzügliche Dienste leistete, wie es denn wahrhaft überraschend war, anzuhören, welche fabelhafte Menge von Büchertiteln Barth auswendig wußte. Dies trat besonders in den griechischen und römischen Literaturfunden hervor; da war kein Anderer, der die Reihenfolge der Elzeviriana so gut im Kopfe hatte, wie Barth; Keiner, der so genau die Jahreszahlen aller **Editiones principes** der classischen Autoren anzugeben wußte, wie er. Daneben trieb er aber auch für sich Gegenstände, die gar nicht in den Bereich der Schule fielen; namentlich hieß es von ihm, daß er sich privatim und ohne alle Anleitung mit dem Arabischen beschäftigte, was uns gedankenlosen Schuljungen dann freilich als der Gimpfel aller Verrücktheit erschien, bei Barth aber vielleicht doch in Ahnung der ihm bevorstehenden Mission geschah. Im Allgemeinen hatten wir trotz dem allem keine hohe Meinung von Barth; er galt der Mehrzahl seiner Mitschüler als ein Pedant, der nur an Aeußerlichkeiten haste und dem die einen Schriftsteller betreffenden biographischen Notizen wichtiger seien, als die Schriftsteller selbst. Einer seiner Commilitonen, der für besonders witzig und mundfertig galt, sagte daher von ihm: „Wie sein Vater den ganzen Tag bis in die sinkende Nacht hinein im Laden steht und Fleisch hackt (Barth ist der Sohn eines hamburger Fleischermeisters), so meint er auch bis in die sinkende Nacht hinein bei den Büchern sitzen zu müssen; übrigens ist ihre Thätigkeit ziemlich gleich, der Eine, wie der Andere hackt.“ — Bekannt ist, daß die Hamburger, als er nach der Rückkehr von seiner großen Reise im hamburger Hafen landete, ihm eine große Ovation bereiteten, indem seine früheren Lehrer am Johanneum, der Professor C. Müller, bei dem er in Pension gewesen war, an der Spitze, ihm eine lateinische Votivtafel, in welcher seine Verdienste um die Wissenschaft hervorgehoben waren, überreichten, während eine Deputation des hamburger Senates ihm das Diplom des hamburger Ehrenbürgerthums überbrachte und eine Deputation der hamburger patriotischen Gesellschaft ihm gleichfalls ihre Ehrenmitgliedschaft verlieh.“

— In London (bei Longmans) ist **„The divine Comedy of Dante Alighieri, translated in terza rima by Jon Dayman“** erschienen. Bereits im Jahre 1843 gab Dayman **„the Hell“** allein heraus; jetzt liegt uns das ganze Werk Dante's in englischen Terzinen vor. Das Original ist Seite für Seite der Uebersetzung beigedruckt, so daß der ganze Band 771 Seiten Text umfaßt. Auch Cayley's 1851 erschienene Uebertragung der göttlichen Komödie bewegte sich in der Terzinenform; alle früheren englischen Uebersetzer: Bond (1785 und 1802), Howard (1807), Hume (1812), Carey (1814) und Wright (1833), ergingen sich in reimlosen Jamben, den sogen. **blank verses**. Auch die Franzosen besitzen eine gute Dante-Uebersetzung, nämlich die von Louis Ratisbonne, der 1854 **l'Enfer** und, nachdem diese erste Probe von der Akademie gekrönt worden war, 1857 **le Purgatoire** und 1859 **le Paradis** in Alexandrinern herausgab.

Herausgeber und Verleger: C. Ed. Müller. Redacteur: Dr. Alexander Meyer. Druck von Heinrich Strack.